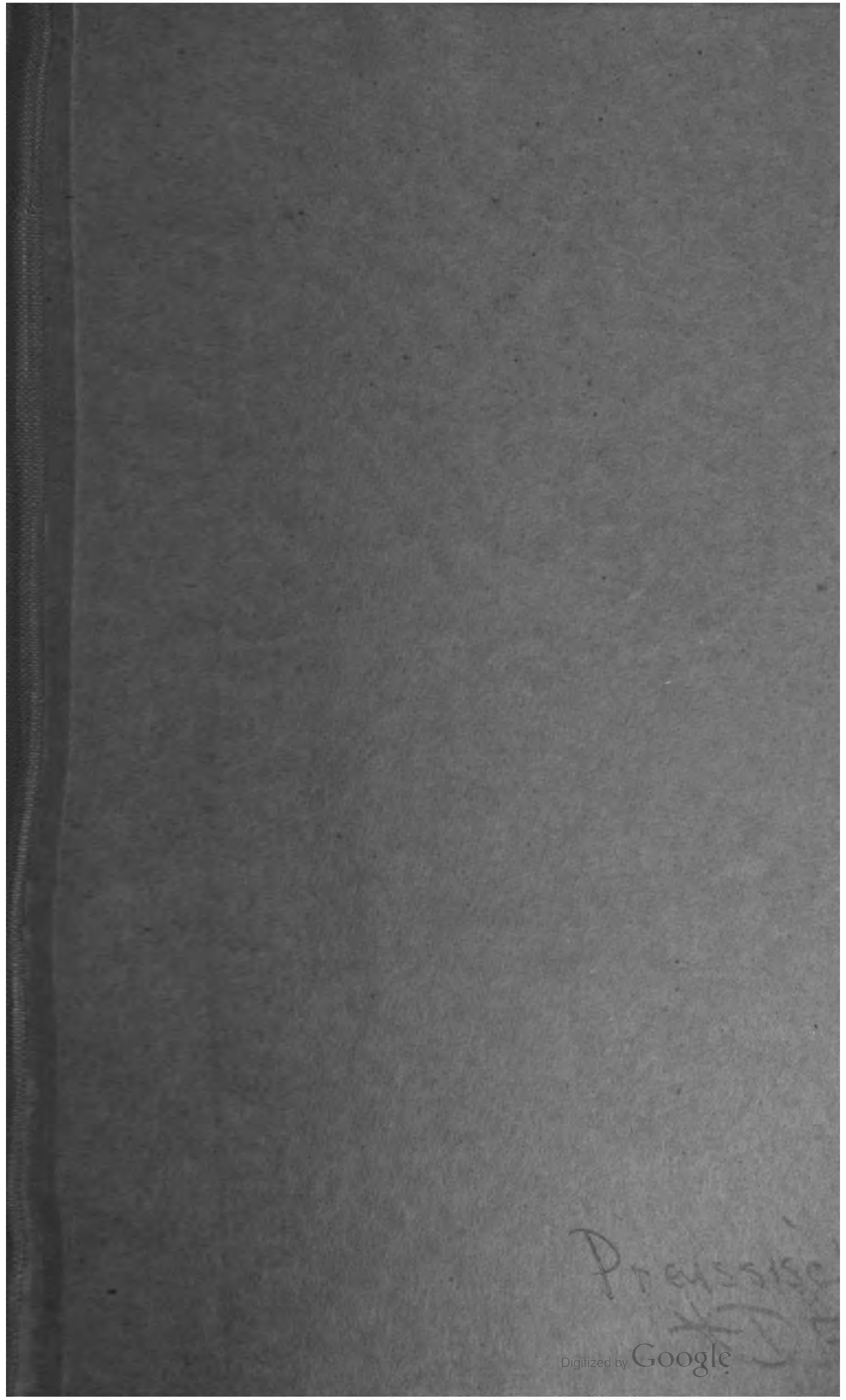
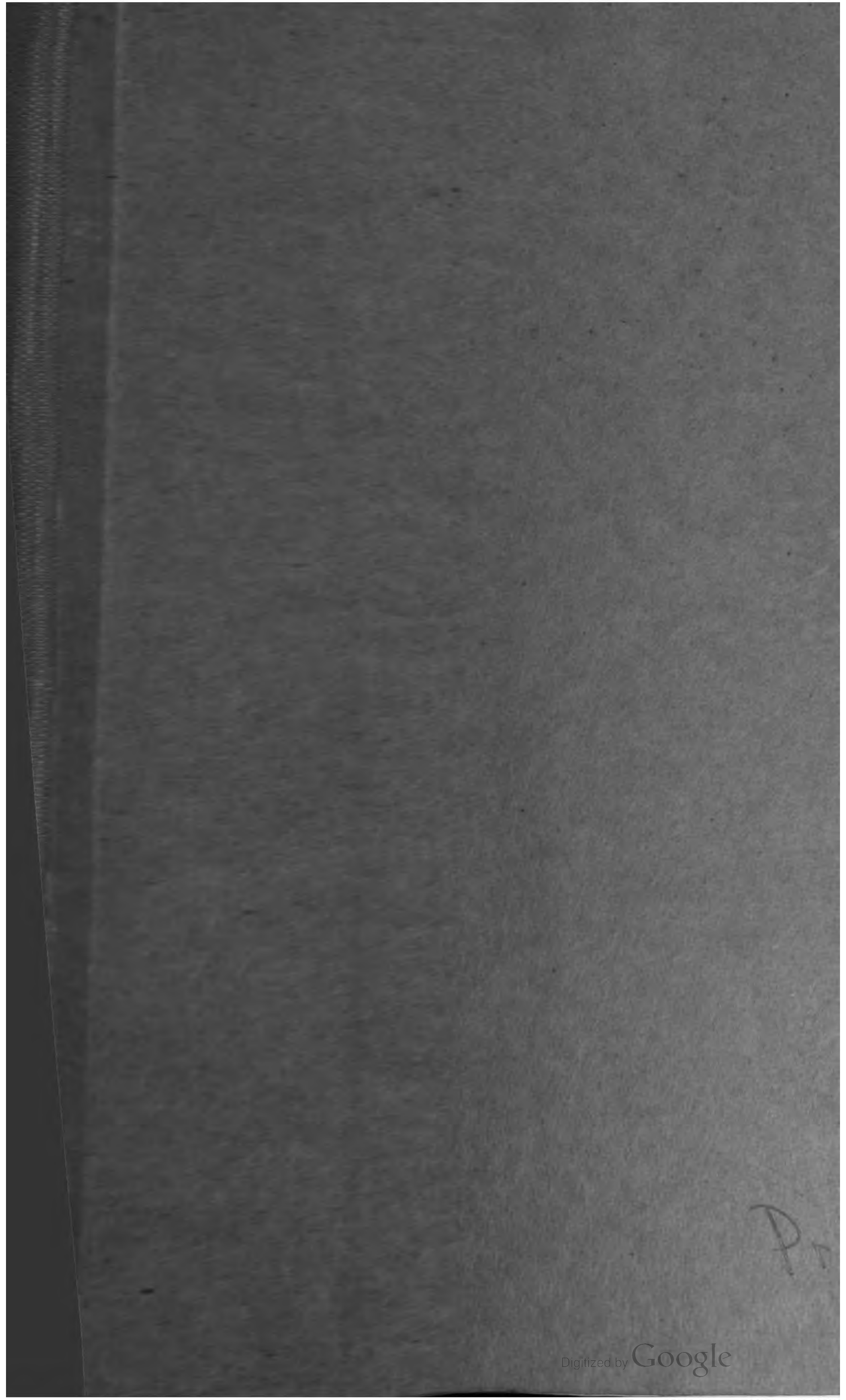


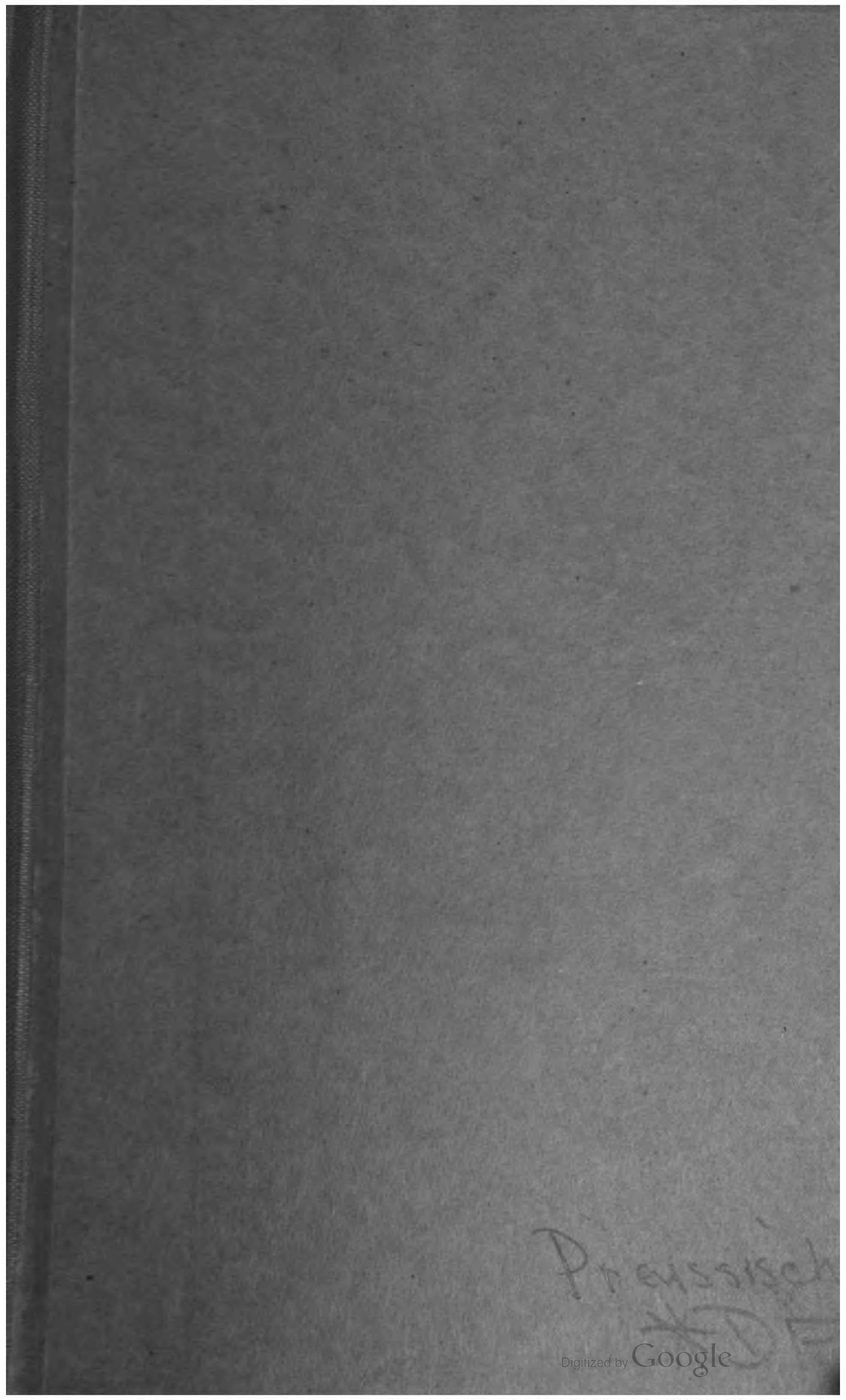











Preussisch

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

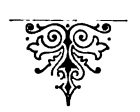
von

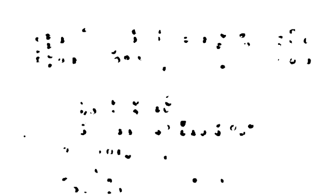
Hans Delbrück.

121

Einhunderteinundzwanzigster Band.

Juli bis September 1905.





Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1905.

Inhaltsverzeichnis

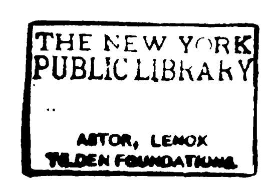
des

121. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.



Roon und Moltke vor Paris.

Von

Emil Daniels.

Die Mobilmachung von 1870/71. Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs, bearbeitet im Königlichen Kriegsministerium von Gustav Lehmann, Wirklichem Geheimen Kriegsrat und Vortragendem Rat im Kriegsministerium. Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Das Deutsche Große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870/71. Von Dr. Wilhelm Busch, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger.

Das Buch von Geheimrat Lehmann gehört zu den inhaltreichsten, wertvollsten Veröffentlichungen, welche über den deutsch-französischen Krieg von 1870 jemals erschienen sind. Die Lehmannsche Arbeit soll sein und ist ein monumentum aere perennius für den Chef des preußischen Kriegsministeriums in jenen Jahren der Prüfung, für Roon. Freilich fehlt diesem Monument die künstlerische Ausführung. Schwerfällig und trocken, mit statistischen Zahlen überladen, schleppt sich die Darstellung hin, und auf den ästhetisch so wenig befriedigenden Text folgen in 29 „Anlagen" noch einmal endlose Zahlenreihen, die nicht überschlagen werden dürfen, da sich die lehrreichsten Informationen aus ihnen entnehmen lassen. Ihrer formalen Mängel wegen verlangt die hier besprochene Schrift von dem Historiker, der sich in sie versenkt, ein beträchtliches Maß von Entsagung, aber je tiefer man mit seinem Studium eindringt, desto höher wächst die Achtung vor der Tüchtigkeit des Verfassers, und umso reicher gestaltet sich der geschichtswissenschaftliche Ertrag.

Es ist eine uralte historische Erfahrung, daß militärische Einrichtungen, die sich in der Praxis des Krieges bewährt haben, selten aus freiem Antrieb den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend umgestaltet werden. Gewöhnlich warten die Militärverwaltungen den Mißerfolg auf dem Schlachtfelde ab, bevor sie

reformieren. Roon jedoch, der politisch so konservativ gesinnt war, handelte in seinem Fach keineswegs nach dem Grundsatz: „Quieta non movere", sondern bestrebte sich, den Erfordernissen des Zukunftskrieges im voraus durch Reformen zu begegnen. Wegen der Einführung der gezogenen Feuerwaffen hatte er schon im Jahre 1862 die Umarbeitung des Exerzierreglements für die Infanterie angeregt, indessen an der Abneigung des Königs war die Reform gescheitert (Kabinettsordre vom 7. Juni 1862). Der glückliche Ausgang des Krieges von 1866 würde fast jeden anderen Kriegsminister in bezug auf die Fechtweise der Armee konservativ gemacht haben, indessen Roon sagte sich, daß die noch im Hochsommer 1866 verfügte Einführung des Hinterladers im französischen Heere eine mehr aufgelöste Taktik des preußischen Fußvolks umso nötiger erscheinen ließe. Aber der hartnäckig an der Tradition festhaltende Sinn des Königs ließ sich nur schwer und langsam ändern. Nach dreijährigen Bemühungen setzte der Kriegsminister endlich den Erlaß einer Instruktion durch, welche, wie Lehmann sagt, die modernen Grundsätze bereits in zwingender Form zum Ausdruck brachte. Die bezeichnete Maßregel war aber nicht geeignet, eine zeitgemäße Verbesserung des Exerzierreglements entbehrlich zu machen. In einer Darlegung an Roon führte das Allgemeine Kriegsdepartement aus, daß mit einer Umarbeitung des Reglements nicht länger gezaudert werden dürfe, nachdem schon im letzten Feldzuge das Gefecht nach wesentlich anderen Grundsätzen als denen des Reglements geführt worden sei. Diese Sachlage wiese mit gebieterischer Notwendigkeit darauf hin, das Exerzierreglement mit der veränderten Feuertaktik, sowie mit der ergangenen Instruktion in Einklang zu bringen (Denkschrift vom 25. Nov. 1869).

Jetzt gelang es in der Tat, den König einer Neuerung geneigter zu machen. Ein Entwurf wurde vom Kriegsministerium ausgearbeitet. Er hat, wie es scheint, ziemlich lange im Kabinett des Königs gelegen, bis er endlich einer aus 10 Generälen zusammengesetzten Immediatkommission zur Begutachtung übergeben wurde. (Kabinettsordre vom 10. März 1870.) Die Immediatkommission, deren konservativstes Mitglied der Generalleutnant Konstantin v. Alvensleben gewesen zu sein scheint, nahm zahlreiche Aenderungen vor, wurde aber binnen vier Wochen mit der Beratung fertig. (Am 13. April 1870.) Dann lag der Entwurf wieder zwei Monate beim Könige, bevor es zu den entscheidenden Immediatvorträgen kam. (Am 14. und 16. Juni 1870.) Aller-

höchsterseits wurden noch 45 Aenderungen angeordnet. Die also modifizierte Reform sollte am 3. August, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., eingeführt werden, aber da kam der Krieg und machte die Vollziehung des bezeichneten taktischen Fortschrittes unmöglich.

Nicht mehr Glück hatte Roon in der Gewehrfrage. Die Oesterreicher waren 1866 wie in so mancher anderen Hinsicht auch dadurch den Preußen gegenüber im Nachteil gewesen, daß ihrer Infanterie noch der Hinterlader mangelte. Nachdem die Zündnadel über die veralteten Gewehre der Oesterreicher gesiegt hatte, genoß sie ein gewaltiges Prestige nicht nur bei den Laien, welche das Gewicht der Bewaffnung in der Schale des Erfolgs überhaupt zu hoch anschlugen, sondern auch bei konservativen preußischen Militärs. Nicht bei Roon; der entzog sich der Erkenntnis nicht, daß die Dinge im beständigen Fluß begriffen sind, und daß mit der Einführung des Chassepots in Frankreich das der Welt so glänzend in die Augen stechende Prestige der Zündnadel seine innere Berechtigung verloren hatte. Dieser Auffassung des Kriegsministers gemäß erhielt die Gewehrprüfungskommission den Auftrag zur Herstellung eines neuen Gewehrmodells. Die genannte Behörde vermochte nicht zu definitiven Beschlüssen zu gelangen, angeblich bloß wegen der sich jagenden waffentechnischen Erfindungen. Inzwischen gelang es aber dem Fabrikkommissar Beck, ein brauchbares Modell zu einem aptierten Zündnadelgewehr herzustellen. (Juni 1868.) Dank der Beckschen Konstruktionsveränderung wurde das Geschoß um ein halbes Lot leichter und der Gewehrverschluß verbessert. Neben der Treffsicherheit wuchs die Feuergeschwindigkeit. Bis dahin waren 7—8 gezielte Schuß in der Minute das Schnellfeuer-Maximum gewesen. Jetzt wurden 2—3 Schuß mehr erzielt. Die Zahl der Salven stieg von 6 in maximo per Minute auf 7 bis 8.

Nachdem eine zweckmäßige Modifikation der Zündnadel gefunden, aber noch nicht eingeführt worden war, stagnierte die Gewehrfrage beinahe zwanzig Monate. Warum, verrät uns Lehmann nicht; jedenfalls sind die Ursachen der Versumpfung zu suchen in der natürlichen zähen Widerstandsfähigkeit des Alten, das sich in der Vergangenheit bewährt hat.*) Nicht minder zäh zeigte sich jedoch der Kriegsminister, und schließlich wurde auch

*) Vgl. v. Boguslawski: „Die Entwicklung der Taktik seit dem Kriege von 1870/71.“ Band I, S. 3.

bezüglich der Reform in der Bewaffnung eine Immediatkommission berufen. (Am 17. Februar 1870.) Sie sprach sich einstimmig zu Gunsten der Aptierung aus. (Am 5. März 1870.) Daneben betonte sie, daß die Annahme eines neuen Modells nach wie vor eine unabweisbare Notwendigkeit bleibe, weil das Zündnadelgewehr ein zu großes Kaliber habe und eine zu geringe Rasanz der Flugbahn. Die Immediatkommission erblickte in der Aptierung nur einen Notbehelf, der jedoch wesentliche Vorteile böte, so daß der Kostenaufwand von $^{5}/_{4}$ Millionen Talern durchaus gerechtfertigt erscheine, zumal die Arbeiten innerhalb Jahresfrist auszuführen seien, ohne irgendwelche Beeinträchtigung der Schlagfertigkeit des Heeres.

Nach erfolgter königlicher Zustimmung traten im Mai und Juni 1870 die Veränderungswerkstätten in Tätigkeit, stellten aber bei der drohenden Kriegsgefahr die Arbeit wieder ein, so daß die Armee ohne die Aptierung ihrer Feuerwaffen ins Feld rücken mußte. Die Zündnadel zeigte sich, wie zu erwarten war, dem Chassepot nicht gewachsen. Wäre nun das verbesserte Exerzierreglement schon eingeführt gewesen, und hätte der Geist der genannten fortschrittlichen Maßregel die höheren Offiziere erfüllt, so würde die Minderwertigkeit der deutschen Bewaffnung mehr als ausgeglichen worden sein. Leider hatte das Schicksal Roon versagt, seine taktischen Ideen rechtzeitig zu realisieren. Dieser Unstern wirkte wesentlich zu den schweren Verlusten mit, welche in den großen Augustschlachten von den siegreichen Deutschen erlitten wurden. Ungeheure Ansprüche in bezug auf Nachschub mußten an die Ersatzbataillone in der Heimat gerichtet werden; einzelne Regimenter verlangten über 1200 Mann. Solchen kolossalen Forderungen gegenüber statuierte Roon den Grundsatz, daß den Ersatzbataillonen keine übermäßigen Nachschubverpflichtungen auferlegt werden dürften. Es wurde ihnen vorgeschrieben, nur so viele Offiziere und Mannschaften nachzusenden, wie geschehen könne, ohne die Ausbildung der Rekruten zu gefährden. Im Interesse einer nachhaltigen Kriegführung, so besagte eine kriegsministerielle Verordnung, liege mehr, daß der Dienst bei den Ersatzbataillonen ordnungsmäßig weiter geführt würde, als daß sich die Feldtruppen dauernd auf der etatsmäßigen Stärke hielten. Dennoch sei mit ihrer Komplettierung bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu gehen.

Zur Erreichung dieser Grenze mußte, obgleich sich der Krieg

noch in seinem ersten Stadium befand, schon auf die Landwehr zurückgegriffen werden. Man hatte 162 Bataillone Landwehr aufgestellt, eine Kriegslast, die fast ganz auf die alten Provinzen fiel, da lediglich gediente Leute eingezogen wurden und solche in den neuen Provinzen nur sehr sparsam vorhanden waren, wegen des Fehlens der allgemeinen Wehrpflicht bis 1867. Nach dem Bundesgesetz über die Verpflichtung der Bundesangehörigen zum Kriegsdienst durfte bei Mobilmachungen der jüngste Jahrgang der Landwehr-Infanterie in die Ersatzbataillone eingestellt und zur Ergänzung des Feldheeres verwendet werden. Roon hatte gleich bei der Mobilmachung von jenem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht, aber die blutigen Ereignisse drängten ihn sogleich weiter. Er mußte die stellvertretenden Generalkommandos ermächtigen, behufs Auffüllung der Ersatzbataillone auch auf solche Landwehrmänner zu rekurrieren, welche nicht dem jüngsten Jahrgang angehörten und sie der Feldarmee zu überweisen.

Am empfindlichsten berührten den Kriegsminister die ungeheueren Verluste an Offizieren. Heroisch hatten sie den Soldaten vorgekämpft, aufrecht im Kugelregen verharrend, die Deckung verschmähend, was der König ihnen bekanntlich im Interesse der Selbsterhaltung der Armee verbieten mußte. Roon verursachten speziell diese Lücken die schwersten Sorgen: „Das meiner Pflege und Sorgfalt anvertraute Instrument ist wesentlich beschädigt," schrieb er nach Gravelotte. Glücklicherweise besitzt es organische Reproduktionskraft, solange der Organismus nicht gestört ist, und der ist noch gesund .... Schwieriger ist nur der Ersatz an Offizieren bei den erschrecklichen Verlusten, denn seit dem 18. haben wir Regimenter, denen augenblicklich $^2/_3$ ihrer Offiziere fehlen. Es sind einzelne Regimenter in wahrhaft tragischer Weise von Offizieren degarniert worden .... Wir haben überhaupt zu wenig Offiziere im Frieden! .... Das kommt von den parlamentarischen Knausereien her; man vergißt: je weniger Offiziere, desto weniger Seele hat ein Truppenkörper .... „Votre organisation militaire est sublime", so hat der entthronte Cäsar am 2. bei Sedan zu unserem König gesagt. Und darin liegt die Wurzel unseres militärischen Vermögens und nicht — wie oft gesagt worden — im Zündnadelgewehr, denn die Chassepots sind dem unverbesserten Zündnadelgewehr leider recht bedeutend überlegen, wie wir zu unserem Schmerze erfahren haben."

Noch am Tage vor der Schlacht von Gravelotte beabsichtigte

das Allgemeine Kriegsdepartement aus den zahlreichen Mannschaften der Ersatzbataillone, die über den Etat vorhanden waren, 29 Reservebataillone, darunter 5 der Garde, zu bilden und der Feldarmee zuzuführen. Indessen mußte von jener wertvollen Verstärkung Abstand genommen werden, „mit Rücksicht auf die in den Offizierkorps der Feldarmee entstandenen Lücken". Was bei den Ersatzbataillonen an Offizieren entbehrt werden konnte, durfte nicht mehr in Neuformationen eingestellt werden, sondern mußte den bereits in Frankreich agierenden Truppenkörpern zugehen, um hier die gewaltig klaffenden Lücken auszufüllen. Sehr reichlich vermochte dieser Ersatz ohnehin nicht bemessen zu werden. Auf 50 000 Unteroffiziere und Soldaten, die der Feldarmee bis Ende September nachgeschickt wurden, vermochte man nur 574 Offiziere zu senden, während die Einhaltung des richtigen Verhältnisses mindestens 1000 erfordert hätte. Nun bringt zwar der Krieg innerhalb des Unteroffizierstandes diejenigen Männer ans Licht, welchen sich die subalternen Offizierposten, bis zum Kompagnieführer hinauf, anvertrauen lassen. Die Heeresverfassungen anderer Nationen, die sich im Krieg ausgezeichnet haben, weisen die Institution des freien Avancements sogar im Frieden auf. Mit Leutnants und Hauptleuten, die großenteils aus dem Unteroffizierstand hervorgegangen waren, hat Napoleon seine Siege erfochten, mit Unteroffizieren an der Spitze der kleinen taktischen Körper haben die Römer die Welt erobert. Aber soweit gingen die Gesichtspunkte Roons nicht; er war ein Mann von sehr bedeutendem Verstand, aber ein besonders weiter Gesichtskreis gehörte nicht zu seinen Gaben. Uebrigens wird es jeder billigen, daß der Kriegsminister von ganzem Herzen an den bewährten Prinzipien des preußischen Offiziersersatzes hing. Hatte doch auch der große Republikaner Washington seinen Landsleuten geraten: „Nehmt nur Gentlemen zu Offizieren". Deshalb irritierten gewisse Fehler, die bei den ersten Nachschüben begangen worden waren, den Chef des preußischen Kriegsministeriums sehr stark. So zählte der dem Garde-Füsilier-Regiment nachgeführte Ersatz unter 325 Mann 226 Einjährige, die nach der Mobilmachung eingetreten waren und eine Ausbildung von weniger als drei Monaten erhalten hatten. Ueber diesen Mißgriff schrieb Roon: „Die dem beregten Transporte eingereihten Einjährig-Freiwilligen sind ein kostbares Material, welches bei hinreichender militärischer Ausbildung im Ersatz-Bataillon nach kurzer Frist geeignet gewesen sein würde,

die großen Verluste an Offizieren einigermaßen zu ersetzen. Bei dem eingeschlagenen Verfahren wird dieses wertvolle Material frühzeitigem nutzlosen Verderben ausgesetzt."

Zwölf norddeutsche Armeekorps, die Garde nicht mitgerechnet, waren in Frankreich eingedrungen. Nach der Schlacht von Gravelotte wurde ein XIII. Korps gebildet, dessen Infanterie sich aus einer Linien- und einer Landwehrdivision zusammensetzte. Was die noch fehlenden Trains des neuen Armeekorps anbelangte, so sollten sie von den stellvertretenden Generalkommandos aus noch nicht mobilisierter Landwehr formiert werden. Jedoch im Gegensatz zu der so überaus rasch vor sich gegangenen Mobilmachung des Gros verlief diese nachträgliche Insfeldstellung sehr schleppend. Das III. Armeekorps, aus dessen Bezirk die Landwehrleute für den zu errichtenden Train hauptsächlich genommen werden sollten, meldete, daß man infolge der vorangegangenen Mannschaftsgestellungen auf ältere Jahrgänge der Landwehr zurückgreifen müsse. In diesen sei jedoch mit einer sehr großen Zahl dienstunbrauchbarer Leute zu rechnen. Lazarettgehilfen gebe es im Korpsbezirk überhaupt nicht mehr, und die Korrespondenz mit acht Armeekorps habe nur bei dem VI. zur Verfügbarmachung von 15 derartigen Persönlichkeiten geführt. Die Bereitstellung der Bekleidung verzögere sich durch beständige Abgaben an andere sofort mobil zu machende Truppen und Nachsendungen ins Feld. Die Zivilhandwerkern übertragenen Stücke würden nicht fertig, weil die Arbeitskräfte infolge der Einberufungen mangelten. Die Vorräte im Traindepot des Armeekorps an Fahrzeugen, Utensilien usw. seien erschöpft. Die Absendung der Trains des XIII. Armeekorps war erst 60 Tage nach der Mobilmachung beendigt (am 30. Oktober), während zu Beginn des Krieges 19 Tage genügt hatten, um 450 000 Mann mit allen ihren Trains an der französischen Grenze zu konzentrieren.

Noch größere Schwierigkeiten stellten sich heraus, als nach der Uebergabe Straßburgs ein XIV. Armeekorps gebildet wurde (am 30. September). Die Infanterie bestand aus der badischen Felddivision und preußischer Landwehr. Die Trains sollten beim VIII. Armeekorps mobil gemacht werden. Aber das stellvertretende Generalkommando des genannten Korps berichtete dem Kriegsministerium, die Abnahme der erforderlichen Pferde könne erst nach Wochen beendigt sein. Nicht ein Offizier sei noch disponibel; ebensowenig Trainsoldaten; nur Landwehrkavalleristen. Keine

Infanteristen, kein Zahlmeister, kein Lazarettgehilfe. Das Kriegsministerium scheint kein unbedingtes Vertrauen in die Glaubwürdigkeit jenes Berichts gesetzt zu haben; jedenfalls ersuchte es das Generalgouvernement am Rhein um Kontrolle. Dieses nahm die ihm aufgetragene Prüfung vor und meldete nach Berlin, die Leistungsfähigkeit des Korpsbezirks wäre in der Tat aufs äußerste angespannt; von der Infanterie vermöchten Mannschaften nur noch durch Heranziehung der Jahrgänge 1854/56 (der Leute um das 35. Lebensjahr herum) gestellt zu werden. Aushilfe durch die beiden benachbarten Korps, das VII. und XI., die der Mobilmachungsbefehl vorgesehen hatte, konnte nach dem Bericht des Generalgouvernements am Rhein nur in ganz unzureichendem Maße geleistet werden. Es trifft mithin das stellvertretende Generalkommando des VIII. Armeekorps nicht der geringste Vorwurf, wenn die Mobilmachung des Trains für das XIV. Armeekorps volle 69 Tage erforderte; am 30. September war der betreffende Mobilisationsbefehl ergangen, und erst am 3. Dezember wurde die letzte Proviantkolonne abtransportiert. Von den 1204 Landwehrleuten, die man beim XIV. Armeekorps als Stabsmannschaften für Proviantkolonnen und Train eingezogen hatte, waren nicht weniger als 844 verheiratet. Beim XIII. Korps zählte man unter 843 Mannschaften, die für die genannten Zwecke eingezogen worden waren, 655 verheiratete.*)

Schon in die Feldarmee war eine sehr große Zahl von verheirateten Mannschaften des Beurlaubtenstandes eingestellt worden. Die meisten Ehemänner wies das I. Korps (Provinz Preußen) auf; 8569 unter 21 858 Eingezogenen, ein starkes Drittel. Aber bei den Trains des XIII. und XIV. Korps machten die im Ehestand lebenden Einberufenen mehr als zwei Drittel und mehr als drei Viertel der Gesamtzahl aus. Als später Paris belagert wurde, waren von den eingezogenen Belagerungspionieren über 75 Prozent verheiratet, von den Belagerungsartilleristen immerhin über 50 Prozent.

Daß so viele Familienväter in Anspruch genommen wurden, ließ sich nicht vermeiden, denn die Dimensionen des Krieges wuchsen immer mehr, und nur durch Aufbietung sehr hoher Jahrgänge des Beurlaubtenstandes konnte ihnen genügt werden. Das schon erwähnte Bundesgesetz über die Verpflichtung der Bundesangehörigen

*) Lehmann, Tabelle 12, S. 287. Uebersicht, betreffend die Zusammensetzung der mobilen Formationen infolge der Mobilmachung im Jahre 1870.

zum Kriegsdienst hatte die Dienstzeit in Linie und Landwehr von 16 auf 12 Jahre heruntergesetzt. Mithin war der höchste gesetzlich wehrpflichtige Jahrgang der Landwehr der von 1858, welcher die 32jährigen umfaßte. Aber nur bei der Fußartillerie eines einzelnen Armeekorps vermochten in der Mehrzahl der Bezirke die 32jährigen Männer dem Bedürfnis zu genügen, sonst mußten überall ältere Fußartilleristen einberufen werden. Um die Bataillone der Provinziallandwehr zu vervollständigen, sah man sich fast überall genötigt, bis auf die 35jährigen zurückzugreifen. Ja, in einer namhaften Zahl von Bezirken erwies es sich sogar als geboten, die 36jährigen heranzuziehen, d. h. auf die abgeschaffte 16jährige Dienstzeit ihrem vollen Umfange nach zurückzukommen. Und was gar die Spezialwaffen der Festungsartillerie, der Pioniere und des Trains anbetraf, so ist zu ihrer Komplettierung schlechterdings in sämtlichen Korpsbezirken die Kategorie der 36jährigen Wehrpflichtigen in Anspruch genommen worden.*)

Nachdem Paris von den Deutschen eingeschlossen worden war und Metz kapituliert hatte, begannen, um Mitte November 1870, die neu gebildeten Streitkräfte der französischen Republik vom Süden her die rückwärtigen Verbindungen der Invasionsarmee stark zu bedrohen. Die Franktireurs führten vielfach mit Glück Eisenbahnstörungen aus, welche die Belagerer von Paris recht empfindlich berührten. Unter diesen Umständen hielt Moltke eine schleunige Verstärkung der Etappentruppen für erforderlich und erwirkte demgemäß eine königliche Verfügung, welche den Kriegsminister anwies, die Zahl der in Frankreich befindlichen Landwehrbataillone bedeutend zu vermehren.**) Roon hatte ernste Bedenken gegen die ihm vorgeschriebene Maßregel, weil das Kriegsministerium die im Inland dislozierten Landwehrbataillone für unentbehrlich zur Bewachung der französischen Kriegsgefangenen erklärte. Indessen konnte er nicht umhin, die Allerhöchste Willensmeinung zu vollstrecken. Er tat dies in der Art, daß er zwölf Landwehrbataillone aus dem Inland nach Frankreich dirigierte. Um die hierdurch in der Gefangenen-Bewachung entstandene Lücke zu schließen, ordnete Roon die Errichtung von unberittenen Landwehr-Depot-Eskadrons an. Es wurden 60 derartige Eskadrons formiert, zuerst zu 200, dann

*) Lehmann. Tabelle 10. S. 275. Hauptübersicht derjenigen Jahrgänge der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, auf die behufs Komplettierung der Armee bei der Mobilmachung des Jahres 1870 zurückgegriffen worden ist.

**) Moltke an Roon am 22. November 1870. Militärische Korrespondenz Moltkes 1897, III, S. 391.



zu 250 Mann, bewaffnet mit Zündnadel-Karabinern oder erbeuteten Chassepots. So machte der Kriegsminister Soldaten des Beurlaubtenstandes, auf die man für die eigentlichen Operationen verzichtete, wenigstens als Wärterpersonal nutzbar.

Zur ferneren Verstärkung der Besatzungstruppen in Feindes Land sowie in der Heimat erteilte Roon dem Kriegsministerium die Weisung, alle Landwehrbataillone, sowohl die in Frankreich, als auch die in Preußen von 802 auf 1002 Mann zu augmentieren. Das Kriegsministerium remonstrierte gegen die Augmentation mit der Begründung, es sei die für größere Massen Landwehr erforderliche höhere Zahl von Landwehroffizieren nicht aufzutreiben. Da wir wissen, daß Roon in den Gentleman-Offizieren „die Seele" der Truppenteile erblickte, so kann kein Zweifel daran abwalten, daß er jener Remonstration ein erhebliches Gewicht beilegte. Sachlich begründet war sie bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel. Vor Kriegsausbruch berechnete die preußische Militärverwaltung die Zahl der ihr zur Verfügung stehenden Landwehroffiziere der Infanterie auf 3207; die nicht felddienstfähigen und absolut unabkömmlichen Offiziere abgerechnet. Wenn nun die 162 Landwehrbataillone, die aufgestellt worden waren, auf mehr als 162 000 Bajonette augmentiert und in dem angemessenen Verhältnis mit Offizieren versehen wurden, so blieb für sich später einstellende Bedürfnisse aus jenem Reservoir nicht mehr viel zu schöpfen übrig.

Offiziermangel machte sich überhaupt an allen Ecken und Enden immer stärker fühlbar. Bei den Ersatzbataillonen, von deren Solidität die gute Beschaffenheit des Nachschubes für die Feldarmee abhing, fehlten an dem Normaletat von 1890 Offizieren 428. Natürlich sehen derartige Mankos, vom administrativen Standpunkte aus betrachtet, bedenklicher aus als vom strategischen, der vor allen Dingen die dringlichen Forderungen der momentanen Situation befriedigt wissen will. Der Betrachtungsweise, welcher der Chef des Generalstabs im Einvernehmen mit dem Könige huldigte, mußte Roon, wie er wohl einsah, sich unterordnen; er beschloß deshalb, in der Hauptsache über die Vorstellungen des Kriegsministeriums hinwegzusehen und die Landwehrbataillone in Frankreich sowie die in den deutschen Küstenlanden unbedingt auf 1002 Mann zu vermehren, während in Bezug auf die Augmentation des Restes den stellvertretenden Generalkommandos freie Hand gelassen wurde. Die genannten Behörden machten jedoch geringen

Gebrauch von der ihnen eingeräumten Ermächtigung, und die Augmentation wurde fast durchweg zur Tatsache.

Die französischen Kriegsgefangenen, deren Bewachung, wie erzählt, 12 Landwehr-Bataillone durch Entsendung nach Frankreich entzogen wurden, bereiteten Roon schon seit längerer Zeit peinliche Sorgen. Gleich nach dem enormen Gefangenen-Zufluß, welchen die Katastrophe von Sedan mit sich gebracht hatte, regte der Kriegsminister beim Generalstab an, einen Teil der gefangenen Franzosen nicht in dem schon überfüllten Deutschland, sondern im Lager von Chalons unterzubringen. Als diese unleugbar befremdliche Proposition vom Generalquartiermeister Podbielski im Namen Moltkes für unausführbar erklärt wurde, erwiderte Roon unbelehrt, er würde nach der Kapitulation von Metz auf seinen Vorschlag zurückkommen. Unmittelbar nach dem Eintritt jenes großen Ereignisses tat er es aber nicht, sondern ließ zunächst die Truppen Bazaines nach Deutschland befördern und dort unterbringen. Erst ein paar Wochen später trat er mit der gekennzeichneten Idee, für die er so wenig Zustimmung erwarten konnte, von neuem hervor. In einem kriegsministeriellen Schreiben an den Chef des Generalstabs wurde als unvermeidlich bezeichnet, wenn der weitere Gefangenenzuwachs 25 000 Mann übersteigen sollte, zur Einschließung der Leute die eroberten französischen Festungen und andere geeignete Oertlichkeiten des besetzten feindlichen Gebiets zu benutzen. Als sich Roon nach zehn Tagen noch nicht im Besitz einer Antwort auf das angeführte Memorandum befand, glaubte er seine persönliche Ueberzeugung zurückdrängen zu müssen und befahl dem Kriegsministerium widerstrebend, für 50 000 Franzosen Unterkunftsräume bereit zu stellen.

Insoweit rechtfertigte die Erfahrung die Opposition des Kriegsministers, als die Schwierigkeiten der Gefangenen-Unterbringung bald einen beängstigenden Umfang annahmen. Denn der Winter setzte früh und mit großer Kraft ein und machte die weitere Benutzung von Biwaks, Zelten und Hütten auf den Schießplätzen unmöglich, während die heizbaren Unterkunftsräume noch nicht vollendet waren. Roon kam deshalb (am 5. Januar 1871) auf die oben angeführte Denkschrift zurück, die der Generalstab nach sieben Wochen noch immer nicht beantwortet hatte. Aus der nunmehr erfolgenden Erwiderung Moltkes ging hervor, daß der Chef des Generalstabs einen Plan des Generalquartiermeisters erwogen hatte, die Einschließung von Kriegsgefangenen im Elsaß

respektive auf den Rheininseln zu bewirken. Indessen hatte Moltke von diesem Projekt Abstand genommen und erklärte sich überhaupt mit Entschiedenheit gegen eine Benutzung französischen Bodens zu dem bezeichneten Zweck, zumal die feindlichen Gebiete von völliger Beruhigung noch weit entfernt seien. Der Fall von Paris würde allein 150 000 Gefangene ergeben, deren Verbleib in der Stadt nicht angängig sei, und weitere Zusammenstöße würden die obige Ziffer um ein bedeutendes erhöhen, selbst wenn keine Katastrophe einträte. „Unter diesen Verhältnissen kann ich Eurer Exzellenz nur meine Ansicht dahin aussprechen, daß außergewöhnliche Mittel und Wege geschafft werden müssen, um in Deutschland die Unterbringung weiterer, großartiger Transporte von Kriegsgefangenen zu ermöglichen."*)

„Es ist sehr leicht", schrieb Roon in seinem Aerger als Direktive für die Moltke zu erteilende Antwort nieder, „von der Beschaffung außergewöhnlicher Mittel und Wege zu sprechen, wenn man deren nicht selbst anzugeben weiß. Es gibt keine solchen Mittel und Wege, außer wenn man befiehlt, daß fürder keine Gefangenen mehr gemacht werden dürfen, und da dies Mittel aus naheliegenden Gründen nicht zur Disposition steht, so bleibt nur das andere: Selbstbeschränkung in der Okkupation des eroberten Landes und eine solche Verteilung der verfügbaren Kriegsmittel, daß eine wirksame Bewachung der Gefangenen möglich, was schon jetzt nicht durchweg der Fall ist."

Zu einem schriftlichen Meinungsaustausch zwischen Roon und Moltke auf der Grundlage jener bitteren Direktive ist es nicht gekommen. Bevor Roon seine Replik absendete, fragte er erst noch einmal beim Kriegsministerium an, wie viele neue Kriegsgefangenen bei äußerster Anspannung aller Kräfte untergebracht und genügend bewacht werden könnten. Die Antwort muß mehr im Sinne Moltkes ausgefallen sein, als der Kriegsminister erwartet hatte, denn er befahl nun die „vielleicht noch mögliche" Herstellung von Unterkunftsräumen für 200 000 Mann, das Bewachungspersonal ungerechnet, sofort in Angriff zu nehmen.

Selbstbeschränkung in der Okkupation des eroberten Landes verlangte Roon in jener nicht abgegangenen Replik von Moltke. Er tadelte also die Strategie, welche der Chef des Generalstabs in dieser Periode (Januar 1871), wo der Fall von Paris nahe

*) Moltke „Militärische Korrespondenz" 1897, III, S. 511 und Lehmann S. 139.

bevorstand, befolgte respektive vorbereitete. Einen deutlicheren Einblick in die strategischen Meinungen des Kriegsministers gewährt der folgende Brief an den Abgeordneten v. Blankenburg: „Ich meine . . ., daß wir uns nach dem Falle von Paris und nach der erfolgten Zerstreuung aller sogenannter neuer feindlicher Armeen in unserem eigenen Interesse zu beschränken haben auf die Okkupation, aber die sichere, feste, nicht allein des deutschen Teiles von Frankreich, den wir unter allen Umständen behalten wollen, sondern noch eines weiteren, etwa bis an die Seine, — als Faustpfand für die Kriegskosten und den Friedensschluß. Das, was wir besetzt halten, sollen wir aber so fest in die Hand nehmen, daß jede Auflehnung fast unmöglich wird, daß wir Steuern und Zölle darin mit Kriegszuschlägen sicher und regelmäßig erheben und dadurch das eigene Land von einem erheblichen Teil der Kosten entbürden können. Mögen sich dann schlimmstenfalls im äußersten Süden und Westen immerhin neue feindliche Armeen zusammenballen; wir werden dann, sobald sie sich nähern, auf sie fallen und sie mit Gottes Hilfe schlagen, so oft sie es versuchen mögen. — Indessen ich meine, der Eifer wird nach dem Falle von Paris so übergroß nicht mehr sein, und die Vernünftigen im Lande werden zum Frieden bereit sein und auch die Energie finden, sich der Tyrannei Gambettas nicht länger zu fügen. Haben wir dann nur noch einen Guerillakrieg an den Grenzen des von uns besetzten Gebietes zu führen, so werden wir auch imstande sein, unsere Landwehren nach Hause zu schicken . . .“

Nach Hause schicken zu können hoffte Roon die Landwehr, ehe noch Frieden geschlossen war; immer mehr Landwehr nach Frankreich zu ziehen, drängte Moltke, im ausgesprochenen Gegensatz wider jene Auffassung, den Kriegsminister schon seit Wochen: „Nachdem es den deutschen Heeren durch einen beispiellos glücklichen Feldzug gelungen ist“, hieß es in einer Denkschrift Moltkes für Roon,*) „fast die ganze beim Beginn des Krieges aufgebotene feindliche Heeresmacht gefangen zu nehmen, hat Frankreich die Mittel gefunden, sich innerhalb der Frist von kaum drei Monaten ein neues Heer zu schaffen, zahlreicher als das vernichtete, von letzterem nur wenig formierte Feldtruppenteile, außer diesen nur die Depots übernehmend. Trotz neuer in den letzten Tagen erfochtener Siege unsererseits ist die Zahl der feindlichen Streit-

*) Vom 8. Dezember 1870. Moltkes Mil.-Korr. 1897. III, S. 430 ff.

kräfte im steten Wachsen begriffen, und wenn der innere Wert dieser Formationen auch in keiner Weise an die Qualität unserer Truppen heranreicht, so ist doch abzusehen, daß die fast unversieglich scheinenden Hilfsmittel des feindlichen Landes den schnellen und durchgreifenden Erfolg unserer Waffen in Frage stellen werden, sofern nicht bald auch in unserem Lande Anstrengungen gemacht werden, welche einigermaßen denen des Feindes gleichen.

Wir haben glücklicherweise nicht nötig, neue Kadres für die Feldtruppen aufzustellen; es genügt, wenn wir unsere Bataillone und Eskadrons durch Einstellung von Ersatz komplett erhalten. Dies kann keiner Schwierigkeit begegnen. Wir stellten bei der Mobilmachung . . . 105 Ersatz-Bataillone zu 1002 Mann auf; in jedem derselben befanden sich höchstens 400 Mann aus der Ersatzreserve, während 600 Mann vollständig ausgebildet waren. . . .

Das Resultat dieser Betrachtung ist, daß das System unseres Ersatzes für die Feldarmee ausgiebig funktioniert. Letztere selbst bleibt aber den sich mehrenden feindlichen Streitkräften gegenüber nur dann stark genug, wenn sie im Vorschreiten nicht genötigt wird, einen Teil ihrer Kräfte auf dem okkupierten, hinter ihr liegenden Terrain zurückzulassen. Diese bei dem gegenwärtigen Kriege nicht zu unterschätzende Aufgabe muß anderen Truppen, *den Landwehrtruppen*, zufallen, und letztere müssen in ausreichender Zahl disponibel gemacht werden. Das Garde- I. bis XI. Armeekorps stellten beim Beginn des Feldzuges 162 Landwehrbataillone auf, welche in neuerer Zeit auf die Stärke von je 1002 Mann gebracht worden sind. 57 dieser Bataillone befinden sich noch im Inlande, woselbst sie zur Verteidigung der Küsten, Bewachung der zahlreichen Kriegsgefangenen und zu sonstigen Besatzungszwecken verwendet werden. Es erscheint notwendig, dieselben nach und nach sämtlich nach Frankreich zu ziehen.

Wenn es in Frankreich möglich gewesen ist, aus nichts zahlreiche Truppenkörper zu schaffen, welche sich nicht gescheut haben, unseren wohlgeübten Feldtruppen im freien Felde entgegenzutreten, so müssen wir imstande sein, durch Einberufung aller noch zum Dienst verpflichteten, sowie *auch der jüngst aus jeder Pflicht entlassenen Landwehroffiziere und Mannschaften* Truppenteile herzustellen, welche die nicht bewaffneten französischen Kriegsgefangenen bewachen und den gewöhnlichen Garnisondienst im Inlande versehen können. . . ."

Moltke verlangte mithin vom Kriegsminister, daß mit Hilfe

der jüngsten Jahrgänge des Landsturms Garnisonbataillone errichtet werden sollten, um die noch im Inlande befindliche Landwehr nach dem Kriegsschauplatze dirigieren zu können. Es handelte sich um den umfassenden Ausbau der Organisation, welche mit der Aufstellung von 12 000 Mann in unberittenen Landwehr-Depot-Eskadrons begonnen worden war. Das ganze Verfahren widersprach den Anschauungen Roons zu sehr, als daß er sich gleich hätte entschließen können, die von ihm geforderten Maßregeln auszuführen. Er erwiderte Moltke, er müsse in bezug auf die Anträge des Generalstabs erst telegraphisch dem Kriegsministerium gewisse Fragen vorlegen. Acht Tage lang ohne weitere Antwort geblieben, schrieb Moltke dem Kriegsminister: „Die Dringlichkeit der Umstände und die gewissenhafte Ueberzeugung, daß ohne eine erhebliche Anstrengung selbst über die für Friedensverhältnisse bestehende gesetzliche Verpflichtung hinaus es den deutschen Armeen auf die Dauer nur schwer gelingen kann, die bisher durch einen beispiellos glücklichen Feldzug erreichten Resultate zu behaupten und auszubeuten, veranlassen mich zu einer Wiederholung meiner ergebensten Vorstellung. . . . Ich gestatte mir hierbei gleichzeitig als ein vorläufiges Minimum der Leistung die unverzügliche Aufstellung von etwa 100 Bataillonen zu 600 Mann in Anregung zu bringen. Darüber, daß wir für eine solche Formation im Inlande ein weitaus geeigneteres Personal an Offizieren und Mannschaften besitzen als Frankreich, welches nichtsdestoweniger derartige Kräfte zur Aufstellung operationsfähiger Feldarmeen zu verwenden gewußt hat, dürfte kaum ein Zweifel bestehen. Eurer Exzellenz stelle ich hiernach die weitere gefällige Veranlassung mit dem ganz ergebensten Bemerken anheim, daß ich mich für verpflichtet erachte, diese Angelegenheit bei einem der nächsten Immediatvorträge zur Sprache zu bringen."*)

Der Leser erinnert sich, daß dem Nachweis des Herausgebers dieser Jahrbücher zufolge zwei Arten von Strategie in der Weltkriegsgeschichte mit einander abzuwechseln pflegen: die Ermattungs- und die Niederwerfungsstrategie. Moltke ist ein klassischer Vertreter der Niederwerfungs-, Perikles der Ermattungsstrategie; auch Friedrich der Große hat prinzipiell der Ermattungsstrategie gehuldigt. Roon jedoch mit seiner Theorie von der Selbstbeschränkung in der Okkupation feindlichen Bodens besaß überhaupt keine klaren

*) Moltke, „Mil. Korr.", 15. Dezember. S. 463.

strategischen Anschauungen; er ist dem Niederwerfungsstrategen Moltke gegenüber nicht etwa der Repräsentant der Ermattungsstrategie, die ihre Zeit gehabt hat und wieder haben wird, sondern einfach der Vertreter einer matteren Strategie. Vor dem Jahre 1866 war Roon der strategische Vertrauensmann des Königs gewesen, während der Chef des Generalstabs wenig bedeutet hatte. Es hängt mit diesen Personalverhältnissen zusammen, daß der Feldzug von 1864 preußischerseits matt und fehlerhaft geführt worden ist*). Die Kampagne von 1866 machte, weniger durch die bewußte Wahl des Königs als durch den Zug der Dinge, den Chef des Generalstabs zum leitenden Strategen. Daß der bei Seite geschobene Kriegsminister seine Eifersucht nicht ganz zu unterdrücken vermochte, ist nur menschlich. Gern oder ungern mußte er daran gehen, die 57 inländischen Landwehrbataillone für den Feldzug frei zu machen, denn der König respektierte streng die Kompetenzen eines jeden unter den Fachmännern, die ihn umgaben. Da nun seit 1866 die Kompetenz Moltkes für das Fach der Strategie fest stand, so vermochte Roon von jenem angedrohten Immediatvortrage des Chefs des Generalstabs kein für seine strategischen Auffassungen günstiges Resultat zu erwarten. Ueber diesen Sachverhalt hatte sich der Kriegsminister auch niemals Illusionen gemacht. Die Allerhöchste Ordre über die Errichtung von Garnisonbataillonen war auf den Antrag des Kriegsministers schon vollzogen worden, als der Chef des Generalstabes, der noch keine Kenntnis von ihr erhalten hatte, jenes zweite, in eine leise Drohung ausklingende Schreiben an seinen frondierenden Rivalen richtete.

In einem Punkte jedoch gab der Kriegsminister nicht nach, trotzdem sein eigener mobiler Stab hierin Moltke beipflichtete. Die Einreihung eines Teils des Landsturms in die Garnisonbataillone betrachtete er als gesetzlich unzulässig, weil nach § 14 des Wehrgesetzes nur der Landsturm als solcher aufgeboten werden dürfe**). Uebrigens verwarf er jene Idee auch noch aus anderen nicht deutlich erkennbaren Gründen. Gereizt schrieb er dem Chef des Generalstabs: „Ich vermeine, für jetzt und hoffentlich auch für die

*) Vgl. die Besprechung des preußischen Generalstabswerks über 1864 bei H. Delbrück „Erinnerungen, Aufsätze und Reden". S. 1 und 48.

**) Als im Jahre 1874 das Landsturmgesetz beraten wurde, gab die Regierung auf die Frage eines Abgeordneten hin die Erklärung ab, allerdings dürften einzelne Kategorien von Landstürmern zur Ergänzung des Heeres gebraucht werden; das beweise die Entstehungsgeschichte von § 14.

ganze Dauer des zeitigen Krieges die in E. E. gef. Schreiben angedeutete Heranziehung des Landsturms bei des Königs Majestät nicht befürworten zu können. Soweit aber unter Festhaltung der gesetzlich geordneten Schranken und unter Beachtung gesunder administrativer Grundsätze im Interesse der Verstärkung unserer Streitkräfte irgend gegangen werden kann, soweit bin ich auch völlig bereit, den hervortretenden Bedürfnissen dieser Verstärkung zu entsprechen, wie denn E. E. auch bisher über mangelhafte Unterstützung seitens des Kriegsministeriums nicht zu klagen gehabt haben dürften ..... E. E. werden aber, wie ich hoffe, mit mir übereinstimmen, daß auch die fernere Kriegführung die nur verfügbare, die gegebene Summe der vorhandenen Streitmittel in betracht zu ziehen hat."

Der Verzicht auf die Landstürmer zog die Folge nach sich, daß Moltkes „vorläufiges Minimum der Leistung" von 60 000 Bajonetten nicht erzielt werden konnte. Es wurden 72 Garnisonbataillone zu je 602 Mann formiert. Ferner vollzog man jetzt die oben bereits erwähnte Verstärkung der Landwehr-Depot-Eskadrons von 200 auf 250 unberittene Leute. Beide Maßregeln zusammen ergaben 46 000 Mann. Die Mannschaften für die Garnisonbataillone wurden den noch nicht einberufenen Kategorien der Landwehr entnommen; dazu kamen 180 Rekruten, teils aus der Ersatzreserve 1., teils aus der 2. Klasse. Um dem Generalstab hinsichtlich des Landsturmes einen Schritt entgegenzukommen, erließ man einen Aufruf zur Erlangung des freiwilligen Eintritts von Landstürmern. Indessen gewannen die Garnisonbataillone durch jene Proklamation nicht mehr als 556 Leute.

Das Offizierkorps setzte sich zusammen aus Offizieren zur Disposition von allen Waffen, aus inaktiven und in geringerer Zahl aus Landwehroffizieren. Alle Adjutanten bei den Landwehr-Bezirkskommandos wurden behufs Uebernahme in die Garnisonbataillone abgelöst und ihre Geschäfte Bezirksfeldwebeln übertragen; nur einzelne absolut unentbehrliche Adjutanten durften von den stellvertretenden Generalkommandos zurückbehalten werden. Ebenso machte man die Offiziere an der Spitze von Straf- und Arbeiter-Abteilungen für die neuen Formationen verfügbar; indem man sie in ihren bisherigen Kommandos durch invalide Feldwebel u. dergl. ersetzte.

Der Fall von Paris und der Abschluß des Waffenstillstandes verminderten keineswegs den Wert, welchen der Generalstab auf

die Garnisonbataillone legte. Denn Frankreich war immer noch fähig, den Krieg fortzusetzen, sofern sich der Wille des französischen Volkes als so unbeugsam erwies, wie einst die Hartnäckigkeit der Spanier gegenüber der Invasion Napoleon I. Demgemäß wurde (am 5. Februar 1871) der Etat der Garnisonbataillone von 602 auf 752 Mann gebracht. Jene Truppenkörper zählten nun 54 000 Bajonette; mithin war Moltkes vorläufiges Minimum noch immer nicht erreicht; auch nicht, wenn man die Augmentation der Landwehr-Depot-Eskadrons um 3000 Mann in Anschlag bringt.

Unter den „Anlagen" des Lehmannschen Buches befinden sich Zahlenreihen, welche ergeben, wieviele Offiziere, Offizierdiensttuer und Unteroffiziere sich bei den Garnisonbataillonen befanden, und aus welchem vorherigen Dienstverhältnis die Offiziere stammten. Die bezüglichen Rapporte sind vom Januar 1871 an unter verschiedenen Daten eingereicht und geben 48 331 Bajonette an, erreichen also nicht ganz den höchsten Stand, der, wie erwähnt, im Februar 1871 auf 54 000 Bajonette gesteigert wurde. Von jenen 48 331 Bajonetten waren 4104 Unteroffiziere, also annähernd genug, und auch die 885 Offiziere, die, 269 Offizierdiensttuer mitgerechnet, bei den Garnisonbataillonen fungierten, können nicht als eine gar zu geringe Zahl angesehen werden. Aber die Qualität der Offiziere ließ zu wünschen übrig. Die inaktiven und zur Disposition stehenden überwogen erheblich (515 von 885). Diese Herren standen größtenteils in vorgeschrittenem Lebensalter und waren vielfach dem Dienst vollständig entfremdet. Bei dem Unteroffizierkorps ließ sich gegen die Qualität gleichfalls viel einwenden, denn beinahe ein Viertel dieses wichtigen Standes kam aus der Inaktivität der Zivilversorgung zurück und hatte demgemäß an körperlicher Tauglichkeit und Spannkraft bedeutend verloren. Der ganze Rest setzte sich natürlich aus Unteroffizieren der Landwehr und freiwillig eingetretenen des Landsturmes zusammen.

Die Formierung der Garnisonbataillone fiel in einen ungewöhnlich strengen Winter. Dabei waren die Vorräte der Depots an Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen beinahe erschöpft, und Mangel an Arbeitskräften hinderte ihre Wiederauffüllung. Die Mannschaften gehörten in ihrer Mehrzahl den ältesten Jahrgängen der Landwehr an, und unter den eingestellten Rekruten befanden sich viele aus der körperlich minderwertigen Ersatzreserve 2. Klasse. Nicht alle eingestellten Landwehrleute hatten bei der Infanterie gedient, sondern ein Teil bei der Fußartillerie. Bei

den unberittenen Landwehr-Depot-Eskadrons war dieser Uebelstand noch schlimmer als bei den Garnisonbataillonen, denn bei jener verlegenheitsweise geschaffenen Waffengattung galt es, aus gedienten Kavalleristen eine Infanterietruppe herzustellen.

Wenn man sich die oben geschilderte Zusammensetzung des Offizierkorps vergegenwärtigt, so ist es psychologisch nicht schwer, sich vorzustellen, mit welcher Lebhaftigkeit die Offiziere die ihnen gestellten Aufgaben für unlösbar erklärten. Die anfangs in der Tat recht chaotisch aussehenden Verhältnisse besserten sich jedoch zusehends, und zur Zeit ihrer Auflösung wären, wie Lehmann sagt, die Garnisonbataillone durchaus qualifiziert gewesen, der mobilen Landwehr in Frankreich nötigenfalls ihren Ersatz zuzuführen. Ein derartiges Resultat vermochte nur durch ein sehr aufopferungsbereites Wirken des gesundheitlich zum Teil schon stark reduzierten Offizierkorps erzielt zu werden. Charakteristisch für den Pflichteifer der Herren ist, daß die Bestimmung in der königlichen Ordre über die Garnisonbataillone, welche gestattete, aus dem Militärdienst ausgeschiedene Personen des Unteroffizierstandes als Sekondeleutnants anzustellen, in keinem irgendwie erwähnenswerten Umfang praktisch angewendet zu werden brauchte.

In welchem Maße haben nun die Garnisonbataillone und Landwehr-Depot-Eskadrons Landwehr für den Krieg disponibel gemacht? In der Denkschrift an Roon (vom 8. Dezember) hatte Moltke die sämtlichen 57 noch in der Heimat befindlichen Landwehrbataillone für den Kriegsschauplatz gefordert. Roon mobilisierte als erste und zweite Staffel 24 Bataillone. Bis die bezeichneten Truppenkörper die französische Grenze erreichten (am 21. Januar) vergingen mehr als sechs Wochen; weniger als drei Wochen waren für den Aufmarsch von 450 000 Mann in der bairischen Pfalz erforderlich gewesen. Aber nach kriegsministerieller Verfügung sollte die Verlegung der Landwehr nach Frankreich nur vor sich gehen in demselben Verhältnis, in welchem die Dienstbereitschaft der Garnisonbataillone Fortschritte machte. An diesem Prinzip glaubte der Kriegsminister um so strenger festhalten zu müssen, als gerade damals unter den französischen Kriegsgefangenen eine gewisse Gährung bemerkbar zu werden anfing.*)

Eine dritte Staffel der Mobilisierung bildeten 12 Bataillone,

*) Vgl. meinen Aufsatz im diesjährigen Aprilheft: „Die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen von 1870. Nach unveröffentlichten Dokumenten". S. 54 u. ff.

die eine gute Woche vor dem Beginn der Unterhandlungen über die Kapitulation von Paris Mobilisationsordre erhielten. (Am 14. Januar). Während Jules Favre in Versailles unterhandelte, schrieb Roon an das Kriegsministerium, jene 12 Bataillone sowie vier andere früher mobil gemachte und zum Abmarsch bereite würden wohl keine kriegerische Verwendung mehr finden. Damit traf er jedoch die Intentionen Moltkes keineswegs. Dieser forderte vielmehr die Heranziehung der bezeichneten Truppen zu dem Termin, wo der Waffenstillstand ablief. (Am 19. Februar). Noch einmal regte sich Roons Groll gegen seinen glücklichen Rivalen in der Strategie: „Bedauere sehr", verzeichnete er mit Bleistift an dem Rand des Moltkeschen Schreibens,*) „Nicht vor voller Komplettierung und Konsolidierung der Garnisontruppen! Nach dem Falle von Paris finde ich, wäre es richtiger, Landwehr nach Hause zu schicken als heranzuziehen. Eine Kriegführung, die uns bis an den Fuß der Pyrenäen führt, ist ohne Ueberspannung unserer Kräfte eine Aufgabe für Jahre."

Vierzehn Tage nachher kamen die Friedenspräliminarien zu stande, und demgemäß brauchte die zuletzt berührte Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabs nicht ausgetragen zu werden. Es standen damals (am 26. Februar 1871) von den 57 Bataillonen Landwehr, die Moltke (am 8. Dezember 1870) hatte in Feindesland ziehen wollen, noch 33 in Norddeutschland. Jene 16, von denen soeben die Rede war, befanden sich auf dem Kriegsfuße, 17 waren noch immobil. 24 Bataillone hatte Moltke von Roon zu erlangen gewußt. Will man die Bedeutung der hier erzählten Streitigkeiten ermessen, so muß man sich die Lage vergegenwärtigen, in welche die Sieger von Sedan durch die bewundernswürdige Levée en masse der Franzosen geraten waren. Die Armeen Gambettas waren ungeschult und vermochten den Truppen Wilhelms I. auch bei großer Uebermacht nicht stand zu halten, aber sie waren sehr zahlreich. Indem die Invasionsarmee vier Monate hindurch Paris zerniert hielt und zugleich die immer von neuem andrängenden Volksaufgebote in rühmlichen aber wenig entscheidungsvollen Kämpfen zurückwerfen mußte, lief sie beinahe größere Gefahren als bei ihrem schweren Ringen mit den vorzüglich ausgebildeten Streitkräften des Kaiserreichs. Diesen Umschwung zum schlechteren

*) Moltke an Roon. Mil.-Korr. Moltkes III S. 580.



empfanden die durch eine fortlaufende Kette entscheidender Siege Verwöhnten noch peinlicher als sachlich gerechtfertigt war. Wie gründlich manche deutsche Offiziere den Krieg satt hatten, lehren die im diesjährigen Februarhefte der „Preußischen Jahrbücher" von mir besprochenen Aufzeichnungen des Generals von Lignitz. Selbst ein so zuversichtlicher und kühner Stratege wie Blumenthal wurde ab und zu von Zweifeln an dem glücklichen Weiterverlauf des Feldzuges befallen, wenn er die Anwandlungen von Entmutigung bei den anderen, vornehmlich dem König und dem Kronprinzen beobachtete. „Den Kronprinzen fand ich heute früh leider in einer sehr schwarz sehenden Stimmung", heißt es in den Tagebüchern des Generalfeldmarschalls (unter dem 9. Januar), „ja er sprach von Frieden à tout prix und Herausgeben des eroberten Landstrichs; selbst Lothringen und Elsaß ....; das ist schrecklich. Was soll dann erst werden, wenn das Kriegsglück sich kurze Zeit gegen uns wenden sollte, ein Fall, der aber sehr unwahrscheinlich ist. Dann wird es sich erst zeigen, wer ein wirklicher Mann ist. Der letzte Landwehrmann muß unter die Waffen gerufen werden, um Frankreich und damit die Revolution zu bekämpfen. Schmählicher Friede und Revolution in Deutschland hängen eng zusammen ...."

Roon teilte das allgemeine Mißvergnügen um so entschiedener, als er seinen Anspruch auf Mitwirkung an der Strategie beim Könige nicht durchzusetzen vermochte: „Wie, wann und wo dieser Krieg endigen wird — Gott weiß es!" schrieb er (am 10. Dezember) in seiner Unzufriedenheit mit dem Generalstab nach Berlin. Uebrigens verstimmte ihn nicht allein Moltkes Kriegsführung, sondern auch Bismarcks innere Politik, von der ihm nicht entging, daß wie nach 1866 so jetzt eine zweite Drehung des Steuerruders nach links bevorstand. Schmerzlich empfanden die stolzen, arm geborenen Edelleute wie Roon und Manteuffel das Sic vos non vobis, daß ihre Gefahren, Mühsale und Triumphe die kapitalistisch-demokratischen Parteien in den Sattel setzten. „Die National- und sonstigen Liberalen haben ganz recht", schrieb Roon an Blankenburg, „daß mit dem ..... errungenen Siege eine neue Aera — wie sie es nennen — freiheitlicher Entwicklung anheben muß, in welcher die alten Fahnen und Schlagworte nichts mehr bedeuten als eine historische Reminiszenz. Ich vermisse den Boden, auf dem eine konservative Partei der Zukunft fußen könnte, nachdem die bisherigen Vorkämpfer derselben wissend oder unwissend mit

Blut und Leben dahin gewirkt haben, die alten Heiligtümer zu zerstören und einen neuen Tempel zu bauen, dessen Oberpriester (Bismarck) selbst den alten Kultus aufzuopfern trachtet, um neuen Gottheiten Altäre zu bauen. . . . Es ist begreiflich, daß der Freund und Akteur der alten an der ihm in der neuen Aera zufallenden Rolle kein rechtes Gefallen findet und sich daher lieber auf einen Zuschauerplatz zurückzuziehen trachtet. . . . . Mit dem Hauptregisseur der neuesten Aera bin ich daher vielfach grundsätzlich nicht im Einverständnis, aber dennoch ebensowenig in Uneinigkeit oder Hader. . . . . Wiewohl ich die fernere Lebensfähigkeit der patriarchalisch-konservativen Staatsidee, die uns einst gemeinsam war, bezweifeln muß, so wurzele ich doch mit meinem ganzen Fühlen und Denken zu sehr darin, als daß ich die Lossagung davon praktisch mitmachen könnte. . . . . Ich kann daher in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben aber nicht mitschaffen."*)

Ebensowenig wie mit der inneren Politik konnte Roon bei seiner Eigenart mit der Weiterentwicklung der Zustände in der Armee zufrieden sein. Bis zum 31. Januar wurden dem Heer an Ersatztruppen nachgeschickt 120 208 Unteroffiziere und Soldaten. Normalmäßig hätten zugleich mindestens 2400 Offiziere gesendet werden müssen, man sah sich jedoch außer stande, mehr als 1043 disponibel zu machen, also noch nicht die Hälfte der erforderlichen Führer. In der letzten Phase des Krieges, als die Kapitulation von Paris und Waffenruhe eingetreten war, Moltke jedoch nichtsdestoweniger auf rastlosem Nachschub bestand (Vgl. S. 20), gestaltete sich jenes Verhältnis noch ungünstiger. Es wurden zwischen dem 31. Januar und dem 9. Mai der Feldarmee an Ersatz zugeführt 25 030 Unteroffiziere und Soldaten sowie 156 Offiziere, d. h. weniger als ein Drittel der normaliter für nötig erachteten Personen vom Offizierstande. Noch größer war der Mangel an Unteroffizieren. Ihrer 12 000 hätten bis zum 31. Januar der Feldarmee überwiesen werden müssen, man konnte aber nur 4517 aufbringen. Vom 31. Januar bis zum 9. Mai, wo 25 030 Kombattanten nachgeschoben wurden, hätten 2500 Unteroffiziere darunter sein müssen, die Ersatz-

*) Roons „Denkwürdigkeiten" III, S. 293. Versailles, 6. Februar 1871. Auch S. 286. Januar 18. und S. 264. Dezember 17. 1870.

Truppenteile brachten es indessen nicht über 551 hinaus.*) So stand es mit denjenigen Elementen der Feldarmee, welche die Solidität der Truppenkörper verbürgten — tantae molis erat! Was die Landwehroffiziere anbetraf, so gab es deren bei Kriegsausbruch, wenn man die felddienstunfähigen und absolut unabkömmlichen Personen sowie die Aerzte abrechnet 4435; hiervon wurden im Laufe des Krieges eingezogen 4279**) auf 345 257 Mannschaften, die eigentlich nicht weniger als 6900 Offiziere hätten haben müssen. Kurz — überall empfindlicher, beständig wachsender Offiziermangel; nur bei den Garnisonbataillonen nicht, weil hier die zur Disposition gestellten und inaktiven Offizierpersonen eingetreten waren. Aber auch bei der zuletzt genannten Truppe drohten die Verhältnisse ungünstig zu werden, wenn aus dem Waffenstillstand nicht der Friede hervorging, denn im Falle der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten lag den Garnisonbataillonen ob, den Landwehr-Okkupationstruppen ihren Ersatz zu stellen.

Und woher sollte Roon gar die Offiziere nehmen, wenn der Krieg wirklich von neuem ausbrach und Moltke sein „vorläufiges Minimum“ von 100 Bataillonen überschreitend, mit neuen Truppenforderungen hervortrat? Wir wollen hier nicht die Frage erörtern, ob und auf welche Weise sich die bezeichnete Lücke hätte ausfüllen lassen, da die Ereignisse keine weitere Anspannung der militärischen Nationalkraft erfordert haben. Genug, wenn wir die verschiedenen Gründe zu würdigen wissen, aus denen in der zweiten Periode des Krieges, dem Zeitraum der allgemeinen Uebellaunigkeit, der Kriegsminister der Verstimmteste von allen war. Nicht die kleinste schädliche Folge des Roonschen Seelenzustandes war die, daß Bismarck, der in Roon seinen strategischen Mentor sah, durch die leidenschaftliche Opposition des Kriegsministers gegen den Chef des Generalstabs in seinen wenig freundschaftlichen und achtungsvollen Gefühlen für Moltke bedeutend bestärkt wurde. Bismarck dachte bekanntlich von einzelnen Berufsständen sehr gering, z. B. von den Aerzten. Nicht viel wohlwollender als von diesen

*) Lehmann S. 365. Anlage 27. Nachweisung des den Truppenteilen des Feldheeres bis zum 9. Mai 1871 nachgeführten Ersatzes.

**) Lehmann S. 356. Anlage 25. Summarische Nachweisung sämtlicher aus Anlaß des Krieges 1870/71 zur Einziehung gelangten preußischen Offiziere, Aerzte und Mannschaften des Beurlaubtenstandes. Dazu Anlage 6. S. 229: Uebersicht von den Mannschaften des Beurlaubtenstandes Ende Juni 1870.

sprach er über die Militärs. Im Frieden gewöhnt, als der erste Mann im Staate dazustehen, wurde ihm während der glorreich verlaufenden Feldzüge das Gefühl, einigermaßen in den Schatten gestellt zu sein, fast unerträglich. Während des Feldzuges von 1866, wo Moltke seine nie wieder erschütterte Stellung im Rate des Königs gewann, scheute er sich nicht, vor dem obersten Kriegsherrn seine strategischen Ratschläge denjenigen Moltkes entgegenzustellen. Da er absolut kein Fachmann war, von der Strategie schlechterdings nichts verstand, so schwankte Wilhelm I., der selber das Metier gründlich erlernt hatte, keinen Augenblick, ob er die militärischen Operationen nach des Generalstabschefs oder des Ministerpräsidenten Urteil geleitet wissen wollte. Ja, die Betätigungsversuche Bismarcks auf dem Gebiete der Kriegführung erschienen dem König dermaßen als störend, daß er beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich den Bundeskanzler von der Teilnahme an den strategischen Konferenzen ausschloß.*) In den Augen dieses Fürsten war eben jeder Ratgeber nur kompetent für das Ressort, das er beherrschte.

Es ist leicht erklärlich, daß die beiden von Moltke einigermaßen bei Seite geschobenen Männer, Bismarck und Roon, sich in der Mißgunst gegen den Chef des Generalstabs zusammenfanden. Sie standen überhaupt während des Krieges von 1870/71 ebenso wie vorher in einem freundschaftlichen Verhältnis zu einander, wenn auch Roon schon voraussah, daß ihre politischen Wege sich trennen würden. In seinen Ansichten über Kriegführung ordnete sich Bismarck den Gesichtspunkten Roons, an dessen Autorität er glaubte, durchaus unter. Als die Differenzen zwischen dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabes über die stärkere Heranziehung von Landwehr nach Frankreich begannen, warf Bismarck mit Anspielung auf die Kaiseridee, der er sich so skeptisch gegenüberstellte, dem Generalstab Cäsarenwahnsinn vor und ängstigte sich mit der Furcht vor Niederlagen als Strafe Gottes: „Die Regimenter reißen uns durch, nicht die Generäle", schrieb er. „. . . Der Ruhm der Führung liegt in dem bewundernswerten Heldenmut der Truppe; nur etwas weniger davon, und keiner der Führer würde vor der Kritik heut (am 24. Dezember) bestehen. Bei der Verzettelung der Armee von Tours bis Lille und der übereilten Verbeißung, dann schläfrigen Kriegführung vor Paris existiert noch kein einziges

*) Vgl. W. v. Blume: „Politik und Strategie, Bismarck und Moltke 1866 und 1870/71." „Preuß. Jahrb." Band 111 S. 240.



Departement in Frankreich, in dem wir vollständig Herren wären, sodaß wir eine Kontribution beitreiben könnten. Gott bessers, sein Arm ist nicht Fleisch. . . ." Die Vorurteile von der übermäßigen Ausbreitung der deutschen Streitkräfte und von der Kontributionserhebung als wirksamstem Mittel zur Förderung des Kriegszwecks zeigen die uns gründlich bekannt gewordene Quelle an, aus welcher der Kanzler seine strategischen Meinungen schöpfte.

Obgleich der Chef des Generalstabs das unbedingte Vertrauen seines königlichen Herrn genoß — in einem Punkte ist es Roon und Bismarck doch gelungen, den Gang der Operationen schädlich zu beeinflussen. Es handelt sich um die viel erörterte Beschießung von Paris, um derentwillen ein Konflikt Moltkes mit Kriegsminister und Bundeskanzler entstand und zu gleicher Zeit mit dem Streit um die Landwehr durchgefochten wurde.

In Anbetracht des entscheidenden neuen Materials, das die Lehmannsche Publikation gebracht hat, wollen wir auf jene Streitfrage ausführlicher eingehen. (Schluß folgt.)

Uebertritte von der evangelischen zur katholischen Kirche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

(Nach einem Vortrag.)

Von

Karl Sell.

Die prinzipiell ganz verschiedene Beurteilung des Konfessionswechsels bei Protestanten und Katholiken, gleichviel ob sie römische oder orthodoxe sind, drückt sich schon in dem Namen der Sache aus.

Wir Evangelischen sprechen von „Uebertritten" zur katholischen Kirche. Die Katholiken nennen dasselbe „Konversion", Umkehr, Rückkehr — nämlich zur Kirche. Für evangelische Christen ist katholisch werden nur ein Wechsel zwischen zwei Formen des Christentums, von denen wir die unserer Kirche für die bessere halten, aber wir bestreiten auch der anderen Kirche nicht den Christennamen und nicht die Kraft, in ihrer Weise auch den Menschen zum Heil zu führen. Das konsequente katholische Christentum muß beides bestreiten, ihm ist der Protestantismus der organisierte Abfall von Gott, weil Abfall von der Kirche, das evangelische Christentum ist ihm eine von Gott verfluchte Irrlehre; darum nur wer beides aufgibt, vermittelst einer radikalen Umkehr, wer zu der alleinigen Mutterkirche zurückkehrt, kann das Heil erlangen. Aus dieser ganz verschiedenen Beurteilung derselben Sache erklärt sich u. a. die beinahe ausnahmslose Gehässigkeit, mit der man katholischerseits einen Katholiken zu verfolgen pflegt, der evangelisch wird. Man traut dem nunmehr auf ewig verloren Gegangenen zu, daß er zuvor bereits sittlich oder intellektuell verloren gegangen sei. Es folgt daraus aber auch ein sehr verschiedenes Verhalten den Uebertrittsbewegungen selbst gegenüber:

1. Wir Protestanten werden, wenn wir uns bestreben, wirkliche Christen zu sein, die Uebertritte zum Katholizismus viel ruhiger beurteilen, wie die Katholiken den umgekehrten Fall. - Wir halten sie für Untreue und Irrtum, nicht aber für Abfall und ewigen Tod.

2. Der Eifer der beiden Konfessionen, derartige Bekehrungen oder Eroberungen zu machen, ist sehr ungleich stark. Wir Evangelische haben kein religiöses Interesse daran, den Katholiken zu uns herüberzuziehen, weil wir glauben, daß auch ihm die Sonne des Heiles scheint, wenngleich durch Wolken hindurch, der Neukatholizismus des 19. Jahrhunderts dagegen entwickelt oft einen Proselyteneifer, wie ihn Jesus einmal mit starker Ironie an den Schriftgelehrten seiner Zeit rügt, die „Land und Meer umziehen, um einen Proselyten zu machen". (Ev. Matth. 23, 15). Und daher kommt dann 3. das ganz verschiedene literarische Interesse an den sogenannten „Konversionen". Während die katholische Literatur seit Jahrhunderten wimmelt von Bekehrungsgeschichten untreu gewordener Protestanten und es bändereiche Werke gibt über die tausende von Protestanten, die seit der Reformation sich zur „Kirche" zurückgefunden haben,*) hat erst in jüngster Zeit der evangelische Bund ein zuverlässiges Buch über die Uebertritte aus der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche während des 19. Jahrhunderts veranlaßt. Wir sind nicht mehr gewöhnt, als daß, wenn katholische Priester und Gelehrte ihrer Kirche den Rücken kehren, sie eine Erklärung über ihren Austritt veröffentlichen! Nach den besonderen Motiven zu diesem Uebertritt, der uns als etwas ganz naturgemäßes erscheinen muß, pflegen wir nicht weiter zu fragen. Sie haben für uns höchstens ein biographisches Interesse. Und wir erwarten von den Uebergetretenen auch nicht, daß sie nun auf Seiten unserer Kirche alles herrlich und befriedigend

*) Vgl. u. a. Raeß: Die Convertiten seit der Reformation (bis 1800), 13 Bde. Freiburg 1866—75.

Höninghaus: Chronologisches Verzeichnis der denkwürdigen Bekehrungen von Protestanten zur katholischen Kirche. Aschaffenburg 1837.

Rohrbacher: Tableau général des principales conversions qui ont eu lieu parmi les protestants depuis le commencement du dix-neuvième siècle Nancy 1827. Paris 1841.

David August Rosenthal: Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert, 3 Teile in 5 Bänden, in zweiter und erster Auflage. Schaffhausen 1867—1872.

Ernst Kochs Uebertritte aus der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. (Gekrönte Preisschrift.) Leipzig, Buchhandlung des Ev. Bundes von Carl Braun 1903.

finden. Im Gegenteil. Darin gerade muß sich die Stärke ihres Wahrheitssinnes erweisen, daß sie es immer mehr lernen, auch in der unscheinbaren, ja oft zerrissenen Hülle des protestantischen Kirchentums den darin enthaltenen ewigen Kern zu ergreifen. Nicht darum beglückwünschen wir sie, weil sie in eine neue Kirche eingetreten sind, sondern daß sie den Weg gefunden haben heraus ins Freie, unter Gottes offenen Himmel und in den hellen Sonnenschein einer kirchlich unverklausulierten Gnadenbotschaft.

Freilich: sobald sich einmal in auffallender Weise die Uebertritte vermehren, so entsteht bei uns öfter eine plötzliche Beunruhigung!

So geschah es auch, als am Anfang des 19. Jahrhunderts im Jahre 1800 der Uebertritt eines hochstehenden Mannes und angesehenen Schriftstellers, des Regierungspräsidenten in Eutin, Grafen Friedrich Leopold Stolberg zur katholischen Kirche stattfand. Er war ein Jugendfreund Goethes, ein Studiengenosse und Hausfreund von Voß, Claudius, eine Zierde des holsteinischen Adels. Eine große Reihe von Uebertritten ähnlicher Art folgten, und da erhub 1819 der alte Hofrat Johann Heinrich Voß, der Homerübersetzer, Idyllendichter, und wegen seines biedern, lautern Charakters und seiner Verdienste als Schulmann in ganz Deutschland bekannte Mecklenburger — damals in Heidelberg wohnend — den Alarmruf in einer maßlos persönlich gehässigen Streitschrift, die bestimmt war, den sittlichen und religiösen Charakter des langjährigen Freundes bloß zu stellen: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?"*)

Seitdem ist auch auf protestantischer Seite in den verschiedenen Ländern (namentlich in England) den namhaften Uebertretern, zumal wenn sie Schriftsteller oder Künstler waren, eine erheblich schärfere Kritik ihrer Leistungen und ihres Charakters als sie sonst zu erfahren gehabt hätten, gefolgt, als Zeichen einer gewissen Beunruhigung! Insbesondere hat man, wie der alte Voß, nach den Zusammenhängen der Proselyten untereinander, nach geheimen Machinationen und von langer Hand her vorbereiteten Bekehrungsplänen gesucht. Das war wohl von jeher die schwächste Seite in der protestantischen Abwehr eines im Prinzip der katholischen

*) In der Zeitschrift von Dr. H. E. G. Paulus in Heideberg Sophernizon oder unpartheyisch-freymüthige Beiträge zur neueren Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen. 1819. Drittes Heft.

Kirche selber gegründeten propagandistischen Triebes.*) Heute vollzieht sich die Arbeit der „Kirche“ in voller Oeffentlichkeit.

Zwar nicht die katholische Kirche anno 1800, wohl aber die heutige internationale katholische Kirche, mit ihrem bureaukratischen Zentralregiment der päpstlichen Kurie, mit ihrem Generalstab für den sozialen Angriffskrieg, den Jesuiten, mit ihrem Nachrichtendienst über die ganze Erde hin ist die organisierte öffentliche Mobilmachung einer jederzeit kampfbereiten sozialen Macht, deren Kampfmittel nicht Waffen sind, sondern etwas viel sicherer wirkendes: Anweisungen auf die ewige Seligkeit, oder auf die ewige Verdammnis. Nicht die Uebertritte sollten also beunruhigen, sondern die Macht, die sie bewirkt!

Die auch politisch sehr einflußreichen Uebertritte der früheren Jahrhunderte übergehe ich. Sie sind eine Sache für sich. Nur das muß hier gesagt werden: die Ausbreitung des Protestantismus auf Kosten des Katholizismus im 16. Jahrhundert, im Reformationsjahrhundert ist wesentlich das Werk der Politik gewesen. Nur der Ursprung

---

*) Zu den keineswegs völlig aufgeklärten Fällen eines angeblich aus propagandistischen Gründen geheim gehaltenen Uebertrittes zur katholischen Kirche gehört der des lutherischen Oberhofpredigers Johann August (Freiherrn von) Stark zu Darmstadt. Dieser Uebertritt selbst, der von Seiten des Abbé Rohrbacher als aktenmäßig zugegeben wird (Nippold, Welche Wege führen nach Rom, S. 318) und von dem schon Pierers Universallexikon das Datum 8. Februar 1766 in St. Sulpice zu Paris angeben konnte, darf als Tatsache gelten, an der im Kreise der freimaurerischen Bekannten Starks nicht gezweifelt wurde, wie ich aus einer Mitteilung aus privater Korrespondenz jener Zeit weiß.

Mündlich teilte mir der vor mehreren Jahren verstorbene Oberhofprediger Dr. Bender in Darmstadt mit, daß er im Jahre 1863 in Paris, wenn ich mich recht erinnere, in einer auf der Nationalbibliothek vorhandenen Liste von Zugehörigen zum Jesuitenorden Starks Namen gefunden habe, was darum wichtig ist, weil Stark auch in maurerischen Kreisen als „verkappter Jesuit“ galt. Stark, geboren 27. Okt. 1741 zu Schwerin trat nach Bericht des in Freimaurerangelegenheiten wohl unterrichteten Steitz in Herzog Realencyklopädie IV (1855) im Jahr 1763 in Petersburg in Verbindung mit der sogenannten „schottischen Freimaurerei“, die behauptete, aus den Kreuzzügen und von den geistlichen Ritterorden herzustammen und zwar mit den Anhängern der „strikten Observanz“, die sich für die Nachkommen der Tempelritter ausgaben und in Ritter und Kleriker zerfielen. Für diesen Klerikat, dessen höchste Stufe die mit dem Chorhemd bekleideten Priester bildeten, soll Stark im Kreise seiner Genossen gewirkt haben. Auch der Stifter dieser strikten Observanz Karl Gotthold von Hundt (1722—1766) war vor seinem Tode öffentlich zur römischen Kirche übergetreten. Stark führte in der Freimaurersprache den Titel (nicht eines eques, sondern) „Archidemides ab aquila fulva“. Nach Voß' Angabe (dem der Zusammenhang von Starks Katholizismus mit den „Ordensmysterien“ der Freimaurerei bekannt war: Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe &c., Stuttgart 1820) schrieb Stark eine 1803 durch Indiskretion bekannt gewordene Schrift „Signatstern, oder die enthüllten sämtlichen sieben Grade der mystischen Freimaurerei nebst dem Orden der Ritter des Lichts.“

der Reformation lag überall im Gebiete des Gewissens und des Verstandes. Sobald die da entstandene Bewegung die Massen, die Völker ergriff, haben diese mit dem Schwergewicht ihrer Interessen und mit dem Maß von Einsicht ihrer Führer den Gang der Ereignisse bestimmt. Und schließlich siegte stets die klügere und die gewaltsamste Politik. So entsprach das Ergebnis der Reformation in Deutschland keineswegs den Hoffnungen zu Anfang.

Um das Jahr 1550 war ganz Deutschland zu neun Zehnteln innerlich der Reformation zugetan; nach dem westfälischen Frieden überwog im Kurfürstenkollegium und im Reichstag die Zahl der katholischen Stimmen! Millionen wurden unter habsburgischem Szepter mit Gewalt katholisch gemacht, in Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steiermark, Krain, Kärnthen, Ungarn! Und außerhalb des Reiches war bereits am Ende des 16. Jahrhunderts der Protestantismus tot in Italien und in Spanien, am Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich die blühende Hugenottenkirche vernichtet. Der Umschwung der Weltlage zu gunsten des Pro-

Er war 1770 Professor der Theologie und zweiter Hofprediger in Königsberg, 1776 dort auch Generalsuperintendent, 1777 Professor in Mitau geworden, wo damals Cagliostro der „Großkophta“, Großmeister eines angeblich altägyptischen Geheimordens zuerst als Wundertäter auftrat und meldete sich, wie ich aus Aktenstücken des Hessischen Oberkonsistoriums ersehe, 1780 für eine demnächst frei werdende theologische Professur in Gießen bei dem Landgrafen Ludwig IX. von Hessen, dem er durch den Erbprinzen empfohlen war. Auf dessen Betreiben wurde er bis zu einer Vakanz „ohne Besoldung“ zunächst als Oberhofprediger übernommen und trat am 27. Mai 1781 seinen Dienst an, wurde auch Mitglied des Konsistoriums und der theologischen Prüfungskommission (Definitorium) und erhielt Ende 1782 eine frei gewordene Hofpredigerbesoldung und Dienstwohnung. Professor wurde er nicht mehr. Wenn 1785 eine landesherrliche Verordnung erging, daß künftig kein Kandidat der Theologie zu einem geistlichen Amt zugelassen werden solle, „der nicht zuvor bewahrheitet hätte, daß er kein Freimaurer sei und nicht zu irgend einer Sekte gehöre,“ so kann das mit dem naturgemäßen Wunsche des Definitors zusammenhängen, daß die Kandidaten nichts von seinen Ordensbestrebungen erfuhren. Ein in den Akten abschriftlich befindliches theologisches Glaubensbekenntnis Starks vom 9. November 1780, gerichtet an den Erbprinzen, zeigt Stark als orthodoxen Theologen in den Lehren von Christo, der Dreieinigkeit, der Erbsünde, Genugtuung, Rechtfertigung, ewigen Strafen, Geistern und Teufeln. Es schließt: „Mein herzlicher Wunsch ist, daß Eintracht und Frieden unter allen Christen stattfinden und die traurigen Risse geheilt werden möchten. Aber dieser Wunsch wird wohl schwerlich in dieser Welt erfüllt werden. Man kann es also keiner Kirche und also auch nicht der unsrigen verdenken, daß wir fest auf unsere einmal gemachten Glaubensbücher halten und wie ich bei meinem Doktorat die augsburgische Konfession beschworen und derselben gemäß gelehrt, so werde ich auch immer tun. Unsere Kirche würde sonst, während des, daß andere unter sich festhalten, in ihrem Innern durch allerlei Zerrüttungen in Verwirrung geraten und wir würden am Ende selbst nicht mehr wissen, was wir wären. Andere werden sich unsere Neigung zur Vereinigung zu Nutze machen, um uns zu unterdrücken. Man darf nur die

testantismus, der übrigens heute noch in Europa nur etwa halb so viel Seelen zählt wie der Katholizismus, ja auch sogar den griechisch-katholischen an Zahl etwas nachsteht, beruht auf seinem geistigen Uebergewicht. Das aber datiert erst von der glücklichen Politik derjenigen protestantischen Mächte, die Schweden nachfolgten, Englands, das im 18. Jahrhundert sein Weltreich zu gründen begann, und Brandenburg-Preußens, das zur deutschen Großmacht aufstieg!

Vielleicht hätte sich der Katholizismus bei einer länger dauernden napoleonischen Weltherrschaft eines neuen Aufschwunges getröstet können (die wiederum, wie im ausgehenden Mittelalter, die romanischen Völker zum Zentrum der Welt hätte machen können), wäre ihm nicht in die Arme gefallen der von Napoleon selber beförderte Geist der Aufklärung.

Erst durch Napoleon ist der Grundsatz der Religionsfreiheit und der Gewissensgleichheit im 19. Jahrhundert, und zwar allen päpstlichen Protesten zum Trotz, in beinahe ganz Europa zur Herrschaft

---

Kirchengeschichte von Deutschland etwas kennen und man wird finden, daß die Reformirten wenige Kirchen haben, die nicht ehemals uns gehört haben." Ueber Starks Wirksamkeit, der äußerst eingezogen lebte, gibt es keine sichere Kunde. Er war verheiratet, die Ehe kinderlos. Dr. Bender, selbst bekenntnistreuer Lutheraner, der viele von Starks Predigtmanuskripten durchgesehen hat, versicherte mir, sie seien in der Lehre völlig unanstößig lutherisch gewesen.

Die Angriffe von Biester und Gedicke in der aufgeklärten „Berliner Monatsschrift" auf seinen Kryptokatholizismus beantwortete Stark mit einer Verleumdungsklage, die abgewiesen wurde, worauf er die Akten veröffentlichte und alles für alberne Jesuitenriecherei erklärte, was auch auf Leute wie J. G. Schlosser und Jacobi Eindruck machte. Daß Stark an seinem „System" in Darmstadt festhielt und dafür in Maurerkreisen bekannt war, entnehme ich privater Mitteilung. Eine dortige Sage weiß von seinem intimen Verkehr mit dem Prinzen Christian von Hessen, der sich viel mit geheimem Ordenswesen beschäftigte und daß aus diesem Kreis die Stiftung des Ludewigsordens, 25. August 1807, hervorgegangen sei, der als der höchste Orden Hessens gilt. St. erhielt das Großkreuz dieses Ordens schon 1807 und wurde 1811 Freiherr, ganz ungewöhnliche Ehren für einen bloßen Oberhofprediger Serenissimi. Auf seine theologische, philosophische und maurerische Schriftstellerei, deren Grundgedanke die ursprüngliche Einheit und Einfachheit der christlichen Religion ist und die Erhaltung einer ursprünglichen höchsten Wahrheit in Gestalt von Geheimnissen, die in ihrem vollen Inhalt nur Wenigen zugänglich sind, in abgestuften Graden aber Vielen, ist hier nicht einzugehen. 1809 erschien anonym in Frankfurt, aber gedruckt in Darmstadt „Theoduls Gastmahl oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Sozietäten". Diese Vereinigung wird bei der völligen Auflösung des Protestantismus gefunden in der Rückkehr der Protestanten zum päpstlichen Stuhl. Dem in 5 Auflagen verbreiteten Buch folgte 1828 „Theoduls Briefwechsel" von der gleichen Buchhandlung verlegt, ein angeblich in den Papieren des verstorbenen Hofkaplans Denneville in Dresden gefundenes Manuskript von Starks, das die Rückkehr „Theoduls" zur Kirche meldet. Es wird der eigentliche Schluß des Theodul

gekommen. Danach aber hat es mit den Machtverschiebungen zwischen Protestantismus und Katholizismus auf dem Wege der äußeren Politik vorerst ein Ende! Es entscheidet darüber nun die andere Großmacht der Gegenwart, der Verkehr und die durch ihn in Permanenz gebrachte konfessionelle Völkerwanderung. Die merkwürdige Tatsache, daß die prozentuale Zunahme der Katholiken nirgends so stark ist wie im vorwiegend protestantischen Sachsen und demnächst in Preußen, am allerstärksten aber in Berlin, und umgekehrt die stärkste prozentuale Zunahme des Protestantismus in dem zu 2/3 katholischen Baden, in dem überwiegend katholischen Bayern, unter den preußischen Provinzen am stärksten im vorwiegend katholischen Rheinland — diese Tatsachen sind nicht die Folgen von Uebertritten, sondern der Volkswanderung noch den großen Städten und Industriezentren! Wohl mag sie teilweise insgeheim von klugen Regisseuren geleitet sein — so die Polenwanderung — im großen und ganzen vollzieht sich wie in der großen Welt so in Deutschland eine immer stärkere

sein, der seiner Zeit unterdrückt worden war. Von irgend welcher Proselytenmacherei Starks ist absolut nichts bekannt geworden. Der Uebertritt des hessischen Prinzen Friedrich zur römischen Kirche 1817 wird nicht als sein Werk bezeichnet. Auf ein Schwanken in Starks Ansichten läßt eine Briefnotiz eines Freimaurers aus vertraulicher Korrespondenz schließen: „Ich bin im Besitz des Briefes, welcher die Periode bezeichnet, in welcher Stark sich wieder dem Katholizismus genähert hatte, dessen Verteidigung er in Theoduls Gastmahl 1809 vor aller Welt übernahm. Ich bin hierüber im Besitz seiner ganzen Korrespondenz.“ Stark starb am 3. März 1816 und wurde nach einer von ihm bereits am 16. Dezember 1804 erlangten „allerhöchsten Konzession“ nicht in Darmstadt, sondern auf dem Friedhof zu Jugenheim a. d. Bergstraße bestattet. Das ist, was Voß berichtet, „er ruht in geweihtem Klostergrund bei Jugenheim“. Der damalige Friedhof lag nämlich auf dem „Heiligenberg“ neben einer ehemaligen, übrigens längst entweihten Klosterkirche. Das gleiche geschah 2 Jahre später mit der Leiche seiner Gemahlin. Die Nachricht, daß man nach seinem Tode ein zum Messelesen ausgestattetes Zimmer in seiner Wohnung vorgefunden habe, legt die Vermutung nahe, daß das ein Lokal war, in dem er als Kleriker des Tempelordens seine maurerischen Riten vollzog.

Ich halte es bis auf weiteres für wahrscheinlich, daß dieses ein Leben lang durchgeführte versteckte Doppelspiel nicht auf Rechnung des Katholizismus und Jesuitismus kommt, sondern auf Rechnung jener dem 18. Jahrhundert so geläufigen seltsamen Neigung zur Geheimbündelei und zum Okkultismus. Stark mag geglaubt haben, das beweisen mir seine Freimaurerschriften, im Besitze einer nur wenigen Menschen zugänglichen Geheimlehre und geheimer Kulte zu sein, einer völlig esoterischen Weisheit, der als exoterische Lehre im gemeinen Menschenverstand am meisten der Katholizismus entsprach, die ursprüngliche Form des Christentums. Er gehörte also auch diesem an, aber doch wieder nur in jenem Sinne wie der Eingeweihte in die Maurer-Mysterien, der in diesen die Sache selbst besitzt, sich dann aber jeder äußeren Ordnung bequemt, die es ihm ermöglicht, für seine geheimen Zwecke zu wirken. Vielleicht wird diese Andeutung von einem gelehrten Freimaurer zur weiteren Aufhellung des psychologischen Rätsels benutzt!

Durchdringung der beiden Konfessionsgebiete, die früher nebeneinander lagen. Es gibt heute keine einheitlich evangelischen oder einheitlich katholischen Länder und Völker mehr. Und ebenso wie diese Wanderung sich nicht in Gestalt von Massen-, sondern von Gruppenwanderungen vollzieht, so kommen heute z. B. in Oesterreich und in Frankreich, wo die Uebertritte ja nach Tausenden zählen, doch nur noch Gruppenübertritte vom Katholizismus zum Protestantismus vor, — nicht mehr! Ein evangelisches Völker-Pfingsten dürfte man vergebens erwarten! Aber das halbe Dutzend evangelischer Kirchen in Rom ist doch auch ein Zeichen der veränderten Zeit. Immerhin auch heute ist wie im Zeitalter der Gegenreformation die Politik der Faktor, auf den „Rom" am meisten baut. Früher war Anzettelung von Religionskriegen ein Hauptgeschäft der Jesuiten, heute dürften sie, entsprechend den veränderten Verhältnissen ihren Feldzugsplan längst geändert haben.

Die Großmächte von heute und morgen sind das Kapital und die Arbeiterbataillone. Die Parole zu ihrer Katholisierung ist längst ausgegeben und wird befolgt!

Für eine Macht, die nicht nach Menschenjahren und Regierungszeiten der Monarchen, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden die Bilanz ihrer Erfolge berechnet, sind ihre Früchte sicher. Die politische Großmacht, die römische Kurie, unter allen der Erde die einzige dieser Art, die niemals redet über ihre Absichten und unausgesetzt handelt: wir treffen sie heute auf jedem Punkt der Weltpolitik an, mag man sie auch behandeln, wie man will. Ihre kühnsten Hoffnungen knüpft sie gerade an den Bankerott eines Volkes nach dem andern — ist sie doch gewohnt, ihren sichersten Tribut stets einzuheimsen in Sterbestunden!

Diese Macht, ist sie etwa beteiligt gewesen an den Uebertritten vom Protestantismus zum Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts? Ich antworte: Nein.

Die dem geistigen Gewicht nach bedeutendste Uebertrittsbewegung ist nicht direkt das Werk von Rom.

Durchforscht man die inneren Beweggründe der Uebertritte soweit sie bekannt sind, so liegen sie alle auf dem Wege von zwei geistigen Bewegungen, einer positiven und einer negativen, auf dem der Romantik — und dem der Flucht vor der Revolution. Die aber entstanden ganz unabhängig von Rom.

Die Zahl der irgendwie namhaften Leute aus adligen und

fürstlichen Häusern, der Gelehrten, Dichter, Künstler, Geistlichen, Schriftsteller, Politiker, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in den vorwiegend protestantischen und germanischen Ländern Europas, also in Deutschland und England zur katholischen Kirche übergetreten sind, beträgt weit mehr als zwei Tausend! Der zahlenmäßige Zuwachs hieraus auf dem Weg der Generation für die „Kirche" läßt sich nicht berechnen. Und dieser Zuwachs ist das geringere, verglichen mit dem geistigen Aufschwunge, den sie der katholischen Kirche gegeben haben und der doch indirekt wieder der Gesamtkultur zu gute kommt.

Nicht um eine kleinliche Rechnung darüber anzustellen, wie viel von dem, was auf katholischer Seite gewachsen ist, von protestantischem Samen kommt, sondern um die wirklichen Zusammenhänge dieser Vorgänge mit der uns allen gemeinsamen Geistesgeschichte darzutun, ist die folgende Betrachtung angestellt.

Darum verzichtet sie auf das psychologisch Interessanteste dieser Bewegung, auf die Untersuchung der Seelengeschichte einzelner am höchsten stehender Konvertiten, wie der deutschen Dichterin Luise Hensel oder des englischen Theologen Kardinal Newman.

Die letzte Konversion, mit der die Kirche im 18. Jahrhundert Staat machen konnte, war die des Begründers der klassischen Kunstgeschichte und Archäologie Johann Joachim Winkelmanns 1754. Sie erfolgte lediglich aus elenden äußeren Gründen. Kein anderer Weg zeigte sich dem armen Gelehrten, der das „Land der Griechen mit der Seele suchte", um zur Anschauung der Denkmäler des Altertums zu gelangen, als die Zeremonie der Abschwörung und der Beichte. Er nahm sie auf sich, nicht ohne sich insgeheim mit Spott und Ironie zu rächen und suchte und fand seine Erbauung auch fernerhin in Paul Gerhardts Liedern.

Dann wurde es ganz still von Bekehrungen.

Die Aufklärung breitete sich aus über Europa, der Jesuitenorden wurde vom Papst selbst aufgehoben! Der Streit der Konfessionen schien 50 Jahre lang ein überwundener Standpunkt!

Unsere deutschen klassischen Dichter ließen in Versen und Prosa der katholischen Kirche volle Gerechtigkeit widerfahren — aber persönlich berührte sie alles Kirchliche nicht mehr. Das einmütige Losungswort der schöpferischeren Träger unserer klassischen Kultur, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Schiller war Humanität, das Wort im höchsten Sinn genommen, nämlich als Inbegriff alles Wahren, Guten, Tapfersten und Schönsten, was unter allen

Himmelsstrichen zu allen Zeiten der Mensch, der ein Spiegel der Gottheit ist, jemals geleistet hat! Mit diesem Kapital wollte man stillegen den aufgeklärten Kleinhandel mit „Weisheit und Tugend" der Firma „Biedermeier, Tugendbold und Tränenfeucht".

In der Tat: die Aufklärung kam ins Hintertreffen. Aber was nun unter dem Anhauch der genannten absolut großen Geister in dem ihnen unmittelbar folgenden Geschlecht sich regte, ward etwas anderes, als jene gewollt: es ward die neue Geisteswelt der Romantik.

Ihr Geburtsort ist Berlin. Ihre vornehmsten Führer und Träger waren geborene oder ansässige Berliner.

Bei der Unmöglichkeit, mit drei Worten dieses gewaltige Ferment einer geistigen und nationalen Erneuerung durch ganz Europa hin zu umschreiben, sei von dieser Bewegung, der wir in aller Poesie, Kunst und Musik neben dem Großen und Erhabenen, dem Wahren und Klaren unserer Klassiker das Süßeste und Zarteste und Heimatlichste verdanken, nur das eine gesagt: die Romantik war, ohne daß sie es wußte, dazu bestimmt, zu entdecken etwas noch Größeres, was auch die schöpferischen Leistungen der Klassiker überbietet, nämlich das Geheimnis der Geschichte.

Diese Entdeckung besteht darin, daß wir es nun lernten, das Gesamtleben der Menschheit als ein organisches Ganze zu verstehen, worin jedem Volke seine Stellung von Gott angewiesen ist, so daß diese Stimmen nach Art einer Fuge eintretend, nach Goethes schönem Gleichnis, erst alle zusammen den „Lobgesang" ausmachen, der unausgesetzt der Gottheit ertönt.

Dies Ziel schwebte noch undeutlich den Romantikern vor, nur als Ahnung. Erreicht wurde es erst von der gleichfalls vorwiegend in Berlin beheimateten großen historischen Schule der Wissenschaft, der Schule der Wolf und Böckh, Niebuhr und Savigny, Schleiermacher, W. v. Humboldt, Lachmann, Jacob Grimm und Karl Ritter. Und in ein Gesamtbild wurde diese Entdeckung gefaßt von der mächtigen registrierenden Gedankenarbeit Hegels, der uns lehrte, die Geschichte als die Selbstverwirklichung des Geistes zu verstehen.

Erst damit ward die große Geisterrevolution vollendet, die die Aufklärung nur vorbereitet hatte, der klassische Idealismus aber eingeleitet. Ihr Ziel ist eine durch die volle Kunde der Geschichte vertiefte christliche Humanität.

Im Zusammenhang dieser ganzen Geistesgeschichte ist die Romantik nicht eine in sich geschlossene Bildungsepoche wie der klassische Idealismus, sondern eine Uebergangserscheinung, etwas mehr oder weniger vergängliches. Sie lieferte nur so zu sagen zu dem neuen Baustil der geschichtlichen Weltanschauung die Anregung. Immerhin: schon die Ahnung der Romantiker war etwas großes.

Sie haben den Kampf gegen die Aufklärung in verschärftem Ton geführt. Für die Aufklärung war die Religion verschwunden in der Sittlichkeit, die Kirche aufgegangen im Staat, ihr Menschheitsideal war Weltbürgerlichkeit. Und diese drei Dinge schien auch der neue französische Universalstaat heraufzubringen, dem man inbrünstigen Haß entgegen trug. So lag der Romantik sozusagen am Wege die Wiederentdeckung und Wiederbelebung von Religion, Kirche und Nationalität. Daß diese gelang, ist das Verdienst ihrer Führer. Als Dichter sind es der Berliner Seilermeistersohn Ludwig Tieck, der übrigens sein bestes verdankt dem früh verstorbenen Jugendgenossen Wilhelm Wackenroder, und Friedrich von Hardenberg (Novalis); als Kritiker und Kunsttheoretiker August Wilhelm und Friedrich Schlegel aus Hannover; als Denker Schleiermacher und Fichte damals in Berlin, weiterhin dann Schelling und die Natur- und Religionsphilosophen.

Die einflußreichsten literarischen Erscheinungen auch für unsere Frage, sind Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders 1797“ und „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst 1798“; sie zeigen den Bund der Religion mit den Künsten; Tiecks darauf fußender Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen 1798“, Schleiermachers Reden über Religion 1799, Novalis Gedichte, Friedrich Schlegels Aufsätze über altdeutsche Kunst, A. W. Schlegels Berliner Vorträge über romantische Dichtung. Will jemand in einer Stunde die ganze Romantik überschauen, dem rate ich als ihr Rezeptenbuch aufzuschlagen Ludwig Tiecks 1800 in Berlin erschienenes Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva, wo der protestantische Verfasser schließt mit einem Epilog in Sonettenform, gesprochen vom heiligen Bonifacius, der endigt „Ora pro nobis sancta Genoveva“. Goethe vergaß überm Vorlesen dieses Stückes Zeit und Stunde und machte, davon angeregt, sich an die Abfassung auch eines christlichen Trauerspiels! Auch Schillers Jungfrau

von Orleans ist davon beeinflußt. Die stark religiöse Wendung Tiecks stammt aber von Novalis, und die des Novalis von Schleiermacher. Von Schleiermacher schrieb Novalis: „Dieser Bruder ist der Herzschlag der neuen Zeit; wer ihn gefühlt hat, der zweifelt nicht mehr an ihrem Kommen ... Er hat einen neuen Schleier für die Heilige (die Religion) gemacht, der ihren himmlischen Gliederbau anschmiegend verrät“. So hat Novalis auch das kirchliche Programm der damaligen Romantik formuliert, das man katholisch doch nur nennen darf in einem sehr idealisierenden Sinn! Es findet sich in dem 1799 geschriebenen Aufsatz: „die Christenheit oder Europa“ und lautet: „Angewandtes lebendig gewordenes Christentum war der alte katholische Glaube, die letzte der drei Gestalten des Christentums. Er ist gereinigt durch den Sturm der Zeiten; in inniger unteilbarer Verbindung mit den beiden anderen Gestalten des Christentums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papsttum liegt im Grabe und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen dauerhaften Kirche Platz machen? Auf diese „neue Kirche“, so führt er dann aus, „wartet Europa und diese wird auch seine (Europas) eigne Auferstehung sein!“

Das war der Traum eines 25jährigen, auf dem Trümmerfeld des napoleonischen Zeitalters ein Traum so gut wie Uhlands schönes Gedicht „die verlorene Kirche“ (1813), das einen ganz ähnlichen Inhalt hat. Beide Dichter sind überzeugte Protestanten geblieben.

Aber die Pflugschar dieser Träume konnte den Acker empfänglich machen für ein neues Aufwachsen des innerlich und äußerlich katholischen Gedankens von der sichtbaren Kirche als der Stellvertreterin Christi auf Erden! Denn das ist in einem einzigen Satz das Wesen des Katholizismus. Wir finden diesen Gedanken von der Kirche schon vor dem Aufgehen der Saat der romantischen Ideen lebendig im Uebertritt Stolbergs, der zu alt war, um noch bei den Romantikern in die Schule zu gehen. War er doch eine von Haus aus katholische Natur: nämlich ein vorwiegender Phantasie- und Gemütsmensch, Feind allem Rationalismus, ein autoritätsbedürftiger Aristokrat, dem die königsmörderische Wendung der französischen Revolution den tiefsten Abscheu erregte und der sich unter der herrschenden kirchlichen Aufklärung nicht begnügen konnte wie sein Freund Claudius, der

Wandsbecker Bote, mit einer idealen Zugehörigkeit zu einer unsichtbaren lutherischen Kirche der Vergangenheit. Dieser Halt und Anschluß suchenden Seele trat nun eine der edelsten Frauen der Zeit, die Fürstin Galitzin in Münster entgegen, die, dem Namen nach katholisch, nach langer Nachfrage bei allen großen Geistern der Vergangenheit und Gegenwart, im Kreise jener frommen und klugen Priester, mit denen der Minister des Fürstbischofs von Münster, Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg sich umgeben hatte, den vollen Frieden in der Unterwerfung unter die Kirche gefunden hatte! Erst nach jahrelangem inneren Schwanken, das sich Stolberg in die Vorstellung einer stets erneuten Prüfung der Unterscheidungslehren kleidete, tat er in Münster den entscheidenden Schritt. Die billigste Beurteilung ohne Verurteilung fand er damals bei dem Züricher reformierten Pfarrer, dem genialen Bibelpietisten Lavater. Lavater besaß die weitgehendste Würdigung der katholischen Kirche. Sie ist ihm „ein altes, reich verschnörkeltes majestätisches gotisches Gebäude, das uralte teure Urkunden aufbewahrt und dessen Sturz der Sturz alles kirchlichen Christentums sein würde", dabei weiß er sich selbst von jeder Neigung zum katholischwerden frei, weil er sich „keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der Christ nicht auch außerhalb derselben wenigstens ebenso leicht erreichen kann". Aber er ist gewiß, daß nichts als Ueberzeugung den Freund zu diesem Schritt gebracht. „Mich freut's, wenn Du dabei an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zu evangelischer Lehre, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu erreichen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast", und er ruft ihm zu: „werde die Ehre der katholischen Kirche, werde ein Heiliger wie Borromäus!" Stolberg hat die unedlen Angriffe, die ihn 18 Jahre später trafen, wo die hereinbrechende Reaktion den alten Argwohn gegen eine papistische Verschwörung neu aufleben ließ, nicht mit gleicher Münze erwidert. Er war auch tatsächlich an der Politik nicht beteiligt, seit er sich mit seinem Uebertritt ins Privatleben zurückgezogen, und konspirierte nicht. Dagegen ist ein Führer der katholischen Politik, aber nur ein theoretischer geworden der erste namhafte Berliner, der katholisch wurde, der später in den österreichischen Adelsstand erhobene Adam Müller, der Freund von Heinrich von Kleist. Ihn hatte die Romantik, deren gesamten Ideenkreis er in glänzenden Vorträgen in Dresden vertrat, hauptsächlich von der politischen

Seite angeregt. Er suchte nach seinem 1805 in Wien vollzogenen Uebertritt das Staatsleben aus dem Christentum theologisch zu begreifen, weil er einsehen gelernt hatte, daß der Staat und Gesellschaft letztlich beruhen auf der „richtigen Erkenntnis der Menschwerdung Gottes". — Man würde ihm Unrecht tun, wenn man seine Ideen irgendwie verantwortlich machte für die Metternichsche ideenlose Staatskunst, in deren Sold er so gut wie Friedrich Schlegel stand, einer Politik, deren Allheilmittel nicht der Gottmensch, sondern die Polizei war.

Romantische Opposition gegen die Aufklärung war auch der eigentlich bestimmende Grund für den Uebertritt des Ehepaars Schlegel, Friedrich Schlegel und seiner Frau, Dorothea, der Tochter Moses Mendelssohns, die er ihrem Gatten, dem Bankier Veit entführt hatte. Nachdem Schlegel, der seiner Zeit geglaubt hatte zur Erfindung einer neuen Religion berufen zu sein, schon jahrelang ganz in die Herrlichkeit mittelalterlicher Malerei und Dichtung versunken war, für die er namentlich den katholischen Brüdern Boisserée in Köln die Augen öffnete und dadurch den Anstoß gab wie zur Rettung und Sammlung der schönsten altdeutschen Gemälde, so zum Ausbau des Kölner Doms, trat er 1808 in Köln, den katholischen Freunden unerwartet, über. Der österreichische Freiheitskrieg brachte ihm Anstellung und später den Adel in Wien. Es ist ihm, besonders aber seiner Frau, einer durchaus tüchtigen und gutherzigen Natur, die auch ihre Söhne, das Malerbrüderpaar Johann und Philipp Veit zur „Kirche" brachte, durchaus ernst gewesen. Aber was er nach dem Uebertritt noch leistete, die Vorträge über Literatur, Kunst und katholische Philosophie im damaligen „Phäakenland" zu Wien, hat außer auf einige katholische Theologen keine Wirkung mehr ausgeübt. Sein Bruder August Wilhelm aber hat später um des Uebertritts willen mit Friedrich gebrochen, und seine sehr stark katholisierenden Jugendgedichte aus bloßer „prédilection d'artiste" erklärt. Tieck aber, der am meisten mit katholischen Bildern gespielt hatte, blieb jeder Kirche fern. Zu den vorübergehend am meisten Rumor machenden romantischen Dichtern gehörte Zacharias Werner aus Königsberg, ebenso begabt wie liederlich, dessen mittelalterlich-christliches Drama „die Söhne des Tales" Goethe aufführen ließ, und dessen „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" die Berliner im Winter 1806 nach der Schlacht bei Jena zujubelten. Iffland gab den Luther. Werner wurde ganz plötzlich 1811 in Rom katholisch,

wurde Priester und war nachher in Wien, auch während des Kongresses, ein wegen seiner rücksichtslosen Derbheit à la Abraham a Sta Clara überlaufener Modeprediger. An der Aufrichtigkeit seiner katholischen Buße für Sünden, die er als Protestant begangen, ist nicht zu zweifeln.

Ganz wie eine Verwirklichung des in Tiecks Sternbald ausgegebenen Programms für Maler, daß christliche Frömmigkeit und Bibellesen ein sicherer Weg sei, um ein guter Maler zu werden, sieht sich an das katholischwerden der deutschen Künstlerkolonie im Kloster San Isidoro in Rom, unter der Führung des Lübeckers Friedrich Overbeck 1814, nämlich der Berliner Wilhelm (Maler) und Rudolf (Bildhauer) Schadow, der Sachsen Platner und Karl Vogel von Vogelstein. Die Maler Riepenhausen und Ludwig Schnorr von Carolsfeld waren ihnen schon vorangegangen. Der Altmeister Cornelius, selbst katholisch, soll einmal bei einem der schönsten Bilder Overbecks, vor seiner Konversion gemalt, den Josephfresken, ausgerufen haben: „Seht, Overbeck hat, als er noch nicht katholisch war, doch ebenso schön gemalt wie je."

Uns heutigen ist die stark konventionelle und teilweise süßliche Malweise jener „Nazarener" unschmackhaft geworden — aber wir wissen auch, daß die beste Religion kein Mittel gegen mangelndes Genie ist. Unter den zahlreichen andern Malern und Künstlern, die katholisch wurden, sind wirkliche Größen doch nur gewesen der Wiener Dombaumeister Friedrich v. Schmidt und der geniale Wiederentdecker der Gotik in England Pugin!

Das größte psychologische Interesse unter den übergetretenen Frauen — es sind stets viele Damen der Aristokratie darunter — erregt die brandenburgische Pfarrerstochter Luise Hensel, Dichterin von „Müde bin ich, geh' zur Ruh" und so vieler andrer frommer Lieder, die Novalis am nächsten kommen an Wahrheit und Innigkeit.

Ein Charakter von wunderbarer Reinheit und Festigkeit, religiös tief angeregt und im Elternhaus nicht befriedigt — sie „konnte Luther nie leiden", — wünschte sie sich sehr, einmal einen rechten Katholiken kennen zu lernen. Der erste, der ihr begegnete, war ein damals sehr schlechter Katholik, nämlich der geniale Liederdichter Clemens Brentano, geschiedener Ehemann, zerrissenen Herzens zwischen Frechheit und Andacht hin und her schwankend. Allen seinen Werbungen widerstand sie, aber sie bekehrte ihn durch

ihre Gedichte zu den Gnadenmitteln seiner Kirche und fand dann, wesentlich durch eigne Kraft, den entscheidenden Entschuß 1818.

Vom dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an tritt in Deutschland die Wirkung der Romantik in ihrer rein ideellen Gestalt zurück. Doch hat sie noch eine hervorragende Frucht gebracht. Das ist die wissenschaftliche Erneuerung der katholischen Theologie, die sich knüpft an die Namen des Schwaben Joh. Ad. Möhler († 1838) und des Franken Ignaz Döllinger.

Was Stolberg undeutlich vorschwebte, was Schlegel phrasenhaft konstruierte, das haben die beiden mit tiefer Kenntnis der Geschichte und mit der Kunst eines idealisierenden, aber scharfen Denkens als eine historische Wirklichkeit nachzuweisen sich bestrebt: daß die sichtbare Kirche unter göttlicher Leitung sich in allen Zeiten als die Trägerin einer alle guten menschlichen Gedanken in sich aufnehmenden, allen menschlichen Zwiespalt ausgleichenden höheren Wahrheit erwiesen habe. Dieser Gedankenkreis wird uns nachher noch einmal in höchster Vollendung begegnen.

Ein weit stärkeres Motiv zum katholischwerden, als die gemütvolle und künstlerische Romantik ward die politische Romantik, der Kampf gegen die Doktrinen und die Praxis der Revolution.

Ihr Urheber in Deutschland war der Schweizer Staatsrechtslehrer Karl Ludwig v. Haller, ein Verteidiger des mittelalterlich privatrechtlichen patrimonialen Staatslebens, sowohl gegen den Cäsarismus wie gegenüber dem modernen Verfassungsstaat. Seine Bewunderung der mittelalterlichen Priesterherrschaft brachte ihn dazu, obwohl er einen Eid auf Erhaltung der reformierten Konfession in Bern geschworen hatte, heimlich 1820 katholisch zu werden. Seine „Restauration der Staatswissenschaften“ ward ein Lieblingsbuch der preußischen Reaktion, die ihm das Losungswort entnahm „Autorität nicht Majorität“. Ein ganzer Kreis von katholisch gewordenen Juristen, ich nenne nur die Professoren Philipps und Jarcke, den hervorragenden Beamten von Beckedorf, verdienten Leiter des preußischen Volksschulwesens, haben dieses Thema variiert — sie mußten schließlich das Feld räumen vor der viel konsequenteren Autoritätsphilosophie, die in französischen Köpfen unter dem Schrecken der Revolution erwachsen war und nun mit verblüffender Rücksichtslosigkeit auftrat

als eigentliche Philosophie des Ultramontanismus. Ihre Urheber sind ausschließlich Katholiken, der piemontesische Graf Josef de Maistre, der savoische Marquis de Bonald, der Bretone Lamennais.

De Maistre hat in seinem Buch „vom Papst“ die Notwendigkeit einer letzten höchsten unfehlbaren Autorität, der sich jede Vernunft zu unterwerfen hat, bewiesen, Bonald die Unumschränktheit ihrer Gewalt und Lamennais zu zeigen versucht, daß diese Autorität nur die personifizierte Vernunft der Masse sei. De Maistre und Bonald waren Papisten und Legitimisten, Lamennais war Papist und Demokrat.

Statt aller geschichtlichen Nachweise über die Herkunft des Rechtes der Kirche, wurde hier so kühn wie es nur die radikalsten Revolutionäre getan hatten, einfach aus der Vernunftnotwendigkeit eines unfehlbaren Papstkönigs, der über Kirche und Staaten herrscht, sein angebliches christliches Recht bewiesen. Damit ward aber die Bahn der Romantik völlig verlassen und die Bahn der radikalen Umkehr des noch in allen katholischen Staaten herrschenden älteren Staatskirchenrechts beschritten. Diese Theorie ist grundfranzösisch. Sie ist absolutistisch. Sie will die Revolution schlagen mit ihrer eignen Waffe, mit der Gewalt, mit der Gewalt freilich, die ein Statthalter Gottes auf Erden ausübt, und mit einer die Geister bannenden Gewalt.

Einstweilen blieb sie auch nur Theorie!

Und ich kann nicht finden, daß sie als solche in Deutschland Anklang gefunden hat. Wohl rühmen die Müller, Schlegel, Haller u. a. die französischen Ultramontanen. Aber sie bleiben doch bei ihren eignen Gedanken. Das ist auch natürlich. Die deutschen Konvertiten bleiben eben was sie waren: Leute, die aus Ueberzeugung katholisch geworden sind und nicht aus Gehorsam. Ihre Uebertrittsphilosophie war eine Philosophie der Prüfung der Gründe, der französische Ultramontanismus dagegen ist eine Philosophie geborener Katholiken, eine Philosophie des Gehorsams und der Unterwerfung. Die deutschen Konvertiten folgten sozusagen einer Herrenmoral, die französischen Ultramontanen predigten eine Herdenmoral!

Nun aber, was hat in der offiziellen Kirche gesiegt?

Nach langem Kampf zwischen romantischem Katholizismus und der Jesuitenpartei hat der Ultramontanismus gesiegt. Zunächst auch nur als Theorie. Im Syllabus des Jahres 1864

wurde nun als päpstliche Lehre die ultramontane Theorie aufgestellt, die die modernen Ideen des Liberalismus, der Religionsfreiheit, der Trennung von Staat und Kirche prinzipiell verwirft, und dadurch die Kirche in unversöhnliche Feindschaft bringt mit den Bestrebungen aller Völker. Dann wurde auf dem Konzil von 1870 der Papst als unfehlbarer Lehrer der Kirche erklärt, d. h. es wurde ihm die höchste Gewalt beigelegt, um zu befehlen, daß das Wahrheit sei, wovon die französischen Ultramontanen einst geträumt hatten.

Das bedeutet aber prinzipiell den Untergang des auf eigener freier Ueberzeugung beruhenden romantischen Katholizismus. Und sein Untergang ist das Ende der Aera der Konversionen. Es hat auch seitdem noch Uebertritte gegeben. Aber von namhaften Protestanten, die aus einer freudigen religiösen Ueberzeugung heraus katholisch geworden wären, ist es in Deutschland still geworden. Wohl aber ward einer der größten Führer des romantischen Katholizismus in Deutschland, der sein Herzblut daran gesetzt, die Kirche zu erheben mit der Macht der geschichtlichen Wahrheit, Döllinger aus der Kirche ausgestoßen. Nicht die von den Romantikern gehegte Idee der sichtbaren Kirche in ihrer geistigen Größe, sondern der Cäsarismus des Papsttums und seiner Prätorianer, der Jesuiten, behielt den Sieg.

Ganz ähnlich ist es nun aber auch gegangen bei der weitaus größten Uebertrittsbewegung dieses Jahrhunderts in einem protestantischen Lande, in England.

Nirgendwo, sollte man denken, war die Romantik so am Platz, als in den schattigen Gängen und alten Klostermauern der mittelalterlichen Kirchenuniversität Oxford.

Und doch kam sie dorthin erst in den dreißiger Jahren. Sie kam in Gestalt der sogenannten anglokatholischen oder Oxforder Bewegung. Ihre Veranlassungsursache war der politische Kampf, der damals England erschütterte, um die Zulassung der Katholiken zum Parlament und die Parlamentsreform 1829 und 1832. Diese Angriffe auf die alten Rechte der verrosteten englischen Staatskirche brachten eine kirchliche Erweckung zu Wege. Man besann sich darauf, daß es noch eine Kirche gebe und was diese Kirche sei. Und diese Besinnung führte nun in ebenso ideal veranlagten wie logisch scharfen Köpfen zu einer der merkwürdigsten Geschichtsphantasien, die ich kenne. Sie mutet uns

an wie ein Versuch, die Ideen des Novalis als eine geschichtliche Wirklichkeit nachzuweisen.

Nur zwei Hauptträger des Gedankens will ich nennen: Edward Bouverie Pusey, gestorben 1882, als der Führer der puseyistischen, ritualistischen, hochkirchlichen Richtung in der englischen Staatskirche und John Henry Newman, nach dem Urteil vieler Engländer einer der feinsten englischen Stilisten im 19. Jahrhundert, erst 1890 gestorben als Kardinal.

Ihr Gedanke, vielmehr ihr Traum war der: das Erlösungswerk vollendet sich auf Erden erst in der von Christus gestifteten einen sichtbaren Kirche. Sie besteht im Walten höherer göttlicher Kräfte in der Menschheit, die gebunden sind nicht nur an das der Kirche überlieferte Offenbarungswort, sondern auch an die Sakramente und an eine ganze Reihe von überirdischen Weihehandlungen, zu deren wirksamen Vollzug es einer Priesterschaft bedarf, die zu besonderer persönlicher Heiligkeit verpflichtet ist. Diese Kirche hat sich zunächst in zwei Aeste gespalten, die doch im Stamm noch zusammenhängen. Der westliche Ast, die abendländische Kirche, hat sich in einer Reihe von Zweigen ausgebreitet, die des gleichen Wesens sind. Nur die Reformation des 16. Jahrhunderts war mehr wie die Abzweigung eines neuen Zweiges am westlichen Arme der Kirche, sie war ein Abfall: der Protestantismus, der mehr sein will als bloß die Lossagung vom Papst, ist Verleugnung der Kirche. Nur eine der angeblich neuen Kirchen hat damals den Abfall nicht mitgemacht, sondern ist wesentlich katholisch geblieben, das war die englische. Beweis: ihre bischöfliche Verfassung und ihre kirchlichen Bücher. Sie hat sich von der Verirrung des Papsttums und von der Verirrung des priesterlosen Protestantismus gleichmäßig frei gehalten, auf ihr beruht die Zukunft des wahren geschichtlichen Christentums. Also „Rekatholisierung der englischen Kirche" unter Wahrung aller ihrer Rechte, aber auch unter Aufrechterhaltung der politischen Gleichberechtigung aller Denominationen, das ist die Losung!

Sie wirkte damals im Jahre 1833 zündend, berauschend auf hunderte der bestgebildeten Engländer, nicht nur auf Theologen. Statt aller anderen Namen sei nur der des späteren großen liberalen Ministers Gladstone genannt, der ein „Ritualist" — so nennt man heute diese Partei — immer geblieben ist. Eine neue reiche religiöse und kirchliche Poesie, der mächtigste Aufschwung des gotischen Kirchenbaues, eine völlig neue Predigtweise, eine Umkehr

der Geistlichkeit zu Askese und Liebeswerken, ein herrlicher Flor der Schul- und Wohltätigkeitsanstalten war die Folge dieser anglokatholischen Bewegung.

Diese Engländer waren kaum weniger katholisch wie die deutschen übergetretenen Romantiker! Sie glaubten sich völlig im Recht, wenn sie sagten: wir sind die alte katholische Kirche.

Der gewaltige Kampf, den dagegen die protestantischen Richtungen unternahmen und noch führen, geht uns hier nichts an. Der edelste Repräsentant dieses englischen Katholizismus, der so weit ging, die Verwandlungslehre beim Abendmahl und die Ehelosigkeit der Geistlichen und das Mönchtum zu verteidigen, war der Professor Pusey in Oxford. Neben ihm stand der geistvolle Pfarrer daselbst, John Henry Newman. Eine glänzende Folge von 90 Flugschriften, „Traktate“, verteidigte diese Ideen.

Natürlich erhob sich nun bei solchen, die gern mittaten, aber doch sich auch an das durchaus calvinisch-protestantische offizielle Glaubensbekenntnis der englischen Kirche erinnerten, die Frage: wie läßt sich mit dem vorgeschriebenen Glaubensbekenntnis der 39 Artikel die anglokatholische Auffassung vereinigen? — oder, da damals jeder, der in Oxford ein Examen machen wollte, die 39 Artikel unterschreiben mußte, in welchem Sinn kann ein Anglokatholik die 39 Artikel unterschreiben?

Die Antwort hierauf gab in dem berühmten 90. Traktat Newman. Nämlich so: man unterzeichnet die Artikel so, daß man ihrem Wortlaut beilegt nicht den Sinn, den die Verfasser der Artikel nachweislich damals damit verbanden, sondern einen so katholischen Sinn, als es sich irgend tun läßt, und vor allem den Sinn, der in den andern kirchlichen Büchern der englischen Kirche, in dem allgemeinen Gebetbuch, der Homiliensammlung usw. sich irgendwo findet.

Diese Erklärung erregte einen furchtbaren Sturm. Man beschuldigte die Anglokatholischen der Doppelzüngigkeit, des Jesuitismus, die Traktate wurden verboten, einzelne Pfarrer und Professoren wurden wegen ähnlicher Behauptungen gemaßregelt, und die Bewegung stand still! Aber sie hat sich behauptet.

Und Pusey blieb bis zum Ende ihr Führer.

Newman aber zog sich auf seine Landpfarrei zurück. Das Verbot seines Bischofs, weiter als Anglikaner so katholisch zu denken, wie er gedacht habe, trieb ihn zu erneuter Prüfung. Und

nun fand er: die Kirche, die in allen dogmatischen Kämpfen vom ersten Jahrhundert an in sicherem Instinkt die rechte Mitte eingehalten hat, die mit ebenso sicherem Instinkt allen neuen Zeitläuften sich angepaßt hat, der das geistige Erbe Christi und der Apostel nur in Gestalt von Samenkörnern überliefert war, und die es in einen ganzen Blumengarten sich hat verwandeln lassen, das ist die römische Kirche! Nur wo sie ist, da ist der Katholizismus. Dürfen wir in der englischen Kirche nicht wie die römische Kirche denken, dann müssen wir eben römisch katholisch werden.

Und so wurde er 1844 römisch katholisch. Ein Dutzend Gesinnungsgenossen waren ihm schon vorangegangen, über 400 Geistliche der englischen Kirche sind ihm gefolgt. Die in England zusammengestellte Liste der namhaften Anglokatholiken aller Stände, die römisch geworden sind, weist über 2000 Namen auf. Aber man behauptet dort, im ganzen seien seit dieser Zeit über 20 000 katholisch geworden.

Aeußere Vorteile haben alle diese Leute nicht gesucht. Newman ward Priester, einfacher Pfarrer und Vorsteher einer Priesterkongregation, zeitweise Rektor einer katholischen Universität in Dublin.

Ein äußerer Anlaß, ein unüberlegter Angriff des Pfarrers und Romandichters Ch. Kingsley zwang ihn dazu, über seine Entwicklung Rechenschaft abzulegen. Es geschah in der glänzendsten Konversionsschrift, die wir besitzen, Apologia pro vita sua 1864, weil sie in der edelsten und leidenschaftslosesten Sprache das feinste Geäder der ganz allmählichen geistigen Entwicklung Newmans darlegt. Sie besteht aber in der geschichtlichen Erörterung des Ursprungs und Wachstums aller kirchlichen Hauptlehren und endigt mit dem Zugeständnis, daß die volle Wahrheit nur im Zusammenhang mit Rom gefunden werde. Das heißt aber: der römische Katholizismus, wie Newman ihn empfand, war ein in sich zusammenhängendes vollkommenes Lehr- und Rechtssystem, das den Beweis seiner Wahrheit in sich selbst trägt, und in dem der römische Stuhl nur die Rolle des Kompasses spielt.

Auch Newmans Katholizismus war romantischer Katholizismus wie der Möllers und Döllingers.

Wie ist es ihm ergangen? Andere englische Konvertiten, an deren Spitze der spätere Kardinal Manning, feindeten ihn an, insgeheim, aber um so empfindlicher! Sie wußten, wie er dachte über die Unfehlbarkeit. Nämlich: „Wenn es Gottes Wille ist,

daß die päpstliche Unfehlbarkeit definiert werden soll, dann ist es Gottes Wille, die Zeit und den Augenblick des Triumphes zu verzögern, den er Seinem Reiche bestimmt".

Wir wissen jetzt, daß Manning in Rom zu den eifrigsten Anwälten der Unfehlbarkeitserklärung bei Pius IX. gehört hat, darin unterstützt von dem englischen Gesandten, der vollkommen richtig kalkulierte: die Unfehlbarkeit mit ihren notwendigen Folgen auf dem politischen Gebiet wird mit einem Schlage allen Neigungen der Anglokatholiken für Rom ein Ende machen.

So geschah es.

Der Puseyismus ist geblieben, aber die Uebertritte zur katholischen Kirche in England werden im Verhältnis immer weniger.

Erst nach Pius IX. Tode hat Leo XIII. den zweifellos geistig hervorragendsten englischen Priester Newman zum Kardinal gemacht.

Und wie ists Manning ergangen? Hat er noch an den Sieg seiner Sache geglaubt?

Als er 1895 starb, fand man in seinem Nachlaß eine Schrift „über die neun Hindernisse für den Fortschritt des Katholizismus in England" 1890.

Manning konnte es wissen, daß das einzige Land, in dem der Katholizismus nicht nur prozentual zu der Bevölkerungsvermehrung, sondern auch der einfachen Zahl nach, in 25 Jahren zurückgegangen war, England ist. Das neunte dieser Hindernisse nun hat Manning überschrieben: S. J. d. h. Societas Jesu: die Jesuiten.

Was er über sie sagt, ist nicht veröffentlicht worden.

Das Urteil des zweifellos kundigsten Mannes kann uns genügen. Es lautet, da die Jesuiten die eigentlichen Träger des ultramontanen Systems, sowohl an der Kurie, wie überall in der Welt sind: der Ultramontanismus hat die Fortschritte des Katholizismus in England unterbunden. Es ist der katholischen Kirche in England gegangen wie in Deutschland.

Somit sind wir zu dem Ergebnis gekommen:

Die Uebertritte von einzelnen Evangelischen zur katholischen Kirche im 19. Jahrhundert, vornehmlich in den germanischen Ländern Deutschland und England bilden eine zusammenhängende

Bewegung, an Zahl und Gewicht die größte seit dem 16. Jahrhundert. Diese Uebertritte rühren zum größeren Teil her von dem Einfluß einer den Katholizismus begünstigenden geistigen Zeitrichtung, der Romantik. Seitdem aber der romantische Katholizismus in der römischen Kirche abgelöst worden ist von dem rein politischen Katholizismus, dem Ultramontanismus, hört die Uebertrittsbewegung unter den geistig führenden Ständen auf. Was die römische Kirche durch den Ultramontanismus an politischem Einfluß gewonnen hat, bezahlt sie mit dem Verlust der Anziehungskraft für wirklich religiöse Gemüter.

Können die staatlichen Freiheitsstrafen erziehen?

Von

Heinrich Reuß.

Die Geschichte des Strafvollzugs hat am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Siege der Anschauung abgeschlossen, daß der sittliche Zweck der staatlichen Freiheitsstrafe in der Erziehung gegeben sei. Diesem Gedanken entspricht allerdings nicht die Wirklichkeit. Die Statistik lehrt uns in jedem Jahre, daß die Zahl der rückfälligen Verbrecher nicht im Absteigen begriffen ist, sondern entweder eine konstante Größe bleibt oder eine Aufwärtsbewegung zeigt, die allen Gedanken der Besserung und der Erziehung in das Angesicht schlägt. Unser ganzes Strafvollzugssystem ist nach den Gesichtspunkten ausgestaltet, daß der Vollzug der Freiheitsstrafe eine Zeit darstellen soll, die geeignet ist, den Verbrecher eines besseren zu belehren und ihn sittlich und intellektuell wertvoller der Gesellschaft und der bürgerlichen Rechtsordnung zurückzugeben. Bei dieser Dissonanz zwischen Idee und Wirklichkeit mag es sich verlohnen, unserem heutigen Strafvollzuge mit kritischen Augen zu folgen und die Gestaltung desselben daraufhin anzuschauen, ob sie wirklich das leisten kann, was man ihr gemeinhin als Ziel gesetzt hat.

Wenn heute irgend ein Rechtsbrecher zum ersten Male mit der staatlichen Polizei in Konflikt kommt, so ist der erste Eindruck, welchen die Freiheitsberaubung auf ihn zu machen pflegt, gewöhnlich ein vernichtender. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, Leute kennen zu lernen, die nur einer Namensverwechslung zum Opfer gefallen sind und infolgedessen unschuldig, wenn auch nur ein paar Stunden oder ein paar Tage, in den Räumen eines Untersuchungsgefängnisses geweilt haben, so beobachtet man an ihnen, daß der erste Eindruck dieses unfreiwilligen Verweilens irgendwelche erziehliche Bedeutung gar nicht in Anspruch nehmen kann. Hier wird Sein und Nichtsein

der bürgerlichen Existenz in Frage gestellt. Demgemäß sind alle Gedanken darauf gerichtet, die Rechtsordnung, welche vernichten will, so zurechtzustellen oder für sich zu verwenden, daß vor diesem bis aufs äußerste angespannten Kampf um das bürgerliche Dasein alle anderen Gedanken zurücktreten. Ist ein solcher Mensch nach ein paar Stunden oder nach ein paar Tagen wieder der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben, so blickt er in späteren Jahren auf eine solche Zeit mit der Empfindung des Grauens und Schreckens zurück.

Hat sich aber an einem Rechtsbrecher die bürgerliche Rechtsordnung gerächt, so beobachtet man in solchen Augenblicken, in denen irgend ein Strafmaß ausgesprochen und die Zeit, welche die Strafe in Anspruch nehmen wird, festgelegt ist, an Bestraften oft die Empfindung der Erleichterung, teils daß die Strafe das erwartete Maß nicht erreicht hat, teils, wenn es die Erwartung überschritten hat, daß doch wieder der Spannkraft des Geistes ein Feld der Hoffnung eröffnet ist, welche ihnen auch über die längste Strafe hinweghelfen soll. Die Strafe selbst wird als ein unvermeidliches Uebel in den Kauf genommen. Durch Revisionen, durch Wiederaufnahme des Verfahrens, durch Gnadengesuche, durch Anträge auf vorläufige Entlassung sucht man die Zeit abzukürzen; gelingt dies nicht, so fügt man sich in sein Schicksal mit der Hoffnung, daß auch die längste Zeit durch passive Geduld überwunden werden kann. Die Gedanken, daß die Strafe dazu dienen soll, den Menschen zu innerer Umkehr zu veranlassen, treten in solchen Augenblicken hinter den Empfindungen des natürlichen —, menschlichen Egoismus so bedeutend zurück, daß selbst der intellektuell gebildetste Sträfling es als eine wunderbare Zumutung empfinden würde, wenn man in solchen Augenblicken etwa Gedanken der Reue, der Buße, oder der inneren Umkehr, der Besserung von ihm erwarten wollte.

Auf diese Zeit der Untersuchung, von der man erwarten sollte, daß sie für die sittliche Umkehr und für die sittliche Wiedergeburt eines Menschen schon von sehr großem Einfluß sein sollte und doch sehr selten ist, folgt die Zeit der Strafhaft. Wir haben in der letzten Zeit in dem Buche von Leuß und in Beiträgen zur Psychologie des Verbrechens, die von Verbrechern selbst geschrieben und von Dr. jur. Auer herausgegeben sind (München, Oskar Beck'sche Verlags-Buchhandlung), Schilderungen empfangen von den Stimmungen und Eindrücken, die solche Leute bei Betreten eines

Untersuchungsgefängnisses, eines Strafgefängnisses und eines Zuchthauses erfahren haben. Wenn man auch über den Wert solcher Erhebungen geteilter Meinung sein kann, so ist doch dem Kundigen, der auch zwischen den Zeilen zu lesen und daraus seine Schlüsse zu ziehen vermag, aus allen diesen Erhebungen das eine mit Gewißheit klar geworden, daß mit verschwindenden Ausnahmen diese Leute zunächst bei der Aufnahme an weiter nichts denken, als an Rechte, die sie zu fordern haben, und an Unrecht, das ihnen geschehen und vermeintliche Rechte ihnen vorenthalten hat. Klagen über Mangel an Rücksicht beim Umkleiden, beim Baden, Klagen über die Verköstigung, Klagen über schablonenhafte, mechanische Behandlung, über Mangel an Individualisierung oder über ungerechte Bevorzugung Einzelner, Klagen katholischer Gefangener über Mangel an Liebe seitens ihrer Geistlichkeit, dieselben Klagen auf Seite der evangelischen Gefangenen mit parallel laufender Bewunderung von Franziskanern, Ordensleuten 2c., Drohungen mit Austritt aus der einen Kirche und Eintritt in die andere Kirche, das ist in großen Zügen ein Stück der Gedankenwelt, die in diesen Erhebungen niedergelegt ist. Diesen ersten Eindrücken folgen dann Versuche, die Straftaten zu entschuldigen, zu bemänteln, oder, wie es gar Leuß tut, als etwas sittlich Gerechtfertigtes zu begreifen. Nur bei ganz vereinzelten Ausnahmen finden wir solche Regungen der Selbsterkenntnis und Betätigung jenes ernsten sittlichen Willens, die allein wirkliche Besserung und wirkliche Buße genannt zu werden verdienen. Die zufriedensten und bescheidensten Gefangenen, die ich kennen gelernt habe, waren ein sehr fein gebildeter Kaufmann, der einst zu den Patriziern einer Großstadt gehört hatte, und ein Gymnasiallehrer. Diese erkannten die Auskömmlichkeit und Qualität des Essens, das ihnen wie jedem andern Sträfling gereicht wurde, dankbar an, obwohl der eine mit einem guten Appetit gesegnet war. Die unverschämtesten Nörgler sind die Sybariten des Sumpfes, die je verkommener und verwerflicher sie draußen leben, um so anmaßender auf ihr Recht innerhalb der Anstalt pochen und in den despektierlichsten Redensarten sich über alles ergehen, den Mund recht voll nehmen, um sich selbst und Ihresgleichen zu imponieren. Ueber den Speiseetat z. B. in Preußen kann man ja geteilter Meinung sein. In den Strafanstalten wird viel über Hunger geklagt. In den dem Ministerium der Justiz unterstehenden Anstalten wird als tägliche Ration 500 Gramm Brot verteilt, in

Hamburg 750 Gramm. Die zuerst genannte Portion halte ich für eine eben gerade ausreichende. Sie kann ja durch Zusatznahrungsmittel und auch auf andere Weise ergänzt werden. Aber immerhin glaube ich, daß vielen berechtigten Klagen durch eine allgemeine Erhöhung der Brotportion abgeholfen werden könnte. Die Sträflinge nennen den Hunger in ihrem Jargon „Kohldampf schieben". Die Hungerstrafen, welche im abgelaufenen Jahrhundert die Prügelstrafen der jugendlichen Elemente verdrängt haben, wirken so gesundheitsschädlich und verbittern die Sträflinge in einem Maße, daß ich sie immer als eine der grausamsten Grausamkeiten des modernen Humanitätsdusels empfunden habe. Daß sie von dem Strafanstaltsbeamtenkongreß in Darmstadt (1898) auf Anregung des Bundesrats so eingehend ausgebildet worden sind, ist ein Beweis nicht für den pädagogischen Sinn, sondern für den der Wirklichkeit abgewandten Doktrinarismus, der in den modernen kriminalistischen Schulen herrscht.

Verfolgen wir nun einmal den Lebensgang eines zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteiten Mannes, um die Einflüsse zu beobachten, die während dieser Zeit auf sein inneres Werden und Denken sich geltend machen. Wenn die ersten Formalitäten der Aufnahme, die Feststellung der Personalien und des gerichtlichen Strafbefehls, erledigt sind, wandert der Sträfling in die Hand des Aufsichtspersonals, um gebadet, umgekleidet und in die Zelle eingewiesen zu werden, die von jetzt ab seinen Wohnraum und sein Arbeitsfeld darstellt. Am andern Morgen wird er mit seinen Personalakten dem Vorsteher der Anstalt zugeführt, um von demselben ermahnt zu werden, daß er nach den Regeln der Hausordnung leben und den Zwecken des Strafvollzugs gemäß die Zeit der Strafe zu innerer Umkehr und sittlicher Wiedergeburt verwenden soll. Alsdann macht er in der Regel auch die Bekanntschaft des Anstaltsgeistlichen, des Anstaltslehrers, um auch von diesen mit gleicher Ermahnung zum Eintritt in seine Strafzeit vorbereitet zu werden. Die eigentliche Strafzeit aber beginnt mit dem Augenblick, der den Sträfling seiner Arbeit zuführt. Hausordnung, Seelsorge, Unterricht, Arbeit! Das sind die vier pädagogischen Faktoren des modernen Strafvollzuges.

Beginnen wir mit der Seelsorge. Dem Seelsorger stehen als Unterrichtsmittel zur Verfügung: der Gottesdienst, der Zellenbesuch, religiöse Unterweisung und soziale Fürsorge. Der Gottesdienst ist im allgemeinen für die Gefangenen keine innere Last. Gegen-

teilige Versicherungen machen auf den erfahrenen Seelsorger wenig Eindruck. In den deutschen Strafanstalten ist die Beteiligung am Gottesdienst in der Regel Zwang. In den Untersuchungsgefängnissen ist er naturgemäß dem freien Willen anheimgestellt. Aber auch in den letzten kann man beobachten, daß, wenn der Gottesdienst interessant ist, dem Verständnis, dem Empfinden, dem seelischen Bedürfnis der Zuhörer angemessen, ohne in sentimentale, plebeische Umschmeichelung herabzusinken, die größte Versuchung, oder in Kapuzinade auszuarten, die unverzeihlichste Dummheit und Untergrabung der Disziplin, so nehmen die Untersuchungsgefangenen gern am Gottesdienste teil, sowohl um die Zeit zu vertreiben, mehr aber noch aus dem Empfinden heraus, daß sie im Gottesdienste etwas suchen, was ihnen eine innere Befreiung und innere Klarheit über ihre Sorgen und ihre Gedanken bringen soll. Sobald die Insassen einer Anstalt von dem Gottesdienste die Empfindung haben, daß er keine mechanische kultische Handlung ist, sondern daß ein Gott suchender, mit ihnen empfindender Mensch auf der Kanzel steht, werden sie gern freiwillig und ungezwungen den Gedankengängen folgen, die ihnen dort geboten werden. Die Disziplin eines Gottesdienstes hängt ganz und gar von der Persönlichkeit desjenigen ab, der in diesem Gottesdienste handelnd tätig ist. Je weniger liturgische Handlungen, je weniger Zeremonien, je mehr lebendige Predigt, um so besser die Disziplin. Wenn einem Geistlichen im Zeitraume von 14 Jahren eine einzige Störung des Gottesdienstes im Strafgefängnisse und in dem Zeitraume von 3 Jahren, die er am Untersuchungsgefängnis zu predigen hatte, keine Störung des Gottesdienstes vorgekommen ist, die zu disziplinären Einschreitungen nötigte, so ist das ein Beweis, daß die Sträflinge über den Gedanken der Predigt nicht Zeit fanden, Gedanken des Unwillens, des Unfriedens und der mutwilligen Störung Raum zu geben. So kann man auch beobachten, daß der Inhalt der Predigt in den Briefen der Gefangenen sehr oft eine Rolle spielt; sehr oft ist dies ja berechnete Heuchelei, ebenso oft ist es aber auch eine gewisse Gutmütigkeit, die durch Gedanken angeregt ist, deren Wahrhaftigkeit sich der betreffende Gefangene nicht zu entziehen vermochte. In der gemeinschaftlichen Haft ist die Predigt während der freien Zeit an den Sonntag-Nachmittagen Gegenstand der erregtesten Diskussionen; Spott und Hohn üben ihre beißende Kritik, aber auch der Gegensatz macht sich bemerkbar, daß realempfindende Naturen den Wahrheitsgehalt einer

Predigt herausfühlen und auch männlich vertreten. Trotzdem ist der Erfolg der Predigten kein zahlenmäßiger. Wissen ist eben keine Anwendung, andächtige Empfindungen sind noch keine Taten. Aber zu verwundern ist, welch scharfsinnige Kritiker die Insassen der Strafanstalten sind, wie haarscharf und genau sie Herz und Nieren prüfen, wie rücksichtslos und unbarmherzig ihr Urteil darüber lautet, ob sie die Predigt ernst nehmen und ob die Gestalt der Lebensauffassung und Lebensbeurteilung ihres Seelsorgers ihnen wahrhaftig oder nur als etwas in usum Delphini äußerlich Vorgetragenes, in staatlichem Auftrage Gelehrtes erscheint. Der Erfolg dieser Predigt ist, obwohl sie den Mittelpunkt der ganzen pädagogischen Seelsorge darstellt, äußerlich betrachtet, ein ebenso geringer wie scheinbar in der freien bürgerlichen Gemeinde auch. Die Predigt empfängt ihr Kolorit ganz von selbst von dem Ort, in dem sie gehalten wird. Sie ist von der Gemeindepredigt nichts spezifisch Verschiedenes, wirkt aber trotzdem auf den Zuhörer als etwas, das nur ihm gilt. Warum das so sein muß, ist für den klar, der weiß, daß sich das große innere Gewebe, welches wir geistige Lebenshaltung und Weltanschauung nennen, nicht aus einmaligen, einseitigen Eindrücken zusammensetzt, sondern von Einflüssen abhängig ist, die unkontrollierbar in jedem Augenblicke von allen Seiten auf den Menschen zuströmen. Trotzdem der Gottesdienst von manchen Sträflingen regelmäßig jahrzehntelang besucht worden ist, und trotzdem es vielleicht manchem Geistlichen gelingt, dieses durch seine monotone Einseitigkeit in ganz besonderem Sinne für religiöse Eindrücke empfängliche Publikum immer aufs neue anzuregen und zu beschäftigen, trotzdem es vielleicht manchem beschieden ist, den verhaßten Zwang ganz vergessen zu lassen, wäre es doch eine Ueberhebung, wenn man augenblicklichen erzieherischen Erfolg von der Predigt erwarten wollte. Zu den häßlichen, uns manchmal in die Abgründe des Seelenlebens blicken lassenden Begleiterscheinungen des Gottesdienstes gehören z. B. die von vielen Gefängnisgeistlichen gewiß beobachteten Erscheinungen, daß naive biblische Erzählungen, wie die Pfingstgeschichte von den Jüngern berichtet, „Sie sind voll süßen Weines", oder die Doppelehe der Patriarchen, oder die auf das geschlechtliche Leben alter Zeiten sich beziehenden Sagen von alten Zuchthäuslern mit verständnisinnigem Lachen begleitet, oder jüngeren Gefangenen mit Behagen erzählt oder den Geistlichen und Lehrern gegenüber zu Vexierfragen benutzt werden, ein Zeichen, daß die Bibellektüre nicht

ein Hebel innerer Erhebung gewesen ist, sondern als Quelle der Erkenntnis benutzt ist, die dazu dienen soll, moralisch verwerfliche Anschauungen in ihrem Rechte zu erweisen. Jedenfalls muß man sich davor hüten, den Erfolg der Predigt in unserem heutigen Strafvollzug allzuhoch zu bewerten.

Als zweites Mittel der Seelsorge steht dem Anstaltsgeistlichen der religiöse Unterricht zur Verfügung. In erster Linie gilt er den jugendlichen Gefangenen. Aber unter erfahrenen Seelsorgern steht auch fest, daß der Unterricht an älteren Gefangenen durchaus nicht so wertlos ist, als er vielfach bewertet wird. Die Monotonie der Einzelhaft läßt den Gefangenen danach dürsten, seine Gedanken auch einmal Gebieten zuzuwenden, die sein geistiges Denken und Fühlen von den persönlichen Erfahrungen ablenken und ihn in Gedankengänge einweihen, die ihn am geistigen Leben der außerhalb der Mauer stehenden menschlichen Gemeinschaft teilnehmen lassen. Es wäre deshalb verkehrt, den Unterricht in den Strafanstalten ausschließlich religiös zu gestalten und in geistliche Exerzitien ausarten zu lassen. Alles forcierte Treiben entfremdet der Religion und gewinnt nicht dem sittlichen Leben. Je interessierter ein Lehrer und ein Geistlicher ist und mit je mehr persönlicher Einsetzung seines subjektiven inneren Lebens er den Unterricht erteilt, um so wertvoller wird er denselben gestalten können. Die Gegenstände des religiösen Unterrichtes dürfen nicht bloß die Hauptstücke irgend welches Katechismusunterrichtes sein. Die beste Methode in Strafanstaltsschulen ist immer ein gut unterrichtender Lehrer. Es ist deshalb eine sehr unkluge Politik, daß die Strafanstaltslehrer in Preußen in Gehalt und Rang nicht den Strafanstaltsinspektoren uud Oberinspektoren gleichgestellt sind. Der Staat müßte ein Interesse daran haben, für dieses Amt die vorzüglichsten Lehrkräfte zu gewinnen und nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu erhalten. Vielfach ist der Beruf des Strafanstaltslehrers heute deshalb kein eigentlicher Lebensberuf, weil die Träger desselben die Empfindung haben, daß ihre Arbeit und ihre Wirksamkeit, trotzdem mit so viel Emphase von dem pädagogischen Ziel der Besserung die Rede ist, von den Staatsbehörden doch nicht so bewertet wird, als es nach außen den Anschein hat. Als eine eigentümliche Folge des religiösen Unterrichts in den Strafanstalten beobachtet man, daß alte, vielfach bestrafte Zuchthäusler über ein wirklich staunenswertes Wissen in der biblischen Geschichte, im Katechismus, im religiösen Liede ver-

fügen, um das sie mancher beneiden könnte. Trotzdem ist, wie dies Beispiel schon beweist, der praktische Erfolg oft ein verzweifelt geringer. Auch der Einfluß der Lektüre zeitigt ähnliche Früchte, wie Gottesdienst und Unterricht. Es ist völlig verkehrt, Sträflingen besonders für sie zugestutzte Lektüre zu geben; ebenso halte ich es für völlig verkehrt, eigens für Sträflinge geschriebene Zeitungen in ihre Hände zu geben. Bei dem furchtbaren Mißtrauen, das sie allen von seiten der Anstalt kommenden Wohltaten gegenüber empfinden, würde der Erfolg nie die Mühe lohnen, die auf solche Arbeiten verwendet werden müßte. Alte, mehrfach bestrafte Verbrecher haben gewöhnlich sehr viel gelesen; in buntem Wirrwarr geht durch ihren Kopf eine Menge Wissenskram, den sie durch die mannigfachste Lektüre erworben haben, die am Sonntag nachmittag ihre arbeitsfreie Zeit in den Gefängnissen ausgefüllt hat. Unter Vielen begegnet man einem feinen Empfinden für das, was gehaltvoll ist, was wahrhaftig wirkt, und was tendenziöse Mache ist. David Copperfield ist oft eine sehr bevorzugte Lektüre gewesen; das beweist keinen schlechten Geschmack, das beweist aber auch, daß der Einfluß der Lektüre, ähnlich wie der der Predigt und des Unterrichtes, nicht bei allen das Element zu wecken und loszulösen vermag, das aus Wissen Anwendung und aus dem Vorsatz Tat macht. In den preußischen Gefängnissen ist der Etat für Neuanschaffungen derartig knapp bemessen, daß, wenn man Schlüsse aus der Fülle und aus dem Reichtum der disponiblen Geldmittel ziehen wollte, die Knappheit der Mittel wahrhaftig nicht den Verdacht erwecken könnte, die Gefängnisse in Preußen seien dazu da, um zu erziehen. Tritt ein erstmalig Bestrafter in den entscheidungsvollen Jahren des zwischen dem 15. bis 30. Lebensjahre stehenden Lebensalters unter den Einfluß dieses Gottesdienstes und dieses religiösen Unterrichtes, so kann man die verschiedenartigsten Beobachtungen machen. Einzelne Menschen, die zwei bis drei Tage nur in den Mauern eines Gefängnisses geweilt haben, erzählten mir, daß sie nach dem ersten Gottesdienste Tag und Nacht betend auf den Knien in ihren Zellen zugebracht haben, und das haben sie mir nicht im ersten Augenblick erzählt, sondern nach Jahren. Frauen, die der Unterstützung bedurften für ihre Familien, berichteten, daß manche ihrer Männer, die vor ihrer erstmaligen und einmalig gebliebenen Bestrafung jahrelang keinen Gottesdienst besucht hatten, nach ihrer Rückkehr in die wiedererlangte Freiheit es nicht mehr unter ihrer Würde gehalten haben, mit ihrer Familie regelmäßig den Gottesdienst

der freien Gemeinde aufzusuchen. Das können Wirkungen und Nachwirkungen eines einmaligen Eindruckes sein, müssen aber als solche nicht allzu hoch bewertet werden, da es ein Trugschluß wäre, wenn man alle die, in deren Leben Freiheitsstrafen nur ein Mal und dann nie wieder störend eingegriffen haben, auf das Konto der rettenden Pädagogik des Gefängniswesens setzen wollte.

Von mindestens eben demselben Einflusse wie der religiöse Unterricht ist der seelsorgerliche Zellenbesuch. Der Gefangene sieht ihn gern; je öfter er ihm zu teil wird, umso lieber begrüßt er ihn. Erfolgt er gar an einem ihm besonders wertvollen Tag, an dem Nachmittag eines hohen Feiertages oder an seinem Geburtstag, so rechnet er ihn doppelt hoch an. In dem Gespräche, das dort unter vier Augen oder in Gegenwart eines Aufsehers geführt wird, erschließt sich das innere Leben, das persönliche Empfinden viel offener, als bei jeder andern Gelegenheit. Der Geistliche muß danach trachten, daß das Verhältnis des Gefangenen zum Aufseher, der ihm durch tägliche Berührung, durch das soziale Milieu, aus dem Aufseher und Gefangener vielfach stammen, oft unendlich näher gerückt ist, als der Seelsorger, dazu diene, Aufseher und Gefangenen immer näher zu bringen. Der Aufseher kennt das Empfinden des Sträflings oft viel besser als alle Oberbeamten. Das ist selbstverständlich keine Regel; ebenso gut, wie es untüchtige und unbrauchbare Oberbeamte gibt, ebenso gut gibt es unbrauchbare Unterbeamte, die trotz gemeinsamer sozialer Herkunft im Bewußtsein ihrer Herrscherwürde nie lernen, auf das Empfinden ihrer Untergebenen einmal einzugehen und einzuwirken. Auch von den Zellenbesuchen gilt, was von dem religiösen Unterricht und was von der Predigt gesagt ist, daß sie immer dem kritischen Zweifel unterliegen, ob wohl der Erfolg den pädagogischen Bemühungen entspricht, die in ihrer Hoffnungsfreudigkeit oft durch die Wirklichkeit arg getäuscht werden.

Viele glauben in der sozialen Fürsorge für die Entlassenen das Allheilmittel ethischer Gesundung gefunden zu haben. Die Unterbringung entlassener Gefangener in Brotstellen der bürgerlichen Rechtsordnung ist entschieden die schwierigste aber auch dankbarste Seite der ganzen modernen Gefängnis-Pädagogik. Aber eben in der Schwierigkeit liegt auch schon der Grund verborgen, weshalb sie pädagogisch auf Massen nur von sehr geringem Einfluß sein kann. Es ist doch nicht bloß Pharisäismus, wenn dem entlassenen Rechtsbrecher sich ganze Berge von Schwierigkeiten ent-

gegenstellen, die er entweder überwinden muß, oder an denen er zugrunde geht. Die besten Vorsätze zerschellen oft an der Unmöglichkeit, sie zu verwirklichen. In unserer sozial so erregten Zeit beobachten wir die Tatsache, daß die sozial interessiertesten Kreise der Arbeiter durch ihre Organisation oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, an denen alle Bemühungen, Entlassene wieder unterzubringen, scheitern. In Arbeitsnachweisen, in Arbeitsstätten, in Holzzerkleinerungsanstalten, die speziell für entlassene Sträflinge eingerichtet worden sind, beobachtet man andererseits die eigentümliche Tatsache, daß oft die best empfohlensten Leute gar keinen eigentlichen Trieb in sich fühlen, rauher Arbeit sich zu unterwerfen, sondern nur von dem Gedanken geleitet sind, daß die soziale Fürsorge die Bestimmung habe, ein möglichst bequemes Dasein zu vermitteln. Ist diese Erwartung enttäuscht, so schlagen sie die zur Rettung angebotene Hand aus und suchen auf eigene Faust emporzukommen oder zu verderben. Jedenfalls ist der ethische Wert dieser fürsorgenden Pädagogik, so überaus hoch er für den einzelnen anzuschlagen ist, in seinem Einflusse auf den modernen Strafvollzug und auf die Massen, mit denen derselbe zu rechnen hat, auch nicht von ferne den Bemühungen entsprechend und den Geldmitteln angemessen, mit denen man den pädagogischen Wert des modernen Strafvollzugs zu retten und zu beweisen trachtet. Wenn der neugegründete deutsche Hilfsverein für entlassene Gefangene, der im wesentlichen nur mit solchen Elementen rechnet, die aus den besseren Kreisen unseres Volkes hergekommen sind, die den besten Willen haben, in überseeischen Verhältnissen wieder einen makellosen Namen sich zu gewinnen, nach Ablauf seines ersten Wirkungsjahres mit etwas über hundert Köpfen rechnet, für die es ihm gelungen ist, in überseeischen Ländern ein bescheidenes Brot zu finden, so stellt das eine ungeheure Arbeitsleistung, eine noch größere Aufwendung von Geldmitteln dar, die im Interesse der sozialen Fürsorge aufs höchste anzuerkennen ist. Nehmen wir an, daß diese Zahlen sich noch steigern, daß die Tätigkeit dieses Hilfsvereins von immer weiteren Kreisen aller Konfessionen aufgenommen wird, so bleibt doch immer wieder die Frage: Was ist das unter so viele? In Wirklichkeit sehen wir, daß der Strafvollzug, auch wenn er noch so pädagogisch gestaltet wird, immer mehr vernichtende, zerstörende Wirkung hat als aufbauende und bessernde.

Doch folgen wir dem erstmalig in einer Strafanstalt Auf-

genommenen an seine Arbeit. Die Verwaltungsbeamten sehen naturgemäß die Erfolge der seelsorgerlichen Pädagogik, zu denen auch die Tätigkeit des Lehrers gerechnet wird, mit kritischen Augen an. Von ihrem Standpunkt aus auch mit einem gewissen Recht; denn wenn sie beobachten, daß der andächtigste Schwärmer bei der Arbeit oft der größte Faulpelz ist, so sagen sie ganz mit Recht, daß eine Sittlichkeit, die keine Taten kennt, den Menschen innerlich nicht hebt und befreit. Sie werden in dieser ihrer Anschauung wesentlich unterstützt durch die Richter und Staatsanwälte, denen natürlich auch die Erfahrung nicht entgeht, daß oft die größten Gauner die Sprache Kanaans am geschicktesten reden. Infolgedessen pflegen die Direktoren mit Recht die Arbeitsleistung der Sträflinge als einen der untrüglichsten Maßstäbe der sittlichen Erstarkung zu beurteilen. Unter den Direktoren gibt es gute und schlechte Direktoren; gute, die von pädagogischer Beurteilung und von pädagogischer Behandlung der Menschen etwas verstehen, schlechte, die ihr Amt als einen Ruheposten auffassen, der ihnen wenig pädagogisches Kopfzerbrechen verursacht. Die Direktoren rekrutieren sich vielfach aus Militäranwärtern, die von der Pike auf gedient haben und durch Fleiß, Energie, geistige Regsamkeit sich zu einer sozial sehr hoch geachteten Stellung emporgearbeitet haben. Solche Direktoren waren z. B. der alte Direktor von Münster, Strosser und Streitke in Preungesheim a. Main. Diese Leute hatten pädagogische Ideale. Ihr Amt war ihnen an das Herz gewachsen, und während der letzte die liberalen und humanen Ideen des bessernden Strafvollzugs in sich verkörperte, war der erste, der es lange Zeit zu der Würde eines vielgenannten, konservativen Landtagsabgeordneten sogar gebracht hat, die Verkörperung altpreußischer Disziplin, altpreußischen Drills, altpreußischer Zucht und Ordnung, der das alte Wort: minima non curat praetor, absolut nicht gelten ließ und sich bis um die kleinsten Schnüffelein des polizeilichen Dienstes bis in sein hohes Lebensalter unermüdlich bekümmerte. Ein anderer Teil der Direktoren rekrutiert sich aus ehemaligen Offizieren, die mit ehrenwerter Hingebung sich in die Aufgaben des Strafvollzugs einzuleben verstehen. Wie die ehemaligen Militäranwärter, so bringen auch sie eine staunenswerte Fülle von Verwaltungstalent und Verwaltungsgeschick mit, das sie in überaus hohem Grade geeignet erscheinen läßt, an die Spitze einer solchen Organisation, wie sie ein modernes Strafgefängnis darstellt, zu treten. Aber etwas

haftet an ihnen, was ihre Tätigkeit manchmal beeinträchtigt; sie bringen nicht immer das Bewußtsein mit, eine Höhe erklommen zu haben, die ihnen als Preis ihrer Lebensarbeit winkt, sondern das Empfinden beherrscht manchen von ihnen, daß seine Arbeit nur eine ihn für sein Alter versorgende Verwaltungsarbeit ist. Die pädagogischen Ideale treten natürlich vor dieser Auffassung etwas zurück.

Neuerdings hat man einen Versuch gemacht, aus Theologen und Juristen, aus ehemaligen Richtern und Staatsanwälten Direktoren zu berufen. Viele haben sich nicht dazu bereit finden lassen, da die richterliche Tätigkeit, ebenso die Tätigkeit des Staatsanwaltes von vielen doch als etwas Lohnenderes, mehr mit innerer Zufriedenheit Erfüllendes angesehen wird als die Tätigkeit eines Strafanstaltsdirektors. Mechanisch ist ja der Verwaltungsbetrieb eines Gefängnisses oder Zuchthauses sehr leicht und sehr rasch erlernt. Wenn Schiller in Wallensteins Lager von einem Wachtmeister sagt, daß er seinem Hauptmann glücklich abgelernt habe, wie er sich räuspert und spuckt, so behaupten böse Zungen, daß einige dieser akademischen Direktoren den alten ehemaligen Feldwebeln vorzüglich ihr oft naiv-komisch anmutendes autokratisches Selbstbewußtsein, ihre eitle Wichtigtuerei, den Drill der gescheuerten Eßnäpfe und blankgeputzten Klosetts abgeguckt haben und mehr wie diese alten Herren auch nicht leisten. Leider besteht eben der große pädagogische Betrieb vieler Verwaltungen in weiter nichts, als in solchem äußerlichen Drill. Die beiden wesentlichsten pädagogischen Zuchtmittel der Verwaltung liegen in der Arbeit und in der Handhabung der Disziplin. Pädagogisch weise und erfahrene Direktoren werden alles tun, um den Arbeitsbetrieb einer Anstalt mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu heben und zu fördern. Ein wesentliches Hilfsmittel der Erziehung zur Arbeitsamkeit ist das Arbeiten nach Pensum. In unseren Gefängnissen und Zuchthäusern wird dadurch die Arbeitsleistung auf ein bestimmtes Mindestmaß gehoben. Gewöhnlich wird nach dreimonatlicher Lehrzeit dieses Mindestmaß als Pensum von jedem Sträfling gefordert. Daß die Gefängnisordnung für die dem Justizministerium von Preußen unterstellten Strafanstalten ein Regulativ entwarf, das für männliche Gefangene, jugendliche Gefangene, weibliche Gefangene dieselben Grundsätze aufstellt und nicht diese einzelnen Kategorien spezifiziert, sollte das doch nicht zu bedenken geben, ob man wirklich beim Entwurfe dieser Gefängnisordnung ganz allein von pädagogischen

Gesichtspunkten geleitet war? Bekanntlich wird ein Sträfling, wenn er nach dreimonatlicher Lehrzeit das Pensum der Arbeitsleistung nicht verrichtet, zum ersten Male dem Direktor der Anstalt vorgeführt, um disziplinarisch verwarnt zu werden. Hier setzt die pädagogische Tätigkeit der Verwaltung ein. Von dem Grundsatz, daß Arbeiten das beste Zuchtmittel gegen Müßiggang und schlechte Gedanken ist, darf und soll natürlich nicht das Mindeste umgebogen oder abgestritten werden. Aber für die Beurteilung des pädagogischen Erfolges dieser Arbeit ist es vielleicht doch eine ganz interessante Tatsache, daß die besten Arbeiter in den Gefängnissen die vielfach vorbestraften alten Zuchthäusler sind. Viele erstmalig Bestrafte sind nach drei Monaten noch nicht so weit in der Beherrschung ihrer Arbeitsleistung vorgeschritten, daß sie den Anforderungen des Gefängnisinspektors Genüge leisten. Vielfach sind auch die Arbeiten der modernen Gefängnisindustrie, die sich ja immer gegen die Konkurrenzklagen der freien Industrie zu wehren hat, so kompliziert geworden, daß wirklich eine längere Lehrzeit nötig ist, um sich Gewandheit und Schnelligkeit zu erwerben. Das Reglement für Gefängnisse und Zuchthäuser differenziert ja die Arbeiten insofern, als das Strafgesetzbuch anordnet, daß der zu Zuchthaus verurteilte Gefangene jede Arbeit zu leisten hat, die ihm befohlen wird, daß dagegen der zu Gefängnis verurteilte Gefangene zu Arbeiten angehalten werden soll, die nach Möglichkeit seinen Fähigkeiten und seiner früheren Berufsarbeit entsprechen.

Diese Differenzierung zwischen Gefängnis und Zuchthaus hat aber von jeher immer mehr auf dem Papier gestanden, als sie praktische Wirkungen ausgeübt hat. Um den Klagen über die Konkurrenz der Gefängnisarbeit die Spitze abzubrechen, hat man in den preußischen Gefängnissen und Zuchthäusern systematisch begonnen, staatliche Arbeiten auszuführen, die den militärischen Korps-Bekleidungsämtern ihre Arbeit abgenommen und die Herstellung von Militärbekleidungsstücken in das Gefängnis und Zuchthaus eingeführt hat. Wer den größeren pekuniären Vorteil davon hat, ob der Militärfiskus oder der Fiskus des Innern, bezw. der Justiz, das möge hier unausgeführt bleiben; aber daß diese Arbeit keine pädagogische, sondern eine von den gesundesten, fiskalischen Rücksichten gebotene ist, bei der hoffentlich der Militärfiskus gehörig sein Schäfchen ins Trockene gebracht hat, das ist auch über allen Zweifel erhaben. Die pädagogisch heilsamste Wirkung dieser Maßregel ist höchstens darin zu erblicken, daß so viele, die lieber Zucht-

hausstrafen verbüßen als ihren Leib im Militärdienst für das Vaterland zu Markte tragen, indirekt doch dem Vaterlande dienstbar gemacht werden — nur schade, daß sie nicht auch noch für die Zeit dienstbar gemacht werden können, die sie sich dem eigentlichen Militärdienste entzogen haben.

Wenn wir nun auf die pädagogischen Wirkungen dieser Gefängnisindustrie unseren Blick lenken, so ist es doch eine eigentümliche Beobachtung, daß die Unternehmer ebenso wie die mit der Leitung der Arbeit betrauten Beamten, wenn sie von den Resultaten ihrer Arbeit sprechen, immer nur von dem materiellen Ertrag reden, den die Arbeit für den Unternehmer gehabt hat, oder von den Erträgnissen, die sie als Kassenbeamte an die Staatskasse abgeführt haben; geht dies doch sogar so weit, daß, wenn irgend ein alter, tüchtiger Zuchthäusler wieder einmal ins Untersuchungsgefängnis eingeliefert wird, der Unternehmer und der Arbeitsinspektor zunächst darüber nachdenken, bekommt er Gefängnis oder bekommt er Zuchthaus; denn davon hängt ab, welche Anstalt den Sträfling als Arbeiter erhält. Der Unternehmer wie der Arbeitsbeamte denkt eben an sich, an sein Arbeitsfeld; der Gedanke der Erziehung durch die Arbeit liegt in weiter, weiter Ferne. Infolgedessen ist es ja eine oft gehörte Klage der erstmalig Bestraften, daß die oft und vielmals Vorbestraften in den Gefängnissen und Zuchthäusern ein angenehmeres Leben führen als sie. Mit vieler Emphase und Begeisterung ist auf den Strafanstaltsbeamten-Kongressen beratschlagt worden, wie man die Rückfälligen auch in dem Geldpunkte treffen könnte, indem man ihnen den Arbeitsverdienst für die ersten 6 Monate streiche, indem man ihnen das Arbeitspensum erhöhe; aber die nackte Wirklichkeit hat alle diese schönen Vorsätze wie so viele anderen überholt, und dem Unternehmer wie dem Arbeitsinspektor ist es von ihrem Standpunkte aus durchaus nicht zu verargen und zu verdenken, wenn ihnen an der Rückfälligkeit gar nichts liegt, im Gegenteil geschickte Arbeiter lieber sind als jene, die nur einmal mit dieser eigenartigen Industrie Bekanntschaft schließen. Ein alter Zuchthäusler, ein Hüne von Gestalt, der über 2 m maß und den Appetit eines Riesen entwickelte, leistete mit spielender Leichtigkeit das dreifache an und für sich schon hoch gespannte Arbeitspensum im Flechten von Kokosfasern und im Weben von Kokosmatten. Auch die Arbeit verläuft spurlos an den Elementen, die sich der Einwirkung und der Ueberzeugung von der Notwendigkeit des

Guten grundsätzlich hermetisch verschließen. Man hat ein doppeltes Verfahren eingeschlagen, um den Sinn für Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit zu wecken; man hat Ueberpensa durch Belohnungen hervorgerufen und den Sinn, mehr als das Mindestmaß zu leisten, geweckt durch Arbeitsprämien, die den gewöhnlichen Taglohn um das Doppelte und Dreifache überschritten haben. Trägheit, Müßiggang, Böswilligkeit hat man durch Disziplinarstrafen zu unterdrücken versucht. Die Disziplinargewalt steht ja dem Verwalter der Anstalt zu. Infolgedessen ist in seine pädagogische Erfahrung die Wirksamkeit der Disziplinarstrafe gestellt. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Furcht vor Disziplinarstrafen, namentlich bei jugendlichen Gefangenen die Furcht vor Hunger und bei Zuchthausgefangenen die Furcht vor der Prügelstrafe den ganzen Sinn einer Anstalt sehr nachhaltig beeinflussen und den für solche Einflüsse sehr empfindlichen Elementen der Strafanstalten auch einen sehr heilsamen Geschmack von der Notwendigkeit der Arbeit beibringen kann. Der Ruf der Anstalten in Verbrecherkreisen hängt wesentlich davon ab, wie das Ansehen eines Direktors begründet ist und wie die Disziplinarstrafen in einer Anstalt gehandhabt werden. Wer den Einfluß der Disziplinargewalt kennt und richtig abwägt, der wird die Furcht vor Disziplinarstrafen als eines der heilsamsten Erziehungsmittel im ganzen modernen Strafvollzug bewerten. Als man die pennsylvanische Einrichtung des puritanischen Gefängnissystems auch nach Europa herübernahm, hat man geglaubt, damit im wesentlichen Stätten der Buße, der Reue und Zerknirschung, der Gottesfurcht zu schaffen. Der unfreiwillige Erfolg ist aber der gewesen, daß man das System der Freiheitsstrafen immer in steigenden Progressionen an die Stelle der körperlichen und der Geldstrafen gesetzt hat, daß die Disziplin in diesen Zellenanstalten sich immer straffer hat anspannen lassen. Das Experiment hat also in Wirklichkeit das erfreuliche Resultat gehabt, daß man darauf ausging, die alten Theorien der Abschreckung ins Unrecht zu setzen, und eine Art und Weise des Strafvollzuges ersann, der in Wirklichkeit die alten gewohnheitsmäßigen Verbrecher nur um so tiefer abgeschreckt hat; genützt aber hat dieses Experiment praktisch insofern gar nichts, als eine Abnahme des Verbrechens dadurch nicht im mindesten hervorgerufen wurde. So beobachten wir die Tatsache, daß die fleißigsten Korrigenden, die fleißigsten Zuchthäusler, nach wieder erlangter Freiheit die alten Müßiggänger werden, und daß die unverbesserlichsten Wegelagerer,

Vagabunden und Brüder von der Landstraße in den Korrektionsanstalten, in den Zuchthäusern und Gefängnissen eine rührende Emsigkeit an den Tag legen. Mutet man ihnen aber zu, daß sie als freie Privatleute ebenso arbeiten, als wenn ein staatliches Muß hinter ihnen steht, dann zwinkern sie einander mit Augurenlächeln zu, als ob sie sagen wollten, dieses Menschenkind glaubt noch an die Möglichkeit einer Besserung; diese Beobachtungen gelten nicht etwa von einzelnen, sondern sie treffen die Masse der Bevölkerung in den Strafanstalten; nur die, bei denen man von einem wirklichen Erfolg des Strafvollzugs und von späterer bürgerlicher Ehrbarkeit reden kann, bilden eine Ausnahme, die Masse bilden die Regel, wie sie bisher hier geschildert worden ist. Naturam furca expellas, tamen usque recurret. Dies gilt auch von der Strafe. Mag man sie noch so sehr ihres ursprünglichen Charakters, ein Uebel zu sein, entkleiden und ihr künstlich noch so sehr einen ihrem Wesen fremden Charakter der Erziehung geben; wie der Sträfling nicht anders wird, so wird auch die Strafe nicht anders. Sie bleibt unter allen Formen das, was sie ist und sein soll, ein abschreckendes, zerstörendes Handwerk, das seine wahre Natur gebieterisch geltend macht und allem Heuchelschein abhold gesinnt bleibt. Wenn deshalb die Verwaltungsbeamten, die Direktoren mit Recht sich dagegen sträuben, daß die Zeit des Strafvollzugs allzusehr ausgefüllt werde mit theoretischem Unterricht, mit gottesdienstlichen Exerzitien, wenn sie mit Recht geltend machen, daß die Erziehung zur Arbeitsamkeit die sittliche Spannkraft eines Willens besser zur Erscheinung brächte als jeder theoretische Unterricht, so darf man doch andererseits auch der Ueberschätzung der Arbeit nicht arglos und kritiklos das Wort reden, da jeder besonnene und in der Wirklichkeit erfahrene Gefängnisbeamte auch das zugestehen muß, daß die Arbeit auch noch nicht das letzte Wort ist, welches die Frage nach der pädagogischen Wirsamkeit der staatlichen Freiheitsstrafen lösen kann.

Der Besserungsidealismus unserer Philanthropen und Gefängnistheoretiker hatte seine besondere Freude daran, daß die modernen Zellenanstalten eine solche peinliche, pedantische Ordnung, Sonderung der einzelnen Verbrecherkategorien, eine Erziehung zur Reinlichkeit, Sauberkeit in den modernen Gefängnissen ermöglichte. Die Beamten, welche mit dem Polizeidienst in den modernen Strafanstalten betraut sind, bringen für diesen Teil des Dienstes eine ganz außerordentlich reiche Erfahrung aus dem Militärleben

mit. Daß unser moderner Staat durch das militärische Leben auf die Erziehung unserer Jugend im heilsamsten Sinne einwirkt, bedarf wohl unter allen Wohlmeinenden keines Beweises. Das Militärleben ist aber auch eine Ehre, an die jeder Einzelne, der es mit durchgemacht hat, mit einem gewissen Stolz zurückdenkt. Des kleinlichen Pedantismus, dessen Opfer man manchmal vielleicht mit innerem Widerstreben gewesen ist, erinnert man sich später mit Humor. Aber wer durch das Gefängnisleben erst zur Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit erzogen werden mußte, wird das nie als eine Ehre empfinden. Haft, Gefängnis, Zuchthaus ist eben immer eine Strafe, und Strafe ist niemals Ehre. Infolgedessen macht man in dem polizeilichen Dienste der Gefängnisse und Zuchthäuser ganz ähnliche, parallel laufende Erfahrungen wie mit dem Arbeitsbetrieb. Kennt erst einmal ein mehrfach bestrafter Insasse einer solchen Anstalt den ganzen Ton seiner vorgesetzten Polizeibeamten, kennt er den ganzen Drill und Schnick, weiß er erst die einzelnen pedantischen Schwächen der Vorgesetzten herauszufinden; hat er erst von den anderen Gefangenen erfahren, wenn der oder jener Ober aus Berlin kommt, der kriecht in den Luftschacht und visitiert dort mit der Hand, ob da ein Staubwölkchen sich niedergelassen hat, oder dieser und jener Inspektor spiegelt in dem blankgeputzten Blecheimer sein Denkerantlitz, so unterwerfen sich diese Elemente mit spielender Leichtigkeit und lächelnder Heiterkeit all diesen kleinen Quälereien eines militärischen Zopfes, von dem man sich wahrhaftig nicht einbilden darf, daß er auf diese Elemente auch nur den leisesten erziehenden Einfluß ausüben wird.

Unser Strafgesetzbuch sieht vor, daß bei der Verbüßung von Gefängnisstrafen Einzelnen gestattet wird, ihre eigene Kleidung zu tragen. Sind unsere Verwaltungsbeamten recht tief eingetaucht in den Geist der Jurisprudenz, so empfinden sie diese Bestimmung sehr oft als einen Widerspruch gegen alle Gerechtigkeit. Gefängnis ist Gefängnis; wer Strafe verbüßt, muß sich der Ordnung unterwerfen; warum soll deshalb dem Einen gestattet werden, was der Masse der Sträflinge untersagt wird? Fast möchte man es glauben, was so viele erzählen, daß die Gefangenen es als eine Unbilligkeit empfunden hätten, wenn irgend einer unter ihnen wandelte, dem das Tragen der eigenen Kleidung gestattet worden sei; vor dem Rechte sind wir alle gleich, infolgedessen geziemt es sich: gleiche Brüder — gleiche Kappen! Diese ganze Gedankenentwicklung, der man im Kreise der Strafanstaltsbeamten oft

begegnet, ist mir immer ein Beweis dafür gewesen, daß der Glaube an den Besserungszweck der Strafe von dem weitaus größten Teil der Strafanstaltsbeamten nicht geteilt wird. Auf den Kongressen der Strafanstaltsbeamten ist zwar von der Besserungstheorie immer viel die Rede; aber es ist eine alte Erfahrung, daß der Mensch am liebsten davon redet, was er gerne haben möchte und nicht hat. Der Kongreß der Strafanstaltsbeamten besitzt eine eigene Zeitschrift „Die Blätter für Gefängniskunde"; in denselben wird mit viel Begeisterung vorgetragen, daß der ganze Strafvollzug eine Gefängniswissenschaft sei; mit ehrfürchtigem Staunen versichert dort ein pädagogischer Direktor dem andern, was für kleine neue Experimentchen er ersonnen hat, um die Jugendlichen zu erziehen, zu reinigen, zu baden, zu waschen, exerzieren zu lassen; aber der Inhalt dieser ganzen Zeitschrift ist lange Zeit der dürrste, der unfruchtbarste gewesen, den je ein solches Blatt aufzuweisen hatte. Trotzdem doch der psychologische Stoff des Strafvollzuges geradezu unerschöpflich ist, leidet diese Zeitschrift an einem fortwährenden Mangel an Mitarbeitern. Wäre sie nicht eine auf Gegenseitigkeit gegründete Ruhmesversicherungsanstalt, so würde sie vielleicht noch weniger Leser haben, als sie ohnehin schon besitzt. Der Grund, weshalb dies so kommen mußte, liegt eben darin, daß der Strafvollzug weiter nichts ist als eine Technik, die zerstörenden und vernichtenden Wirkungen des Strafrechtes auszuführen, das seiner ganzen Natur nach weiter nichts sein kann als eine zerstörende Macht, die unbarmherzig in das Leben des Rechtsbrechers eingreifen muß, sobald die Gesellschaft sich in ihrem Frieden und in ihrer sozialen Ordnung durch das Treiben eines antisozialen Individuums gestört sieht. Es ist mir immer unverständlich gewesen, wie man diese Technik, diese Organisation eines kleinen Zweiges der Staatsverwaltung mit dem stolzen Namen einer Wissenschaft belegen konnte. Das, was wissenschaftlich an dem Strafrecht ist, wird stets Sache des Richters sein. Alles andere aber ist eine Sammlung von Erfahrungen, von organisatorischen Geschicklichkeiten, für die man Begabung hat oder nicht hat, die aber so furchtbar schwer auch nicht zu begreifen sind, jedenfalls aber mit dem kabbalistischen Schein der Wissenschaft nur für sehr gläubige Gemüter umwoben bleiben. Gerade in dem Umstand, daß in den letzten Jahren so viel Klagen erhoben worden sind über den Mangel an Individualisierung, daß so viel Schriftsteller mit Unwillen es ertragen haben, wenn sie wegen politischer Vergehen und

Uebertretungen wie gewöhnliche Sträflinge behandelt worden sind, darin liegt meiner Meinung nach eine Bestätigung enthalten, daß unser Strafvollzug weder von den Gerichten noch von den Strafanstaltsverwaltungen wirklich im Ernste als eine erziehende Tätigkeit aufgefaßt wird. Erziehen ist Individualisieren, d. h. die Fähigkeit, sich den Eigenheiten und besonderen Neigungen des zu Erziehenden anzubequemen; Erziehen ist aber auch Generalisieren, d. h. die Fähigkeit, alle die antisozialen Triebe und Ausschüsse des zu Erziehenden zu erkennen, abzuschneiden, und ihn so für das Leben in der Gemeinschaft und in der Gesellschaft vorzubereiten. Wenn deshalb ein bestrafter Mensch noch Ehre im Leibe hat, um den Makel, der in den uniformen Sträflingskleidern liegt, von sich fernzuhalten, so wird ein pädagogischer Direktor dieses Gefühl nicht unterdrücken, sondern am rechten Orte, zur rechten Zeit und dem rechten Individuum gegenüber nachempfinden und bestärken. Verbietet das der Doktrinarismus und der Pedantismus, dann rede man auch nicht von Pädagogik, sondern gestehe ruhig zu, daß der Strafvollzug etwas Zerstörendes, keine Erziehung ist. Im Septemberheft der Preußischen Jahrbücher hat Oberlandesgerichtsrat Schmölder sehr energisch Front gemacht gegen den modernen Strafvollzug, d. h. gegen die pädagogische Auffassung seiner Ziele. Ihm hat Strafanstaltsdirektor Finkelnburg im Januarheft dieses Jahres sehr impulsiv geantwortet und einzelne faktische Irrtümer Schmölders berichtigt, wie z. B. die Anschauung, daß die neusten Zellengefängnisse nicht mehr so teuer gebaut werden wie frühere Anstalten. Finkelnburg legt ferner seinen Finger auf die Wunde in Schmölders Darstellung, der gesagt hatte, daß die Sterblichkeitsziffer in den Strafanstalten sehr hoch sei. Finkelnburg entkräftigt dies sehr leicht durch den Hinweis auf eine glänzende Statistik, die das Gegenteil beweist. Aber ist denn Finkelnburg ganz unbekannt, daß solche Sträflinge, die als kranke und unheilbar kranke Individuen bezeichnet werden müssen, gar kein Objekt des Strafvollzugs mehr sind und wenn nur noch irgend möglich von den Verwaltungen als haftunfähige Kranke den öffentlichen Spitälern zugeführt werden? Wenn also die Sterblichkeitsziffer so niedrig ist in den Zuchthäusern und Gefängnissen, so kommt dies doch daher, daß die Kranken und Sterbenden den Krankenhäusern überwiesen werden und damit in der Statistik der Strafanstalten ausfallen. So werden doch heute die Statistiken gemacht. Schließlich regt sich Finkelnburg darüber auf, daß

Schmölder den Strafvollzug in Preußen für das Justizministerium allein in Anspruch nimmt. Die Berechtigung dieses Anspruchs liegt für jeden, der Rechtssprechung und Rechtsübung als eine einheitliche Tätigkeit begreift, auf der Hand. Mit der Widerlegung einiger nebensächlicher historischer Unstimmigkeiten, die nur auf das Detail Beziehung haben, ist eine solche Frage, wie sie Schmölder anschneidet, nicht widerlegt. Ueber die Kardinalfrage, warum die raffinierteste Technik des Strafvollzugs doch niemals pädagogisch greifbare und nennenswerte Resultate erzielen kann, schweigt sich Finkelnburg bezeichnenderweise gründlich aus. Er zitiert zwar aus der Dienstordnung für die Strafanstalten und Gefängnisse der Verwaltung des Innern den bekannten Satz, daß der Vollzug der Freiheitsstrafe unter die Rechtsordnung beugen und erziehen soll, begnügt sich aber anzuerkennen, daß der schwere sittliche Ernst des Strafvollzugs in der unerbittlichen Beugung unter die Rechtsordnung liegt, und mehr hat ja Schmölder auch nicht verlangt.

Einzelne Kreise der Frauenbewegung haben im Interesse der Besserungstheorie in ihr Programm die Forderung aufgenommen, daß die Frauengefängnisse völlig unter weibliche Verwaltung gestellt werden sollen. Von der Tatsache ausgehend, daß auf das gefallene Weib weder die Seelsorge des Priesters noch die Herrschaft des männlichen Direktors irgendwelchen versittlichenden oder veredelnden Einfluß ausüben kann, will man diese Frucht von vornherein vorwegnehmen für die Arbeit des Weibes. Jeder Pädagoge und jeder Menschenkenner, der weiß, daß die Frau am wenigsten bestimmt wird durch Frauen, daß wirklich aufrichtige Freundschaft etwas höchst Seltenes unter Frauen ist, wird gegen diese Theorie von vornherein etwas skeptisch gesinnt sein. Daß die Erziehungsresultate in den Frauengefängnissen noch viel schlechtere sind als in den Männergefängnissen, ist darin begründet, daß der Prozentsatz der verbrecherischen Frauen im Vergleich zu dem Prozentsatz der verbrecherischen Männer ein viel geringerer ist, daß aber die Unmoralität des gefallenen Weibes, wenn es einmal gefallen ist, weil es nun einmal ein schwaches Weib ist, von den Männern viel härter empfunden wird und von dem unverdorbenen Weibe selbst als ein Schlag ins Gesicht empfunden wird, zumal das gefallene Weib selbst gewöhnlich an der Möglichkeit seiner moralischen Rehabilitierung hoffnungsloser als der Mann verzweifelt. Wie bei den Männern, so beobachtet man auch bei den Frauen ähnliche Typen, die entweder mit bewundernswerter Geschicklichkeit die Sprache Kanaans reden, oder als

Arbeitshyänen die Bewunderung und Zufriedenheit der Unternehmer und Arbeitsbeamtinnen erwerben, oder als Muster häuslicher Tugenden selbst die kritischsten Augen des an Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit Gewohnten befriedigen, die aber trotzdem, sich selbst überlassen, nicht eine Spur von Selbsterziehung und Energie besitzen, um im Leben sich zu behaupten. Eine der geschicktesten Stickerinnen, über deren Kommen jedesmal Freude unter den Interessenten der Arbeiten herrschte, ging rettungslos im Delirium zugrunde. Eine andere, deren Ordnungsgeist jedes Stäubchen in der großen Anstalt erblickte, war die wüsteste Dirne einer Großstadt, die es im Raufen selbst mit männlichen Zuhältern aufnahm, die mit ihr im Bunde standen. Gerade das ganze Strafsystem, welches die Uebertretungen und Vergehen der prostituierten Bevölkerung unserer Großstädte regelt, ist ein schreiender Hohn auf die Behauptung, daß der Zweck des Strafrechts in der Besserung gegeben sei, und daß die sittliche Idee des Strafvollzugs in den pädagogischen Gesichtspunkten liege, die eine soziale Rehabilitierung dieser Elemente im Auge hätten. Vergleicht man mit diesen Strafen die Unsumme von polizeilichen Verfügungen und polizeilichen Bestrafungen, mit denen man dem Bettel, der Vagabundage, dem Müßiggang der deklassierten Elemente entgegenzutreten sich tagtäglich gezwungen sieht, so schwindet der Glaube, daß die Urheber dieser Gesetze und Verfügungen damit eine bessernde Wirkung hätten erzielen wollen, immer mehr und mehr zu dem Zweifel zusammen, ob der Staat überhaupt einen Beruf hat, durch Strafen bessernd und erziehend zu wirken. Der Staat wirkt erziehend durch seine Schulen, der Staat wirkt erziehend durch das militärische Leben, der Staat wirkt erziehend durch den Schutz, welcher im Vaterlande gewährt wird, er wirkt auch erziehend durch die Gewöhnung an Pünktlichkeit im modernen Verkehrsleben; das sind alles erziehliche Wirkungen, welche fördernd in das Erwerbsleben und geistige Leben der Bevölkerung eingreifen. Aber strafen kann der Staat nur, wenn eine Tat vorliegt, die Strafe verdient, das Recht dazu, zu strafen, empfängt der Staat aus dem Auftrage der Gesellschaft, die sich die staatliche Form gegeben hat. Wenn einem etwas gestohlen ist, so denkt er nicht zunächst daran, den Dieb zu erziehen, sondern er eilt zur Polizei, um den Dieb zu fassen. Er erwartet von der Polizei, daß sie alle staatlichen Mittel in Bewegung setzt, um ihm zu seinem Rechte und dem Dieb zu seiner Strafe zu verhelfen. In der Empfindung des Bestohlenen ist nur der Gedanke

vorherrschend: Ich will meine Sachen wieder haben, wenn es möglich ist; für den Schreck aber, den ich durch den Verlust erlitten habe, soll mir der Staat Genugtuung leisten mit der Bestrafung des Diebs. So ist alle Bestrafung schließlich immer nur eine Neubelebung des Gedankens der Rache. Wäre die Strafe in der Hand des Staates ein erziehendes Mittel, so müßte sich die Probe darauf machen lassen, wie bei der Schule, wie beim Militärdienst, daß man jeden Staatsbürger einmal zur Erziehung eine kürzere oder längere Zeit seines Lebens ins Gefängnis sperrte. So aber sträubt sich das Empfinden jedes naiven Menschen gegen den Gedanken, mit dem Strafrichter oder Untersuchungsrichter auch nur entfernt in Berührung zu kommen, auch wenn er nur als Zeuge angerufen ist. Es lebt eben in jedem das Bewußtsein, daß der Staat, wenn er bestraft, zerstört und vernichtet, und jeder, der auf Bestrafung irgend eines Mitmenschen dringt, ist von dem Gedanken beseelt, daß Strafe eine absolute Notwendigkeit ist, daß das alte jus talionis doch noch lange nicht das schlechteste Recht gewesen ist. Der Staat hat nur da ein sittliches Recht zu erziehen, wo er seine Glieder fördern, heben, veredeln, wirtschaftlich wertvoller und sozial unabhängiger machen kann. Zum Strafen aber hat der Staat nur ein Recht, wo er den antisozialen, überwuchernden Eigennutz unterdrücken und wenn nötig völlig vernichten muß.

Gerade vom Standpunkt der Erfahrung aus muß man dagegen protestieren, daß so viel Aufhebens von der erziehlichen Wirkung des modernen Strafvollzugs gemacht wird. Es ist eine Sache der Natürlichkeit, daß man denselben immer vernünftiger, sachlicher, zweckmäßiger ausgestaltet, aber sich dabei bewußt bleibt, daß Strafanstalten nicht in erster Linie Bußanstalten sind, sondern technische Hilfsmittel des Staates, durch deren Hilfe er an der Erhaltung des inneren Friedens der Gesellschaft arbeitet. Vor mehreren Jahren hat der verstorbene Reichsrat Otto Mittelstaedt eine herbe, scharfe Kritik des heutigen Strafsystems in seiner Broschüre gegen die Freiheitsstrafe gegeben. Seine Anschauungen werden in vielen Kreisen geteilt, in den Kreisen der Juristen sowohl, wie in denen der Laien, wie endlich auch in den Kreisen der praktischen Strafanstaltsbeamten. Mittelstaedts Gegner führen heute unter den Strafrechtslehrern und unter den Freunden der Strafanstaltsreformen das große Wort. Es ist zu bedauern, daß, obwohl weitaus die größte Zahl der in der Strafrechtspflege

stehenden Juristen uud der im praktischen Strafvollzug stehenden Beamten längst den Glauben an den Besserungszweck der Strafe aufgegeben hat, doch verhältnismäßig nur eine geringe Anzahl offen Farbe zu bekennen wagt. Strafen ist und bleibt ein notwendiges Uebel. Was man an seine Stelle zu setzen hat, ist leichter gesagt als getan. Daß z. B. mit der Deportation der Strafzweck in vielen Dingen besser erreicht ist, als wie mit den modernen Strafanstaltspalästen, ist über jeden Zweifel erhaben. Daß die Geldstrafe anders ausgestaltet werden könnte, ist auch ein solches kleines Mittel, mit denen man vielleicht aus manchen Nöten sich helfen könnte. Aber selbst wenn wir die Strafen auf das denkbar humanste ausgestalten, dem Menschen immer weniger wehe tun mit den Strafen, so werden wir doch nie an der Tatsache vorüberkommen, daß die staatliche Strafe dann am pädagogischsten wirkt, wenn sie die abschreckt, die nie mit der staatlichen Strafgewalt in Berührung kommen.

Die Stätten der Philosophie in Großgriechenland und Sizilien.

Von

A. Döring.

Es war mir im Frühjahr d. J. (1904) vergönnt, die Stätten in Unteritalien und Sizilien zu besuchen, an deren Namen sich ein Teil jener staunenswerten und für unser gesamtes Kulturleben bedeutsamen Entwicklungen anknüpft, die wir unter dem Ausdrucke Aelteste griechische Philosophie zusammenfassen. Nun kann ja wohl das Wort: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" entfernt nicht in gleichem Maße auf den Philosophen angewandt werden. Der philosophische Gedanke ist viel weniger abhängig von der Umwelt, als das Gemüt und die Phantasie des Dichters. Und so hat denn auch die Geschichtschreibung der Philosophie es kaum in irgend einem Maße für erforderlich gehalten, sich um die Beschaffenheit des Schauplatzes dieser Begebenheiten zu bekümmern. Die Oertlichkeiten sind ihr kaum mehr als bloße Namen. Immerhin ist die Bedeutung dessen, was sich da begeben hat, groß genug, um uns mit Interesse, ja Pietät auch für die Schauplätze zu erfüllen, und so möchte ich die nicht ohne Mühseligkeit erlangte Anschauung dieser klassischen Stätten nicht verloren sein lassen. Vielleicht geschieht durch ihre Mitteilung dem einen oder anderen Leser doch ein Dienst.

Es sind vornehmlich drei Phasen der antiken Philosophie, hinsichtlich deren sich Erinnerungen an unteritalische und sizilische Stätten knüpfen. Die erste Phase ist auf diesem Boden repräsentiert durch den Pythagoreismus und die eleatische Schule, die zweite durch Leukipp und Empedokles, die dritte durch Gorgias und Plato.

Pythagoras und Xenophanes verpflanzen um und bald nach 530 die Geistesbewegung des jonischen Ostens nach

Großgriechenland. Pythagoras vertritt eine veredelte Form jenes schwärmerischen Dualismus, dessen Anhänger im 6. Jahrhundert unter dem Namen Orphiker über die ganze griechische Welt verbreitet waren. Weshalb er (um 530) seine Heimat, das Samos des Polykrates, verließ, weshalb er sich gerade nach dem unteritalischen Kroton wandte, ist unbekannt. Vielleicht hatten in Kroton gerade die Orphiker besonders Boden gewonnen. Jedenfalls war Kroton damals eine der gefeiertsten und gepriesensten Griechenstädte. Eine edle Körperpflege war dort zu hoher Blüte gediehen. Kroton war der Sitz der ältesten Aerzteschule. Namen, wie Demokedes (Herod. III) und Alkmäon zeugen für ihre Bedeutung. Für die Blüte der Athletik und Gymnastik zeugt Milon und die auffällige Zahl olympischer Siege, die um jene Zeit den Krotoniaten zufallen. Um 510 vernichten sie Sybaris; freilich wird ihnen nicht gar lange nachher das gleiche Los durch das epizephyrische Lokri in der Schlacht am Sagras bereitet. Immerhin blieb Kroton wohl fast ein Jahrhundert der Zentralsitz des pythagoreischen Ordens und der eigentümlichen Forschertätigkeit, die sich innerhalb desselben entwickelte. Früh muß sich diese Bewegung nach dem blühenden Metapont fortgepflanzt haben, denn dort verbringt Pythagoras seine letzten Lebensjahre bis gegen 500. Spätere Hauptsitze des wissenschaftlichen Pythagoreismus, um 400—350, sind Tarent und das epizephyrische Lokri. In Tarent darf um 400 der greise Philolaos angenommen werden, der freilich mitsamt dieser ganzen tarentinischen Schule, während sie die wissenschaftlichen Früchte der Bewegung zur Reife bringen, von der alten Ordenslehre weit abgekommen ist. Sein Genosse ist Eurytos, beider Schüler die fünf „letzten Pythagoreer", von denen wieder die jüngere, zu Aristoteles abschwenkende Generation, Aristoxenos und Dikaiarch, abstammt. Diesem Kreise jedenfalls sehr nahe steht die glänzende Gestalt des Archytas, gleich ausgezeichnet als Denker und Forscher, wie als Staatsmann und Feldherr, dessen Lebenshöhe um 370—360 angesetzt werden muß. Lokri lernen wir als Sitz einer zwar ebenfalls in umfassendem Sinne wissenschaftlichen, aber hinsichtlich der Seelenlehre des Ordens konservativeren und positiveren Richtung des Pythagoreismus vornehmlich durch die Gestalt des dorther stammenden Timäus im gleichnamigen platonischen Dialog kennen. Es darf angenommen werden, daß Plato das Meiste von dem, was

er den Lokrer Timäus da in Athen vortragen läßt, auf seiner ersten italischen Reise in Lokri gelernt hat. Dies bezeugt auch Cicero in zwei Stellen (Fin. V. 87; Tusc. I. 39). Man muß dann freilich endlich aufhören, den Timäus für eine der spätesten Schriften Platos zu halten.

Während so für den Pythagoreismus Kroton, Metapont, Tarent und Lokri, und zwar in dieser Reihenfolge, in betracht kommen, konzentriert sich für die an Xenophanes anknüpfende Geistesbewegung das ganze Interesse auf das einzige Elea. Hier findet der alte jonische Rhapsode aus Kolophon, vielleicht um 520, anscheinend einen Ruhesitz. Die Lehre des Parmenides und indirekt die Zenos von Elea geht aus seinen Anregungen hervor. Aber auch zwei von den drei Vertretern der folgenden Phase, der neuen naturphilosophischen Richtung, Leukipp und Empedokles (der dritte, Anaxagoras, gehört dem kleinasiatischen Osten an), scheinen hier die entscheidenden Anregungen empfangen zu haben. Von Leukipp, dem eigentlichen Schöpfer der Atomenlehre, ist es sogar in hohem Grade wahrscheinlich, daß er in Elea seinen Wohnsitz hatte und daß hier der junge Demokrit aus Abdera, geboren um 460, sein Schüler war.

Das Wirken des Empedokles führt uns dann weiter nach Agrigent auf Sizilien. Einer neuen Phase, die oben als dritte bezeichnet wurde, gehört dann einesteils der geistvolle Rhetor und Sophist Gorgias an, dessen Vaterstadt Leontinoi auf Sizilien also ebenfalls unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Vornehmlich aber gehören hierher die Stätten, die für die Bildungsgeschichte und die Lebensschicksale Platos von Bedeutung sind.

Die Bildungsreise des jugendlichen Plato setze ich um 393 an.*) Die Verzweiflung an der athenischen Volkssouveränität hatte ihn zunächst nach Aegypten geführt, dessen Kastenwesen in seinem Idealstaat seine Spuren zurückgelassen hat. Das Interesse für den Pythagoreismus sowohl als Ordenslehre wie als wissenschaftliche Doktrin wird ihn dann nach Tarent und Lokri geführt haben. In Syrakus, wohin ihn das Interesse des jungen Dion für

*) Für diese Ansetzung, sowie überhaupt für die vom Herkömmlichen mehrfach abweichenden Annahmen zur Philosophiegeschichte im vorstehenden und nachfolgenden verweise ich auf meine „Geschichte der griechischen Philosophie“. Leipzig, Reisland, 1903, Band I.

die Philosophie rief, konnte er einesteils am älteren Dionys seine Vorstudien für die Schilderung der Tyrannis im „Staat" machen, andernteils, wenn er wehmütig den Spuren der gescheiterten Expedition seiner Vaterstadt nachging und in den Latomien die Stätten besichtigte, wo die athenischen Kriegsgefangenen geschmachtet hatten, seinem Verwerfungsurteil gegen die Demokratie und Demagogie neue Argumente zuführen. Auf seinen beiden späteren Reisen (367 und 361) erlebte er hier die schmerzliche Enttäuschung hinsichtlich der praktischen Verwirklichung seines Staatsideals, das sich inzwischen zur Forderung der Philosophenherrschaft ausgewachsen hatte. Nach dem vielerörterten „siebten Briefe" steigerte sich auf diesen beiden Reisen das gewalttätige Vorgehen des jüngeren Dionys (seit 367) gegen ihn bis zu einer Art Internierung, auf der ersten „auf der Akropolis", auf der zweiten im „Palastgarten" und nachher „außerhalb der Akropolis bei den Söldnern", und nur die Intervention des A r c h y t a s konnte ihn aus seiner peinlichen Lage befreien und seine Rückkehr ermöglichen.

Nicht in der hier befolgten historischen Aufeinanderfolge konnte ich die vorgenannten denkwürdigen Stätten aufsuchen. Meine Reise mußte überhaupt, abgesehen von Girgenti und Syrakus, die gebahnten Touristenstraßen verlassen. So schon von Battipaglia, südlich von Neapel an, wo sich die Apenninbahn in östlicher Richtung nach M e t a p o n t abzweigt. Von Metapont noch 47 km am Meer entlang nordöstlich nach T a r e n t. Dann rückwärts dieselbe Linie bis Metapont, einem Malarianest von wenigen Häusern, wo man nur bei dem prellerischen Bahnhofswirt Unterkommen findet, wo der Eukalyptus ragt und die Fenster und Veranden gegen die gefährlichen Stechmücken mit dichtmaschigen Drahtnetzen umgeben sind. Der Führer, der mir die paar Tempelruinen zeigen sollte, schleppte mich auf entsetzlichen Sumpf- und Kotwegen umher, wo ich stellenweise seinen Rücken besteigen mußte, und als wir auf der Rückwanderung zum Bahnhof trockenes Terrain erreichten und schließlich den festen Bahndamm benutzen konnten, meinte er auf meine Frage, warum er diesen Weg nicht auch als Hinweg genommen habe, das sei so die hergebrachte Tour. Von Metapont nach C o t r o n e, dem alten K r o t o n, wo leidliche Unterkunft, 192 km Küstenbahn, bei S i b a r i (Sybaris) vorbei, dem einen kurzen Besuch zu machen die chronische Zugverspätung unmöglich machte. Uebrigens sieht es da ähnlich aus, wie in

Metapont. Von Cotrone nach Gerace, dem alten Lokri, wo ein ziemlich gutes Gasthaus, 140 km Küstenbahn. Dann noch 95 km nach Reggio, wo die sizilische Reise beginnt.

Besonders schwierig ist Elea zu erreichen, das deshalb auch äußerst selten besucht wird. Es liegt bei der kleinen Station Ascéa der Bahn Neapel-Reggio. Dies ist ein abgelegenes Gebirgsdorf, von der Bahn aus unsichtbar. Von Unterkommen ist hier keine Rede, und da die Schnellzüge auf dieser Bahn nur nachts fahren und in Ascéa nicht halten, auch keine größere Station in der Nähe ist, so muß man sich den größten Unbequemlichkeiten aussetzen, um Elea zu sehen. Am ersten ließe sich die Sache noch von Norden her machen. Von Cava dei Tirreni beträgt die Entfernung 89 km, von Salerno 80 km. Battipaglia (61 km) und Pästum, das vielbesuchte, (45 km), sind ohne Gasthaus. Agropoli, der nächste Ort nordwärts, wo allenfalls noch Unterkommen zu finden, liegt 31 km von Ascéa. Für mich, der ich vom Süden kam, war die Sache noch weit schwieriger. Ich mußte Reggio früh 5 Uhr mit einem Personenzuge verlassen, der mich am nachmittage nach Sapri, einem gottverlassenen Städtchen mit ärmlichem, aber durch den Einblick in unverfälschtes Volksleben interessantem Unterkommen, brachte. Von da andern morgens 4 Uhr weiter nach Ascéa, 46 km. Dann am nachmittag nach Cava und anderen Tages nach Neapel.

Beginnen wir mit Kroton, der Stadt des Pythagoras. Wo der Golf von Tarent aufhört, geht die Küste auf eine Strecke genau südwärts. Am südlichen Ende dieser Strecke öffnet sich eine flache Bucht gegen Nordosten. Ihre beiden Enden sind in gerader Linie etwa zwei Meilen von einander entfernt. Am südwestlichen Ende dieser Bucht liegt das Lacinische Vorgebirge, das Sunium Großgriechenlands. Hier ragt auf braunem, von der Brandung zerrissenem Fels eine mächtige dorische Säule, von allerlei Mauerwerk umgeben, der einzige Rest des hochgepriesenen Heratempels, des gefeiertsten Heiligtums der westgriechischen Welt. Von der ragenden Säule heißt das Vorgebirge jetzt Capo Colonne. Eine etwas mühsame, aber erfreuliche Wanderung, meist an der von mächtigen Wellen gepeitschten Küste der Bucht entlang, führt von dem am nordöstlichen Ende der Bucht gelegenen Cotrone zu dieser interessanten Stätte. Die Bucht ist umsäumt von einer Kette zum Teil seltsam geformter Hügel aus feinem grauen Ton, der bei nassem Wetter mit unleidlicher Zähig-

keit anklebt. Es ist eine Art Dünenbildung, nur daß die Anspülungen des Meeres hier nicht aus Sand, sondern aus diesem feinzerriebenen Erdreich bestehen. Auch das hügelige, fruchtbare Hinterland scheint diesen Tonboden zu besitzen. Ein so fruchtbares Erdreich konnte zur Ansiedlung locken, trotzdem weder ein natürlicher Hafen, noch eine beträchtlichere Burghöhe vorhanden ist. Den Hintergrund der Landschaft bildet in schönen Linien der kalabrische Apennin, im März noch teilweise mit Schnee bedeckt.

Das heutige Cotrone liegt offenbar genau an der Stelle des alten Kroton, auf einem schildförmigen Hügel, der landeinwärts steiler abfällt und auf seinem höchsten, der Landseite zugewandten Teile ein halbverfallenes Festungswerk aus dem 16. Jahrhundert trägt, in seinen Bauformen an die Umwallung Nürnbergs erinnernd. Das mag die Stätte der alten Akropolis sein. Nach der See zu ein schmaler ebener Küstensaum, dann die Stadt ansteigend. Ein Gewirr von engen düsteren Gassen bewahrt mutmaßlich noch die Straßenzüge des alten Kroton, das natürlich auch nach der Seeseite ummauert war. Im Mittelpunkte, etwas tiefer als die Akropolis, ein freier Platz, von Arkaden mit plumpen dorischen Säulen umgeben, über denen sich die oberen Stockwerke der umgebenden Häuser erheben, während unter den Arkaden düstere Läden sich aneinanderreihen. Das mag schon im Altertum die Agora gewesen sein. Den wenigen Schiffen, die unten ankern, gewährt in Ermangelung eines Hafens ein Netz von Molenbauten Schutz gegen die Brandung. Man unterscheidet leicht alte, vielleicht in die klassische Zeit zurückreichende Teile, in die schon die Brandung Bresche gelegt hat, und solche neueren und neuesten Ursprungs. Irgend welche charakteristische Reste des Altertums, an denen der Blick sich zurücktasten könnte in die großen Zeiten der Stadt, gibt es in Cotrone nicht. Ein wirksamer Anhaltspunkt für ein Phantasiebild des Lebens und Treibens in der alten Pythagoreerstadt wird nicht geboten. Jede sinnenfällige Spur ist getilgt.

Wir kommen zu Metapont, dem letzten Aufenthaltsorte des Pythagoras. Hier breitet sich eine weite, ehemals gewiß fruchtbare, jetzt versumpfte und schlecht bestellte Ebene aus. Der östlich vorbeifließende Bràdano mag im Altertum reguliert gewesen sein. Nur in nebliger Ferne zeigen sich die Höhen des Apennin. Der Bahnhof liegt eine halbe Stunde von der Küste entfernt; etwas weiter landeinwärts charakterisiert sich ein mit

Ziegel- und Tonfragmenten bedecktes trockneres Gelände als die Hauptstätte der alten Griechenstadt. Von den beiden von mir besuchten Tempeln muß wenigstens der entfernter liegende, 4 km vom Bahnhof, außerhalb der Stadt gelegen haben. Nahe der Küste, eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt, liegt der Lagone di Santa Pelagina, der verschlammte Rest des ehemaligen Hafens, der mutmaßlich künstlich hergestellt und vielleicht durch lange Mauern mit der Stadt verbunden war. Im ganzen ein Bild radikalster Verwüstung und unwirtbarster, menschenfeindlicher Verödung. Die wenigen Bewohner dieser traurigen Einöde sind zu ständigem Gebrauch von Chinin genötigt; die Bahnbeamten werden nach kurzem Aufenthalt abgelöst.

Eine herrliche Lage am Meer hat das auch jetzt noch blühende Tarent. Hier läßt, wenn auch erhebliche Reste des Altertums fehlen, die unvertilgbare Naturbeschaffenheit das Bild der antiken Stadt vor unseren Augen erstehen. Zwar fehlt auch hier, wie in Metapont, ein ausdrucksvoller landschaftlicher Hintergrund. Die Gegend ist flach. Das Charakteristische liegt in der Küstengestaltung. Da, wo der Golf am tiefsten einschneidet, in seiner nordöstlichen Ecke, erstreckt sich ein weiter Meeresteil, das Mare piccolo (kleine Meer), den größten Schiffen Ankergrund gewährend, rundlich gestaltet, tief ins Land hinein. Die Oeffnung, die dieses Binnenmeer mit der offenen See verbindet, wird größtenteils durch ein felsiges, aber ebenes Rechteck, eine von N.W. nach S.O. sich erstreckende fast viereckige Insel gesperrt. An beiden Schmalseiten sind Verbindungsarme zwischen beiden Meeren. Der im N.W. ist seicht und ohne Bedeutung, durch eine feste Brücke nach dem Festlande überspannt. Der andere, südöstliche, ist tief, von Ebbe und Flut durchströmt, den größten Seeschiffen Durchgang gewährend. Eine ungeheure Drehbrücke, ein ausgezeichnetes Werk der Technik, vermittelt hier den Uebergang nach dem hauptsächlich auf dem südöstlichen Festlande sich ausbreitenden, eleganten und fast übertrieben weiträumigen Neutarent. An dieser Ostseite des Mare piccolo liegen auch die ausgedehnten Anlagen der modernen Station für die Kriegsflotte des Mittelmeers, das Seitenstück zu Spezzia im Nordwesten des Königreichs.

Das Inselrechteck war offenbar der Hauptteil der alten Stadt. Im denkbar schärfsten Gegensatz gegen das jenseitige Neutarent ist es in beiden Hauptrichtungen von einer Unzahl ziemlich rechtwinklig sich durchschneidender aber meist unglaublich enger Gassen

durchzogen, in denen sich eine unverhältnismäßige Zahl enger menschlicher Wohnstätten, Läden und Geschäftslokale zusammendrängt. Die südöstliche Ecke nimmt, die schiffbare Einfahrt beherrschend, ein ausgedehntes Kastell aus der Zeit Philipps II. ein. Unzweifelhaft war hier auch im Altertum schon ein besonderes Festungswerk. Die dem offenen Meere zugewandte Seite des Inselrechtecks bietet auf breitem, hochgelegenen Quai eine prächtige Promenade mit wundervollem Blick auf die weite, bewegte See und der köstlichsten Seeluft.

Noch manches ließe sich zum Preise Tarents anführen. Nur erinnert sei an das enthusiastische Lob des Horaz (Od. II. 6). Der alte Epikureer begeistert sich aber keineswegs für die idealen Reize der maritimen Lage, sondern lediglich für die praktischen Annehmlichkeiten: das hohe Gleichmaß des Klimas und den Reichtum der Umgebung an feineren landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Nicht einmal den Reichtum des Mare piccolo an mehr oder minder schmackhaften Meeresprodukten (frutti di mare), insbesondere auch an Austern, die hier sehr billig sind, erwähnt er. Wahrscheinlich waren die in der Tat etwas minderwertigen tarentinischen Austern dem römischen Feinschmecker nicht gut genug. Erwähnt sei nur noch, daß Tarent als die reinlichste Stadt Italiens gilt. In der Tat zeichnen sich auch die engen Gäßchen der Altstadt durch Sauberkeit und gute Luft aus und man erhält unwillkürlich den Eindruck, daß das immer so gewesen sein muß, daß der hier so nah und nachdrücklich zu verspürende Hauch des ewigen Meeres alle Unsauberkeit hinwegnimmt.

In der Neustadt hat man sich angelegen sein lassen, die Namen der großen Männer, auf denen der Ruhm Tarents beruht, wenigstens in den Straßennamen wieder aufleben zu lassen. Hier gibt es eine Piazza und eine Via Archita, eine Via und ein Collegio convitto (Internat) Pitagora und ein Collegio convitto Oratio Flacco.

Wir kommen zum epizephyrischen Lokri, dem heutigen Gerace. Es liegt 40 km nordöstlich von Kap Spartivento und 140 km südwestlich von Cotrone. Ein weites fruchtbares Küstengelände zwischen dem Meere und der malerisch den Hintergrund bildenden Kette des Aspromonte, dessen höchster Gipfel im März noch ganz mit Schnee bedeckt ist, breitet sich vor uns aus. Auch den Mittelgrund erfüllen malerische Berge. Besonders fällt in die Augen ein steiler Felshügel, oben bedeutende

Befestigungswerke tragend. Er erinnert ganz an die Akropolis von Athen; offenbar ist auch hier in der Abschroffung der Böschungen künstlich nachgeholfen worden. Vielleicht war es die Burg der alten Stadt. Letztere muß eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben, denn etwa 3 km von der Bahnstation ist neuerdings ein alter dorischer Tempel aufgedeckt worden, dessen noch sehr archaische Skulpturen sich im Museum zu Neapel befinden. Jedenfalls bot dies herrliche Gelände alle Bedingungen einer glänzenden Entwicklung. Die gepriesene Gesetzgebung des Zaleukos (um 660) muß für eine solche auch die politischen Vorbedingungen geschaffen haben. Doch fällt die höchste Kraftentfaltung in der Vernichtung Krotons durch die Schlacht am Sagras wohl erst einige Dezennien nach der Zerstörung von Sybaris durch Kroton (510). Auch auf diesem westlichen Schauplatz des griechischen Lebens tobt ja die Furie der Selbstzerfleischung durch Leidenschaftlichkeit und Zwietracht!

Damit wären die Pythagoreerstädte erledigt. Wir wenden uns nun der zweiten Ursprungsstätte der westgriechischen Philosophie, der Phokäerstadt Elea, zu. Nördlich von Kap Palinurus, südlich vom weiten Golf von Salerno, an dessen südlich gerichtetem Schenkel Pästum liegt, breitet sich eine fruchtbare, etwas hügelige Küstenlandschaft aus, eingefaßt von einem weiten Kranz von mäßig hohen, zum teil schön geformten Bergen. Die Hauptsignatur dieser Landschaft bildet ein schmaler Höhenrücken, der sich mitten hindurch von Ost nach West gegen das Meer hin erstreckt. Die vordere Kuppe desselben erhebt sich etwas höher und breiter und fällt gegen das Meer hin steil ab, nur einen schmalen Küstensaum von etwa 5 bis 10 Minuten Breite lassend. Auf diesem äußersten Vorsprunge liegt die kleine halbzerfallene Burg Castellamare della Bruca, neuerdings in Auffrischung der großen Vergangenheit auch Castello Velia genannt (alte, ins lateinische übergegangene Namensform von Elea). Das war also wohl die alte Akropolis. Die Eisenbahn führt in einem Tunnel genau unter diesem Kastell durch. Landeinwärts von dieser Kuppe zeigt der Rücken einen geringfügigen Einschnitt, eine Strecke weiter wird er durch eine sehr tiefgehende Senkung durchbrochen. In diesem beiderseits abgegrenzten Teile des Rückens zeigen sich, überwuchert von herrlichen Rosmarin- und Wermutstauden und übertänzelt von unendlich zahlreichen Eidechsen, allerlei Baureste, zum Teil in schweren Quadern. Ein

prachtvoller Rundblick über Meer und Land eröffnet sich. Die Olivenpflanzungen am südlichen Abhange des Rückens bergen ebenfalls Bautrümmer, und Funde von kleinen Altertümern werden hier häufig gemacht. Auch am Meer ist ein ganzes Terrain in weiter Ausdehnung mit Ziegelfragmenten und Scherben bedeckt. An der Nordseite des Rückens geht unter einem spitzen Winkel gegen diesen ein kleiner Fluß, der Alento (Hales), dem Meere zu. An seiner Mündung haben starke Anschwemmungen die ursprüngliche Bodengestaltung verändert. Vielleicht war hier ursprünglich ein natürliches Hafenbecken, vielleicht ein künstliches oder künstlich erweitertes. Irgend erhebliche Ausgrabungen, die hier wegen des fast völligen Fehlens menschlicher Wohnstätten auf dem Gebiete der alten Stadt sehr leicht wären und mutmaßlich im höchsten Grade lohnend sein würden, haben auf diesem Gelände noch nicht stattgefunden. In Bezug auf Ausgrabungen ist überhaupt Italien im Vergleich mit Griechenland, wo Deutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner, Oesterreicher und nicht zuletzt die Griechen selbst in fröhlichem Wetteifer eine der alten Kulturstätten nach der andern aufdecken, noch recht rückständig. Der Letzte, der den Boden des alten Elea archäologisch untersucht hat, ist der junge deutsche Gelehrte Schleuning, dem der wohlhabende, aber ganz ungebildete Besitzer von Castello Velia in dem alten Turme eine Schlafstelle eingeräumt hatte und der seine Ergebnisse in den Jahrbüchern des K. d. arch. Instituts (Band IV. 1889, Berlin 1890) veröffentlicht hat.

In Ermangelung von Grabungen aber ist ein deutliches und sicheres Bild der alten Stadt nicht zu gewinnen. Nur die überaus reizvollen naturgegebenen Züge treten vor Augen und prägen sich dem Gedächtnis unverlierbar ein. Insbesondere leuchtet auch bei dem heutigen Befunde sofort ein, wie auf die heransegelnden Phokäer dies von Bergen umschlossene fruchtbare Gelände mit der gegen das Meer steil abfallenden Erhebung in seiner Mitte und der zum Ankern einladenden Flußmündung daneben einen verlockenden Reiz ausüben mußte.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, das wegen seiner Tempel vielbesuchte Agrigent archäologisch zu beschreiben. Wie bei allen den genannten Städten kommt es auch hier nur auf die Umreißung der Umwelt an, in der Empedokles aufwuchs und auf die Schaffung eines Rahmens, in den wir sein Bild hineinfügen können.

Die landschaftliche Gestaltung hat am meisten Aehnlichkeit mit der von Lokri. Ein amphitheatralisch vom Meere aus aufsteigendes Gelände, nach Süden gegen eine flache Bucht sich öffnend, im Detail hügelig. Nur ist das Ganze weiträumiger, imposanter und reizvoller, während ihm allerdings der schmückende Hintergrund einer bedeutenden gebirgigen Erhebung fehlt. Der überaus fruchtbare Gau ist besonders reich an Mandelbäumen, seine felsigen Terrassen werden mehrfach, besonders im Gebiete der alten Ummauerung von alten, steil ansteigenden und oft mannstief ausgefahrenen Hohlwegen durchschnitten. Die alte Stadt bildete ein gewaltiges, unregelmäßiges Viereck, westlich vom Akragas begrenzt, die höchsten Teile im Norden. Das heutige Girgenti nimmt nur die nordwestliche Ecke dieses alten Stadtgebietes ein; sein höchster nördlichster Teil wird die alte Akropolis gewesen sein. Weiter östlich zeigt sich in dieser natürlichen Umwallung der Nordseite, da wo jetzt der Weg zum Bahnhofe führt, eine Einsenkung. An diese knüpfen sich die Sagen vom technischen Eingreifen des Empedokles im Interesse der Gesundheitspflege. Bald soll er diese Lücke verschlossen haben, um verderblichen Winden den Zugang zu versperren, bald soll er sie geöffnet haben, um der Stadt bessere Lüftung zu verschaffen. Im Nordosten des alten Stadtgebietes erhebt sich dann wieder ein felsiges Plateau, die Rupe Atenea, wo sich ein überaus reizvoller Ueberblick über das ganze Gebiet bis zum Meere und zur modernen Hafenstadt im Südwesten, Porto Empedocle, eröffnet, auch abgesehen von der geschichtlichen Bedeutung eines der schönsten Stücke südlicher Landschaft, die man sehen kann. Im Osten und Süden oberhalb der Stadtmauer, deren Reste man hier vornehmlich in ihrer gigantischen Größe bewundern kann, erheben sich die vielbewunderten Tempelruinen. In der Mitte der Südmauer bei dem in unerhört kolossalen Dimensionen ausgeführten, leider nur gar zu jammervoll verwüsteten Zeustempel führte die „goldene Pforte“ zu dem etwa eine halbe Stunde südwärts gelegenen jetzt verschlammten Hafen der alten Stadt. Das ganze hat ein Gepräge überwältigender Großartigkeit und doch auch wieder des überaus reizvollen im Gesamteindrucke wie in der Mannigfaltigkeit des an Abwechslungen überreichen einzelnen. Denken wir uns in diese Naturszenerie die antike Prachtstadt mit ihrem Leben und Treiben, mit ihren zur Zeit des Empedokles angeblich 800 000 Einwohnern, mit ihren gigantischen Bauten hinein, so ergibt sich ein Bild, das geeignet war, einen

empfänglichen Sinn zu phantastischer Großartigkeit des Fühlens und Denkens zu schwellen.

Unter den Stätten der antiken Philosophie durfte doch auch Lentini, das alte Leontinio, die Heimat des Gorgias, nicht übergangen werden. Lentini liegt an der Bahn von Syrakus nach Catania, 58 km von Syrakus, 29 km von Catania, ziemlich weitab vom Meere, dem sich sonst diese Bahn meist nahe hält. Einen Zug zu überschlagen genügte, um das Städtchen kennen zu lernen. Es quillt gleichsam hervor aus einem anmutigen bewaldeten Bergtal, auf dessen Vorhöhen die Trümmer mittelalterlicher Kastelle ragen, nach der Ebene zu sich erweiternd, auch an den seitlichen Höhen emporkletternd. Die Gegend ist fruchtbar, vom unteren Teile der Stadt aus der Aetna sichtbar. Die alte Stadt soll etwas näher dem Meere gelegen haben. Auch soll der Unterlauf des Flüßchens schiffbar gewesen sein und einen Hafen gebildet haben. Antike Reste gibt es hier nicht; archäologische Funde sind fast gar nicht gemacht worden. Einen wie großen Teil seines Lebens bis zu dem Zeitpunkte, da er, schon in die Fünfziger eingetreten, 427 sein Wirken im eigentlichen Griechenland begann, Gorgias in seiner Vaterstadt zugebracht hat, ist nicht bekannt. Jedenfalls war die Vertretung derselben in Athen, nachdem sie von Syrakus ihrer Freiheit beraubt war, die nächste Ursache seiner für den Entwicklungsgang der Sophistik epochemachenden Uebersiedlung nach Altgriechenland.

Syrakus steht nach der Bedeutung seiner Altertümer für die antike wie für die altchristliche Geschichte und Kultur im ganzen Königreich Italien nur hinter Rom zurück. Ja, es hat vor Rom voraus, daß die erhaltenen Reste weit jenseits der römischen Welt ins griechische Altertum zurückgreifen. Für die antike Philosophie ist es ohne schöpferische Bedeutung und interessiert, abgesehen von minder Bedeutsamem, nur durch die schon oben angedeuteten Beziehungen zum Leben Platos. Aber auch diese Beziehungen lassen sich, so gern wir auch möchten, nicht lokalisieren, nicht an bestimmte noch heute sichtbare Objekte anknüpfen. Wir können auf der den Hafen im Osten begrenzenden, nach Süden spitz zulaufenden Insel Ortygia in dem Gewirr der engen Gassen den Typus des alten Syrakus bewundern und in dem kolossalen Mauerring mit dem gewaltigen Euryelos die Befestigungskunst eines Gelon und Dionys I. studieren und die kriegerischen Ereignisse der athenischen Belagerung und der Eroberung durch Marcellus verfolgen, die er-

staunlichen Latomien, das griechische Theater und das römische Amphitheater nach ihrer hohen Sehenswürdigkeit würdigen, nirgends zeigt sich eine Handhabe, ein Anhaltspunkt, an die wir die auch in sein philosophisches Innenleben tief eingreifenden Ereignisse seines dreimaligen syrakusischen Aufenthalts anknüpfen könnten. Wo stand der Palast der Dionyse, wo Philosoph und Tyrann wiederholt so hart aneinanderstießen? Wo die Akropolis und der Palastgarten, wo er nach dem Zeugnis des 7. Briefes, wenn auch unter glimpflichen Formen, wiederholt dem Schicksal der Freiheitsberaubung anheimfiel und noch als Greis seine hochfliegenden Ideale wie Kartenhäuser zusammenstürzen sah, um völlig desillusioniert nach Hause zurückzukehren, a sadder and a wiser man? Niemand vermag uns die Stätten zu zeigen, und wir müssen uns mit dem allgemeinen Bewußtsein begnügen, auf dem Boden zu wandeln, wo neben so manchem im Laufe eines Jahrtausends verlaufenen Denkwürdigen auch diese ergreifenden Vorgänge im Seelenleben des großen und ehrwürdigen Schwärmers sich abgespielt haben.

Ich bin mit meinem Bericht zu Ende. Mir selbst hat die Anschauung dieser Stätten bedeutsamer Begebenheiten der Geistesgeschichte die Geschehnisse selbst näher gebracht, verlebendigt. Wenn auch nur als Rahmen, haben sich mir diese landschaftlichen Züge unverlierbar mit den Bildern selbst verknüpft. Die Wiedergabe mußte notgedrungen nach möglichster Kürze streben und kann ja überhaupt niemals die lebendige Anschauung ersetzen. Ob es mir unter diesen Umständen gelungen ist, auch dem Leser in der gleichen Richtung etwas zu bieten, muß ich der Entscheidung desselben überlassen. Jedenfalls wollte ich nicht gern diese nicht häufig begangenen Straßen nur für mich selbst beschritten haben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Franzose Lenormant in der ersten Hälfte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die unteritalischen Griechenstädte bereist und in einem dreibändigen Werke (La grande Grèce, Paris 1886) weitläufig beschrieben hat. Das Buch bietet Reiseerlebnisse, zum Teil phantastisch ausgeschmückt, geographische Schilderungen, archäologische und geschichtliche Notizen aus allen Jahrhunderten. Auch die Geschichte der antiken Philosophie wird berücksichtigt. In allernächster Zeit wird ferner das Erscheinen eines größeren Werkes über Großgriechenland von einem Professor der Universität zu Catania, Olivieri erwartet. Leider hörte ich dies erst auf der Rückreise in Neapel und war so nicht mehr in der Lage, den schätzbaren Beirat dieses Herrn erbitten zu können.

Die Kartell-Enquete und die deutschen Kartelle.

Von

Dr. Albert Haas (Groß-Lichterfelde).

Als im Anfang des Jahres 1903 die deutsche Kartell-Enquete ihre kontradiktorischen Verhandlungen begann, da glaubten manche voraussagen zu können, daß die Untersuchungen ihrer ganzen Anlage nach nur sehr magere Resultate zeitigen würden. Denn es sei ja ausdrücklich erklärt worden, daß niemand zu irgend welchen Aeußerungen gezwungen werden dürfe und daß es sich nicht im geringsten um Verhöre handeln sollte. Diese Bedenken wurden zunächst noch verstärkt, als kurz nach Beginn der Verhandlungen beschlossen wurde, überhaupt nur ein offizielles Protokoll unter Auslassung der von den einzelnen Rednern bezeichneten Stellen zu veröffentlichen und im übrigen allen Teilnehmern die Pflicht strengster Diskretion aufzuerlegen.

Allein die schließlichen Ergebnisse der Enquete, so weit sie jetzt vorliegen, zeigen, daß diese Bedenken nicht vollständig berechtigt waren. Gewiß konnte man erwarten, daß niemand die ihm selber peinlichen Fragen zuerst berühren würde. Aber man durfte darum nicht vergessen, daß an allen Verhandlungen stets zwei Parteien teilnahmen und daß die benachteiligten Industrien mit ihren Anklagen nicht zurückhielten und hierdurch auch die anderen zur Verteidigung und damit zu offener Aussprache zwangen. Auch hatte man bei dem öfters angestellten Vergleich mit englischen oder amerikanischen Untersuchungen verwandten Charakters übersehen, in wie enger Beziehung die englische und die amerikanische Großindustrie zu den Parteien und Abgeordneten ihres Landes steht und wie es darum von vornherein sicher ist, daß in diesen Ländern die Hauptzahler zu den Parteifonds, die großindustriellen Unternehmungen, von einer parlamentarischen Kommission nur mit Handschuhen angefaßt werden. So hat sich denn auch in der

deutschen Enquete ergeben, daß zwar niemand interne Geheimnisse über die Rentabilität und Organisation der von ihm vertretenen Betriebe preisgegeben hat, daß aber das für die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage gebotene Material ebenso vollständig und wahrscheinlich etwas besser geordnet in den Protokollen vorliegt als z. B. in den Publikationen der Industrial Commission der Vereinigten Staaten von Amerika.

In dieser eben kurz angedeuteten Weise haben nun Verhandlungen über bereits neun Kartelle stattgefunden, von denen einige zu den größten Verbänden dieser Art nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt gehören. Und wenn jetzt nach einjähriger Pause die kontradiktorischen Verhandlungen über deutsche Kartelle wieder aufgenommen werden sollen, so dürfte der Moment wohl gekommen sein, zu fragen, was denn nun eigentlich durch die bisherigen Verhandlungen Positives erreicht ist. Diese Frage wird man aber dann am besten und einfachsten beantworten können, wenn man zunächst feststellt, zu welchem Zwecke denn die Enquete überhaupt begonnen wurde.

Vor dem Zusammentritt der Enquete herrschten in Deutschland meist nur unklare Anschauungen über das Wesen der Kartelle und namentlich über die bestehenden Organisationen dieser Art, über ihre Geschäftsführung, über ihre Macht und über die Weise, wie sie ihren Einfluß ausnutzten. Da nun d i e am lautesten sich hören ließen, die von den Kartellen benachteiligt waren oder doch sich benachteiligt glaubten, so war eine ziemlich starke Strömung gegen die Kartelle entstanden, die namentlich nach einer Anti-Kartell-Gesetzgebung verlangte. Hier sollte nun die Kartell-Enquete klärend wirken. Sie sollte der Regierung, den Parlamentariern und der Wählerschaft genaue und zuverlässige Informationen über diese neuen wirtschaftlichen Gebilde vermitteln. Und auf Grund der Resultate dieser Untersuchungen sollte dann das Problem gelöst werden, inwieweit hier ein Einschreiten der Gesetzgebung erwünscht und möglich ist. In unseren Zeiten, die das Börsengesetz und die Warenhaussteuergesetze hervorgebracht haben, kann man es nun nicht hoch genug anschlagen, wenn, zum größten Teil wohl infolge der Resultate der Kartell-Enquete, der Ruf nach einem Kartellgesetze mehr und mehr nachgelassen hat. In dieser Hinsicht dürfte die Kartell-Enquete, wenigstens bis zum jetzigen Momente, ihren Zweck in einer Weise erfüllt haben, die einem jeden nur anerkennenswert erscheinen muß, der mit dem jetzt blühenden

System übereilter Gelegenheitsgesetze nicht einverstanden ist und es nicht für unbedenklich hält, wenn fortwährend zum Schutze aller möglichen Erwerbsklassen die sachliche Entwicklung der Güterproduktion und -Verteilung unterbunden und in reaktionär spanische Stiefel eingeschnürt wird.

Neben diesem sehr wichtigen Hauptzweck hatte die Kartell-Enquete aber noch eine Nebenaufgabe, auf welche auch die Regierungsvertreter beim Beginn und im weiteren Verlaufe der Verhandlungen mehrfach hinwiesen. Durch die Enquete sollte auf rein wirtschaftlichem Gebiete eine gewisse Ausgleichung von oft lange bestehenden Gegensätzen ermöglicht oder erleichtert werden. In vielen Fällen kamen durch die Verhandlungen Männer zum ersten Male in persönliche Berührung, die sich oft seit Jahrzehnten hartnäckig bekämpft und in einander nur die rücksichtslosen Konkurrenten gesehen hatten. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt — bekommt man die kriegführenden Parteien erst dazu, daß sie überhaupt mit einander persönlich verhandeln, so ist dadurch schon sehr viel gewonnen. Der Moment tritt dann ein, wo jeder einsieht, daß auch der andere ein Mensch ist und aus ebenso erlaubten und anständigen Gründen handelt als er selbst. Damit ist man dann über das Gebiet der persönlichen Verbitterungen und Gegensätze hinaus und einer Verständigung auf sachlicher Grundlage steht nur selten noch etwas im Wege.

Während der bisherigen Kartell-Enquete sind zum mindesten zwei Fälle eingetreten, in denen ganz klar und deutlich durch die persönliche Berührung eine Versöhnung der Streitenden herbeigeführt wurde. Das eine Mal handelte es sich um das Vorgehen des Verbandes deutscher Drahtstiftfabrikanten gegen seine Abnehmer. Als letztere in den am 30. Juni 1904 stattfindenden Verhandlungen ihre Beschwerden und Klagen vorgebracht hatten, da fanden sie bei den Vertretern des Syndikats ein solches Entgegenkommen, daß noch während der Dauer der kontradiktorischen Verhandlungen über den Drahtstiftverband eine gemischte Kommission zusammentrat, deren Aufgabe die Abstellung der besprochenen beiderseitigen Fehler und Irrtümer war. Ebenso prompt war die Wirkung der Kartell-Enquete, als es sich um den Börsenverein deutscher Buchhändler und seinen Antagonisten, den sogenannten akademischen Schutzverband handelte. Nachdem die Wortführer beider Parteien einander näher kennen und schätzen gelernt hatten, verschwanden bald die persönlichen Spitzen und Angriffe, die im

Verlaufe des literarischen Streites und noch im Beginn der Verhandlungen hervorgetreten waren. Von beiden Seiten wurden schwere Beschuldigungen und Beleidigungen zurückgenommen und schließlich wurde auch dieser Zwist in derselben Weise wie der eben besprochene aus der Welt geschafft.

Unzweifelhaft handelte es sich in diesen beiden Fällen um Beziehungen zwischen einem Kartell und nicht weiter verarbeitenden Abnehmern, das heißt, es lagen insofern besondere Umstände vor, als die Abnehmer der Drahtstiftfabriken sowohl als die der deutschen Buchhändler kaum Gelegenheit gehabt hatten, mit den Lieferanten der von ihnen gekauften Waren persönlich in Berührung zu kommen. Es ist auch ferner sicher, daß es sich in beiden Fällen um relativ geringe materielle Interessen handelte, wenn das auch im Streite der Bibliotheken und Professoren gegen den Börsenverein durch die außerordentlich hohe kulturelle Bedeutung des Streitobjektes ausgeglichen wurde. Allein auch als es sich um große Verbände handelte, hat die Enquete vielleicht ausgleichender gewirkt, als man auf den ersten Blick annehmen könnte. Gewiß war die Kartell-Enquete nicht nötig, um persönliche Berührungspunkte zwischen den Leitern des Roheisensyndikates zu Düsseldorf und denen des Westfälischen Kokssyndikates zu schaffen. Aber wenn man hier die Wirkung der Enquete richtig bemessen will, so muß man zweierlei berücksichtigen. Erstens einmal hat eine jede der Einzel-Enqueten erst dann stattgefunden, als die Regierung auf Grund lange dauernder und sorgfältiger Materialsammlung in der Lage war, durch ihren Referenten den Teilnehmern an der Verhandlung ein genaues Bild von der tatsächlichen Lage zu geben. Schon bei diesen Vorarbeiten dürfte es wohl nicht ausgeschlossen sein, daß verschiedenen autokratischen Machthabern bei ihrer Gottähnlichkeit bange wurde. Und dazu kam dann als zweites Moment, daß all die von der Regierung zu tage geförderten Materialien nicht nur in der Enquete veröffentlicht wurden, sondern daß nun auch die benachteiligten Kreise, an diese Materialien anknüpfend, ihre Anklagen und Vorwürfe mit genauer Begründung und in leidenschaftlicher Darlegung dem ganzen deutschen Volke vorlegten.

Diesen Umständen ist es sicher zuzuschreiben, daß eins der Kartelle, das bei der Enquete nicht gerade glänzend abschnitt, das Westfälische Kokssyndikat, sehr bald darauf nicht mehr unter den Lebenden weilte. Und es ist nicht unmöglich, daß das Ende des

gleichfalls nicht gut beleumundeten Halbzeugverbandes durch die Aussicht auf die Kartellverhandlungen beschleunigt worden ist.

Das Kokssyndikat mußte es mit ansehen, daß ihm am 12. und 13. Mai 1903 ein recht langes Sündenregister von seinen erbitterten Abnehmern entgegengehalten wurde, ohne daß seine Vertreter es eigentlich rechtfertigen konnten. Der schwerste Vorwurf aber, der ihm gemacht wurde, bezog sich auf die sogenannten „Fusionspreise" für die Jahre 1900 und 1901. Im Jahre 1899 hat nämlich das Kokssyndikat zunächst seinen Abnehmern den Koks für das Jahr 1900 zum Preise von 14 Mk. die Tonne verkauft. Sodann gab es seinen Abnehmern zu verstehen, daß sie nur dann auf Kokslieferungen für das Jahr 1901 rechnen könnten, wenn sie die betreffenden Abschlüsse sofort noch im Jahre 1899 tätigten. Hierdurch ließen sich die Abnehmer verleiten, große Koksmengen auf zwei Jahre im Voraus zu bestellen und dafür einen Preis von 17 Mk. pro Tonne zu zahlen, da das Syndikat die Preise für 1901 auf 20 Mk. angesetzt und nun eine Fusion der beiden Preise vorgeschlagen und durchgesetzt hatte. Als dann im Anfang des Jahres 1901 der große wirtschaftliche Rückgang in Deutschland einsetzte, da konnten die Koksabnehmer die von ihnen bestellten Quantitäten nicht gebrauchen und die Kokspreise sanken beträchtlich unter den „Fusionspreis". Allein das Syndikat bestand wie Shylock auf seinem Schein. Hierdurch hat es nun in der gesamten deutschen Großindustrie eine schwere Störung verursacht, indem alle Koksverbraucher unter dieser Maßnahme des Syndikats zu leiden hatten und sie darum, ob sie wollten oder nicht, an ihre eigenen Abnehmer überwälzen mußten. Auf diese Weise wurde der Fusionspreis von Kartell zu Kartell, von Industrie zu Industrie weiter gegeben, etwa wie in der bekannten Anekdote der Tadel des Obersten über Major, Hauptmann, Leutnant, Feldwebel und Unteroffizier schließlich an den Gemeinen gelangt. Der Gemeine aber, an dem die „Fusionspreise" schließlich hängen blieben, war natürlich das große Publikum, die allgemeine deutsche Volkswirtschaft.

Am 12. und 13. Mai wurden diese und noch andere Klagen gegen das Kokssyndikat geäußert. Und am Ende desselben Jahres hörte das Westfälische Kokssyndikat auf zu existieren, um künftig durch eine Unterabteilung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats vertreten zu werden.

Das andere, in der Enquete besprochene Kartell, das den Weg

alles Fleisches unterdessen gegangen ist, war der Halbzeugverband. Auch ihm warfen seine Abnehmer am 2. und 3. Dezember 1903 mehr als eine Härte und Rücksichtslosigkeit vor. Am schwersten jedoch wog die Beschuldigung, daß der Verband deutsches Halbzeug im Auslande billiger als in Deutschland verkaufe und dadurch die deutschen weiter verarbeitenden Industrien im Konkurrenzkampfe gegen die ausländischen durch billige deutsche Halbzeugpreise geförderten Industrien schwäche.

Dieser Interessenzwiespalt zwischen den Halbzeug- und den Fertigindustrien ist von so außerordentlicher Bedeutung für eine Würdigung der Kartell-Enquete, daß hier eine Darstellung der ihm zugrunde liegenden wirtschaftlichen Tatsachen nicht umgangen werden kann.

Die Halbzeugindustrien, namentlich die in der Enquete behandelten Eisen- und Stahlindustrien, unterscheiden sich von den Fertigindustrien zunächst dadurch, daß sie ein weitaus größeres Betriebskapital in Schächten, Hochöfen, Hüttenwerken, Walzwerken, Grundstücken, Gebäuden 2c. anlegen müssen. Wenn die Werke nun wegen mangelnder Beschäftigung stille stehen, so hört dieses ganze Betriebskapital nicht nur auf, Zinsen einzubringen, sondern es wird durch allerlei Naturereignisse oder chemische Prozesse teilweise zerstört. Es ist also für ein solches Werk weniger nachteilig, wenn es seine Produkte zum Selbstkostenpreis oder gar etwas darunter abgibt, als wenn es still steht. Die untere Preisgrenze, bis zu der es beim Absatz seiner Erzeugnisse gehen kann, ist durch den direkten Verlust an Anlagekapital gegeben, der im Falle der Stilllegung eintreten würde. Dazu kommt, daß Werke dieser Art, wie übrigens auch die meisten Feinindustrien, ein starkes Interesse daran haben, ihren gut eingearbeiteten Arbeiterstamm sich zu wahren und ihn nicht durch eine etwaige Stilllegung zu verlieren.

Sodann haben die Erzeugnisse der Halbzeugindustrien den Charakter der Vertretbarkeit. Stahl ist schließlich immer Stahl, ganz gleich aus welcher Fabrik er stammt. Und die etwa vorhandenen Qualitätsdifferenzen lassen sich, dank den Fortschritten der Metallurgie, bei der Weiterverarbeitung sehr leicht ausgleichen. Die Folge davon ist, daß sich ein direktes und festes Verhältnis zwischen Produzent und Abnehmer weniger leicht herausbilden kann, als in den Fertigindustrien, deren Produkte stets einen individuellen Charakter tragen. Bei letzteren spielt der nationale oder regionale Geschmack und die Mode eine große Rolle. So

würde man z. B. außerhalb Deutschlands vergeblich einen Markt für die guten altpreußischen Schaftstiefeln suchen. So trägt der deutsche Student seine Bücher und Hefte in ein kleines Mäppchen gepfercht, der französische Student zieht eine in der Mitte zusammenhängende doppelte Ledermappe vor und der amerikanische Student würde es nicht für honorig halten, seine Bücher anders als in einem großen grünen Tuchbeutel zu transportieren. Genau so liegt es mit der Kopfbedeckung, der Fußbekleidung, den Kleiderstoffen usw., die in den verschiedenen Ländern von der Masse der Bevölkerung getragen werden. Während also das Halbzeug an allen Punkten der Welt gleichmäßig abgesetzt werden kann, so haben die Erzeugnisse der Fertigindustrie individuelle Absatzgebiete, auf die die Produzenten eingearbeitet sind. Anderseits aber kann der Halbzeugindustrie aus allen Enden der Welt unerwartete Konkurrenz gemacht werden, während die Fertigfabrikate in ihrem Absatze in dieser Hinsicht mehr geschützt sind.

Dieser Umstand hat nun zur Folge, daß auf dem Halbzeugmarkt sehr leicht eine Deroute einreißt. Denn in irgend einem Lande der Weltproduktion wird es meist so sein, daß der Absatz von Halbprodukten ins Stocken geraten ist, und daß die betreffenden Werke darum zu jedem Preise ihre überschüssigen Vorräte verkaufen und ihre Produkte so abgeben, daß sie durch den Preisausfall weniger leiden als durch die sonst notwendig gewordenen Stilllegungen. Mit aus diesem Grunde sind auch die Halbzeugindustrien aller großen Industrieländer sämtlich schutzzöllnerisch gesinnt. Denn durch einen hohen Schutzzoll werden wenigstens die Inlandspreise davor bewahrt, daß sie durch die Verkäufe à tout prix einer überproduzierenden ausländischen Industrie geworfen werden. Sind somit in der modernen Weltwirtschaft namentlich Deutschland und die Vereinigten Staaten vor dieser Tendenz des Halbzeugmarktes geschützt, so sind hierdurch aber die Verhältnisse in den nicht schutzzöllnerischen Gebieten keineswegs geändert. In Großbritannien und dann in jenem Wirtschaftsgebiet, das man kurz als den Weltmarkt bezeichnet, herrschen die oben dargelegten Zustände mit ungemilderter Macht.

Hierzu kommt nun ein weiterer Umstand, der namentlich für die in der Enquete hauptsächlich behandelten Eisen- und Stahl-Industrien wichtig ist. Eisen und Stahl wird eigentlich niemals sozusagen um seiner selbst willen konsumiert. Textilstoffe, Schuhwaren, Nahrungsmittel, chemische Produkte, Produkte der Be-

leuchtungsindustrie, sie alle dienen dem direkten Konsum durch das Publikum, sie sind Genußmittel, die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Bevölkerung des betreffenden Landes verbraucht werden. Anders beim Eisen, dessen Hauptabnehmer die Schiffsbauanstalten, die Produzenten von Eisenbahnmaterialien und von Maschinen sind. Aber auch die anderen Eisenprodukte sind meistens Werkzeuge der weiteren Produktion oder des Verkehrs, wie Feilen, Radreifen und ähnliche Dinge. Dazu kommt dann noch in neuerer Zeit der ununterbrochen steigende Verbrauch von Eisen zu Bauzwecken. Alle diese Verwendungsarten des Eisens haben nun aber das Eigentümliche, daß sie von der wirtschaftlichen Konjunktur direkt abhängen und mit ihr sehr stark auf- und abschwanken. Aus diesen Gründen hat man die Eisenproduktion das Barometer der Volkswirtschaft genannt; und das Wort Andrew Carnegies ist treffend, nach dem Eisen entweder König oder Bettelmann ist. Wenn nämlich die wirtschaftliche Konjunktur gut ist, dann werden viele Güter produziert und transportiert. Die hierzu notwendigen Maschinen und Werke müssen zum Teil durch Vergrößerung der bestehenden Anlagen oder durch Gründung neuer Unternehmungen gestellt werden. Das hierzu nötige Kapital ist aber in Zeiten guter Konjunktur infolge des allgemein herrschenden Vertrauens leicht zu erhalten. Auf diese Art kommt es denn, daß in solchen Zeiten die Halb- und Fertigindustrien der Eisenbranche mit Aufträgen überhäuft werden. Die Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften nehmen billige Kredite auf, mit denen sie die Reparaturen ihrer Betriebsmaterialien und ihre Neuanschaffungen bezahlen. Neue Maschinen für die neuen Fabriken sind nötig. Und die Hochöfen wissen nicht, wie sie den ihnen zukommenden Aufträgen gerecht werden können, bis dann der Rückschlag kommt. Die Betriebsmittel der Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften werden nicht mehr vergrößert. Nur die allernotwendigsten Reparaturen werden ausgeführt. Niemand gründet neue Fabriken oder vergrößert die bestehenden. Und jetzt ist für den Eisenproduzenten wieder die Zeit gekommen, in der er, um große Verluste zu vermeiden, nach Aufträgen zu jedem noch eben annehmbaren Preise sucht.

Wesentlich verschieden liegen die Dinge in den Fertig- und Feinindustrien. Der Wert der schließlichen Produkte ist bei ihnen im Vergleich zu dem fest angelegten Betriebskapital viel höher. Die meisten dieser Industrien sind weniger großen Schwankungen im Absatze ausgesetzt, da ja z. B. der Mensch auch in Zeiten un-

günstiger Konjunktur sich kleiden muß und die Gegenstände für den Gebrauch des täglichen Lebens nötig hat. Er wird dann eben nur sparsamer und vorsichtiger mit seinen Sachen umgehen, er wird länger warten, ehe er sie erneuert und er wird bei diesen Erneuerungen die billigen Qualitäten gegenüber den Luxusartikeln bevorzugen. Und schließlich ist die Konkurrenz bei den Fertigindustrien nicht so beweglich als bei den Halbzeugindustrien. Die Folge ist, daß die Preis- und Absatzschwankungen in den Halbzeugindustrien viel stärker sind; und da diese Industrien viel weniger eine Stillegung ihrer Werke vertragen, als andere, so ist für sie die Versuchung oder vielmehr der Zwang sehr groß, unter Umständen beinahe zu jedem beliebig niedrigen Preise ihre Waren abzusetzen. Hierdurch wird es dann auch leicht verständlich, daß gerade diese Industrien, unter Benutzung der in anderer Hinsicht für sie günstig liegenden Umstände, sich sehr früh zu festen Kartellen zusammen geschlossen haben. Allein da diese Kartelle nur den Inlandsabsatz syndiziert hatten, so dauerte auf dem Weltmarkt die ungünstige Sachlage an. Dort fuhren die deutschen Werke fort einander Konkurrenz zu machen und dadurch unter Umständen die schon niedrigen Preise noch mehr zu drücken. Der Weltmarktspreis für solche Halbzeuge erhielt dadurch bei ungünstiger Konjunktur die Tendenz auf dasjenige Niveau zu sinken, das für die zurzeit am schlechtesten gestellte Nationalität noch eben annehmbar war; und bei guter Konjunktur konnte der Weltmarktspreis kaum über den Inlandspreis desjenigen Landes steigen, dessen Inlandsabsatz die niedrigsten Preise erzielte.

Unter diesen Umständen ist es denn nicht verwunderlich, wenn die „schweren Industrien" und namentlich der deutsche Halbzeugverband ihre durch die Kartellierung erworbene Machtstellung zunächst nachdrücklich ausnutzten; allein, wenn man diese Entwicklung vom menschlichen Standpunkte auch verstehen kann, so heißt das natürlich noch lange nicht, daß man sie billigt. Und vor allen Dingen heißt das nicht, daß man die bewegten Klagen der Halbzeugverbraucher für unberechtigt oder unwichtig hält. Es ist nicht unwichtig, wenn in der Kartell-Enquete nachgewiesen wurde, daß gewisse deutsche Industrien einfach dadurch vernichtet worden sind, daß deutsches Halbzeug ihren ausländischen Konkurrenten zu bedeutend niedrigeren Preisen geliefert war, wie das z. B. im Falle der niederrheinischen Schiffbauindustrie eingetreten ist.

Noch bedrängter wurde die Lage der exportierenden Fertig-

industrien dadurch, daß ein großer Teil ihrer Halbzeuglieferanten gleichzeitig auch selbst die Weiterverarbeitung des Halbzeugs betreibt. Diese sogenannten gemischten Werke haben natürlich den reinen Werken gegenüber den ungeheueren Vorteil, daß sie nicht von den Normierungen des Inlandspreises für Halbzeug abhängen und daher nicht von dem Exportschleudern der heimischen Halbzeugproduzenten zu leiden haben.

Bei der Kartell-Enquete wurde nun allseitig zugesagt, daß man alle zu Gebote stehenden Mittel benutzen wolle, um hier Abhilfe zu schaffen.*) Einmal wollten alle dabei interessierten Verbände ihren Auslandsabsatz syndizieren, das heißt den Preis und die Menge der nach dem Auslande gehenden Produkte festsetzen. Dadurch würde wenigstens so viel erreicht werden, daß die Deutschen nicht mehr einander auf dem Weltmarkt Konkurrenz machen. Zu Zeiten guter Konjunktur würde es also möglich sein, den Auslandspreis über dem Inlandspreis zu halten und bei ungünstiger Konjunktur würde es nicht mehr unabwendbar sein, daß der Preis für deutsche Produkte auf das unterste, den Deutschen noch annehmbare Niveau fiele. Dadurch wäre aber immer noch nicht der schreiende Uebelstand beseitigt gewesen, daß unter Umständen deutsche weiter verarbeitende Abnehmer höhere Preise für deutsches Halbzeug zu zahlen haben als ihre ausländischen Konkurrenten. Dem wollte man nun, wie in der Enquete versichert wurde, dadurch abhelfen, daß man Mittel und Wege finde, durch die allen Halbzeugabnehmern die Vorteile gesichert würden, die durch die im Jahre 1902 gegründete „Abrechnungsstelle für Ausfuhr" in Düsseldorf bisher nur wenigen Industrien zu gute gekommen waren.

Diese Abrechnungsstelle zahlte den exportierenden Produzenten von Fertigfabrikaten eine Exportprämie, die dem Unterschiede des deutschen Preises der betreffenden Halbzeuge vom Auslandspreise gleich war. Allein die Abrechnungsstelle zahlte diese Vergütungen nur an die in Verbänden oder Kartellen zusammengeschlossenen Industrien. Und man behauptete, daß die Mitglieder der Ab-

*) Bei der in der Enquete nur kurz angedeuteten Frage der Zechenstillegungen handelt es sich um einen Punkt, der aus vielen Gründen nur im Steinkohlen-Bergbau eigentliche Bedeutung hat und darum hier nicht näher zu behandeln ist. Ferner ist die Frage des Interessenzwiespalts zwischen den reinen Zechen und den Hüttenzechen im Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat nicht in der Enquete besprochen worden, da diese sich nur mit dem alten Syndikat beschäftigt hat, dem die Hüttenzechen nicht angehörten.



rechnungsstelle, namentlich aber der schon oft genannte Halbzeugverband, alle Mittel anwendeten, um anderen Industrien den Zusammenschluß schwer oder gar unmöglich zu machen. Hier sollte nun Wandel geschaffen werden und zwar durch den Nachfolger des Halbzeugverbandes, durch den Deutschen Stahlwerksverband, das heißt durch eben das Syndikat, welches den Gegenstand der ersten wieder aufgenommenen Verhandlungen der Kartell-Enquete bilden soll.

* * *

Die Wahl gerade des Stahlwerksverbandes war zunächst aus dem einfachen Grunde glücklich, weil man auf diese Weise über einen Verband verhandeln wird, der nicht eigentlich der Vergangenheit angehört, wie das z. B. bei den Diskussionen über den Halbzeugverband oder das alte Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat so unangenehm störte. Der Stahlwerksverband ist im Gegenteil ein Syndikat, von dem erst die Zukunft lehren kann, wie es zu beurteilen sein wird. Liegt hierin nun auch wiederum eine Einschränkung der Bedeutung der kommenden Verhandlungen, wie bereits von anderer Seite hervorgehoben ist, so darf nicht verkannt werden, daß eben aus diesem Grunde eine öffentliche Diskussion der Angelegenheiten des Stahlwerksverbandes für die Entwicklung der deutschen Industrie nur erwünscht sein kann.

Als der Stahlwerksverband am 29. Februar 1904 nach schweren Kämpfen gegründet war, da konnten viele in ihm einen Retter aus der Not erblicken. Durch ihn sollten alle Ungerechtigkeiten des Halbzeugverbandes wieder gut gemacht werden. Er sollte allen kleineren Verbänden neue Lebenskraft zuführen, wie z. B. den Blechverbänden, die schon seit Jahren nicht leben und nicht sterben konnten. Er sollte allen weiter verarbeitenden Industrien die Möglichkeit zum Konkurrenzkampfe unter gleichen Voraussetzungen für den Weltmarkt geben. Und er sollte einen grandiosen Zug der Einheitlichkeit in die ganze deutsche schwere Industrie bringen, in der es seit seiner Gründung dann eigentlich nur noch drei Verbände, das Kohlensyndikat, das Roheisensyndikat und eben den Stahlwerksverband mit seinen, alle Fertigindustrien umfassenden Unterabteilungen, geben sollte.

Zunächst gelang es auch umgehend, den Trägerverband, die Deutsche Schienengemeinschaft und die Deutsche Schwellengemeinschaft in dem Stahlwerksverband aufgehen zu lassen. Es wurden

sogar internationale Abmachungen von außerordentlicher Tragweite vom Stahlwerksverbande über den Vertrieb dieser Artikel glücklich abgeschlossen. Und nun warteten die anderen Verbände darauf, daß auch sie zu günstigen Bedingungen diesem Beispiel folgen konnten. Damit war aber nur ein kleiner Teil des ursprünglichen Programms erfüllt. Die Hauptsache, die Syndizierung aller übrigen Stahl- und Eisenfabrikate, der sogenannten Produkte der Gruppe B., stand noch aus und ist bis zur Zeit noch nicht erfolgt. Noch immer wartet das arme Stabeisen, dieses Schmerzenskind der deutschen Industrie, daß es aus seiner Not erlöst wird; denn die vor kurzem entstandene Siegener Stabeisen-Vereinigung dürfte wohl zu der großen Zahl kleinerer Stabeisenverbände gehören, die in dem letzten Jahrzehnt entstanden und verschwunden sind.

Unterdessen hat aber die alte Spaltung der deutschen schweren Industrie in Oberschlesien und Rheinland-Westfalen, die schon in der Kohlen- und Roheisenindustrie besteht, sich auch in der Halbzeugindustrie recht unangenehm bemerkbar gemacht. Fast zugleich mit dem Deutschen Stahlwerksverband wurde ein Oberschlesischer Stahlwerksverband gegründet, der an die Stelle des Verbandes der oberschlesischen Walzwerke trat. Er sollte mit dem Deutschen Stahlwerksverband gemeinsame Sache machen, sich ihm auch wohl als Unterverband eingliedern. Allein dieser Oberschlesische Stahlwerksverband, der ja von Anfang an seine eigenen Wege gehen wollte, etwa wie früher die Polen in der Zentrumsfraktion, hat unterdessen selbständig weiter operiert. Er hat die Produkte der Gruppe B., wie Grobblech, zum Teil bereits für sein Gebiet syndiziert und hat dadurch zur Sprengung des Feinblech- und des Grobblechverbandes beigetragen, die nur teilweise durch die neu entstandene Schwarzblech-Vereinigung G. m. b. H. (Köln) und das Schiffbaustahlkontor G. m. b. H. (Essen) ersetzt worden sind.

Es wäre natürlich töricht, ohne ganz genaue Kenntnis der einschlägigen Tatsachen zu behaupten, daß die Leitung des Stahlwerksverbandes in irgend einer Weise die Schuld dafür trifft, daß das stolze Programm vom 29. Februar 1904 noch nicht vollständiger erfüllt ist. Gewiß hat die Festsetzung der Beteiligungsziffern, die schon bei kleineren Verbänden ganz gleichartiger Werke so viel Schwierigkeiten macht, auch hier viel Zeit und viel Mühe erfordert, ohne daß es obendrein noch immer möglich gewesen sein mag, niemanden vor den Kopf zu stoßen. Und wenn es nicht gelungen ist, den Verkauf und die Produktion von Stabeisen zu syndizieren,

so dürfte zum mindesten ein Teil der Verantwortlichkeit auch die reinen Stabeisenwalzwerke und vielleicht auch die großen Thomaswalzwerke, sowie die dem Stahlwerksverbande noch immer nicht beigetretenen Martinswerke treffen.

Aber eben aus diesem Grunde, eben weil die weitere Ausbildung des Stahlwerksverbandes in der letzten Zeit so wenig vorwärts geschritten zu sein scheint, darum dürfte es angebracht sein, in den kommenden Verhandlungen nicht nur beruhigende Aufklärungen über den jetzigen Stand der Syndizierungs-Verhandlungen zu geben, sondern auch durch öffentliche Darlegung der etwaigen Streitpunkte und Vorwürfe jenen Grad von Pression auszuüben, der bei den Verhandlungen über das Kokssyndikat und wohl auch über den Halbzeugverband nicht ohne segensreiche Wirkung gewesen ist.

Die Mneme.

Von

Dr. Karl Camillo Schneider,
Privatdozent in Wien.

Unter dem Titel: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens“ ist vor kurzem ein sehr interessantes Buch von R. Semon (bei Engelmann, Leipzig) erschienen, das an die Beurteilung deszendenztheoretischer Fragen mit einem neuen Gesichtspunkt herantritt und versucht, eine Fülle anscheinend widerstrebender Tatsachen, weil in ihrem innersten Wesen eng verwandt, unter einem einheitlichen Prinzip zu begreifen. Nicht neue Entdeckungen werden uns vorgetragen, aus denen blitzlichtgleich die Erkenntnis umfassender neuer Gesetze ersteht; vielmehr erscheint der Buchinhalt im allgemeinen nur als eine Umdeutung längst bekannter Dinge und überrascht mehr durch die Kühnheit, mit der ein uns so vertrautes Phänomen wie das Gedächtnis auf Probleme, die durchaus nicht geistiger Natur erscheinen, angewendet wird. Ich muß auch gleich bekennen, daß meiner Ansicht nach der Autor weder zu seinen Schlußfolgerungen berechtigt ist — aber aus ganz andern Gründen, als die durchschnittliche Beurteilung der in Frage stehenden Probleme ihm einwenden dürfte — noch überhaupt die Bedeutung seines Vorgehens selbst klar genug erkannt hat. Trotz aller scheinbaren Beherrschung des Stoffes, die in der angestrebten mathematischen Behandlung zum Ausdruck kommen soll, vermag Semon seine Gedanken nicht scharf in Beziehung zur gebräuchlichen Anschauungsweise zu setzen, und es dürfte daher manchen Leser geben, der das Buch nach der Lektüre kopfschüttelnd aus der Hand legt und sich fragt: was will denn Semon eigentlich? Somit bedarf das Buch dringend einiger Ergänzungen, um das zu erzielen, was es beabsichtigt, nämlich eine Umwertung eingerosteter Begriffe; das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß in ihm eine Betrachtungs-

weise als Richtschnur dient, die geeignet erscheint, der exakten Forschung ganz neue Bahnen vorzuschreiben, also in eminentem Sinne fruchtbar zu wirken.

Um die Bedeutung des Gedächtnisses handelt es sich. Im folgenden werde ich dem Gange des Buches nur ganz im allgemeinen folgen und die wichtigsten Punkte einer kritischen Betrachtung unterziehen. Semon beginnt mit der Analyse des Reizbegriffes. Unter Reiz versteht er jede Veränderung in der „energetischen Situation", in der sich ein Lebewesen befindet. Energetische Situation ist ihm eine klare unzweideutige Bezeichnungsweise dessen, was man sonst als Lebensbedingungen zusammenfaßt; als Veränderung wird eine neue energetische Einwirkung auf den Organismus verstanden, nicht bloß eine Veränderung, die zu solch neuer Einwirkung führt. Ueber diesen Punkt spricht sich Semon eingehend aus, aber wie mir scheint, nicht glücklich. Ich möchte mir dazu folgende Bemerkungen erlauben.

Das wesentliche am Reiz ist eigentlich nicht, daß sich in der Außenwelt, in der energetischen Situation, etwas ändert, sondern die eigentümliche Art, in der irgend eine Energieäußerung auf den Organismus wirkt. Dieser Punkt sollte in jeder Reizdefinition in erster Linie zur Sprache kommen; etwas als Reiz zu empfinden, vermag eben nur ein Organismus. Ich will hier nicht zwischen physischem und psychischem Geschehen unterscheiden, denn ich stehe auf bewußtseinsrealistischem Standpunkt, nach dem es keinen Unterschied zwischen Physis und Psyche gibt, da alles psychischer Natur ist. Ich rede nur von einem Unterschied zwischen physikalisch-chemisch, sagen wir, mechanisch direkt auf uns einwirkendem und zwischen indirekt durch Vermittlung des Nervensystems auf uns einwirkendem Geschehen. Unser Körper, weil selbst materiell, untersteht allen Gesetzen der Materie; er fällt, wenn man ihn anstößt, er verbrennt, wenn man ihn mit der Flamme berührt, er bewegt sich und bildet Laute auf Grund mechanischer Gesetze. Ich möchte solche Reaktionen als unzeitliche oder momentane bezeichnen, die, wenn sie sich selbstverständlich auch in der Zeit abspielen, da eben alles Geschehen Zeit erfordert, doch gewissermaßen sofort und zur erschöpfenden Erledigung kommen, für die auch das Kausalgesetz: causa aequat effectum gilt. Solches Geschehen beherrscht die anorganische Welt ausschließlich, wenn auch vielleicht in den Katalysen bereits Andeutungen des gleich zu erwähnenden zweiten Geschehens gegeben sind. Dies zweite Geschehen wird durch Reizung lebender

Substanz ausgelöst, ist also ein Reizgeschehen. Für es gilt nicht die zeitliche Beschränkung. Erstens braucht die Reaktion auf einen Reiz nicht sogleich einzutreten, zweitens steht sie in keinem sozusagen: stöchiometrischen Verhältnis zu ihm — die Aequivalenzgesetze der Physik und Chemie gelten nicht für sie —, drittens kann sie immer aufs neue wieder eintreten, der Reiz wird also gespeichert. Man kann den Unterschied daher folgendermaßen formulieren. Bei Lebewesen reagiert nicht der gerade momentan sich darbietende Zustand des Körpers allein auf äußere Einflüsse, sondern der Körper in seiner Lebensgesamtheit, d. h. die Summe aller Zustände eines Organismus während seines ganzen Lebens als Einheit gedacht. Ich will diese Einheit, die uns nur sukzessiv — in der Zeit — zur Anschauung kommt und nur für Organismen nachweisbar ist, als Zeitkörper bezeichnen. Wir haben also zu unterscheiden zwischen momentanen Körpern, d. i. solchen, die in jedem Augenblick sich erschöpfend darstellen und auf Einflüsse der energetischen Situation sogleich erschöpfend reagieren, und zwischen Zeitkörpern, die sich nur innerhalb eines längeren oder kürzeren Zeitraums erschöpfend manifestieren und deren Reaktionen nicht an den Moment gebunden sind.

Von solch grundlegendem Standpunkt aus betrachtet, erscheint es gleichgültig, ob man den Reiz als Wirkung einer neuen Energie oder nur als Veränderung einer bestehenden energetischen Situation auffaßt. Beide Faktoren können als Reize wirken; sowohl die plötzliche Veränderung eines Druckes als auch das Andauern des neuen Druckes. Da letzteres durchaus nicht dauernd als Reiz empfunden zu werden braucht, so kann man eine Reizdefinition unmöglich im Semonschen Sinne einschränken. Auch kann als Reiz das einfache Vorhandensein eines Faktors innerhalb einer gegebenen energetischen Situation wirken. Es kommt uns plötzlich der spezielle Stand des Thermometers, das in unserem Gesichtsfeld enthalten ist, zum Bewußtsein und löst in uns eine Reaktion aus. Oder wir erfassen etwas mit Aufmerksamkeit, was wir schon längst unaufmerksam betrachtet haben, und es reizt uns nun zur Annäherung oder zur Flucht. Darum kann man den Reiz im allgemeinen nur als eine durch Perzeption vermittelte Einflußnahme der energetischen Situation auf einen Organismus definieren. In diesem Sinne hat schon Schopenhauer ihn verstanden.

Ich fahre in der Besprechung des Semonschen Buches fort. Durch einen Reiz wird der Organismus engraphisch beeinflußt.

Der Reiz schreibt sich sozusagen in die organische Substanz ein und bewirkt eine Veränderung, die als Engramm bezeichnet wird. Alle Engramme, die im Laufe des Lebens in die Substanz eines Organismus eingeschrieben werden, bilden insgesamt seine Mneme. Eine Mneme erscheint durchaus nicht bloß an den Besitz eines Nervensystems gebunden, vielmehr zeigen auch nervenlose Organismen, z. B. Pflanzen, „mnemische Erscheinungen".

Mneme ist identisch mit dem deutschen Wort Gedächtnisschatz und Engramm mit Erinnerungsbild. Mit Recht führt Semon die neuen Ausdrücke ein, die an Klarheit und Präzision nichts zu wünschen übrig lassen. In der Mneme ruht alles einmal Perzipierte, was zwar für unseren Gedächtnisschatz auch gilt; da aber unser Gedächtnis sehr häufig versagt, so tut man doch besser, das deutsche Wort zu vermeiden. Die Bezeichnung Erinnerungsbild ist in vielen Fällen direkt falsch, da wir uns auch an Drucke und Töne erinnern, von denen wir uns gar kein Bild machen können. Auch in Hinsicht auf einen anderen neuen Terminus ist Semon zuzustimmen. Wir wissen, daß die Engramme untereinander in ganz bestimmten gesetzmäßigen Beziehungen stehen und zwar rekapitulieren diese Beziehungen vollkommen die energetische Situation, durch die sie in uns eingeschrieben wurden. Semon erzählt folgendes Beispiel. Als er einst von Neapel aus Capri sah, roch er zugleich einen bestimmten Oelgeruch und hörte eine bestimmte Melodie, die auf einem der in Neapel verbreiteten transportablen mechanischen Klaviere gespielt wurde. Seitdem genügt die Wahrnehmung dieses oder eines ähnlichen Oelgeruchs, um unweigerlich bei ihm das bildliche Engramm Capris zu „ekphorieren". Ekphorische Wirkung eines Reizes ist also die Auslösung eines Engramms, das assoziativ mit dem Reizengramm unzertrennlich verbunden ist. Zu unterscheiden ist eine synchrone und eine sukzedente assoziative Verbindung, die beide dem ehemaligen gleichzeitigen Gegebensein der Originalreize innerhalb einer energetischen Situation oder der Aufeinanderfolge zeitlich verknüpfter Originalreize durchaus entsprechen. Doch kann die ekphorische Wirkung eines neuen Reizes eine sehr verschieden vollkommene sein, was einerseits vom Reiz, andererseits von der Bedeutung des Engramms für uns abhängt. So löst bei Semon der Oelgeruch nur das Bild Capris, nicht aber das Engramm der gleichzeitig gehörten Melodie aus, während die Melodie, auf dem Klavier vorgespielt, das Engramm Capris und des Geruches ekphorirt.

Seite 43 faßt übrigens Semon den Begriff der Ekphorie weiter, indem er ihn auch auf die Auslösung eines Engramms durch den wiederholten Originalreiz selbst ausdehnt. Das muß auf den ersten Blick sehr überflüssig erscheinen, weil solche ekphorische Wirkung eines Reizes auf objektivem Wege kaum nachweisbar erscheint. Denn „wenn ein Reiz bei seiner Wiederholung genau dieselben Wirkungen äußert wie bei seinem ersten Auftreten, hat man kein Recht, zwischen seiner Wirksamkeit bei seiner ersten und bei seiner späteren Einwirkung einen Unterschied zu machen.“ Indessen hebt Semon mit Recht hervor, daß zu der Wiederholung ein neues Bewußtseinselement hinzukommt: das Gefühl, dieser speziellen Reizwirkung schon einmal unterworfen gewesen zu sein, diesen charakteristischen Erregungszustand schon einmal durchgemacht zu haben. Diesen Bewußtseinszustand . . . bezeichnen wir als Wiedererkennen (S. 48). Das gilt natürlich nur für unsere subjektiven Erfahrungen, die uns derart über die Ekphorie eines Reizes direkt belehren; aber auch objektiv, bei anderen von uns wesentlich verschieden organisierten Lebewesen, läßt sich auf eine frühere engraphische Beeinflussung daraus schließen, daß auf wiederholte Reize hin Reaktionen rascher und energischer eintreten als bei erstmaliger Wirkung. So brauchen Daphnien (eine kleine Krebsform) „bei ihren heliotropischen Bewegungen nach der Lichtquelle zu bei dreimaliger Anwendung eines starken Lichtreizes beim dritten Male nur etwa die Hälfte der zuerst erforderlichen Zeit (28 statt 48 Sek.), um die Strecke von 16 cm zu durchschwimmen“ (Davenport und Cannon). Auch genügt bei Wiederholung ein Reiz von viel geringerer Intensität als für den Originalreiz nötig war, um die Reaktion auszulösen. Ferner braucht der Widerholungsreiz nicht genau die gleiche Qualität wie der Originalreiz aufzuweisen. Dieser Fall ist von besonderer Wichtigkeit und bei seiner Besprechung findet Semon wieder Gelegenheit zur Einführung eines glücklich gewählten neuen Terminus.

Subjektive Erfahrung belehrt uns, daß wir Differenzen des Wiederholungsreizes mit dem Originalreiz wohl erkennen und darauf mit großer Bestimmtheit reagieren. „Ein guter Kapellmeister, der auswendig ein großes Orchesterwerk dirigiert, nimmt das Ausbleiben der einen Stimme, den zu frühen Einsatz einer anderen, jede leichte Variante des Sängers, kurz jede Inkongruenz des mnemischen Prozesses mit dem gleichzeitig ablaufenden originalen mit erstaunlicher Schärfe wahr“ (S. 189). Die Reaktion

des Wiedererkennens ist hier also gemischt mit der Reaktion des Unterschiedempfindens. Das Zusammenklingen einer mnemischen mit einer neuen Originalerregung bezeichnet nun Semon als „mnemische Homophonie" und spricht im Falle völliger Uebereinstimmung von einer „Kongruenz", im Falle der teilweisen Differenz von einer „Inkongruenz der Homophonie". Ich erlaube mir hierzu nur zu bemerken, daß man meiner Ansicht nach besser tut, die Homophonie (das Wiedererkennen) nicht als eine Reaktion zu bezeichnen. Reaktion ist die sinnlich wahrnehmbare Antwort des Organismus auf einen Reiz; die kongruente oder inkongruente Homophonie aber schiebt sich zwischen Reiz und Reaktion ein. Schon die Ekphorie des Engramms schiebt sich ja ein, d. h. sie spielt sich gar nicht am momentan gegebenen körperlichen Zustand ab, sondern greift auf einen früheren mnemisch fixierten Zustand des Zeitkörpers über, der wegen qualitativer Assoziation mit dem Wiederholungsreize mitklingt. Die Ekphorie ist ein geistiger, kein sinnlicher (körperlicher) Vorgang, und in erhöhtem Maße gilt das für die Homophonie; diese beiden geistigen Vorgänge bestimmen die Reaktion auf den Wiederholungsreiz mit. Sie sind zwar Reaktionen, da sie auch durch letzteren ausgelöst werden, kommen aber nur indirekt objektiv zur Kenntnis — aus Abänderung der erwarteten Reaktion — und spielen auf einem ganz anderen Felde, so daß man sie nur als „geistige Zwischenreaktionen", besser als „mitbestimmende geistige Faktoren" bezeichnen kann.

Es gelingt leicht, den mnemischen Charakter einer Reaktion bei einem Tiere unter Berücksichtigung der Homophonie nachzuweisen. Besonders geeignet sind Fälle, in denen die mnemische Erregung und die neue Originalerregung sich nicht vollkommen decken. „Es treten dann nämlich Reaktionen auf, die man nicht anders deuten kann, wie als Reaktionen auf die Inkongruenz der mnemischen und der Originalerregung" (S. 193). Ein Foxterrier z. B., den wir Steine apportieren lassen, merkt es bald, wenn wir mit dem Arm nur die Schleuderbewegung machen und den Stein nicht fortwerfen; er merkt die Inkongruenz der Reize und verhält sich entsprechend. Ebenso das Wild, das vom Jäger gelockt wird. Sehr interessant sind folgende weitere Betrachtungen Semons. Wie steht es mit der Homophonie bei oft wiederholten Erregungen? Wird hier scharf unterschieden nicht bloß zwischen dem primären Engramm und dem gerade gegebenen Wiederholungsreiz, sondern auch zwischen den sekundären Engrammen, die bei jedem einzelnen

Wiederholungsreize neu in die organische Substanz eingeschrieben wurden? Semon betont nun vor allem, daß in Wirklichkeit jeder Reiz sein gesondertes Engramm hinterläßt und nicht etwa nur das bereits gegebene modifiziert; denn wäre letzteres der Fall, dann wäre eben überhaupt Feststellung einer inkongruenten Homophonie unmöglich. Aber er findet doch, daß „in dem Falle, daß bei der Ekphorie eines häufig wiederholten Engramms kein Vorklingen einer einzelnen Komponente stattfindet, ein Verschwimmen, sozusagen Abstraktwerden des Erinnerungsbildes, ähnlich dem Verschwimmen der Konturen, wenn man eine Anzahl von einander nicht genau entsprechenden Pausen übereinander legt", eintritt. „Das Resultat ist die Entstehung einer Art von physiologischer Abstraktion" (S. 205). Dabei handelt es sich übrigens nie um wirkliche Verschmelzungen der mnemischen Erregungen, da „eine Zerlegung in alle oder doch viele der Einzelkomponenten durch verschiedene Einstellung der Aufmerksamkeit auf dieselben meist unschwer gelingt".

Wir begegnen hier also einem dritten geistigen Vorgange, der in der Zusammenschweißung zahlreicher Engramme zu einer höheren abstraktiven Einheit besteht. Ich betone die Semonsche Auffassung deshalb, weil sie, wie mir scheint, in Einklang steht mit meiner eignen, von der üblichen abweichenden Beurteilung des Wesens der Begriffe. Während im allgemeinen die Begriffsbildung als ein rein psychischer Vorgang gedeutet wird, insofern als Material dazu nur Vorstellungen (Erinnerungsbilder) dienen sollen, die man in himmelweiten Kontrast zu den Empfindungen stellt, bin ich, in Fortentwicklung meiner anderorts*) geäußerten Gedanken, der Ansicht, daß auch die Empfindungen — deren realen Wert die Bewußtseinsrealisten (Mach, Ziehen, Schuppe, ich u. a.) betonen — nichts als Vorstellungen halluzinatorischen Charakters sind, die in den Engrammen dauernd weiter existieren und direkt in die Begriffe einbezogen werden, woraus sich die Realität der Begriffe von selbst ergibt. Die körperlich-sinnliche Welt erscheint derart nur als ein Ausschnitt aus einer unendlich umfangreicheren geistigen Welt, die sich uns sukzessiv in der Zeit manifestiert und in der Begriffswelt eine Konzentration erfährt. Mir scheint nun, daß Semon solcher Anschauung nicht ganz fern steht, wenn er von einer physiologischen Abstraktion spricht, denn die Betonung des

*) Vitalismus. Erschienen 1903 bei Deuticke.



„physiologischen“ kann doch nur bezwecken, die enge Beziehung der Begriffe zur Empfindungswelt hervorzuheben.

Auch in anderer Hinsicht berühren sich Semons Ansichten mit meinen soeben geäußerten. Er spricht sich im fünften Kapitel über die Lokalisation der Engramme aus und führt die Ansicht der meisten Hirnphysiologen und -pathologen an, nach welcher die Erinnerungsbilder an bestimmten Stellen der Großhirnrinde, z. B. die optischen Bilder an eine Stelle hinter der Fissura parieto-occipitalis, lokalisiert sind. Hat man doch im extremsten Falle für jedes Buchstaben- und Zahlenzeichen, für jeden einmaligen Gesichtseindruck ein besonderes „Erinnerungsfeld“ oder Schubfach angenommen, das man sich am bequemsten in Gestalt einer Zelle vorstellte, sodaß aus der Zahl der Großhirnzellen ein direkter Schluß auf die Zahl der Erinnerungsbilder, deren der menschliche Organismus fähig ist, gezogen wurde. Dieser Anschauungsweise traten nun einige ausgezeichnete Forscher, vor allem Goltz und seine Schüler entgegen, da es ihnen gelang, aus neuem Tatsachenmaterial ihre völlige Unhaltbarkeit zu erweisen; ja, Rieger sprach sogar in Hinsicht auf die Lokalisationslehre von einer „mythologischen Betrachtungsweise“. Auch Semon schließt sich dieser Ablehnung an, findet trotzdem aber ein „Abhängigkeitsverhältnis zwischen abgrenzbaren Teilen der Großhirnrinde und dem Vorhandensein oder vielleicht richtiger der Möglichkeit der Ekphorie von gewissen individuell erworbenen Engrammen“.

Ueberlegen wir, wie diese Lokalisationsfrage zu beurteilen ist, so muß mit kurzen Worten auf das Wesen der Empfindungen eingegangen werden. Der Bewußtseinsrealismus deckt die Widersinnigkeit auf, die in der Annahme liegt, daß eine Empfindung im Gehirn entstehen soll. Im Gehirn gibt es Nervenvorgänge, aber keine Empfindung; die Empfindung ist draußen in der Welt, wie Mach sich ausdrückt, und es entspricht ihr nur im Nervensystem ein bestimmter Vorgang, der im Sinnesorgan beginnt und im Zentrum endet, bezw. einen notorischen Vorgang auslöst. Er durchläuft ganz bestimmte Bahnen und kommt bei deren Zerstörung nicht zu stande, was nichts anderes besagt, als daß uns die entsprechende Empfindung nicht gegeben ist. Wenden wir diese Betrachtungsweise auf die Erinnerungsbilder an, so folgt, daß auch jeder Erinnerung ein Vorgang im Nervensystem entsprechen muß, da wir in ihr, wie erwähnt, eben nichts anderes als eine frühere Empfindung zu sehen haben. Aber unser körperlicher Organismus

in seinem momentan gegebenen Zustand ist nur ein Anteil des geistigen, den ich weiter oben Zeitkörper nannte und dem unsre gesamte Mneme mit ihrem unendlich reichen Inhalt entspricht. Somit wird jeder Erinnerung ein früherer Vorgang am Zeitkörper entsprechen, nicht aber ein Vorgang am momentan gegebenen Körper, und es kann folglich von einer Lokalisation der Erinnerungen im Gehirn gar nicht die Rede sein. Lokalisiert ist nur die Nervenbahn, die bei der Empfindung erregt wird; da nun aber die Empfindungen ekphorisch auf die Engramme wirken, so wird auch im Zeitkörper eine Beziehung der momentan gegebenen zu den früheren Erregungen bestehen und diese Beziehung erscheint an bestimmte Bahnen im Gehirn gebunden. Daher kommt in dem zu Recht bestehenden Anteil der Lokalisationslehre nichts weiter zum Ausdruck als die lokale ekphorische Wirkung der Gegenwart auf die Vergangenheit.

Zu solcher Anschauung konnte Semon natürlich nicht gelangen, da er nicht auf bewußtseinsrealistischem Boden steht, sondern zwischen Innenwelt und Außenwelt unterscheidet, der ersteren (Bewußtsein) die Reizwirkungen (die Empfindungen) einordnet und die letztere aus den Empfindungen, durch Projektion derselben nach außen, entstehen läßt. Er konnte deshalb auch die Lokalisationslehre nicht ganz ablehnen, aber es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß schon eine teilweise Ablehnung sich mit seinen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen nicht verträgt; denn wer die Empfindungen in das Gehin „introjiziert" (Avenarius), muß auch die Engramme darin unterbringen. Es bleibt nun aber schon an und für sich ganz unverständlich, wie einem Engramm, das halluzinatorisch den vollen Wirklichkeitswert der Empfindungen zeigt, ein Vorgang ausschließlich in einer Erinnerungszelle oder gar nur in einer Erinnerungsspur innerhalb einer Nervenzelle entsprechen soll, während die Empfindungen außer ans Zentrum auch ans Sinnesorgan und an den zuleitenden Nerv gebunden erscheinen. Ganz besonders kraß erscheint aber das Verhältnis, wenn wir uns jetzt dem Problem der ererbten Mneme zuwenden, das in Semons Buch den Hauptgegenstand bildet.

Nach Semon, der in dieser Hinsicht einen bekannten Heringschen Gedanken aufnimmt, werden auch die ontogenetischen Vorgänge durch Ekphorie von Engrammen geleitet, die von den Vorfahren auf den Keim vererbt wurden. Mit dieser Frage berührt er das schwierigste Problem der Biologie, dem er sich meiner Ansicht nach

auch nicht gewachsen zeigt. Zunächst galt es ihm den Nachweis zu liefern, daß die ontogenetischen Vorgänge mnemische sind. Den Nachweis findet Semon in der Fähigkeit des Keimes, bei Materialentnahme, also bei operativer Verkleinerung, doch den ganzen Organismus zu liefern. Diese Fähigkeit ist eine weit verbreitete. Entfernt man bei den allerjüngsten Entwicklungsstadien die Hälfte oder auch einen größeren Teil des Zellmateriales, so entsteht doch in sehr vielen Fällen sofort eine sogenannte Ganzlarve, in anderen Fällen wird sie erst allmählich geliefert, nur in wenigen dürfte der Defekt dauernd unersetzt bleiben. Da es nun ein Charakteristikum mnemischer Phänomene ist, „daß sie zu ihrer Hervorrufung nur eines Teils und, mit gewissen Einschränkungen gesagt, nur eines beliebig zu wählenden Teils der Voraussetzungen bedürfen, der zur Hervorrufung der entsprechenden Originalerregungen erforderlich war, so ist es klar, daß die ontogenetischen Phänomene sich ihnen insofern angliedern, als bei ihrer Hervorrufung ebenfalls von den gewöhnlichen vorhandenen Voraussetzungen große, bis zu einem gewissen Grade beliebig große Abstriche gemacht werden können". (S. 220) Der intakt gebliebene Teil des Keimes vermag ekphorisch das Gesamtengramm des unverletzten Keims auf dem gerade gegebenen Entwicklungsstadium auszulösen und es ist selbstverständlich, daß demgemäß seine Reaktionen andere sein werden, als wenn er im normalen Verbande geblieben wäre. Die normaler Weise eintretenden Reaktionen modifizieren „sich entsprechend der Inkongruenz zwischen einer morphogenen Originalerregung und einer früher einmal bei den direkten Vorfahren des Organismus vorhanden gewesenen morphogenen Erregung, und zwar in der Weise, daß sie mit der Zeit diese Inkongruenz beseitigen. Aus diesen Reaktionen dürfen wir auf mnemische Homophonie schließen" (S. 228).

Semon sucht diese Auffassung nun für alle ontogenetischen Vorgänge sicher zu stellen, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll. Auch die regenerativen Vorgänge am ausgebildeten Organismus werden vom gleichen Gesichtspunkt aus betrachtet. In allen Fällen wird eine Lokalisation der Mneme zurückgewiesen. Wenn ein winziger Teil einer Hydra oder eines Turbellars imstande ist, den ganzen Organismus zu regenerieren, so erweist er damit, daß bei der Ontogenese die Mneme, die von den Eltern ererbt ist, sich nicht aufteilt, derart daß nun bestimmte Bruchstücke des Tiers nur zu ganz bestimmter Leistung befähigt erscheinen; vielmehr geht das gerade Gegenteil daraus hervor und die Mneme

ist also in jedem regenerationsfähigen Bruchstück ganz enthalten. Alle Einschränkung erklärt sich einfach daraus, daß den Organismen und Organismenteilen durch spezielle Differenzierung des Zellenmaterials die Fähigkeit zur Erfüllung größerer „plastischer Leistungen“ verloren geht. Das gilt sowohl phylogenetisch wie ontogenetisch. Je einfacher die Organismenform, um so größer die plastische Veranlagung jedes Teils; je jünger ein beliebiger (höher stehender) Organismus, um so reicher ist er ebenfalls in gleicher Hinsicht veranlagt. Somit erscheint nicht die mnemische, sondern nur die plastische Fähigkeit der Bruchstücke beschränkt, und indem die plastische Veranlagung bei der Entwicklung lokal eingeschränkt wird — so kann z. B. ein Tentakel von Hydra nicht das ganze Tier regenerieren, obgleich dazu ein kleinerer Teil des Körpers befähigt ist — kommt es zu einer „Lokalisation der Ekphorie“ wie Semon sich S. 279 ausdrückt, d. h. es bilden sich Eigenbezirke spezifisch ekphorischer Reizwirkung auf die stets in toto zur Verfügung stehende Mneme aus.

Der hier vorgetragenen Semonschen Deutung der Ontogenese als einer Summe mnemischer Vorgänge kann ich mich nicht anschließen. Zwar bin auch ich der Ansicht, daß die Mneme im Körper nicht lokalisiert ist, wie bereits früher erörtert wurde; aber ebensowenig bin ich der Auffassung, daß die Mneme der Eltern auf die Kinder übertragbar ist. Dieser Gedanke erscheint mir mit dem Begriff der Mneme gar nicht vereinbar. Die Mneme umfaßt die Eindrücke eines individuellen Lebens, die sich in synchroner und sukzedenter Assoziation in Raum und Zeit aneinanderreihen; sie repräsentiert daher einen Individualkomplex in der geistigen Welt, in der die Zeitkörper als Einheiten sich darstellen, und es bleibt unerfindlich, wie diese Einheiten sollten in einander eingehen können. Wohl hängen die Mnemen der Kinder mit denen der Eltern zusammen, wie ja auch die einzelnen, sich sukzessiv sinnlich darbietenden Zustände der Zeitkörper mit einander zusammenhängen; aber dieser Zusammenhang ist doch nur ein äußerlicher. Allein innerhalb einer einzelnen Mneme herrscht ein wahrer innerer Zusammenhang, der sich in der Ekphorie der Engramme durch spätere Erregungen, im Wiedererkennen und in der „physiologischen Abstraktion“, d. h. in der assimilativen Zusammenschweißung qualitativ gleichartiger Engramme, und in vielen andern, hier nicht näher zu diskutierenden geistigen Phänomenen kundgibt. Das Leben eines Zeitkörpers ist eben ein geistiges und beherrscht außer

der Gegenwart auch die Vergangenheit. Aber es beherrscht nur die individuelle Vergangenheit! Die Verschmelzung der elterlichen und Kindesmnemen ist nur in einer höheren Einheit möglich, die, um es hier kurz zum Ausdruck zu bringen, die potentielle Veranlagung der Art repräsentiert. Vom Standpunkt der potentiellen Artveranlagung aus gesehen, kommt die Mneme der Eltern — oder überhaupt aller Vorfahren — mit der eines beliebigen Artindividuums zur Deckung und vermag derart in das individuelle Geschick mitbestimmend einzugreifen. In diesem Sinne ist sie aber nicht mehr Mneme, sondern sie ist Anteil an der Potenz, sowie ein Engramm Anteil an der Mneme ist. Im Kind wird nicht die Mneme der Eltern ekphoriert, sondern deren potentielle Veranlagung. Und was jedem noch so geringen Bruchteil eines Organismus zukommt und seine Reaktionsweise neben den gerade gegebenen äußeren Einflüssen mitbestimmt, ist überhaupt nicht die Mneme, sondern eben die Potenz.

Es ist nicht meine Absicht, hier den Potenzbegriff einer eingehenden Analyse zu unterziehen; ich führte ihn nur ein, um umso bestimmter zu Semons in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Anschauungen Stellung nehmen zu können. Zunächst ist die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften zu berücksichtigen. Semon ist ein überzeugter Anhänger dieser Lehre, was sich eben darin ausdrückt, daß er in der Ontogenese die Mneme der Eltern mitbestimmend glaubt. Er führt ein Paar Beispiele an, denen er volle Beweiskraft für die Vererbungslehre zuerkennt. Das erste Beispiel ist folgendes. Bringt man „100tägigen Sommerweizen" aus Deutschland nach Christiania, so wird in wenigen Jahren eine Abkürzung der Vegetationsperiode um 25 Tage erzielt. Dieser nun an das nordische Klima mit seiner intensiveren Sommerinsolation angepaßte Weizen bewahrt, zurückgebracht nach Deutschland, zunächst die erworbene Vegetationsperiode und kehrt erst allmählich wieder zur hunderttägigen Periode zurück. Die im Norden erworbene Fähigkeit wurde also vererbt (Schübeler). Der zweite Fall bezieht sich auf Schmetterlinge. E. Fischer setzte Puppen von Arctia caja intermittierender Abkühlung auf — 8 Gr. Cels. aus. Fast alle ausschlüpfenden Falter erwiesen sich aberrativ verändert. Die Nachkommen eines solch aberrativen Paares, die als Puppen bei normaler Temperatur gehalten wurden, zeigten zum Teil die gleiche Aberration wie die Eltern, deren erworbene Eigenschaft sich also vererbt hatte.

Nach Semon handelt es sich bei den Nachkommen der an veränderte Verhältnisse angepaßten Eltern um Ekphorie eines Engramms, das in die organische Substanz der Eltern eingeschrieben und auf die Nachkommen vererbt wurde. Ich kann mich dieser Deutung nicht anschließen. Allerdings handelt es sich um eine Einflußnahme der Eltern auf die Kinder, aber diese ist keine mnemische, sondern eine potentielle. In dieser Hinsicht kann gar nicht scharf genug unterschieden werden. Was bedingt denn ein mnemischer Einfluß, eine Engrammekphorie, in meinem individuellen Leben? Er bedingt Abänderung in der Reaktion, die auf einen gerade einwirkenden Reiz hin eintreten müßte, offenbart sich also in den Beziehungen zur Umgebung, der ja auch der Reiz entstammt. Und das gilt für alle mnemischen Einflüsse, die alle, da eben Engramme nichts anderes als Empfindungen sind, nur unser Verhalten zur Umgebung mitbestimmen. Die Mneme wird von uns für unser Leben verwertet, d. h. wir verfügen über unsern Zeitkörper und seinen geistigen Besitz, um derart in vollkommenerer Weise, als es sonst möglich wäre, das Verhalten des momentan gegebenen Körperzustands, des sinnlichen Körpers, zu regeln. Ganz anderer Art aber ist die Bedeutung der potentiellen Speziesveranlagung, die sich in unserer Vorfahrenreihe und in uns manifestiert, für unser Leben. Das mnemische Leben kommt uns zum Bewußtsein, weil unser Bewußtsein nicht bloß auf den momentanen Zustand eingeschränkt ist, sondern auch, wenngleich viel unvollkommener, unsere früheren Lebenszustände mit umspannt. Das potentielle Leben der Art bleibt uns dagegen gänzlich unbewußt, da unsere Psyche nur eine geistig-individuelle, keine artlich-umfassende ist. Daß überhaupt ein potentielles Leben gegeben ist, dafür sind eben nur alle die ontogenetischen und sonstigen Tatsachen beweisend, die Semon als mnemische deutet. Sie beweisen uns eine Einflußnahme der Vorfahren auf die Kinder; diese Einflußnahme reguliert oder mitbestimmt aber nicht das momentane Verhalten eines Körperzustands in seiner Empfindungswelt, sondern vielmehr das Gesamtverhalten eines Zeitkörpers in der geistigen Welt, der er angehört. Fassen wir nun den wesentlichen Unterschied der Empfindungswelt zur geistigen ins Auge, so ist folgendes zu bemerken: Aus dem Besitz von Sinnesorganen, in denen unsre Zugehörigkeit zur Empfindungswelt sprechend zum Ausdruck kommt, dürfen wir schließen, daß materielle Qualitäten die energetischen Situationen unsrer Umgebung be-

stimmen. Für das geistige Leben stehen uns dagegen keine Sinnesorgane zur Verfügung, hier vermittelt der Verstand die Beziehungen zu gegebenen Situationen. Der Verstand ist es aber, der Formen in die Welt hineinträgt — oder richtiger gesagt: in der Welt findet; die materielle Welt an sich ist ungeformt, sie gewinnt Form erst, wenn wir sie mit dem geistigen Auge, dem Verstande betrachten. Daraus schließe ich, daß die geistige Welt nur Formen, keine materiellen Qualitäten enthält und daß die Zeitkörper vierdimensionale Formgebilde sind, in denen sich das potentielle Leben der Art manifestiert. Die potentielle Einflußnahme der Eltern auf die Kinder wird also in der Mitbestimmung der Form bei der Entwicklung zu suchen sein. Die Spezies als Individuum höherer Art aufgefaßt, findet sich in einer Formenwelt drin, in der die einzelnen geistigen Elemente genau ebenso energetisch aufeinander wirken, wie in unserer Welt die materiellen Elemente aufeinander. Die geistigen Elemente der Umgebung, d. h. die Zeitkörper, bestimmen immer nur die Form, die Darstellungsweise des Artindividuums; dieses erinnert sich aber auch früherer Formzustände, die in den Vorfahren eines beliebigen Zeitkörpers gegeben waren, und zeigt sich dadurch in seinem Handeln, d. h. in seiner Formentfaltung, mitbestimmt.

Man kann das auch Gedächtnis nennen, wenn man will, aber man sei sich doch klar darüber, daß hier ein ganz anderes Gedächtnis in Frage kommt als in unserem intraindividuellen Leben, das als geistiges zu bezeichnen ist. Die Mneme umspannt nur das intraindividuelle geistige Leben, die potentielle Veranlagung dagegen das artliche potentielle Leben, das sich uns in der Formung der Zeitkörper offenbart. Dies Leben kommt uns nicht zu Bewußtsein, ist deshalb kein geistiges, was dagegen für das mnemische Leben gilt. Es würde eine ganz unberechtigte Erweiterung des Gedächtnisbegriffes bilden, wenn wir auch das potentielle Leben in diesen einordnen wollten; da nun Semon den Begriff Mneme nach dem Gedächtnisbegriff geformt hat, so ist auch seine Erweiterung abzulehnen, besonders da der Vererbungsbegriff ja gegeben und allen Biologen geläufig ist. Wir müssen also sagen: das Gedächtnis ist ein geistiger Faktor, der aus der individuellen Erfahrung (Mneme) schöpft und das materiell-qualitative Verhalten der körperlichen Individualzustände mitbestimmt. Die Vererbung dagegen ist ein potentieller Faktor, der aus der Arterfahrung (manifestierte Potenz) schöpft und das formal-qualitative Ver-

halten der Zeitkörper oder artlichen Individualzustände mitbestimmt.

Wie steht es nun aber mit der Vererbung erworbener Eigenschaften? Meiner Ansicht nach geben uns die obigen Betrachtungen einen klaren Fingerzeig, der geeignet erscheint, endlich in befriedigender Weise uns mit diesem so lange und heiß umstrittenen Problem abzufinden. Vererbt wird jede Manifestation der Artpotenz. Wenn ein äußerer Einfluß einen artlichen Charakter auslöst, so bestimmt dieser nicht bloß die Formgestaltung des betreffenden Individuums, sondern auch der Kinder. — Ich betone hier, daß der Begriff Formgestaltung erweitert zu fassen ist und auch die sukzessive Darstellung des Individuums in der Zeit umschließt, daß in ihm ferner auch die materielle Ausbildungsweise einbezogen werden kann; denn wenn auch das Formale nicht identisch mit dem Materiellen ist, so offenbart sich doch die geistig erfaßte Form an der uns sinnlich gegebenen Materie und differenter materieller Qualität muß daher auch Differenz in der Form (Struktur) entsprechen. — Nicht vererbt wird, was im Artleben keine Rolle spielt. Es steht mit der Vererbung ganz ähnlich wie mit dem Gedächtnis, wenn es sich auch nur um Analogien, nicht um Homologien handelt: was dem Individuum wichtig ist, haftet fest in seinem Gedächtnis und wird leicht ekphoriert; was der Art wichtig ist, nimmt in der potentiellen Veranlagung eine hervorragende Stelle ein und wird bei der Entwicklung neuer Individuen leicht ekphoriert, woraus sich die Vererbung ergibt. Künstliche äußere Eingriffe in das Individualleben können nur dann sich vererbende Abänderungen schaffen, wenn sie das Wesen der Sache treffen, d. h. zur Manifestation von Artcharakteren Anlaß bieten. Das Abhacken von Schwänzen bei Ratten löst keinen Artcharakter aus, weshalb Stummelschwänze sich nicht vererben. Ueberführung in ein anderes Klima löst Artcharaktere aus, aber diese werden nur bei Andauer des neuen Reizes vererbt; selten erscheinen sie auch bei Rückführung in das Ausgangsklima zunächst fixiert (Beispiel des Sommerweizens); ganz selten dürften sie unter den letzt erwähnten Umständen sich dauernd erhalten (gewisse Befunde bei Bakterien). In solchen Fällen dürfte es sich um Charaktere handeln, die auch sonst schon, im ursprünglichen Zustande, neben den gewohnten aufzutreten vermochten, was z. B. für die Kältevariationen der Arctia caja gilt. Im allgemeinen wird man also sagen dürfen,

daß äußere Einflüsse nur selten konstant sich vererbende Abänderungen auslösen. Wenn unter gleichartigen Bedingungen differente Abänderungen, die sich konstant vererben (Mutationen) auftreten, so handelt es sich bereits um eine Durchbrechung der Art, also um Bildung neuer Spezies, die wieder unter höhere Gesichtspunkte fällt (siehe das Folgende).

Die vorgetragenen Ueberlegungen lassen es überflüssig erscheinen, auf viele Einzelheiten des Semonschen Buches näher einzugehen. Nur eine sehr wichtige Frage, die Semon leicht, dabei aber doch schroff Stellung nehmend, streift, kann ich nicht umhin, hier noch zu berücksichtigen. Es handelt sich eben um die Entstehung neuer Arten. Semon bemerkt, daß die Mneme nur ein arterhaltendes, nicht aber ein artschaffendes Prinzip ist, da in ihr ja nur eingeschlossen liegt, was die Individuen erlebten. Fassen wir den Semonschen Begriff Mneme in dem ihm zukommenden Sinne, nämlich als Individualgedächtnis, so ist allerdings ohne weiteres klar, daß unser Gedächtnis uns nichts neues lehren kann, da in ihm nur altes gespeichert ist. Aber die Mneme ist nur ein Teil des individuellen Vorstellungsschatzes, nämlich der, der in der Vergangenheit liegt; nehmen wir den Zeitkörper in seinem ganzen Umfang, so ergibt sich ein Vorstellungsschatz, der auch das enthält, was noch in der Zukunft liegt. Ich will nun gar nicht die Frage erörtern, ob dieser uns noch unbekannte Vorstellungsschatz nicht ekphorisch bereits ausgelöst werden und auch unser Gegenwartsleben mitbestimmen kann. Aber es ist doch klar, daß dieser der Zukunft angehörige geistige Schatz nach und nach in unser Bewußtsein eintritt, da er sich ja mit der Zeit sinnlich manifestiert.

Warum sollte nun für die potentielle Artveranlagung nicht das gleiche gelten und sie, außer dem Vererbungsschatze, auch eine Menge Charaktere umschließen, die erst im Laufe der Zeit manifest werden? Wenn dem aber so ist — und meiner Ansicht nach kann daran gar nicht gezweifelt werden — so erscheint das deszendenztheoretische Problem in einem ganz neuen Lichte. Sukzessiv treten im Laufe der Zeit an den Artindividuen neue Charaktere hervor, deren Auslösung uns in den weitaus meisten Fällen noch gänzlich unbekannt ist, die wir aber sicher durch fortgesetzte experimentelle Forschung immer umfassender kennen lernen werden. Jedenfalls sind die Bedingungen, die etwas „neues" auslösen, nur selten und

nur lokal gegeben; der potentielle „Erfahrungsschatz" der Art steht aber allen Individuen und überall zur Verfügung und bestimmt daher auch in erster Linie ihre Ausbildung.

Was nun für die Manifestation der potentiellen Artveranlagung gilt, das gilt ohne Zweifel auch für die Manifestation der potentiellen Veranlagung der gesamten Organismenwelt. Neue Arten treten auf, weil eine bestimmte, uns zur Zeit gänzlich unbekannte Auslösung ihrer Veranlagung in der energetischen Situation der Welt gegeben ist. Auch in dieser Frage wird uns mit der Zeit die exakte Forschung Aufklärung verschaffen; wir werden dabei aber immer nur erfahren, wie etwas bereits potentiell Gegebenes sich realisiert. Nicht kann es sich dabei um Schaffung von etwas neuem durch die Außenwelt handeln, das dann unter dem Einfluß des Kampfes ums Dasein einer Auslese (Darwin) unterliegt. Die neuen Arten werden nicht gezüchtet, wie Semon, der auf Darwinschem Boden steht, annimmt, was aus mannigfachen Gründen, die bereits Wigand ausführlich diskutiert hat, unmöglich erscheint;*) sie sind potentiell bereits alle gegeben, wie denn überhaupt von einem höheren Standpunkt aus — der der modernen Biologie zumeist viel zu hoch liegt — die ganze Welt als in sich abgeschlossene Einheit sich darstellt. Nur von solch höherem Standpunkt aus, der sich noch über den in bezug auf das Vererbungsproblem weiter oben eingenommenen erhebt, läßt sich das deszendenz-theoretische Problem begreifen; da es hier aber viel zu weit führen würde, das Thema einigermaßen aufklärend zu behandeln und Semon es in seinem Buche auch nur kurz gestreift hat, so verzichte ich auf eine nähere Analyse.

Nur verwahren möchte ich mich gegen die Ansicht, daß eine derartige Beurteilungsweise des deszendenz-theoretischen Problems unfruchtbar sei (Semon, S. 349). Hochbedeutende Forscher haben erkannt, daß in der Entwicklungsgeschichte der Lebewelt Faktoren zum Ausdruck kommen, die uns zur Zeit noch nicht klar verständlich sind, weil sie sich mathematisch nicht darstellen lassen. Sie haben, wie Semon zitiert, von inneren Ursachen, Trieb oder Bedürfnis gesprochen und damit sehr unzulängliche Bezeichnungen für unzulänglich Erkanntes eingeführt. Wie kann man nun aber sagen, daß dieses Vorgehen unfruchtbar sei? Ist es etwa frucht-

*) Eine knappe Zusammenstellung der Gründe habe ich in Nr. 5, 6 und 7 der Wiener klinischen Rundschau 1904 gegeben.

barer, sich eine leicht verständliche Erklärung vorzutäuschen, als skeptisch sie zu kritisieren und zu prüfen? Die exakte Forschung wird von der individuell gegebenen Auffassung nur in bestimmte Bahnen gelenkt, nicht aber wird durch die Auffassung bestimmt, ob einer überhaupt forscht oder nicht. Von der Darwinschen Selektionshypothese wird man, davon bin ich überzeugt, trotz Semon, später einmal sagen, daß sie im großen und ganzen unfruchtbar gewesen sei, während der Vitalismus, worunter ich alle mehr in die Tiefe dringenden, nach neuen Prinzipien tastenden Bestrebungen zusammenfassen will, sich allmählich zum Siegeslaufe anschicken und noch ungeahnte Perspektiven eröffnen wird. Uebrigens steht Semon selbst vollkommen im vitalistischen Banne, so sehr er sich auch dagegen sträubt. Denn Driesch*) findet gerade in der Tatsache, „daß den Handlungen (der Organismen) eine historisch gewordene Reaktionsbasis zu grunde liegt", einen Beweis für die Autonomie von Lebensvorgängen. Darin ist ihm nur zuzustimmen und Semon, der die Bedeutung der Mneme für das individuelle Leben richtig erkennt (ich rechne hier im Sinne Semons den Vererbungsschatz zum Gedächtnisschatz hinzu), ist durch und durch Vitalist und seine Anhängerschaft an Darwin erscheint bei ihm geradezu als ein Atavismus.

Semon hat die Tragweite seiner Ansichten gar nicht klar durchschaut und darin liegt das Verblüffende für den Leser, der fortwährend in ganz ungewohntem Tone reden hört und sich dabei doch denken soll, es handle sich um etwas höchst Bekanntes und Vertrautes. Indem Semon den Mnemebegriff auf die Vererbung anwandte, schlug er eine über das gewohnte Fahrwasser weit hinausführende Bahn ein und darin ist sein großes Verdienst zu erkennen. Die gewohnte Vorstellung ist die, daß materielle Spuren sowohl die Engramme wie auch die Qualitäten der sich entwickelnden Organismen auslösen sollen, eine Vorstellung, die, soweit die Vererbung in Betracht kommt, von Nägeli und Weismann am weitgehendsten ausgebaut wurde, soweit das Gedächtnis in Betracht kommt, ja das Urteil fast sämtlicher Hirnphysiologen bestimmt. Mit dieser Vorstellung hat Semon gebrochen. Er vermeidet es konsequent, von morphologischen Spuren (Determinanten), deren Aufteilung bei der Entwicklung die spezielle Differenzierung

*) Naturbegriffe und Natururteile. Leipzig 1904.

der einzelnen Zellen bedingen soll, zu reden und vertritt, wie ja erwähnt, die Ansicht, daß die Einschränkung in der potentiellen Veranlagung, wie sie nicht regenerationsfähige Teile eines Keims oder ausgebildeten Organismus zeigen, auf dem plastischen Unvermögen, dem Engrammreiz Genüge leisten zu können, beruht. Die Mneme steht nach ihm jedem kleinsten Zellteilchen (mnemisches Protomer) vollständig zur Verfügung, sie kann nur nicht überall sich betätigen. Setzen wir an Stelle des Wortes Mneme die Bezeichnung potentielle Veranlagung, so befindet sich Semon in vollem Einklang mit meinen Anschauungen, wie ich sie bereits 1902 in meiner Histologie, später (1903) ausführlicher im Vitalismus geäußert habe; Ansichten, die ja auch schon seit 1899 in etwas anderer Fassung von Driesch vertreten werden.

Wahre und falsche Reform des bürgerlichen Strafprozesses.

Von

Dr. jur. Gustav Böcker.

II.

II. Die Organisation der Strafgerichte, der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung.

A. Die Organisation der Strafgerichte.

Die Organisation derjenigen ordentlichen Gerichte, welche Strafjustiz auszuüben haben, ist zur Zeit eine außerordentlich mannigfaltige und verwickelte.

In erster Instanz können als erkennende Strafgerichte nach den bestehenden Prozeßgesetzen fungieren:

1. Das Amtsgericht in seiner Besetzung mit einem Berufsrichter, falls es sich um eine Anklage wegen Uebertretung gegen den geständigen und dem Richter vorgeführten Angeklagten handelt.

2. Das bei den Amtsgerichten gebildete Schöffengericht, bestehend aus dem Amtsrichter als Vorsitzenden und zwei Schöffen, dessen Zuständigkeit alle Uebertretungen und die leichteren Vergehen, sowie die von der Strafkammer des Landgerichts zur Aburteilung überwiesenen Vergehensfälle umfaßt.

3. Die bei den Landgerichten gebildete Strafkammer in der Besetzung von 5 Berufsrichtern einschließlich des Vorsitzenden, deren Zuständigkeit sämtliche, nicht den Schöffengerichten überwiesene Vergehen, die schwereren Verbrechen gegen das Vermögen und die mit höchstens 5 Jahren Zuchthausstrafe bedrohten Verbrechen umfaßt.

4. Das bei den Landgerichten periodisch zusammentretende Schwurgericht, bestehend aus 3 richterlichen Mitgliedern mit Ein-

schluß des Vorsitzenden und aus 12 zur Entscheidung der Schuldfrage berufenen Geschworenen, dessen Zuständigkeit diejenigen Verbrechen umfaßt, welche nicht der Strafkammer oder dem Reichsgericht überwiesen sind.

5. Die vereinigten 2. und 3. Strafsenate des Reichsgerichts in der Besetzung von mindestens 10 und höchstens 14 Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden, deren Zuständigkeit die Fälle des Hochverrats und des Landesverrats umfaßt, insofern diese Verbrechen gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet sind.

Für die zweite Instanz sind als Berufungsgericht die Strafkammern in der Besetzung von 3—5 Berufsrichtern gegen die Entscheidungen des Amtsrichters oder des Schöffengerichts, als Revisionsgericht die bei den Oberlandesgerichten in der Besetzung von 5 Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden gebildeten Strafsenate gegen Urteile der Strafkammern in erster Instanz, soweit ausschließlich Verletzung von Landesrecht gerügt wird und endlich als Revisionsgericht die beim Reichsgericht in der Besetzung von 7 Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden gebildeten Strafsenate gegen Urteile der Strafkammern in erster Instanz und gegen Urteile der Schwurgerichte zuständig.

Als dritte Instanz und zwar als Revisionsgericht kommen endlich die bei den Oberlandesgerichten gebildeten Strafsenate gegen die von den Strafkammern in der Berufungsinstanz erlassenen Urteile in Betracht.

Aus dieser annähernd richtigen und für die Zwecke meiner Erörterungen jedenfalls genügenden Uebersicht der jetzigen Organisation der ordentlichen bürgerlichen Strafgerichte ergibt sich schon für den Uneingeweihten die ungemeine Verschiedenartigkeit der Struktur der bürgerlichen Strafgerichte und die völlige Systemlosigkeit der Strafprozeßordnung in der Durchbildung der Rechtsmittel.

Den ersten Punkt anlangend braucht nur darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß die wichtigsten erstinstanzlichen Gerichte, nämlich das Schöffengericht, die Strafkammer und das Schwurgericht grundsätzlich verschiedene, und zwar in mehreren Richtungen verschiedene Organisationen darstellen. Denn sie weisen folgende Gegensätze auf:

1. Schöffengericht und Strafkammer sind ständige Gerichtshöfe, das Schwurgericht dagegen ist ein periodischer Gerichtshof.

2. Die Strafkammer ist nur mit Berufsrichtern besetzt, während

Schöffengericht und Schwurgericht eine Kombination von Berufsrichtern und Laienrichtern darstellen.

3. Das Schöffengericht bildet einen in seinen Funktionen einheitlichen Gerichtskörper, während beim Schwurgericht die Geschworenen nur zur Entscheidung der Schuldfrage berufen sind, alle übrigen Entscheidungen aber den drei richterlichen Mitgliedern überlassen sind.

Was den zweiten Punkt betrifft, nämlich die Systemlosigkeit der Rechtsmittel, so braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß zwar in Schöffengerichtssachen, also den unerheblichsten Strafsachen, die eine materielle Nachprüfung ermöglichende Berufsinstanz und endlich sogar als dritte Instanz die Revisionsinstanz gegeben ist, während alle Strafkammer- und Schwurgerichtssachen sich mit der nur formale Nachprüfung gewährenden Revisionsinstanz begnügen müssen.

Die grundsätzliche Verschiedenheit unserer erstinstanzlichen Strafgerichte beruht auf der geschichtlichen Entwicklung, die daher zum Verständnisse der heutigen Sachlage kurz gestreift werden muß. Das alte Recht, das heißt das Recht vor der Rezeption des römischen Kaiserrechts, beruhte in seiner Gerichtsorganisation auf dem Grundgedanken, daß die Staatsgewalt zwar Trägerin der Gerichtsbarkeit, also Inhaberin des Gerichtszwanges und der Vollstreckungsgewalt sei, daß dagegen die eigentliche Rechtsprechung der Volksversammlung, an deren Stelle späterhin auserwählte Volksgenossen traten, vorbehalten bleiben müsse. Diese auserwählten Rechtsfinder, bei deren Wahl hervorragende Kenntnis des Volksrechts und große Lebenserfahrung maßgebend war, wurden Schöffen genannt und bildeten in ihrer üblichen Siebenzahl das Schöffengericht des Mittelalters, dem der Gerichtsherr oder dessen Beamter als Leiter der Gerichtsverhandlung und Träger des Gerichtsbannes gegenüberstand.

Diese Organisation der Gerichte war zweifellos nicht nur eine Folge der eigentümlichen Beschaffenheit des anzuwendenden Rechtes, welches als Volksrecht im wesentlichen Gewohnheitsrecht war, sondern in noch höherem Maße Anerkennung des politischen Gedankens, daß der Volksgenosse nur von Volksgenossen, nicht aber von dem Träger der Staatsgewalt oder dessen Beamten Recht zu nehmen habe. Denn diese alte Schöffengerichtsverfassung erhielt sich trotz fortschreitender Entwicklung der Rechtsquellen zu Satzungsrecht bis in das späteste Mittelalter und kam in Deutschland erst zu Falle,

nachdem mit der Rezeption des römischen Kaiserrechts und der darin enthaltenen Präponderanz der Fürstengewalt die alte Volksfreiheit entgültig zu Grabe getragen wurde und der römisch-rechtliche Beamtenmechanismus zur prinzipiellen Durchführung gelangte.

Obschon nämlich das römische Staatsrecht aus begreiflichen Gründen nicht zur Rezeption gelangte, machten sich doch die Grundgedanken des römischen Prinzipats und seiner Beamtenorganisation geltend und wurden zu entsprechender Betätigung gebracht. Die Folge war die allmähliche Unterwerfung des Volkes unter reine Beamtengerichte und das völlige Verschwinden jeder Rechtsprechung durch Volksgenossen, wobei natürlich der Umstand, daß dem Volke ein völlig fremdes Recht in fremder Sprache aufgezwungen wurde, eine bequeme praktische Handhabe zur Beseitigung der ungelehrten Volksgerichte gab. Muß somit das Anwachsen der Königs- und Fürstengewalt zu absoluter Herrschergewalt in Deutschland als die wahre Quelle der Unterwerfung des Volkes unter reine Beamtengerichtsbarkeit bezeichnet werden, so ist es nicht zu verwundern, daß mit dem Augenblick, wo die absolute Herrschergewalt konstitutionellen Verfassungen Platz machte, das System der reinen Beamtengerichte durchbrochen und für Volksgerichte wieder Raum geschaffen wurde. Am lebhaftesten mußte sich der Drang nach Befreiung von der Beamtengerichtsbarkeit auf dem Gebiete des Strafrechts betätigen, wo denn auch in dem Schwurgericht eine damals mit Jubel begrüßte Konzession an die Volksfreiheit gemacht wurde.

Es ist für meine Zwecke überflüssig, auf die verwickelte Geschichte des Schwurgerichts einzugehen, da ohne weiteres einleuchtet, daß der Grundgedanke des Schwurgerichts, die Trennung von Richterbank und Geschworenenbank, nichts anderes als die Anerkennung jener uralten Trennung von Richtergewalt und Volksrechtsprechung darstellt. In dem Schwurgericht haben wir daher die moderne, im Laufe der Jahrhunderte allerdings in Nebenpunkten modifizierte Wiedererweckung der alten Volksgerichtsbarkeit zu erblicken, während die Strafkammer den Rest der Beamtengerichte aus der Zeit absoluter Fürstengewalt bildet. Auf Grund der geschichtlichen Entwicklung leuchtet auch ein, daß die für das Deutsche Reich mit der Prozeßgesetzgebung des Jahres 1877 nach partikularem Vorbild eingeführten Schöffengerichte nichts anderes als ein Kompromiß zwischen Beamtengericht und Volksgericht bedeuten, indem aus der Kombination eines beamteten Richters und zweier Volksrichter ein

einheitlicher Gerichtskörper geschaffen wurde, der in seiner Zusammensetzung eine Bürgschaft gegen einseitige Betätigung der Beamten-Rechtsprechung gewähren sollte.

Nach diesem kurzen historischen Rückblick empfiehlt es sich, der Frage näher zu treten, aus welchen Persönlichkeiten sich denn die vorbesprochenen Gerichtshöfe erster Instanz zusammensetzen, da der Wert eines Gerichtshofes selbstverständlich in erster Linie durch die persönlichen Qualitäten seiner Mitglieder bestimmt wird.

Die mit Berufsrichtern besetzten Strafkammern setzen sich nach dem Gerichtsverfassungsgesetz aus den Direktoren und Mitgliedern der Landgerichte zusammen, da die Präsidenten der Landgerichte bei der Ueberlast ihrer Verwaltungsgeschäfte, so viel mir bekannt, sich niemals einer Strafkammer als Vorsitzende anschließen. Die Auswahl der Vorsitzenden und der Mitglieder der Strafkammern erfolgt jedoch jedesmal auf die Dauer eines Geschäftsjahres durch das von dem Präsidenten, den Direktoren und dem ältesten Mitglied des Landgerichts gebildete Präsidium und ist während des Geschäftsjahres, abgesehen von den Fällen einer Ueberlastung der Kammer oder Wechsel und dauernder Verhinderung einzelner Mitglieder des Gerichts unabänderlich. Wie man sieht, sind in diesen Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes gewisse Garantien gegen Maßregelung einer Kammer oder einzelner Mitglieder gegeben; man darf das Gewicht dieser Garantien jedoch nicht überschätzen, da die korporative Kraft unserer Landgerichte, sofern sie überhaupt in die Erscheinung treten sollte, schwerlich ausreichen dürfte, um dauernd gegen den Strom zu schwimmen. Ueberdem ist, wenigstens in Preußen, die Auffassung des Beamten-Richtertums in Strafsachen eine derartig uniforme, daß Renitenz einzelner Mitglieder oder gar ganzer Strafkammern zu den größten Seltenheiten gehören dürfte. Man kann daher das Urteil über die Strafkammern kurz dahin zusammenfassen: Sie repräsentieren den Durchschnitt des deutschen Berufsrichtertums und spiegeln damit die Vorzüge und Mängel einer von Beamten geübten Strafjustiz getreulich wieder.

Als Vorzüge sind zu bezeichnen die auf der gründlichen, wenn auch einseitig praktischen, Ausbildung unseres Richterpersonals beruhende Genauigkeit und Pflichtmäßigkeit der Untersuchung, als Nachteile die aus dem Beamtentum und der Inquisitionsmaxime sich ergebende Einseitigkeit oder gar Engherzigkeit des Urteils, wo-

bei ich auf die im ersten Teil dieses Aufsatzes gemachten Ausführungen verweisen muß.

Für die Beurteilung der derzeitigen Schöffen- und Schwurgerichte ist, was die persönliche Beschaffenheit der zur Rechtsprechung mit berufenen Schöffen und Geschworenen anlangt, die Frage entscheidend, in welcher Weise die Auswahl der zur Rechtsprechung berufenen Schöffen und Geschworenen erfolgt. Da man vielfach hört, die jetzigen Schöffengerichte hätten sich gut bewährt, könnte man meinen, das zur Zeit für die Auswahl der Schöffen geltende System entspräche allen billigen Anforderungen und gewährleiste, da auf der Schöffenauswahl sich auch die Auswahl der Geschworenen aufbaut, auch für die Persönlichkeit der Geschworenen die denkbar besten Resultate.

Nun hat zwar die Gerichtsverfassung prinzipiell alle Staatsbürger, welche im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sich befinden, für fähig zum Amte eines Schöffen und damit auch eines Geschworenen erklärt; allein die Auswahl der Schöffen aus der nach diesem Prinzip zu bildenden Urliste erfolgt durch einen Ausschuß, welcher in seiner Zusammensetzung nur die Interessen der Justiz- und Landesverwaltung, sowie der Kreis- oder Stadtgemeindevertretungen darstellt und somit keine Gewähr dafür bietet, daß die Auswahl der Schöffen nicht von Verwaltungs-, Standes- und Klasseninteressen bestimmt wird.

Da dieser Ausschuß auch die Vorschlagsliste für die Geschworenen feststellt, aus welcher Liste dann eine Kommission des Landgerichts die für das Schwurgericht bestimmte Zahl von Geschworenen auswählt, so machen sich auch für das Schwurgericht die erwähnten Bedenken in vielleicht noch erhöhtem Maße geltend. Gewinnt man doch bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse den Eindruck, daß zur Zeit auf der Schöffen- und Geschworenenbank tatsächlich nur Vertreter der besitzenden Stände oder Personen von anerkannt friedlicher und indifferenter Gesinnung, keinesfalls aber Personen von irgendwie extremer, sei es politischer, kirchlicher oder wissenschaftlicher Gesinnung oder gar Betätigung, sich befinden. Vor allen Dingen scheint mir aber bei der heutigen Auswahl der Schöffen und Geschworenen nicht bedacht zu werden, daß eine nutzbringende Mitwirkung des Laienelementes bei der Strafrechtspflege nur dann zu erwarten ist, wenn die ausgewählten Persönlichkeiten ein erhebliches Maß von Lebenserfahrung, Scharfsinn, geschäftlicher Gewandtheit und Energie besitzen, Eigenschaften,

welche keineswegs durch politische oder bürgerliche Unbescholtenheit ersetzt werden können.

Denn das heutige Strafrecht und der heutige Strafprozeß sind, wie bereits mehrfach betont, von so verwickelter Beschaffenheit, daß nicht jeder beliebige Staatsbürger zur Mitwirkung befähigt erscheint, vielmehr nur Männer von beachtenswerten Qualitäten sich nutzbringend an diesem Geschäft beteiligen können. Naturgemäß ist die Zahl solcher Männer beschränkt und ebenso naturgemäß kann die Auswahl solcher Männer nicht von Verwaltungsausschüssen erwartet werden, die politischen Direktiven nicht nur zugänglich, sondern geradezu unterworfen sind.

Es kann daher keineswegs behauptet werden, daß nach dem geltenden System die für den Schöffen- oder Geschworenendienst geeignetsten Elemente zum Laienrichterdienst herangezogen werden, vielmehr machen sich gerade bei der heutigen Auswahl der Schöffen und Geschworenen Einflüsse geltend, welche dem Grundgedanken der Volksgerichtsbarkeit durchaus schädlich sind. Vor allen Dingen aber muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß der prinzipielle Ausschluß von Anhängern der sozialdemokratischen Partei — man kann diesen Ausschluß ruhig behaupten — die bestehenden Volksgerichte, insbesondere die Schwurgerichte der Gefahr aussetzt, in den Verruf von Klassen- oder Standesgerichten zu kommen. Manche Urteile der Schwurgerichte lassen diese Gefahr schon deutlich erkennen.

Wirft man nun die prinzipielle Frage auf, welche Grundform der zur Zeit bestehenden bürgerlichen Strafgerichte sich bei einer Reform dieser Gerichte als die zweckmäßigste empfehlen dürfte, so möchte darüber wohl allgemeine Uebereinstimmung herrschen, daß reine Beamtengerichte, wie sie die jetzigen Strafkammern repräsentieren, zu verwerfen seien. Zwar wird man anerkennen müssen, daß derartige Gerichte, wenn sie auch die erste und zweite Instanz beherrschten, an juristischer Technik jeder anderen denkbaren Gestaltung überlegen sein würden. Wenn daher die juristische Technik und — was zu Ehren unseres Richterstandes wiederholt betont werden muß, — berufliche Gewissenhaftigkeit die einzigen Garantien der Gerechtigkeit wären, würde man unbedingt derartigen ausschließlich aus Fachleuten gebildeten Strafgerichten auch für die ersten Instanzen den Vorzug geben müssen. Ueberläßt man doch unbedenklich die ganze Revisionsinstanz reinen Beamtengerichten und hat auch nichts dagegen einzuwenden, daß die erst- und letzt-

instanzliche Aburteilung der schweren Delikte des Hoch- und Landesverrats gegen Kaiser und Reich den vereinigten Straffenaten des Reichsgerichts anvertraut ist. Allein die Autorität unserer höchsten Gerichtshöfe, insbesondere des Reichsgerichts, ist eine so große und bis jetzt unangefochtene, daß gegen ihre erwähnten Kompetenzen keine ernstlichen Bedenken obwalten können, umsomehr, als die rein formale und wissenschaftliche Nachprüfung in der Revisionsinstanz dem Gerichtshof von vorn herein eine ungemeine Objektivität sichert, die um so freudiger zu begrüßen ist, weil diese Nachprüfung offenbar nur von Fachjuristen vorgenommen werden kann. Ganz anders liegt dagegen die Sache in denjenigen Instanzen, welche sich mit der materiellen Untersuchung und Nachprüfung zu befassen haben. Denn hier würde einmal die große Zahl der erforderlichen Gerichtshöfe notwendigerweise die Qualität der zur Rechtsprechung berufenen Fachjuristen ungünstig beeinflussen, zumal wenn die prinzipielle Durchführung der Berufungsinstanz die Schaffung neuer Gerichtshöfe notwendig machen würde. Andererseits erfordert die materielle Untersuchung und Nachprüfung von Kriminalsachen eine derartige Unabhängigkeit, Vorurteilslosigkeit und Auffassungsfrische des Gerichtshofes, daß es gefährlich sein würde, diesen ganzen Zweig der Justiz dauernd und ausschließlich in die Hände von reinen Beamtengerichten zu legen. Auch ist noch zu betonen, daß die Strafrechtspflege in nicht seltenen Fällen den Kampf politischer oder sozialer Anschauungen widerspiegelt, so daß es eine schwere Bedrohung der bürgerlichen Freiheit bedeuten würde, wenn in diesen Kämpfen das Richteramt reinen Beamtengerichten überlassen würde. Ueberhaupt aber unterstehen Beamtengerichte, mag man sie nun organisieren wie man will, in so hohem Maße politischer und regierungsseitiger Beeinflussung, sind auch, wenn man von diesen Einflüssen absehen will, so sehr im Banne von Anschauungen des Standes oder der Zunft befangen, daß ihnen unter keinen Umständen die Strafrechtspflege überlassen werden darf.

Gerade dieser letztere Gesichtspunkt, der dahin erweitert werden darf, daß freiheitliche Auffassung der Strafrechtspflege prinzipiell die Aburteilung durch unabhängige, nicht im Dienste der Justiz befindliche Volksgenossen verlangt, muß den Gedanken nahe legen, daß die heutigen Schwurgerichte die zutreffende Grundform der erstinstanzlichen Strafgerichte bilden und daher allgemein einzuführen wären. Ich gestehe offen, daß auch mir dieser Gedanke der sympathischste ist, allerdings unter der Voraussetzung, daß denjenigen

Mängeln, welche der heutigen Schwurgerichtsverfassung anhaften und die von mir bereits zur Genüge betont sind, abgeholfen würde. Nun hat zwar eine so bedeutende Autorität, wie der Geheime Justizrat und Professor Dr. Wach in einer grundsätzlichen Besprechung dieser Angelegenheit (siehe Deutsche Juristenzeitung, Jahrgang 10, Nr. 2 vom 15. Januar 1905 und Nr. 7 vom 1. April 1905) kurzweg erklärt, das Schwurgericht sei nicht verbesserungsfähig. Ich bin aber ganz entgegengesetzter Meinung und zwar aus folgenden Gründen:

1. Dem unleugbaren Uebelstande, daß bei den heutigen Schwurgerichten die Entscheidung der Schuldfrage einem Kollegium von Männern anvertraut ist, die dieser Aufgabe in vielen Fällen nicht gewachsen sind, läßt sich, so weit dies in anbetracht der menschlichen Schwäche überhaupt möglich ist, dadurch abhelfen, daß man eine sorgfältigere und zweckentsprechendere Auswahl der Geschworenen trifft, insbesondere aber den Gedanken fahren läßt, daß es in einem Landgerichtsbezirk hunderte von Männern gebe, die der Aufgabe eines Geschworenen gewachsen seien. Mit der hierdurch gebotenen Beschränkung der Zahl der zum Geschworenenamt berufenen Personen und der hieraus folgenden häufigeren Betätigung des Geschworenenamtes würde auch einer der größten heutigen Uebelstände, die völlige Unerfahrenheit in Ausübung dieses Amtes, allmählich in Wegfall kommen.

2. Der unleidlichen Disharmonie, daß im heutigen Schwurgericht die Geschworenenbank nur über die Schuldfrage, nicht aber über die Straffrage zu entscheiden hat, läßt sich dadurch abhelfen, daß man entweder die Straffrage auch in die Entscheidung der Geschworenen stellt oder die Strafe aus dem Mittel zwischen den von der Geschworenenbank und der Richterbank selbständig ge troffenen Entscheidungen gewinnt.

Die erwähnte Disharmonie hat übrigens ihren Grund darin, daß das alte Strafrecht nur feste unabänderliche Strafen kannte, somit also der die Straffolge aussprechende Richter nur den Willen des Gesetzes aussprach und für eigenes Ermessen keinen Raum hatte. Erst das moderne Recht mit seinen weiten Strafrahmen hat Zwiespalt in die Sache gebracht und verlangt daher auch Lösung dieses Zwiespalts. Prinzipiell würde es am richtigsten sein, diesen Zwiespalt dadurch zu lösen, daß man auch die ganze Straffrage, die übrigens in ihrer richtigen Lösung keinerlei größere Aufgaben stellt als die Schuldfrage, den Geschworenen überläßt.

Die Bundesregierungen werden sich aber schwerlich zu einer derartigen Konzession bereit finden lassen und höchstens für den zweiten Ausweg zu gewinnen sein.

3. Die heutige Periodizität der Schwurgerichte und der Umstand, daß für jede Schwurgerichtsperiode mindestens 30 Geschworene einberufen werden, die häufig wochenlang ihren Berufsgeschäften entzogen sind, bedeutet eine nicht unerhebliche Belastung des Volkes. Diese übermäßige Belastung kann fraglos beseitigt werden, wenn man die Schwurgerichte mit festen Sitzungstagen versieht und die Zahl der Geschworenen für bestimmte Zeiträume unter Beseitigung des peremtorischen Ablehnungsrechts der Prozeßparteien von vornherein festlegt. Denn die Periodizität der Schwurgerichte und jenes willkürliche Ablehnungsrecht sind völlig veraltete Reminiszenzen aus früheren Rechtsperioden und haben heutzutage keinerlei innere Berechtigung mehr. Insbesondere muß das willkürliche Ablehnungsrecht der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten als eine schwere Gefährdung der Strafrechtspflege bezeichnet werden, da hierdurch die Prozeßparteien einen nicht gerechtfertigten Einfluß auf die Zusammensetzung der Geschworenenbank erhalten. Läßt man dies willkürliche Ablehnungsrecht fallen und es bei den allgemeinen richterlichen Ablehnungsgründen bewenden, so fällt die Notwendigkeit fort, eine übergroße Zahl von Geschworenen zur Bildung der Geschworenenbank zur Verfügung zu halten und der Bedarf an Geschworenen kann sich in den durch die *Geschäftslast* gebotenen Grenzen halten. Selbstverständlich ist es auch nicht notwendig, jedes Strafgericht mit *zwölf* Geschworenen zu besetzen, vielmehr ist die Zahl der Geschworenen nach Kompetenz und Instanz der Gerichte verschieden zu bemessen.

4. Der Vorsitzende des Richterkollegiums im heutigen Schwurgericht ist gesetzlich daran verhindert, sich über das Ergebnis der von ihm geleiteten Untersuchung gutachtlich zu äußern, darf vielmehr der Geschworenenbank nur eine auf den vorliegenden Fall zugeschnittene Rechtsbelehrung erteilen, das heißt, er darf die Geschworenen darüber aufklären, nach welchen rechtlichen Gesichtspunkten sie den ihrer Entscheidung überlassenen Straffall zu beurteilen haben.

Diese Einengung des Schwurgerichtsvorsitzenden, der in der Regel den Anspruch erheben darf, unter den beteiligten Juristen an Erfahrung und Wissen eine hervorragende Stelle einzunehmen,

wird von den Juristen als eine unerhörte Unbilligkeit bezeichnet, hat ihren Grund aber ebenso unzweifelhaft in dem Mißtrauen des Volkes gegen die Unparteilichkeit und Vorurteilsfreiheit des Vorsitzenden. Anderenfalls müßte es unerklärlich erscheinen, warum bei Einführung der Reichsstrafprozeßordnung die in der früheren preußischen Strafprozeßordnung nach französischem Muster enthaltene Berichterstattung des Schwurgerichtsvorsitzenden beseitigt und auf bloße Rechtsbelehrung beschränkt worden ist.

Und selbst diese „Rechtsbelehrung“ ist in der Praxis häufig vom Vorsitzenden dazu benutzt worden, die Geschworenen über die Meinung des Vorsitzenden in der Schuldfrage aufzuklären, auch nicht selten unter dem Schutze des § 300 der Strafprozeßordnung dadurch mißbraucht worden, daß keineswegs einwandsfreie Rechtsansichten den Geschworenen als durchaus anerkannte und sichere hingestellt worden sind. Dieser letztere Uebelstand hat sogar zu dem Vorschlag geführt, den Prozeßparteien das Recht einzuräumen, die Protokollierung der Rechtsbelehrung oder einzelner Teile der Rechtsbelehrung zu verlangen, um diese Rechtsbelehrungen zum Gegenstand von Revisionsangriffen machen zu können.

Bei diesen Erfahrungen erscheint es durchaus unzulässig, dem Schwurgerichtsvorsitzenden irgend welchen Einfluß auf die Entscheidung der Geschworenenbank einzuräumen, und zwar weder in Form der Rechtsbelehrung noch in Form der Berichterstattung. Auch kann den erwähnten Bedenken nicht dadurch abgeholfen werden, daß man die Rechtsbelehrung oder die Berichterstattung des Vorsitzenden nicht an das Ende der Plaidoyers der Parteivertreter, sondern an das Ende der Sachuntersuchung verlegt, obschon dann die Parteivertreter das letzte Wort haben. Denn die dann notwendig erfolgende Kritik der Ausführungen des Vorsitzenden seitens der Parteivertreter würde im Interesse der Autorität des Gerichts unangängig sein. Dagegen muß es selbstverständlich der Geschworenenbank freistehen, sich dann, wenn die Ausführungen der Parteivertreter ihr nicht genügen, um sich in Rechtsfragen zu entscheiden, den Gerichtshof oder den Vorsitzenden um Auskunft zu ersuchen. Von dem Grade der Selbständigkeit und der Intelligenz der Geschworenen wird es abhängen, wie oft sie von diesem Recht Gebrauch machen wollen. Im übrigen ist es Sache der höheren Instanzen, Rechtsirrtümer der Geschworenen zu beseitigen.

Folgt aus den vorstehenden Erörterungen, daß die gerügten

Mängel des heutigen Schwurgerichts unschwer zu beseitigen sein dürften, so wäre damit auch denjenigen Einwendungen abgeholfen, welche bisher gemeinhin gegen das Schwurgericht erhoben worden sind. In Wahrheit liegt aber dem rastlosen Kampf der Juristen gegen das Schwurgericht eine prinzipielle Gegnerschaft zugrunde. Man meint, daß eine der fachmännischen Leitung entbehrende Richterbank überhaupt unfähig sei, die durch die heutige Strafrechtspflege gestellten Aufgaben zu bewältigen. Ja, man erachtet es als eine Kränkung der Juristenehre, daß die Juristen, die doch die Sache am besten verstehen müßten, grundsätzlich von der Prüfung und Entscheidung der so wichtigen Schuldfrage ausgeschlossen sein sollen.

Diese starke Gegnerschaft der Juristen gegen reine Laiengerichte ist vom Standpunkt der juristischen Technik und des Berufsstolzes verständlich, meines Erachtens aber unbegründet. Denn sie verkennt, daß es nicht die Aufgabe der Fachleute ist, sich selbst zu Richtern über die Anwendbarkeit ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse auf das Leben zu machen, daß vielmehr die wahre Aufgabe der juristischen Wissenschaft nur darin bestehen darf, die Untersuchung sachgemäß und formgerecht zu leiten und über das Ergebnis der Untersuchung von den dazu berufenen Parteivertretern gutachtlich Bericht erstatten zu lassen, während die Entscheidung darüber, welches Gutachten oder welche Auffassung den Vorzug verdiene, dem gesunden Menschenverstand unbeteiligter und vorurteilsfreier Laien überlassen bleiben muß. Gelingt es bei diesem Verfahren den juristischen Fachleuten nicht, den Fall so klar zu stellen, daß ein sorgfältig ausgewähltes Laienkollegium sich für die Bejahung der Schuld zu entscheiden vermag, so ist der Gerechtigkeit zweifellos dadurch am besten gedient, daß Freisprechung erfolgt.

Denn eine Strafrechtspflege, welche das alleinige Heil in oftmals spitzfindiger juristischer Dialektik erblicken und sich über die Notwendigkeit allgemeiner Verständlichkeit hinwegsetzen würde, wäre vom juristischen Standpunkt vielleicht zu ertragen, keineswegs aber vom Standpunkt idealer Strafrechtspflege, da das Strafrecht kraft seiner ethischen Beschaffenheit Uebereinstimmung mit dem ethischen Volksbewußtsein erfordert. Die hiermit den Juristen zugewiesene Aufgabe ist auch keineswegs eine untergeordnete oder gar der Berufsehre widersprechende, vielmehr der höchste Dienst, welchen sie am Recht zu leisten vermögen, da er auf selbstloser Pflicht-

erfüllung beruht und in dem Verzicht auf eigene Entscheidung die Gewähr höchster Sachlichkeit und Unparteilichkeit bietet. Insbesondere würde das Ansehen der mit der Leitung der Untersuchung zu betrauenden Berufsrichter in den Augen des Volkes sich nicht mindern, sondern ständig wachsen, wenn sie ihre Aufgabe nicht in der selbstherrlichen Entscheidung von Straffällen, sondern in ihrer sorgfältigen Aufklärung fänden.

Vom Standpunkt praktischer Justiz fällt aber ein anderes Moment noch ausschlaggebend ins Gewicht. Man kann bei unbefangener Beobachtung unserer derzeitigen Strafgerichtsorganisationen sich dem Eindruck nicht verschließen, daß die bei dem Verfahren beteiligten Juristen am eifrigsten da arbeiten, wo die Entscheidung am wenigsten in ihre Hände gelegt ist, vielmehr in der Hauptsache den Laien anvertraut ist, — nämlich im Schwurgericht. Dies hat seinen Grund keineswegs nur darin, daß vor dem Schwurgericht die wichtigsten und verwickeltsten Fälle zur Verhandlung kommen, sondern liegt wesentlich daran, daß alle beteiligten juristischen Faktoren, sowohl die Verteidigung, wie die Staatsanwaltschaft, wie endlich die Richterbank unter Führung des Vorsitzenden auf das eifrigste bestrebt sind, ihren Standpunkt bei der allmächtigen Geschworenenbank zur Anerkennung zu bringen. Durch diesen Wetteifer der juristischen Kräfte kann aber die Strafrechtspflege nur gewinnen. Erheblich weniger Mühe in der Durcharbeitung und Durchkämpfung der Sache gibt man sich durchschnittlich bei den Strafkammern, insbesondere hat hier die Verteidigung einen schwierigen Stand, da sie häufig nicht nur auf den Widerstand der Staatsanwaltschaft, sondern auch des erkennenden Gerichtshofes stößt, der sich durch die juristische Routine nicht selten verleiten läßt, die Sache für einfacher zu halten als sie in der Tat ist. Bei den Schöffengerichten aber ist das Uebergewicht des prozeßleitenden Richters und die Unerfahrenheit und Unselbständigkeit der beisitzenden Schöffen in der Regel so groß, daß der Eindruck der Verhandlungen im wesentlichen derselbe ist wie bei den Strafkammern.

Muß die Gesamtheit dieser Ueberlegungen dahin führen, daß die prinzipielle Durchführung der Schwurgerichtsverfassung die größten Garantien der Gerechtigkeit bieten würde, so wäre zunächst festzustellen, wie die Gerichtsorganisation auf dieser Grundlage praktisch sich gestalten ließe. Hierbei werfen sich drei Fragen auf:

1. Wie weit ist das Prinzip der Aburteilung von Strafsachen durch Laienkollegien auszudehnen?
2. Wieviel Instanzen sollen mit der Sachuntersuchung betraut werden?
3. Wie soll das Zahlenverhältnis der mit der Leitung der Strafgerichte betrauten Berufsrichter bestimmt werden?

Bei Beantwortung der ersten Frage ist zu beachten, daß die Beschaffenheit der Strafsachen keineswegs in allen Fällen die Aburteilung durch Laienkollegien erfordert. Vielmehr können alle Uebertretungssachen, sowie alle auf Privatklage verhandelten Sachen in erster Instanz der Jurisdiktion des Amtsrichters überlassen bleiben, der als Berufsrichter wenig Neigung haben wird, sich im Privatklageverfahren für die eine oder andere Partei zu erhitzen und dem in den Uebertretungssachen ein Gebiet überwiesen wäre, welches bei seinem mehr polizeilichen Charakter zu erheblichen Besorgnissen keinen Anlaß gibt. Und auch in diesen Uebertretungssachen wäre es wünschenswert, wenn nach Möglichkeit von der mündlichen Verhandlung Abstand genommen, das heißt, dem Verfahren mit amtsrichterlichen Strafbefehlen weitester Spielraum gewährt würde. Denn in allen diesen Bagatellsachen ist der Einzelrichter die gewiesene Persönlichkeit für ihre Verhandlung und Entscheidung, auch haben wir gar keine Veranlassung zu bezweifeln, daß der deutsche Amtsrichter dieser Aufgabe in vollem Maße gewachsen sei. Gerade der Amtsrichter, welcher in einem viel lebhafteren Verkehr mit dem Publikum steht als der Kollegialrichter und der wenigstens auf dem Lande die Insassen seines Sprengels und ihre Lebensverhältnisse ziemlich genau zu kennen pflegt, ist mit allen Vorbedingungen für die befriedigende Lösung dieser Aufgabe ausgerüstet.

Vorausgesetzt wird dabei natürlich, daß man diese Jurisdiktion nach Möglichkeit den älteren Amtsrichtern anvertraut und Gerichtsassessoren, die sich ihre Sporen zunächst auf anderen Gebieten verdienen müssen, prinzipiell ausschließt. Die Beobachtung dieses Gesichtspunktes würde um so wichtiger werden, falls das Privatklageverfahren auch nur annähernd diejenige Ausdehnung erhalten sollte, welche ich in dem ersten Teil dieses Aufsatzes empfohlen habe. Im übrigen betone ich noch, daß Voraussetzung dieser Erweiterung der Jurisdiktion des Einzelrichters die Einführung einer Berufungsinstanz bilden würde, als welche natürlich

nur ein nach den Grundsätzen des von mir vorgeschlagenen Schwurgerichts gebildeter Gerichtshof in Betracht käme.

Die Beantwortung der zweiten Frage führt zur Erörterung, ob prinzipiell in Strafsachen die Berufungsinstanz einzuführen sei.

Ueber diese Frage ist so unendlich viel für und wider geschrieben, daß ich außer Stande bin, auch nur annähernd einen Ueberblick über die Gründe und Gegengründe zu gewähren. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Juristen keine eifrigen Verfechter, ja sogar häufig heftige Gegner der Berufungsinstanz sind, wogegen die Laien und das Volk in seiner Gesamtheit erhebliche Sehnsucht nach diesem Rechtsmittel empfinden. Vom Standpunkt der juristischen Technik kann man den Juristen nicht Unrecht geben, wenn sie die Berufungsinstanz wegen der damit verbundenen Verlangsamung der Justiz und der Verwischung der Untersuchungsergebnisse ablehnen und das Heil in einer möglichst sorgfältigen und umfassenden Sachuntersuchung, die dann aber nur einmal vorzunehmen ist, erblicken. Die Juristen würden mit dieser Argumentation auch unbedingt Recht haben, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß alle bei einem Strafprozeß Beteiligten erst dann genau Bescheid wissen, worum es sich eigentlich handelt, wenn das Verfahren durch ein erstes Urteil abgeschlossen ist. Bekanntlich ist man ja auch klüger, wenn man vom Rathause herunterkommt, als wenn man hinaufgeht. Diese Erwägungen treffen vor allen Dingen für den Angeklagten zu, der in vielen Fällen erst aus dem Ergebnis der ersten Verhandlung merkt, worum es sich handelt und jetzt erst seine Verteidigung ausreichend zu gestalten vermag. Ueberhaupt aber ist es in der menschlichen Schwäche begründet — und dies bezieht sich auch auf die juristischen Faktoren — daß erst die wiederholte Verhandlung einer Angelegenheit ausreichende Klarheit über alle dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte verschafft, somit also allein die notwendige Bürgschaft richtigen Erkennens enthält.

Die Erfahrungen, welche man bei den Kriegsgerichten mit der Berufungsinstanz gemacht hat, bestätigen diese Auffassung in vollem Maße.

Anlangend endlich die Zahl der bei den Kollegial-Gerichten der ersten Instanzen zu verwendenden Berufsrichter, so liegt der Schwerpunkt der Entscheidung in der Frage, ob man sich mit der Autorität eines Richters, der natürlich sorgfältig ausgesucht werden muß, begnügen will, oder ob man kollegiale Organisation

auch für diesen Teil des Gerichtskörpers für notwendig hält. Die Neigung der Juristen geht dahin, die aus Berufs- und Laienrichtern zusammengesetzten Gerichtshöfe mit möglichst viel Berufsrichtern zu besetzen, und es könnte den Anschein haben, als ob die kollegiale Organisation der Richterbank eine Garantie gegen Irrtum oder Uebergriffe des Vorsitzenden bildete.

Ich bin indessen der Ansicht, daß das Prinzip, die Leitung der Verhandlungen möglicht in eine Hand zu legen und höchstens bei schwierigeren und umfangreicheren Sachen dem Leiter der Verhandlung einen zweiten Richter zur Unterstützung beizugeben, entschieden den Vorzug verdient. Und zwar aus folgenden Gründen:

1. Schon jetzt zeigt sich bei den Schwurgerichten, bei welchen die Richterbank bekanntlich durch den Vorsitzenden und zwei Beisitzer besetzt ist, daß ausschlaggebend allein die Persönlichkeit des Vorsitzenden ist und daß die Beisitzer in der Regel derartig zur Untätigkeit verdammt sind, daß sie in Gefahr stehen, aus Beisitzern zu Beischläfern zu werden.

2. Es liegt in der Natur der Sache, daß derjenige, welchem allein die Verantwortlichkeit für den Gang der Sache übertragen wird, alles daran setzt, um dieser Verantwortlichkeit auch gerecht zu werden, während die Beiordnung von zwei Kollegen unter Umständen dies Verantwortlichkeitsgefühl abschwächt oder den Vorsitzenden verleitet, sich in Streitfällen und bei persönlichen Differenzen mit den Prozeßbeteiligten hinter die Entscheidung der Richterbank zurückzuziehen, die ihn schon aus kollegialen Rücksichten selten desavouieren wird.

3. Es ist durchaus notwendig, daß mit dem Richterpersonal sparsam gewirtschaftet und danach gestrebt wird, jede Richterkraft voll auszunutzen. Hierzu gehört in erster Linie, daß man ihr die selbständige Lösung richterlicher Aufgaben anvertraut. Denn nur dann werden in den unteren Instanzen Männer herangebildet, welche, angespornt durch das Gefühl eigener Verantwortlichkeit und unbeengt durch die Rücksicht auf den Vorsitzenden, zeigen können, was sie zu leisten vermögen, um danach ihre richtige Einschätzung zu erfahren. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum nicht ein Richter, dessen Vorbildung in Theorie und Praxis bei uns doch sorgfältig genug betrieben wird, für seine Person allein die Leitung einer Strafverhandlung sollte bewältigen können; zumal wenn dafür Vorsorge getroffen wird, daß in besonders umfangreichen

Sachen oder bei Verhandlungen zweiter Instanz ihm ein zweiter Richter zur Unterstützung beigegeben wird.

Ich betone übrigens Sparsamkeit in der Verwendung juristischer Kräfte nicht aus dem Grunde, um die richterliche Laufbahn einzuschränken, sondern um die höchstbedenkliche Ueberfüllung der Terminstage mit Strafsachen nach Möglichkeit zu beseitigen. Denn die durch den Wegfall der Strafkammern freiwerdenden Richterkräfte würden ein häufiges Terminieren ermöglichen, falls man diese Richterkräfte nicht wieder verschwenderisch in den neu zu bildenden Gerichtshöfen verzettelt. Außerdem wäre es dringend erwünscht, wenn man eine sparsamere Verwendung der Richterkräfte dazu benutzte, die Gehaltsverhältnisse unserer Richter mit der Bedeutung ihres Amtes in Einklang zu bringen. Der Richter soll hohe Autorität und hohe Verantwortlichkeit besitzen, daher auch möglichst auf seine eigene Persönlichkeit gestellt werden. Dies setzt aber notwendig voraus, daß man ihn über die kleinliche Misere des Lebens heraushebt und mit einem Gehalt versieht, welches bei den heutigen Lebensverhältnissen sich zwischen 6 und 12 000 Mark je nach dem Dienstalter bewegen, mithin, gegen die heutigen Gehaltssätze gerechnet, einfach verdoppelt werden muß.

Eine Zusammenfassung dieser Erörterungen würde folgende Gerichtsorganisation erster und zweiter Instanz als zweckmäßig ergeben.

I. Instanz.

1. Das Amtsgericht in der Besetzung mit einem Einzelrichter.

Zuständigkeit:

Alle Uebertretungssachen und alle Privatklagesachen, außerdem weitgehende Kompetenz zum Erlaß von Strafbefehlen.

Sollte man Bedenken tragen, dem Einzelrichter eine derartig große Kompetenz einzuräumen — die bei der von mir vorgeschlagenen Ausdehnung des Privatklageverfahrens alle Verletzungen der persönlichen Ehre, sowie alle leichteren Verletzungen des Vermögens und der körperlichen Integrität umfassen würde —, so könnte man für die erwähnten Fälle des Privatklageverfahrens bei den Amtsgerichten Geschworenengerichte in der Besetzung mit dem Amtsrichter als Verhandlungsführer und drei Geschworenen bilden.

2. Das Landgericht und zwar:

a) in seiner Besetzung mit einem Richter als Verhandlungsführer und 5 Geschworenen für alle Vergehenssachen,

b) in seiner Besetzung mit einem Richter als Verhandlungsführer bei eventueller Assistenz eines zweiten Richters und 7 Geschworenen für alle Verbrechenssachen.

II. Instanz.

Das Landgericht.

a) in seiner Besetzung mit einem Richter und 5 Geschworenen als Berufungsgericht gegen die Entscheidungen des Amtsgerichts.
b) in seiner Besetzung mit einem oder zwei Richtern und 7 Geschworenen als Berufungsgericht gegen die Entscheidungen des Fünf-Männergerichts.
c) in seiner Besetzung mit drei Richtern einschließlich des Verhandlungsführers und 12 Geschworenen als Berufungsgericht gegen die Entscheidungen des Sieben-Männergerichts.

III. Instanz.

1. Die Strafsenate der Oberlandesgerichte in ihrer bisherigen Besetzung als Revisionsgericht gegen die Berufungsurteile des Fünf-Männergerichts.

2. Die Strafsenate des Reichsgerichts als Revisionsgericht gegen die Berufungsurteile des Sieben-Männer- und Zwölf-Männergerichts.

Die einschneidenste Aenderung dieser Strafgerichtsverfassung gegen den bisherigen Rechtszustand würde darin bestehen, daß in allen den Sachen, in welchen öffentliche Anklage erhoben wird — abgesehen von Uebertretungssachen —, die Entscheidung I. und II. Instanz allein in die Hände von Volksrichtern gelegt, das Berufsrichtertum also prinzipiell ausgeschlossen ist. Es kann keinen Zweifel leiden, daß ein derartiger Vorschlag sowohl bei den Bundesregierungen, wie auch bei den Juristen auf den allerheftigsten Widerstand stoßen wird. Und zwar wesentlich aus dem Grunde, weil eine derartige Verlegung der Strafrechtspflege erster Instanzen in die Hände von Volksrichtern mit einem Schlage den gesamten Behördenmechanismus des bisherigen strafrechtlichen Schutzes durch das Beamtenrichtertum berauben würde. Wie mächtig dieser Schutz ist, beweist jede Verhandlung vor den heutigen Strafkammern, in welcher irgend eine staatliche Behörde oder irgend ein behördliches Organ als der angegriffene Teil erscheint. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß dies Prinzip der

reinen Volksgerichte ohne schweren Kampf den Regierungen gegenüber durchzusetzen sein wird. Offenbar bewegt sich auch die herrschende juristische Strömung bei ihrem Versuch, den Gegensatz zwischen Beamtengericht und Volksgericht zu lösen, in der Diagonale des bisherigen Schöffengerichts, also der Kombination von Berufsrichtern und Laienrichtern zu einem einheitlichen Gerichtskörper. Wenn man bei dieser Kombination empfehlend darauf verweist, daß die Kriegsgerichte, die ja durchweg nach diesem Prinzip gebildet sind, sich bestens bewährt hätten, so kann dieser Hinweis nicht ohne Einschränkung akzeptiert werden. Denn einmal macht sich bei den Kriegsgerichten die Interessengemeinschaft der Armee mächtig geltend, sodaß der Einfluß der juristischen Beisitzer hierdurch eingeschränkt wird. Ferner aber ist gesellschaftlich die Stellung der Offiziere gegenüber den Kriegsgerichtsräten eine derartige, daß sie sich von den Juristen als solchen nicht imponieren lassen und daher sehr wohl ihre Meinung auch gegen den Widerspruch der Juristen durchzusetzen wissen. Umgekehrt läßt sich sogar behaupten, daß die juristischen Beisitzer der Kriegsgerichte gegenüber einseitigen Auffassungen der den Vorgesetzten-Standpunkt vertretenden Offiziere ein mäßigendes Moment bilden. Alle diese Verhältnisse lassen sich aber keineswegs auf die bürgerlichen Strafgerichte übertragen; vielmehr sind bei bürgerlichen Strafgerichten besondere Kautelen nötig, um zu verhindern, daß die Schöffen zu bloßem nutzlosen Beiwerk werden.

Als solche Kautelen wären zu bezeichnen:

1. Sparsame Verwendung der Juristen in den zu bildenden kombinierten Gerichten.
2. Oeffentlichkeit der Beratungen und Abstimmungen.
3. Sorgfältige Auswahl der Laienrichter.

Werden diese Kautelen gewahrt, so ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, in den zu bildenden Schöffengerichten auch in ihren Laienelementen selbständige Gerichtskörper zu erhalten oder diese Schöffengerichte allmählich zu selbständigen Faktoren der Rechtspflege zu erziehen.

Werden dagegen diese Kautelen nicht beachtet, so wird sich zeigen, daß in den geplanten Schöffengerichten die Juristen sehr bald die Oberhand erlangen und die Laienbeisitzer zu bloßen Jasagern herabdrücken werden.

Unter diesen Kautelen ist das Hauptgewicht auf eine zweckentsprechende Auswahl der Schöffen zu legen, da von der Qualität

der Schöffen naturgemäß die Bedeutung des Laienelements abhängt. Wie schon früher bemerkt, kann keine Rede davon sein, daß das jetzt in Geltung befindliche Wahlsystem den notwendigen Anforderungen genügt. Vielmehr ist nur dann zu hoffen, daß geeignete Laienelemente in die Strafgerichte gelangen, wenn ihre Auswahl dem Volke direkt anvertraut wird, derart, daß jeder Landgerichtsbezirk die für die Besetzung der ständigen Strafgerichte erforderlichen Schöffen wählt, wobei es sich allerdings empfehlen dürfte, die zu wählenden Schöffen nach Verhältnis der Bevölkerungszahlen auf die einzelnen Amtsgerichte zu verteilen und durch die Amtsgerichtsinsassen wählen zu lassen. Denn bei der erheblichen Zahl der zur Besetzung der Strafgerichte notwendigen Schöffen würde die Aufstellung einer Liste für den ganzen Landgerichtsbezirk ihre Bedenken haben. Die Wahl der Schöffen erfolgt jedesmal für ein Jahr und ist im Dezember zu bewirken. Dasselbe Wahlsystem wäre auch bei Geschworenengerichten zur Anwendung zu bringen, falls es gelänge, die neue Gerichtsorganisation auf dem Prinzip der Geschworenengerichte aufzubauen.

Gegen den Vorschlag, die Auswahl der Geschworenen oder Schöffen den bisherigen Verwaltungsausschüssen zu entziehen und direkt dem Volke anzuvertrauen, wird zweifellos das Bedenken geltend gemacht werden, daß dann die Auswahl der Volksrichter Gegenstand politischen Kampfes werden würde. Hieran kann auch in der Tat nicht gezweifelt werden. Es ist jedoch nicht einzusehen, warum die wichtige Frage der Volksrichterwahl nicht eine politische Frage sein sollte, bei deren Lösung alle politischen Parteien das Recht beanspruchen können, ihren Einfluß geltend zu machen. Volksgerichte müssen, wenn sie wirkliche Volksgerichte sein sollen, den Kampf der politischen Parteien wiederspiegeln und können, wenn ödes Majorisieren durch die gerade die Ueberzahl besitzende Partei vermieden wird, zum Ausgleich der streitenden politischen Auffassungen erheblich beitragen. Es muß dabei, wie schon bemerkt, nur Vorsorge getroffen werden, daß auch die Minoritäten ihre Vertretung erhalten, da die rücksichtslose Befolgung des Majoritätsprinzips allerdings Einseitigkeiten in der Besetzung der Geschworenenbank zur Folge haben kann. Daß die Sozialdemokratie bei einer derartigen Strafgerichtsorganisation ein gewichtiges Wort mitsprechen würde, halte ich für kein Unglück, bin vielmehr der Meinung, daß die Gefahr, sozialdemokratische Richter in Ueberzahl zu erhalten, wohl geeignet ist, das Bürgertum zu lebhafterer

politischer Bestätigung aufzustacheln, einer Anregung, deren es dringend bedarf. Im übrigen aber glaube ich, daß es der Geschworenenbank in vielen Fällen nützlich sein kann, wenn auch Vertreter der sozialdemokratischen Partei als Richter Gelegenheit erhalten, ihre Auffassungen zu betätigen. Daß die von mir gewünschte Oeffentlichkeit der Beratung und Abstimmung der Geschworenen ein wichtiges Moment gegen Vergewaltigungen jeder Art bildet, soll hier noch ausdrücklich betont werden.

Zum Schluß muß noch die Frage gestreift werden, ob die Einordnung der Berufungsgerichte in die Landgerichte, wie sie hier angenommen ist, unbedenklich ist. Zunächst ist festzustellen, daß ein Rechtszug von den Strafgerichten der Landgerichte an den Sitz des Oberlandesgerichts im Berufungsverfahren völlig ausgeschlossen ist, da in diesem Falle entweder die Benutzung von Beweismitteln übermäßig eingeschränkt werden müßte oder das Verfahren mit übermäßigen Kosten belastet werden würde. Es bleiben daher nur zwei Möglichkeiten: entweder deputiert man Berufungssenate der Oberlandesgerichte an den Sitz der Landgerichte — wobei vielleicht zwei Landgerichtsbezirke zusammengefaßt werden könnten — oder man bildet die Berufungsgerichte bei den Landgerichten selbst als Teil der Landgerichtsorganisation. Der erste Weg hat den Vorzug, den Berufungsgerichten größere Selbständigkeit und höhere Autorität zu verschaffen und empfiehlt sich aus diesem Grunde, wenn die neue Gerichtsorganisation nach dem Muster des Schöffengerichts ausgebildet werden sollte. Werden dagegen durchweg Geschworenengerichte eingerichtet, so dürfte bei der völligen Selbständigkeit der in Betracht kommenden Geschworenenbänke der zweite Weg, wie auch hier vorgeschlagen, durchaus gangbar und unbedenklich sein.

B. Die Organisation der Staatsanwaltschaft.

Prinzipiell kann man sich mit derjenigeu gesetzlichen Regelung einverstanden erklären, welche das Gerichtsverfassungsgesetz für diese Behörde enthält. An einem Punkte scheint mir jedoch der Umfang der staatsanwaltschaftlichen Geschäfte einer erheblichen Steigerung und Konzentration fähig zu sein.

Der § 153 des Gerichtsverfassungsgesetzes bestimmt zwar:

„Die Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes sind Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft und sind in dieser Eigen-

schaft verpflichtet, den Anordnungen der Staatsanwälte bei dem Landgerichte ihres Bezirks und der diesen vorgesetzten Beamten Folge zu leisten."

Nach dieser Bestimmung ist die Staatsanwaltschaft der Landgerichte in der Lage, sich der Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes direkt zu bedienen; praktisch gestaltet sich die Sache jedoch so, daß sich der Verkehr zwischen der Staatsanwaltschaft und den Polizeibehörden in den Formen der Requisition abspielt. Hierdurch wird, insbesondere in den Großstädten, ein Dualismus erzeugt, der dahin führt, daß neben der Staatsanwaltschaft die Polizeibehörden sich zu Behörden der Ermittelung und Verfolgung kriminellen Unrechts ausgestalten. Es ist klar, daß die Polizei- und Sicherheitsorgane zu Requisitionszwecken stets herangezogen werden müssen, da schon Gründe der Sparsamkeit es untersagen würden, die Staatsanwaltschaften mit dem erforderlichen Personal auszurüsten. Eine andere Frage aber ist es, ob die Staatsanwaltschaft nicht zweckmäßiger mit denjenigen Beamten direkt auszurüsten wäre, welche heute die sogenannte Kriminalabteilung der Polizeibehörden bilden. Denn der heutige Zustand hat zur Folge, daß die leitenden Beamten der Staatsanwaltschaft in den wichtigsten Kriminalfällen auf die Informationen einer anderen Behörde angewiesen sind und somit gerade auf dem Gebiete der Verbrechens- und Verbrecherkunde der direkten Erfahrung ermangeln, insbesondere aber außer stande sind, auf diesem Gebiete eigene Auffassungen zu betätigen. Ja, es kann sich sogar in den Großstädten eine Art Konkurrenz zwischen Staatsanwaltschaft und Polizeibehörde entwickeln, derart, daß das ganze Ermittelungsverfahren von der Polizeibehörde selbständig betrieben und der Staatsanwaltschaft nur die Erhebung und Durchführung der öffentlichen Klage überlassen wird. Soviel mir bekannt, haben sich die Dinge in Berlin in dieser Richtung entwickelt und zwar meiner Meinung nach zum Schaden der Justiz, da hierdurch den Polizeibehörden eine unzulässige Direktive auf dem Gebiete des Kriminalrechts eingeräumt wird. Jedenfalls wird hierdurch das im § 152 Absatz 2 der Strafprozeßordnung anerkannte Legalitätsprinzip, wonach die Staatsanwaltschaft verpflichtet ist, wegen aller kriminellen Handlungen einzuschreiten, sofern zureichende tatsächliche Anhaltspunkte vorliegen, bedenklich gefährdet, da für die polizeilichen Organe nur Opportunitätsgründe maßgebend zu sein brauchen.

Anlangend die Stellung der Staatsanwaltschaft gegenüber dem Gericht ist, sofern man den Strafprozeß als Parteiprozeß aufbauen will, eine radikale Aenderung erforderlich. Ich denke hierbei nicht an die Vorschrift des § 151 des Gerichtsverfassungsgesetzes, wonach die Staatsanwaltschaft in ihren Amtsverrichtungen von den Gerichten unabhängig ist. Denn diese Vorschrift bedeutet, richtig interpretiert, nichts anderes, als die Selbständigkeit der Staatsanwaltschaft als Strafverfolgungsbehörde, eine Vorschrift, die als solche selbstverständlich ist.

Vielmehr gibt mir zu Ausstellungen nur die Beschränkung der Sitzungspolizei Anlaß, welche das Gerichtsverfassungsgesetz den Gerichten gegenüber der Staatsanwaltschaft auferlegt hat. Der § 177 des Gerichtsverfassungsgesetzes bestimmt zwar, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Sitzung dem Vorsitzenden obliegt, nach der geltenden Rechtsprechung gibt diese Bestimmung jedoch weder dem Vorsitzenden, noch selbst dem Gerichtshof das Recht, dem Staatsanwalt auch nur das Wort zu entziehen. Disziplinarbefugnisse, insbesondere Strafbefugnisse wegen Ungebühr, stehen dem Gerichtshof gegen den Staatsanwalt zweifellos nicht zu, da das Gerichtsverfassungsgesetz in dieser Beziehung sich in nicht mißzuverstehender Weise ausschweigt. Die Autorität des Vorsitzenden und des Gerichtshofes macht daher vor der Staatsanwaltschaft Halt. Dieser Zustand ist ein für die Autorität der Gerichtshöfe durchaus schädlicher und muß entschieden beseitigt werden, soweit es sich um die Befugnis handelt, dem Staatsanwalt das Wort zu entziehen. Diese Befugnis abzusprechen, hat nur die verkehrte Auffassung von der coordinierten Stellung der Staatsanwaltschaft und des Gerichts verschuldet, obwohl diese Auffassung vor der einfachen Ueberlegung weichen müßte, daß die Autorität des Rechtes notwendig die Uebertragung der Sitzungspolizei gegen alle am Verfahren Beteiligte auf eine Person verlange und daß diese eine Person nur der Vorsitzende des Gerichtshofs sein könne, gegen dessen Entscheidung höchstens an den Gerichtshof appelliert werden dürfte. Selbst dann also, wenn man nicht den reinen Parteiprozeß einführen und die Staatsanwaltschaft als Prozeßpartei behandeln will, ist es notwendig, die Autorität des Gerichtshofes soweit zu stärken, daß der Gerichtshof allein über das zu befinden hat, was vor seinem Forum geschehen darf. Ob man so weit gehen will, dem Gerichtshof Disziplinarbefugnisse auch gegen den Staatsanwalt an der Gerichtsstätte einzuräumen,

hängt von der Prinzipienfrage des Parteiprozesses ab. Da ich ein entschiedener Anhänger dieser Gestaltung des Verfahrens bin, kann ich auch nur den Standpunkt vertreten, daß die Staatsanwaltschaft so gut wie jeder andere Prozeßbeteiligte sich jeder Ungebühr vor Gericht zu enthalten hat und im Uebertretungsfalle mit einer, den schuldigen Staatsanwalt treffenden, Ordnungsstrafe zu belegen ist.

C. Die Organisation der Verteidigung.

Man hat oft die Behauptung aufgestellt, die Rechte der Verteidigung seien vom Gesetz zu gering bemessen. Diese Behauptung trifft insoweit zu, als im Verhältnis zur Staatsanwaltschaft die Verteidigung zu schwach erscheint. Die Prozeßstellung der Staatsanwaltschaft ist eine zu mächtige, ein Uebelstand, welchem nur dadurch abgeholfen werden kann, daß die Staatsanwaltschaft auf den natürlichen und gesunden Standpunkt einer Prozeßpartei herabgedrückt wird. Denn in demselben Maße, in welchem die Staatsanwaltschaft geschwächt wird, wächst die Verteidigung an Ansehen und Einfluß. Ein anderer Grund der Beschwerde liegt darin, daß die Verteidigung während des vorbereitenden Verfahrens und während der Voruntersuchung in übertriebener Weise von jedem Einfluß auf den Gang der Ermittelungen und der Untersuchung ferngehalten werde. Auch dieser Beschwerde wird in gründlicher Weise nur abgeholfen werden können, wenn an die Stelle des Inquisitionsprozesses mit seiner veralteten Schriftlichkeit und Heimlichkeit Parteiprozeß mit Verhandlungsmaxime und weitgehendster Mündlichkeit sowie Oeffentlichkeit des Verfahrens tritt. Denn bei der heute geltenden schriftlichen Vorbereitung des Verfahrens, insbesondere aber dem Institut der gerichtlichen Voruntersuchung mit ihrem Ausschluß jeder Parteitätigkeit, kann die Verteidigung niemals ihre Aufgabe, zu Gunsten des Beschuldigten aufklärend zu wirken, in genügender Weise erfüllen, muß sich vielmehr wohl oder übel damit begnügen, eine abwartende Stellung einzunehmen und sich auf die mündliche Hauptverhandlung zu vertrösten. Bemerkenswert ist übrigens das Mißtrauen, welches im Stadium der Voruntersuchung der Verteidigung insofern entgegengebracht wird, als während dieses Stadiums dem Verteidiger die unbeschränkte Einsicht der gerichtlichen Untersuchungsakten nur insoweit zu gestatten ist, *als dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes ge-*

schehen kann. Da zu Verteidigern, ohne Genehmigung des Gerichts, nur die bei einem deutschen Gericht zugelassenen Rechtsanwälte, sowie die Rechtslehrer an deutschen Hochschulen — also Personen von Richterqualität — gewählt werden können, muß es Wunder nehmen, daß man diesen Personen eine Gefährdung des Untersuchungszweckes überhaupt zutraut.

Was die zur Verteidigung zugelassenen Personen betrifft, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß die jetzt von der Strafprozeßordnung gewährte Möglichkeit der Uebertragung von Verteidigungen an nicht-richterliche Justizbeamte oder solche Rechtskundige, welche die erste vorgeschriebene Prüfung für den Justizdienst bestanden haben, entschieden zu reprobieren ist. Denn das Amt der Verteidigung ist ein so verantwortungsvolles und setzt soviel Selbständigkeit und Erfahrung voraus, daß es keinesfalls Personen der gedachten Kategorien anvertraut werden darf; zumal der Gerichtshof in den Fällen der notwendigen Verteidigung zu leicht der Versuchung ausgesetzt ist, aus Sparsamkeitsrücksichten die Verteidigung derartig ungeeigneten Personen zu übertragen.

Im Hinblick darauf, daß bei den Kriegsgerichten das System besonderer Zulassung von Rechtsanwälten als Verteidigern eingeführt ist, könnte die Frage aufgeworfen werden, ob dies System nicht auch für die bürgerlichen Strafgerichte sich empfehle. Obschon sich bei den Kriegsgerichten aus dieser Beschränkung der Verteidigung, soviel mir bekannt, noch keine erheblichen Mißstände ergeben haben, kann dies System für die bürgerlichen Strafgerichte unter keinen Umständen gebilligt werden. Denn es würde nur zur Folge haben, daß alle diejenigen Rechtsanwälte, welche unbequemer politischer Ueberzeugung verdächtig oder überführt wären, von der Zulassung zur Verteidigung ausgeschlossen würden. Jedenfalls hätten die Gerichtshöfe in einem derartigen Zulassungssystem eine leichte und unkontrollierbare Handhabe, um Verteidiger auszuschließen, welche sich aus irgend welchen Gründen der Sympathie des Gerichts nicht erfreuen. Dagegen kann es zweckmäßig erscheinen, der Verteidigung eine straffere Organisation zu geben, soweit es sich um eine Tätigkeit der Verteidigung im vorbereitenden Verfahren handelt. Auf diese Frage wird im Fortgang dieser Erörterungen noch eingegangen werden.

Zum Schluß dieser Betrachtungen über die Organisation der Verteidigung soll jedoch noch auf einen Mißstand mehr persönlicher Art aufmerksam gemacht werden, dem unbedingt abgeholfen werden

muß. Schon bei der Besprechung der allgemeinen Grundlagen des Strafprozesses, insbesondere bei Schilderung der verderblichen Folgen der Inquisitionsmaxime habe ich darauf hingewiesen, daß der Ton unserer Gerichtsverhandlungen erheblich zu wünschen übrig lasse. Dieser Mangel unserer forensischen Gebräuche hängt natürlich nicht allein mit der Inquisitionsmaxime zusammen, sondern ist eine Folge der allgemein zu beobachtenden Tatsache, daß unser Beamtentum sich nicht für verpflichtet hält, im Verkehr mit Privaten die ungeschriebenen Gesetze der Höflichkeit zu beachten. Von diesem Vorwurf ist unser Richtertum — wobei Ausnahmen bekanntlich die Regel bestärken — leider am allerwenigsten freizusprechen und gerade im Strafprozeß hat nicht nur der Angeklagte, sondern auch die Verteidigung Anlaß sich zu beschweren. Man kann sagen, daß einzig und allein die wenig konniventen, manchmal sogar brüsken und durchweg unhöflichen Formen des Verkehrs in den Strafgerichtssälen eine große Anzahl von Rechtsanwälten — und zwar sicher nicht die an Standes- und Ehrgefühl minder Begabten — dazu veranlaßt, Verteidigungen prinzipiell abzulehnen und sich auf die Zivilpraxis zu beschränken. Nun setzt die Verteidigerrolle ja unbedingt Gaben besonderer Art voraus, als da sind: Schlagfertigkeit, Taktgefühl, Rednergabe usw. Gaben, die nicht ohne weiteres jedem Rechtsanwalt verliehen sind. Vieles vermag aber auch die forensische Erziehung und diese entfällt, wenn der Verteidigerberuf an sich zu wenig verlockend ist. Es liegt im eigensten Interesse der Strafjustiz, zu verhindern, daß sich aus der Klasse der Rechtsanwälte eine besondere Gruppe von Strafverteidigern ausscheidet und daß die angesehensten Anwälte die Ehre, vor den Strafgerichten des Landes zu verteidigen, grundsätzlich ablehnen. (Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Shakspere-Literatur
von
Hermann Conrad.

(Fortsetzung.)

Friedrich Theodor Vischer: Shakespeare-Vorträge. 4. Band: König Johann, Richard II., Heinrich IV., Heinrich V. 5. Band: Heinrich VI., Richard III., Heinrich VIII. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1901 und 1903.

Man ist geneigt zu bedauern, daß Vischer nicht an Stelle der drei Teile Heinrichs VI. lieber drei der besten Lustspiele Shaksperes zum Gegenstande seiner Betrachtung gewählt hat; denn Heinrich VI. gehört zu den jugendlichsten Leistungen Shaksperes und enthält große Stücke, die nicht von ihm sind, wenn auch seine Arbeit nach dem 3. Teile hin einen immer breiteren Raum einnimmt. Aber es war doch wohl nicht anders zu machen. Zuhörer, die ein zusammenhängendes Bild von Shaksperes Kunstschaffen zu erhalten verlangten, bedurften der Darstellung des ganzen Rosenkrieges, weil nur so das großartige Schlußstück, Richard III., verständlich wird. Außerdem aber ist es sicher, daß der stürmische Aufstieg des Dichters von bescheidenen, unreifen Anfängen auf die Höhe seiner Kunst in wenigen Jahren handgreiflicher gar nicht dargestellt werden kann als in einem Vergleich des 1. Teiles von Heinrich VI. mit dem 3. und mit Richard III.

Inhaltlich unterscheiden sich diese Bände von den früher hier besprochenen nur dadurch, daß — mit Ausnahme des ganz übersetzten Richard III. — der Text der andern historischen Dramen nur stückweise gegeben ist. (Bekanntlich handelt es sich in allen Vischerschen Uebersetzungen immer nur um eine Revision des Schlegel-Tieckschen Textes.) Ein Urteil über Vischers Uebersetzung von Richard III. kann ich nicht fällen, da es mir unmöglich gewesen ist, sie mit dem Schlegelschen und dem Urtext zu vergleichen; aber es unterliegt keinem Zweifel nach der hier gegebenen Charakteristik der früheren Uebersetzungen, daß wir auch in ihr eine der besten Verdeutschungen vor uns haben werden.

An Richard III. knüpfen sich hochinteressante dramaturgische Fragen, auf deren Lösung durch Vischer wir gespannt sein dürfen. Wie stellt er sich zu dem Unternehmen Shaksperes, einen der entsetzlichsten Menschen der Geschichte zum Mittelpunkte eines ernsten Dramas zu machen. Ein Hinweis auf Kids Spanische Tragödie und die in den ersten Neunzigern noch sehr beliebte Bluttragik, der Shakspere vor dieser Zeit einen geringen Zoll in dem von ihm nur überarbeiteten Titus Andronikus gezahlt hat, zur Erklärung dieses Kunstprodukts schlösse seine Verurteilung in sich. Die Bestie im Menschen mag in den dunkeln Winkeln eines Kunstbaus liegen — als Folie, der Kontrastwirkung wegen, also zu irgend einem höheren Zweck — allein bewohnen darf sie ihn nicht. Die größte tragische Tat des Sophokles besteht darin, daß er in der Elektra das furchtbare Verbrechen des Muttermordes menschlich faßbar gemacht hat: die moderne bestialisierte Elektra, starrend vor Schmutz, fauchend, heulend, fluchend, rasend vor Blutdurst und dann, nach dessen Sättigung, in ihrem wahnsinnigen Freudentanz zusammenbrechend, ist ekelhaft wie jede rohe Sensation. Wo ist das menschlich Packende in Richard? Vischer sagt, in seiner kolossalen Willenskraft, seiner dämonischen Männlichkeit einer- und andererseits in der Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, der mit intuitiver Sicherheit die rechten Mittel zur Erreichung seiner bösen Zwecke wählt und bis zur Katastrophe nie einen Fehlschlag tut. Das sind zwei imposante menschliche Eigenschaften, die unser Interesse fesseln. Er ist als Bösewicht ein Genie. — Und wo ist die menschliche Schwäche? Er bricht zusammen unter der Wucht der Leiden, die er andern bereitet hat, als er dem Ende seines kurzen Lebens gegenübersteht. — So ist es: denke man sich Richard, wie einen Nero, im fortgeschrittenen Stadium des Cäsarenwahnsinns; ja, man lasse ihn nur ein zweckloses Verbrechen, eine mutwillige Grausamkeit begehen; man nehme ihm jenes Erschauern seiner schwachen Menschlichkeit vor etwas Gewaltigem über ihm — und er ist der wilde Eber, den er jetzt da nur im Wappen führt, ein Tier, das kein künstlerisches Interesse erregen kann.

Was meint Vischer zu der berühmten und berüchtigten Liebesszene zwischen Richard und Lady Anna am Sarge ihres von jenem ermordeten Schwiegervaters? — Dem bekannten billigen Tadel gegenüber nimmt er den richtigen Standpunkt ein. Die glückliche Werbung Richards ist eine historische Tatsache, die sich in mehreren Monaten vollzog und die Shakspere in einer seiner beliebten Verkürzungen auf der Bühne darstellte. Die Sache kann also kein Bedenken erregen, die Art der dramatischen Gestaltung ist allerdings jugendlich, während er später diese Seite seiner Kunst so geschickt handhabt, daß der Zuschauer gar nicht merkt, wenn das Schwergewicht der alltäglichen Wirklichkeit aufgehoben wird. Ich erinnere an eine ähnliche Partie in dem Jugenddrama Romeo bei Gelegenheit des Festes im Hause Capulets: in zwei Versen fordert der Wirt seine Gäste dringend auf, nach dem Abendmahl einen Nachtisch von Konfekt und

Wein einzunehmen, er spricht drei Verse weiter und der Schluß des dritten heißt: „Dann wollen wir zu Bette gehn.“ Innerhalb dieser drei Verse haben die Gäste ihre stumme Ablehnung ausgesprochen, und Capulet hat sich von uns verabschiedet. Der jugendliche Uebermut, mit dem Shakspere sich die verwegene Aufgabe dieser Werbungs-Szene stellte, ist ebensowenig zu leugnen wie die Genialität ihrer Lösung, welche Vischer im einzelnen auseinandersetzt. Er hat auch recht, wenn er meint, daß diese Szene auf der Bühne nicht den Eindruck der Unmöglichkeit mache, sobald sie gut gespielt werde. Zum guten Spiel gehört allerdings, daß man Richard so darstellt, wie Shakspere ihn gewollt hat und wie er geschichtlich ist: als jungen, höfisch gewandten Mann, mit einem, wenn auch nicht schönen, so doch feinen und durch seine Intelligenz anziehenden Gesicht und als einen Schauspieler von proteusartiger Verwandlungsfähigkeit, wie ihn der große Mitterwurzer gab. Wenn jedoch ein Mensch, wie wir ihm auch als Männer nicht gern einsam im Walde begegnen, ein abschreckend häßlicher Mann in mittlerem Lebensalter in zehn Minuten die Liebe einer jungen, schönen, sinnlichen Frau gewinnen soll, so müssen wir allerdings sagen: das ist unmöglich.

Ein Kritiker hat richtig geltend gemacht, daß Vischer in der Entwicklung der historischen Grundlage dieser Dramen ein paar Versehen mit untergelaufen sind. Das ist sehr entschuldbar: wer die Geschichte der Rosenkriege selbst einmal eingehend studiert hat, weiß, daß sie sehr kompliziert und in vielen Einzelheiten ungeklärt ist, so daß auch der gewiegte Historiker wahrscheinlich kein ganz einwandfreies Bild von ihr wird geben können. Solchem kleinlichen, unbilligen Tadel gegenüber muß nochmals die eminente Wissenschaftlichkeit der Vischerschen Shakspere-Interpretation betont werden. Jeder kann sich davon überzeugen bei einer Durchsicht der vortrefflichen Anmerkungen des Professors Lorenz Morsbach, welche selten Berichtigungen, meist nur fachmännische Ausführungen enthalten. Unter den Aesthetikern, die umfangreiche Werke über Shakspere geschrieben haben, ist mir niemand bekannt, der hinsichtlich der Kenntnis der Fachliteratur, der Quellenforschung und auch der philologischen Gründlichkeit in der Behandlung des Urtextes so hohe Anforderungen an sich gestellt hätte wie Fr. Vischer. Der seltene Verein von höchster künstlerischer Begabung und wissenschaftlichen Errungenschaften hat in diesen Shakspere-Vorträgen ein Interpretationswerk geschaffen, wie es keine andere Nation besitzt — eine jener unschätzbar reichen Opfergaben auf dem Altar des Dichters, wie sie nur die Liebe eines ganzen Lebens erschwingen kann. Jeder, der sich bewußt ist, was Shakspere unserm Volke seit einem Jahrhundert gewesen und hoffentlich noch viele Jahrhunderte sein wird, muß stolz sein auf diese deutsche Geistestat.

Robert Hessen: Leben Shakespeares. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1904.

Robert Hessen gehört weder der deutschen Shakspere-Gemeinde an, noch ist er Shakspere-Forscher. Was ihn zur Abfassung dieser Biographie getrieben hat, ist die aus seiner „Dramatischen Handwerkslehre"*) bekannte begeisterte Verehrung des Dichters. Diese starke und gesunde Kraft hat ihn veranlaßt, in verhältnismäßig kurzer Zeit das beste, was die neueste Shakspere-Literatur hervorgebracht hat, sich anzueignen als Material für eine neue Shakspere-Biographie. Die Aufrichtigkeit, mit der er uns in der Zusammenstellung der von ihm benutzten Literatur seine Stärke und — seine Schwäche enthüllt, nimmt für ihn ein, und wir bezeugen ihm gern, daß die Hauptwerke, ohne deren Benutzung ein heutigen Anforderungen entsprechendes Buch über Shakspere, nicht geschrieben werden kann, sich unter seinen zirka 30 Schriften befinden. Aber selbstverständlich kann mit solchem Material ein Werk von originaler Bedeutung nicht geschaffen werden.

Bekanntlich beruhen die dickleibigen Biographien über Shakspere zum allergeringsten Teile auf Feststellung von Tatsachen — für des Dichters persönliches Leben gibt es kaum mehr als zehn solcher Tatsachen — die Hauptmasse des Raumes wird eingenommen von der Begründung von Hypothesen über das, was wir nicht wissen und gern wissen möchten. Will also ein Biograph neues bringen, so kann er das nur, indem er selbst neues Material zur Begründung neuer Hypothesen aus originalen Studien schöpft, oder aus dem vorhandenen Material neue Schlüsse zieht. Beides erfordert gründliche Kenntnis dieses Materials, das in vielen Hunderten von Schriften zerstreut ist. Und wenn der Nichtfachmann dreißig Schriften der hervorragendsten Forscher durcharbeitet, so wird er über die einzelnen Hypothesen doch nur einzelne Meinungen finden; er kann von diesen eine mit mehr oder weniger Glück wählen; häufig jedoch wird er eine Ansicht zu der seinigen machen, die in andern ihm unbekannten Schriften bereits widerlegt ist.

Für Hessen ist z. B. die Annahme, daß Shakspere in Italien gewesen, „eine rein willkürliche" nur darum, weil er die eine maßgebende Schrift von Theodor Elze darüber nicht kennt. Wer diese gelesen hat und bezweifelt, daß Shakspere die hier enthüllte intimste Kenntnis des öffentlichen und privaten Lebens der Norditaliener, gewisser Lokalitäten und gewisser in diesen Lokalitäten zu jener Zeit wohnhaften Persönlichkeiten nur aus eigner Anschauung haben konnte, der ist von einer Zweifelsucht ergriffen, für welche es überhaupt keinen Indizienbeweis gibt. — Für Hessen ist es ganz „einfach", daß die beiden Quartos des 2. und des 3. Teiles von Heinrich VI. nur Verstümmelungen wirklicher Shaksperescher Dichtungen sind, während andere Forscher nach gründlichen Studien zu

*) 2. Auflage. Berlin, Walter, 1903.

der Ueberzeugung gelangt sind, daß sowohl den Quartos wie der Folio die Arbeit eines fremden ungeschickten Dichters zu grunde liegt, die Shakspere nur zugestutzt hat. — Hessen hält es für selbstverständlich, daß Ende gut, alles gut, die Gewonnene Liebesmühe ist, welche von Meres genannt wird, aber sich unter den überlieferten Dramen nicht findet. Tatsächlich werden noch drei andere Stücke hierfür in Anspruch genommen; ich selbst habe es mich einige Mühe kosten lassen, nachzuweisen, daß viel Lärm um nichts das unverlorene Pendant zur Verlorenen Liebesmühe ist. — Für dieses letztere Stück ist nach Hessen „keine Vorlage bekannt": allerdings keine Novelle, aber die historische Grundlage, auf welcher sich diese Komödie aufbaut, hat einer unsrer hervorragendsten Shakspere-Forscher, Gregor Sarrazin, vor mehreren Jahren entdeckt. — Romeo soll 1591 gedichtet sein, weil die Amme von einem Erdbeben spricht, das vor elf Jahren stattgefunden habe, und weil 1580 wirklich ein Erdbeben in England stattgefunden hat. Das erscheint nur so auf den ersten Blick, denn wenn Shakspere sich auf dieses Ereignis bezog, so konnte er diese Beziehung in das schon längst fertige Stück 1591 eingefügt haben; dann aber hätte er sie in der zweiten Bearbeitung (zirka 1595) auch entfernen müssen, was nicht geschah. Das Erdbeben gehört also wohl nur zu der italienischen Lokalfärbung. Sicher sind hervorragende Forscher der Ansicht, daß Romeo nicht 1591 verfaßt ist. Am besten wäre es gewesen, wenn Hessen die Untersuchung über das genaue Datum der einzelnen Dichtungen, das ja bekanntlich nach der Ansicht der einzelnen Forscher immer von 3 bis 18 Jahren differiert, überhaupt gelassen und vor allem auf die sehr fragwürdige chronologische Tabelle am Schlusse des Buches verzichtet hätte.

Die Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse, die auf älteren gediegenen Schilderungen und zum teil auch auf eigener Anschauung beruht, ist durchweg gut gelungen. Hessen gibt von der engeren und weiteren Heimat, wie von dem Londoner Leben des Dichters und speziell dem Bühnenwesen des alten London ein sehr lebendiges Bild. Ueber den keineswegs unwahrscheinlichen Wilddiebstahl, sowie das erfolgreiche Streben Shaksperes nach dem niedersten Adelsgrade gibt er die Darstellung der neuesten Forscher, besonders Lees, wieder. Die Vorgänger Kyd, Greene, Marlowe werden zwar scharf, aber richtig charakterisiert. Die historische Legende von der guten Königin Elisabeth, der trefflichen Regentin, an die niemand glauben kann, der einen Posten von State Papers durchgesehen und mit dem aus ihren eignen und fremden Briefen hervortretenden Privatleben dieser Frau bekannt ist, bekämpft er energisch.

Mit den immer knapp gehaltenen Kritiken der einzelnen Dramen kann man in den meisten Fällen übereinstimmen. Hier bewegt sich der Verfasser auf ihm vertrauten Boden und weiß die Betrachtung der alten klassischen Kunst durch Exkursionen in die allerneueste nichts weniger als klassische zu würzen. In der Hamletfrage vertritt er den modernen Stand-

punkt, wie ja denn überhaupt die Kritik der Börne, Kreyßig usw., welche mit einer historischen Naivität sondergleichen in Hamlet einfach den deutschen Michel sah, endgültig überwunden ist.

Der Stil ist flüssig, leicht geschürzt und, wenn wir von einzelnen gar zu familiären Ausdrücken absehen, in gutem Sinne populär.

So läßt sich über das Buch, sofern nicht die hypothetische Seite der Shakspere-Forschung in Frage kommt, manches gute sagen. Und da die Biographie mit der Prätension einer originalen Erweiterung des Shakspere-Wissens gar nicht auftritt, sondern sich offenbar an den großen Kreis derjenigen wendet, die gern einmal mit nicht allzu großem Zeitaufwande etwas näheres über Shakspere erfahren möchten, so dürfen wir sagen, daß der Verfasser das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreicht hat.

Eduard Engel: Shakespeare-Rätsel. Leipzig, Seemann. 1904.

Dieser fleißige Arbeiter im Weinberge Shaksperes hat in dem genannten Büchlein eine Anzahl von Untersuchungen über gewisse Spezialfragen der Shakspere-„Biographie“, die größtenteils vorher in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden waren, vereinigt: 1. Wer hat die Dramen Shaksperes geschrieben? — 2. War Shakspere in Italien? — 3. Shakspere im Urteil seiner Zeitgenossen. — 4. Shaksperes Bildung. — 5. Shakspere in Pommern. — 6. Francis Bacon. — 7. Wie Othello entstand.

Der erste, dritte, vierte und sechste Aufsatz stehen in Beziehung zur Baconfrage: der dritte, weil die Zusammenstellung der zahlreichen, meist überschwenglich günstigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen über Shakspere es unzweifelhaft macht, daß nur der Ignorant oder der geistig partiell Erkrankte Baconianer sein kann; der vierte, weil es ein Hauptargument dieser Richtung ist, daß der Schauspieldirektor Shakspere, der nur mit Mühe seinen Namen schreiben konnte und den auch noch auf zwei verschiedene Arten schrieb,*) unmöglich die Bildung besessen haben könne, welche die unter seinem Namen gehenden Dichtungen aufweisen. Wer Engels treffliche englische Literaturgeschichte und seine knappe Zusammenfassung des modernen Shakspere-Wissens kennt, weiß, daß dieser Forscher nur die Seite des gesunden Menschenverstandes vertreten kann. Und es ist gut, daß der Unsinn immer wieder von neuem energische Bekämpfer findet; zumal da die meisten von uns aus intellektuellem Widerwillen es längst aufgegeben haben, in die Arena dieses Kampfes hinabzusteigen.

*) Abgesehen davon, daß diese leichtfertige Behauptung von dem ausgezeichneten englischen Paläographen Madden als falsch nachgewiesen ist, gehört wirklich nur eine oberflächliche Kenntnis des Shakspereschen Zeitalters dazu, um zu wissen, daß das allgemeine Schwanken der Orthographie sich auch auf die Schreibung der Namen erstreckte. Der hochgebildete Raleigh schrieb seinen Namen 1581 Rauley, 1586 Ralegh.

Interessant aber ist es, daß der Bazillus zu dieser Gehirnstarre, ausgehend 1856 von Miß Delia Bacon, jener armen Amerikanerin, die, nachdem sie ihn unter der Suggestion ihres eigenen Namens erzeugt, im Irrenhause starb, im kommenden Jahre sein 50jähriges Geburtsjubiläum feiern kann — interessant für die Psychiater.

Im zweiten Aufsatz gesellt Engel nach gründlicher Untersuchung des vorhandenen Materials sich denjenigen zu, welche eine Reise Shaksperes nach Italien für sicher halten. Unter der Fülle der dafür sprechenden Tatsachen ist für mich ein Umstand, auf den Engel ein weniger großes Gewicht zu legen scheint, ein schlagender, unwiderleglicher Beweis: Shakspere wußte, was für wundervolle und in England ganz unbekannte Dinge in norditaliischen, vom venezianischen Orient-Handel gefüllten Truhen lagen; das geht aus Gremios Schilderung seines Besitzes hervor, mit der er Bianca zur Ehe verlocken will. Das konnte er in Reisebeschreibungen nicht lesen; und wenn er darauf verfallen wäre, nach solchen Dingen andre Reisende zu fragen — was eigentlich undenkbar ist — so hätte es ihm keiner sagen können. Wir erkennen in dieser Schilderung einen speziellen, auch sonst in seinen Werken und in seinem Leben betätigten Charakterzug: die so gesunde wie naive Freude an dem äußeren Schmuck des Daseins.

Die pièce de résistance des Bandes ist der bisher unveröffentlichte Aufsatz: Wie Othello entstand, d. h. wie Shakspere aus der stofflich rohen und technisch unbeholfenen Novelle Geraldi Cinthios ein vollendetes Drama schuf. Der Verfasser führt uns in Shaksperes Zimmer und in seine Geisteswerkstatt und enthüllt uns in Dialogen und in Monologen des Dichters, wie er nach und nach die Kruditäten seiner Vorlage in Handlung und Charakteristik überwand. Engel zeigt in dieser Darstellung eine so vollkommene Kenntnis von Shaksperes dichterischer Konstitution, einen so feinen dramaturgischen Takt, daß wir ihm immerfort zustimmen müssen: Ja, so und nicht anders muß die wunderbare Metamorphose sich vollzogen haben. Es wäre gewiß eine äußerst dankenswerte Arbeit, wenn er auch den Werdeprozeß der andern großen Dramen in dieser Weise durchleuchten möchte.

Robert Kohlrausch: Klassische Dramen und ihre Stätten Illustriert von Peter Schnorr. Stuttgart, Lutz, 1903.

Die Absicht des Verfassers ist es, die Handlungen gewisser klassischer Dramen in dem Rahmen nicht bloß ihres wirklichen Schauplatzes, sondern auch ihres kulturgeschichtlichen Milieus zu betrachten auf Grund eigener Anschauung und tüchtiger historischer Studien. Dem naheliegenden Einwande, daß die Dichter dieser Dramen zum großen Teil selbst gar nicht das Lokal der betreffenden Handlungen gekannt haben — man erinnere sich an Emilia Galotti, Fiesko, Tell — begegnet er mit den Worten:

„Entweder stimmt der Schauplatz einer Dichtung mit ihrem Charakter in mitunter wundersamer Weise überein und macht sie selbst erst ganz verständlich, oder man findet den Gegensatz anstatt der Harmonie und sieht — nach dem großen Gesetz des Kontrastes — Dichtung und Schauplatz, jedes für sich, in doppelt scharfer Beleuchtung, in zwiefach deutlichen Formen.“

Eine solche Aufgabe könnte mit vollkommener Nüchternheit ausgeführt werden und dann trotz der Zusammenstellung noch so vieler lokaler und historischer Daten wenig für die betreffende Dichtung leisten. Diese Gefahr lag nicht auf dem Wege, den der Dichter Kohlrausch einschlagen mußte: tief erfüllt von dem Gefühlsgehalt der von ihm behandelten Dichtungen, durchdringt er auch ihren Schauplatz und ihre Zeit mit empfindender Seele und weiß die zarten Fäden, welche von der lokalen Anschauung des Dichters — sie sei unmittelbar oder durch Beschreibung vermittelt — zu der Eigenart seiner Geschöpfe und seiner Handlung führten, mit feiner Hand bloßzulegen. Seine geographischen und historischen Betrachtungen, obwohl in Prosa geschrieben, sind ihrem Wesen nach Elegien, die an jene größte Elegie der Weltliteratur, an Byrons Childe Harold, erinnern würden, wenn sie sich von jener nicht durch die klassische Ruhe des Empfindens und einen gleichmäßig abgetönten, maßvoll geschmückten Stil unterschieden. Das Buch hat eine dichterische Seele in sich, die uns immer wieder zu ihm hinzieht. Abgestoßen von der „modernen“ Formlosigkeit, wie wir Aelteren uns fühlen, lesen wir eine Schrift mit Genuß, deren Stil uns daran erinnert, daß Deutschland doch auch einmal Prosadichter wie Goethe, Heyse, Keller, Storm erzeugt hat.

Von Shakspere behandelt Kohlrausch nur vier Dichtungen. Den Kaufmann von Venedig, Der Widerspenstigen Zähmung, Hamlet und Romeo und Julia. Da er die Fabel der Dichtungen durch ihre verschiedenartigen Gestaltungen bis zu ihrer historischen Quelle verfolgt, so fällt auch etwas für den Shakspere-Forscher ab, so z. B. bei dem letztgenannten Stück. Zwar ist die Geschichte zweier Liebenden, die feindlichen Häusern angehören, von der eigentlichen Quelle Shaksperes, Bandello, schon früher bis hinauf zu Masuccio, der sie nach Siena verlegte, verfolgt worden; neu aber ist mir wenigstens, daß es eine Feindschaft zwischen den Capuletti und den Montecchi in Verona nie gegeben hat, daß die letzteren vielmehr mit den San Bonifacios lange und bitter verfeindet waren. Da Porto verlegte eben (1524) nur Masuccios Geschichte (1476) von Siena nach Verona und erfand auch die Namen der Liebenden. Auf ihn stützt sich Bandello.

Besonders stimmungsvoll ist die Darstellung der Lokalität des Kaufmanns von Venedig und der bezähmten Widerspenstigen. Kohlrausch führt uns durch Venedig und dann über die Lagunen und das von Villen und Palästen belebte Brenta-Tal nach dem seit Jahrhunderten unveränderten Padua. Schade, daß er nicht die vor einigen Jahren in

Buchform erschienenen „Venezianischen Skizzen“ von Theodor Elze kennt, dann hätte er uns sicher den Palast der Portia an der Brenta geschildert, denn seine Entfernung von Padua und der Brenta-Mündung ist nach dem Ritt des Dieners Balthasar von Belmont nach Padua und wieder zurück nach der Brenta-Mündung in einem Tage genau festgestellt; dann hätte er uns etwas näheres von Saonara und seinem bis ins 19. Jahrhundert vorhandenen Nonnenkloster erzählt, in welches Portia vorgeblich während der Abwesenheit ihres Gemahls sich zu Andachtsübungen begibt; er hätte in Padua jenem berühmten Rechtsgelehrten, Dr. Discalzio, von Shakspere Bellario genannt, nachgeforscht, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts der juristische Berater der venezianischen Regierung in schwierigen Fragen war; und er hätte uns gesagt, ob es mit den Häusern des bösen Käthchens und des alten Junggesellen Gremio, die er in Padua gesucht und Elze gefunden, seine Richtigkeit hat.

Von den auf Lessing, Goethe, Schiller und Kleist bezüglichen Kapiteln möchte ich als besonders gelungen das über den Götz von Berlichingen und Käthchen von Heilbronn bezeichnen.

Das Buch hat eine dreifache Bedeutung: neben der literarhistorischen eine ästhetische. Obgleich die Würdigung der betreffenden Dichtungen nicht seine Aufgabe ist, nimmt Kohlrausch doch ein zu tiefes Interesse an ihnen, um uns nicht fortgesetzt mit künstlerischen Werturteilen zu erfreuen über ihre Gestalt, ihre Handlung und ihre Charakteristik. Sehr bedeutungsvoll ist das Buch für die Bühnen, denn Kohlrausch versäumt nicht, die für die einzelnen Szenen passenden Lokale gerade im Hinblick auf eine wirksame Bühnendekoration eingehend zu schildern.

Hermann Türck: Hamlet ein Genie. Berlin, Elsner, 1902.

Aus zwei kleineren 1888 und 1890 erschienenen Schriften, die mir zur Vergleichung leider nicht vorliegen, ist hier ein einheitliches, „verbessertes und vermehrtes“ und glänzend ausgestattetes Buch entstanden, das als eine der bedeutendsten Leistungen der Hamlet-Literatur anzuerkennen ist. Der Stil ist edel, anschaulich und auch in den rein philosophischen Partien lichtvoll, und die Ergründung der Seele Hamlets zeigt uns gegenüber der verkleinernden Tendenz, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte, den Kern seiner großen, heldenhaften Natur. In der Bestimmung der Haupttriebkräfte seines Handelns, der Genialität, des Idealismus und des durch die aktuelle Situation erzeugten, also zu überwindenden Pessimismus, steht Türck auf dem Boden der modernen Kritik, unterscheidet sich aber von ihr durch das Verhältnis, in welches er diese Kräfte zueinander setzt, und durch die Intensität, welche er dem Pessimismus gibt. Unhaltbar ist die Gleichsetzung der Genialität und des Idealismus: es gibt Genies, die nicht idealistisch sind, und selbstverständlich Idealisten, die keine Genies sind. Das Große in unserem

Heldenkaiser war die treibende Kraft seines praktischen Idealismus, die unserm Vaterlande unschätzbaren Segen gebracht hat; aber ein Genie war er nicht. Kompetente Beurteiler halten Häckel für ein naturwissenschaftliches Genie; seine Lebensanschauung aber ist eine armselig materialistische.

Nicht sein Genie macht Hamlet zum Pessimisten, sondern der enttäuschte Idealismus seiner Jünglingsseele. Die Ausdehnung, die Türck seinem Pessimismus zuschreibt, nimmt Hamlets Charakter, was ihm von einer anderen Seite gegeben wird. Wohl hat er als Pessimist keinen persönlichen Anstoß zum Handeln, die persönliche Verletzung durch den Mörder und Usurpator fühlt oder achtet er nicht. Es gibt aber stärkere Antriebe für den Idealisten, welche die alleinige Herrschaft des Pessimismus in ihm unmöglich machen: das sind hier die leidenschaftliche Liebe und Verehrung seines Vaters und die Sohnespflicht, welche die Sühne des an jenem verübten Verbrechens verlangt, dann die Menschenpflicht, welche ihn zum Kampfe gegen die Herrschaft des Unrechts und der Gemeinheit treiben muß. Wird nun der Pessimismus so intensiv hingestellt, daß er auch dieses Pflichtgefühl auslöscht, dann sinkt der Held vor unseren Augen in die Tiefe. Daher halte ich es für unerläßlich, nur einen vorübergehenden, durch den furchtbaren Schlag erzeugten Stimmungspessimismus anzuerkennen, und als zweiten Grund seiner nur anfänglichen Untätigkeit die praktische Unmöglichkeit, etwas zu tun. Hamlet handelt, sobald sich ihm ein Weg zeigt, am Ende des zweiten Aktes, und dann handelt er energisch und groß: er entlarvt den Mörder und schmettert die sündige Mutter nieder. — Diese prinzipiellen Einwände hindern nicht, Türck in vielen seinen Einzelheiten beizustimmen.

Schade, daß Türcks Vorwort so voll von scharfer Polemik gegen seine Gegner ist, auch wieder gegen Kuno Fischer. Soll denn dieser Streit, in dem Türck unrecht hatte, ewig leben?

Dr. Martin Wohlrab: Aesthetische Erklärung Shakespearescher Dramen. Erster Band: Hamlet.*) Berlin—Dresden—Leipzig, Ehlermann, 1901.

Das Unternehmen ist als solches willkommen zu heißen; denn die Zahl der eingehenden Erklärungen Shakspereścher Dramen für die große Masse der deutschen Shakspere-Freunde, die außerhalb der Fachkreise stehen, ist in der Tat sehr gering; und gerade diese knappe Form der Erklärung, die nicht einen starken Band, sondern nur ca. 100 Seiten füllt, ist wünschenswert. Wer aber an solch eine Arbeit herantritt, muß den Urtext studiert und die einschlägige Fachliteratur in ihren Haupterzeugnissen bewältigt, d. h. auf dem zu behandelnden Gebiet sich fachmännisches Wissen angeeignet haben; sonst wird seine Schrift ziemlich sicher der Originalität wie der Neuheit entbehren.

*) 1902 hat Wohlrab noch eine Erklärung Coriolans erscheinen lassen.



Wohlrab verfügt über ein kompetentes Wissen nicht; das sieht man zunächst an der Verwegenheit, mit der er im denkbar leichtesten Nachen auf die schwierige See der Hamlet-Frage hinaussteuert, und an den sanguinischen „Hoffnungen", die er an seine flüchtig vorbereitete Expedition „anknüpft". Der Verfasser glaubt fälschlich, daß er mit dieser Schrift „neue Wege einschlage" und „zu neuen Ergebnissen gelange" und „die Lektüre der Shakspereschen Dramen vertiefen" werde. Seine Grundidee ist die von den neuesten Kritikern so gut wie aufgegebene Goethesche: „ein edler, hochbegabter Mensch wird vor eine Aufgabe gestellt, die Willenskraft erfordert, und diese fehlt ihm". Willensschwäche ist das Hauptmotiv, das seit hundert Jahren breitgeschlagene, von Hamlets Tatlosigkeit; wenn Wohlrab nun den Pessimismus als Nebenmotiv heranbaut, so leistet er noch immer nichts neues damit. Ich kenne keinen Vertreter der alten miserabilistischen Hamlet-Auffassung, der nicht auch den Pessimismus des Prinzen betont hätte. Das „weiß Wohlrab recht wohl", aber er meint, außer Paulsen und ihm hätte bis jetzt noch niemand „diesen Gesichtspunkt durchgeführt". Ein großer Irrtum: der Pessimismus ist bei Türck und nach ihm bei Kuno Fischer neben der Genialität des Helden ein Hauptmotiv der Tatlosigkeit.

Auch in Einzelheiten ist Wohlrabs Auffassung alt: Hamlet ist dreißig Jahre alt, trotz der in meinem Buche angeführten Stellen, die ihn unzweifelhaft als Jüngling bezeichnen, und trotz der dort ebenfalls erfolgten Widerlegung des Vorurteils, daß die Studenten jener Zeit durchschnittlich älter als heute gewesen wären (das Gegenteil ist der Fall). Nun bekennt Wohlrab, daß das Wesen Hamlets noch sehr jugendlich sei — warum? — Weil er unverheiratet ist! d. h. ein einseitiger Junggeselle, nicht wahr? — Türck, der auch auf dem 30jährigen Hamlet besteht, gibt eine weniger philiströse Begründung: Hamlet ist ein Genie, und das Genie bleibt ewig jung. Das ist allerdings richtig. — Noch immer soll Hamlet nach der Enthüllung des Geistes sofort rennen und dem Oheim den Dolch in die Brust stoßen! — Haben denn die bedeutenden Hamlet-Interpreten nur darum geschrieben, daß sie von den unbedeutenden nicht gelesen werden, und daß diese immer wieder mit uralten Gedankenlosigkeiten, als wenn sie neu erdacht wären, auf den Plan treten? Hätte Wohlrab die Bücher von Werder und Baumgart gelesen, dann wäre ihm klar gemacht worden, daß Hamlet, wenn er unter den äußerst schwierigen Komplikationen der tatsächlichen Situation so gehandelt hätte, ein Wilder oder — ein gesittetes Milieu vorausgesetzt — ein Verrückter hätte sein müssen. — Polonius ist bei ihm die sattsam bekannte lächerliche Respektsperson, der kluge Dummkopf. Eine tiefer eindringende Charakteristik der Königin und Ophelias fehlt. Das conscience in dem berühmten Monolog heißt noch immer „Gewissen", in einem Kontext, wo von Gewissen gar keine Rede sein kann.

Leicht zu beschaffende literarhistorische Daten gibt Wohlrab falsch: Die Geschichte von Hamlet, im 5. Bande der Erzählungen des Franzosen

Belleforest, wurde nicht 1559, sondern 1570 veröffentlicht. Er nennt eine englische Uebersetzung dieser Geschichte aus dem Jahre 1596; eine solche gibt es vor dem Jahre 1608 nicht, und diese ist, wie Elze überzeugend nachgewiesen hat, erst durch Shakspeares Hamlet hervorgerufen worden.

Der Stil ist zu trocken für die Höhe der hier zu lösenden Aufgabe und wiederholt inkorrekt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine Erscheinung der englischen Hamlet-Literatur aufmerksam machen, von der ich allerdings erst verspätete Kenntnis erlangt habe. Die englische ästhetische Kritik, die bekanntlich niemals sehr tiefgründig und wenig original war, hat, Coleridges Auffassung (1808) folgend, in Hamlet stereotyp einen reflexionskranken Menschen gesehen, der vor Grübeln nicht zum Handeln kommt. Das wenige, was von unserer großen Hamlet-Literatur ins Englische übertragen war, Goethe — der Wilhelm Meister ist von Carlyle übersetzt — Schlegel, Gervinus und Brandes (!), bewegte sich in ihrem Fahrwasser. Endlich, 1879 trat Halliwell-Philipps, einer der größten Shakspere-Forscher, mit einer der Baumgartschen ähnlichen Auffassung hervor. Und jetzt lese ich in der 6. Auflage der Chambersschen Hamlet-Ausgabe — zuerst erschienen 1894 — das, was ich vor acht Jahren mit andern Worten selbst geschrieben habe: „Es gibt nichts tragischeres, nichts erschütternderes in der Welt, als das Verderben einer großen Seele. Dies ist die Idee des Hamlet; es ist die Tragödie des Unterganges einer großen Natur inmitten einer niedrigen Umgebung; durch die Verkommenheit der Verhältnisse wird ihr jede Kraft der Betätigung geraubt, sie geht zu Grunde durch ihre eigene Größe."

— — — —

Shakespeare-Lexikon von Alexander Schmidt. 3. Aufl. Durchgesehen und erweitert von Gregor Sarrazin. 2 Bde. Berlin, G. Reimer. 1902.

Dieses hervorragendste Erläuterungswerk, welches die Shakspere-Literatur hervorgebracht hat, auch eine Großtat des deutschen Idealismus, ist noch nicht dreißig Jahre alt, genügt aber bei den unablässigen Fortschritten der Shakspere-Forschung nicht mehr ganz. Daher hat es die Verlagsbuchhandlung mit einem umfangreichen, von Gregor Sarrazin hergestellten Supplement erscheinen lassen, in dem die Resultate der Wort- und Sacherklärung vor allem der zahlreichen neuerschienenen englischen Ausgaben des Dichters zusammengestellt sind. Die fleißige Sammlerarbeit eines unsrer ersten Shakspere-Forscher hat es so wieder auf die Höhe gehoben, von der es in den letzten anderthalb Jahrzehnten, besonders seit dem Erscheinen des lexikographischen Riesenwerkes von Murray, etwas hinabgesunken war.

— — —

Shakespeares Sonette übersetzt von Max J. Wolff. (Berlin, Behr, 1903.)

Es gibt kaum eine schwierigere Uebersetzungsaufgabe, als sie die Verdeutschung von Shaksperes Sonetten in sich schließt. Zwar das Reimsystem ist einfach: das Shaksperesche Sonett besteht aus drei Teilen mit je zwei überschlagenden Reimen und einem Schlußcouplet. Aber die englische Sprache verfügt über eine gewaltige Masse von einsilbigen Begriffswörtern, sie ist nahezu endungslos, und Shaksperes Diktion ist, wie man weiß, unvergleichlich prägnant. So kann man sagen, daß wir für das, was er in einem zehnsilbigen Verse ausdrückt, 13—15 Silben brauchen. Da man nun, wenn man seine Uebersetzerpflicht erfüllen will, den einzelnen Vers in seinem rhythmischen und formal-poetischen Charakter möglichst wiedergeben muß, so kann man nur selten sein Ziel vermöge einer wörtlichen Uebersetzung erreichen: es handelt sich immerfort darum, andere als die vom Dichter gebrauchten Wendungen zu finden, die in geringerem Silbenumfange die Anschaulichkeit des Bildwerks, die Stimmungs- und Gedankenfülle des Originals annähernd erreichen. Was nun bei der Uebersetzung ungereimter dramatischer Reden — allerdings nur in der äußersten Not — erlaubt ist: einem gar zu wuchtigen Shakspereschen Verse noch einen Teil des nächsten deutschen Verses einzuräumen, ist für die Uebersetzung gereimter lyrischer Produkte in Strophenform, zumal von dem geringen Umfang von 16 Versen, absolut verboten. Das eben geschilderte Kompromißverfahren ist hier ein ununterbrochenes und äußerst schwieriges.

Man kann ein hervorragender Uebersetzer von Dramen, man kann auch befähigt sein, die schöne Rhetorik und die majestätisch ausrollende Rhythmik edler Lyrik vortrefflich nachzuahmen, und doch an der Uebersetzung der Shakspereschen Sonette scheitern. Dieser Fall liegt bei Gildemeister vor: wenn man seine z. T. ausgezeichneten Uebersetzungen Byronscher Gedichte kennt, erstaunt man über den durchweg mißlungenen Eindruck, den seine Shakspereschen Sonette machen. Er hat sich zwar redliche Mühe gegeben, in ihnen alles zu sagen, was der Dichter sagt; aber er strebt danach auf zu direktem, wörtlichem Wege, und die wörtliche Wiedergabe eines schönen fremdsprachlichen Gedichtes ist als solche noch nicht Poesie in der eigenen Sprache. Gildemeisters Uebersetzung ist allerdings nicht ein solcher Hohn auf die Poesie überhaupt, wie die wörtliche Uebersetzung des großen Philologen Lachmann; aber sie tut der deutschen poetischen Sprache und dem deutschen Verse zu häufig Gewalt an und ist meist prosaisch. Gildemeister hat eben das hervorragende Sprachtalent und das exquisit feine dichterische Formgefühl, das zur Lösung dieser Aufgabe gehört, nicht besessen. Ich möchte in der Tat behaupten, daß nur ein talentvoller Lyriker die Sonette zu übersetzen wagen darf, aber auch dann nur gut übersetzen wird, wenn er sich hütet, von dem eigenen zuviel hinzuzutun.

Bisher galt Bodenstedts Uebersetzung für die beste; und es ist keine Frage, daß sie eine große Reihe an sich schöner Gedichte enthält, die der Nichtkenner des Originals gern als Shakspeaesche hinnimmt. Für den Kenner freilich gestaltet sich die Sache etwas anders: er findet manches in diesen Gedichten, was nicht bei Shakspere steht, und manches, was Shakspere gesagt hat, findet er darin nicht. Mir persönlich ist Bodenstedts Uebersetzung immer als ein recht anerkennenswertes, wenn auch nicht besonders individuelles Erzeugnis deutscher Lyrik vorgekommen, aber nicht als ein Produkt von Shakspereschen Eigenart. Die Wucht des Shakspereschen Stils ist verflüchtigt, die gewollte Regellosigkeit des Rhythmus ausgeglichen, mancher Ausdruck, manche Metapher von realistischer Schlagkraft ist gefallen, und alles hinaufgehoben in einen vornehmeren, aber konventionellen lyrischen Ton. Lesen wir z. B. das 30. Sonett bei Bodenstedt:

Wenn ich so sinnend heimlich und allein
Mich ganz (!) in der Vergangenheit ergehe,
Fällt mir gar manches Schwerverlorene ein
Und neu beklag' ich altes Leid und Wehe.
Die Augen, längst entwöhnt des Weinens, feuchten
Sich an bei toter Freund' (?) Erinnerungen.
Zu schnell erloschne Sterne sah ich leuchten,
Vernahm manch süßen Ton zu früh verklungen.
Dann kann ich leiden um vergangnes Leid,
Längst schon Geduldetes aufs neue duld' ich —
Die ganze Summe meiner Traurigkeit
Zahl ich aufs neu', als wär' ich sie noch schuldig.
Doch wenn ich nun zu dir, mein Freund, mich wende,
Ersetzt ist alles, und mein Leid zu Ende.

und vergleichen es mit dem wörtlich übersetzten Original:

Wenn zu den Sitzungen des süßen stillen Denkens
ich die Erinnerungen an Vergangnes lade,
beseufz' ich die Entbehrung manches einst Erstrebten
und beklage nun mit altem Schmerz meiner teuren Zeit Vergeudung.*)
Dann kann ich ein Auge, ungewöhnt zu fließen, ertränken
um wertvolle Freunde, die des Todes zeitlose Nacht verbirgt,
und frisch beweinen der Liebe längst erloschnes Weh,
und bejammern den Verlust manches entschwundenen Anblicks (sight);
dann kann ich Kummer fühlen um einstige Kümmernis
und düster überzählen von Schmerz zu Schmerz
die traurige Rechnung vorbeklagten Leides,
das nun ich zahle, als wär' es nie zuvor bezahlt.
Doch denk' ich dann an dich, mein teurer Freund,
ist jeder Verlust ersetzt, und der Gram zu Ende.

*) Es ist unmöglich, die Inhaltsfülle dieses Verses in zehn Silben im Deutschen wiederzugeben.

Wir sehen, daß Bodenstedt manche vielsagende, stimmungsvolle Wendung nicht wiedergegeben und zwei ganze Verse von trivialem Gehalt hinzugedichtet hat.

Stellen wir nun das betreffende Sonett des neuen Uebersetzers Wolff daneben:

Wenn zu dem Rate der Gedanken kehren
so süß und still die Schatten alter Zeit,
muß vieles ich, was ich gesucht, entbehren,
mit altem Schmerz beklagen neues Leid (?),
die Träne rinnt, dem Aug' entfremdet, nieder
um Freunde dann im zeitlos düstern Grab,
vergangnen Liebeskummer wein' ich wieder,
entschwundne Hoffnung (?), die ich von mir gab;
dann klag' ich wohl mit längst vergangner Klage
und Schmerz an Schmerz wird bitter mir erneut;
die trübe Rechnung längst beweinter Tage,
als wär' sie nie gezahlt, zahl' ich sie heut.
Doch wenn die Blicke ich zu dir nur wende,
ersetzt ist alles, und mein Gram zu Ende.

Ein Vergleich dieser Uebersetzung mit dem Urtext und der Bodenstedtschen ergibt eine Erscheinung, die durch die ganze Reihe der 150 Sonette sich immerfort bemerkbar macht: Bodenstedt geht den großen Schwierigkeiten der Shakspereschen Sprache aus dem Wege, indem er eigene Zutaten mitunter recht wahlloser Art gemächlich einfügt; Wolff sucht dem Gefühlsgehalt, der Kraft und Fülle des Originals gerecht zu werden, natürlich nicht auf dem Wege wörtlicher Uebersetzung — die ist in diesem Falle überhaupt ausgeschlossen —, sondern eines sprachgewandten Kompromißverfahrens, das alles Charakteristische, Wesentliche zum Ausdruck bringt und nur das Entbehrliche fallen läßt. Nur in einem, dem schwierigsten Verse ist er gescheitert: das „neue Leid“ gehört so wenig in den Kontext dieses Gedichts, daß ich nur ein Versehen des Verfassers annehmen kann — man braucht ja nur die beiden Epitheta „alt“ und „neu“ zu vertauschen, so ist alles in Ordnung. „Hoffnung“ als Erklärung für sight läßt sich wenigstens verteidigen. Daß Wolffs Sonett außerdem viel formvollendeter ist als Bodenstedts, ist für keinen Kenner fraglich: ich mache speziell auf die schöne Vokalisation aufmerksam.

Ich habe als langjähriger intimer Kenner der Shakspereschen Lyrik mit einer Art von Begierde diese Uebersetzung neben dem Original gelesen und zu meiner Freude gefunden, daß die größere Hälfte der Sonette so vortrefflich gelungen ist wie das vorstehende. Zu diesen gehören auch jene Gedichte des jugendlichen Petrarkisten Shakspere, in denen er unter Wort- und Gedankentüfteleien und Concetti, unter italienischer Bilderjagd und Antithesensucht seine Dichtergröße vergeblich zu verbergen sucht. Diese jugendlichen Liebes- und Freundschaftssonette sind dem Gehalt nach ja viel

wertloser als die unübertroffen herrliche Lyrik um das Ende des Jahrhunderts; aber eben diese poetischen Künsteleien stellen dem Uebersetzer die schwierigste Aufgabe und haben Wolff die Gelegenheit gegeben, sein — übrigens auch schon in den beiden Bänden seiner eigenen Gedichte bewiesenes — Sprachgeschick und dichterisches Formtalent zu entfalten.

Die geringere Hälfte steht nicht auf der Höhe jener, und in dieser Ungleichartigkeit gleicht die Wolffsche allen anderen Uebersetzungen. Sie ist zu erklären durch den Feuereifer, mit welchem seine Kraft auf ihre Betätigung an dieser großen Aufgabe drang. Besser wäre es freilich gewesen, wenn er die ersten Entwürfe alle nach langer Pause wieder vorgenommen hätte, so daß sie seiner kritischen Betrachtung als neue dichterische Objekte entgegengetreten wären. Dann wären auch jene kleinen Druckfehler oder Versehen ausgemerzt worden, welche, von dem ermüdeten Verfasser übersehen, jetzt mehr als ein schönes Gedicht entstellen. Für eine zweite Auflage ist auch als dringende Forderung aufzustellen, daß der Verfasser uns diese Gedichte nicht wieder in dieser wüsten Ordnung auftischt, in der sie der stumpfsinnige Raubverleger vor 300 Jahren veröffentlicht hat. Es gibt nur wenige Sonette, die nach Stil und Inhalt nicht einer in sich zusammenhängenden Gruppe angehörten; und in diesen Gruppen gibt es wiederum öfters zwei oder drei, die dem fortlaufenden Gedanken nach ein Ganzes bilden und dennoch von dem Drucker auseinandergerissen sind. Auch ist die Frage, ob der Adressat die Geliebte oder der Freund ist, nur dann schwer zu entscheiden, wenn man die inneren Zusammenhänge mißachtet und jedes Sonett für sich betrachtet. So hat es Wolff passieren können, das 96. Sonett an einen „Jüngling“ zu richten, obgleich der Gegenstand desselben mit einem Juwel an einer „Fürstin“ Hand und in dem mit ihm zusammengehörigen 95. mit einer „duftigen Rose“ verglichen wird.

Diese Ausstellungen können mich nicht abhalten, daß große Lob auszusprechen, daß die Wolffsche Uebersetzung über allen bisherigen steht, weil wir nur in ihr unsern geliebten Shakspere wiederfinden — und an dieses Lob knüpft sich von selbst die Mahnung, daß eine große Kraft den Besitzer verpflichtet.

Theologische Philologie.

Ein Nachtrag.

Die Leser der „Preuß. Jahrb.“ erinnern sich, daß ich unter dem Titel „Theologische Philologie“ (Maiheft 1904) einmal den Gedanken durchgeführt habe, daß wie in der Theologie so auch in der Altertumskunde noch heute eine Anschauung und eine Arbeitsweise existiere, die die strenge kritische Methode der Forschung ablehne, in ihr eine Art Anmaßung gegenüber dem Heiligen sehe und den Geist des Altertums in einer durch Gelehrsamkeit gesteigerten Intuition zu erfassen suche. Freilich führe das

zu inneren Widersprüchen und Halbheiten, indem doch die Kritik sich immer wieder hervordränge. Als Repräsentanten dieser Richtung stellte ich Ulrich von Wilamowitz hin, der in diesem unkritischen Enthusiasmus auf ein vom Standpunkt der strengen Wissenschaft einfach lächerliches Buch von J. Kromayer über antike Schlachtfelder hereingefallen sei. Den Anlaß zu jener Studie gaben mir die unerhört groben Ausfälle, die Wilamowitz sich bei Gelegenheit seines Hymnus auf das Kromayersche Buch gegen mich erlaubt hatte. Es war also meinerseits eine Verteidigungsschrift.

Soeben hat nun dagegen Kromayer seinerseits eine Replik veröffentlicht. (Hist. Zeitschr. 95 Heft 1.) Er beginnt damit, in ernsthafter Weise Wilamowitz zu verteidigen gegen meinen Vorwurf, er huldige dem Wunderglauben. Er beweist, daß das gar nicht der Fall ist, daß Wilamowitz gar nicht gesagt habe, die Göttin Artemis habe in den Athenern das Wunder gewirkt, daß sie anderthalb Kilometer laufen konnten. Er beweist das so schlagend, daß ich mich überführt geben muß: es ist wirklich wahr, ich gestehe es zu, Wilamowitz glaubt nicht, daß die griechischen Götter Wunder getan haben. Ganz ehrlich gestanden: ich habe es selber nie so ganz geglaubt, daß Wilamowitz das glaube. Ich weiß nicht, was für ein Dämon mich dergleichen hat sagen lassen können, vielleicht war es der Dämon Schalk, der mir einblies, daß diese Interpretation den Gegensatz zwischen uns am hübschesten zum Ausdruck bringe. Denn man denke: mir ist jener überlieferte lange Laufschritt das wichtigste Hilfsmittel zum taktischen Verständnis jener Schlacht, auf der alle unsere Kultur beruht, die zugleich den Anfang der vollständig beglaubigten Welt-Kriegsgeschichte bildet — Wilamowitz aber erklärt „Der fabelhafte Lauf sollte niemand quälen". „Ob die Athener im Sturmschritt oder im Laufschritt vorgingen . . . das sind schließlich Bagatellen." „Es ist der Unverstand und die Mißgunst allein, die diesem Tage (von Marathon) abstreiten, daß das schlichte Vertrauen auf Gott und die eigene Tüchtigkeit wider alle Voraussicht menschlicher Kleingläubigkeit den Tapferen den Sieg gegeben hat. Das ist die Hauptsache." „Artemis hat den Athenern die Kraft zu den βοηδρόμια gegeben und erhält zum Dank das Ziegenopfer."

Meiner Ansicht nach ist das vielleicht sehr schön gesagt, vielleicht auch unter gewissen Gesichtspunkten die Hauptsache — unter den Gesichtspunkten aber einer Geschichte der Kriegskunst ist es die Hauptsache, festzustellen, was es denn nun eigentlich mit dem fabelhaften Lauf auf sich hatte und wie gerade die $1^1/_2$ Kilometer da hineingekommen sind. Wilamowitz ist das so sehr „Bagatelle", daß er sich darüber gar nicht entscheidet: einmal ist der Lauf ihm bloße Legende, aus dem Fest der Boedromien auf die Schlacht übertragen; dann wieder läßt er dahingestellt, ob Sturmschritt, Laufschritt oder was sonst; auf keinen Fall braucht man sich mit ihm zu quälen. Die Hauptsache ist das Vertrauen auf Gott. Nun, warum denn nicht gleich das Wunder? Da merkt man doch, wo der Unterschied steckt zwischen der Art, wie er forscht und wie ich forsche.

Freilich, freilich, aus Kromayers beredter Verteidigung ersehe ich nun, daß der Verdacht, in den ich den gelehrten Kollegen gebracht habe, doch gar zu schwarz gewesen ist. Ich hoffe nur, daß er sich selber nicht zu sehr davon getroffen gefühlt hat und daß den gemeinschaftlichen Freunden heute meine kleine Bosheit doch noch weniger unsinnig oder verdammenswert erscheint, als der advokatische Uebereifer seines Schützlings.

Nun aber zu der wissenschaftlichen Leistung dieses Schützlings selber. Die Auseinandersetzung über einzelne Quellen-Interpretationen u. dgl. werde ich an anderer Stelle erledigen, auch für die Leser dieser Zeitschrift aber wird es, glaube ich, nicht ohne Interesse sein, sich zu überzeugen, daß mein Vergleich, gewisse philologische Methoden, alte Schriftsteller zu erklären, ähnelten noch immer den Versuchen, die Arche Noah zu rekonstruieren, kein übertriebener war.

Kromayer hat geglaubt, eine Polybius-Stelle, die den Gelehrten von jeher Kopfzerbrechen gemacht hat, so auslegen zu müssen, daß die römischen Legionare beim Antreten auf drei Fuß Frontraum standen, den sie dann auf das Doppelte erweiterten, so daß auf jeden Mann sechs Fuß kamen. Da es ihm unmöglich erscheint, daß Polybius in einer solchen Frage geirrt haben könne (auf die Annahme Anderer, daß der Text an dieser Stelle verdorben und lückenhaft überliefert sei, geht er nicht ein), so bemüht er sich, die sechs Fuß Abstand sachlich zu erklären und anschaulich zu machen. Er sucht nachzuweisen, daß die Römer für ihren Kampf mit dem kurzen Schwert einen Raum von sechs Fuß durchaus nötig gehabt haben; früher nahm er nur an, daß eine so weite Aufstellung „erwünscht, wenn nicht gar nötig" sein mußte. Jetzt tut er den weiteren Schritt, ihn für unbedingt nötig zu erklären. Nicht nur zum schlagen, sondern auch zum stechen gebrauche der Fechter diesen Raum, denn stechen dürfe man nicht mit gekrümmtem Arm von hinten nach vorn, sondern die Stöße müßten mit „halbhoch oder halbtief oder horizontal nach der Seite hin ausgestrecktem Arm geführt werden". Ich zweifle, daß ein Stoßfechter dieser Behauptung zustimmen wird. Ich sehe ferner nicht, inwiefern, wenn sie richtig wäre, dadurch ein Raum von sechs Fuß für den Mann postuliert wird, da der Krieger, der mit dem linken Arm den Schild vor den Leib hält, selbst wenn er den rechten Arm ganz horizontal ausstreckt, doch nur vier Fuß breit ist und nicht sechs; ihm aber etwa noch zwei Fuß mehr zum bloßen Hin- und Herspringen zu geben, würde ja den Kameraden, die auch noch fechten können, den Platz wegnehmen, und dem Gegner, der diesen Raum spart und statt dessen mehr Krieger ins erste Glied stellt, ein Uebergewicht von nicht weniger als 50 Prozent an Fechtern gewähren. Schließlich aber ist uns zufällig ganz ausdrücklich bezeugt, daß die Römer gerade nicht so weit ausholend gefochten haben. Vegez I 12 empfiehlt dem Legionar, nicht zu schlagen, sondern zu stechen, denn stechen sei gefährlicher „und ferner, während der Schlag geführt wird, wird der Arm und die rechte Seite entblößt, der Stich aber wird

mit gedecktem Körper geführt und verwundet den Gegner ehe er nur sieht". Mir scheint dies Quellenzeugnis ist selbst für einen Gelehrten, der sich nicht die Mühe gegeben hat, sich über die Technik des Stoßfechtens am modernen Beispiel zu orientieren, schlagend.

Ferner, es steht fest, daß die Römer zunächst in einer ziemlich tiefen und dichten Aufstellung anliefen und durch den Druck der Masse den Feind niederzuwuchten suchten. Daß das so war, gibt auch Kromayer zu. Wie aber gingen sie nun mitten im Gefecht von dieser drängenden Masse über zu dem ganz locker aufgestellten Gliede von Einzelfechtern? Ehedem hat sich Kromayer gescheut, mit seiner Antwort auf diese Frage herauszukommen; er meinte selber, seine Antwort würde vielleicht nicht „einwandfrei" erscheinen, brach deshalb seine Untersuchung in der Mitte ab und ließ Jahr auf Jahr vergehen, ohne das Schlußstück, das nun doch einmal unentbehrlich war, zu bringen. Jetzt aber hat er sich entschlossen, das Geheimnis zu verraten. Der Zustand des gewaltsamen Drängens, Stoßens, Schiebens und Drückens, meint er, der beim Zusammenstoß zweier Heere zunächst eintritt, kann nur kurze Zeit dauern. „Sobald die Massen völlig zum Stehen gekommen sind und der erste wilde Anprall dem natürlichen Rückstoße gewichen ist, sobald man zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Kräfte gleich sind und man so nicht zum Ziele gelangt, muß eine unwillkürliche Lockerung eintreten. Das heftige und gewaltsame Drängen der vordersten eingequetschten Glieder nach Raum und Ellbogenfreiheit muß auf beiden Seiten die hinteren Massen veranlassen, ein wenig Luft zu geben. So wird der nötige Raum zum Kampfe gewonnen, und unmittelbar am Feinde bleiben nur so viele Kämpfer, daß sie sich nicht gegenseitig im Gebrauch ihrer Waffen hindern, d. h. im Durchschnitt jeder zweite Mann des ersten Gliedes. Natürlich hat man sich diesen Uebergang weder schematisch exerziermäßig, noch auf Kommando erfolgt, noch überall gleichzeitig zu denken. Es geschieht wo und wie die gebieterische Not der Schlacht es verlangt, von selber. Bei dem wüsten Drängen des Chocs ist selbstverständlich die Ordnung vielfach verloren gegangen, hier und da werden sich einzelne oder mehrere tiefer in die Feinde eingedrängt haben, an anderer Stelle die Genossen mehr zurückgeschoben sein, mancher wird verwundet, gefallen unter die Füße getreten sein. So ist von einer regelrechten Massenbewegung überhaupt nicht mehr die Rede. Es wird herausgedrängt oder weicht von selber mit der großen Masse der hinteren Glieder zurück, wer sieht, daß er keinen Raum zum Kämpfen hat oder dem Nachbar im Wege ist. Unter heftigem und gewaltsamem Hin- und Herwogen und mit wiederholtem Zurückfallen in das alte Drängen und Stoßen wird sich nach und nach der Uebergang vollziehen.

„So tritt denn allmählich jener Zustand ein, bei welchem dem Krieger, der wirklich dicht am Feinde ist, ein durchschnittlicher Raum von 6 Fuß zu seiner Verfügung steht."

Soweit Kromayer. Aber so beredt und anschaulich die Schilderung ist, kein Zug darin ist echt.

Ganz von selber soll sich bei den Römern der Frontraum von drei Fuß in einen Frontraum von sechs Fuß umgesetzt haben, — wenigstens „durchschnittlich"; weshalb beträgt dieser Durchschnitt denn gerade sechs Fuß? Wie ist er in dem Gewühl berechnet? Weshalb hat er überhaupt eine Bedeutung? Nicht auf den Durchschnitt, sondern auf den wirklichen Raum für jeden einzelnen Mann kommt es doch an, denn wenn es an einer Stelle weniger wird, so kann nach Kromayer der Mann seine Waffen nicht gebrauchen, und wird es an einer anderen Stelle mehr, so ist ein Loch entstanden, wo der Feind eindringen kann. Hat es einen verständigen Sinn, einen solchen fiktiven Durchschnitt im Gewühl zu berechnen und ihn mit dem reglementsmäßigen Abstand beim Gegner zu vergleichen, der doch auch im Gewühl verloren geht? Vor allem aber, was ist das für ein „natürlicher Rückstoß", der nicht das erste Glied berührt, sondern nur die hinter ihm stehenden Glieder veranlaßt, ein Stück zurück zu weichen und dem vordersten Gliede Fechtraum zu geben? Wäre nicht statt der angeblichen Lockerung viel natürlicher gerade umgekehrt ein immer festeres Zusammenpressen? Namentlich von den hintersten, den feindlichen Waffen nicht ausgesetzten Gliedern her? Wenn nun drüben in dem feindlichen Heer gelehrt ist, dem „natürlichen Rückstoß" (falls er überhaupt vorhanden) und der „Lockerung" nicht nachzugeben, sondern im Gegenteil immer stärker und immer heftiger möglichst geschlossen nachzudrängen? Soll die lockere Kette der Einzelfechter mit sechs Fuß Abstand diesem Druck widerstehen können? Daß das unmöglich ist, sieht auch Kromayer ein: in diesem Fall lehrt er, „wenn der Gegner irgendwo wieder zum Massenangriff überzugehen Miene macht, ist es ihre (der hinteren Glieder) Aufgabe, ihm alsbald die gleiche lebendige Menschenmauer entgegenzustellen, um Stoß mit Stoß zu erwidern." Wohl gesprochen — aber es ist doch wohl leicht einzusehen, daß von Anfang bis zum Schluß überhaupt nichts anderes geschehen wird. Denn welcher von den beiden Gegnern auch nur einen Augenblick nachgibt, sich „lockern" läßt und sein erstes Glied isoliert, der wird sicherlich überhaupt nicht wieder zum Stehen oder gar zum Vorwärtsdringen kommen. Daß die von ihm vorgestellten Bewegungen nicht gleichmäßig sein können, sieht auch Kromayer selber ein; weder haben die Massen ein solches instinktives Einheitsgefühl, so daß sie ganz von selber erst eine Bewegung rückwärts, dann wieder vorwärts gleichmäßig vollführen, noch können mitten im Schlachtgewühl diese Bewegungen auf Kommando vollführt werden. Geht man aber ganz nach der verschiedenen Einsicht und Tapferkeit jedes Einzelnen hier vor, dort zurück, so ist klar, daß das zur Unordnung und und zur Niederlage führen muß. Unter keinen Umständen darf die militärische Pädagogik ein solches Verfahren einüben oder auch nur dulden, vielmehr kann die Heeresleitung kein anderes Ziel im Auge haben, als

daß der Druck vorwärts, durch keinerlei „Rückstoß“ unterbrochen fort und fortgehe, bis der Feind niedergedrückt ist.

Ich habe Kromayer schon früher einmal darauf aufmerksam gemacht, daß seine Vorstellung, das erste Glied habe eine lockere Kette von Kunstfechtern gebildet, ja die große Masse des Heeres untätig lasse. Keineswegs, antwortet er jetzt: die Mannschaften der hinteren Glieder griffen, wo sie konnten, in den Kampf ein. Wieviel Glieder können denn das? Vielleicht nur eins, höchstens zwei oder drei. Die Römer aber standen tief, bei Cannä waren sie sogar wenigstens 34, wahrscheinlich aber 68 Mann tief aufgestellt: die ungeheuere Masse dieser Krieger hätte also untätig dem Kunstfechten des ersten oder der ersten Glieder zugeschaut.

Der „natürliche Rückstoß“ und das ganze Kunstfechten ist eben ein reines Phantom, noch gesteigert dadurch, daß es gar in Abwechslung mit dem Massendruck gedacht ist.*) Nichts anderes als dieser Massendruck ist es, der die Schlachten entscheidet — wozu verwendete man denn sonst die Massen der Krieger zu einer so tiefen Aufstellung, daß sie ihre Waffen gar nicht gebrauchen konnten? Zum Waffengebrauch können immer nur die ersten Glieder kommen und um am Druck nichts zu verlieren, gibt man dem Mann nicht mehr Raum, als daß er gerade noch die Waffe gebrauchen kann, das sind nach der richtigen Auslegung der Polybiusstelle bei den Römern drei Fuß. Da der Mann den einen Fuß vorstellt, steht er etwas schräg, und mit ihm steht sein Schild zur Front etwas schräg (was K. grundlos bestreitet); so entsteht, da der Schild $2^1/_2$ Fuß breit ist, zwischen je zwei Schildern ein freier Raum bis etwa 1 Fuß, der zu dem Fechten, wie es uns Vegetius beschreibt, vollständig ausreicht. Wie weit die römischen Soldaten gelehrt worden sind, nicht mit gekrümmtem Arme zu stechen, sondern den Arm in der Vorwärtsbewegung erst zu strecken und dann ausfallend zu stoßen, wie es heute geübt wird, darüber ist uns nichts überliefert.

Wenn man, um die Autorität eines alten Schriftstellers zu retten, solche Konstruktionen macht, wie diese Kromayerschen, so ist das doch tatsächlich nicht wesentlich anders, als wenn ehedem die Theologen, um der Autorität des Alten Testaments willen, Erklärungen fanden, wie die Erzväter so viele hundert Jahre haben alt werden können, um von dem Fisch, der den Propheten verschlingen konnte, zu schweigen. Heute tut man das nicht mehr; an die Stelle des strikten Prinzips der Verbal-Inspiration ist bei der Orthodoxie ein ganz systemloses, willkürliches Annehmen und Verwerfen getreten — ganz so wie es Kromayer und Wilamowitz mit den Alten machen, indem sie im selben Atem „Respekt“ vor der Ueberlieferung verlangen und sie durch wahre Akrobaten-Kunststücke zu stützen trachten und wann es gerade paßt, souverän über sie hinweggehen. Kromayer

*) Ein Zitat aus Appian, mit dem Kromayer seine Anschauung zu belegen sucht (S. 17 Anmerk.), braucht man nur im Zusammenhang nachzulesen, um sofort zu sehen, daß es keinerlei Beweiskraft hat.

freilich will den Vergleich nicht gelten lassen. Er glaubt (S. 5), es sei bloß meine Erfindung, daß die Orthodoxie die sonst unantastbare Tradition auch manchmal nach Laune und Willkür verwerfe. Von den Kämpfen in der Theologie scheint zu dem Ohr dieses Stockphilologen nie etwas gedrungen zu sein.

Noch ein zweites Beispiel. Mehrere Kritiker haben Kromayer vorgehalten, daß er in der Schlacht bei Chäronea die Phalanx König Philipps 600 Meter rückwärts gehen lasse; das sei eine unmögliche Bewegung, da eine geschlossene Masse nur eine ganz kurze Strecke rückwärts gehen könne, ohne in völlige Unordnung zu geraten; die Leute würden bald reihenweise übereinander liegen. Auch ich habe in meiner „Theologischen Philologie" dies als eine besonders groteske Entgleisung erwähnt, unter dem Hinzufügen, daß eine solche Einzelheit nicht so hoch angerechnet werden dürfe, da es leicht passieren kann, daß man sich die Tragweite einer solchen Wendung nicht klar macht.

Hätte Kromayer nun einfach den Lapsus zugestanden und verbessert, so wäre die Sache erledigt. Aber das Schöne kommt erst; die militärischen Gönner, die Kromayer militärisches Urteil nachgerühmt haben, werden, wenn anders sie seine Theorie des Stoßfechtens überlebt haben, in die Erde sinken: ausdrücklich hält der Autor jene Auffassung jetzt aufrecht und sucht sie in breiter Beweisführung zu begründen.

Daß in unsern Exerzierreglements die Rückwärtsbewegung nur für ganz kurze Strecken, wenige Schritt erlaubt ist (neuerdings ist sie ganz abgeschafft), erklärt er daraus, daß sie nicht an sich unmöglich, sondern bloß unpraktisch ist. Mit „Kehrt — marsch — halt — Front" komme man ja schneller zum Ziele.

Seine eigentliche Begründung aber ist, daß die Rückwärtsbewegung, von der er spreche, mit der größten Langsamkeit, unter immer wiederholten Pausen ausgeführt worden sei. Deshalb handle es sich um ganz etwas anderes als die Bewegung „Rückwärts richt' euch, marsch", mit der ich es verglichen habe.

Das läßt sich hören — obgleich immerhin mancher Exerziermeister verzweifeln würde, eine Masse von 15 000 Mann, denn um die handelt es sich, eine Masse, die aufmarschiert, auch nur vorwärts geordnet zu bewegen, sehr schwer ist, 600 Meter rückwärts treten zu lassen. Aber mit den nötigen Pausen, d. h. im Laufe von mehreren Stunden, — es sei, wenn nicht ein gewaltiges Hindernis im Wege stände: nämlich die Bewegung soll fechtend gemacht werden, indem ein an Zahl vielleicht noch etwas stärkerer Feind „hitzig nachstürmte". Wie verträgt sich die Langsamkeit der Rückwärtsbewegung mit den Pausen mit dem „hitzig nachstürmenden" Gegner? Wie sollen überhaupt Pausen gemacht werden, da der Feind doch unablässig drängt? Kommando-Rufe erreichen im Schlachtgewühl die Massen nicht mehr, wer beschließt dann, daß in diesem Augenblick festgestanden, im nächsten wieder rückwärts getreten werden soll? Wenn nun die einen

gerade treten und die anderen stehen bleiben wollen? Wenn Vorder- und Hintermann — und es stehen wohl wenigstens 16 Mann hintereinander — darüber fortwährend verschieden empfinden? Oder wenn man an einer Stelle gerade geht und rechts und links davon stehen bleibt, sodaß ein Loch entsteht, in das der Feind nun eindringt und die Stehengebliebenen von der Seite anfällt? Die Pausen allein ermöglichen ja auch die Rückwärts-Bewegung, selbst ohne jeden Feind noch nicht, sondern, daß man die Pausen benutzt, um sich immer wieder auszurichten — wie soll das im Gefecht möglich sein?

Es ist völlig klar, daß das 600 Meter Rückwärts-Treten einer Phalanx genau so ein Phantom ist, wie das Abwechseln in dem Kunstfechten des ersten Gliedes mit dem Drängen der geschlossenen Masse bei den römischen Legionen.

Die Quellen-Belege, die Kromayer für seine Taktik des Rückwärts-Tretens gesammelt hat, machen die Verirrung noch größer. Die meisten braucht man nur nachzulesen, um zu sehen, daß sie nichts beweisen, da von der Länge der rückwärts gemachten Strecke, auf die es ja ankommt, nichts gesagt ist. Zwei dieser Belege aber wollen wir näher betrachten.

In der Helvetierschlacht drängte Cäsar die Gallier, nach Kromayer, einen Hang hinunter bis zum Fuß eines anderen Berges und diesen hinauf bis zu dessen Spitze. In der ganzen Schlacht aber, sagt Cäsar, habe niemand einen der Feinde den Rücken kehren sehen (aversum hostem videre nemo potuit). Der zweite Berg war aber von dem ersten nicht weniger als eine römische Meile ($1^1/_2$ Kilometer) entfernt. Diese Angabe über die Entfernung aber, sagt Kromayer, lasse er unberücksichtigt, da die Lesart nicht ganz sicher sei. In Bezug auf die römische Meile aber ist die Lesart gar nicht unsicher; wie kommt es, daß unser Forscher hier so vorsichtig ist? Er hätte ja hier den quellenmäßigen Beweis höchster Autorität gehabt, daß Gallier $1^1/_2$ Kilometer bergab und bergauf rückwärts gehen konnten — da kann doch kein Zweifel bleiben, daß die Macedonier es auf 600 Meter bringen konnten? Kromayer nützt diesen Beweis nicht aus, weil er offenbar schon selber das Gefühl gehabt hat, daß ihm das auch bei den flüchtigsten Lesern doch wohl schaden könne. Denn wenn schon Cäsars Redewendung, daß niemand einen Gallier habe den Rücken kehren sehen, natürlich eine rhetorische Hyperbolie ist, so braucht man nur seinen Bericht im Zusammenhang zu lesen, um zu erkennen, daß die Gallier keineswegs die anderthalb Kilometer lang unter fortwährendem Drängen der Römer rückwärts gingen, sondern daß sie, nachdem ihr erster Ansturm geworfen war, sich auf den zweiten Hügel, indem das Gefecht unterbrochen wurde, zurückzogen und von da aus, als Verstärkung kam, die den Römern in die Flanke fiel, einen zweiten Angriff unternommen haben. Das Lob Cäsars, daß keiner der Feinde den Rücken gewandt habe, bezieht sich nur auf das wirkliche Gefecht, nicht auf den zwischen den beiden Gefechtsakten liegenden Rückzug, was ja eine Absurdität wäre.

Aber die höchste aller Autoritäten für die Kunst der Alten, rückwärtstretend im Kampf beliebige Strecken zurücklegen zu können, steht noch aus: es ist Vater Homer, der uns nicht weniger als dreimal davon berichtet, und dem wir es als Dichter natürlich nicht übelnehmen können, daß er nicht so genau angibt, um wie lange Strecken es sich handelt, während umgekehrt, jetzt muß ich Kromayer wörtlich anführen, ja bekannt ist, „daß die Dichterqualität Homers keine Gegeninstanz ist, da er sich gerade in der Schilderung solcher Vorgänge stets an die realen Verhältnisse gehalten hat“.

Habe ich übertrieben, als ich diese Art Quelleninterpretation und diesen Glauben an das überlieferte Wort der Griechen und Römer mit gewissen theologischen Methoden verglich? Was die heutige Erfahrung und der einfachste gesunde Menschenverstand sagen, ist nichts, was die Exerzier-Reglements sagen, ist nichts, was Homer von der Kriegskunst lehrt, lautet anders und das schlägt durch.

Es sind aber nicht etwa vereinzelte Beispiele, die ich hier vorgeführt habe, sondern es ist tatsächlich das ganze Kromayersche Buch in dieser Art gearbeitet. Wem meine Beispiele noch nicht genügen, der lese die Gegenschrift von Roloff*) oder den Aufsatz von Lammert**) nach. Mit Ausnahme einiger topographischer Feststellungen bringt das Buch auch nicht das allergeringste positiv brauchbare, weil es eben nach einer falschen Methode gearbeitet ist. Wäre irgend etwas Solides geleistet, welchen Grund sollte ich gehabt haben, das bei einem fleißigen und eifrigen jüngeren Gelehrten nicht gern anzuerkennen? Bloß weil er einige Ansichten aufgestellt hat, die von den meinigen abweichen?

Es ist einfach unwahr, daß ich, wie Kromayer (S. 7) insinuiert, die Kriegsgeschichte bisher wie ein Diktator beherrscht habe. Man weiß ja, wie langsam sich meine Auffassung der Friedericianischen Strategie durchgekämpft hat und daß selbst heute der Widerspruch noch keineswegs ausgestorben ist. Ich habe auch andere Forscher, die nicht meine Schüler waren, wie Fuchs, Lammert, Schneider, Oman immer freudig anerkannt, obwohl sie vielfach andere Ansichten vertreten als ich, und einer meiner Schüler, Konrad Lehmann, hat soeben ein Buch veröffentlicht,***) „Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien“, in dem er mich in einem sehr wesentlichen Punkte widerlegt. Der Vorwurf der „Unfehlbarkeit“, den Kromayer mir macht, ist so unbegründet wie möglich. Auch hat es mir ganz fern gelegen, sein Buch sofort beim Erscheinen aufzuspießen, ich habe mich erst darüber geäußert, nachdem seine Nichtigkeit von anderen Beurteilern bereits

---

*) Dr. Gustav Roloff. Probleme aus der griechischen Kriegsgeschichte. Berlin, E. Ebering. 1903. 141 S.

**) E. Lammert, Die neuesten Forschungen auf antiken Schlachtfeldern in Griechenland. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. Jahrgang 1904. I. Abt., XIII. Bd. 2. bis 4 Heft.

***) Konrad Lehmann, Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien. Drei quellenkritisch-kriegsgeschichtliche Untersuchungen. Mit 4 Uebersichtskarten, 5 Plänen und 6 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 309 S.

öffentlich dargetan war, und würde es überhaupt schwerlich der Mühe wert gehalten haben, die Feder deshalb anzusetzen, wenn ich nicht mit Wilamowitz, denn diesem galt mein Aufsatz und nicht Kromayer, hätte abrechnen wollen.

Meines Erachtens hat Professor Kromayer seine Qualifikation für kriegsgeschichtliche Untersuchungen bisher noch nicht dargetan; sein Buch aber ist in zahlreichen Rezensionen in allen Tönen gelobt worden: Einer unserer ersten Philologen, Wilamowitz, hat es als eine „Erlösung“ begrüßt (Erlösung nämlich von der falschen, nämlich meiner Art, die Kriegsgeschichte zu behandeln). Der Große Generalstab hat dem Verfasser darüber einen höchst schmeichelhaften Brief geschrieben, den er jetzt abdruckt. Das preußische Kultusministerium hat das Buch allen Gymnasial-Bibliotheken zur Anschaffung empfohlen. Die Arbeit ist gemacht im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften und seine jetzige Verteidigung ist erschienen im leitenden Organ der deutschen Geschichtswissenschaft, der „Historischen Zeitschrift“.

Delbrück.

Theologie.

Die Entstehung des Christentums von Otto Pfleiderer. Verlag von J. F. Lehmann, München. VI und 255 S. Preis 4,— Mk.

„Solche Glaubenssachen hätten überhaupt nicht zur Diskussion gestellt und, einmal in Frage gezogen, nicht entschieden werden dürfen . . ., wenn sie einmal auftauchen aus dem Bedürfnis, den natürlichen Verstand zu üben, müssen wir sie gleichwohl im innersten Herzen verschließen.“ So schrieb im Jahre 324 Konstantin der Große, als er seine Einheitspolitik durch die arianische Bewegung gefährdet sah. Solche Worte waren nicht von jeher in der werdenden Kirche gehört worden; Tertullian z. B. meinte: „Wider die Wahrheit kann weder die Länge der Zeit, noch das Ansehen der Person, noch das Vorrecht einer Gegend etwas gelten. Unser Herr Christus hat sich die Wahrheit und nicht die Gewohnheit genannt.“ Indessen Konstantins Votum war praktischer für eine nach Allgemeinheit strebende Kirche und ist zum Grundsatz dieser Kirche geworden, der bis heute gültig ist, und zwar nicht nur in der katholischen. Denn die Reformation bestellte statt des abgesetzten Papstes flugs einen neuen in Gestalt des inspirierten Bibelworts; seine Inquisitoren wüten zwar nicht mit Feuer und Schwert; aber an den Fesseln, die sie schmieden, hat sich schon mancher todwund gerieben. Wie soll man loskommen von diesem unerträglichen, die Heuchelei geradezu züchtenden Zwang, oder vielmehr: wie sollen diejenigen davon loskommen, die nicht leicht fertig sind mit allem, was religiöse Organisation heißt, weil sie nicht nur Religion, sondern auch Sinn für historische Kontinuität haben? — Es gibt nur einen Weg zu diesem Ziele: Tilgung der Ignoranz in religiösen Dingen in möglichst

weiten Kreisen; einer aufgeklärten Gemeinde gegenüber wird kein Kirchenregiment auf die Dauer seine Dogmen behaupten können.

Anlaß zu diesen Betrachtungen gab uns das eben erschienene Buch von Professor D. O. Pfleiderer über „die Entstehung des Christentums". Die Ankündigung dieses Buches durch den Verleger geschah — gewiß nicht zur Freude des Autors — in etwas marktschreierischer Weise. Die „neue Reformation", von der er spricht, dürfte, wenn man sie überhaupt so bald schon erwarten darf, nicht diese einzelne Erscheinung zum Ausgangspunkte haben, sondern die so erfreuliche Tatsache, die Pfleiderer selbst in der bekannten Protestversammlung am 18. Januar aus Anlaß des Falles Fischer konstatierte: „Es ist ein frischer Zug in die Theologieprofessoren gekommen, und sie werden sich den Mund so leicht nicht wieder schließen lassen." *) Etwa seit Jahresfrist erscheint eine Fülle von Büchern und Schriften namhafter Vertreter der Religionswissenschaft, die es sich zur Aufgabe setzen, möglichst weite Kreise in die Ergebnisse unvoreingenommener Forschung über Entstehung, Wesen und Entwicklung der christlichen Religion einzuführen.**) Dieser Literatur reiht sich Pfleiderers aus öffentlichen Vorträgen erwachsenes Buch an, und es darf allerdings einen Ehrenplatz darin beanspruchen, nicht nur seiner einheitlichen, umfassenden Anlage und seiner fesselnden Darstellung wegen, sondern vor allem deshalb, weil es wie keines der andern Ernst macht mit der Heranziehung auch außerjüdischer Religionsformen zur Erklärung des Christentums. Vor allem kommen hier die Stoa und das antike Mysterienwesen zu ihrem Recht. In den Kindheitsgeschichten von Jesus sind für Pfleiderer auch buddhistische Einflüsse nicht ausgeschlossen — besonders auffällig ist hier die Analogie zu der Erzählung vom zwölfjährigen Jesus im Tempel. Der öffentlich auftretende Jesus erscheint hier bei aller Reinheit seiner religiösen Ueberzeugung durchaus befangen in den Vorstellungen seiner Zeit; das allmählich in ihm aufkeimende Bewußtsein seines Berufes als Messias der Armen und Mühseligen treibt ihn zum Entscheidungskampf nach Jerusalem.***) Der in Visionen gewonnene feste Glaube der Jünger an seine Auferstehung und Erhöhung zum himmlischen Christus wirft einen verklärenden Schein auf sein irdisches Dasein zurück, und nun findet man überall in den alttestamentlichen Schriften Beziehungen auf Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen und Wiederkommen des Meisters. So setzt sich um einen historischen Kern von echten Taten und Worten die Legende an. In den mystischen Vorstellungen des Paulus von der Taufe als einer Gemein-

---

*) Nach dem Referat des Reichsboten vom 20. Januar.

**) Es sei hier nur an die bei Mohr in Tübingen erscheinenden von Heinrich Weinel herausgegebenen „Lebensfragen" und an Friedrich Michael Schieles „Religionsgeschichtliche Volksbücher" (Halle, Gebauer-Schwetschke) erinnert, die bisher einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt haben.

***) Interessant ist dabei die kühne Auffassung des Wortes von den zwei Schwertern, Luc. 22, 36. 38 (S. 105 f.), bei dem erst jüngst wieder Harnack („Militia Christi" S. 4 f.) an einer befriedigenden Erklärung verzweifelte.

schaft des Todes und der Auferstehung Christi zeigt sich eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Weihen des Mithraskultus. Die Verbindung des mystischen Enthusiasmus mit dem ethisch-sozialen Geist der Propheten und Jesu — der scheinbare Widerspruch ist in der Persönlichkeit des Apostels ausgeglichen — hat ihn zum Begründer der christlichen Theologie und Kirche gemacht. Vorbereitet war sein Christentum wahrscheinlich in der ältesten, nicht von Paulus gegründeten heidenchristlichen Gemeinde zu Antiochia; hier könnte sich auch die evangelische Ostersage, besonders die Datierung „am dritten Tage" (bezw. „nach drei Tagen") im Anschluß an die volkstümliche Auferstehungsfeier des Adonis ausgebildet haben. So wäre der Ursprung des Christentums als neuer, in kirchlichen Formen eigentümlicher Art sich darstellender Religion von Jerusalem nach Antiochien verlegt.

Unter den Evangelien bedeutet das Matthäusevangelium einen bedeutsamen Schritt vorwärts in der Entwicklung zur katholischen Kirche, deren Dogma, Moral und Kirchenverfassung in mehr oder weniger bestimmten Umrissen darin schon vorgezeichnet sind.

Gewiß ist manches von Pfleiderers Aufstellungen ungewiß. Wir selbst sind keineswegs überall einverstanden. So befriedigt die Erklärung der kirchlichen „Dreieinigkeit" als vereinfachtes Seitenstück zur gnostischen Lehre von der „Fülle der Gottheit" keineswegs. Andere Probleme sind überhaupt außer acht gelassen, so das der Vierzahl unserer Evangelien. Das aber ist gewiß: der Weg, den Pfleiderer geht, ist der einzig gangbare, um zur Klarheit über die Ursprünge des Christentums zu gelangen, und „der Fortgang unserer Erkenntnis dürfte sich nicht sowohl in der Annäherung an die alte Ueberlieferung als vielmehr in noch weiterer Entfernung von ihr bewegen."

Bei alledem hat der nicht bloß an der Oberfläche haftende Leser bei Pfleiderers Buch nicht den Eindruck einer eigentlich destruktiven Arbeit, wie z. B. bei David Friedrich Strauß, dessen große Verdienste Pfleiderer übrigens voll anerkennt. Von den radikal-mythischen Hypothesen eines Robertson und Kalthoff ist unser Autor weit entfernt. Deutlich genug werden die Umrisse gezeigt, die das aus der entstellenden Ueberlieferung auf kritischem Wege herauszuarbeitende Jesusbild zeigen wird, und die religiös-sittliche Bedeutung der Persönlichkeiten Jesu und seines größten Apostels springen bei der durchaus geschichtlichen Auffassung, wie sie hier vertreten ist, nur um so mehr ins Licht. Klar und treffend wird dargetan, was uns von der Ethik Jesu trennt; aber dabei tritt ihr Prinzip als eine ewige Wahrheit hervor, denn „der Unterschied besteht zuletzt nur darin, daß für uns der göttliche Wille sich nicht mehr in übernatürlichen Katastrophen, sondern in der natürlichen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft offenbart, daher auch unsere Hingebung an den göttlichen Willen sich nicht im Bruch mit den geschichtlichen Lebensbedingungen der Gesell-

schaft, sondern in der positiven, sittlichen Verwertung und Veredelung derselben betätigt." — —

Wenn es der protestantischen Religionswissenschaft gelingt, eine derartige historische Würdigung des Urchristentums mehr und mehr zum Gemeinbesitz zu machen — und trügt nicht alles, so wird es gelingen —, dann wird die christliche Gemeinschaft ihre fesselnde Form von selber sprengen und umgestalten; ein Massenaustritt aus den verschiedenen Landeskirchen, zu dem die Gegner mit begreiflichem Eifer drängen, ist dann überflüssig. Denn der demokratische Kirchenbegriff des Protestantismus schließt die dauernde Bevormundung einer fortgeschrittenen Mehrheit durch eine rückständige Minderheit einfach aus. Dann aber wären wir vielleicht doch nicht mehr allzufern von jener Morgendämmerung, die uns Eucken in seinem bedeutsamen Aufsatz über „Wissenschaft und Religion"*) ahnen läßt: von einer Religion des Geistes, bei der nicht die Erhaltung des Menschen in seinem natürlichen Dasein, sondern nach seinem geistigen Vermögen in Frage steht, die sich über alles Kleinmenschliche, über das selbstische Streben nach persönlichem Wohlbefinden erhebt. „Augenscheinlich wird dabei die Unangemessenheit aller unserer Vorstellungen, die religiöse Gedankenwelt erhält einen mehr symbolischen Charakter, und es wird auch die künstlerische Phantasie kräftiger mithelfen müssen, das Unfaßbare einigermaßen seelisch nahe zu bringen; aber eben in solchem Ringen nach dem Unmöglichen wird das Größte errungen und vollziehen sich wesentliche Erhöhungen der Menschheit." — Hätte die gegenwärtige Kirche offenere Augen für die Bedürfnisse der Zeit, welche Lehren könnte sie ziehen aus den Erfolgen unserer geistlichen Konzerte und so erhebenden Feiern, wie wir sie kürzlich an Schillers Todestag erlebten! Denn auch ihrer Heiligen würde die neue Religion nicht entbehren, und sie würden ihre Feste haben. Hier könnte aufs neue zur Wahrheit werden, was einst Paulus schrieb: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier: sie sind allzumal einer!

Lic. Hans Vollmer.

Literatur.

Fritz Brupbacher. Die Psychologie des Dekadenten. Verlag Thurow, Zürich-Rüschlikon. 1904.

Ein Schweizer Arzt und bedeutender Psychiater zeichnet mit feinsinniger Beobachtung das Bild des modernen Dekadenten und schafft damit ein äußerst interessantes kleines Buch, welches einen wertvollen Beitrag dazu bildet, den Typus, der in der Kunst unserer Zeit eine so bedeutsame Rolle spielt, zu verstehen und richtig einzuschätzen. Im ersten Teil wird die

*) „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion", München (Lehmann) 1904, S. 251 ff.

Dekadence als objektive Tatsache ohne Werturteil hingenommen und auf ihre Symptome hin untersucht. Diese Symptome, wie die Spaltung des eigenen Ich in tausend Bestandteile, die Neigung zur Selbstbeobachtung, der Seelenleben-Kultus, die erhöhte Reizsamkeit, die schnelle Ermüdbarkeit, die Neigung zum Kontrast, zum Absonderlichen, die Eitelkeit, die Schwankung in den Gefühlen, das Undisziplinierte und Maßlose, das krankhafte Mitleid, die Diskontinuität in Gedanken, Gefühlen und Willen, der Wegfall des Einflusses einer Zielvorstellung, die Disharmonie der Stimmung und Weltanschauung — alle diese Symptome werden aus dem organischen Zusammenhang der ganzen Anlage als der Anlage einer Spaltungsart, Zerfallsart entwickelt. Im zweiten Teil wird die Frage erörtert: welches ist die individuelle und soziale Wertigkeit des Dekadenten? Der große Wert des Dekadenten für die psychologische Wissenschaft wird stark betont. „Hat der Psychiater den Dekadenten entdeckt, so entdeckte der Dekadente die Psychologie.“ „Durch ein Buch von Peter Altenberg oder Stanislaw Przybyszewsky lernt die Menschheit mehr Psychologie als durch alle psychologischen Zeitschriften aller Länder und Sprachen.“ „Der Dekadente allein ist der experimentelle Psychologe, weil die Natur mit ihm experimentierte, seine Seele durchschnitt, und er diese durchschnittene Seele beobachten mußte.“ In aller Wissenschaft, in Kunst, Religion und Politik ist der Dekadente der Revolutionär. Mit seinem endlos skeptischen Geiste kritisiert er die Fragestellungen, prüft sie auf ihre Richtigkeit und Präzisität. Nach den Bedürfnissen seines Wesens räumt er mit uraltem Ballast auf; in der Wissenschaft, in der Philosophie, mit den alten hinderlichen Hypothesen — weil er mit dem kleinsten Kraftmaß arbeiten muß — auf dem Gebiete der Moral und Konvenienz mit dem unnützen Ballast millionenjähriger ganz unpraktisch gewordener Wertnormen, den er vorfand, getragen durch die Toleranz der Pietät, unbequem schon lange für jeden Lebendigen, ihm aber in der Tat zu schwer fürs Gedächtnis, unmöglich fürs Gefühl. Er hat genug Mühe mit den nützlichen Seeleneigenschaften; schon sie zu bändigen ist ihm schwer. Er ist antikirchlich, antidogmatisch in jedem Sinne. In seinem kontrastliebenden Geiste wird der Ballast zum Witz. Und was tausend Neu-Ethiker in dicken Bänden der Welt vergeblich vorbeweisen, glaubt sie, wenn ein Bild von Th. Th. Heine es im Simplizissimus ihr zeigt. Wie aber der Verfasser auf das Gebiet der Kunst kommt, scheint sich ihm das Bild des Dekadenten zu verschieben. Es wird aus ihm der differenzierte Mensch überhaupt, der verfeinerte, der hochentwickelte, — den wir doch aber in unserer Zeit auch ohne jede Spur von Dekadence kennen lernen. Wie richtig ist es: „Es ist eine neue Schönheit geschaffen. Früher gab es die Schönheit der Formen, heute gibt es die Schönheit in der Physiologie des Ausdrucks. Jenes war eine Muskelschönheit, dies ist eine Innervationsschönheit.“ Aber falsch ist es, diese Wirkung einfach der Dekadence zuzuschreiben. Mitgewirkt hat sie gewiß. Gewiß ist es wahr, daß der Dekadente „nicht nur ein zerstörendes Element ist,

sondern auch ein unendlich wichtiger Neuschöpfer". Doch geschieht es dem Verfasser bei seiner liebevollen Vertiefung in den Stoff, daß er die ganze Fülle neuer Kunstschönheit, wo sie große Differenziertheit der Empfindung, hohe Seelenverfeinerung zeigt, als Musterbeispiel für die Dekadence herbeizieht, so müssen wir erwidern: Kriterium wird immer sein, ob diese Kunst Reinheit, Wahrhaftigkeit und die sittliche Kraft der Zusammenfassung enthält. Trifft dies zu, dann ist sie nicht dekadent. Das Charakteristische an der Dekadence ist nicht Differenziertheit und Verfeinerung, sondern die Unfähigkeit der Zusammenfassung.

Leopold Andrian, Der Garten der Erkenntnis. Verlag Fischer, Berlin.

Ein halb unbehagliches, halb ergötzliches Muster der Dekadence. Eine subtile Seelenzerfaserung, deren Hauptzweck darin besteht, die Unfähigkeit der Zusammenfassung anschaulich zu machen. Die Schwäche ist das Interessante. Ein Wühlen in Hoffnungslosigkeit, in der „rührenden Schönheit der späten Zeiten", der „unfruchtbaren Schönheit". Ein wenig Perversität gibt die Würze. Im Stil ein Kokettieren mit gestelzten Absonderlichkeiten.

Jules Laforgue. Sagenhafte Sinnspiele. Vorrede von Maurice Maeterlinck. Mit bisher unbekannten Briefen an Max Klinger, Theophile Ysage u. a. Porträts Laforgues von Franz Skarbina, F. Valloton ꝛc. Verdeutscht und eingeleitet von Paul Wiegler. Verlag Axel Junker in Stuttgart 1905.

Die Einleitung von Paul Wiegler, in einem erstaunlich eitlen, gesucht interessanten Dekadencestil geschrieben, erzählt, daß Laforgue ein junger französischer Dichter ist, der bis 1886 Vorleser der deutschen Kaiserin Augusta war, der mit Klinger im Briefwechsel stand und 1887, siebenundzwanzigjährig in Paris an der Schwindsucht starb. Sie versichert, daß er ein Genie und einer der vier unsterblichen Lyriker Frankreichs nach Leconte de Lisle ist. „Jeden, der die vom Mercure de France besorgte Gesamtausgabe betrachtet und beklommenen Atems die tausend unvollendeten Wunder klagen hört, trifft die Erkenntnis wie ein Wetterstrahl." Dieses Genie aber charakterisiert es dann folgendermaßen: „Er betete darum, das „Ich" möge wenigstens eine Flamme, ein echtes Schluchzen, ein kleines Seelentröpfchen sein, und fand sich in tausend unerforschte Organe gespalten, als ein kümmerliches Individuum, das nur in verlorenen Momenten an seine physiologische Einheit glaubte. Ekel bewältigte ihn vor dem Menschen, der „träumerischen Laus" und seiner schundigen Körperlichkeit, die er in Vaudevillereimen mit Absicht zum Heulen trivial geißelte. Ekel bewältigte ihn vor der gelben, kochenden, brutalen Sonne." Hat man nach solcher Einleitung noch den Mut, den Dichter selber zu lesen? Das Buch zeigt dann aber eine wesentlich andere Tonfärbung; es ist besser als

die Einleitung fürchten läßt. Zuerst zwar scheint es einem Menschen, der das Bedürfnis nach reiner Luft empfindet, fast unmöglich, sich durch diese ganz und gar nach wüstem Zerfall und Verwesung duftenden Blätter hindurch zu arbeiten. Dem gänzlich verdorbenen Blick scheint es unmöglich, das Leben, zumal die Liebe, das Weib, anders anzusehen denn als etwas gänzlich Unreines; durch asketischen Widerstand nur rettet er sich in die Reinheit. Genial? Sehr sensationell in den Wirkungen; scharf, zersetzend, böse. Unter genial verstehe ich etwas anderes. Aber von großer Begabung zeugt das Buch. Allmählich sehen wir, daß es sehr geistreich ist, sehr überschauend, kenntnisreich; wie ein Kranker, Zerrütteter, dem alles Leben weh tut, dieses Leben kennt und es scharf fühlt, wie die Bewegung fressenden Giftes, das ihm den Tod bereitet — und das er doch mit einer gewissen Ueberlegenheit interessant findet, dessen er spottet. Diese Ueberlegenheit wird für unseren Blick mehr und mehr das Vorherrschende. Zur Satire wird alles, zur geistvollen, lachenden, bösen Satire.

Aber daß diesen Dichter Paul Wiegler den französischen Novalis nennt? Ja, wenn das An-der-Schwindsucht-Sterben einen Novalis machte!

Diesem Buch hat Maeterlinck eine wunderbar schöne Einleitung geschrieben, welche anhebt: Jedem Dichter, der zum Tempel schreitet, müßte der Tempelhüter schon auf der Schwelle einige sehr einfache Fragen vorlegen. „Bist du von denen“, müßte er sagen, „die den Dingen einen Namen geben, oder von denen, die nur die Namen wiederholen? Welche neue Schönheit oder Wahrheit hast du in ihnen gesehen, oder vielmehr, in welcher neuen Schönheit oder Wahrheit hast du die Dinge gesehen, die so viele Augen sahen?“ Kann der Dichter nicht auf der Stelle antworten, zögert er oder wird er einen Augenblick verwirrt, so geht eures Weges weiter, ohne das Haupt zu wenden: er kommt nicht aus dem Lande, wo die Quellen liegen. Doch wenn er sich in demütigem Flüstern zu erinnern glaubt, daß er vielleicht eine Blume, eine Träne, einen Schatten oder ein Lächeln in ihrer Schönheit oder Wahrheit sah, so haltet an, tretet herzu und lauscht ihm: er ist euch sicherlich von einem Gott gesandt, den es drängt, sich auf neue Art bewundern zu lassen.“ Und nun erzählt Maeterlinck, daß, was Laforgue am klarsten in einer unverhofften Schönheit und Wahrheit sah, ein göttliches Kinderlachen ist. Er hat unser Lachen geläutert. Das gemeine Lachen des Alltags hat dies Kind in etwas so Klares und Tiefes verwandelt wie die Träne. Das klingt sehr bestechlich. Aber ich muß ihm Unrecht geben. Wie seltsam, daß Maeterlinck den scharfen Zersetzungshauch so wenig empfindet. Ein Kinderlachen ist Laforgues Lachen nicht!

Bernhard Wilm, Der Weg zum Ewig-Lebendigen. Eugen Diederichs, Leipzig 1903.

Es ist ein redliches und erfreuliches Stück moderner Weltanschauungsarbeit, was dieses Buch uns bringt. Aus eigenem innerstem Erleben her-

aus in lyrisch dithyrambischem Stil ein Ringen nach Klarheit. Jugendlich reich und jugendlich ungeklärt, ehrlich und verheißungsvoll. Ein kräftiges Arbeiten, um die Dekadence, deren grause Schrecknisse den Ausgangspunkt bilden, zu überwinden, Gesundheit, Klarheit, Kraft, Reinheit, Freude zu gewinnen; ein jubelndes Gefühl des Sieges, mit dem Glauben, die Welt umwandeln zu können: „Ich fühle die Fibern meines Wesens schwellen von der Frühlingsglut einer neu erstehenden Welt. Mit all meiner Kraft will ich mich aus meinen Tiefen erheben, als eine Frühlingssonne will ich aufsteigen aus dunkler, lastender Nacht, nnd dann wie ein mildes Himmelslicht scheinend werden in Euch“. Und trägt nicht in Wahrheit jeder ehrlich nach dem Licht Strebende mit bei zur Umwandlung der Welt? Nur daß man sich später bescheidet, ein Sonnenstäubchen zu sein und keine Sonne. Aber für den Frühling gehört sich's, daß die Kraft überschäumt. — Die Sprache ist zum Teil sehr schön, der Ausdruck intensiv und treffend. Eine Freude ist es, wie der Verfasser mit den Worten ringt, z. B. um den Begriff des Ich, das Geheimnis der Individualität, ringt. Er schafft sich seine eigene Terminologie. Nietzsche steht er noch ganz nah. Carl Hauptmann ist Lehrer. Aber er ringt mit Erfolg nach eigener Sprache, denn er hat eigenes Erleben und eine eigene Art zu spiegeln. — Erlösung kann uns werden durch das Wunder der atmenden Brust. Kraft kann sie holen aus der Kraft des Alldaseins. Mit körperlicher Hygiene hebt es an und wird schließlich tiefe religiöse Mystik. Ein seltsamer Uebergang! Man fühlt, das ist erlebt. Man denkt unwillkürlich an des Geistes Wort in Goethes Faust: „Du flehst eratmend mich zu schauen“. Hier atmet Einer; will nichts als Kraft und Reinheit atmen, alles Trüben, Dumpfen sich entschlagen, um zu genesen. Und schließlich erscheint ihm der Geist: das Ewig-Lebendige.

Agnes Harder, „Liebe“. C. A. Schwetschke u. Sohn. Berlin 1905.

Eine liebenswürdige, klare, gesunde Natur hat aus tiefem und einfachem Empfinden heraus ein Buch geschrieben, das den Frauen und Mädchen in bürgerlich geborgenen Verhältnissen das Bewußtsein über das Verhältnis der Geschlechter, über das Wesen der Liebe, über den Umschwung unseres Empfindens auf diesen Gebieten lebendiger machen und vertiefen will.

Es geht durch unsere Zeit eine heftige Bewegung, die eine Reform aller Sitten und Gesetze über Liebe und Ehe verlangt. Die Verfasserin hält sich abseits von dieser Bewegung. Man spürt, daß sie jene Forderungen kennt und durchdacht hat, aber sie berührt sie in diesem Buche kaum. Sie verhält sich ablehnend, ohne dagegen zu kämpfen. „Nicht neue Formen, sondern neuen Inhalt“, ist ihre Losung. Was sie fordert, ist Vertiefung, Verinnerlichung, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit. Sie wollte ein Buch schreiben, das unbedenklich jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann. Es hat geradezu die Form der liebevollen Belehrung und Er-

mahnung an eine jüngere Freundin. Es ist ein einfaches Buch, das zum Guten anregt, keine Kampfschrift. Es weist immer den Weg der „hinuntergeht in die eigene Tiefe, von wo aus der Aufstieg in die Höhe so leicht ist“. Es ist in jener frischen unterhaltenden Art geschrieben, die **Agnes Harder** eigen ist, und alles, was darin steht, ist interessant, sympathisch, liebenswert: von jener frommen Ehrfurcht gegen die Lebensgeheimnisse, die dem reinen Sinn selbstverständlich ist, von klarem Wirklichkeitsblick, der außerordentlich treffende Beobachtungen macht und sie mit einem guten Humor darzulegen versteht; von inniger Liebe gegen die Schwestern, — die Suchenden, die Irrenden, die Verkümmernden, die Geopferten; von großem sittlichen Ernst und einer wahren Begeisterung, die sicherlich jedes junge Gemüt anstecken muß. Ein gutes Buch, das Gutes wirken wird. Ein schöner Buchschmuck von Fidus erhöht seinen Wert.

Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Marokko.

Vor allem: das Land ist reich. Noch immer begegnet man der Auffassung, daß Marokko eine Sandbüchse, daß es ein Stück Sahara sei; kein Baum, kein Strauch, kein Gras. Dazu stimmt es schlecht, daß allein für die kleine Kaid-schaft von Casablanca 100 000 Duros, nach heutigem Geldstand etwa 270 000 Mark bezahlt wurden. Als der Großvezier Mulai-Hassan's, der Neger Ba Mohammed starb, ergab sich eine Erbschaft in Liegenschaften, Juwelen und barem Gelde, die auf 32 Millionen Mark geschätzt wurde. Solcher Reichtum muß doch irgendwo seine Quelle haben, und da die Söhne des Magkreb weder an amerikanischen Eisenbahnen, noch an Randminen beteiligt sind, so kann diese Quelle nur in Marokko gefunden werden. Die Hauptgrundlage des Wohlstandes bildet dort der Ackerbau. Alle Korn- und Hülsenfrüchte, alle Obstarten, alle Baumarten Mitteleuropas gedeihen in Marokko; dazu noch die Früchte des Südens, von denen namentlich Mandeln in steigender Menge ausgeführt werden, sowie Hanf und Indigo. Es gibt Getreidefelder, an den Westhängen des Dschibel Zerhun, zwischen Marakesch und Mogador, und im Rarb, die fünf bis sieben Kilometer nach jeder Richtung messen. Mit der Ausfuhr von Eiern und Frühgemüsen nach London, Antwerpen und Hamburg werden bereits viele Millionen verdient. Vieh geht in großer Zahl nach Gibraltar. Eine einzige englische Firma von Mogador verschifft jährlich eine halbe Million Ziegenhäute. Neben den landwirtschaftlichen Erzeugnissen kommen die Bodenschätze in Betracht. Es gibt reiche Eisenlager in der Provinz Haha und Kupferminen in Sus, die beide wohl schon den Phöniziern bekannt waren. Von einzelnen Entdeckern, worüber allerdings noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, sind Erdöl- und Goldvorkommen festgestellt worden. Auch habe ich von Kohlen gehört, kann aber über deren Ort nichts angeben. Leider ist er tief im Innern. Die Funde sind zum Teil äußerst reichhaltig. So ist in Eisenproben, die aus dem Dschebilet (zwischen Marakesch und Azenna) stammen, 65 Prozent purum ferrum von Chemikern nachgewiesen worden. Auch Antimon, das auf dem Weltmarkt eine nicht unerhebliche Rolle spielt, ist im Dschebilet und zwar von einem Deutschen entdeckt worden.

Zum zweiten: Marokko nimmt eine äußerst wichtige strategische Stellung ein. Es überblickt in breiter Front den Eingang zum Mittelmeer und noch einen ziemlichen Teil von dessen Westbecken. Die ausgedehnteste Küste des Landes aber, an der zugleich seine fruchtbarsten Landschaften sich erstrecken, wird von den Wellen des atlantischen Ozeans umspült. Diese einzigartige Lage bedingt einen dreifachen Vorteil. Sie ist für drei Weltverkehrswege von Wichtigkeit. (Denn von Beherrschen will ich nicht sprechen, da mit dem Worte viel Unfug getrieben wird.) Marokko liegt an der Straße, die nach Indien und Ostasien führt; es liegt auf dem Wege nach den französischen, britischen, portugiesischen, deutschen Besitzungen West- und Südafrikas, es bietet endlich eine Reihe von Stützpunkten für die Fahrt nach Brasilien und Argentinien, wie denn auch z. B. Cervera die Capverdischen Inseln zum Ausgangspunkt seiner Fahrt nach Curaçao und Santiago nahm. Es hat sich nun über die Frage der Stützpunkte ein Streit der Fachleute entsponnen. Vielfach wurde bezweifelt, ob es wirklich auch nur einen einzigen guten Hafen im Scherifenreiche gäbe. Man sprach von 100 Millionen Mark, die nötig wären, um die elende Rhede von Mogador zu einem brauchbaren Hafen umzugestalten. Obwohl der Streit bereits zugunsten der Hafenfreunde entschieden war, habe ich der Sache auf meiner zweiten marokkanischen Reise noch einmal besondere Aufmerksamkeit zugewendet und habe als Meinung von Kennern die gefunden, daß für nur 12 bis 15 Millionen Mark sowohl Mogador als auch Rabat, das mehrfach als der aussichtsvollste Platz bezeichnet wurde, in einen brauchbaren Zustand versetzt werden könne. Im Falle von Mogador handelt es sich um einen gewaltigen Damm, der die Korallenriffe der Küste mit den vorgelagerten Inseln zu verbinden hätte, so vor dem furchtbaren Nordwestwind schützend. Im Falle von Rabat ist es eine höchst unangenehme und gefährliche Barre, die mit Anwendung moderner Sprengmittel beseitigt werden müßte. Des weiteren hat Theobald Fischer, neben Graf Pfeil der beste Kenner des atlantischen Marokkos, auf Mehedia an der Mündung des Sebu aufmerksam gemacht; von einem anderen Deutschen wurde ich außerdem noch auf einen namenlosen Hafen, der allerdings einen stark lagunenmäßigen Eindruck macht, im Norden von Mehedia verwiesen.

Zum dritten: das Land birgt nicht nur große natürliche Schätze, die allerdings zu einem nicht geringen Teile noch der Erschließung harren, es ist auch eine Staats- und Militärmacht, die, obgleich gegenwärtig geschwächt, doch nicht unterschätzt werden darf. Es ist wahr, man hört fortwährend von Räubereien, von Fehden der einzelnen Stämme untereinander, von Kämpfen des Sultans gegen die verschiedensten Rebellen, von Ueberfällen und Ermordungen Fremder. Jedoch das ist immer so in Marokko gewesen und ist in der Türkei und Persien auch nicht besser. Die französische Presse findet aber ein Interesse daran, die Zustände, die gerade durch das bedrohliche Eingreifen der Franzosen sich etwas ver-

schlimmert haben, als noch schlechter hinzustellen, als sie wirklich sind, ja von einer Anarchie zu sprechen. In Wahrheit ist die Autorität des Sultans noch immer bedeutend, und auch seine von Schotten, Italienern und Franzosen gedrillten Truppen sind, wie dies auch jüngst Graf Tattenbach wieder bezeugte, gar nicht so übel. Jedenfalls ist in allen den Organen und in allen den Punkten, wo das Scherifenreich mit der Außenwelt in Berührung gerät, das Maktizen (was beiläufig bemerkt von Magazin kommt) noch durchaus maßgebend. Die Franzosen haben viel Aufhebens von ihrer Kontrolle der Zölle gemacht, aber tatsächlich haben die wenigen französischen Zollbeamten, meist junge Leute ohne sonderliche Erfahrung, so gut wie gar nichts zu sagen. Nicht minder ist in der auswärtigen Politik der Sultan der Herr seiner Taten. Gewiß, er hat Favoriten wie Omar Tashi, die oft mehr gelten als die amtlich bestellten Minister, allein die Aktion der Stämme, die in den verschiedenen Teilen des Reiches endemisch gewordenen Aufstände und auch die Scherife von Wassan, von denen kürzlich so viel Wesens gemacht wurde, sie haben keinen oder nur geringen Einfluß auf seine Entschließungen. Andererseits könnte dem Sultan, falls einmal durch den Anstoß von außen die hadernden Stämme geeinigt werden, falls einmal der Dschihad ausbricht, eine gewaltige Machtzunahme erwachsen. Segonzac nannte die Berber la race la plus indomptable de la terre. Auch in vielen Arabern Marokkos ist noch Berberblut. Einem christlichen Eroberer würden sicher die Marokkaner als ernster Gegner erscheinen.

Wie Rußland bei der Türkei, so hat Frankreich bei dem Scherifenreiche ein Interesse daran, die Zustände nicht nur schwarz zu malen, sondern sie auch tatsächlich in Düsterkeit und Unglück zu erhalten, ja etwaige Unruhen zu befördern. Schon längst ist die Rebellion bei Udschda als das erkannt worden, was sie ist, als das Bestreben der Franzosen, das Reich von der Peripherie aus zu erschüttern, und niemand ist durch die Nachricht, daß französische Artilleristen gegen den Rogi föchten, getäuscht worden. Ich sprach seiner Zeit von einer Zwickmühle, die bei Udschda arbeite. Und siehe, das Exempel stimmt, denn in den letzten Tagen hörten wir, daß die den Makhazni, den Regierungstruppen, zu Hilfe gesandten Artillerieinstrukteure zu Bahamara zum Rogi übergegangen seien. Auch geht das unverbürgte Gerücht, daß die Franzosen 32 000 Quadratkilometer marokkanischer Erde annektiert hätten. Es kann dies bei Udschda, es könnte aber auch bei Figig sein, in dessen Westen ich schon im April starke französische Posten vorfand. Gerade von der Gegend bei Figig und südlich davon scheint sich eine Aktion vorzubereiten, die den Vorteil hätte, von Europa weniger bemerkt zu werden. Nach Lalla Marnia, von dessen Höhen aus man leicht Udschda erblicken kann, kommen allwöchentlich fremde Touristen; nach dem Hafen von Udschda bringt ein Deutscher, der in des Sultans Solde steht, der wackere Kapitän Carow, beständig neue Truppen, sodaß von den dortigen Vorgängen die Außen-

welt beständig unterrichtet bleibt. Nicht so im Süden von Figig, wo Fremden der Einblick verwehrt wird. Es werden dort gegenwärtig größere Truppenmassen vorgeschoben, die die vorhandenen, unaufhörlich von marokkanischen Djich (Räubern) belästigten Posten verstärken und vor allem den Bahnbau weiter betreiben sollen. Statt nämlich, wie ursprünglich geplant, die Bahn nach Timbuktu zu führen, soll sie nunmehr nach dem Ozean gehen und zwar durch Südmarokko. Sie wird zunächst Beni Zirek (65 Kilometer südwestlich von Figig) mit Tafilelt verbinden. Danach wird sie vermutlich, wie ich Grund habe anzunehmen, dem Sus zustreben. Es ist mir eingeworfen worden, daß eine derartige Bahn niemals mit dem Seeverkehr konkurrieren könne. Ganz richtig! Aber wie oft sind Dinge, die alle Welt als grundtöricht verdammte, doch ausgeführt worden! Gerade in der Politik ist der flagrante Widersinn einer Tat Grund genug, um die Tat zu begehen. Ich erinnere an den Krieg der Spanier um Kuba, an die Unrentabilität der Bahnen in der Mandschurei und des Hafens von Dalny. Die Franzosen wären die letzten, die vor unnützen Ausgaben zurückschreckten, sie, die für Algerien seit 1830 an 3,8 Milliarden Franken ausgegeben haben.

Der erste Ansturm der Franzosen auf Marokko ist ja abgeschlagen. Allein, was der stürmenden Hand versagt blieb, kann langsamem Minieren gelingen. Und dazu ist ohne Zweifel die französische Stellung an der ostmarokkanischen Grenze höchst geeignet. Wir Deutsche haben keine fünfzig Männer von Bildung, die das Vulgär-Arabisch gut sprechen, und keine zehn, die mit der marokkanischen Abart jener Vulgärsprache hinreichend vertraut wären. Die Franzosen haben ein ganzes Heer von Beamten, die das Maghretinisch gut kennen. Sie haben seit 75 Jahren, als Nachbarn der Marokkaner, die Zustände des Scherifenreiches bequem studieren können. Sie haben eine ganze Reihe von Leuten, die als Aerzte, als Kaufleute, als Forscher alle Teile des Reiches durchstreiften. Wir mögen es drehen wie wir wollen, aber trotz Lenz, Rohlfs, Pfeil und Fischer haben wir ihrem Foucauld und namentlich ihrem Marquis de Segonzac doch schlechterdings niemand entgegenzustellen. Der Vorteil ist in jeder Beziehung auf französischer Seite. Unsere Nachbarn haben jedoch den Vorteil nicht auszunutzen vermocht. Warum? Die Antwort ist verblüffend einfach. Weil es ihnen an Selbstbewußtsein, an Mut fehlt. Allein getrauen sie sich nichts mehr durchzuführen. Trotzdem verlohnt es sich wohl, die Tätigkeit der Franzosen, insbesondere die geheime, die geräuschlose, aufmerksam zu verfolgen. Der jüngst erfolgte Sturz des Geddari, des Paschas von Larasch, der auf gute Sicherheit in seinem Gebiete hielt, ist sehr wesentlich auf französische Umtriebe zurückzuführen. Sodann geht das Trachten der Franzosen darauf, an den Mächtigen des Landes Klienten zu gewinnen. Schon seit lange ist der Scherif von Wassan, dessen Stellung man mit der der deutschen Bischöfe im Mittelalter vergleichen mag, auf ihrer Seite und bezieht vermutlich Subsidien von ihnen. Neuerdings

versuchen sie, auch im Hoch-Atlas eine derartige Klientel zu erwerben Ueberhaupt sehen die Franzosen allmählich ein, daß sie sich bislang zu sehr auf den Osten beschränkt haben. Sie merken, zum Teil durch Theobald Fischers Schriften belehrt, daß der Westen viel fruchtbarer, viel begehrenswerter sei. Sie werden endlich gewahr, daß die Bevölkerung des Südwestens neuzeitlicher, europäischer Kultur weit zugänglicher als die des Ostens und Nordens. Ueberhaupt sind die Marokkaner ja fremdenfreundlich, allein lange nicht in dem Grade, wie es überall vorausgesetzt wird. Wenn man in Persien aus einem Gefäß trinkt, das einem Mohammedaner gehört, so wird der Besitzer das Gefäß zerschmettern; in Marokko geht Becher und Pfeife ohne weiteres von Christen- zu Moslimenmund. Wenn in Persien ein Nazrani bei einer Mohammedanerin betroffen wird, ist er ein Kind des Todes; in Marokko ist der Verkehr an der Tagesordnung. Immerhin ist der Gegensatz gegen die Christen auch in Nordwest-Afrika noch groß, aber, und darauf ist der höchste Nachdruck zu legen, viel weniger groß im Südwesten als in den anderen Teilen des Reiches. Weshalb denn auch die Entwürfe der Franzosen sich neuerdings mehr dem Atlasverbande und dem Sus zuwenden.

Das Vorgehen unseres Konkurrenten sollte uns zu gleichen Entwürfen anstacheln. Auch wir sollten danach trachten, große Kaids zu Schutzbefohlenen zu gewinnen. So den Mtagi, der im Westsaum des Atlas, an der Schwelle des Sus gebietet. Er ist noch frei, noch unvergeben; seine Sippe ist seit zwei Jahrhunderten schon da eingewurzelt. Es fehlt jedoch nicht nur an Organen (obwohl sie unschwer zu beschaffen wären), um die hier nötige diplomatische Arbeit zu leisten, sondern es fehlt überhaupt an Leuten, die die Verhältnisse überschauen. Die deutschen Berufskonsuln in Marokko, die ausschließlich im Norden sitzen, sind an den Fingern einer Hand zu zählen. Wir brauchen Männer, die sich auch dem Süden widmen, Konsularbeamte und andere Emissäre, die sich mit nichts als den staatlichen Verhältnissen beschäftigen. Ich denke hier an den allzufrüh verstorbenen Dr. Reinhart, den trefflichen Kenner Ostafrikas und Maskats, und seine Tätigkeit. Er wurde nach Buschir versetzt und hatte in ganz Südpersien einen ganzen lebendigen Deutschen zu schützen. Trotzdem entfaltete er den höchsten Eifer. Er setzte sich zwei Monate allein nach Schiras und arbeitete Tag und Nacht mit seinen dortigen Gewährsmännern, um ein umfassendes Bild von den Zuständen dortiger Verwaltung und lenkender Persönlichkeiten zu gewinnen. Wozu das nutze? fragte ich. Oh, über Nacht könnten sich alle Weltverhältnisse von Grund aus ändern, mit einem Schlage könnte Persien wichtig werden, und dann würden seine Forschungen sofort eine unentbehrliche Grundlage. Derartige Studien fehlen aber für Südmarokko bei uns gänzlich. Das Auswärtige Amt ist bei weitem nicht so allwissend, wie es sein sollte. Auch aus einem anderen Grunde ist der Süden wichtig. Es entsteht dort eine nationale Bewegung der Berber, die politisch ausgenutzt werden kann. Von jeher sind die

Berber im schärfsten Gegensatz zu allen Fremden gewesen, so zu Puniern, Römern, Vandalen, die alle schließlich von den Berbern wieder weggefegt wurden. Mit den Arabern werden nun die Berber, die übrigens nach den Forschungen Trombettis und Dirrs mit den Georgiern und Tscherkessen verwandt sind, zwar durch den gemeinsamen Glauben verknüpft, aber der Rassengegensatz ist doch so groß, daß sie im Sus lieber einen christlichen Europäer, als einen mohammedanischen Araber sehen. Wie immer, wenn äußere Anstöße dazu kommen, erwacht auch in Marokko das Rassenbewußtsein und wird, genährt durch die Habgier des Makhzen, von Jahr zu Jahr lebendiger. Es kommt nun darauf an, wie stark jene Anstöße seien: werden sie übermächtig, können sie zur abwehrenden Einheit führen; bleiben sie von mäßiger Kraft, so befördern sie den Zufall, und der Tag wird nicht fern sein, da ein kompaktes Südmarokko sich vom Norden lostrennt.

Im übrigen wäre eine Eroberung Marokkos in keinem Fall von so außerordentlicher Schwierigkeit, wie das meist hingestellt wird. Frankreich würde keineswegs daran verbluten. Die Milliarde Franken und die 70 000 Mann ständiger Garnisonen, die Segonzac für nötig hält (aber nicht fordert, da er gegen einen Eroberungskrieg ist), würden reichlich genügen. Sowenig wie man die Pathan auch nur einen Augenblick, wie das jüngst Schiemann tat, mit den Japanern in eine Linie stellen darf, so wenig darf man von den zwar tapferen, aber in moderner Kriegsführung ungeübten Marokkanern einen ernstlichen Widerstand gegen europäische Truppen erwarten. Wenn Graf Tattenbach die Sultanstruppen rühmte, so ist das gegenüber extremer Verkleinerung gerechtfertigt, aber es heißt das noch lange nicht, daß diese auch dem Anprall neuzeitlicher Artillerie gewachsen wären. Guerilla, ja! aber ernsthafter Krieg, nein! Namentlich der offene Westen, bis nach Marakasch und bis zum Dschebel Zerhun, wäre mit leichtester Mühe zu besetzen; ein paar Brigaden genügten dazu.

Die Absichten der deutschen Regierung laufen aber ohne Zweifel lediglich auf Erlangung von Konzessionen und Handelsvorteilen hinaus. Sie hat ja auch als ihr Ziel die Aufrechterhaltung der berühmten offenen Tür verkündet. Sie verkannte jedoch nicht, daß es bei dem christenfeindlichen Charakter der Einwohner recht schwer halten würde, ohne gewisse Garantien, ohne ein Schutzrecht die Konzessionen auch durchzuführen. Sie könnte durch die Ereignisse selbst, deren Verlauf niemand bestimmen noch voraussehen kann, zu härteren Maßregeln gedrängt werden. Sie hätte dann auf jeden Fall den Vorteil, sagen zu können: wir luden zur internationalen Schlichtung ein, aber ihr habt nicht gewollt; so sind auch wir jeder Verpflichtung ledig. Indessen vorläufig sieht es so aus, als ob der Diplomatenkongreß doch zustande kommen sollte.

A. Wirth.

Die Seeschlacht bei Tsuschima. — Die Friedensverhandlungen. — Deutschland und Frankreich.

Gerade als ich die Korrektur meiner politischen Betrachtung in unserem letzten Heft las, kamen die ersten Nachrichten, daß die russisch-japanische Seeschlacht, die lange erwartete, im Gange sei, und daß die Russen sie verlören. So ungeheuer die Bedeutung dieser Nachricht war, so hatte ich doch keine Veranlassung, deshalb etwas an dem, was ich geschrieben, zu ändern. Denn sowohl, daß nicht der Landkrieg, sondern der Seekrieg in diesem Rußland-Japan-Streit die Entscheidung bringen werde, war in diesen Jahrbüchern von je angenommen und ebenso, daß eine Niederlage der Russen zu Friedensverhandlungen führen werde, wie es jetzt geschehen ist.

Ich will damit aber nicht sagen, daß ich stets geglaubt hätte, daß es so kommen werde, wie es jetzt gekommen ist; vielmehr haben ja die Japaner auf jedem Gebiet unendlich viel mehr geleistet, als ich je für möglich gehalten habe. Schon im Landkrieg habe ich nicht geglaubt, daß sie administrativ fähig seien, eine so ungeheuere Armee operieren zu lassen, wie sie es tatsächlich getan haben; ebenso wenig, daß sie imstande seien, mit Minderzahl, die trotzdem noch vorhanden war, über die Russen zu siegen. Dieser Irrtum hatte aber doch für die Beurteilung des Ganzen keine entscheidende Bedeutung, da es dabei blieb, daß die Japaner nicht imstande waren, die erfochtenen Siege strategisch wesentlich auszunutzen. Ich komme hierauf noch zurück. Viel bedeutsamer als alle Landsiege ist mir der Seesieg. Von dem modernen Kriegsschiff sagt man, es sei die komplizierteste Maschine, die es gäbe. Diese Maschine haben die Japaner meisterhaft zu handhaben verstanden. Obgleich die Russen an der schweren panzerbrechenden Artillerie die doppelte Ueberlegenheit hatten, ist in kaum einer Stunde die Seeschlacht zu gunsten der Japaner entschieden gewesen, weil sie zu manövrieren verstanden und trafen, während die Russen ins Wasser schossen. Der Verlust der Japaner ist so gering, daß die Russen eigentlich nur Zufallstreffer gehabt haben können. Bei den Nachrichten von den japanischen Landsiegen schien es immer noch möglich, an die osmanischen Türken zu denken, die sich auch die Kriegstechnik ihrer Zeit vollkommen angeeignet und jahrhundertelang Europa in Schrecken gesetzt haben und dennoch Barbaren geblieben sind. Ein Volk aber, das moderne Kriegsschiffe zu handhaben versteht wie der Admiral Togo in der Schlacht bei Tsuschima, von dem wird man wohl glauben müssen, daß es überhaupt alles kann, was wir Europäer können.

Aber freilich, auf dem Gipfel sind die Japaner noch lange nicht, und so schweres steht ihnen noch bevor, daß ungeheure Rückschläge nicht nur möglich erscheinen, sondern gar sehr in Betracht gezogen werden müssen.

Militärisch sind die Russen auch heute noch nicht überwunden. Wenn sie unter Vermittlung des Präsidenten Roosevelt in Friedensverhandlungen

eingetreten sind, so ist das sicher ein Zeichen, daß sie die Verhandlungen ernsthaft meinen. Was sie aber dazu zwingt, sind viel mehr die inneren Zustände, als ihre militärische Lage in Ostasien selbst. Sie sind zwar nicht mehr in der Lage, selber zu siegen, aber sehr wohl, noch den Krieg fortzusetzen. Die kleinen Gefechte, von denen fortwährend gemeldet wird, bedeuten noch gar nichts. Die Hauptmacht der Japaner steht heute nach dreieinhalbem Monat, wenig nördlich vom Rande des Schlachtfeldes von Mukden, und selbst wenn Oyama noch einmal einen ähnlichen Sieg erficht: ohne Verfolgung ändert ein solcher Sieg an der militärischen Lage nur wenig. Wen drängt es da (abgesehen von der inneren Lage) mehr zum Frieden, die Russen oder die Japaner? Ist es aber richtig, daß der Krieg militärisch noch nicht absolut entschieden ist, so ist es schwer, sich vorzustellen, wie man sich, selbst bei gutem Willen auf beiden Seiten, über die konkreten Bedingungen des Friedens soll einigen können. Japan wird verlangen, daß Rußland die Mandschurei räumt. In der Mandschurei liegt aber nicht bloß das Stück der Eisenbahn von Charbin südwärts, sondern auch das ungeheure Stück west-östlich von Manschuria bis Pogranitschaja, dicht vor Wladiwostok. Verzichten die Russen auf die Verwaltung dieses Stücks, so verzichten sie damit tatsächlich auf ihre sibirische Bahn und machen ihren ganzen ostasiatischen Besitz wertlos. Lassen ihnen aber die Japaner diese Eisenbahn, so bleibt Rußland in der Lage, den Krieg in einer nicht gar zu fernen Zeit mit erdrückender Ueberlegenheit wieder aufzunehmen.

Ich sehe ab von Forderungen, wie Abtretung von Sachalin oder Schleifung von Wladiwostok, an die die Russen auch wohl nur sehr schwer herangehen werden. Noch schwieriger aber ist die Kriegsentschädigung. Weshalb sollte Rußland sie zahlen und nicht lieber das Geld benutzen, den Krieg fortzusetzen, bei dem es so sehr viel ja nicht mehr zu verlieren hat? Die Franzosen mußten 1871 vier Milliarden Mark bezahlen, weil wir einen großen Teil ihres Landes inne hatten und sie kein anderes Mittel wußten, uns zu bewegen, es wieder zu räumen. Von russischem Gebiet ist heute noch kein Fleck besetzt, im Gegenteil, die Russen haben noch immer wenigstens vier Fünftel der chinesischen Mandschurei inne, die sie beim Friedensschluß aufgeben sollen und von denen es unsicher ist, ob die Japaner überhaupt in der Lage sind, sie ihnen militärisch zu entreißen, und noch unsicherer ist, ob sie (außer der Insel Sachalin) eigenes russisches Gebiet in ihre Gewalt bringen können. Denn, wenn die Japaner es wagen sollten, Wladiwostok zu belagern, so müssen sie sich zu dem Zweck teilen, und das gibt den Russen wieder eine Chance. Auch der Ehrenpunkt in der Zahlung der Kriegsentschädigung kommt für die Russen sehr wesentlich in Betracht. Können aber die Japaner auf die Kriegsentschädigung verzichten? Japan ist ein sehr armes Land; die Lasten, die ihm dieser Krieg auferlegt hat, sind ungeheuer. Angenommen die Zinsen, die von jetzt an jährlich ans Ausland zu zahlen sind, seien für die japanische Volkswirtschaft überhaupt aufbringbar, wie wird das Volk es ertragen, wenn

nach solchen Siegen, solchen Ruhmestaten seine schon vorher sehr schweren Steuern vervielfacht werden und bleiben müßten? Wir wissen aus der deutschen Geschichte, wie gefährlich für die öffentliche Stimmung das Wort ist, daß die Federn der Diplomaten verderben, was das Schwert der Soldaten gewonnen. Zwischen der gigantischen Leistung in diesen beiden Kriegsjahren und der wirklich vorhandenen Volkskraft in Japan ist eine Spannung, in der ich für die zukünftige Entwicklung des Inselreichs die größte aller Gefahren sehe. Der ungeheure Stolz, das gesteigerte Selbstbewußtsein wird vorwärts treiben zu Dingen, denen die inneren Kräfte schließlich doch nicht gewachsen sind, und wenn die Vorsicht der regierenden Staatsmänner sich versagt, so wird die Volksleidenschaft sich dagegen empören. Die militärische Lage gebietet heute maßvolle Friedensbedingungen, das japanische Volksbewußtsein wird sie schwerlich zulassen.

Die Friedensverhandlungen haben begonnen, aber ob sie wirklich zum Ziel führen werden, das steht doch noch sehr dahin; und selbst wenn der Friede zustande kommt, nicht bloß in Rußland, sondern auch in Ostasien und in Japan selbst wird das nicht der Uebergang in eine Zeit der Ruhe sein, sondern im Gegenteil der Ausgangspunkt weiterer Bewegungen und Krisen.

Auf jeden Fall werden sich die Friedensverhandlungen noch sehr, sehr lange hinziehen. Nicht nur, daß die Botschaften rund um die Erde müssen, um sich in Washington zu treffen, sondern Rußland hat auch gar kein Interesse an einer Beschleunigung. Auf die 150 oder 200 Millionen Mark, die die mobile Armee ihm monatlich kostet, kommt es ihm nicht so sehr an, und die tiefverstimmten Truppen wieder nachhause zu bringen, die paarmal hunderttausend Reservisten jetzt zu entlassen, wo die innere Gärung noch immer im Steigen und das konstitutionelle Mittel der Beruhigung noch nicht in Gebrauch genommen ist, daran kann dem Zaren und seinen Ratgebern sehr wenig liegen. Einige Monat Schwebe-Zustand, wo das russische Volk sieht, daß der ersehnte Friede wenigstens in Aussicht genommen ist und daß daran gearbeitet wird, ohne daß die Schmach der einzugehenden Bedingungen schon perfekt ist, das ist vielleicht für die Durchführung einer kalmierenden, zu einigen konstitutionellen Formen überleitenden Politik im Inneren das allergünstigste, und vielleicht reizt auch die Strenge der japanischen Bedingungen, wenn man sie erst kennt, das russische Volk zu erneuter Anstrengung und patriotischem Zusammenschluß unter dem Zarismus.

* * *

Ganz abgesehen von der Langsichtigkeit der russisch-japanischen Entwicklung wird die öffentliche Meinung in Europa in diesem Augenblick in viel höherem Maße durch die deutsch-französischen Beziehungen in Anspruch genommen. In Deutschland zwar sieht man die Dinge sehr ruhig an und denkt auch nicht im Traum an einen kriegerischen Konflikt; in Frankreich

aber ist man tatsächlich in hohem Grade nervös. Zwar wäre man sicher, in einem deutschen Kriege England als Bundesgenossen zur Seite zu haben, aber nicht nur würde dies Bündnis gegen eine Niederlage nicht sichern, sondern auch der Gedanke des Krieges selbst erfüllt das französische Volk mit Grauen. Mit Recht — es könnte ja nichts Entsetzlicheres geben, als wenn die drei größten Kulturvölker um Marokkos willen einen Krieg führen wollten, der halb Europa zur Wüste machen müßte: wenn wir Deutschen uns darüber in diesem Augenblick weniger erregen als die Franzosen, so ist das nicht, weil wir ein solches Ereignis weniger abscheulich fänden, sondern weil wir nicht glauben, daß auch nur der entfernteste Grund vorliegt, es ernsthaft in Betracht zu ziehen.

Freilich eine Reibung und eine ziemlich scharfe Reibung ist da. Frankreich hatte den Plan und fühlte sich vermöge der Zustimmung Englands des Erfolges bereits sicher, das zukunftreiche und auch strategisch wichtige Marokko seiner Machtsphäre einzuverleiben; da ist ihm Deutschland in den Weg getreten und hat die Marokkaner ermutigt, sich den Franzosen zu versagen. Auch die Franzosen geben zu, daß Deutschland dazu ein gutes Recht hatte, und daß ihr Minister des Auswärtigen, Delcassé, sich unter Nichtachtung Deutschlands viel zu weit vorgewagt habe. Da Deutschland wieder seinerseits notorisch und seit dreißig Jahren konstant der französischen Kolonialpolitik niemals feindlich gegenübergetreten ist, sie im Gegenteil aus guten Gründen vielfältig direkt gefördert hat, so ist von vornherein anzunehmen, daß auch in der Marokko-Frage auf beiden Seiten guter Wille vorhanden ist, sich zu vergleichen. Freilich, die Franzosen müssen auf die voreilig ergriffene Beute verzichten. So gar schwer aber wird ihnen das nicht werden, denn tatsächlich haben sie bei ihrer stagnierenden Bevölkerung gar nicht ein so sehr intensives Kolonialbedürfnis; nicht aus innerster Notwendigkeit, sondern mehr aus dem politischen Ehrgeiz des dirigierenden Staatsmannes war das Projekt entsprungen, und wahrscheinlich hätte es am letzten Ende ungeheure Opfer an Blut und Geld verlangt, die schon in Tonking und in Madagaskar das französische Volk höchst ungern gebracht hat. Ein Schritt rückwärts, dem die deutsche Regierung gewiß alles tun wird, auch nur den Schein einer Demütigung zu nehmen, kann also den Franzosen nicht so gar schwer werden. Der Vergleich mit ihrem Zurückweichen vor den Engländern in Faschoda liegt nahe, aber er ist nicht richtig, denn Engländer und Franzosen sind auf dem Gebiet der Kolonialpolitik Rivalen, die Deutschen und Franzosen aber sind auf diesem Gebiet im Grunde Bundesgenossen, die nur hier zufällig und durch offenbare Fehler auf französischer Seite einmal aneinander geraten sind. Die Nachgibigkeit muß also in unserem Fall den Franzosen viel leichter werden; die Empfindung einer Niederlage, wenn dazu überhaupt Grund vorhanden ist, wird viel schneller vorübergehen. Die Schwierigkeit des Abkommens dürfte nicht sowohl zwischen Paris und Berlin als in der Schwierigkeit

des marokkanischen Problems selber liegen. Selbst nachdem Frankreich die dauernde Souveränität des Sultans und das Prinzip der offenen Tür zugestanden hat, fragt es sich, wie der Sultan selber die Ordnung und Sicherheit in seinem Lande schaffen soll, die für das Eindringen des Europäertums mit seinem Kapital und seiner Technik unentbehrlich ist. Die offene Tür, der freie Wettbewerb der verschiedenen Nationen, wird vermutlich den Deutschen sehr zu gute kommen, da sie jetzt als besondere Freunde des Landes und überhaupt als Freunde der Mohammedaner gelten. Wenn sich nun aber herausstellt, daß überhaupt nichts Bedeutendes geschaffen werden kann, weil die Rechtssicherheit fehlt? Die Franzosen haben es überdies, ohne daß man sie recht kontrollieren kann, in der Hand, von Algier aus das Land nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Ein unausgesetztes Intriguenspiel vom Hofe und von den Gesandten an durch das ganze Land wird sich jetzt entwickeln und fortwährend neue kleine Konflikte zeitigen. Das ist nicht schön, aber eine reinliche Abgrenzung der Sphären ist vor der Hand gewiß nicht zu erlangen. So wird diese marokkanische Erregung, von den Engländern dauernd benutzt, die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland zu erhalten, sobald nicht überwunden werden. Es ist etwas wie mit dem russisch-japanischen Friedensschluß: selbst bei gutem Willen auf beiden Seiten liegen in der Sache selber so große Schwierigkeiten, daß der Abschluß so bald nicht absehbar erscheint. Deutschland aber hat an einem baldigen Abschluß kein größeres Interesse als andere. Kommt die Konferenz, die Marokko unter eine Art Vormundschaft der gesamten Mächte stellen würde, nicht zustande, so bleibt der Zustand wie er ist und der souveräne Sultan mag mit Deutschland und deutschen Unternehmern Verträge schließen, welche er will. Die Franzosen werden nicht so toll sein, ihm den Krieg zu machen auf die Gefahr hin, daß Deutschland, wenn sie mitten darin sind, am Rhein anfängt, mit dem Säbel zu rasseln, die Börse in Krämpfe fällt und alle Pulse des wirtschaftlichen Lebens stocken.

Der evangelisch-soziale Kongreß.

Daß die Monarchie in heutigen Zeiten mehr noch als vielleicht früher die Aufgabe habe, zwischen den Gegensätzen der verschiedenen Stände und Klassen im Volke zu vermitteln, zwischen den hart aufeinanderstoßenden Interessen fortwährend mildernd auszugleichen, ist eine fast allgemein anerkannte Wahrheit. Selbst die Sozialdemokratie, die von einer auch nur relativen Berechtigung der anderen Stände neben dem des Handarbeiterstandes theoretisch nichts wissen will, diesem Stande allein die Herrschaft zu erkämpfen verspricht und in der heutigen Regierung nichts als die Vertretung der heute herrschenden Klassen erblickt, kann sich doch zuweilen jener Wahrheit, daß die Monarchie über den Klassen steht und ihrer innersten Natur nach in diesem Sinne zu wirken bestrebt sein muß, nicht

ganz entziehen. Freilich muß man zugestehen, daß die Regierung in dieser Richtung heute nicht gar viel tut; eine gewisse Bevorzugung der oberen Klassen findet unzweifelhaft immer noch statt: der neue Zolltarif bringt den Besitzern in der Industrie und namentlich in der Landwirtschaft ganz sicherlich viel größere Vorteile, als irgend ein neueres Arbeitergesetz den Arbeitern gebracht hat. Die Parteien, auf die sich die Regierung aus politischen Gründen wesentlich stützen muß, vertreten ganz vorwiegend Interessen der Besitzenden und erschweren es der Regierung, auch einmal zum Nutzen der Nicht-Besitzenden zu handeln. Es würde der Regierung vielleicht ganz unmöglich sein, sozial ausgleichend zu wirken, sie würde gezwungen sein, tatsächlich die reine Klassenherrschaft zu repräsentieren, wie es die Sozialdemokratie immer behauptet, wenn nicht glücklicherweise in Deutschland heute außerhalb der Parteien noch eine öffentliche Meinung existierte, die der Regierung den Rücken stärkt, ihr immer wieder ihren wahren Beruf zum Bewußtsein bringt und sie unterstützt. Unter den Organisationen, die in dieser Richtung ganz besonders vorteilhaft gewirkt haben, ragen hervor der „Verein für Sozialpolitik", die „Gesellschaft für soziale Reform" und der „Evangelisch-soziale Kongreß". Die Zeitungen haben über die jüngste Tagung dieses Kongresses in der Pfingstwoche in Hannover ausführlich berichtet, und es wäre nicht nötig, auf ihn zurückzukommen, wenn nicht die „Norddeutsche Allgemeine Ztg." eine Kritik an ihm geübt hätte, die zurückgewiesen werden muß. Die „N. A. Z." findet, daß der Kongreß „sich über die Grenzen, die Religion, Ethik und Sittlichkeit von der Politik scheiden, nicht hinreichend klar geworden zu sein scheine". Man kann darauf erwidern: es ist ein starkes Stück, daß ein Regierungsorgan von einer solchen, seit sechzehn Jahren bestehenden Institution noch heute nicht weiß, von welchen Gedanken sie geleitet wird. Immer wieder haben es die Vorsitzenden dieses Kongresses, ehedem der hochverdiente Landesökonomierat Nobbe und jetzt Professor Harnack, betont, daß es schlechterdings nicht die Aufgabe des Kongresses sei, irgendwie in die aktive Parteipolitik einzugreifen, über irgendwelche konkreten Fragen des Staats- und Gesellschaftslebens direkt aus religiösen oder ethischen Prinzipien heraus urteilen zu wollen, sondern ausschließlich dahin zu wirken, daß die Sozialpolitik nicht als ein bloßer Interessenkampf aufgefaßt, sondern von dem Geist evangelischer Ethik erfüllt und getragen werde. Nur eine bestimmte soziale Gesinnung will der Kongreß erzeugen und stärken, nicht positiv und direkt an Politik und Gesetzgebung mitarbeiten. In den achtziger Jahren kam ja in der Tat die Vorstellung auf, durch Pastor Todt und andere, daß unmittelbar aus dem Christentum oder gar aus der Bibel politisch-soziale Direktiven abzuleiten seien, nirgends aber ist diese Verirrung entschiedener bekämpft worden, als gerade auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß, und die Unterdrückung dieses falschen Gedankens dürfte direkt zu seinen Verdiensten gerechnet werden. Daß auch die konkreten Aufgaben der augenblicklichen Politik, wie zum Beispiel heute das Berg-

arbeitergesetz, in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden, ist selbstverständlich, und daß die einzelnen Redner dabei ihre Ansichten zum Ausdruck bringen, ebenfalls, aber die einzelnen Redner sind nicht der Kongreß. Auf dem Kongreß haben, wenn nur die Grundgesinnung dieselbe ist, die verschiedensten und entgegengesetztesten Anschauungen Raum. Man könnte vermuten, daß dann doch immer ein gewisser Radikalismus auf solchen Kongressen die Oberhand haben wird, da die temperamentvollsten Persönlichkeiten es zu sein pflegen, die sich zum Worte melden, und wiederum in den Zeitungsberichten werden die extremsten Aeußerungen am liebsten referiert und besonders unterstrichen. Aber selbst das kann man eigentlich von dem Evangelisch-sozialen Kongreß kaum sagen, höchstens vielleicht von den Zeitungsberichten, nicht, wie der stenographische Bericht zeigen wird, von den Verhandlungen selbst. Der Vorsitzende, Professor Harnack, betonte gleich in der Eröffnungsansprache den Wert und die Bedeutung des Individuums und die Gefahr, die eine zu weitgehende Sozialisierung für die Selbständigkeit, die Selbstverantwortung und den Wert des Individuums habe. Ich selber habe auf dem Volksabend das wegen seiner „Verstümmlung“ so viel gescholtene Bergarbeitergesetz in Schutz genommen; einige Arbeiter traten auf und machten darauf aufmerksam, welchen Terrorismus die Sozialdemokraten, die sich über Terrorismus beklagten, selber ausüben. In den Resolutionen wurden die scharfen Stellen, die sich in den Thesen der Referenten fanden, gestrichen. Es ist also auch vollkommen unrichtig, daß, wie die „N. A. Z.“ meint, dieser Kongreß im Grunde dasselbe sei, was bisher die Nationalsozialen waren, obgleich selbst diesen eine falsche Verquickung von Politik und Religion mit Unrecht zum Vorwurf gemacht wird. Richtig ist natürlich, daß die reaktionär-soziale Richtung, die heute bei uns so mächtig ist, scharf angegriffen wurde, und daß dabei auch manche ziemlich radikale Aeußerung fiel. Wie stellt man sich aber einen Kongreß mit Redefreiheit vor, von dem solche Aeußerungen ausgeschlossen sind? Selbst der Einzelne greift einmal mit einer verunglückten Wendung vorbei und ein schönes Beispiel dafür bietet der angezogene Artikel der „N. A. Z.“ selber. „Die Politik“, heißt es hier, „richtet ihr Augenmerk nicht auf die Handlung als solche, sondern auf den Erfolg; sie ist stets opportunistisch und nach Normen privater Moral nicht zu beurteilen.“ Wollte man über diesen Satz diskutieren, so würde die „N. A. Z.“ wohl sehr bald selber zugeben, daß die Wahrheit, die sie im Auge hat, hier sehr einseitig ausgedrückt ist. Gewiß gibt es keine Politik ohne Machiavellismus, aber glücklicherweise wird sie doch nicht durch den Machiavellismus, wie es dieser Satz der Nordd. Allg. Zeit. zu besagen scheint, erschöpft.

Vom Standpunkt des Evangelisch-sozialen Kongresses dürfte man wohl sagen: es ist nicht schön, daß die Regierung so ihre besten Freunde, ihren eigentlichen ethischen Rückhalt im Kampf gegen den Egoismus der Parteien verkennt und verleugnet, aber vielleicht ist die Nordd. Allg. Ztg.

besser als sie sich gibt. Wir sind doch einmal in der bösen Lage, daß die Regierung mit den Scharfmacherparteien regieren muß, und nur mit äußerster Vorsicht und Kunst kann sie ihnen diese oder jene soziale Konzession entreißen oder ablocken, ohne eine Krisis heraufzubeschwören. Da ist es wohl taktisch ganz klug und geboten, sich theoretisch gegen alle weitergehenden Ideen und Bestrebungen so ablehnend wie möglich zu verhalten. Jeder Verdacht, daß man gern in der Befriedigung sozialer Ansprüche der unteren Klassen noch etwas weiter ginge, könnte bei den Konservativen und Nationalliberalen, wie sie heute sind, der Regierung verhängnisvoll werden. Die Vorstellung, daß unser ganzer industrieller Arbeiterstand seiner Natur nach nun einmal sozialdemokratisch sei und bleiben werde und daß jede Hoffnung und jedes Hinarbeiten auf eine Abwandlung in dieser Gesinnung vergeblich sei, ist einmal heute bei diesen Parteien noch die ganz vorherrschende. Wir aber, die wir als „Theoretiker“ uns nicht so vollständig von den Eindrücken des Tages beherrschen lassen und wissen, daß in einem industriell noch viel weiter als Deutschland entwickelten Lande, in England, in vielen Wahlkreisen Industriearbeiter das Gros der konservativen Wählerschaft bilden, wir können die Hoffnung nicht aufgeben und werden daran weiter arbeiten, daß die Entwicklung bei uns in ähnliche Bahnen gelenkt werde.

25. 6. 05. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

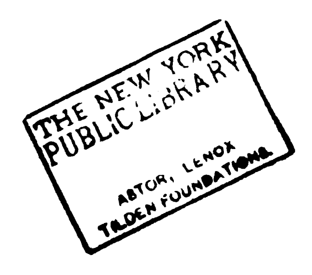
Tschierschky, Dr. S. — Die Organisation der industriellen Interessen in Deutschland. M. 2. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Voigt-Geldner. — Kleinhaus und Mietskaserne. M. 6. Berlin, Julius Springer.
Vonschott, Robert. — Zur Reform des deutschen Strafprozesses. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren Bd. XXIV. Heft 8.) 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
Vorwerg, O. — Nationalbewusstsein. 67 S. Herischdorf im Riesengebirge, Selbstverlag des Verfassers.
— ,, — Offener Brief an die Mitglieder des Alldeutschen Verbandes. 35 S. Herischdorf im Riesengebirge, Selbstverlag des Verfassers.
Waltharilied; Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda, übersetzt von den Brüdern Grimm. Hamburg-Grossborstel, Gutenbergverlag.
v. Wrangell, F. — Russlands innere Lage. 50 Pf. Leipzig, Georg Wigand.
Wüstendörfer, Dr. Hans. — Studien zur modernen Entwicklung des Seefrachtvertrags. Teil I. Die seewirtschaftlichen Grundlagen der Rechtsentwicklung. (Mitteilungen der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung e. V. Frankfurt a. M. Heft 5. Teil I.) M. 2. Dresden, O. V. Böhmert.
Zahn, W. — Der Drömling. Ein Beitrag zur Landeskunde und Geschichte der Altmark. M. 4,50. Salzwedel, H. Weyhe.
Ziegler, Theobald. — Schiller. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 74. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.
Auersperg, Guido. — Rosen und Dornen (Lyrische Gedichte). Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Baernreither, Dr. J. M. — Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika. M. 7. Leipzig, Duncker & Humblot.
van B eker, Käthe. — Glücksklee. Vier Sommergeschichten. geb. M. 4. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.
Brill, Otto. — Tau und Blut. Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Brockdorff, Frigga. — Es wurde Tag — Es wurde Nacht. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Burdach, Conrad. — Schiller-Rede. Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. Mai 1905. 60 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Cervantes. — Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Erster Band. M. 2,50. Strassburg, J. Trübner.
Clemen, Carl. — Die Apostelgeschichte im Lichte der neueren text-, quellen- und historisch-kritischen Forschungen. M. 1,50. Giessen, Alfred Töpelmann.
Delius, Rudolf. — Aus dem Bildersaal der Seele. Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV. Heft IX. M. 1. Prag, Karl Bellmann.
Die Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf dem Rhein. Denkschrift des Arbeitsausschusses der Rheinschiffahrtsinteressenten (Handelskammern, Städte, wirtschaftliche Vereine). 121 S. Mainz, J. Diemer.
Dohse, Richard. — Von Hart tau Harten. Plattdeutsche Gedichte. M. 1,20, eleg. geb. M. 3. Glückstadt, Max Hansen.
Drachmann, Holger. — In Sturm und Stille. Seegeschichten. Kleine Bibliothek Langen Bd. 81. Geh. M. 1, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.
Eckert, Dr. Chr. — Die städtische Handels-Hochschule in Köln. Bericht über die zwei Studienjahre 1903 und 1904. (Sommer-Semester 1903 — Winter-Semester 1904/05. 134 S. Berlin, Julius Springer.
Engel, Dr. August. — Detaillistenfragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. (Soziale Tagesfragen, herausgegeben vom Volksverein für das kath. Deutschland, 33. Heft.) M.-Gladbach 1905. Franko 90 Pf., Preis 80 Pf.
Fischer, Ludwig. — Lyrischer Reigen Band VII. Inbrunst des Sturms. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Fischer, Wilhelm. — Hans Heinzlin. Erzählung. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. München und Leipzig, Georg Müller.
Flickinger, Ph. D. Roy Caston. — Plutarch as a source of information on the greek theater. 14. S. Chicago, The University of Chicago Press.
F. W. — Lösung der sozialen Frage. Ruf an die Arbeiter. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Gastrov, Paul. — Tolstoj und sein Evangelium. Ein Vortrag. M. 1. Giessen, Alfred Töpelmann.
Germanen-Bibel. — Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 2. Heftausgabe: Lessing, Herder. Zweite Auflage. — 6. Heftausgabe: Schiller, Schlegel, Novalis. Zweite Auflage. Berlin, Volkserzieher-Verlag.
Gnauck-Kühne, Elisabeth. — Einführung in die Arbeiterinnenfrage. M. 1. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland.
Goethes Philosophie aus seinen Werken. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Max Heynacher. M. 3,60. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe, Band 11. M. 1,20. Stuttgart. J. G. Cotta.
Goldscheider, Dr. — Hygiene des Herzens. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volks-Hygiene. Im Auftrage des Zentralvorstandes in zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. K. Beerwald.) Heft IX. 30 Pf. München und Berlin, R. Oldenbourg.
Grisebach, Eduard. — Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens, geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
v. Guérand, Wilhelm. — Wir Alle. — Nach dem allegorischen Schauspiel. „Everyman" aus dem Englischen für die deutsche Bühne bearbeitet. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.

Günther, Ludwig. — Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Giessen, Alfred Töpelmann.
Gundlach, Wilhelm. — Geschichte der Stadt Charlottenburg. Im Auftrage des Magistrats bearbeitet. Erster Band, Darstellung. Mit 170 Textabbildungen und 35 Beilagen. Zweiter Band, Urkunden und Erläuterungen. Mit 21 Textabbildungen und 4 Beilagen. Geh. M. 10, geb. M. 12,50. Berlin, Julius Springer.
Hab' ich's erlebt — Hab' ich's geträumt! — Stille Lieder eines Ungenannten. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Hackmann, Lic. H. — Der Ursprung des Buddhismus und die Geschichte seiner Ausbreitung (der Buddhismus I. Teil). 40 Pf., kart. 60 Pf., Porto 10 Pf. (Religionsgeschichtliche Volksbücher III. Reihe, 4. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Hauptmann, Carl. — Die Austreibung. Tragisches Schauspiel. M. 3. München, Georg D. W. Callwey.
Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Band 9, Novellenbuch I. Band 12 und 13, Schiller: Ausgewählte Briefe. Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Hawes, Ch. H. — Im äussersten Osten. Von Korea über Wladiwostok nach der Insel Sachalin. M. 9, geb. M. 10. Berlin, Karl Sigismund.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. Encyclopädie der philosophischen Wissenschaft im Grundrisse. In zweiter Auflage neu herausgegeben von Georg Lasson, geh. M. 3,60, geb. M. 4,20. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Hercher, Wolfgang. — Lieder aus einem Dorfe. M. 2. Berlin, Hermann Walther.
Herders Briefe. — Das Studium der Theologie betreffend (Brief 1—24). Zur Einführung in die heilige Schrift in einem für das Bedürfnis der Gegenwart bestimmten Auszuge herausgegeben von Dr. phil. Herm. Dechent, Pfarrer in Frankfurt a. Main. Brosch. M. 2,40, geb. M. 3,20. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Hermann, I. A. — Aus Sinim. Gedichte. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
Hirschfeld, Ludwig. — Ferien in Gossensass. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Arthur Cavael.
Holm, Korfiz. — Die Sünden der Väter. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 82. Geh. M. 1, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.
Horn, Dr. Ewald. — Akademische Freiheit. M. 1,50. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Hume, Dialoge über natürliche Religion. Ueber Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Fr. Paulsen, Professor an der Universität Berlin. 3. Auflage. Preis M. 1,50. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.
v. Jagwitz, F. — Soziale Gesetzgebung und Sozialdemokratie. Zweiter Teil: Gewerbliche Interessenvertretung und Rechtsprechung. 244 S. Berlin, A. W. Hayns Erben.
Jahresbericht der Handelskammer in Chemnitz 1904. II. Teil. 294 S. Chemnitz, Eduard Fockes Buchhandlung.
Janke, C. F. — Die Gesellschafterin. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Leipzig, Arthur Cavael.
Jentsch, Karl. — Adam Smith mit Bildnis. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Jerusalem, Dr. Wilh. — Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite. K. 6 = M. 5. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
—„— Gedanken und Denker. K. 6 = M. 5. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
Ilgen Pedro. — Unter westlichen Sternen, Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Kant, I. — Physische Geographie. In 2. Auflage herausgegeben und mit einer Einleitung, Anmerkungen sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Paul Gedan. M. 2,80. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Kants, I. — Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik. In 2. Auflage herausgegeben und mit einer Einleitung, Personen- und Sachregister versehen von Dr. K. Vorländer. M. 5,20. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Knittelfeld, Volker vom. — Gedichte aller Art. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Kraus, Dr. Alois. — Versuch einer Geschichte der Handels- und Wirtschaftsgeographie. M. 2,40. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
Krause, Walter. – Vae misero. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
Krauss, Ingo. — Zwei Dramen. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
Kröger, Timm. — Um den Wegzoll. Novellen. Hamburg, Alfred Janssen.
Lang, Otto. — Das österreichische Staatsproblem und seine Lösung. Politische Programmstudie. 160 S. Wien, C. W. Stern.
Laschke, Alexander. — Gedichte. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
Luedke, Hermann. — Kaiser Julian. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Mach, Franz. — Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. M. 3,50. Dresden, E. Pierson.
Marcinowski, Dr. J. — Nervosität und Weltanschauung. M. 3. Berlin, Otto Salle.
Maupassant, Guy de. — Die Schauspielerin und andere Novellen. Kleine Bibliothek Langen Bd. 84. Geh. M. 1, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.
Mayer, Friedrich. — Cecil, der moderne Faust. Eine Tragödie in fünf Akten. M. 2. Berlin, Hermann Walther.
Mommsen, Theodor. — Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. M. 3,60. Leipzig, Duncker und Humblot.
Mühlbaum, Ferd. — Lyrischer Reigen Band V. Der Erdeganz. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Müller, Wilhelm. — Lyrischer Reigen Band VI. Lieder eines Wankelmütigen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Nansen, Fridtjof. — Norwegen und die Union mit Schweden. 71 S. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Niebergall, Lic. Friedrich. — Welches ist die beste Religion? (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. M. Schiele, Marburg, V. Reihe, I. Heft.) 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

de Nolhac, Pierre. — Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour. Deutsch von Dr. Th. Müller-Fürer. Berlin, Leipzig, Paris, Hüpeden & Merzyn.
von Oertzen, Hellmuth. — Das Leben und Wirken des Staatsministers Jasper von Oertzen. M. 5. Schwerin i. M., Fr. Bahn.
Oldenberg, Hermann. — Vedaforschung. M. 2.50. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
Palten, Robert. — Lautes und Leises. Ein Liederbuch. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
—„— Kunst, Leben und Natur. Lieder u. Gedichte. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Leipzig—Berlin, Curt Wigand.
Paulus, Dr. Nikolaus. - Luther und die Gewissensfreiheit. („Glaube und Wissen", Heft 4.) 30 Pf. München, Münchener Volksschriftenverlag.
Perfall, A. von. — Die Finsternis und ihr Eigentum. Kriminal-Roman. M. 1, geb. M. 1,80. Stuttgart, Robert Lutz.
Petrovic, Alexander. — Der russische Umsturz und die Sozialdemokratie. M. 2. Berlin. Hermann Walther.
Polonskij, Dr. G. — Priester Georgij Gapon, der Führer der russischen Arbeiterschaft, von Dr. G. Polonskij. 60 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Rauch, Dr. Karl. — Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert. Eine offiziöse Darstellung aus der Kurmainzischen Kanzlei. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reichs in Mittelalter und Neuzeit. Herausgegeben von Karl Zeumer Band I. Heft 1.) M. 4,20. Subskriptionspreis M. 3,40. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
Reichs-Arbeitsblatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang Nr. 6. Berlin, Carl Heymann.
Schanz, Martin. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. III. Teil. 2. Aufl. München, C. H. Beck.
Scheid, Nik. — Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner „romantischen Tragödie" als Heilige dargestellt? Frankfurter zeitgemässe Broschüren, Bd. XXIV, Heft 9. 50 Pf. Hamm i. W., Breer u. Thiemann.
v. Schlicht, Frhr. — Der Dichterleutnant. Kleine Bibliothek Langen Bd. 83. Geh. M. 1, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.
Seidl, Dr. Al. A. — Der neue Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche und die österreichische Landwirtschaft. M. 2. Wien, Manzsche Hof-Verlagsbuchhandlung.
Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 20. Heft: Die deutsche Pfarrei und ihr Recht zu Ausgang des Mittelalters. Stuttgart, Ferdinand Enke.
Thoma, Ludwig. — Pistole oder Säbel? und anderes. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 80. Geh. M. 1, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.
Tihanyi-Starza, Gräfin Marie. — Das Gelübde einer dreissigjährigen Frau. Roman. Geh. M. 3, geb. M. 4. Leipzig, Arthur Cavael.
Törne, Walter. — Ueber dem Alltag. Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Tugan-Baranowsky, Dr. Michael. — Theoretische Grundlagen des Marxismus. M. 5. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Voigt, Theodor Carl Otto. — Seelentöne. Gedichte. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Wassermann, Dr. A. — Die Bedeutung der Bakterien für die Gesundheitspflege. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene, Heft VIII.) 30 Pf München und Berlin, R. Oldenbourg.
Werth, Peter. — Kleine Leute. Drei Einakter. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Wisotzky, Kurt. — Schicksalsstunden. 4 Szenen. Leipzig-Berlin, Curt Wigand.
Ziegler, Dr. G. und Dr. Th. Scheffer. — Das Akademische Deutschland. Biographisches Handbuch für die Universitäten des Deutschen Reiches als Ergänzung zum Deutschen Universitäts-Kalender. Bd. I. Die theologischen Fakultäten. 83 S. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Zimmermann, Franz. — Die Lage des Archivs der Stadt Hermannstadt und der Sächsischen Nation. Wien, Gerold & Co.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.



Vom Darwinismus zum Vitalismus.

Von

Anton Korwan.

Um von einem Uebergang vom Darwinismus zum Vitalismus reden zu können, muß man zuvor diese beiden Begriffe deutlich unterschieden haben und vor allem wissen, was man unter „Darwinismus" zu verstehen hat. Nicht selten werden Darwinismus und Deszendenz- oder Abstammungstheorie miteinander identifiziert und daraufhin jede Deszendenz-, Abstammungs- oder Entwicklungstheorie schlechtweg als Darwinismus bezeichnet. Diesem Fehler begegnet man nicht nur bei gebildeten Laien, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen, ja bei den Naturforschern und hier sogar im Kreise der Deszendenztheoretiker selber. Von letzteren sind es namentlich eben die „Darwinisten", welche leicht in diesen Fehler verfallen, indem sie sich durch die Verehrung für ihren Meister dazu verleiten lassen, einerseits zu übersehen, daß Darwin gar nicht einmal der Urheber des Deszendenzgedankens gewesen, dieser Gedanke vielmehr schon vor seiner Wiederaufnahme durch Darwin eine lange Geschichte durchlaufen hatte, also bei ihnen nur zu Unrecht Darwins Namen trägt, andererseits die Größe der prinzipiellen Unterschiede zu verkennen, welche die verschiedenen nach Darwin entstandenen Entwicklungstheorien dazu berechtigt, sich vom eigentlichen Darwinismus zu trennen und sich einen ihrem Haupterklärungsprinzip entsprechenden besonderen Namen beizulegen. Recht offensichtlich tritt diese fehlerhafte Neigung z. B. neuerdings wieder in einer vor kurzem erschienenen Schrift R. H. Francés über „Die Weiterentwicklung des Darwinismus" zu Tage, worin der Verfasser nicht davon lassen will, die Neo-Lamarckisten, die Mutationisten und die Vitalisten als Darwinisten zu bezeichnen, und zwar weil sie den Wegen der Entwicklung wissenschaftlich nachspüren, gleichviel welche Wege sie

dabei wandeln. Angesichts solcher Tendenzen seitens mancher eingefleischter Darwinianer dürfte es nicht überflüssig sein, unserer Wanderung vom Darwinismus zum Vitalismus erst einen geschichtlichen Rückblick voranzuschicken und mittelst dessen zunächst zu erweisen, daß man nicht befugt ist, sämtliche nachdarwinschen Entwicklungstheorien, sofern sie Entwicklungstheorien sind, als „Darwinismus" zu etikettieren. Sehr dienlich scheint uns zu diesem Zweck eine Darstellung des Deszendenzgedankens und seiner Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit durch E. Dacqué,*) welche wir daher unserer flüchtigen Uebersicht zugrunde legen wollen.

Danach war der erste Bekenner des natürlichen Abstammungsgedankens der griechische Philosoph Anaximander (611—546 v. Chr.). Er war es, der zum erstenmal klar und deutlich eine rein mechanische Entstehung der belebten Natur ausdrücklich lehrte, und zwar nahm er an, daß durch die schaffende Kraft der Sonnenstrahlen im Schlamme blasige Gebilde entstanden seien, woraus sich fischähnliche, mit einer harten, stacheligen Haut umgebene Tiere entwickelt hätten. Nach und nach seien diese aus dem Wasser auf das Land gestiegen und die hierdurch bedingte Aenderung in der Lebensweise habe auch tiefgreifende Veränderungen und Umprägungen ihres fischähnlichen Organismus zur Folge gehabt. Aus diesen Typen sollen sich dann nach und nach alle heute das trockene Land bewohnenden Lebewesen und mit ihnen der Mensch abgeleitet haben. „Aus anders gearteten Geschöpfen ging der Mensch hervor." Aehnliche Anschauungen hatte der Dichterphilosoph und „erste Paläontologe" Xenophanes über den Ursprung des Menschen, während wir bei dem Elegiker Theognis in gewisser Hinsicht schon Darwins Ideen über Zuchtwahl vorfinden, insofern er auf die Wichtigkeit ihrer Anwendung für die Verbesserung und Veredelung des Menschengeschlechts hinwies. Von Heraklit stammt der bekannte Satz: „Alles fließt," den man gerne in einen bestimmten Gegensatz zu dem Linnéschen Dogma von der Konstanz der Arten bringt. Auch vernehmen wir bei Heraklit bereits einen Anklang an die fördernde Wirkung des Kampfes ums Dasein, indem er die Sehnsucht nach Eintracht und Friede verpönt und im Widerstreit der Kräfte allein den Grund zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung sieht. „Der Kampf ist der Vater aller Dinge." Das „Ueberleben des Passendsten," was wir beim Darwinismus, wie wir sehen

*) Vergl. Der Deszendenzgedanke und seine Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit. Dargestellt von Dr. Edgar Dacqué. München 1903. S. 26—102.



werden, in der „Selektionstheorie“ wiederfinden, wurde zum erstenmal von Empedokles ausgesprochen und speziell für die Erklärung der organischen Formen verwertet. Anaxagoras lehrte, daß die Tiere mit den Pflanzen wesensgleich seien und ebenso „aus Feuchtigkeit und Wärme und Erde geworden, eines nach dem anderen“. Dessen Schüler Archelaos teilte mit ihm die gleichen Grundgedanken über die Welterschaffung und hatte speziell inbezug auf die Entstehung der Tiere eine der Anaximandrischen sehr ähnliche Ansicht. Demokrit nahm infolge seiner atomistisch-materialistischen Weltanschauung notwendigerweise auch auf dem Gebiet des Organischen ein den natürlichen mechanischen Grundgesetzen unterworfenes Werden an. Ihm läßt sich Epikur angliedern. Dieser erkennt in Pflanzen und Tieren eine aufsteigende Stufenleiter, die im Menschen ihren Höhepunkt erreicht. Der Mensch als solcher hat sich selbst wieder allmählich vervollkommnet. Der Gedanke einer natürlichen Auslese zu Gunsten des Ueberlebens des Geeigneten war ihm nicht fremd, doch wendete er ihn nur auf die allgemeine Kosmogonie, nicht auf die Bildung der organischen Arten im speziellen an. Demokrit und ihm schloß sich dann weiter noch der römische Dichter Lucretius Carus an, der in seinem Lehrgedicht „de rerum natura“ u. a. auch für die natürliche Entwicklung eintrat und darin überraschend viel Anklänge an Darwins Selektionstheorie hören läßt. Ovid lagen ebenfalls entwicklungsgeschichtliche Gedanken nicht fern, wenn er beispielsweise schreibt: „Glaubt mir, nichts geht zu Grunde im weiten Weltall, aber alles wechselt und ändert seine Form. Ich glaube, nichts hat unter der gleichen Erscheinung lange Bestand.“ In der arabischen Philosophie waren es Avicenna, Avempace und Averrhoes, welche den Entwicklungsgedanken bereits streiften, während Muhamed ben Edrisi in seinem geographischen Lehrbuch schon geographisch-klimatische Verhältnisse direkt zur Begründung von Abarten und Artenbildung zu verwenden suchte. Noch deutlicher in die Richtung der Entwicklungslehre geriet Kazwini. 300 Jahre später ist Giordano Bruno nicht mehr weit entfernt von der reinen Deszendenzlehre, denn die ganze sichtbare Welt ist seinem pantheistischen Denken nur eine ununterbrochene Entwicklung des göttlichen Wesens. Alle Organismen haben daher teil an der die Welt beseelenden geistigen Einheit. Dem größeren oder geringeren Maße dieses Besitzes entspricht in der Natur die sichtbare Entwicklungsreihe vom Primitiven zum Vollkommenen, welche auf den natürlichen Zusammenhang der

Gattungen gegründet ist. Keine höhere Gattung ist denkbar ohne die vorhergegangene niedere. Der Mensch stellt eine Wiederholung und Zusammenwerfung sämtlicher voraufgegangener Organisationsstufen dar. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts steht Leibniz im Vordergrunde der Philosophen, welche sich mit dem Gedanken einer einheitlichen Abstammung der lebenden Natur trugen und im Anschluß an ihn Chr. Wolff. Leibnizens Theorie über die stufenweise Entwicklung der Monaden nach dem Gesetz der Kontinuität handelt zwar zunächst nicht von einem direkten genetischen Verhältnis aller Organismen, fordert aber prinzipiell einen natürlichen Uebergang von Pflanze zu Tier, da bei der Einheitlichkeit der Natur eine solche Lücke nicht denkbar wäre. Deutlicher noch, aber von anderen Voraussetzungen als Leibniz ausgehend, sprach sich Lamettrie aus, welcher für die nach rein mechanischen Gesetzen erfolgende Umwandlung der Organismen eintrat. Aehnlich wie er dachten auch Holbach in seinem „Système de la nature“, Hieronymus Rorarius, Bonnet u. a., von denen Dacqué nur noch Robinet anführt. Dieser lehrte, da alles eine ununterbrochene Höherentwicklung darstelle, so sei auch der Artbegriff nichts als eine willkürliche Zusammenfassung individuell verschiedener Wesen. Je genauer unsere Untersuchung dieser Differenzen ausfalle, um so mehr Uebergänge würden sich auch ergeben, und die feinste Unterscheidung würde uns eine ununterbrochene Entwicklungsreihe zeigen. Einen bedeutenden Verfechter fand das natürliche Entwicklungsprinzip um jene Zeit in Deutschland in Lessing, der es vornehmlich auf die geistigen Qualitäten des Menschen anwandte. Die in der Welt stattfindende Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ist für ihn natürliche, wahrnehmbare Tatsache. Sehr präzis nahm Kant zu dem Gedanken einer stufenweisen Entwicklung des Organischen Stellung. Nach ihm „läßt die Uebereinkunft so vieler Tiergattungen in einem gemeinsamen Schema . . . einen, obgleich schwachen Strahl von Hoffnung in das Gemüt fallen, daß hier wohl etwas mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne das es ohnedem keine Naturwissenschaft geben kann, auszurichten sein möchte. Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur anderen, von derjenigen an, in welcher das Prinzip der Zwecke

am meisten bewährt zu sein scheint, nämlich dem Menschen, bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten und endlich zu der niedrigsten und uns merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie: aus welcher und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen ... die ganze Technik der Natur, die uns in organisierten Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken nötig glauben, abzustammen scheint." Herder erscheint die Menschheit in ihrer historischen Entwicklung gewissermaßen als die verlängerte Linie der übrigen Naturentwicklung, die, in gerader Richtung fortschreitend, auf den gemeinsamen Ursprung von Tier- und Pflanzenreich schließen läßt. Dies drückt der bekannte Satz aus: „Der Menschheit ältere Brüder sind die Tiere." Alles Lebendige ist lückenlos genetisch mit einander verbunden, ja, in der leblosen Kristallform erkennt er schon Vorstufen höherer Lebensformen, wenn er schreibt: „Vom Stein zum Kristall, vom Kristall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Tier, von diesem zum Menschen sehen wir die Formen der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfes vielartiger werden und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinigen." Einer der ausdrücklichsten für den Deszendenzgedanken eintretenden und auch auf spätere Autoren in dieser Richtung den größten Einfluß ausübenden Philosophen war Schelling. Die Natur ist nach ihm nur eine einzige zusammenhängende Organisation. Der zu beobachtende Fortschritt vom Niedrigeren zum Höheren ist einer allgemein wirkenden Weltseele zuzuschreiben. Im ganzen läßt sich unter Bezugnahme auf seine sogenannte „Hemmungstheorie" seine Auffassung dahin definieren: Alle Tiere sind auf dem Entwicklungsgang zum Menschen früher oder später stehen gebliebene Stadien, der Mensch selbst aber muß alle diese Stufen durchlaufen haben, bis er seine definitive Gestalt erreicht. Auch für den Naturphilosophen Lorenz Oken ist die Organismenwelt eine mit dem Urschleim im Meer beginnende Stufenleiter vom Geringeren zum Vollkommeneren, gipfelnd im Menschen; denn der Mensch ist ebenso wie die Tiere nicht direkt erschaffen, sondern hat sich entwickelt. Nach Hegel bilden die die Erde bevölkernden Lebewesen in ihrer Gesamtheit zwar eine Stufenleiter, aber keine entwicklungsgeschichtliche, da ja die verschiedenen niederen und höheren Stufen gleichzeitig nebeneinander existieren. Ueberhaupt hat Hegel von einem genealogischen Hervorgehen der Gattungen auseinander nichts wissen

wollen, sondern die sich darbietende Stufenleiter nur als eine zusammenhängende Aeußerung der alles umfassenden Idee aufgefaßt. Hingegen hat nach Bardeleben Goethe und zwar in den achtziger und noch in den neunziger Jahren an eine Deszendenz, eine Stammesentwicklung, eine wirkliche Blutsverwandtschaft gedacht, diesen Gedanken dann für etwa ein Menschenalter aufgegeben oder untersinken lassen, um ihn etwa Anfang oder Mitte der zwanziger Jahre wieder aufzunehmen und bis zu seinem Tode festzuhalten. Während sich so in Deutschland der Dichter Goethe zum Entwicklungsgedanken bekannte, war es in England ebenfalls ein Dichter und zwar der Großvater Darwins selber, Erasmus Darwin, der in poetischer Form ein einheitliches Weltbild entwarf und in seiner „Zoonomia" zu Gunsten des die Arten umgestaltenden Einflusses äußerer Bedingungen eintrat. Alles was sein Enkel Charles über Vererbung, geschlechtliche Zuchtwahl, Mimicry usw. darlegte, findet sich in seinen Grundgedanken bei Erasmus Darwin bereits angedeutet.

Aus dieser langen Kette von Vorverkündern des Deszendenzgedankens dürfte sich für den unparteiischen Leser die Nichtoriginalität desselben im Geiste Darwins evident ergeben haben, sodaß es für ihn jetzt wohl keiner weiteren Worte mehr bedarf, um die Unstatthaftigkeit der Bezeichnung der nachdarwinschen Vertreter des Deszendenzgedankens als „Darwinisten" einzusehen. Der passendste und deshalb auch immer mehr sich einbürgernde Name für sie dürfte „Entwicklungstheoretiker" sein, da es hauptsächlich die Entwicklung der Lebewesen ist, welche klarzulegen sie gemeinschaftlich bestrebt sind.

Wollte man die Sache nun so wenden, daß man die Berechtigung der Bezeichnung der Neo-Lamarckisten, Mutationisten und Vitalisten als „Darwinisten" darauf zu gründen versuchte — was Francé auch tatsächlich unternimmt —, daß dieselben nicht bloß Entwicklungstheorie sondern Entwicklungstheorie und zwar nach dem Vorbilde Darwins treiben, so würde man sich auch hierdurch wieder einer willkürlichen Unkorrektheit schuldig machen. Um dies zu beweisen, brauchen wir den Faden unseres geschichtlichen Rückblicks nur wieder aufzunehmen und uns damit aus dem Gebiete der Philosophie, in welcher der Entwicklungsgedanke allerdings meistens nur ein überwiegend logisches Produkt bildete und die wir mit der nachträglichen Erwähnung Schopenhauers als Vorläufer des „Mutationismus" deshalb jetzt verlassen

wollen, hinüber zu gehen auf das Gebiet empirischer Naturforschung und induktiver Naturphilosophie. Sogleich werden wir alsdann wahrnehmen, daß nicht Darwin, sondern der Franzose Lamarck in Wirklichkeit der erste strengwissenschaftliche Begründer einer Deszendenztheorie war. Die Entstehung der Arten schrieb er teils der Kreuzung, teils der direkten Einwirkung der äußeren Lebensbedingungen auf die Organisation zu, hauptsächlich aber der mit Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe verknüpften Gewohnheit, wodurch neue, auf die Nachkommen übertragbare Eigenschaften gewonnen werden. Nicht das Vorhandensein eines Organs hat also diese oder jene Betätigung veranlaßt, sondern das vorhandene Bedürfnis bedingt eine Neubildung am Organismus. Aber diese Neubildung könne zuweilen auch ihre Entstehungsursache in bestimmt gerichteten Entwicklungstendenzen haben, nach denen eine Art sich so und nicht anders umändern kann. Wenn daher durch Gebrauch und Uebung ein Organ in eine bestimmte Entwicklungsrichtung gebracht worden ist, so kann es auch vorkommen, daß nach Vollendung der Anpassung an das neue Bedürfnis trotzdem die Steigerung der neuen Fähigkeiten weiterschreitet und somit nachträglich zum Schaden ausschlagen kann. Solches „Theoretisieren" fand seine Fortsetzung zunächst durch Geoffroy St. Hilaire. Das Schlagwort seiner Theorie ist „le monde ambiant", d. h. die wechselnden äußeren Lebensbedingungen. Er kam wie Lamarck zu der Ueberzeugung, daß die Arten sich umändern, jedoch wich er darin von ihm ab, daß er weniger den Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe für das Agens der Transmutation hielt, vielmehr ließ er die Organismen selbst eine passive Rolle spielen und schrieb, wie gesagt, veränderten äußeren Bedingungen den umgestaltenden Einfluß zu. Um dieselbe Zeit, also am Anfang des 19. Jahrhunderts, beschäftigte sich ferner G. R. Treviranus sehr eingehend mit der gemeinsamen Abstammung der Arten. Er nahm ähnliche Ursachen für die Umbildung der Formen an wie Lamarck, indem er dem Organismus eine unendliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung und daher die Fähigkeit zuschrieb, sich den Veränderungen der Außenwelt anzupassen. Uebrigens hat Darwin selbst in seinem Werk über „Die Entstehung der Arten" einige seiner Vorgänger genannt, sich also bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit wohl selbst nicht als ersten Entwicklungstheoretiker betrachtet und noch weniger allen nachfolgenden, von der seinigen abweichenden Entwicklungstheorien seinen Namen aufoktroyieren wollen.

Nachdem wir somit die Bestrebungen mancher Darwinisten und insbesondere diejenige Francés, alle Entwicklungstheorien, sofern sie sowohl Entwicklungstheorien als Entwicklungstheorien sind, zum „Darwinismus" zu stempeln, geschichtlich als unberechtigt nachgewiesen, wollen wir nunmehr dazu übergehen, zu bestimmen, was denn nun eigentlich als Darwinismus mit Fug und Recht angesehen werden kann und muß, um jenen festumgrenzten Begriff zu gewinnen, der zum Ausgangspunkt unserer Wanderung erforderlich ist.

„Darwin ging bekanntlich von der Erforschung der künstlichen Zuchtwahl aus. Seine so ungeheuer reichhaltigen und sorgfältigen Beobachtungen über die Züchtung von Taubenrassen lehrten ihn die Bedeutung der Häufung kleiner Abweichungen für den Züchter verstehen. Die Schwierigkeit lag darin, ein in der Natur wirksames Prinzip zu finden, das die intelligente auswählende Hand des Züchters ersetzt. Weitere Beobachtungen zeigten, wie alle Tiere ihr Dasein infolge ihrer gegenseitigen Konkurrenz gewissermaßen erkämpfen müssen und daß in diesem Kampf die Tüchtigsten, die Passendsten Sieger d. h. am Leben bleiben. Hierin glaubte er aber auch ein mechanisch wirkendes Prinzip gefunden zu haben, welches dasselbe leisten kann, wie die Arbeit des Züchters, nämlich die Lebewesen in gewissen Richtungen zu entwickeln vermag. Daraus aber ließ sich schließen, daß im Laufe der Zeiten auf diese Weise aus sehr einfachen Organismen komplizierte Wesen entstanden sind. Dies ist die Grundlage des ganzen Darwinismus." Mit diesen Worten bezeichnet Francé selber die „Selektionshypothese" als den Kern des Darwinismus, behauptet aber sonderbarerweise alsbald demungeachtet, sie könne „jederzeit ausgewechselt werden, ohne daß dadurch der Darwinismus ins Wanken käme". Hier zeigt sich die Absicht, die Benennung „Darwinismus" auch auf solche Entwicklungstheorien, die auf anderen prinzipiellen Grundlagen errichtet, also auf alle auszudehnen, nochmals ganz unverkennbar. Bisher aber war es doch in den Wissenschaften Brauch und wird, da es ein logischer Brauch ist, wohl auch in aller Zukunft Brauch bleiben, wissenschaftliche Richtungen oder Lehren nach ihren Grundgedanken und Prinzipien zu sondern, zu ordnen und danach oder nach deren Urheber zu benennen. Das Originelle am Darwinismus besteht nun erwiesenermaßen weder darin, daß er Entwicklungstheorie, noch daß er Entwicklungstheorie ist, kann also nur noch darin gefunden

werden, daß er eine besondere Entwicklungstheorie darstellt, und diese seine Besonderheit besteht eben gerade in der Anwendung der Selektionshypothese als entwicklungstheoretisches Haupterklärungsprinzip.

Die Selektionshypothese hat also den gesuchten Ausgangspunkt unserer Wanderung vom „Darwinismus" zum Vitalismus zu bilden. Angenehmerweise können wir schon gleich von dort aus in Gesellschaft und zwar in Begleitung des hervorragenden „Neo-Darwinisten" Weismann wandern, der auf seine Weise den Weg zum Vitalismus direkt von der Selektionshypothese aus zurückgelegt hat, allerdings ohne sich selbst dessen recht bewußt zu sein, während uns außerdem zugleich, trotz seines darwinistischen Anstrichs, Francés Büchlein als Wegweiser oder als Wegkarte dienen kann, da auch es und zwar in allen seinen Teilen auf den Vitalismus hinzuweisen sich genötigt sieht und mit diesem die Betrachtung der verschiedenen modernen Entwicklungstheorien abschließt.

Weismann erscheint die Selektion „allmächtig". Wie es mit dieser „Allmacht" bestellt sein soll, geht aus seinem letzten Hauptwerk, den „Vorträgen über Deszendenztheorie" hervor, wo er selbst über die Macht der Naturzüchtung äußert: „Das Selektionsprinzip beherrscht alle Kategorien von Lebenseinheiten, es schafft zwar nicht die primären Veränderungen; wohl aber bestimmt es die Entwicklungsbahnen, welche diese einschlagen, von Anfang bis zu Ende, denn alles an den Lebewesen beruht auf Anpassung." Francé bemerkt hierzu: „Diese Uebertragung des Selektionsprinzips auf das ganze Leben ist auch der Kernpunkt des Neo-Darwinismus", was wir als indirekte Bekräftigung der Wahrheit, daß die Selektionshypothese zuvor auch den Kernpunkt des Darwinismus bildete, nicht unerwähnt lassen möchten. Doch bleiben wir bei Weismanns „allmächtiger" Selektion, die nicht imstande ist, eine Veränderung zu schaffen! Wer wird den Widerspruch hier nicht erkennen? Schaffensunfähige Allmacht!! Diese beschränkt-allmächtige Selektion soll die Entwicklungsbahnen, welche die von ihr nichtgeschaffenen Veränderungen einschlagen, von Anfang bis zu Ende bestimmen? Wir wollen nicht bestreiten, daß die Selektion im Verlauf der Entwicklung zur Bestimmung derselben beitragen kann, daß sie aber die ganze Entwicklung oder nur deren Anfang bestimmt, das bezweifeln wir und — Weismann selber. Bei Beobachtung der Umwandlung der Made zur fertigen Fliege, wobei die Füße an der Made zuerst als stumpfe, ungegliederte Wärzchen

angelegt werden, mit denen aber binnen weniger Tage die größten und kompliziertesten Veränderungen vor sich gehen, sieht sich nämlich Weismann zu dem Ausspruch gedrängt: „Was könnte aber die rohe plumpe Kuppe bestimmen, gerade so zu wachsen und nicht anders, sich zu verdicken, an der Wurzel einzuschnüren und eine Gelenkfläche zu bilden, am Ende breiter zu werden, zwei scharfgeschnittene Spitzen hervorwachsen zu lassen, die sich krümmen und zu Klauen werden, während unter ihnen ein breiter Lappen hervorwächst, dessen regelmäßig gestellte Zellen nach und nach den so eigentümlich gebauten Haftlappen darstellen, wenn nicht innere Kräfte in jenen Zellen, die sie zu diesem Geschehen bestimmen? Kein äußerer Reiz wirkt auf die noch unfertige Kuppe dieser Gliedmaße, als etwa der Nachlaß jedes Druckes, der wirkt aber gleichmäßig und kann nicht ungleichmäßige Wirkungen auslösen. Die genaue Bestimmung der Zellen zu ihren verschiedenen Verrichtungen kann offenbar nur durch lebende materielle Teilchen erfolgen, und die sind es, welche ich Determinanten nenne." Diese Determinanten bilden aber keinen regellosen Haufen, sondern eine komplizierte, fein gegen einander abgewogene Architektur, deren Gesetze durch innere Kräfte (vitale Affinitäten) bestimmt werden. Wie man sieht, befindet sich auch hier die „allmächtige" Selektion vor durch sie allein nicht erklärlichen Geschehnissen auf dem Rückzug und zwar läßt sie Weismann hinter die „Determinanten" flüchten, auf welche sie ihren „allmächtigen" Einfluß ausüben und so doch noch letzten Endes alles organische Geschehen bestimmen soll. Daß es aber auch dort mit ihrer „Allmacht" schwach bestellt sein muß, dies bezeugt die Zuhilfenahme von „vitalen Affinitäten" zur Erklärung ihrer Wirkungsweise. Seiner Meinung nach bleibt Weismann hierbei durchaus noch auf materialistischem Boden, doch der Vitalist wird leicht erkennen, wo hier der Materialismus, Mechanismus, Darwinismus aufhört und der Vitalismus anfängt, nämlich eben bei der Hypothese vitaler Affinitäten als geschehen- und formbestimmender innerer Kräfte in den Organismen. Sogar Francé, der doch so gerne umgekehrt den Vitalismus noch als Darwinismus ansehen möchte, bemerkt, wie Weismann „hier neue (!) und dem ursprünglichen Darwinismus völlig fremde (!!) Bahnen einschlägt", und so wären wir denn schon mit Siebenmeilenstiefelgeschwindigkeit dort, wohin wir strebten. Vom spezifischen Darwinismus, der Selektionshypothese, aus haben wir im Durchgang durch Weismanns Determinantenlehre auf dem kürzesten Wege den

Vitalismus erreicht. Doch vermögen wir hier jetzt noch keine Umschau zu halten, denn vorerst versperren uns die Neo-Lamarckisten und Mutationisten mit ihren Erklärungsprinzipien noch den Ausblick auf ihn und müssen wir daher erst diese auf ihren Erklärungswert prüfen.

Die Neo-Lamarckisten stützen sich, wie ihr Name richtig besagt, hauptsächlich auf die oben mitgeteilte Lehre Lamarcks von der Anpassung der Lebewesen durch Gebrauch bezw. Nichtgebrauch ihrer Organe und benutzen daneben in erforderlichem Maße besonders auch das St. Hilairesche Prinzip des direkten ändernden Einflusses äußerer Umstände. Da die Tatsache der Anpassung im allgemeinen von fast keinem Biologen heute mehr bestritten wird, dürfen wir der Raumersparnis wegen davon absehen, hier Beispiele derselben anzuführen, zumal wir bei Betrachtung des Vitalismus einige Anpassungserscheinungen skizzieren werden. Wichtiger ist für uns die Antwort auf die Frage, ob der Lamarckismus denn nun auch wirklich jene Tatsachen der Anpassung oder genauer, den Anpassungsvorgang selber, ausreichend zu erklären vermag, behauptete doch diesbezüglich z. B. Weismann, daß alle Anpassungen im Lamarckischen Sinne nur entweder durch bewußte Intelligenz der Organismen oder durch derartige geheimnisvoll unbewußt zweckmäßig wirkende Kräfte erklärt werden könnten. Der Lamarckist v. Wettstein versuchte eine Erklärung der Anpassungsvorgänge mit folgendem: „Die Anpassung des Individuums äußert sich in einer Funktionssteigerung der Organe, welche aber bekanntermaßen eine Weiterbildung derselben bewirkt. Eine heftig arbeitende Niere vergrößert sich z. B. bei der Nierenschrumpfung, wenn eine Niere die Arbeit beider übernehmen muß. Auf diese Weise bewirkt also die Anpassung die Organänderung." Es ist jedoch hierbei, wie Francé richtig bemerkt, das Unerklärte nur verschoben und in den Begriff „Organentwicklung durch gesteigerte Funktion" hineinverlegt worden. Warum die Funktionssteigerung stattfindet, darüber wissen die Neo-Lamarckisten z. Zt. noch gar nichts. Dies bestätigte auch Hertwig, der in einer berühmt gewordenen Rektoratsrede (Die Entwicklung der Biologie) sagte: „Wir wissen in Wahrheit vorläufig nichts von dem Ursachenkomplex, welcher die Anpassungen hervorgerufen hat." „Die Zoologen haben nun freilich die Annahme daß sich die Tiere durch bewußte Zwecktätigkeit anpassen können, aber erstens ist dies psychologisch nicht haltbar (man denke an die niederen Tiere) und zweitens ist sie bei den Pflanzen, bei denen

man doch gerade die schönsten direkten Anpassungen konstatiert hat, doch völlig ausgeschlossen. Bleibt also noch die Annahme einer „unbewußt zweckmäßigen“ Funktion, der sich ja auch einige Lamarckisten, wie Reinke, angeschlossen haben.“ Mit diesen Bemerkungen hat also auch der Darwinist Francé übereinstimmend mit Weismann sehr zutreffend den Weg angedeutet, welcher in Zukunft auch für den Lamarckismus sich als der gangbarste herausstellen wird, den Weg zum Vitalismus. Und das genügt uns!

Richten wir nun unseren kritischen Blick auf den Mutationismus! Dieser stammt in seiner gegenwärtigen Gestalt von dem Amsterdamer Botaniker H. de Vries, der zu ihm auf Grund der Tatsache gelangte, daß gewisse Arten von Tieren und Pflanzen eine so ungeheuerliche Variabilität zeigen, daß es den Eindruck macht, als sei ein gemeinschaftlicher Eigenschaftskomplex einst explodiert, gewissermaßen auf hundert Formen verteilt worden, welche ein großes Artindividuum bilden. Sie verhalten sich wie die Mitglieder einer großen Familie, die auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden können. Diese Unterarten sind es, welche leicht aussterben, sie bilden sich rasch und verschwinden wieder, während die Stammform lebensfähiger ist und nach einiger Zeit wieder plötzlich vielfach variieren, neuerdings „explodieren“ kann. Dieser Vorgang charakterisiert nach de Vries das Leben aller Arten und bezeichnet er eben diese Explosionen als „Mutationen“. Die äußeren Einflüsse, das Klima, die lokalen Umstände, die Anpassungen, der Kampf ums Dasein, die Selektion, sie sollen alle das Schicksal und den Ausfall der Mutation bestimmen und diese so in gewisse Bahnen leiten; das eigentliche Agens der Artneubildung sei jedoch die „Fähigkeit zur Mutation“. Daß diese letztere Formulierung keine wissenschaftliche Erklärung der Mutationsursache, sondern nur eine Verlegenheitsausflucht ist, wird der Leser von selbst erkennen, er braucht nur noch andere beliebige Erscheinungen mit der „Fähigkeit zu diesen Erscheinungen“ zu erklären, um das Nichtssagende dieser Aussage bis zur Lächerlichkeit inne zu werden. Wir stimmen infolgedessen auch hier wieder Francé bei, wenn er seine Darstellung des Mutationismus mit den Worten beendet: „Die bedauerlichste Lücke des Mutationismus aber ist, daß er ebenso wenig wie die Selektionstheorie oder der Lamarckismus eine Ursache der von ihm untersuchten Veränderungen der lebenden Wesen anzugeben weiß. Auch er muß sich darauf beschränken, nur die Tatsachen der Variation konstatieren zu können.“

So hätten sich denn vor unserem Auge die Prinzipien verzogen, welche uns eben den Blick auf den Vitalismus einstweilen noch versperrten. Ungehindert können wir nunmehr auf seinem Gebiete Umschau halten und zwar zunächst einige derjenigen Erscheinungen betrachten, welche am auffallendsten eine ihnen innewohnende Zweckmäßigkeit bekunden und dadurch Zeugnis ablegen für die Wahrheit der vitalistischen Grundthese, „daß im lebendigen Organismus zahlreiche Prozesse vor sich gehen, die nur aus ihrer Zweckmäßigkeit verstanden werden können uud sich in so eigenartiger besonderer Weise abspielen, wie dies von Prozessen in der nicht lebenden Natur nicht bekannt ist.“ Wir schildern dieselben so, wie sie Francé in seinem Werkchen dargestellt hat, müssen uns aber dabei auf eine Auswahl beschränken und den Leser im übrigen auf Francés durch Abbildungen teilweise anschaulich gemachte Beispielsammlung selber verweisen.*)

Allgemein bekannt ist, daß langandauernde Anstrengung, welche das Gleichgewicht der Kräfte zu stören droht, den Körper zu solchen zweckmäßigen Neubildungen veranlaßt, daß die normale Funktion wieder zustande kommen kann. So verdicken sich bei Lastträgern die Knochen, Tänzerinnen entwickeln ungewöhnlich starke Wadenmuskeln, Ringkämpfer haben verstärkte Armmuskulatur usw. Das Husten, Nießen und Weinen, welches durch die betreffenden Schleimhäute irritierende Fremdkörper hervorgerufen wird, ist ebenfalls eine solche langbekannte zweckmäßige Reaktion. Dasselbe gilt von verschiedenen Krankheitserscheinungen, z. B. von der sog. Herzkompensation, welche dann eintritt, wenn bei Nierenkrankheiten die Harnabsonderung nur unvollständig zustande kommt. Das Herz entfaltet nämlich in diesem Falle eine gesteigerte Tätigkeit, um mehr Blut durch die Nieren zu leiten und die mangelhafte Filtration durch eine häufigere auszugleichen. Nicht minder überraschend ist die viel beobachtete Tatsache, daß bei mangelhafter Funktion der Herzklappen eine Vergrößerung der Herzkammern einzutreten pflegt, so daß die Natur hier den einen Herzfehler durch einen zweiten unschädlich zu machen sucht. Diese Tatsache bewog schon vor langen Jahren einen unserer ersten Physiologen, nämlich E. F. W. Pflüger, zur Aufstellung einer vitalistischen Theorie, welche sich hauptsächlich darauf beschränkte, die Zweckmäßigkeit der animalischen Lebensäußerungen als ein

*) Vergl. R. H. Francé, Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Odenkirchen 1904. S. 82—112.



Fundamentalgesetz des Lebens hinzustellen. Neueres Beweismaterial für die Zweckmäßigkeit organischer Vorgänge ergab dann die Beobachtung der sog. Stoffwechselregulationen, wozu die „elektiven" Fähigkeiten (Wahlfähigkeiten) der Organismen und die Bildung von „Antikörpern" gehören. Der Pflanzenphysiologe Pfeffer fand, daß gewisse Schimmelpilze, so z. B. der gewöhnliche Pinselschimmel nicht jeden dargebotenen Nahrungsstoff aufnehmen, sondern in ganz bestimmter Weise ihre Wahl treffen, indem sie den für die Ernährung wertvollsten Stoff zuerst assimilieren. Eine ähnliche Elektion tritt ein, wenn die Organismen hungern oder unter Oxygenmangel leiden. Der Organismus verzehrt sich in diesen Fällen selbst und zwar derart, daß die lebenswichtigeren Organe bis zuletzt geschont werden. Die Antikörper sind chemische Verbindungen in Tieren und Pflanzen, welche sich bei gestörtem Stoffwechsel bilden, um gewisse schädliche Vorgänge aufzuhalten oder zu paralysieren. Seit etwa 10 Jahren kennt man sehr zahlreiche derartige Verbindungen, so daß es jetzt fast eine besondere Wissenschaft der Antikörper gibt, welche durch die Lehren der Serumtherapie und Giftimmunität in weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Und je mehr wir Einblick gewinnen, mit desto mehr Regulationserscheinungen werden wir fortgesetzt bekannt. So war es bis vor kurzem eines der größten Rätsel des Verdauungsphänomens, warum die Verdauungsfermente nicht die Magenwände angreifen, d. h. wieso es kommt, daß sich der hungernde Magen nicht selbst verdaut? Erst jetzt kennen wir die Ursache. In regulativer Weise bildet sich im hungernden Magen ein Antienzym, welches die Fermentwirkung aufhebt. Auch die Verdauung, nicht minder die Harnabsonderung geschieht in regulativer Weise. Alle diese Regulationen sind jedoch — wie dies auch der Altmeister der Serumtherapie, Prof. Behring selbst sagte, in hohem Grade zweckmäßige Erscheinungen, welche außerhalb der lebenden Welt nicht vorkommen. Eine andere Gruppe teleologischer Phänomene sind die Adaptionen oder unmittelbaren Anpassungen. Hierzu gehören zunächst alle jene organischen Veränderungen, welche durch Parasiten in den Pflanzen veranlaßt werden, z. B. die Entstehung der Pflanzengallen. Wenn eine Gallwespe die Blattknospen der Eiche oder des Rosenstocks ansticht und ihre Eier in die Wunde legt, oder wenn die Gallmilben Pflanzensäfte saugen, dann erfolgt nicht das Absterben der betreffenden Pflanzenteile, sondern die ganz eigentümliche Neu-

wucherung der bekannten Gallen, Bedeguare und dergleichen mehr. Diese Gebilde sind dem Parasiten sehr nützlich. Kurt Herbst, der sich am meisten mit dem Studium der ihre Entstehung auslösenden sogenannten formativen (formbildenden) Reize beschäftigt hat, äußert sich diesbezüglich, daß die Gallwespe durch ihren Stich dasselbe erreicht, wie, wenn es uns gelänge, einen Baum durch Impfen dazu zu bringen, daß er uns Wohnung und zugleich Nahrung gibt. Andere zweckmäßige Anpassungen im Reiche Floras bestehen darin, daß die höheren Pflanzen sich den Bedürfnissen ihrer normalen Transpiration anpassen. An trockenen Standorten, in Wüsten und Steppen, bekommen sie einen dichten Haarfilz und entwickeln möglichst kleine Blätter, damit die Verdunstung auf ein Minimum beschränkt werde, an Orten, deren Atmosphäre mit Wasserdunst geschwängert ist, also in Sümpfen und Urwäldern, sorgen sie für möglichst große Blätter und bedeutende Verdunstungsflächen. Ferner zeigte de Vries, daß sich die Ranken der Kartoffelpflanze stets den Lichtverhältnissen anpassen, indem sie im Lichte zu grünen Trieben werden, im Dunkeln jedoch nicht, wie zu erwarten wäre, verkümmern, sondern zu Wurzeln werden, die neue Knollen bilden, was also für diesen Fall sehr zweckmäßig ist. Endlich gibt es auch noch funktionelle Anpassungen von derartiger Zweckmäßigkeit, worunter die Anpassungen im Sinne des Lamarckismus größtenteils subsumiert werden können. So z. B. bilden sich die Wurzeln der Bäume stets nur, soweit ein Bedürfnis vorhanden ist. Die bekannte Kleeseide ist als Parasit sehr chlorophyllarm, ergrünt jedoch, wenn sie mangels einer Unterlage, die sie aussaugen kann, auf Ernährung aus anorganischen Substanzen angewiesen ist. Die Erneuerung von Knochen geschieht sowohl ursprünglich wie nach Brüchen bekanntlich ebenfalls und zwar in den Gesetzen der Statik durchaus zweckmäßig angepaßter Weise. Dieser funktionellen Anpassung begegnet man auch bei Bäumen, die, in sehr schlechtes Erdreich versetzt, ihre Blüten vorzeitig entwickeln, und bei hungernden Kaulquappen, welche sich mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zum Frosche entwickeln, der mehr Aussicht hat, Nahrung zu erlangen, als die an das betreffende Wasser gebundene Larve. Sozusagen „klassischer Boden" für teleologische Erklärungsversuche sind weiterhin die Regenerationen, infolgedessen sie auch einer der Hauptvertreter des Neo-Vitalismus, Hans Driesch, seiner vitalistischen Theorie mit zugrunde legte. Da wir am Schlusse speziell Drieschs Theorie noch etwas näher ins Auge

fassen werden, wollen wir bei diesen Erscheinungen hier ebenfalls etwas länger verweilen. Jede Regeneration beruht im allgemeinen auf der Fähigkeit der Organismen, die Störungen ihres typischen Baues auszugleichen. Einige der bekanntesten Regenerationen sind die Wiederbildung des verloren gegangenen Schwanzes bei Eidechsen, der Ersatz abgeworfener Beine bei vielen Krebsen, nicht minder auch die Heilung von Wunden. K. Herbst bezeugt, daß außerdem bei Krebsen, bei denen nicht nur ein Auge, sondern auch der optische Nerv entfernt wurde, an Stelle des Auges eine Antenne hervorsproßte. Bei der Regeneration von Gliedmaßen bilden sich die Zehen zuerst und erst dann die Handmittelknochen, ebenso wie bei Krüppeln mit angeborener Verkümmerung der vorderen Gliedmaßen regelmäßig das Gebrauchswichtigste der Vorderextremitäten, die Hand, ausgebildet ist. E. Korschelt beobachtete, daß zerschnittene Regenwürmer vor allem das Gehirn und den Kopf regenerieren und erst dann zwischen den gebliebenen Stumpf und den neuen Kopf Zwischenringe einschieben. Ein vorzügliches Beispiel für die hohe Zweckmäßigkeit regenerativen Geschehens bietet die Wiederersetzung der Linse im Auge der Salamanderlarven, die von G. Wolff beobachtet wurde. Leider können wir diesen Vorgang ohne bildliche Darstellung dem Laien nicht anschaulich machen und verweisen wir daher auf Francés Beschreibung. Nicht weniger merkwürdig ist die von Morgan untersuchte Erscheinung, daß zerschnittene Strudelwürmer aus jedem Teilstück des Körpers ein vollständiges Individuum regenerieren. Morgan stellte fest, daß einzelne Körperteile, wie der Kopf, der Schwanz, der neue Darm durch Sprossung neugebildet werden, während sich andere vollständig umgestalten (umdifferenzieren). Wenn man eine Planaria in mehrere Teile zerstückelt, ergänzen sich die Teilstücke stets in der Weise, daß das von dem alten Körper stammende Stück in dem neuen Wurm dieselbe Stelle und Funktion einnimmt wie früher; mit anderen Worten, die Regeneration paßt sich jedem Bruchteil des Körpers in zweckmäßiger Weise an. Ritter und Congdon haben jüngst durch Regenerationsversuche an dem Strudelwurm Stenostoma Morgans Beobachtungen voll bestätigt. Die beiden Forscher benutzten sich teilende Stenostomen, die sich noch nicht von einander trennten und verstümmelten sie derart, daß der Kopf des einen Individuums noch mit dem Schwanzende des anderen ganzen Individuums zusammenhing. Der Teilungsvorgang wurde sofort sistiert und aus den andert-

halb Tierchen wurde ein einziges neues. In dem Kopfe waren bereits Gehirn und Augen entwickelt. Die letzteren bildeten sich zurück, lösten sich in dem umgebenden Gewebe auf und entstanden von neuem an jenem Teile, der dem neuen Kopf des Tieres entsprach. Das Gehirn jedoch wanderte an die Stelle, an welche es gemäß des „typischen Bauplanes“ des Tieres nun gehörte. Driesch zerschnitt Seeigellarven, um sie in ihrer Entwicklung zu beeinträchtigen. Er fand jedoch, daß sich die Stücke genau nach der für die ganzen Larven der Art gültigen Schablone weiterbildeten. Er zerstückelte ferner die Embryonen von Seeigeln, schüttelte die Zellen der ersten Entwicklungsstadien durcheinander, isolierte einzelne der Zellen und sah dennoch aus den verstümmelten Stücken, ja sogar aus einzelnen Zellen, vollständige, wenn auch kleine Larven hervorgehen. Diese Regenerationserscheinungen sind jedoch keineswegs ein Privileg der Tiere. Sehr schöne Regenarationen kann man auch bei Pflanzen beobachten, z. B. an den Keimblättern des Alpenveilchens. Wird das erste Blatt abgeschnitten, so bildet der Stielstumpf sofort ein neues, ja manchmal sogar zwei neue Blätter an Stelle des alten. Nach Prof. Goebel entfalten zahlreiche Pflanzen deshalb keine Regenerationsfähigkeit, weil sie an ihren Blättern Vegetationskegel besitzen, die sofort in Tätigkeit treten, wenn sich das Blatt von der Mutterpflanze ablöst. Einen besonders lehrreichen Fall von pflanzlicher Regenerationsfähigkeit beschrieb neuestens H. Winkler, der dieselbe an der asiatischen Zierpflanze Torenia untersuchte. Die Torenien lassen sich ebenso wie die Begonien durch Blattstecklinge vermehren. Es entstehen jedoch zugleich auf der Oberfläche der abgeschnittenen und in Erde gesteckten Blätter durch rasche Zellteilungen Wucherungen, aus welchen sich neue Blätter und Blüten entwickeln. Aus diesem Regenerationsgewebe bilden sich aber nie Wurzeln, wie solches bei manchen anderen Pflanzen der Fall ist, so daß die aus ihm entstandenen Pflänzchen ihre Nahrung nicht aus Wurzeln, sondern aus dem Mutterblatt beziehen und daher dieses nicht uberleben können. Die Erhaltung der Art wird unter diesen Umständen dennoch und zwar auf die sonderbarste Weise gesichert. Die Blattsprößlinge treiben nämlich mit Ueberspringung der normalen Entwicklungsstufen raschestens Blüten und diese wieder reifen in unglaublich kurzer Zeit ihren Samen, so daß schon wieder neue Pflänzchen sprießen können, bevor das so merkwürdig „zweckdienlich“ sich entwickelnde Mutterblatt abwelkt. Auch Umdifferenzierungen (Um=

wandlungen) wurden beobachtet, so z. B. von Boirivant an entblätterten Zweigen der falschen Akazie. An deren Epidermis entstanden zahlreiche, neue Spaltöffnungen, die Assimilationsgewebe wurden stärker, die Holz- und Bastelemente bildeten sich zurück, dafür begannen die Blattstiele nach Art der Blätter zu funktionieren. Die entblätterten Zweige paßten sich also in zweckmäßigster Weise neuen Funktionen an, um das Leben der Pflanze zu retten. Aehnliches berichtete auch Vöchting. Er bemerkte, daß die Knollen der Kartoffeln und anderer knollentragender Gewächse sich vollständig umbilden, wenn sie nicht unter der Erde, sondern im Lichte austreiben. Die Gewebe wandeln sich völlig um, es bilden sich Holzzellen, so daß die Knolle ihren Reservespeichercharakter verliert und zu einem stengelartigen Organ wird. Umgekehrt aber lassen sich holzige Pflanzenteile leicht zu Knollenbildung verleiten, wenn sie unter die Erde gelangen. Nach Jean Massart kommt es sogar vor, daß die gewöhnliche Balsamine nach Verletzungen ihres Stengels die Wunde nicht heilt, sondern in dem nächst unteren Knoten abtrocknet und so gewissermaßen das kranke Glied selbst amputiert, wahrlich ein äußerst zweckmäßiges Phänomen! Ein weiteres nicht minder interessantes Forschungsgebiet, das für den Vitalismus Argumente liefert, ist das Studium der Tropismen. Unter Tropismus versteht man die Eigenschaft der Organismen auf äußere Einflüsse, wie Licht, Wärme, Berührungen, Schwerkraft 2c. in verschiedener Weise zu reagieren. Eine besonders zweckmäßige Form der Tropismen äußert sich in der Erscheinung der sog. Pholometrie. Als solche bezeichnet man die Tatsache, daß z. B. die Schwärmsporen der Algen nicht nur für das Licht, sondern sogar für die Intensität des Lichtes empfänglich sind, so daß fast jede ihrer Arten von einer anderen Lichtstärke angezogen oder, falls diese ein gewisses Maß überschreitet, worauf die Sporen „abgestimmt" sind, abgestoßen werden. Die „Stimmung" kann durch die verschiedensten Faktoren verändert werden, z. B. die geotropische Stimmung der Pflanzen durch Temperaturzunahme, die Lichtempfindlichkeit mancher Krebse durch Aenderung des Salzgehaltes des Wassers, worin sie leben, und die der Schwärmsporen durch deren Alter. Noll entdeckte neuerdings, daß die Pflanzen auch dafür empfindlich sind, in welcher Lage sich ihre Organe befinden und nannte dies „Morphästhesie". Sie regelt nach ihm die charakteristische und gesetzmäßige Stellung

der einzelnen Organe, der Wurzeln, Stengel, Blätter, Blüten und Früchte, kurz, das was man den Habitus der Pflanzen nennt, und sie bewirkt die oft beobachtete aber nie erklärte Erscheinung, daß sich dieses charakteristische Aussehen der Pflanzen auch nach den beträchtlichsten Störungen durch Stürme oder Wasserfluten von selbst wieder herstellt. F. Neger beobachtete, daß gewisse Pflanzen, z. B. die Miere oder das Ruprechtskraut, die an steilen Felsenwänden wachsen, häufig einige Blätter nach abwärts krümmen und deren Spreiten dem Felsenboden oder den darauf wuchernden Moosen anlegen. Die Stiele dieser Blätter werden kräftiger und gestalten sich zu Stützorganen, durch welche die Pflanze an der steilen Wand „auf festen Füßen steht". Diese Stützenbildung beruht ebenfalls auf der Morphästhesie, was daraus hervorgeht, daß, wenn man die Stützen abschneidet, so daß die Pflänzchen ihren Halt verlieren und horizontal in die Luft ragen, sich schon nach 2—3 Tagen wieder normale Blätter herabsenken und zu Stützblättern werden, wobei es noch besonders zweckmäßig erscheint, daß dies nur bei denjenigen Blättern, die sich als Stützen verwenden lassen, nämlich bei den nach außen gewendeten Blättern, der Fall ist! Das letzte Gebiet des bis jetzt beschafften vitalistischen Tatsachenmaterials betrifft endlich psychologische Forschungen, insbesondere die zweckmäßigen Reflexfunktionen. Um Wiederholungen zu vermeiden, sehen wir jedoch von einer Skizzierung derselben nach Francés Darstellung zunächst ab und werden dafür etwas weiter unten mit Driesch darauf zurückkommen, da dieser es ist, zu dessen vitalistischer Theorie wir jetzt übergehen wollen.

Driesch scheint uns nämlich unter den Biologen derjenige zu sein, welcher naturphilosophisch am tiefsten in die geheimen Vorgänge des Lebensprozesses eingedrungen ist und dessen analytische Untersuchungen infolgedessen am geeignetsten sein dürften, Licht über das den vorstehend geschilderten zweckmäßigen Lebenserscheinungen zugrunde liegende innere Geschehen in den Organismen zu verbreiten. Wir benutzen hierzu seine erst kürzlich erschienene neueste Schrift: „Naturbegriffe und Natururteile,"*) welche, wie er selbst sagt, auf der einen Seite ein Abschluß seiner theoretisch-biologischen Tätigkeit, auf der anderen aber der Ausgang ganz neuer, das Gebiet der Biologie, ja der Naturforschung im

*) Vergl. Hans Driesch, Naturbegriffe und Naturnrteile. Leipzig 1904. S. 112—119, 176 - 196.

eigentlichen Sinne überhaupt überschreitender Untersuchungen geworden ist.

Schon in früheren Schriften formulierte Driesch fünf von einander unabhängige Beweise für den Vitalismus oder die „Autonomie“ von Lebensvorgängen. Sein erster Beweis stützte sich auf das oben erwähnte experimentelle Resultat, daß beliebig gewählte Teile eines Ganzen, ohne Rücksicht auf den besonderen Anteil, welchen sie von ihm repräsentieren, ein neues Ganzes liefern können und zwar dadurch, daß jedes letzte organische Element, jede „Zelle“ des Teiles des ursprünglichen Ganzen je für sich die Bildung eines bestimmten Teiles des neuen Ganzen übernimmt. Es ging daraus klar hervor, daß wegen des durchaus beliebigen Charakters des operativen Experiments jedes Element dazu berufen sein kann, ganz verschiedene Rollen bei Bildung des neuen Ganzen zu übernehmen, daß also alle Elemente des willkürlich hergestellten Teiles sowohl wie auch des ursprünglichen Ganzen prinzipiell gleiches und zwar sehr mannigfaches morphologisches Vermögen haben. Dieses Vermögen nannte er (prospektive) Potenz, ein sich so verhaltendes organisches System zunächst „äquipotentielles System,“ dann aber, da trotz der sehr mannigfachen Potenz jedes Elements die Leistungen aller Elemente so geschahen, daß sie zu einander in „Harmonie“ standen, „harmonisch-äquipotentielles System“. Wollte man nun die Entwicklung irgend eines jener beliebigen Elemente zum Ganzen physikalisch-chemisch durch eine dem betr. Element supponierte, unter der Grenze selbst mikroskopischer Sichtbarkeit liegende äußerst komplizierte Maschine erklären, so müßte, schließt Driesch, jedes Element eines organischen Systems gleichzeitig jeden Teil der supponierten Maschine, ja sogar jeden Teil in jeder beliebigen Größe darstellen, was sinnlos sei. Damit aber sei gezeigt, daß die „Differenzierung harmonisch-äquipotentieller Systeme“ überhaupt nicht, jedenfalls nicht nur auf Basis einer aus chemisch-physikalischen Faktoren kombinierten Maschine, daß sie also nach anderer Gesetzlichkeit, als sie aus dem Anorganischen bekannt ist, also „autonom“ vor sich gehe.

Drieschs zweiter Autonomiebeweis gründete sich auf die Genese „äquipotentieller Systeme mit komplexen Potenzen“, wobei man unter „komplexer Potenz“ etwas sehr Kompliziertes, nach den drei Richtungen des Raumes verschieden sich Aeußerndes,

etwa eine derartige Maschine, sich denken soll. Jene „äquipotentiellen Systeme mit komplexen Potenzen“ stammten im Lauf der Entwicklung letzthin von einem Element (Zelle) ab. Wäre nun die komplexe Potenz in der Tat eine hochkomplizierte Maschine, so müßte dieses Urelement diese Maschine schon besessen haben. Die Maschine müßte dann von jenem einen Element auf sehr viele durch Teilung übergegangen und dabei doch immer ganz geblieben sein, was Driesch ebenfalls für sinnlos hält, da eine nach den drei Axen typisch verschiedene hochkomplizierte Maschine nicht ganz bleibe, wenn sie geteilt werde. Wollte man sagen, sie regeneriere sich nach jeder Teilung, so würde man das zu Erklärende voraussetzen. Die „komplexen Potenzen“ könnten also keine Maschine sein und liege daher etwas Nichtorganisches, etwas „Autonomes“ der Genese und Existenz komplex-äquipotentieller Systeme zugrunde.

Dem dritten Beweis Drieschs liegt die Analyse der höchstkomplizierten Bewegungsreaktionen tierischer Organismen mit Einschluß des Menschen, die Analyse der „Handlungen“ zugrunde. Wir betreten hier mit Driesch das oben nur angedeutete Gebiet der zu Gunsten des Vitalismus sprechenden psychologischen Forschungsresultate. Nach unserem Gewährsmann ist das mit dem „Gehirn“ in Beziehung stehende „Reagierende“ von solcher Art, daß die Spezifität seiner Reaktionsfähigkeit durch die Spezifität der Reize, welche es bis dahin getroffen haben, bestimmt wird. Das Reagierende besitzt also eine „historisch gewordene Reaktionsbasis“, die Erfahrung. Es könnten nun aber nicht etwa nur, wie z. B. beim Phonographen, die aufgenommenen Reize in ihrer Spezifität reproduziert werden, sondern über die Elemente des kombiniert Aufgenommenen herrsche „freie“ Verfügbarkeit zu neuer Kombination. Eine Maschine als Basis solches Geschehens sei undenkbar; sei doch eine Maschine eine Einrichtung für etwas Festes, Unveränderliches, während doch hier gerade das Freie, Variierbare das Wesentliche sei.

Der vierte Beweis ist gleichfalls auf die Analyse der Handlungen basiert. Danach erfolgen Handlungen auf typisch kombinierte „individualisierte“ Reize hin; „sie selbst bestehen in ebenso „individualisierten“, auf Grund der „historischen Reaktionsbasis“ erfolgenden Reaktionen. Es kann nun aber durchaus nicht jeweils ein Element der Reizkombination als ausreichender Grund je

eines Elementes der Effektkombination gelten. Vielmehr kann z. B. die physisch geringfügigste Variation eines einzigen Reizelementes die gesamte Effektkombination verändern, und umgekehrt kann diese oftmals bei völliger physischer Aenderung der Reizkombination dieselbe bleiben." Dafür, sagt Driesch, sei eine Maschine unersinnbar, vielmehr gehe die geschilderte „Individualität der Zuordnung" nach Regeln, die als „Abstraktion", „Logik" usw. bezeichnet würden, also nach autonomer Gesetzlichkeit vor sich.

Der fünfte Beweis ergibt sich, wenn beim analytischen Studium der Handlung das Augenmerk nicht in unbestimmter Weise auf das „Reagierende", sondern auf das „Gehirn" gerichtet wird. „Die Versuche der Physiologen, vornehmlich die von Goltz, haben hier ergeben, daß dem Hirn beliebige Teile in sehr erheblicher Ausdehnung genommen werden können, ohne daß, nachdem anfänglich vorübergehende Störungen geschwunden sind, die typischen Kennzeichen seines Funktionierens beeinträchtigt werden." In etwas anderem Sinne als im ersten Beweis könnten wir also das Großhirn der Wirbeltiere ein harmonisch-äquipotentielles System, und zwar ein funktionell-harmonisch-äquipotentielles System nennen. Daraus folge ohne weiteres die Autonomie seines funktionellen Verhaltens.

Ehe wir von diesen „Beweisen" zur Ergründung des autonomen Geschehens in den Organismen weitergehen, müssen wir einschaltend bemerken, daß Driesch jene im ersten Beweis erwähnte „Potenz" eines organischen Systems, die nicht als Maschine denkbar sei, näher noch als „intensive Mannigfaltigkeit", d. h. als nicht durch ein Nebeneinander im Raum vorstellbare Mannigfaltigkeit auffaßte und sie terminologisch mit dem Namen „Entelechie" benannte, womit er jedoch nicht etwa eine vollständige Identität seines Entelechiebegriffes mit dem gleichbenannten des Aristoteles behaupten wollte. Außerdem bezeichnete er jene Potenz als „Konstante" und stellte sie geradezu in Parallele zu dem, was in den anorganischen Wissenschaften Konstante genannt wird.

In seinem neuesten Buche macht nun also Driesch energetisch-naturphilosophisch einen großen Schritt weiter in das Dunkel, das bisher das organische Geschehen für unseren empirisch forschenden Geist noch umhüllte. Er stützt sich dabei auf die Energiesätze und zwar nicht bloß auf die bekannten „zwei", sondern auf von ihm

formulierte „drei“, welche die bisher gebräuchlichen zwei als ersten und dritten in sich enthalten. Diese drei Energiesätze machen Aussagen über die Charakteristik wirklichen und möglichen Geschehens, nämlich: „wenn irgendwie und irgendwo etwas in der Natur geschieht, so wird (1. Satz) das Kausalquantum gewahrt, so ging (2. Satz) das Geschehen von Differenzen und zwar von der relativ höchsten Differentialintensität aus, so wird (3. Satz) das absolut höchste Potentialniveau wegen statthabender Zerstreuung nicht wieder erreicht.“ Frügen wir nun, ob die Gesamtheit der auf anorganischem Gebiet über Kompensationen unkompensierter Intensitätsgrößen, auf der alles Geschehen beruhe, gewonnenen Erfahrungen genüge, um die Gesetzlichkeit dieses Vorganges im Organischen zu fassen, um ihn vorauszusagen, so brauchten wir nur des Entelechiebegriffs zu gedenken, wodurch schon ausgedrückt worden wäre, daß jene Erfahrungsgesamtheit nicht zum Verständnis oder zur Voraussage genüge, und zwar genüge sie u. a. schon allein deshalb nicht, weil eben auf Grund ihrer allein der zureichende Grund für das trotz beliebiger Größenwahl des Ganzen des Systems proportional-harmonische, typisch-spezifisch zusammengesetzte Endziel fehle. Nach weiteren energetischen Erwägungen, die wir hier übergehen müssen, glaubt Driesch allgemein aussprechen zu können, daß eine Ausgleichshemmung bestehender Potentialdifferenzen chemisch-aggregativer Art zum wesentlichsten der Einzelleistungen der Entelechie gehöre. Höre solche Hemmung auf, so geschehe eben etwas, und sie höre dann auf, wenn die Eigenart der Entelechie es infolge von Störungen mit sich bringe. Weiter lasse sich über die Bedingungen des Aufhörens der Hemmung darum nichts sagen, weil die intensive Mannigfaltigkeit der Entelechie etwas Letztes, Naturgegebenes sei. Durch diese Hemmung bestehender, sich sonst ausgleichender Potentialdifferenzen würden die oben mitgeteilten energetischen Hauptsätze, zumal deren „zweiter“ nicht verletzt. Wenn erst dann etwas geschehe, sobald die Hemmung aufhöre, so würde das Einzelgeschehen selbst also hiernach gar nicht als die eigentliche Vitalleistung anzusprechen sein, das Nichtgeschehen vielmehr würde als solche erscheinen, wenn nicht eben darin, daß sich gerade jetzt und hier dieses unter den vielen möglichen Einzelgeschehnissen abspiele, der eigentlich vitale Faktor recht zur Geltung gelangte. Das

vitale Agens hebe seine Hemmungen typisch-spezifisch auf, wenn bei normaler Entwicklung oder nach Störungen oder bei Handlungen Typisch-spezifisches erreicht werden solle. Aber auch wenn die kompensatorische Leistung der Entelechie in einem „Ueberwinden", einem Stören vorhandenen Intensitätsausgleichs bestände, so böte das keinen Widerspruch mit jenen Energiesätzen: es wäre, da es eine Potentialdifferenzschaffung bedeuten würde, freilich nur durch gleichzeitigen Potentialfall irgend welcher Art realisierbar, und insofern käme es doch wieder auf Aufhebung einer Hemmung hinaus, nur daß die Spezifität der Lenkung der Hemmungsaufhebung zugunsten eines ganz bestimmten Potentialanstiegs als Neubetätigung hinzuträte. Die Entelechie betätige sich mithin in Hemmung und Hemmungsaufhebung und zwar beides lenkend, wobei gar nichts Eigen-Quantitatives in Betracht komme und infolge das Energiegetriebe der Welt in seinen Quantitäten nicht gestört werden könne.

Mit diesem Begriff der lenkenden Entelechie nähert sich Driesch erfreulicherweise dem immateriellen lenkenden Lebensagens des Philosophen Eduard von Hartmann, zu dessen Annahme sich letzterer schon lange vor Driesch induktiv-logisch genötigt sah. So stimmt Driesch mit seinem philosophischen Vorgänger auch darin überein, daß er seine Entelechie von anorganischen Agenzien vor allem dadurch unterscheidet, daß er sie nicht als von einem Zentrum ausgehende Kraft denkt, dementsprechend auch für ihn bei ihr die Frage nach ihrem „Sitze" keine irgendwie tiefere Bedeutung habe, denn Entelechie äußere sich als besonderer „Parameter" in Hemmung oder Hemmungsaufhebung von Potentialen eben natürlich immer nur dort, wo etwas Lebensautonomes geschehe. Dort „sitze" sie also, aber sie könne wohl an allen oder wenigstens an sehr vielen Teilen des lebenden Organismus „sitzen". Wir kennten Entelechie nur als an Materiellem sich äußernd; sie sei, wie gesagt, intensive, nicht extensive Mannigfaltigkeit, d. h. sie selbst sei oder existiere nicht irgendwie ausgedehnt, sie äußere sich nur an Raumorten. Da die Kompensationsleistungen der Entelechie das Charakteristische von Individualität zum Ausdruck brächten, lasse sie sich auch wohl geradezu als „Individualitätskonstante" definieren, spreche man doch schon bei Kristallen, wo das „Individuelle" nur ein Wort für die Bevorzugung bestimmter Richtungen vor anderen sei, von „Individuen". Hingegen hält es Driesch sehr verbreiteten

Denkgewohnheiten gegenüber für durchaus unzulässig, sich die Entelechie gleichsam als „Resultante", wenn auch prinzipiell neuer Art, vorzustellen, welche durch ein Zusammenwirken vieler anorganischer Faktoren gleichsam entstünde. Solche Ansicht werde meistens in Form einer „Lebensstofftheorie", gelegentlich auch wohl in Form einer „Tektoniktheorie" vorgebracht: Leben solle die, allerdings sondergesetzliche, Folge bestimmter chemischer oder physikalischer Konstitution sein. Die erstere Ansicht, daß Entelechie mit der Entstehung einer bestimmten chemischen Verbindung zugleich entstünde, erscheint ihm deshalb unannehmbar, weil Entelechie eben etwas ganz anderes als eine von Agenspunkten in gleichförmiger Weise ausgehenden Betätigung sei. Mit dem Nebeneinander im Raum, zu dessen Deckung der Begriff der „Materie" geschaffen sei, habe eben der Begriff der Entelechie, welche, wie gesagt, nur intensiv wäre, gar nichts gemein. Vielleicht erlaube gerade dieser fundamentale Gegensatz, der auf den Gegensatz von Individuum und Nicht-Individuum hinauskomme, den Begriff Materie ganz allgemein als nicht individualisiertes Wirkliches zu fassen und allgemein in der so definierten „Materie" ein „Material" für Entelechie zu sehen. Bezüglich der Abhängigkeit der Entelechie von physikalisch-chemischer Tektonik scheint es Driesch, als habe man naiverweise das als ihren Grund vorausgesetzt, was erst Entelechie leistet. Wo komme denn jene Tektonik her? In analogienhaft-beschreibender Weise charakterisiert er zum Schlusse die Entelechie als Primär*wissen* und Primär*wollen*. „Kraft ihres Wissens und Wollens ergibt sich die Leistung der Entelechiekonstanten als auswählend regulatorische und zugleich als solche, die sich auf das Ganze des jeweiligen Individuums erstreckt: sie hemmt und löst Potentiale, wo es nötig ist." Damit weist Driesch nach unserer Ansicht auf das Gebiet der Metaphysik hinüber, wie er denn auch bemerkt, daß vieles von den metaphysischen Philosophen, zumal von Schopenhauer (und, wir meinen, ganz besonders von E. von Hartmann) über „Willen" und Verwandtes Vorgebrachte ohne weiteres von ihm übernommen werden könne, falls sein erkenntnistheoretischer Sinn geändert werde. Letztere Bedingung stellt Driesch als „erkenntniskritischer Idealist". Es überschreitet den Rahmen dieses Aufsatzes, diesen Idealismus einer erkenntniskritischen Betrachtung zu unterwerfen, obschon uns durch die unserer Arbeit zu Grunde liegende Schrift Drieschs Anlaß und Gelegenheit

und zwar zur Widerlegung geboten wäre. Auch ohnedies sind die oben mitgeteilten Denkresultate für uns, die wir auf dem Boden des transzendentalen Realismus stehen, von hoher Bedeutung. Driesch hat damit die Biologie bis dicht vor die Pforten der Metaphysik geführt, nachdem er bewiesen, daß eine nur mechanische Erklärung der Lebensvorgänge durchaus unzulänglich ist.

Wer noch tiefer dringen und schließlich auch das Wesen des immanent lenkenden Agens erkennen möchte, dem bleibt eben nichts anderes übrig, als die z. Z. noch immer eingerosteten Pforten der Metaphysik kühn wiederzuöffnen und voll Vertrauen zur Erkenntnisfähigkeit seines Geistes einzutreten in die Sphäre spekulativen Denkens. Dort wird bald auch er den einsamen, treuen Hüter und Pfleger metaphysischer Gedanken Eduard von Hartmann finden, der während eines Drittel Jahrhunderts fast allein keinen Augenblick den Glauben verloren, daß auf dem Gebiete der Metaphysik doch noch dereinst frisches Leben erblühen werde, wenn der geisterstarrende Frosthauch des Agnostizismus vorübergegangen und der in seinem Innersten unzerstörbare metaphysische Erkenntnisdrang der menschlichen Seele in der linderen Luft einer nicht mehr ausschließlich apodiktische Gewißheit fordernden, sondern mit „höchster Wahrscheinlichkeit" fürlieb nehmenden Erkenntnistheorie zu neuer Tätigkeit erwacht sein würde. Von ihm kann er Aufschluß erhalten über die letzten Prinzipien, welche hypothetisch anzunehmen wir logisch genötigt sind, wenn wir das Leben und die Welt, darin es ein Phänomen ist, begreifen wollen. Er wird dabei u. a. auch erfahren, und zwar nicht ohne ein schmerzliches Gefühl ob der schwerfälligen Entwicklung des philosophischen Verständnisses der Menschheit, daß der seiner Zeit vorangeeilte Altmeister schon vor 30 Jahren in einer gleichnamigen Schrift „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" scharf von einander geschieden und — allerdings leider gleichsam als „Prediger in der Wüste" materialistischer Naturanschauung — verkündet und naturphilosophisch bewiesen hat, daß der Darwinismus bezw. das Selektionsprinzip allein nicht geeignet ist, den organischen Entwicklungsprozeß erschöpfend zu erklären, ebenso wie dies die Prinzipien Lamarcks und St. Hilaires für sich allein nicht vermögen, sondern daß diese im Verein mit den anderen vom Darwinismus angewandten Erklärungsprinzipien nur Hilfsprinzipien sind, denen ein „organisierendes" Prinzip überzuordnen ist, das sich ihrer zu seinen Zwecken, also

„teleologisch", bedient. Künftige Geschichtsschreiber des Neo-Vitalismus werden daher E. v. Hartmann nicht wie wir in diesem Aufsatze an letzter, sondern an erster Stelle zu nennen haben, da es im Grunde genommen von ihm vorgedachte Gedanken sind, welche jetzt, wenn auch z. T. selbständig, in dem Neo-Vitalismus wiedererstehen. Daß dieser aber eine Geschichte haben wird und zwar eine ruhmreiche Geschichte, auf deren letzten Blättern sein endgültiger Sieg und Triumph über die mechanistische Weltanschauung verzeichnet steht, des sind wir fest überzeugt. Ist doch selbst aus unserer kurzen Betrachtung unbestreitbar hervorgegangen, daß nur er das Charakteristikon der Lebenserscheinungen, deren Zweckmäßigkeit, recht zu würdigen verstanden und für die rätselhaften Vorgänge bei diesen Erscheinungen lösender Begriffsbildungen selbst dann noch fähig ist, wenn die mechanistischen Theorien bereits gänzlich ratlos vor denselben verstummt sind, soweit sie überhaupt imstande waren, deren Sondergesetzlichkeit zu merken.

Roon und Moltke vor Paris.

Von

Emil Daniels.

II.

Ich schloß den ersten Teil meines Essays mit dem Hinweis auf die Nachteile, welche dem deutschen Heere 1870 daraus erwuchsen, daß Roon und Bismarck in der Frage der Belagerung von Paris die Ratschläge Moltkes bekämpften. Zur Lösung jenes vielumstrittenen Problems bringt die „Mobilmachung von 1870/71" Lehmanns eine Reihe von wertvollen Dokumenten bei, die eine wesentlich revidierte Darstellung der bezeichneten bedeutungsvollen Meinungsverschiedenheiten zwischen den deutschen Führern ermöglichen.*)

Nach der Schlacht von Sedan schrieb Moltke an Roon, der ernsthafte Angriff auf Paris würde voraussichtlich noch in dem laufenden Monat beginnen. Zur wirksamen Durchführung sei das Feuer schwerer Geschütze notwendig; der König befehle ihre Heranführung in möglichst großer Zahl. (Schreiben vom 8. September.) Daraufhin telegraphierte Roon dem Kriegsministerium, zur Beschießung von Paris seien alle disponibeln Belagerungsgeschütze nebst Munition und Bedienung schleunigst abzusenden. Es handelte sich zunächst um 240 grobe Stücke, die in den rheinischen Festungen sowie zu Magdeburg „zur sofortigen Instradierung nach einem zu

---

*) Die „Preußischen Jahrbücher" haben über die Frage bereits zwei Aufsätze gebracht. Im Jahrgang 1891 hat sie H. Delbrück behandelt unter dem Titel: „Die Beschießung von Paris." Einen zweiten auf das Problem bezüglichen Essay veröffentlichte in den „Preußischen Jahrbüchern" General v. Blume 1903 unter dem Titel: „Politik und Strategie," nachdem er 1901 eine Schrift: „Die Beschießung von Paris" hatte erscheinen lassen. Delbrück kam auf das Problem zurück am Schluß des Essays: „Kaiserin Friedrich" (1901). Die beiden Delbrückschen Aufsätze finden sich wieder in der Sammlung: „Erinnerungen, Aufsätze und Reden von H. Delbrück". Dritte Auflage. G. Stilke. S. 190.

bezeichnenden Punkte" in Bereitschaft gehalten wurden. Für jede Kanone lagerten in den genannten festen Plätzen 550 Schuß, für jeden Mörser 330 Wurf, dazu Lafetten, Protzen und sämtliche Fahrzeuge, welche zum Eisenbahntransport sowie am Bestimmungsort gebraucht wurden.

Allerdings kam man mit der bezeichneten Leistung nur dadurch zustande, daß die Defensionsgeschütze der schlesischen Festungen und Posens angegriffen wurden. Diese Maßregel war nicht ganz unbedenklich wegen der verdächtigen Haltung Oesterreichs. Lehmann behauptet, die von der k. und k. Regierung im Laufe des Hochsommers 1870 ergriffenen militärischen Maßnahmen hätten nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die so gut wie vollständige Mobilmachung der Kavallerie, der Artillerie und des Trains. Indessen besaß Preußen, wie Lehmann uns weiter verrät, eine vorzügliche Rückendeckung wider die Kriegspläne Beusts durch die Zusage des Zaren Alexander II., erforderlichenfalls 300 000 Mann an der galizischen Grenze aufmarschieren zu lassen, ja, das genannte Kronland zu besetzen. Die bezeichnete Abmachung zwischen Petersburg und Berlin wird der Grund sein, auf welchem fußend die Russen später die allerdings unberechtigte Anklage der Undankbarkeit gegen Bismarck erhoben haben. Uebrigens blieb das preußische Kriegsministerium nicht ausschließlich auf die Defensionsgeschütze in der Nähe der österreichischen Grenze angewiesen, wenn man sich entschloß, die Ostseefestungen teilweise zu degarnieren sowie Rohre und Lafetten älterer Konstruktion zu verwenden. Die Degarnierung der Ostseefestungen erklärte der Generalstab zur Zeit (am 6. September) für unzulässig und zwar mit Recht, weil die gegnerische Flotte die deutschen Küsten noch bedrohte. Dagegen konnte durch Einstellung von brauchbaren Geschützen älterer Bauart der Park von 240 auf 285 grobe Stücke vermehrt werden.

Nachdem die Festung Toul, welche den einen Frankreichs Hauptstadt mit Deutschland verbindenden Schienenweg sperrte, unerwartet schnell kapituliert hatte (am 23. September), wurde am folgenden Tage der Befehl zur Absendung des Belagerungstrains erlassen. Zusammen mit den Geschützen ging die sogenannte erste Munitionsrate ab, d. i. der Bedarf für die ersten zehn Beschießungstage, während die zweite Rate bereit lag. Die Verladung der ersten Munitionsrate mitsamt den Geschützen vollzog die Eisenbahn in knapp drei Wochen (vom 24. September bis zum 12. Oktober). Während die Beförderung des Parks im Gange war,

schrieb Moltke (am 27. September) an den Generalmajor v. Stiehle, den Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, der Metz belagerte: „Morgen beginnt die Ausladung und der weitere Landtransport des per Bahn bis Nanteuil sur Marne heranzuführenden schweren Belagerungsgeschützes auf Paris. Die Beschießung wird kaum vor Ende dieser Woche beginnen können." In Uebereinstimmung mit diesem Schreiben erging an dem gleichen Tage die folgende Mitteilung an das Oberkommando der III. Armee vor Paris, zu Händen Blumenthals, des Generalstabschefs des Kronprinzen von Preußen: „Wir werden, um aktiv zu werden, die Ankunft des Belagerungsgeschützes abwarten, dessen erster Zug heute früh von Nancy abgegangen ist und morgen in Nanteuil sur Marne sein wird . . . Der größte Teil desselben wird voraussichtlich zum Angriff gegen die Front Fort Issy—Fort Vanves zur Verwendung gelangen (Südwestforts im Aktionsbereich der III. Armee). Ein kleinerer Teil könnte nach Wegnahme von Soissons gegen die Nordfront geführt werden.

„Von der Loire her", so schloß der Chef des Generalstabs, „ist wohl vorläufig noch nichts zu befürchten . . . ."

Da der artilleristische Hauptangriff, wie aus diesem Briefe hervorgeht, im Aktionsbereich der III. Armee ausgeführt werden sollte, so wurde deren Oberkommando, d. h. also Blumenthal, die Leitung der genannten Operation übertragen. (Am 9. Oktober.) Als sich aber der Generalstabschef des Kronprinzen von Roon weitere 40 Geschütze erbat, trat Moltke dazwischen und inhibierte den Transport. Der Grund lag darin, daß Moltke seine oben ausgesprochene Ansicht von der vorläufigen Ungefährlichkeit der feindlichen Loirearmee nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte. Nachdem die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht auf Etampes zurückgedrängt worden war, mußte die einzige Reserve der Zernierungsarmee, das I. bairische Korps, gegen die Loirearmee entsendet werden.*) Der Chef des Generalstabs gab dieserhalb die förmliche Belagerung der französischen Hauptstadt durchaus nicht auf, aber er trug im Augenblick Bedenken, die Vorbereitungen fortzusetzen. In einem seiner Briefe, die ich oben zitiert habe, ist die Eisenbahnstation Nanteuil als Ankunftsort des Belagerungsmaterials erwähnt. Nanteuil liegt noch 100 Kilometer von dem Gelände entfernt, wo die Batterien wider die Pariser Südwest-

*) Moltke „Mil. Korr." III S. 325 Schreiben an Stiehle vom 9. Oktober. S. 334 Schreiben an Goeben vom 20. Oktober.



forts errichtet werden sollten, aber eines gesprengten Tunnels wegen ließ sich der Schienenweg über jenen Ort hinaus nicht gebrauchen. Vielmehr mußten Geschütze und Munition durch Wagen und Pferde weiter transportiert werden. 4000 bespannte Wagen gehörten dazu, um das in Nanteuil sich aufhäufende Belagerungsmaterial binnen acht Tagen nach dem Standort der zu bauenden Batterien, Villacoublay, zu bringen. Wenn Moltke alle diese Vehikel und Zugtiere aus dem Fuhrpark der Zernierungsarmee hergegeben hätte, würde deren Beweglichkeit und Schlagfertigkeit empfindlichen Schaden gelitten haben. Nun plante jedoch Moltke nach dem siegreichen Gefecht v. d. Tanns bei Artenay, wo eine Division der Loirearmee (am 10. Oktober) geschlagen worden war, und nach der Besetzung von Orléans durch die Baiern, daß die III. Armee weit ausholende und trotzdem überraschende Schläge wider das feindliche Entsatzheer an der Loire führen solle: „Für die Neubildung größerer feindlicher Truppenkörper“, schrieb Moltke (am 12. Oktober) an den ihm geistesverwandten mit Freuden einverstandenen Blumenthal, „ist das größte Hindernis der Mangel an Artillerie und Train. Das Zentrum für die Artillerieausrüstung der sogenannten Loirearmee ist Bourges, wohin mehrere Artilleriedepots mit ihren Werkstätten dirigiert sind, und wo sich außerdem die Hauptgeschützgießerei, die Zentralfeuerwerkslaboratorien, eine Patronenhülsenfabrik und bedeutende Pulvervorräte befinden. Das einzige noch verfügbare Traindepot ist in Châteauroux.

Nach dem raschen Erfolge von Artenay wird vielleicht schon ein kurzer Vorstoß über Orléans hinaus genügen, um die in Tours konstituierte Regierung zur Verlegung ihres Sitzes nach dem Süden zu bestimmen. Alsdann aber dürfte nichts so entscheidend sein, um die Organisation einer Armee hinter der Loire zu vereiteln, als eine überraschende Operation der dorthin dirigierten diesseitigen Streitkräfte gegen Bourges und Châteauroux, welche den Erfolg hätte, die dort befindlichen Etablissements und Vorräte gründlich zu zerstören. Euerer Exzellenz habe ich nicht verfehlen wollen, schon jetzt diese Gesichtspunkte anzudeuten, damit, nach Maßgabe der vom General v. d. Tann eingehenden weiteren Meldungen, die erwähnte Operation vom königlichen Oberkommando der III. Armee in nähere Erwägung gezogen und eventuell sogleich eingeleitet werden könne.“

Auf daß die deutsche Zernierungsarmee für jene Märsche, welche das feindliche Feldheer durch prompte Ausführung in Verwirrung

bringen sollten, mit allen Hilfsmitteln der Fortbewegung versehen blieb, sistierte der Chef des Generalstabs die Beförderung des Belagerungstrains von Nanteuil nach Villacoublay. Der Transport des Parks von Deutschland aus ging aber weiter. 22 Eisenbahnzüge von durchschnittlich 80 Achsen waren erforderlich, um die Geschütze und die erste Munitionsrate nach Nanteuil zu bringen. Hier staute sich allmählich eine kolossale Menge Munition auf. Am 21. Oktober langte der letzte Zug an. Wenn man die Belastung von Nanteuil mit vorläufig nicht verwendbarem Belagerungsmaterial in Erwägung zieht, kann man Moltke nur recht darin geben, daß er die Absendung jener 40 von Blumenthal verlangten Geschütze einstweilen verhinderte. Andererseits jedoch zeigt die zuletzt berührte Angelegenheit, wie prompt das Kriegsministerium die Forderungen befriedigte, welche hinsichtlich der Belagerung von Paris an die genannte Behörde herantraten. Am 18. Oktober telegraphierte Roon um die 40 Kanonen, eine Woche später (am 25. Oktober) bestellte er sie auf Moltkes Veranlassung wieder ab. Inzwischen waren aber schon 9 Geschütze und der größere Teil der Munition für sämtliche 40 Geschütze nach Nanteuil abgegangen.*)

Da Moltke den Fuhrpark der Armee für die Munitionsbeförderung nicht schwächen zu können glaubte, trug er Blumenthal (am 9. Oktober) auf, die erforderlichen Wagen und Pferde durch Requisitionen in dem feindlichen Lande zusammenzubringen. Es stellte sich indessen bald heraus, daß dies unmöglich war; die Invasion hatte Nordfrankreich zu sehr ruiniert. Roon behauptet, er habe sofort angeboten, die fehlenden Zugtiere und Vehikel aus der Heimat herbeizuschaffen,**) und es liegt gar kein Grund vor, an seinen Worten zu zweifeln. Indessen konnte er die Zustimmung Moltkes nicht erlangen. Mehr und mehr befestigte sich der Chef des Generalstabs in der Ueberzeugung, daß die förmliche Belagerung der französischen Hauptstadt nur als „letztes Mittel" in Betracht komme, die Kapitulation aber schon vor der Vollendung der Belagerungsvorbereitungen zu erwarten sei, wegen des Mangels an Lebensmitteln.***) Moltke unterschätzte in dieser Hinsicht die Widerstandsfähigkeit von Paris, aber seine irrtümlichen Berechnungen standen durchaus im Einklang mit den Annahmen Trochus,

*) Lehmann S. 119.
**) Roon an seine Frau. 8. Dezember. Denkwürdigkeiten III. S. 261.
***) Moltkes Mil. Korr. III. 325 u. 334. An Stiehle. 9. Oktober. An Goeben. 20. Oktober.

des Oberbefehlshabers in der eingeschlossenen Riesenstadt, der von der ungeheuren Menge der dort vorhandenen Vorräte gleichfalls keine richtige Vorstellung besaß: „Die förmliche Belagerung von Paris", schrieb Moltke, „wird hier als letztes Mittel vorbereitet; ich hoffe indes mehr von der Einschließung, die doch auch jetzt schon in der fünften Woche dauert. Paris hofft vor allem auf die Hilfe der Provinz, und wenn deren Versuche bisher sämtlich gescheitert, so erfahren sie das nicht, sondern nur erlogene Beschönigungen. Ich denke, sie sollen in ihren Barrikaden, Minen, Petroleum und Torpedos ersticken, wir wollen gar nicht hinein, sie sollen zu uns heraus kommen. Die Wegnahme von ein paar Forts wird indes in der Möglichkeit des Bombardements ein wirksames Zwangsmittel hinzufügen. . . . . . . Wahr . . ist, daß in Paris nichts so sehr verdrießt, als daß wir ihre Forts nicht stürmen. Nous avons cru de voir paraître Arminius, et nous ne voyons que Schinder-Hannes, sagt Victor Hugo . . . . ."

Der Chef des Generalstabs vertraute also darauf, daß Paris durch den Hunger und durch solche Niederlagen der Loirearmee, welche sich nicht vertuschen ließen, zur Uebergabe gezwungen werden würde. Bei solchen Anschauungen von der Lage der Dinge vermochte sich Moltke nicht zu entschließen, die einzige von Paris nach Deutschland führende Eisenbahn, eine natürlich ganz ungeheuer überlastete Kommunikationslinie, dem Kriegsminister für die Heranführung eines Militärtransportkorps zur Verfügung zu stellen Nur setzte Roon durch, daß er dem Kriegsministerium aufgeben durfte, eiligst im Inlande 500 vierrädrige, zum vierten Teil mit guten Plantüchern versehene Wagen anzukaufen und sie in zerlegtem Zustande nach dem Lagerplatz der Munition abzusenden. (Am 11. November.) Das Kriegsministerium führte den bezeichneten Auftrag ohne Schwierigkeit aus. Die Leiterwagen gingen nach 14 Tagen (zwischen dem 25. und dem 28. November) von Köln und Koblenz ab und trafen nach achttägiger Fahrt an ihrem Bestimmungsort ein. Nanteuil war dieses nicht mehr, sondern Lagny, bis wohin die Ausbesserung der Bahn sich inzwischen vollzogen hatte. (Am 23. November.) Anstatt 100 Kilometer brauchte man jetzt nur noch 50 vermittelst Pferdetransports zurückzulegen und kam infolgedessen mit viel weniger Zugtieren und Vehikeln aus.

Paris war aber auch schon über acht Wochen zerniert (vom 19. September an), auf den Tag zwei Monate befand sich Toul

in deutschen Händen, und gegen die Forts der französischen Hauptstadt fiel noch immer kein Schuß. Roon glaubte jetzt, den wunden Punkt in der Strategie seines Rivalen entdeckt zu haben, und er reizte seinen Gesinnungsgenossen Bismarck auf, aus politischen Gründen, hauptsächlich wegen der angeblich drohenden Einmischung der Neutralen, beim Könige Beschwerde darüber zu erheben, daß der Generalstab den artilleristischen Angriff auf die belagerte Festung so lange hinausschob (am 28. November). Selber von Wilhelm I. zum Bericht aufgefordert, betonte der Kriegsminister scharf, daß der Chef des Generalstabs hinsichtlich des Wagentransports keine Anforderungen an ihn gestellt habe. Diese Handlungsweise hätte allerdings auch den Verhältnissen entsprochen, denn bei der Zernierungsarmee seien verfügbar und verfügbar gewesen sowohl die nötigen Fuhrwerke als auch nach Sicherung des Verpflegungsdienstes noch über 14 000 Pferde.*) Dazu wären gekommen 6—800 Zugpferde der Pferdedepots; die Bestände der genommenen Festungen würden ermöglicht haben, diese Tiere mit Geschirren zu versehen. Unter den geschilderten Umständen dürfe die Verzögerung des artilleristischen Angriffs gerechterweise nicht in den Maßnahmen des Kriegsministeriums gesucht werden, sondern in dem Verfahren derjenigen Ausführungsinstanz, deren Umsicht und Energie Seine Majestät die Heranschaffung des Belagerungsmaterials anvertraut hätte. Allen Anforderungen, die bezüglich der Bereitstellung des erforderlichen Materials an das Kriegsministerium ergangen seien, wäre mit der größten Beschleunigung entsprochen worden: „Eine weitere Einwirkung konnte bei den zur Zeit bestehenden Ressortverhältnissen von mir nicht geübt werden."

Aus der angeführten Denkschrift geht hervor, daß Roon das Gefühl hatte, ihm werde von der Ausführungsinstanz für den Munitionstransport, d. i. vom Oberkommando der 3. Armee, die Schuld an der Verschleppung der Beschießung zur Last gelegt.**) So dachte man an der zuletzt genannten Stelle über den Kriegsminister wirklich, nachdem der geniale, kühne Blumenthal schon 1864 ein starkes Mißtrauen gegen die matte Strategie Roons gefaßt hatte. In der schwebenden Frage war der Verdacht des kronprinzlichen Generalstabschefs gegen den Kriegsminister allerdings

*) Bevor Toul gefallen war, wurde vom Kriegsministerium der Pferdebedarf für einen eventuellen Transport von jener lothringischen Festung bis nach Paris auf 10 000 Stück geschätzt. Lehmann S. 119.

**) Vergleiche auch Roons Denkwürdigkeiten. III. S. 243. Blumenthals Tagebücher. S. 180.

vollkommen unbegründet. Seitdem man bis Lagny über Eisenbahnverbindung verfügte, betrug der Bedarf an Wagen nach sachverständiger Schätzung 15—1600. Vorhanden waren knapp 400 bespannte, aus dem feindlichen Lande aufgebrachte und 600 unbespannte, darunter die 500 Leiterwagen des Kriegsministeriums. Es fehlten also noch 600 Wagen und die Gespanne für 1200 Vehikel, also höchstens 4800 Tiere.*) Da Roon einer der tüchtigsten jemals an der Spitze eines Kriegsministeriums gewesenen Administratoren ist, so muß man, wenn er das Vorhandensein von 15000 Pferden für das Belagerungsmaterial behauptet, glauben, daß wenigstens 4800 eventuell zu Gebote gestanden haben würden. Außerdem zeigt die ganze Art und Weise, wie vom Kriegsministerium die ihm hinsichtlich der Belagerung von Paris zufallenden Aufgaben gelöst worden sind, daß es auf Verlangen Moltkes noch 600 Leiterwagen mehr würde haben stellen können, sowie die genannte Behörde auch sicher vermocht hätte, eine erhebliche Zufuhr an Pferden zu leisten.

Warum hat sich nun Moltke gesträubt, die förmliche Belagerung von Paris ins Werk zu setzen, obgleich der Plan von ihm selber gefaßt und nie vollständig aufgegeben worden war? Wenn Moltke den artilleristischen Angriff auf die Metropole noch immer nicht unternehmen wollte, so ist der entscheidende Grund darin zu suchen, daß die unerwartete massenhafte Entwicklung neuer französischer Streitkräfte in der eingeschlossenen Stadt und in den Departements ihn dazu gezwungen hat. Immer neue französische Heere fluteten aus allen Himmelsrichtungen heran und fochten, zuweilen mit doppelter und dreifacher Uebermacht, gegen v. d. Tann, den Großherzog von Mecklenburg, den Prinzen Friedrich Karl, Manteuffel, Göben, Werder usw. Diese Generale mußten den ihren Truppen eigenen Vorzug der vollkommeneren Schulung aufs alleräußerste ausnutzen, um sich gegen den Andrang der unausgebildeten, aber gewaltig zahlreichen Streitermasse auf der Gegenseite zu behaupten. Die Belagerung von Paris aber erforderte nicht bloß sehr viel Artillerie, sondern es waren für die Deckung der Parallelen auch große Mengen Fußvolks nötig. „Allein für den Angriff von Süden her“, schrieb Moltke (am 10. Dezember) an Roon, „werden von den technischen Behörden an Infanterie drei Divisionen beansprucht; da die voll-

*) Von Toul bis Paris (vergl. oben S. 226) waren vom Kriegsministerium auf 4250 erforderliche Wagen nur reichlich 10000 Pferde gerechnet worden.

ständige Zernierung fortdauern muß, und die vorhandenen Streitkräfte für diese kaum ausreichen, so müssen zunächst Verstärkungen herangezogen werden, was von dem Gange der Operationen und von den Anstrengungen abhängt, die in der Heimat gemacht werden."

Mit der letzten Wendung spielte der Chef des Generalstabs auf die Abneigung an, die Roon gegen stärkere Heranziehung von Landwehr nach Frankreich empfand. In der Tat ist es ein merkwürdiger Widerspruch, daß derselbe General, dessen Ratschläge die vermehrte Entfaltung von Infanterie gegen Paris involvierten, die Landwehr nach Hause schicken wollte. Roon versuchte sich über die bezeichnete Unklarheit in seinen strategischen Ideen hinwegzutäuschen, indem er neben dem förmlichen Angriff einfachere Arten der Belagerung empfahl, nämlich Beschießung von Forts ohne ihre Wegnahme und Bombardement des Stadtinnern, gleichfalls ohne vorhergehende Einnahme von Forts. Gegenüber einer so großen Festung wie Paris, der größten, die es in der Welt gab,*) erscheinen derartige Angriffsmethoden als halbe, von vorn herein zur Erfolglosigkeit verurteilte Maßregeln, aber der Kriegsminister urteilte anders, und besonders von der Bombardierung des Stadtinnern versprach er sich viel, auch wenn keine Eroberung von Forts voraufgegangen war. Bismarck befürwortete den letzteren Plan gleichfalls mit besonderer Entschiedenheit, teilweise aus strategischer Unkenntnis, teilweise aber auch aus feiner psychologischer Berechnung. Er verschaffte nämlich dem bösartigen Klatsch, daß Königin Augusta und Kronprinzessin Viktoria aus internationaler Gesinnung das Bombardement des „Mekka der Zivilisation" hintertrieben, deshalb Kredit, um die Empfindlichkeit des Königs von Preußen zu reizen und ihn auf diesem Wege der Moltkeschen Strategie abwendig zu machen. Da die genannten fürstlichen Damen beide der liberalen Partei angehörten, wenn man diesen Begriff in einem weiteren Sinne faßt, so ergaben jene Beschuldigungen Bismarcks zusammen mit den innerpolitischen Verstimmungen Roons einen prächtigen Einklang.

Roon verrannte sich dermaßen in seine Bombardementsidee, daß er nach Hause schreiben konnte: „Ich, der ich immer zu den „Schießern" und nicht zu der von dem vulgären Witze anderweitig bezeichneten Gegenpartei gehört habe." So abgeschmackt es klingt

*) Generalleutnant H. v. Müller: „Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie 1870/71." Band IV, S. 2. Berlin 1901. Mittler u. Sohn.

— dem Menschenkenner wird es weiter nicht wunderbar vorkommen, daß der Vertreter einer so matten Strategie wie Roon durch die unvermeidliche innere Konsequenz seiner Irrtümer dazu getrieben wurde, in Moltke einen Sch . . . . . zu erblicken. Der andere Sch . . . . . war Blumenthal, außer Moltke das einzige strategische Genie in der Zernierungsarmee. Der Generalstabschef des Kronprinzen hatte eine scharfe Zunge; er erklärte im Hinblick auf die unnützen Verluste, welche die Roonschen Bestrebungen nach sich ziehen mußten: „Mit dem Bombardement schießen wir uns selber tot!“ und verhöhnte den „blutdürstigen Kriegsminister“. Dabei war Blumenthal nichts weniger als ein Gegner der förmlichen Belagerung gewesen — im Gegenteil, er hatte in der Uebertragung der Belagerungsaktion auf die dritte Armee die Gelegenheit gesehen, große Ehre zu gewinnen.*) Jetzt aber, nach der vielwöchentlichen Hinausschiebung der Belagerung, nahm er den unanfechtbaren Standpunkt ein, daß Paris früher durch den Hunger fallen müsse als durch förmlichen Angriff und hielt deshalb die Anwendung der zuletzt genannten Methode des Festungskrieges wie jede andere Belagerungsaktion für verkehrt. Selbstverständlich tat er gleichwohl alles in seinen Kräften stehende, um die ihm befohlene Vorbereitung des artilleristischen Südangriffs möglichst bald zu beendigen. Da die Requisition von Wagen und Pferden im feindlichen Lande kein genügendes Resultat ergab, ersuchte Blumenthal (am 2. Dezember) den Kriegsminister, der Ermietung von 500—1000 zweispännigen Wagen zuzustimmen, die zum Preise von sechs Talern täglich von einem Erfurter Lieferanten angeboten worden seien. Moltke hatte eingewilligt, wenn auch mit Widerstreben, die zur Beförderung des Erfurter Convois erforderlichen 30 Eisenbahnzüge zu stellen.**) Der Kriegsminister antwortete Blumenthal, seine Zustimmung hänge davon ab, daß die Wagen aus Erfurt früh genug für rechtzeitige Verwendung vor Paris anlangten. Bitter bemerkte er noch, es wäre im Interesse der Sache gewesen, wenn Blumenthal sich schon längst für außerstande erklärt hätte, die nötigen Fuhrwerke zusammenzubringen. Der in Rede stehende Zweck würde dann am besten durch schleunige Mobilmachung eines Militärtransportkorps gefördert worden sein.

In seiner Erwiderung zog Blumenthal den Vorschlag eines

*) Tagebücher des Generalfeldmarschalls Grafen von Blumenthal S. 125.
**) Vgl. Moltke „Mil. Korr.“ III. S. 418.



Vertrages mit dem bezeichneten Lieferanten zurück, weil der Moment des Rechtzeitigen sich wenigstens von seiner Seite aus nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe. Die gegen ihn erhobene Anklage, daß er zum großen Schaden für die Armee seine Disqualifikation für die ihm übertragene Aufgabe nicht habe eingestehen wollen, widerlegte er überzeugend. Der Generalstabschef des Kronprinzen hob hervor, daß er nicht weniger als sechsmal in Anträgen, Meldungen und Berichten an „das große Hauptquartier" die traurige Beschaffenheit der Transportmittel und die Anhäufung des Belagerungsmaterials auseinandergesetzt, die Unabweisbarkeit der Forderung nach größeren und besseren Transportmitteln dargelegt habe; alles in der Hoffnung, daß von dieser Seite geeignete Maßregeln angeordnet werden würden. Da die bezeichnete Erwartung noch immer nicht erfüllt sei, der Fortgang der Transporte vielmehr immer ärger ins Stocken geriete, so ersuche das Oberkommando der III. Armee „noch gegenwärtig die Formation eines militärisch organisierten Transportkorps zu veranlassen".

Zu dem „großen Hauptquartier", dem der Generalstabschef des Kronprinzen die Schuld zuschob, gehörte auch der Kriegsminister, und das Blumenthalsche Schreiben verrät ganz deutlich, daß das Oberkommando der III. Armee eben gegen das Kriegsministerium den Vorwurf der administrativen Unzulänglichkeit erhob. Jedoch war diese Anklage genau ebenso unbegründet wie die des Kriegsministers gegen Blumenthal, wegen dessen augenblicklicher Saumseligkeit in der Requirierung von Zugtieren und Vehikeln. Mit Recht hebt Lehmann hervor, daß die sechs Anträge, Meldungen und Berichte, die Blumenthal „an das große Hauptquartier" gerichtet hat, nicht an den Kriegsminister, sondern an den Chef des Generalstabs gegangen sind. Dieser hat es seinerseits aus den Gründen, die wir kennen, unterlassen, sich mit Roon über die Mobilisierung eines Militärtransportkorps in Verbindung zu setzen. Daß Blumenthal das Nichtzustandekommen einer Operation, die er selber ausführen sollte, und von der er sich anfangs eine Vermehrung seines militärischen Rufs versprach, Roon anstatt Moltke in die Schuhe schob, ist nicht zu verwundern. Denn Moltkes Strategie schätzte er so hoch, wie sie es verdiente, während dieser außerordentliche Sachkenner für das Talent des Kriegsministers zur Entwerfung von Operationsplänen nur eine sehr gemäßigte Hochachtung empfand.

Nachdem die Beschwerde des Bundeskanzlers an Allerhöchster Stelle ihm den Weg zur Förderung seiner Absichten gebahnt hatte, ließ Roon seinen Bericht an den König (Vgl. S. 226) ein Schreiben an Moltke folgen, in welchem er noch einmal nachdrücklich die Vollendung der Vorbereitungen für die Beschießung verlangte. (Am 5. Dezember.) Der Kriegsminister wiederholte, seiner Meinung nach seien genügend Pferde in den Kolonnen der Zernierungsarmee vorhanden, aber leider erhalte sich der Anschein, daß jene Tiere dem Transport der Belagerungsmunition nicht dienstbar gemacht werden würden. Er käme deshalb, um den Munitionstransport mit allen seinen Kräften zu fördern, auf den Vorschlag schleuniger Mobilmachung eines militärisch organisierten Fuhrparks von 900 bis 1000 Wagen zurück. Allerdings sei die Durchführung seines Vorschlages davon abhängig, daß die Bahn für die Beförderung hergegeben werde. Außerdem müsse bis zur Ankunft des Militärtransportkorps wenigstens ein Drittel der Kolonnenpferde der III. Armee für den Transport zur Verfügung gestellt werden und auch später wäre der Fuhrpark aus den zuletzt genannten Mitteln durch Stellung von Relais und auf andere Weise zu unterstützen.

Als der Chef des Generalstabs von Roon und Bismarck in der geschilderten Art bestürmt wurde, entschloß er sich, den „Schießern" einige Zugeständnisse zu machen. Zwar war „der große Schweiger" auch ein recht verschlagener Mann, aber auf dem Felde der kleinen wie der großen Diplomatie war Bismarck ihm doch ebenso weit überlegen, wie er dem Bundeskanzler in allen strategischen Dingen. Indem Bismarck dem König zu verstehen gab, daß die unliebsame Stockung, welche in den Belagerungsarbeiten eingetreten war, vielleicht teilweise auf nicht in der Ordnung befindliche weibliche Einflüsse zurückgeführt werden könnte, rief er bei dem hohen Herrn eine seinen und Roons Plänen förderliche ungeduldige Stimmung hervor. Mit diesem Faktor rechnend, gab Moltke seine Zustimmung zum Beginn der Beschießung. Allerdings konzedierte er nicht die förmliche Belagerung, denn für ein solches Unternehmen stand nach wie vor keine Infanterie zu Gebote, wohl aber wollte der Chef des Generalstabs die Beschießung der Forts und das Bombardement des Stadtinneren geschehen lassen.

Er teilte demgemäß (am 6. Dezember) dem General v. Blumenthal mit, daß laut Allerhöchstem Befehl von jedem sechsspännigen Fuhr-

werk der III. Armee ein paar Pferde dauernd dem Munitionstransport gewidmet werden solle, und daß dieser überhaupt von seiten des genannten Oberkommandos durch sämtliche verfügbaren Mittel zu fördern sei. Zugleich richtete der Chef des Generalstabs an die Oberkommandos der I. und II. Armee die Weisung, je 1000 geschirrte Zugpferde von brauchbarer Beschaffenheit, wo möglich mit der entsprechenden Zahl von vierrädrigen Wagen zu requirieren und das Ganze dem Oberkommando der III. Armee zu überweisen. Was Roon betraf, so erhielt er jetzt endlich die Erlaubnis, den militärischen Fuhrpark mobil zu machen. Zu dessen Beförderung wurden vom Generalstab zwei Eisenbahnzüge täglich eingeräumt; die Dauer des Transports bemaß man auf 14 Tage: „Du irrst in Deinem Briefe“, schrieb der verbitterte, ehrgeizige Kriegsminister seiner Gemahlin, „wenn Du annimmst, es hätte jemand gewagt, mir gegenüber auszusprechen, daß ich die Schuld an gewissen nichtswürdigen Verzögerungen des Bombardements trage; doch haben die Schuldigen sich in einer Weise zu entschuldigen versucht, daß es dunkel blieb, ob ich nicht etwa der Säumige sei, wogegen ich mich, natürlich nicht ohne Aerger, allerdings sehr energisch verwahrt habe. Nun endlich, als sich die Unmöglichkeit ergeben, aus mir den Sündenbock zu machen, ist man auf meine Vorschläge, freilich acht Wochen zu spät, eingegangen und hat die Wegräumung der vermeintlichen und selbst gemachten Hindernisse so ziemlich in meine Hand gelegt — eigentlich erst vorgestern — so daß nun bloß noch eine absehbare Frist bis zum Beginn der Beschießung verstreichen wird. Mögen diejenigen es verantworten, die uns diesen Schaden zugefügt haben; mich trifft es nicht.“

Binnen acht Tagen war das Militärtransportkorps, bestehend aus 960 vierspännigen Wagen mit 2448 Offizieren und Soldaten, marschbereit, sodaß seine Beförderung auf der Eisenbahn beginnen konnte. Im Anschluß hieran machte der Kriegsminister auf Ersuchen Moltkes noch 10 Trainkompagnien zu je 100 Mann mobil. Die bezeichneten Mannschaften sollten die 2000 Pferde bedienen, welche mit der entsprechenden Zahl von vierrädrigen Wagen aufzutreiben, die Oberkommandos der I. und II. Armee von Moltke angewiesen worden waren. Diese Requisitionen erreichten jedoch das ihnen gesteckte Ziel mitnichten*), der beste Beweis, daß die von

*) Lehmann S. 128.



Roon gegen das Oberkommando der III. Armee erhobenen Vorwürfe unbegründet waren. Die 600 unbespannten Vehikel, über welche Blumenthal verfügte (vgl. S. 227) wurden nun mit Kolonnenpferden der III. Armee bespannt. Indessen genügte der Grad, in welchem der kronprinzliche Generalstabschef sein Pferdematerial der Beförderung von Belagerungsmunition dienstbar machte, dem „blutdürstigen“ Kriegsminister noch immer nicht. Er verlangte (am 14. Dezember) von Moltke den Erlaß eines Befehls an die III. Armee, sie solle die sämtlichen Pferde ihrer Pontonkolonnen und Feldbrückentrains sowie alle irgend disponibel zu machenden Zugtiere der Schanzzeugkolonnen nach Lagny überweisen. Er, der Kriegsminister, würde es für weniger schädlich halten, wenn durch die beantragte Maßnahme ein Teil des nicht übermäßig kostbaren Ponton- und Brückenmaterials verloren ginge, als wenn der Munitionstransport fortdauernd in unzureichender Weise betrieben würde.

Das geringschätzige Urteil Roons über den Wert von bereit gehaltenen Pontons und Feldbrücken erscheint zwar als wenig einsichtig, aber als durchaus konsequent im Sinne der matten Strategie des Kriegsministers, denn in den Händen eines Moltke und eines Blumenthal hätten jene Hilfsmittel des Vormarsches die Feldarmeen unter Umständen bis Bordeaux führen können. Da die Operationsfähigkeit der Feldtruppen für den Chef des Generalstabs der höchste Gesichtspunkt blieb, so willfahrte er jenem Anschlage Roons auf die Pferde der Pontons, der Feldbrücken und des Schanzzeugs bei der III. Armee nicht. Am wenigsten rührte ihn der hinter seinem Rücken sich erhebende Lärm der heimischen Zeitungen, welche durch die zugkräftigen Mittel Bismarckscher Preßbearbeitung für die Auffassung gewonnen worden waren, daß das Unterbleiben der artilleristischen Aktion wider Paris auf sentimentale Rücksichten zurückzuführen sei, und welche mit ihren hitzigen Kritiken der deutschen Heerführung in der Tat einen starken Eindruck auf die öffentliche Meinung des Vaterlandes hervorbrachten. Aus den Kreisen, die durch die bezeichnete publizistische Agitation in Aufregung versetzt worden waren, ging dem Chef des Generalstabs folgende poetische Apostrophe zu:

Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um den Brei herum.
Bester Moltke, nimm's nicht krumm;
Mach doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!
Teurer Moltke, schau Dich um,
Deutschland will das Bumm, Bumm, Bumm!

Nachdem Moltke in den Besitz dieser dichterischen Vermahnung zur Entschlossenheit gekommen war, schrieb Roon an seine Frau: „Dies Verschen hat unser Freund vorgestern anonym erhalten, worauf gestern in der Tat die Absicht von ihm geäußert wurde, in beschränkter Weise Bumm Bumm zu machen." So urteilte ein Roon über die Beweggründe, die einen Moltke zum Handeln bestimmten! Wahrlich! Ehre dem Andenken des Königs, der alle diese auseinander strebenden Männer zusammen hielt und sie gemeinsam dem Staatszweck dienstbar machte! Trotz aller angewendeten Mittel und Mittelchen hegte der Kriegsminister noch immer den Verdacht, daß Moltke beim Könige die Beschießung hintertreiben würde. In einer höchst gereizten Denkschrift, die er an den Chef des Generalstabs richtete, klagte er diesen eines solchen Vorhabens an. Zugleich wies er auf die unverantwortliche Verschwendung hin, die darin liegen würde, wenn man das kostspielige Militär-Transportkorps kommen ließe, ohne die wirkliche Absicht der Beschießung, eine Verschwendung, deren Verantwortung vor dem Könige und dem Lande auf den Kriegsminister fallen würde.*) Moltke beruhigte den erregten Rivalen, soweit das in seinen Kräften stand, durch eine ernste aber nicht unfreundliche Antwort, und der Munitionstransport von Lagny nach Villacoublay wurde in der Tat ausgeführt. Wie hier, den Forts der Südfront gegenüber, der Bau der Belagerungsbatterien zur Vollendung gelangte, erhoben sich andere Batterien östlich von Paris, wo der Mont Avron angegriffen werden sollte. Moltke genehmigte auch jetzt den bisher von ihm nicht zugelassenen Transport der Geschütze, die Blumenthal bei Roon bestellt hatte**) und veranlaßte sogar die Absendung von weiteren 10 Geschützen an das Oberkommando der III. Armee. Die IV. Armee erhielt für die Aktion gegen den Mont Avron gleichfalls 40 grobe Stücke aus Deutschland. So waren denn im ganzen 375 Geschütze mit der ersten Munitionsrate aus der Heimat angekommen; die zweite Rate Munition lag, wie wir gesehen haben, bereit. Ferner zog man Kanonen heran, welche bei der Ueberwältigung anderer französischer Plätze mitgewirkt hatten, sodaß sich im ganzen 502 Geschütze und Mörser ansammelten. Das Kriegsministerium wäre in der Lage gewesen, noch sehr viel

*) Dieses Schreiben, veröffentlicht in Moltkes „Mil. Corr." III S. 445, faßt Blume „Beschießung" usw. S. 45 u. 46 irrtümlich so auf, als ob Roon sich aus finanzieller Engherzigkeit gegen die Mobilisierung des Transportkorps gesträubt habe.

**) Vergl. S. 222.

mehr grobe Stücke disponibel zu machen. Nachdem die französische Flotte die deutschen Gewässer geräumt hatte, konnten ohne Bedenken den Ostseefestungen 320 Geschütze entnommen werden. Einschließlich ihrer ließen sich mit voller Munition noch 1200 Kanonen disponibel machen. Jedoch bestand ein schwer zu überwindender Mangel an geeigneten Bedienungsmannschaften. Abgesehen von der Festungsartillerie, die in den Departements des feindlichen Landes zerstreut war, erwarteten in der preußischen Heimat ihre Verwendung auf dem Kriegsschauplatz noch 75 Kompagnien, auf dem Kriegsfuß von 200 Mann. 14 Kompagnien glaubte das Kriegsministerium entsenden zu können, sodaß 61 Kompagnien mit 12 200 Mann zurückblieben; für die Bewachung sämtlicher preußischer Festungen in der Tat keine zu hohe Zahl. Jene 14 Kompagnien reichten für die Bedienung von noch weiteren 180 bis 200 Geschützen aus, wenn die 502 vor Paris konzentrierten nicht genügten. Für die Bewältigung von Paris wären 700 Kanonen noch immer ein recht knappes Angriffsmaterial gewesen.*) was aber die Leistungen des Kriegsministeriums betrifft, so hat es sich in dieser wie in jeder anderen Beziehung befähigt und gewillt gezeigt, die von ihm für die Einnahme von Paris zu liefernden Hilfsmittel rechtzeitig und in genügender Menge zur Stelle zu bringen. Beinahe die einzige ernstere Unvollkommenheit, welche innerhalb des Ressorts des Kriegsministers hervortrat, ohne daß er sie durchgreifend zu heben vermochte, betraf die Qualität des Bedienungspersonals der Belagerungsgeschütze. Schon vor Straßburg war ein empfindlicher Mangel an Offizieren und Unteroffizieren hervorgetreten, welche die groben Stücke sachgemäß zu behandeln verstanden, sodaß ein großer Teil des verwendeten Materials in die Brüche gegangen war. Deshalb machte das Kriegsministerium für die Belagerung von Paris 66 Mann von der Versuchskompagnie der Artillerie-Prüfungskommission mobil, in der Annahme, daß diese erfahrenen Leute mit Erfolg auf die Schonung der Kanonen hinwirken würden. Das Resultat blieb jedoch ungünstig genug, indem am Ende der Beschießung von Paris, die bloß drei Wochen dauerte, von 303 Geschützen des deutschen Süd-

*) Nach Müller: „Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie" usw. S. 3 befanden sich in den Forts und auf der Stadtumwallung von Paris 2208 Geschütze. Die durch das Feuer des Belagerers beschädigten Stücke konnten von der Angriffsfront zur Ausbesserung weggezogen und Kanonen von den nicht angegriffenen Teilen der Fortifikationen an ihre Stelle gesetzt werden.



parks nicht weniger als 62 beschädigt waren.*) Nur 13 davon hatte das feindliche Feuer getroffen, während die übrigen 49 in den Händen der Artilleristen defekt geworden waren.

Im Uebrigen kämpfte diese Truppe gegen die numerisch überlegenen Batterien in den Forts und auf der Stadtumwallung mit dem gleichen Mut, welchen alle deutschen Truppenteile während des Krieges an den Tag gelegt haben. Auch erzielte die deutsche Artillerie einige schöne Erfolge wider die Forts, aber keinen gegen die Stadtumwallung, in welcher damals der Schwerpunkt der Defensivkraft des Platzes lag. Vielmehr bewies der Verlauf der Beschießung aufs neue, was schon vorher auf der Hand gelegen hatte, daß ohne förmlichen Angriff an die Niederkämpfung der Pariser Fortifikationen nicht gedacht werden konnte. Was uns Nachlebende betrifft, so vermögen wir erst recht deutlich zu erkennen, wie aussichtslos die halbe Maßregel einer bloßen Beschießung von vornherein gewesen ist. Denn seit der Belagerung von Port Arthur steht ja Allen vor Augen, daß eine ansehnliche Festung selbst bei förmlichem Angriff sich fünf Monate zu halten imstande ist. Umso dürftiger mußten dem ungeheuren Paris gegenüber die Ergebnisse einer bloßen Beschießung bleiben. Vollends nutzlos verpuffte das Bombardement des Stadtinnern. Der südliche Bruchteil der Stadt, den die Bomben zu erreichen vermochten, wurde von seinen Bewohnern einfach geräumt, und der Rest der Pariser kümmerte sich um die bezeichnete lärmende Aktion des Belagerers überhaupt nicht. Auf die Gefahr hin, internationaler Gesinnung bezichtigt zu werden, wollen wir unser Bedauern aussprechen über die 275 Zivilpersonen, die in dem Stadtviertel am linken Seineufer vor der Vollendung seiner Evakuation von den einschlagenden Bomben getötet oder verwundet worden sind. Dieser blutige Tropfen im Meer der Millionenbevölkerung, die im übrigen der Erreichung durch die deutschen Geschosse entrückt war, führte die Uebergabe von Paris natürlich nicht um eine Stunde früher herbei. Vielmehr kapitulierte die Riesenstadt am 28. Januar 1871 nach mehr als viermonatlicher Einschließung lediglich wegen absoluten Mangels an Lebensmitteln. Die ziemlich erheblichen Verluste, welche die brave deutsche Belagerungsartillerie erlitten hatte, würden ohne die Quertreibereien wider Moltke nicht eingetreten sein, denn der Chef des Generalstabs wollte ruhig abwarten, bis der unvermeidliche Hunger an den Parisern sein Werk tat, anstatt

*) Lehmann S. 130.

aus nervöser Ungeduld ohne Nutzen kostbares Blut zu vergießen. Daß Moltke im Kriegsrat des Königs vorübergehend einen Schritt hinter Roon und Bismarck zurücktreten mußte, rächte sich also auf der Stelle an der Armee. Wie wir im ersten Teil unserer Darstellung (S. 8) gesehen haben, zählten die Belagerungsartilleristen und Belagerungspioniere vor Paris 50—75 Prozent Verheiratete in ihren Reihen, zu deren Füllung man bis auf die 36jährigen Soldaten des Beurlaubtenstandes zurückgegangen war. Und Roon wollte doch gerade die Landwehr schonen!

An diesem Punkte meiner Darstellung dürfte es angemessen sein, einen Blick auf die zweite Schrift zu werfen, deren Titel ich meinem Aufsatz vorangestellt habe. Die Studie von Busch bekämpft die Fortschritte, welche die Forschung über das Problem der Beschießung von Paris durch die Publikationen von Blume und Delbrück gemacht hat, aber der Verfasser ist in seiner Beweisführung ganz besonders unglücklich. Als unbedingter Verehrer Bismarcks glaubt Busch, daß der Bundeskanzler und der Kriegsminister mit ihrem hitzigen Drängen auf Beginn der Beschießung im Recht gewesen sind, um aber einen Versuch der Begründung seiner Ansicht machen zu können, sieht sich der Autor gezwungen, folgende widerspruchsvolle gekünstelte und willkürlich verkleinernde Charakteristik Moltkes zu wagen: „Er lebte ausschließlich in seinem Kreise, in diesem freilich mit der vollen, vereinigten Kraft seines bedeutenden Geistes und seines starken Willens. In diesem Kreis ist auch er ganz Persönlichkeit. Welch ein Ueberblick, welche geistige Spannkraft, welche fortreißende Kühnheit im Entwurf zum böhmischen Feldzug, im Entschluß zum 3. Juli 1866, in der sofort mit dem Sieg vom 18. August 1870 erfolgenden Neuorganisation der Armeen und dem neuen Feldzugsentwurf und dann im Entschluß und der Durchführung des Rechtsabmarsches auf Sedan!

„Hier konnte er ausschließlich Soldat sein, und er war es in seiner ganzen sieghaften und wegweisenden Größe; vor Paris aber wurde er vor Aufgaben gestellt, welche ihn in technische Spezialfragen führten, die ihm bis dahin ferner geblieben waren und zugleich Erwägungen forderten, die wieder aus seinem eigensten Kreise hinaus drängten (Intervention der Neutralen), während bei der Spannung mit Bismarck die frühere Ergänzung zwischen den beiden Männern versagte. So ist es Moltke widerfahren, daß er vor Paris seinen großen Irrtum in eben demselben Kriege be-

gehen sollte, auf dem sonst wie auf keinem anderen seine unvergleichliche Feldherrngröße beruht."*)

Im Vergleich mit der Bismarckpresse kann man Busch eine gewisse Ueberlegenheit des Urteils zugestehen. Jene erhob ihre Anklagen gegen Blumenthal und Roon, denn auch der Kriegsminister blieb nicht unangefochten, schonte jedoch Moltke. Busch dagegen erkennt richtig, daß es nicht angeht, den Chef des Generalstabs aus dem Spiel zu lassen. Aber selbstverständlich ist die Kritik, welche der Autor an Moltkes Strategie vor Paris übt, durchaus hinfällig. Spezialfragen der Belagerungstechnik kamen für Moltkes Stellungnahme durchaus nicht in Betracht, sie spielten bei der Streitfrage, welche ihn und Roon entzweite, schlechterdings gar keine Rolle. Zu den technischen Spezialitäten, deren der Chef des Generalstabs vorzugsweise Meister sein mußte, gehörten: zusammenfassender Ueberblick über die gesamte Kriegslage auf allen Schauplätzen der militärischen Aktion, richtige Abwägung der der eigenen wie der gegnerischen Partei zur Verfügung stehenden Streitmacht, systematische Unterordnung der einzelnen aussichtsreichen Operationsprojekte unter den allgemeinen Feldzugsplan. Mochte die Tatenlust der Artilleristen und Ingenieure an sich noch so berechtigt sein — der Standpunkt, den der Chef des Generalstabs gegenüber dem Drängen nach Belagerung von Paris einzunehmen die dienstliche Pflicht hatte, war der höhere, dem jene Gesichtspunkte unnachsichtig unterworfen werden mußten. Denn die Bataillone, welche zur Deckung der Laufgräben erforderlich gewesen wören, würden dem obersten Kriegszweck entzogen worden sein: „Da," wie Moltke (am 30. November) dem König schrieb, „die Entscheidung des Feldzugs . . . nicht hier (vor Paris), sondern darin liegt, daß die noch im freien Felde operierenden feindlichen Armeen geschlagen werden." Die Zernierungsarmee, welcher die Abgabe großer Infanteriemassen für Belagerungszwecke zugemutet wurde, war in Wirklichkeit kaum stark genug, um den von allen Seiten durch feindliche Heere bedrohten Zernierungsgürtel intakt zu erhalten: „Unsere Aufstellung ist so dünn," schrieb Blumenthal (am 30. September) in sein Tagebuch, „daß der Feind, wenn er seine ganze Kraft auf einem Punkte konzentrieren wollte, ohne Zweifel durchbrechen und uns trennen könnte; er versteht aber sein Metier nicht und handelt wie ein mit Blindheit Geschlagener." Wenn Moltke angesichts einer so gefährlichen Wendung des Feldzuges die von den „technischen Spezialitäten" geforderten

*) „Das Deutsche Große Hauptquartier" usw. S. 54.



36 und mehr Bataillone hergegeben und an die Laufgräben nur zu dem Zweck gefesselt hätte, damit die ohnehin unvermeidliche Kapitulation von Paris vielleicht 4—6 Wochen früher eintrat, vielleicht aber auch nicht, so würde er nicht nur kein großer Stratege geblieben sein, sondern geradezu gegen die elementaren Regeln seiner eigenen „technischen Spezialität“ verstoßen haben. Es erscheint darum als eine betrübende historiographische Ungerechtigkeit, wenn Busch sagt, im Gegensatz zu der Energie Roons sei bei Moltke vor Paris eine „Ebbe im Wollen“ (!!!) zu konstatieren. Wie lautete doch die Antithese, welche nach Roon „der vulgäre Witz“ des Feldlagers aufgestellt hatte? Der Soldat unterschied hier die Schießer und die Sch . . . . . Der letztere Ausdruck ist soldatisch, „Ebbe im Wollen“ akademisch, der Unterschied lediglich formell, ernst zu nehmen keines von beiden Urteilen.

Nach wie unhaltbaren methodischen Grundsätzen die Schrift von Busch gearbeitet ist, erhellt am deutlichsten aus seiner Stellungnahme zu den Bismarckschen und Roonschen Anschuldigungen wider die Königin und die Kronprinzessin von Preußen. Er gibt zu, daß Beweise für die internationalen Zettelungen, welchen der Bundeskanzler und der Kriegsminister bei jenen fürstlichen Damen auf die Spur gekommen zu sein glaubten, nicht vorhanden seien, aber, meint er, es: „stimmen die späteren Angaben Bismarcks in den „Gedanken und Erinnerungen“ mit den unmittelbarsten gleichzeitigen eigenen Aeußerungen überein. Die Probe auf ihre Richtigkeit ist schwer, denn die dafür oder dagegen sprechenden Zeugnisse werden wohl noch für lange Zeit der Kenntnis vorenthalten bleiben. Nun aber erscheint als ausgeschlossen, daß Männer wie Bismarck und Roon einen derartigen Verdacht, den sie so fest und dauernd bewahrt haben, den Bismarck sogar vor dem Großherzog von Baden zur Sprache bringen konnte, ohne Widerspruch zu finden (argumentum e silentio!) rein aus der Luft gegriffen haben.“

Nach dieser Logik wäre auch „ausgeschlossen“, daß die Anklagen und die gesamte Aktion des Immediatberichts von 1888 gegenstandslos gewesen sind, was doch eine notorische Tatsache ist. Im übrigen will ich über die Methode und den sonstigen Charakter der zitierten Buschschen Schlußfolgerungen kein Wort verlieren. Unzweifelhaft sind sie zwar keine Geschichte, wohl aber eine geschichtliche Quelle. Sie werden die Nachwelt lehren, wie der große Staatsmann und inner- wie äußerpolitische Taktiker, dem wir das Deutsche Reich verdanken, die öffentliche Meinung zu beeinflussen verstanden hat. Ist es ihm doch gelungen, gewaltig Partei zu

machen selbst in Kreisen, die in der Pflege von Objektivität und Methode ihre Lebensaufgabe erblicken, und die für diese ideale Aufgabe durch Erziehung und Selbsterziehung vorbereitet sind.

Kehren wir von der mißlungenen Untersuchung Buschs zu dem inhaltschweren, durch und durch gediegenen Buch von Lehmann zurück. Wenn je ein Historiker unternommen hat, seinen Helden durch streng sachliche Mittel zu glorifizieren, so gebührt dieser Lorbeer Lehmann, dessen Darstellung überall auf unumstößlichen Fakten und Zahlen beruht. Aber auch Fakten und Zahlen sind verschiedener Auslegung fähig; darauf gründet sich das in meinem Essay ausgeübte Recht, hinsichtlich der Auffassung mehrfach von dem Autor abzuweichen, von welchem ich in bezug auf das Quellenmaterial durchaus abhängig geblieben bin. Nur möchte ich mich gegen die Auffassung verwahren, als verfolgte ich die Tendenz, das Andenken Roons zu verkleinern. Die Bewaffnung und noch weit mehr als die Bewaffnung die Taktik der Heere gehört zu den Faktoren, welche für den Ausgang der Kriege entscheidend werden können. Welche Quelle der Ueberlegenheit ist nicht heute für die Japaner ihre hochmoderne Felddienstordnung! Daß Roon nicht nach einem unglücklichen, sondern nach einem glücklichen Kriege spontan die Fortbildung der betreffenden Einrichtungen versucht hat, zeigt den wirklich bedeutenden Kriegsminister an.

Mit jenen Reformen drang Roon nun nicht zur rechten Zeit durch, wohl aber zeigte sich die überlieferte Maschinerie des Heerwesens beim Ausbruch des Krieges erzbereit. Auch in der Schaffung von Organisationen, deren Notwendigkeit niemand imstande gewesen wäre, vorauszusehen, erwies sich die preußische Militärverwaltung als leistungsfähig. Wie mit Recht bemerkt worden ist, konnte auch die kühnste Phantasie vor 1870 nicht ahnen, daß man bald eine Belagerungsartillerie für zahlreiche französische Festungen, Paris eingeschlossen, gebrauchen würde.*) Deshalb will auch bis zum heutigen Tag niemand recht daran glauben, daß vor Paris der Belagerungspark der Zernierungsarmee auf dem Fuße zu folgen vermocht haben würde. In dem Essay, welchen Delbrück in dem 1891er Jahrgang dieser Zeitschrift der Beschießung von Paris gewidmet hat, meint er, daß das Feuer frühestens um den 24. November 1870 herum hätte eröffnet werden können.**) Nun sind jedoch die authentischen Daten folgende: Am 19. September wurde Paris zerniert; am 23. September fiel Toul; am 24. er-

*) Delbrück: „Erinnerungen, Aufsätze und Reden" S. 162.
**) Ibidem S. 161.



folgte der kriegsministerielle Befehl zur Absendung des Parks, und trotz der Ueberlastung der Eisenbahn, und obwohl dem Kriegsminister kein Verfügungsrecht über den Schienenweg zustand, konnte am 12. Oktober der letzte Zug mit Belagerungsmaterial von Spandau abgelassen werden. Am 21. Oktober kam er in Nanteuil an. Soweit die vom Kriegsministerium auszuführenden Leistungen in Betracht kamen, hätte also der Hauptangriff auf die Südforts am 21. Oktober bereits im Gange sein können. Und auch das Material für einen großen Nebenangriff vermochte damals zur Stelle zu sein. Waren doch noch am 7. Dezember 1200 grobe Stücke für die Entsendung nach Frankreich disponibel und gegen 200 davon mit ausgebildeter Mannschaft versehbar, obgleich zwischen dem 21. Oktober und dem 7. Dezember eine größere Anzahl von Kompagnien Festungsartillerie nach dem Kriegsschauplatz in den Departements geschickt worden war. Kurz — die Vorstellung, daß sich das Nichtzustandekommen einer ernsthaften Belagerung der feindlichen Metropole irgendwie auf das Kriegsministerium zurückführen ließe, muß nach der Publikation des Lehmannschen Werks aufgegeben werden. Die zur Belagerung nötigen Truppen, Pferde, Wagen, Eisenbahnzüge usw. waren an und für sich vorhanden, insbesondere Roon hat in der erfolgreichsten Weise dafür gearbeitet, aber alle jene Kräfte und Hilfsmittel wurden für einen höheren Zweck als die Belagerung in Anspruch genommen.

Inmitten seiner Differenzen mit Roon hat Moltke einmal di Aeußerung fallen lassen, der Kriegsminister gehöre gar nicht ins Hauptquartier, sondern hätte daheim bleiben müssen, um von Berlin aus der administrativen Fürsorge für die Armee obzuliegen. Schroff entgegengesetzt war die Auffassung, welche Roon selber von seiner Stellung hatte. Vor Bismarcks geistiger Ueberlegenheit beugte er sich willig, vor Moltke, der von seinem eigenen Fach war, zurückzutreten, gewann er nicht über sich. Diese Schwäche hat sich an seinem Andenken dadurch gerächt, daß sich der Verdacht verbreitete, die Erzbereitschaft der preußischen Armee habe sich doch auf den einen oder anderen wichtigen Punkt der Kriegsvorbereitungen nicht mit erstreckt. Es ist eine angenehme Pflicht der Geschichtsforschung, einen solchen Irrtum zu berichtigen, sowie die verdunkelten Ruhmestitel aller großen und bedeutenden Männer, die sich 1870 um die Wiederherstellung des Deutschen Reichs verdient gemacht haben, in ungetrübter Klarheit wiederherzustellen.

Weltanschauung und Kunst.

Von

B. v. N.

Ob zwischen Kunst und Weltanschauung ein Zusammenhang bestehe, und welcher Art alsdann dieser Zusammenhang sei, diese Fragen zu beantworten beeifern sich gegenwärtig drei gar lebhaft mit einander in Widerstreit liegende Theorien.

Die eine verneint solchen Zusammenhang vollständig. Es ist die Theorie des „l'art pour l'art".

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist diese Theorie in Frankreich entstanden, dem Lande hochgetriebenen, geschmackvoll ausgestatteten Lebensgenusses, ästhetischer Feinschmeckerei. Als Frucht des Naturalismus ist sie entstanden; fast schien sie als eben dessen Formulierung sich geben zu wollen. Tatsächlich beschränkt sie sich aber doch nicht darauf, im Einvernehmen mit dem gesamten Naturalismus die großartige Pose und deklamatorische Geste der französischen Romantik und insbesondere deren roman à thèses und pièce à thèses zu verwerfen; sie enthält ganz ebenso auch die Verurteilung derjenigen pièce à thèses, die eine Lieblingshervorbringung der naturalistischen Schule selbst ist, und die Ablehnung des roman expérimental. Von den einen wie von den anderen dieser Bestrebungen scheidet sie sich auf das präziseste, durch die Wiederentdeckung und energische Proklamierung der Erkenntnis daß „Kunst" ihrem Wesen nach mit „Tendenz und These" unvereinbar ist. Was aber ist nun im positiven Sinne ihr Inhalt? Wenn wir schlecht und recht übersetzen: „Die Kunst um der Kunst willen", dann spinnen bei uns deutschen Träumern gar leicht die mannigfaltigsten Ideengänge sich an, und unter diesen auch e i n e Vorstellung sehr hoher, sehr edler Art. Aber sie haben reichlich vorgesorgt, die Herren von da drüben, daß wir nicht also ihre eigentliche Meinung mißverstehen! Nicht allein die geborenen

Herolde neuer Kunstrichtungen, die Kunstkritiker von Beruf, sind schier unerschöpflich gewesen in Auslegung und Begründung; auch die Künstler selbst haben in ganz merkwürdigem Grade den Trieb verspürt, über das, was sie in ihren Werken beabsichtigen oder nicht beabsichtigen, theoretisierend sich auszusprechen. Und vollkommener noch und eindringlicher schließlich als alle diese zahlreichen, mit viel Geist und Grazie geführten Plaidoyers, verkünden die Leistungen selbst: „l'art pour l'art" heißt, „die Kunst um der Auslösung irgend eines neuartigen, prickelnden, eines mit glücklicher Hand erhaschten, oder mit spintisierendem Geist fein ausgeklügelten Reizes willen", und es heißt: „die Kunst um der Probe auf des Künstlers virtuose Technik willen". „L'art pour l'art" ist der Wahlspruch einer Schule, die zwar mit allem Rechte für sich in Anspruch nehmen darf, daß sie den „Ernst, den keine Mühe bleichet", so gründlich aufwendet, wie nur jemals eine das getan hat, die aber auch es selber für ihr charakteristisches Merkmal erklärt, daß sie ausschließlich dazu ihn aufwende, auf technisch-formalem Gebiet neue, alles bisher Erreichte, weit zurücklassende Aufgaben zu stellen, und sie alle — auch die absonderlichsten! — überraschend und glanzvoll zu lösen. „L'art pour l'art" ist diejenige Art der Kunstauffassung, deren Gustave Flaubert sich rühmt, wenn er uns erzählt, daß er wohl schon tagelang nachgesonnen habe, um für einen einzigen Satz — einen Prosasatz! — den dem Ohre wohltuendsten Zusammenklang der Vokale zu finden. In Malerei und Literatur hat diese Schule, und zwar vorzugsweise in Frankreich, ihre bedeutendsten Vertreter; in der Skulptur gehören Einzelne, zumeist in Italien, ihr an. Die Klarsten und Bewußtesten unter ihre Anhängern aber haben — noch nicht zufrieden mit der in jenem Leitsatz enthaltenen Spezifizierung — ihn in eine abermals schärfere Spitze hinaufzutreiben gesucht durch die Formel: „l'art pour l'artiste". Der einfache „Mensch", — woher nähme denn der die Fähigkeit jener „aperception artistique", die zur Würdigung ihrer Hervorbringungen unerläßlich ist? Wäre er auch der Reichste an Gemüt und Gedanken, wäre er auch im rezeptiven Sinne eine Künstlernatur, wie vermöchte er, wenn er nicht selbst ausübender Künstler ist, zum rechten Verständnis zu gelangen? Wie wüßte er den intimsten Reiz der Beobachtung voll auszukosten, wie den Glanz der Mache dem ganzen Werte nach zu schätzen? „Aperception": wirklich, das Wort ist wie eigens geschaffen für diese Künstlerschule! Keineswegs durch unser deutsches

„Erschauen“ darf es wiedergegeben werden. Von der Ahnungstiefe dieses deutschen Begriffes liegt nichts darin. „Auffassung“ heißt es wohl einfach genug für denjenigen, der mit ungefährer Wiedergabe sich begnügt. Aber eine Art des Auffassens ist es, die auch nicht den Begriff „Eindringen“ in sich schließt, sondern sich zusammensetzt aus „Beobachten“ — dem schärfsten, klarsten, deutlichsten! — und „Anempfinden“. Nicht als ein aus der Tiefe des Gegenstandes durch die Macht des Menschengeistes Herausgehobenes, nicht als ein aus der Tiefe des eigenen Wesens mit schöpferischer Kraft Gestaltetes gibt in den Werken dieser Schule das subjektive Element sich kund: hier besteht das subjektive Element bloß in dem Anempfinden eines Beigeschmacks. Und in den weitaus häufigsten Fällen hat dieser Beigeschmack den Charakter des haut-goût. Flaubert, Goncourt, Maupassant, Anatole France . . . ., um die literarische Linie nur in ihren hervorragendsten Vertretern flüchtig anzudeuten, und, in den „Maisalons“ des champ de Mars vom letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, mehr noch in den noch größere Aufmerksamkeit erregenden „salons des refusés“, die ganze Gruppe um Manet und Degas, die Mehrzahl also wohl der Künstler, welche die Malerei technisch solch großen Schritt vorwärts gebracht haben. Deshalb, weil solche aperception nur das Produkt einer in ganz spezifischer Richtung geleiteten Kunsterziehung oder Gewöhnung sein kann, wird auch der von der Natur am glücklichsten veranlagte Mensch doch für die Erzeugnisse des „l'art pour l'art“ nicht ohne weiteres ein Organ haben. Ein Organ für den haut-goût, das allerdings hätten ja, leider, schon recht viele —! Aber von denen sind dann auch eben eine ganz beträchtliche Anzahl so geartet, daß sie bloß diesen wegschlürfen, und von dem Kern — der technisch und formal großartigen Leistung — beinahe unberührt bleiben. Durchaus als ein zutreffendes Verdikt werden wir deshalb es anerkennen müssen, daß der großen Gesamtheit jener Werke gegenüber der Könner allein Kenner und der Kenner allein Genießer zu sein vermag.

Soll es eigentlich der Polemik bedürfen, gegen die in jenen sämtlichen Erscheinungen der Theorie wie der Praxis sich kundgebende Auffassung des Begriffes „Kunst“ —? Durch ihre Enge, ihre Exklusivität, ihre Speziosität richtet sie sich selbst. Was ist denn eine Kunst, die dem bloßen „Menschen“, die demjenigen, der nicht erst durch eine ganz besonders auf ihre Eigenart

bemessene Schulung hindurchgegangen ist, nichts zu sagen hat, — nichts zu sagen haben will? Und wären wir auch selber ausübende, in alle Geheimnisse der Hervorbringung eingeweihte Künstler, sie könnte uns dennoch nicht genügen! Mag immerhin Goncourt mit lässig herabblinzelnder Ueberlegenheit seine Definition abgeben: „Das Schöne ist dasjenige, was Leuten ohne Bildung aus Instinkt mißfällt,“ ... bei solcher Manier „vornehmen Uebersehens“ passiert es doch gar leicht, daß man das eine oder andere in Wirklichkeit „übersieht“, und, — wie sichs so trifft, mitunter gerade das Entscheidende! Forderung eben des künstlerischen Instinkts ist es, daß die Kunst in unserem ganzen Menschentum uns erfasse. Und dort nur schweigt diese Forderung, wo der künstlerische Instinkt selbst bereits durch Theorien verbildet und verkrüppelt worden ist. Wenn eine Kunst einzig auf das spezifisch künstlerische Organ, den Sinn für das Formale, einen Reiz ausüben will, einen Reiz, der dort verharren und nicht durch alle Seelenkräfte weiterschwingen soll, so steckt sie damit sich ihr Ziel in solcher Weise ab, daß zwar die Aufgaben der Kleinkunst in ihm begriffen sind; desgleichen auch die Aufgaben der „angewandten Kunst“; daß aber die Aufgaben der großen Kunst jenseits dieses Zieles liegen. — Und bei alle diesem gibt doch die l'art pour l'art-Schule sich als die berufenste Verkünderin dessen, was Kunst im eigentlichen Sinne sei! sie glaubt sich rühmen zu dürfen, daß sie die Erste gewesen sei, die ihr wahrhaftes eigentliches Wesen in seiner Vollkommenheit wie in seiner Ausschließlichkeit wieder klar zum Ausdruck gebracht habe. In seiner Ausschließlichkeit: Nun, darin wenigstens steckt ein Körnchen Wahrheit! Sofern wir von dem haut-goût absehen — in dessen Einfluß aber doch freilich so viele ihrer Vertreter, selbst bis zur Beeinträchtigung objektiv-klarer Anschauungskraft, befangen sind! — könnten wir ihr zugestehen, daß sie von dem Bestimmtwerden durch fremde, durch mit der Kunst nicht in ursächlichem Zusammenhang stehende Elemente, sich frei gehalten hat. Aber in seiner Vollkommenheit: Ach, nein! Wenn ein Freihalten von fremden Elementen ihr — wenigstens teilweise — gelungen ist, so hat sie doch nur auf eine Weise dies erreicht, durch welche gleichzeitig die aus dem eigensten Wesen voll sich entfaltender Kunst hervorgehenden Wirkungen mit abgeschnitten worden sind.

Die Schule des „l'art pour l'art“ hat das Ende des letzten

Jahrhunderts fast vollständig beherrscht. Erloschen ist sie auch jetzt nicht. Erloschen ist nur der Naturalismus groben Kalibers, tendenziöser Gestaltung oder vermeintlich-wissenschaftlichen Gebahrens. In Frankreich hielt schon seit geraumer Weile diesen nur Zolas robuste Persönlichkeit noch für das literarische Gebiet aufrecht, während die Malerei bereits auf der ganzen Linie über ihn hinweggeschritten war. Daß er aber auch in Skandinavien und Dänemark jetzt in aller Form begraben sei, bescheinigte ihm noch letzthin im Januarheft dieser Jahrbücher die Besprechung von Alfred Ipsen: „Nordischer Naturalismus und seine Ueberwindung". Eigentlich ist das Begräbnis sogar ein bißchen spät gekommen! Da schon 1890 in der „Freien Bühne" — dem gewiß irgendwelcher Unfreundlichkeit gegen irgendwelche Gattung von Naturalismus am allerwenigsten verdächtigen Organ — Ola Hanson, und 1891 ebendort Arne Garborg über dessen Auflösung und Ablösung Bericht erstatteten: Ola Hanson 1890 noch als siegesfroher Vertreter des „l'art pour l'art", Arne Garborg im folgenden Jahr bereits als Referent über eine neue, ihn selbst noch etwas fremd anmutende Richtung, die inzwischen auch das „l'art pour l'art" zu verdrängen sich anschickte. — Rußland allerdings sieht noch heute, wie in den Tagen Turgenjews und Dostojewskys, Werke tendenziös-naturalistischer Haltung entstehen. Heute aber kann dabei doch kaum mehr von dem Ergebnis einer Kunst-Auffassung die Rede sein, sondern immer ausschließlicher nur von einem Produkt der scharf und schärfer sich zuspitzenden politischen Lage. Die „naturalistische Studie" ersetzt für Rußland die durch die behördliche Zensur in Fesseln gehaltene wirtschaftliche und politische Erörterung. Wie Weretschagin, seiner eigenen Aussage zufolge, seine Kriegsbilder nur in der Absicht malte, durch eindringliches Aufzeigen aller Schrecknisse des Krieges, Stimmung für den Weltfrieden zu machen, so ist auch der Zweck jener literarischen Darstellungen materieller, geistiger und sittlicher Verkümmerung der, ein Bewußtsein zu verbreiten von der Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes; ja, mehr als das: aufzuregen zu revolutionärer Tat. Freilich, für unser Ohr klingt das alles zunächst gar nicht so sehr revolutionär aufreizend. „Revolutionäre Dichtung," das läßt uns an kecke, prahlerisch schmetternde Fanfaren denken, wie wir sie seinerzeit von Herwegh und von Freiligrat gehört! Aber dabei vergessen wir, daß in solcher Art revolutionäres Gebahren nur bei einem Volke sich äußern kann, das schon unter den bisherigen Verhältnissen stark

und selbstbewußt geworden ist, und nur deshalb diese Verhältnisse zu sprengen unternimmt, weil sie jetzt dem kraftvoll entwickelten nicht mehr genügen. Die Revolution eines tief im Elende steckenden, eines nur endlich durch die äußerste Unerträglichkeit des Druckes aus seiner stumpfen Ergebung aufgestachelten Volkes sieht anders aus. Da geschieht es — wie wir erst kürzlich das sahen — daß Tausende sich zusammenrotten, in bedrohendster Sprache maßlose Forderungen stellen, dann aber vor dem anrückenden Militär, gleich als wären sie doch in Wirklichkeit nur harmlose Petenten, sich vertrauensvoll bittend auf die Kniee werfen. Russische Art: Glücklich das Volk, dem sie nur schwer verständlich ist, weil es so bittere, das Lebensmark aufsaugende Not nicht kennt! — Nicht ganz so tief herabgestimmt wie beispielsweise bei Gorki klingt der Ton bei Tolstoi, seitdem sich dieser zu jenem entschiedenen, allerdings höchst persönlich gefärbten, seltsam gestalteten Christentum durchgerungen und sein eigenartiges Apostolat aufgenommen hat. Aber von eben der Stunde an hat er ja (wenigstens der Absicht nach) seinen Bruch mit der Kunst vollzogen; wie einstmals Plato, als er der Philosophie sich zuwendete, seine Tragödien verbrannte und die Dichtung für ausgeschlossen aus seiner Republik erklärte.

Bei uns in Deutschland hat der gesamte Naturalismus in der Literatur nur den einen hervorragenden Vertreter aufzuweisen: Gerhart Hauptmann. Wie wenig aber dieser in seinen künstlerischen Neigungen beständig gewesen ist, das wird uns mehr als einmal bemerkbar werden, da man, eben dieser Ursache halber, bei Besprechung verschiedener Kunstrichtungen ihm begegnet. Weil Thesen und ausgeprägter Tendenz so abhold, wie nur sehr wenige andere naturalistische Dramatiker, würde er eigentlich für die hierher gehörige Epoche der „l'art pour l'art-Schule“ zuzuzählen sein; doch auch von dieser trennt ihn wieder ein charakteristischer, uns, seine deutschen Landsleute, übrigens sehr sympathisch berührender Zug: die Schwermut ist es, die bei Darstellung des Häßlichen, des menschlichen Elends und Lasters, nicht nur als Wirkung von ihm hervorgebracht wird, sondern ganz unverkennbar — so unverkennbar, wie solches nur jemals bei einem Lyriker zu erwarten wäre! — auf ihm selber mit ihrem ganzen düsteren Drucke lastet. Und daher dann auch das gänzliche Fehlen graziöser Pikanterie, während doch Anmut ihm nicht wirklich versagt ist. Eine schmächtige, blasse, melancholische Anmut schimmert selbst in den Werken seiner ersten Epoche bisweilen hervor, wenn er auf

Augenblicke sich erlaubt, Gutem, Liebenswertem nachzuhängen. Von ihr ist Frau Käthchen in „Einsame Menschen" umflossen, und auch in etwa Käthchens halb-unfreiwillige Rivalin. Für die spätere Richtung aber, der „Hannele's Himmelfahrt", „Versunkene Glocke", „Armer Heinrich" angehören, ist diese besondere Art von Anmut geradezu das bezeichnende Merkmal. Sie ist es, die uns dann auch den vollständigeren Einblick in Hauptmanns eigenes Wesen gewährt. Wir verstehen: Er hat mit eisernem Zwange seinen Geist an das Häßliche festgeschmiedet, weil ihm dünkte, im Häßlichen allein lasse Wirklichkeit sich greifen; aber dieser Geist, der nun einmal ein Dichtergeist ist, gehorcht nicht ununterbrochen dem Gebote des schulmeisternden Willens; bisweilen entschlüpft er; und wenn er entschlüpft ist, dann umschwärmen ihn sofort die Gebilde, die lieblichen und holden, die eines jeden wahren Dichters harren. Könnte er nur Mut fassen, sich ihnen wahrhaft hinzugeben, dann würde es geschehen, daß sie eines Tages sich ihm in kraftvoller, helläugiger Schönheit offenbarten. Er aber schleppt immerfort noch jene Fesseln nach; immerfort hält er sich vor: „dieses ist der Traum, und jenes nur ist das Wachen!" Weil er an die Schönheit nicht glaubt, deshalb können jene Gebilde nicht deutlichere Gestalt gewinnen. Er getraut sich nicht, sie an die Klarheit des Sonnentags hinauszuführen, der allein in Licht und Schatten alle Form groß und bestimmt ausprägt; durch Dämmerungsschleier nur läßt er sie hervorschimmern, oder flackerndes Zwielicht zuckt verwirrend drüber hin. Gewiß ist Hauptmann imstande, kraftvolle Geschlossenheit des Eindrucks hervorzubringen! Er vermag es dort, wo er selber von der Realität dessen, was er darstellt, von Grund aus durchdrungen ist. Sein Weber-Drama -- doch so sehr, gewiß, wie nur irgend eines, das je geschaffen wurde, ein Drama der Schwachen — ist von gewaltiger, nachhaltiger Wucht. Der Eindruck der Werke aber, die aus jener anderen Stimmung geflossen sind, oder in welche jene andere Stimmung auch nur einfließt („Einsame Menschen"), ist etwas unbestimmbares, rinnendes, schmelzendes; es ist beinahe unmöglich, ihn als Einheit im Bewußtsein festzuhalten — — —. Und unsere großen realistischen Maler? So wenig Menzel wie Leibl ist jemals Vertreter eines emphatischen, Courbetschen Naturalismus gewesen; obgleich ja Leibl eine Zeit lang bei Courbet studiert hat. Die Konzentration auf das technische Problem bei ihnen beiden, bei Leibl auf das koloristische, bei Menzel auf das zeichnerische und das Beleuchtungs-

Problem, ist recht eigentlich „l'art pour l'art“; freilich wiederum ohne dessen spezifischen haut-goût. Es ist ganz ebenso sehr „l'art pour l'art“, wie später die Konzentration auf das atmosphärische Problem bei Max Liebermann und den Impressionisten allen. Der Naturalismus groben Kalibers hat in Deutschland niemals die Herrschaft an sich zu ziehen vermocht; mögen auch Talente zweiter Ordnung in recht großer Zahl ihm gehuldigt haben.

In Deutschland hat jener Naturalismus die Führung nie gehabt; in den Ländern, in welchen er eine zeitlang sie behauptete, hat er — Rußland allein ausgenommen — sie an das „l'art pour l'art“ verloren. Doch auch diesem entgleitet sie mehr und mehr; das „l'art pour l'art“ stirbt, wie sich nicht anders erwarten ließ, nach und nach an innerer Auszehrung. Und kräftig drängen andere Kunstauffassungen nach, im Wetteifer, die Stelle einzunehmen, von der jene zurückweicht. Neue Auffassungen sind es, in lebhaftem, buntem, etwas unklarem Gewimmel. Und eine sehr alte, schon viele Jahrhunderte alte Auffassung. Auch während der Herrschaft von Naturalismus und „l'art pour l'art“ war diese nicht erloschen; in der Verborgenheit einsamer Arbeitsstuben und kleiner, stiller Kunstgemeinden wurde alle die Zeit hindurch ihr Lebensfunke treu behütet und genährt. Nun geht ein Hoffen und Erbeben durch die Reihen ihrer Getreuen, es sei der Augenblick gekommen, wo dieser Funke wieder zur Flamme werden solle, die Welt zu erleuchten. „Aus dem Christentum“, so lassen sie den begeisterten Ruf erschallen, „aus dem Christentum allein fließt der Kunst der Lebensstrom zu“. Aber nicht ganz mühelos können sie doch dem Drucke, der so lange auf ihnen gelastet hat, sich vollends entziehen. Die Fesseln, in welche fremde Anschauungsart sie hatte verstricken wollen, und in welche auch jetzt, bei dieser Wendung der Dinge, die neuen Anschauungsarten wieder sie zu verstricken versuchen, lassen sich nicht ohne Kampf beiseite schieben. Entschlossener Wille spricht aus jeder Silbe ihres Programms, wenn sie sagen: „Es ist schmählich, daß der Ernst und der Fleiß und die Strenge künstlerischen Strebens vergeudet werden an Nichtigkeiten! Die Kunst muß einen Zweck sich setzen: dem Christentum zu dienen. Nur dann wird sie groß und kraftvoll werden, wie in alter Zeit. Wenn sie wiederum ein Christophorus ist, dann werden auch wiederum ihre Kräfte ins Wunderbare wachsen!“ Man atmet auf, den Klang eines energischen, seiner selbst sicheren Bekenntnisses zu hören, man atmet auf, Künstler zu sehen, die Ideale haben

und an ihre Ideale glauben! Selbst der Nicht-Christ muß sein Herz sich weiten fühlen: „Das endlich sind wieder ganze Menschen!" Freudiger, höher, hoffnungsstark fliegt das Gefühl des Christen ihnen entgegen! Und dennoch . . . wird nicht auch der Christ, gerade der Christ, wenn er erst Sammlung gefunden hat, das in enthusiastischer Freude Begrüßte nun auch nachdenklichen Sinnes im einzelnen zu erwägen, wird er dann nicht sich zweifelnd fragen: Ist das Programm, so wie es dasteht, lautere, unbeirrte, ungetrübte Wahrheit? Hat nicht die Kampfesanstrengung doch ein wenig abgefärbt, nicht nur auf den Ton, sondern auch auf den Inhalt? Würde ein Kunstbekenntnis, das einem ganz ruhig in sich vertieften, einem von Gegnern nicht bedrängten Christen-Empfinden entströmte, nicht um ein weniges anders lauten? — Es ist eine Frage, die aufmerksamster Prüfung bedarf, aber auch solch eingehender Prüfung wert ist, weil ihre Tragweite groß ist für die christliche Kunst. Zuvor aber, ehe wir so ganz in die Angelegenheiten der „christlichen Kunst" uns vertiefen, müssen wir in der Weite Umschau halten, in der noch gar Vieles sich regt.

In den 80er Jahren bereits, zu einer Zeit also, als der breitspurige wissenschaftlich sich gebärdende Naturalismus mit Zolas „Pot-Bouille" und „Oeuvre" der tendenziöse Naturalismus mit Ibsens „Gespenster", „Volksfeind" und „Rosmersholm", das „l'art pour l'art" mit Maupassants Novellen und des „l'art pour l'art" dekadenteste Form mit den Erzeugnissen von Huysmanns wunderlicher Laune sämtlich auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung standen, wurde ganz unerwartet, von Italien her, uns eine neue Kunst verheißen. Gabriele d'Annunzio war es, der den „Engel der Verkündigung" dieser neuen Kunst, den Bringer der guten Botschaft und ihren Erfüller zugleich sich nannte. Wie bleiche Schemen winkte er jene pessimistischen Schilderer hinweg, die bis zu dem Augenblick, als die Lebenskundigen, die Lebenden galten. Und dann, Orpheus gleich oder Merlin, stand er, und in triumphierenden und höhnisch-stolzen, in süßen, schmeichelnden, in lockenden, bestrickenden, berauschenden Tönen sang er sein seltsames Lied. Den Hörern flogen die Pulse, der Atem stockte, die Augen weiteten sich, feucht in Sehnsucht; die zartesten, geheimsten Empfindungen erzitterten in leisen, süßen Schwingungen; die Sinne verwirrten sich; und nicht Einem kam es eher, als bis der letzte Ton verklungen war, zum Bewußtsein, daß dieser Sang, dem sie hingegeben lauschten, kein anderer war, als: das Hohelied des Egoismus!

Dem nüchternsten, dem poesielosesten aller Laster hat d'Annunzio diesen Zaubermantel umgeworfen. Wahr und unwahr, gut und böse, rein und unrein, edel und niedrig mischt er in tollem schwindelndem, rasendem Wirbel — er, der erste Neuromantiker.

Und wenige Jahre nach ihm stand ein anderer Neuromantiker auf; in Belgien. Der erzählte in raunenden, geheimnisvollen Flüstertönen klagende Märchen. Ein bißchen affektiert zwar sind sie in ihrer Kindlichkeit; aber doch oft von großer Süße. Und wie es schon die Art der ersten Romantiker war, daß sie Shakespeare als dem höchsten Vorbild, dem Heros nachtrachteten, so auch strebt Maeterlinck, die Tiefe und Glut jenes Großen durch die kindliche Form durchscheinen zu lassen. Hie und da, auf Augenblicke, wird es uns, als habe er wirklich von den Abgründen des Menschenherzens den Schleier hinweggezogen. Freilich, dann, wenn er, wie in Monna Vanna, unsere feste Erde betreten und auch auf dieser in des Gewaltigen Spuren einhergehen will, dann wirds ein arges Fiasko! Ja, er hat seit dieser einen Ueberspannung seiner Kräfte sich überhaupt noch nicht wieder zurechtfinden können. Auch in den Legenden und Märchen findet er den Ton nicht wieder, der uns früher ans Herz griff. Weil er jetzt auch hier nach einem „Mehr" sich reckt und streckt, nach Etwas, das ihm selber doch gar nicht recht deutlich werden will, und an dem er deshalb — vorbeigreift. Gar schade ists darum! Denn in jenem Kleinen einer melancholisch-träumerischen Märchenwelt war es oftmals ihm gegeben, das Große zu umfassen. Er war der Liliput-Shakespeare, der Shakespeare des Puppenspiels.

Diese beiden — d'Annunzio und Maeterlinck — sind die zwei individuellst ausgeprägten Silhouetten in der aus dem „l'art pour l'art" erwachsenden, aber doch mit scharfer Wendung von diesem sich abkehrenden Kunst. Jeder von ihnen reich begabt nach e i n e r Richtung hin: d'Annunzio für den Rausch (dem aber auf dem Fuße die Ernüchterung folgt, — als heftiges, befreiendes Abschütteln, im günstigen Falle, als widrige Erinnerung, im ungünstigen); Maeterlinck aber für die Melancholie —, von der hingegen, in gar lieblicher Weise, ein leiser, süßer Nachklang bleibt. Unzählige andere Richtungen aber sind aufgetaucht; jede folgende mit effektvollerem Namen, als die vorhergehende „Psychologische Studie", „Symbolismus", „Mystizismus" sind so einige von den Benennungen, mit denen die Kunstbeflissenen in Frankreich ihre Bestrebungen dekorierten. D. h. nachdem diese Bestrebungen erst

einmal ein wenig Gestalt, ein wenig eigenen, positiven Inhalt gewonnen hatten! Auf der ersten Etappe des „Sich-heraus-windens" aus dem „l'art pour l'art" kokettierten sie ja alle noch (sie, die doch sich fähig hielten, eine Kunst hinwegzufegen und eine andere heraufzubringen!) mit ihrer eigenen müden Abgelebtheit. „décadents" nannten sie sich und „fin de siècle". Und das soll wirklich ein Anfang gewesen sein? Ja, — ja —; so wunderlich es scheinen mag: ein Anfang war's! wenigstens für eine Unzahl von neuen — Theorien. Literatur und Malerei sind wie sie die Träger des „l'art pour l'art" waren, so auch wieder die Träger der neuen Bewegungen geworden. Die Literatur aber dieses Mal weit vorauf! weitaus am lebhaftesten, am ungestümsten drängend! Sehr begreiflich ist es ja auch, daß für sie das „l'art pour l'art" eher erschöpft sein mußte, als für die Malerei. Bei der Malerei spielt die Technik solch eine ganz andere, bedeutungsvollere Rolle! Immer neue Probleme gibt es da zu lösen! Nach dem „plein air" waren es die Reflexe des künstlichen Lichtes, des Lampen-, Gas-, elektrischen Lichtes, Feuerwerks. Nach der pastosen Malerei war es der „Pointillismus" und die Methode des „Strichelns". Nach demjenigen, was man früher „bildmäßige Abrundung" nannte, war es der „Natur-Ausschnitt". Solche Aufgaben geben, wenn auch nicht der Seele, so doch Kopf und Händen genug und übergenug zu tun. In der Literatur aber ist die Technik nicht Sache eines langandauernden, planmäßigen, vielfältigen Studiums. Gleiches Maß der angeborenen Begabung vorausgesetzt bei Maler und bei Schriftsteller, kommt der Schriftsteller technisch unvergleichlich viel schneller ans Ziel. Eine persönliche Ausdrucksweise, einen sprachlichen Rhythmus, der, sei es in Vers, sei es in Prosa, den Bewegungen des Gemütes unwillkürlich folgt, hat man — oder man hat sie eben nicht! lernen läßt sich da nicht viel. Selbstverständlich kann achtsames Lauschen auf das Schöne, das die Meister geschaffen haben, läuternd auf den Geschmack wirken; aber Stilübungen, — die nutzen doch wahrhaftig nichts? Früher und bitterer mußte deshalb hier die innere Leerheit des „l'art pour l'art" sich fühlbar machen. Aus der „Dekadenz" entstand die Sehnsucht nach Kunst-Inhalt und Lebens-Inhalt, und ein Verständnis entstand, dafür, daß die beiden im Grunde nur eins seien. Aber, — aus der Dekadenz schöpft man zwar die Sehnsucht; den Lebens-Inhalt jedoch schöpft man nicht aus ihr. Woher ihn nehmen —? Daß ein ratloses Fragen „Woher den Inhalt

nehmen?" das eigentlich treibende, aber freilich auch zugleich wieder das innerlich zersetzende Moment in den neuen Bestrebungen sei, das hat schon damals, in den Anfängen der Bewegung, ein norwegischer Beurteiler so meisterhaft dargelegt, daß es sich wohl verlohnt, jetzt, nach zurückgelegter Wegstrecke, sich nach seinen Ausführungen umzuschauen. Sie finden sich in dem Artikel der „Freien Bühne", dessen wir vorhin schon gedachten; Arne Garborg ist der Verfasser. Garborg gehört selbst zu denjenigen, die das Gefühl der Leere in seiner ganzen Bitterkeit ausgekostet haben; sein um eben die Zeit erschienener Roman „Müde Seelen" ist ganz aus dieser trostlosen, trostbegierigen Stimmung hervorgewachsen. Ganz besonders dazu angetan scheint er deshalb, dieser „Verjüngungskrisis der Dekadenten" mit nachfühlendem, verstehendem Interesse zu folgen. Aber er sieht zu deutlich, um irgend welcher Suggestion oder Auto-Suggestion zu erliegen. Das Programm, das schon im voraus alle jene mannigfaltigen, vielfach verzweigten Bestrebungen in eins gefaßt enthielt, das Programm, in welchem jede dieser Richtungen — möge sie auch noch so ungern sich das eingestehen! — ihr Spiegelbild auffinden kann, erkennt er in Versen Baudelaires. „Berauscht Euch!" singt dieser, „man muß immer trunken sein. Darin liegt alles. Um sie nicht zu fühlen, die schreckliche Last der Zeit, die Euere Schultern zerdrückt und Euch zur Erde beugt, müßt ohne Rast Ihr Euch berauschen . . . . Allein womit? Mit Wein, mit Poesie, mit Tugend, womit Ihr wollt! . . . . Und wenn dann manchesmal, auf den Stufen eines Palastes, auf dem grünen Rasen eines Grabenrandes, in der düsteren Einsamkeit Eures Zimmers, Ihr aufwacht und Ihr die Trunkenheit Euch schwinden oder schon verflogen fühlt, so fragt den Wind, die Woge fragt, befragt den Stern, den Vogel und am Turm die Uhr, befragt alles, was fließt, alles was ächzt, alles was rollt, alles was singt, alles was spricht, und verlangt zu wissen, welche Stunde im Tage es ist, und Wind und Woge und Stern und Vogel und am Turm die Uhr, sie werden zur Antwort geben: Es ist die Stunde der Trunkenheit! Wenn Ihr nicht die martyrisierten Sklaven der Zeit sein mögt, so berauscht Euch; o berauscht Euch ohne Unterlaß! Mit Wein, mit Poesie, oder mit Tugend, ganz wie Ihr wollt, nur berauscht Euch!" — Hat Garborg nicht recht, wenn er in all jenen Versuchen, die als Spiritismus, Mystizismus, Symbolismus, volltönend aber kurzlebig in der Literatur, namentlich der französischen,

auf- und niedertauchten, nichts anderes sieht, als Befolgung dieses Programms? Den schwedischen Schriftstellern, Levertin und Heidenstam, die durch ihre Broschüre „Pepitas Hochzeit" den eigentlichen Anstoß zu seinem Artikel gegeben haben, spricht er allerdings etwas ehrlicheren Optimismus, etwas natürlicheres Empfinden zu. Gewiß! wenn diese dem Künstler den Hinweis geben: „Das Leben ist doch nicht so platt, wie es sich in den Bleiaugen moderner Beobachter abspiegelt; es hat auch Schleier und pikante Schönheitsflecke; es hat Grazie und Wärme", so ist das eine sehr viel „einfachere" Anschauungsweise, als die Baudelaires! schier „wienerisch-gemütlich" ist sie! Aber ist nicht dem gegenüber Baudelaire dann doch der tiefere — —? So gut begreift man, daß vor diesen beiden Aussichten — auf gewaltsame Selbsttäuschung, oder aber auf graziöse Oberflächlichkeit — der „müde" Garborg zwar durchaus nicht einen Abwehrversuch macht, o nein! aber in einem Tone, der ganz gleichermaßen jeder feindseligen Erregung, wie jeder freundlichen Wärme entbehrt, den drollig-resignierten Seufzer tut: „So laßt uns in Gottes Namen denn den Neu-Idealismus kriegen!"

Vierzehn Jahre sind vergangen, seit Garborg diese seine Darstellung geschrieben hat. Wie stark der Sehnsuchtsdrang war, der die Bewegung ins Leben gerufen hatte, beweist sich daraus, daß die Bewegung nicht inzwischen abgeebbt, sondern heute erst ganz in ihrer Hochflut ist. So, wie von ihren ersten Anfängen an, so hat auch alle die folgende Zeit hindurch ihre Signatur in der Ratlosigkeit gelegen, mit der sie die Frage hin und her wendete: „Woher das nehmen, was Lebens-Inhalt und Kunst-Inhalt zugleich sein soll?" Aber in der harten Schule dieses Suchens ist allmählich doch ein Gedankenernst und eine Empfindungstiefe in ihr herangereift, deren Keime noch nicht einmal, zur Zeit, wo jene Beurteilung geschrieben wurde, zu bemerken waren. Die Frage nach dem Lebens-Inhalt ist sogar immer bestimmter, immer ausgesprochener die vorwiegende von beiden geworden, — freilich, ohne daß sie dadurch auch nur um das Geringste ihrer Lösung näher gerückt wäre! Da, plötzlich, mit einem kecken Umschwenken, heißt es jetzt: „Die Kunst selbst ist es ja ganz allein, die befähigt ist, aus sich heraus, die Lösung zu bringen! Es würde ihrer unwürdig sein, in die Kreise einer schon gefundenen Weltanschauung einzutreten! Sie ist berufen, Spenderin der Weltanschauung zu sein! Sie ist die eigentliche Offenbarerin des Göttlichen! Ihr

gebührt die Führerschaft im Reiche des Geistes!" — Fürwahr: das Programm klingt stolz und kühn! Hätten wir nicht so genau den Werdegang verfolgt, der endlich zu seiner Proklamierung führte, so würde es uns den Eindruck von etwas Starkem und Großem machen. So, freilich, enthüllt sich uns ein gar anderes Bild: Wir sahen, wie die Kunst, im Vollbesitze wohl einer sehr hohen technischen Leistungsfähigkeit, aber doch ihrer inneren Verarmung auf das drückendste bewußt geworden, dringend, verlangend, stürmisch beim Menschenherzen und Menschengeiste anklopfte: „Gebt mir, gebt mir etwas zu tun!" Wir beobachteten, welch verwirrtes Staunen sie durch diese ihre Forderung aufgeregt hat. Und wir vernahmen die Antwort, die ungläubig, — ungehalten schier, zu ihr zurückklang: „Wirst denn nicht Du uns bringen, was wir so lange brennend ersehnen? Auf Dich haben wir all unsere Hoffnung gesetzt. Wir verschmachten nach Labung! Wer soll sie uns denn reichen, wenn nicht eben die Kunst?" Es mußte uns klar werden: So wie der Hungernde es wohl mit Schmeichelreden versucht, wenn Fordern und Vorwerfen nichts helfen will, so wie fast ein jeder eine erwünschte Meinung, zu der er selber noch nicht ein ganzes, volles Vertrauen zu fassen vermag, sich öfters vorsagt, um sie allmählich glaublicher zu finden, so auch haben in ihrer Armut und Not die Menschen dieses Programm aufgestellt. — Und dennoch, selbst wenn wir dieses alles wissen, bewahrt es immer noch bestechenden Klang! „Die Kunst um der Kunst willen", heißt es wohl auch. Aber in dem Sinne heißt es das, auf den wir eingangs bereits einmal hindeuteten, der dem ursprünglichen französischen „l'art pour l'art" schnurgerade entgegengesetzt ist! Nicht „die Kunst um der künstlerischen Mache willen", heißt es, sondern „die Kunst um der höchsten Kunstwirkung willen", „die Kunst um des Nahebringens des Unendlichen, des Absoluten willen". In der Tat — — stolz und kühn ist das Programm. Berechtigt war es auch — einstmals. Aber das ist schon recht, recht lange her. Schon einige Jahrtausende ist das her.

Vor tausenden von Jahren, da gab es einmal eine Zeit — für die Kunst die höchste Periode, für die Menschheit nicht die glücklichste! — wo den Kulturvölkern die Kunst die eigentliche, die alleinige Offenbarerin des Göttlichen war. Der Götzendienst, was ist er in seiner edelsten und reinsten Gestalt denn anderes gewesen, als ein Hinstreben der Menschheit zu dem Grund und Quell alles Daseins, zu dem Absoluten — durch das Mittel der

Kunst? Die Kunst war das eine große, wirksame Mittel der Annäherung an das Göttliche, das die Menschheit aus sich heraus gewinnen konnte. Und wie nahe — was wir Menschen nahe nennen! — hat sie Einige, hat sie in Griechenlands bester Zeit die Elite des Volkes herangeführt! Das *eine* große, wirksame Mittel? Ist denn nicht Philosophie das überaus viel größere, wirksamere gewesen? Weil sie das intellektuell strengere ist, mag es wohl den Anschein haben, als müsse sie auch das sicherere sein; lebendig und wirksam aber ist doch die Philosophie allemal erst da geworden, wo aus ihr das gleiche gesprochen hat, wie aus der Kunst: Die Intuition. Reine Intuition, ja, sie ist Verbindung des Menschen mit Gott, — so wahr Gott der Schöpfer und Beleber des Menschengeistes ist! Erlesene Künstler haben sie besessen, in vollerem Maße als irgend sonst ein Mensch. Intuition ist das eigentliche, das ausschlaggebende Moment für das Entstehen „großer Kunst". Durch eine Fülle anderer Momente aber, durch das mannigfaltigste Ineinanderwirken innerer Triebe sowohl als äußerer Einflüsse wird der Untergrund alles Kunstschaffens gebildet: der Untergrund, aus welchem hervor auch dieses Reinste und Köstlichste erst sich erheben kann. Wie Vieles aber der Intuition Fremdes und Feindseliges treibt dieser Untergrund zugleich hervor! Welch furchtbare Gewalt auch haben in den künstlerischen Konzeptionen die düsteren Seiten der Menschennatur und die Schrecken der Außenwelt geübt! Wie viel Grausiges, Beklemmendes hat der Mensch aus seiner Brust heraufgeholt und in Bild und Wort gebannt! Welch entsetzliche Gottheiten hat er sich gedichtet —! Und wie hat er dann wieder in qualvoller Angst gebebt, vor dem, was er aus der eigenen Phantasie erzeugt hatte! Durch welch grauenhafte Kulte hat er aus der Umklammerung dieser Angst sich frei zu machen versucht —! Auch dieses alles hat die Kunst gewirkt, als sie die eine, die eigentliche Offenbarerin des Göttlichen sein wollte. Und klein erscheint sie wahrlich auch in diesen Werken nicht! Den drohendsten Abgrund hat sie unter den Füßen der Menschheit aufgerissen und in die reinste Höhe hat sie den Menschen einen Blick tun lassen.

Warum soll sie das nicht alles wiederum können?

Warum sie das nicht mehr kann? Weil der Menschheit eine andere Offenbarung geworden ist. — In der ältesten religiösen Urkunde, die berichtet, wie Gott den Menschen sich kundgegeben habe, steht geschrieben: „Ich, der Herr, bin euer Gott. Ihr werdet

euch nicht machen einen Götzen aus Schnitzwerk" (III Moses 26, 1). Mit dem Augenblick des Kundbarwerdens desjenigen, der da sagt: „Ich, der Herr, bin euer Gott", ist der Kunst die Aufgabe genommen, Schöpferin der Gottesvorstellung zu sein. Das Gottesgebot wehrt es ihr. Aber auch die bloße Möglichkeit erlischt, sei es bei den Einzelnen, sei es bei den Völkern, sobald die religiöse Offenbarung Aufnahme — Glauben gefunden hat.

Darum ist die Frage, ob die Kunst, ob die Religion die Offenbarerin des Göttlichen sei, die eigentliche Glaubensfrage.

Darum ist es der Zehn Gebote Erstes: „Ich bin der Herr, Dein Gott. Nicht sollst Du haben andere Götter neben mir. Nicht mache Dir ein Schnitzwerk, noch irgend ein Abbild, wie etwas ist am Himmel oben, oder auf der Erde unten, noch davon, was im Wasser ist unter der Erde. Weder anbeten noch verehren sollst Du Solches." Das Abgebildete nicht! Den aus der Phantasie erzeugten Gott, zu dessen Darstellung Stein, Holz, Gold, Silber, nicht minder aber die Dichtersprache, als Material, „das" aber „was am Himmel oben" und „auf der Erde unten" und „was im Wasser unter der Erde ist" — Mensch, Tier, die Pracht der Gestirne und ihr Einfluß — als gegenständliche Anknüpfung diente. Das Bild in seinem materiellen Dasein beteten durchschnittlich auch die Heiden nicht an. Die Sicherung religiöser Weltanschauung, die Vorherrschaft der Religion gegenüber der Kunst ist Gegenstand dieses Gesetzes. Es ist das erste Gebot. Es ist das Gebot, das heute am vollständigsten als nicht vorhanden angesehen wird, von so vielen, die sich rühmen, die eigentlichen Träger der Geistesbildung, ja, der Religiosität unserer Zeit zu sein. Gewiß ist: wer bloß Religiosität, ohne objektive Religion, hat, dem wird in naturgemäßer Folge auch dieses Gebot sein, als wäre es nicht. Wie aber, wer jenes besäße, wovon wir heute immerfort reden hören, — „subjektive Religion"? Subjektive Religion? Die hat keiner. „Subjektive Religion" ist anders nichts, als ein grammatikalischer Nonsens. Religiosität heißt die subjektive Veranlagung für das religiöse Gebiet und die Betätigung dieser Veranlagung. Religion heißt das auf religiösem Gebiet objektiv Vorhandene. Religion haben, aber heißt: ein auf religiösem Gebiet objektiv Vorhandenes im Glauben erfaßt und dadurch zum Bestandteil des eigenen subjektiven Seelenlebens gewonnen haben. Subjektiv gefärbte Religion gibt es deshalb freilich, und zwar in sehr verschiedenen Abstufungen: das beruht

auf dem Zusammenwirken der beiden Elemente. Aber wo objektiver Religions-Inhalt verschwunden ist, ist die Religion verschwunden. Wer nun den subjektiven Trieb „Religiosität“ in sich fühlt, die Befriedigung dieses Triebes durch das Objekt in der Religion aber weder besitzt, noch ergreifen will, den wird innere Nötigung wiederum drängen, das, was er von dem Göttlichen zu ahnen, zu fühlen vermeint, aus sich heraus zu projizieren durch das Mittel der Kunst. Er wird wiederum in seiner Seele jenes Gebot zu vernehmen glauben, dem die Künstler der heidnischen Zeit gehorchten, das Gebot: „Du mußt Dir ein Abbild machen.“

Wird aber die Aehnlichkeit mit jenen auch weiter gehen? Ist wohl anzunehmen, es werde, was er hervorbringt, solcher Art sein, daß es bei seinen Zeitgenossen (wenigstens bei denjenigen seiner Zeitgenossen, die in dem Strudel religiöser Krisis sich befinden!) als die Spendung der Alle in ihren Bann ziehenden Weltanschauung, als die eigentliche Offenbarung des Göttlichen sich durchzusetzen vermöge? Ein Abbild dessen zu schaffen, was ihn — ihn allein — subjektiv, als Ahnung des Göttlichen bewegt, ist sein Streben. In diesem „*subjektiv*“ möchte die Antwort auf unsere Frage bereits hinlänglich enthalten sein! Wo die antike Kunst religionsschöpferisch auftrat, da sprach sie nur das letzte Wort aus, das formende, zur Anschauung erhebende, Leben gebende Wort, für dasjenige, was im Gesamt-Denken und Empfinden des Volkes heraufgestiegen war. Ein ganzes Volk hatte jedesmal an den „Götzen aus Schnitzwerk“ gedichtet. Die „Götzen aus Worten“ unserer Tage, die das rein subjektive Produkt eines Einzelnen sind, sehen — wie viel eigenen Reiz und Schönheit sie auch besitzen mögen! — neben jenen betrachtet, unausbleiblich ein bißchen klein aus. Und ein besonders glücklicher, ein seltener Fall ist es ja noch, wenn sie wirklich einmal das Produkt einer ganzen einheitlichen Menschenentwicklung sind! Erzeugnisse *einer* Stimmung *eines* Menschenkindes sind die meisten. Wird da nicht leicht ein leises, leises Lächeln sich demjenigen auf die Lippen stehlen, der beobachtet, wie ihnen mit gar soviel Nachdruck ein gar so volltönendes Programm vorangeschickt wird? Es ist ein seltsamer Irrtum — nicht so sehr übrigens der Künstler selbst, als der Kunsttheoretiker! — zu glauben, das Sich-zurück-versetzen ins Heidentum sei solch ein einfaches Ding! Ach nein! „Guter Wille“ reicht dazu nicht aus! „Heidentum“ in der Bedeutung, die es für die Kunst hat, das kann nicht durch persönliche Augenblickslaune „gemacht“ werden;

und selbst durch dauernde persönliche Gesinnung nicht. „Heidentum" in seiner Bedeutung für die Kunst ist das Mitten-drinne-stehen in einer jungen, lebendigen, aufwärts, vorwärts strebenden Kultur, wie die griechische das in ihrer Glanzzeit war. Wenn nun aber aus einer späten Generation eine einzelne Gruppe sich erst auf den Punkt, von dem aus jene strebte, gewaltsam wieder zurückschrauben will? Muß dann nicht schon vor dem ersten Schritte gerade dasjenige ihr gelähmt sein, was an jener das Köstlichste war: der frohe Impuls, die zusammengefaßte, vorwärtsstürmende Kraft? Und kaum darf man ja behaupten, daß es um eine „Gruppe" sich handele, so lose nur sind ihre einzelnen Glieder aneinandergefügt. Eine „Gruppe" von Subjektivisten! Subjektivisten wollen unsere modernen Künstler sein; anderes als Subjektivisten aber können sie auch gar nicht sein. Denn nur auf höchst komplizierte Weise, nur durch die allerfeinsten, zartesten, genauesten Scheidungen und Abwägungen — also durch das rein persönliche Element nur! — kann überhaupt es möglich werden, aus dem Untergrund, den die neuesten Zeitströmungen bieten, eine irgendwie zusammenhängende Weltanschauung herauszugestalten. Wirklich gemeinsam ist ihnen eben nur diese Ueberzeugung, daß allein vom Boden des Heidentums aus — von dem Grundsatz aus, „die Kunst ist die eigentliche Offenbarerin des Göttlichen" — der Weg zu einer künstlerischen Zukunft führe. Und einig sind dann die Meisten noch, in der Illusion, es lasse dieses Zurückgehen auf das Heidentum so leicht sich bewerkstelligen — daß sie sogar nicht einmal den Preis völligen Verzichts auf das Christentum dafür zu zahlen brauchten! Denn die „Stimmungswerte" des Christentums hat man auch wieder sehr schätzen gelernt, seitdem jene Sehnsucht erwacht ist, „nach viel anderer, besserer Luft!" Prädominieren dürften sie freilich in keinem Fall in demjenigen, was man als Geistesleben der Gegenwart sich zusammensinnt und träumt; aber als letzte, feinste, immer leise durchzuspürende Würze möchte man sie doch darin nicht missen. Immer seltsamer gestaltet sich, seitdem nun auch dieses Element noch hineinbezogen ist, der Vorstellungskreis, daraus diese Gruppe schöpft, daraus die verheißene Offenbarung hervorgehen soll:

Persönlichkeits-Kult, feinste psychologische Differenzierung, und Zerrinnen des Ich in der All-Natur;
schroffste Selbstbehauptung des Uebermenschen, und Negieren der Selbstbestimmung, wie Selbstverantwortung;

aufjauchzende — wenn auch vielleicht manchmal etwas gezwungen aufjauchzende! — Lebensbejahung, und Nirwana-Sehnsucht;

mystische Träume, die zum Teil in katholischen Klöstern des Mittelalters, zum Teil in den Studierstuben hellenistischer Halb-Gelehrter und Halb-Philosophen ihren Ursprung haben — —

Diese hauptsächlich, und dann noch eine Anzahl gar seltsamlich von Wer-weiß-woher herbeigeflossener Zutaten sind es, aus denen das Gebäude aufgeführt werden soll.

Schön aber ist in der Tat es anzusehen, wie wirklich im entschlossenen Drangehen an diese Aufgabe (die doch so wenig den Eindruck einer ermutigenden macht!) noch einmal die Spannkraft der neuesten Kunst sich steigert! Aber ebenso unverkennbar sind zwei andere, mit diesem ganzen Streben in unlöslichem Zusammenhang stehende Erscheinungen.

Die eine ist: Verwirrung der Anschauung. Verwirrung im begrifflichen, im ethischen, im künstlerischen Sinne. „Stilverwirrung", in jenem schwerwiegendsten Wortsinn, der nicht etwa nur der Mischung vorhandener Stilarten anklagt (das wäre verhältnismäßig harmlos!), sondern der Trübung der geistigen Quelle selbst, aus welcher der Stil geboren wird.

Die andere, zwar nicht in eben dem Maße bedeutungsvolle, aber fast auffallender noch als jene sich selbst dem flüchtigen Blick schon bemerkbar machende, ist das System-Bauen, das Definieren, das gedankliche Detaillieren in der Dichtung, ja, bis in die bildende Kunst hinein! Es ist nun einmal nicht anders —: ein Künstler, der in der Weltanschauung, die er in seinen Werken zum Ausdruck bringen will, nicht mit der Mitwelt, oder doch einem großen Kreise der Mitlebenden in enger Gemeinschaft steht, ist, um nur in etwa sich verständlich machen zu können, genötigt, seine Gedanken-Konstruktionen in ihrem ganzen Aufbau, bis in die einzelsten Züge hinein, auf das präziseste darzulegen. Der ungeheuere Vorteil entgeht ihm, dessen die christliche Kunst-Epoche sich erfreute, und dessen nicht minder — wie wir vorhin gesehen haben — auch die antike genoß: der Vorteil, sich unmittelbar der entgegenkommenden, verstehenden, mitschaffenden Phantasie des Hörers oder Beschauers bemächtigen zu können. — Und nun kollidiert gar noch gegenwärtig dieser Zwang zur Präzision der Darlegung mit einer anderen, ganz besonders gerade unserer

Generation in Fleisch und Blut übergegangenen künstlerischen Forderung. Mit der Forderung kollidiert sie, die als eine wirklich wertvolle Hinterlassenschaft des Naturalismus uns geblieben ist, der Forderung, daß nicht der Dichter reden soll, sondern nur seine Gestalten, und auch diese bloß in dem einfachsten, aus der jeweiligen Situation auf das natürlichste sich ergebenden Ausdruck. Die Nötigung zu höchstem Subjektivismus im Gehalt stößt zusammen mit dem Begehren nach reserviertester Objektivität in der Form!

Wahrhaftig, die „verzwickteste“ Aufgabe, vor die jemals ein Künstler sich gestellt sah! Wenn sich ihr hochbegabte, bedeutende Männer widmen, dann muß es von intensiv spannendem Interesse sein, die Lösungs-Versuche zu beobachten. Und in der Tat zu den sehr hochbegabten sind die Künstler zu zählen, die diese Richtung für sich in Anspruch nimmt, oder auf die sie sich beruft! In der Dichtung ist es in erster Linie Carl Hauptmann. Aber auch Gerhart Hauptmann, in wichtigen Werken seiner späteren Zeit. Ganz besonders aber beruft sie sich auf einen glänzenden Vertreter in der bildenden Kunst: Max Klinger. Fast möchte man versucht sein, zu urteilen, daß diese drei bereits jetzt das Höchste geleistet haben, was im Ringkampf mit einer solchen Aufgabe überhaupt möglich ist. Doch wir wollen nicht vorschnell sein! Vielleicht übertrifft doch noch einmal einer von ihnen sich selber, oder wird von einem anderen, den wir noch nicht kennen, noch um ein weniges übertroffen! Ein Uebertreffen um vieles allerdings möchte wohl ausgeschlossen sein! Aber sollte wirklich mit Recht behauptet werden dürfen, es sei ihnen, oder es sei einem von ihnen die Lösung gelungen?

Der „Wandrer“ in Carl Hauptmanns „Bergschmiede“ mahnt:

„Du bist ein Bettler vor der eignen Tür,
Wenn Du dem armen Wissen nur vertraust,
Nicht wieder schaust! mit ganzer Seele schaust!“

Das Wort drückt unser ganzes Begehren aus! Drückt auch das aus, was wir von der Kunst begehren! „Schauen!“ — ja, das ist es, was sie uns gewähren soll! „Schauen“, zunächst in dem einfachen Sinne, daß sich das Kunstwerk selbst frei, leicht und klar vor unserem Blicke aufbaue, daß sein eigener innerer Zusammenhang ohne Mühe, ohne Vorwärts- und Rückwärts-Suchen aufgefaßt werden kann. „Schauen“ aber auch in der Bedeutung, daß aus dem Kunstwerk ein Tiefes und Großes auf uns überströme,

unmittelbar, ohne den Umweg über die grübelnde Reflexion. Aber ... der Leser der „Bergschmiede“ muß vorwärts und rückwärts suchen, um über das, was in den Personen des Dramas vorgeht, sich klar zu werden. Und eben das Gespräch zwischen dem Schmied und dem „Wanderer“, das theoretisch auf das Schauen hinweist, zwingt praktisch zu grübelndem Ueberdenken. Daß noch lange nach Hören oder Lesen einer Dichtung, Gedankengänge sich weiterspinnen, das wäre gewiß nicht ein Fehler zu nennen, sondern ein sehr großer Vorzug. Aber hier führt erst über den Gedanken der Weg zur Empfindung hin. Im Hamlet, im Faust verhält sich's umgekehrt. Und das ist das Rechte! — Freilich, freilich, als Shakespere seinen Hamlet, und auch als Goethe seinen Faust dichtete, da waren Monologe noch erlaubt, da war eine Exposition noch erlaubt! Die Kunst, die auf alles dies verzichtet, würde in der Tat die vollkommenere sein, wenn sie dabei es zu gleich intensiver Wirkung brächte. Und schließlich weiß ich doch auch nicht einmal, weshalb ich kunsttechnisch dem zweistimmigen Monolog (Schmied und „Wanderer“) so sehr vor dem alten einstimmigen den Vorzug geben soll — —? Eines allerdings bleibt außer Zweifel: „Bergschmiede“ und „Königs Harfe“ sind Dichtungen voller Geist, Anmut und Empfindung. Es wird nur, leider, aus diesen dreien nicht jener reiche, volle Akkord, der unter günstigeren Bedingungen erklingen würde.

Von weit mehr zusammengehaltener und deshalb kräftigerer Wirkung ist Gerhart Hauptmanns „Armer Heinrich“. Von kräftiger Wirkung; aber nicht von kräftigender. Von der antiken, der griechischen Tragödie habe ich einmal — in dieser Zeitschrift — gesagt, daß ihr Eigentümlichstes die kräftigende Wirkung sei; Kraft und Freudigkeit ist das Gefühl, das sie, nach Durchkosten auch der furchtbarsten Schrecknisse, im Menschenherzen zurückläßt. Hier, im „Armen Heinrich“ haben wir nun das genaue Widerspiel, und damit das Charakteristikum für unsere modernsten Bestrebungen. Auf das deutlichste tritt an ihm der Gegensatz zutage, in welchem die „neuheidnischen“ Gedankengänge zum Geiste des antiken Heidentums stehen. „Der arme Heinrich“ ist ein Drama mit glücklichem Ausgang, das eine traurige, niedergedrückte Stimmung zurückläßt. Dieser eine Mann — Heinrich — das sehen wir, ist nun erlöst, d. h. er ist durch Ottegebes aufopfernde Liebe von seinem qualvollen körperlichen Leiden befreit, und er behauptet (und deshalb bleibt uns ja

schließlich nichts übrig, als es ihm zu glauben!) damit auch befreit von seiner Seelenqual zu sein. Uebertrüge sich nur irgendwie, nur im allergeringsten auf den Zuschauer dieses Gefühl der Befreiung —! Aber dem wird nichts davon zu Teil. Viel zu tief hat er in jener Szene, als Heinrich sein Grab grub, mit ihm seine Verzweiflungsklage fühlen müssen:

„Gott erhebt nach Laune . . . . .
Tät er's um anderes, rührten Hände ihn,
die ringend, ihm gespaltene Nägel zeigen —
zerfressene Angesichter, lippenlos,
die ihn aus leeren Augenhöhlen suchen —
lallende Zungen, die vergeblich sich
bemühen, das Wort zu formen, das ihn nennt :
Mönchlein, so wär ein Eden diese Erde,
wir wären Götter, oder Gott der Herr
wär' nicht einmal nur aus Leid gestorben —
nein! — zehnmal! — hundertmal! — und läge tot
in dem vergessenen Sarge dieser Welt."

— so grauenvoll hallt der Sturm in des Zuschauers Seele nach, so entsetzlich bohrt die Anklage sich ein, daß unmöglich mehr eine Lösung wie diese ihm zur Katharrsis werden kann. Einer aus seiner bitteren Not errettet — ein Einziger. Was ändert das an dem Bilde einer Welt, darin Verzweiflung allem Lebenden droht? — Gewiß, wir gönnen's dem Armen, durch so Furchtbares Hindurchgegangenen, daß er jetzt glücklich ist und fröhliche Hochzeit macht! Aber begreifen können wir's nicht, daß er glücklich sein kann, daß er der vielen, vielen Anderen, seiner Brüder in Leid und Not und Qual, seiner vielen armen Menschenbrüder, nicht mehr gedenkt. Daß er der Gedanken keinen mehr denkt, die damals ihn bestürmten! Uns hat der Dichter unmöglich gemacht, ihrer zu vergessen. Und deshalb bleibt dumpfer Schmerz auf uns lasten. Intellektuell zurechtgelegt hat Heinrich sich ja schließlich auch die Rätsel, wenigstens seines eigenen Lebensganges; er formuliert's sogar etwas präziser, als das eigentlich ein Dichter, der die Schule des Naturalismus durchgemacht hat, ihm gestatten sollte: „Diese Jungfrau war mein Mittler — wahrhaft! Ohne Mittler kann Gott nicht erlösen!" — Ja, wäre da menschliche Vermittlung in dem Sinne schlicht und einfach gemeint, wie sie, durch liebendes Mitgefühl, tätiges Wohlwollen, ein jeder spenden und ein jeder empfangen kann! Dann, ja, dann möchte auch das eine Lehre voller Trost sein, daß Gott durch den Menschen

den Menschen erlöst! Das aber ist Heinrichs Gedanke nicht! Alle die anhängliche, ergebene, warme Zuneigung des Pächters Gottfried, die redliche Freundschaft Hartmanns, die Vasallentreue, der um diesen gescharten Knappen, vermochten auch nicht ein einzig Tröpfchen Balsam in seine Bitterkeit zu träufeln. Daß ihm Hilfe wurde, dazu bedurfte es, daß ein Mägdelein, halb von Liebeswahnsinn betört, halb von Heiligkeitsträumen berauscht, ihr Leben für ihn zum Opfer darbot. Als das sich ereignete, da allerdings glühte in dem Glücksgefühl ob einer solchen Spende und in der starken, von dem gläubig-begeisterten Kinde ausgehenden Suggestion die Lebenskraft so mächtig wieder in ihm auf, daß sie gar Siegerin wurde über die entsetzliche Krankheit. Der Vorgang dieser Heilung ist mit großer psychologischer Feinheit aufgefaßt. Aber daß ihm die seltsame, all sein geistig-leibliches Heil in sich schließende Opfergabe dargeboten wird, — daß unter tausend und aber tausend Erlösungsbedürftigen ihm Rettung dargeboten wird, das steht da lediglich als wunderlichen Zufalls wunderliches Spiel! Und darum bleibt zum Schluß eingegraben im Herzen des Hörers das bittre Wort: „Er erlöst nach Laune." — Aus der „Antigone" gehen wir stolzen und ehrfürchtig-frommen Sinnes: Heilig preisen wir die geheimnisvolle Macht, die den Menschen, dem sie das Schwerste auferlegt, auch so gebildet hat, daß unter dem Drucke des Schwersten sich die ganze Fülle und Herrlichkeit seiner Natur entfaltet. Groß preisen wir den Menschen, der in königlicher Haltung dem schwersten Schicksal zu stehen vermag. Den Gott, der „nach Laune erlöst", den preisen wir nicht. Und der Mensch, der seiner Laune Spielball ist, der erscheint uns ein mitleiderregend Ding! nicht gerne aber sagen wir uns, nachdem wir ihn betrachtet haben: „Auch ich bin ein Mensch."

Ist diese Kunst die eigentliche Offenbarerin des Göttlichen —? Die antike, die hat einst hoch über die engen Vorstellungen des Götterkults die Menschheit emporgetragen — eine glorreiche Offenbarerin. Aber diese? Nein, diese, wahrhaftig, ist es nicht.

Und das alles liegt gewiß nicht an der mangelnden Kraft des Einzelnen, der jenen Zeitströmungen die Stimme leiht. Nicht etwa daraus ergibt sich das so unendlich viel tiefer stehende Resultat, daß zufällig gerade Hauptmann ein kleiner Dichter wäre. Mir scheint, dem Maße seiner Veranlagung nach ist er ein großer.

Ein sehr großer sogar, daß er im Ringen mit Aufgaben, die im letzten Grunde unlösbar sind, noch so stark sich behaupten konnte.

Den Vergleich mit der Antike hat die neueste Kunst durch ihr Programm uns aufgenötigt. Den eigentlich gerechten — den Kunst-Aufgaben und Kunst-Möglichkeiten der Gegenwart gerecht werdenden — Maßstab aber legen wir an, wenn wir mit christlichem Kunstschaffen vergleichen. Durfte ich nun vorhin es für allenfalls hinreichend halten, an eine Tragödie anstatt vieler aus demselben Geiste geborener zu erinnern, — an Antigone, so möchte ich auch hier wieder zum Einzelbeispiel greifen, um daran die allgemeine Idee vor Augen zu führen. Und da kann ich der Lockung nun nicht widerstehen, als solches die eine Goethesche dramatische Dichtung zu wählen, die in Wahrheit auf christlicher Auffassung beruht! Mag denn immerhin es persönliche Freude gerade an diesem Werke sein, was zunächst meine Wahl bestimmt, — das Beispiel jedenfalls ist ein vollgültiges! Goethe, der Nicht-Christ, aber immer doch in ganz erheblichem Maße unter dem Einfluß des Christentums Stehende, hat nicht sich genügen lassen an jener episodischen Einlage in sein nicht-christliches Faust-Drama: dem christlichen Gretchen-Drama; er hat auch eine in ihrer Ganzheit von christlicher Auffassung getragene Bühnendichtung geschaffen: „Iphigenie". Daß gerade diese in einer Zeit spielt, wo noch gar nicht das Christentum in die Welt getreten war, darf uns nicht irreführen. In mittelalterlich-katholischem Gewand schuf Hauptmann sein neu-heidnisches Werk; — im griechisch-heidnischem Goethe sein eines christliches. Er hat auch, obgleich auf der griechischen Sage aufbauend, die griechische Maske doch gar nicht im Ernst vorzunehmen versucht! Von einer der ersten Etappen seiner italienischen Reise, deren Beginn durchaus im Zeichen Iphigeniens steht, von Bologna aus, schreibt er: „Hier habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild, das mit einiger Wahrscheinlichkeit Rafael zugeschrieben wird. Der Künstler hat ihr eine gesunde sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Roheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." So, wie sie in dem Augenblick ihm vorschwebte, ist die Gestalt Iphigeniens in dem Drama verwirklicht. Selbst jener einzige Zug, der spezifisch-griechisches Gepräge zu tragen scheint, die ruhige Würde der

Haltung, paßt für die Heilige nicht weniger gut. Gleich geziemend auch ist für beide, für die christliche Heilige und für die hoheitsvolle Artemis-Priesterin, der Sehnsuchtswunsch, „mit reiner Hand und reinem Herzen die schwerbefleckte Wohnung zn entsühnen". Vollends offenbar aber wird der Verzicht auf Charakterisierung nach Volkseigentümlichkeit durch Iphigeniens erschauderndes Zurückbeben vor der Lüge. Die dankbare Gesinnung gegen den Wohltäter, den Gastfreund, gewiß, die ist griechische Art! obgleich auch sie es doch nicht im Sinne eines unterscheidenden Kennzeichens ist; aber einer Lüge sich weigern, die dem geliebten Bruder das Leben retten soll, das hätten ganz zweifellos die Griechen als unsittliche Selbsterhöhung verurteilt. Für die Heilige paßt es. Das spezifisch Christliche aber liegt doch tiefer noch; innerlicher. Es liegt in Iphigeniens Verhältnis zur Gottheit. Daß die Gottheit hier als „Götter" vorgestellt ist, und diese Götter Apollo und Diana heißen (übrigens auch da nicht einmal die richtige griechische Maske, nicht einmal die griechischen Namen!), tritt als etwas unwesentliches völlig zurück. Daß sie der Heldin die Vertreter des Göttlichen sind, darauf kommt es an. Auf Iphigeniens Verhältnis zu ihnen, das glühend innige „christliche" Verhältnis zur Gottheit kommt es an. In der antiken Dramatik besteht das religiöse Moment in dem Hereinleuchten einer Ahnung, dem Erfassen einer Intuition vom Göttlichen, — der Christ fühlt sich dem Göttlichen nahe, kindlich nahe; er will es festhalten im Herzen, nimmer lassen. So empfindet sie. Wohl droht auch Iphigenien unter dem Druck der Geschicke, die grausenhaft das Tantalidengeschlecht zermartert und zertrümmert haben, der Geschicke, die nun auf ihre Nächsten und Liebsten, auf sie selber einstürmen, das Bild der segenspendenden Gottheit in Fluch und Abscheu sich zu verzerren, wie es dem „Armen Heinrich" sich verzerrt hat. Aber von ihren Lippen tönt Gebet: „Rettet mich und rettet Euer Bild in meiner Seele!" Rette Dein Bild in meiner Seele: das ist der Ruf des Christen, wenn Verzweiflung die Fangarme, die entsetzlichen, nach ihm streckt. Daß der Gottheit Bild in der Seele gerettet werde, daß auch aus den dichtesten Finsternissen, die je ein armes Menschendasein bedrängen mögen, es hervorstrahle, immer wieder hervorstrahle, in seinem lichten, wundersamen Glanze, das ist es, was einer Dichtung das christliche Merkmal aufprägt. Möge dann Glück und Freude dem Helden sich nahen, oder möge Schmerz und Tod über ihn herein-

brechen, immer wird es ein Triumphlied sein, — immer ein jubelnder Triumphgesang!

Schwerlich werden wir doch anzuerkennen vermögen, daß eine ästhetisch höhere Weihe auf dem ruhe, ein in höherem Maße als Offenbarung des Göttlichen wirkender Eindruck von dem ausgehe, was die neu-idealistische Kunst uns bietet! Wir überzeugen uns im Gegenteile auch hier wieder von einem eben solchen Abstand zu ihren Ungunsten, wie wir ihn zuvor schon gegenüber der Antike wahrgenommen haben. — Noch aber bleibt uns übrig zu sehen, wie in der bildenden Kunst die neue Richtung ihr Programm verwirklicht.

Carl Hauptmann war uns in der Dichtung ein typisches Beispiel dafür, wie ein reicher Gedankeninhalt n i c h t zu reiner künstlerischen Wirkung kommt, wenn er erst „auseinandergesetzt" werden muß, wenn durch die Besonderheit der Situation, in der der Dichter sich befindet, ein unmittelbares Sich-übertragen, ein unmittelbares „Zünden" unmöglich gemacht ist. Von viel schlimmeren Folgen aber ist ein Gedankeninhalt, der erst auseinandergesetzt werden muß, für die bildende Kunst! Bei ihr notwendiger noch als bei jeder anderen sollte alles A n-s c h a u u n g sein. Ja, man darf kühnlich sagen: Gedankenfülle ist an sich schon in der Plastik vom Uebel. „Gedanke" sollte überhaupt es nicht sein, sondern „Vorstellung". Und zwei, drei einfache und große Vorstellungen genügen für ein ganzes, volles, gesegnetes Künstlerdasein. Ja, an einer einzigen, die mit jedem neuentstehenden Werk um einen Schritt mehr, und wieder um einen mehr, sich ihrem vollkommenen Ausdruck, ihrer absoluten Manifestation annähert, ist es Reichtums genug. So galt es in der Antike —, so in der christlichen Kunstepoche. So aber kann auch heute noch es Geltung haben, und zwar auch für denjenigen Plastiker, der nicht sich im besonderen Sinne der christlichen Vorstellungswelt hingibt: vorausgesetzt nur, daß dieser um etwas seine Aspirationen b e s c h r ä n k e, anstatt, wie das neue Programm will, sie auf das höchste und äußerste h i n a u f z u s c h r a u b e n. Den Beweis, daß auch unter solcher Einschränkung noch Raum bleibt, Großes hervorzubringen, gibt uns Meuniers Schaffen. Unauslöschlich prägt der Seele dessen, der Meuniers Arbeiterbildsäulen gesehen hat, der ernst-stolze Eindruck sich ein, der Eindruck, der gestählten, zum Leisten und zum Dulden fähigen, ihrer selbst sicheren Kraft! Der Beschauer wächst seelisch an ihnen; ja, ein

Gefühl überkommt ihn wohl gar, als ob er an Muskelkraft wachse! Kann er zuletzt dennoch das Nachdenken selbst hier nicht lassen, — nun, das ist dann lediglich seine Schuld! die Schuld der schlechten Angewohnheit, die wir alle haben, jenes Alles-Ueberdenkens, Alles-Zergliederns! Des Künstlers Schuld aber ist es nicht. Wer aber dürfte sagen: Ich genieße Klingers Werke, ehe ich mich gedanklich in sie, in jedes einzelne von ihnen, durch ernstliches Mühen eingearbeitet habe? — Helfen sollte uns die Kunst, ganz insbesondere die plastische, uns der gesonderten Verstandestätigkeit entledigen zu können, um mit der Ganzheit unserer Seele aufnehmen zu lernen. Und diesen Werken gegenüber gerade muß der Verstand als Erster auf dem Plane sein! — Meunier, den die guten Leute einen Realisten nennen, ja mitunter, um seines Stoffgebietes willen, in unbegreiflichem Mißverstehen, einen Tendenzkünstler schelten, ist der Antike verwandt, nahe verwandt. Dadurch, daß er nur wenige und große Gedanken vorbringt, ist er es; und er ist es durch die große Art, in der er sie vorbringt —: seine Vereinfachung der Linie als wesentlichstes Merkmal. Klinger und Rodin haben ihren Ahn in Michelangelo. Auch ein vornehmer Ahne gewiß! Aber der gefährlichste auch —! Von ihm hat das Barock seinen Ausgang genommen. Damals wurde aus der innerlich ringenden, ruhelosen Körper- und Seelen-Kraft der Propheten und Kämpfer dieses Gewaltigen, die äußerliche Unruhe zerknitterter, flatternder Gewandung. Jetzt scheinen jene beiden die geistige Seite seiner Kunst wieder aufgenommen zu haben, und fern — recht fern gewiß! — von dem, was wir als den Barock-Stil zu bezeichnen gewöhnt sind, diese weiterzubilden zu einem geistigen Barock. Die geistige Seite seiner Kunst: darunter verstehe ich hier das Vorhandensein von sehr viel Geist und Leidenschaft; nicht aber meine ich damit die Geisteswelt, in der Michelangelo selbst sich bewegte; — obwohl auch zu dieser die Verbindungsfäden nicht gänzlich fehlen. Ein „geistiges Barock" aber, und „die eigentliche Offenbarung des Göttlichen!" das will sich auch wieder in keiner Weise reimen! wie genial auch immer die Künstler sein mögen, die diese Richtung inaugurieren — —. Die allerverschwenderischste Fülle seines Geistesreichtums hat Klinger jedoch in der Radierung ausgeschüttet. Da paßt es hin, daß vieles erzählt und noch vieles Weitere angeregt werde. Es gibt Radierungen von ihm, die beides zugleich, Auge wie Geist, auf das höchste entzücken, auf das tiefste befriedigen. Aber auch andere gibt es, in denen er sogar die so

viel weiter gesteckten Grenzen dieser Kunst noch überschreitet, ja, Hogarthscher Nutzanwendungskunst bedenklich nahe kommt. Ganz sonderbar aber mutet ein Werk von ihm auf dem Gebiete der Malerei an: sein Gemälde der Kreuzigung Christi. Inniger, tiefer, schöner kann nichts empfunden, nichts wiedergegeben sein, als jener Blick, mit dem Sohn und Mutter aus nächster Nähe einander tief ins Auge schauen. Aber wie viel Zugaben bekommen wir nun noch! Deren wir so gut entraten könnten! Was sollen die nackten bei der Kreuzigung beschäftigten Männer? Was der nackte gemächliche Zuschauer, der, als ob dies das selbstverständlichste von der Welt wäre, mit einer eleganten, ja, sogar vornehm ausschauenden jungen römischen Dame zusammensteht? Weshalb die dick unterstrichene Kontrastierung der archaistischen Haltung und des archaistischen Gewandes von Christi Mutter und der Renaissance-Geberde und des in schön geschwungenen Renaissance-Linien fließenden Kleides der Magdalena? Wie deutlich sagt wieder dieses Bild: Hier ist die Anschauung, die zusammenfassende „in Eins sehende" Anschauung verloren gegangen über zu vielem, zu pointiertem Denken! — Und das ist nicht einem bloßen Klügler und Tiftler also geschehen, sondern einem Künstler von starker Individualität, mächtiger Phantasie und reichem Können. Und nicht etwa in einem Einzelfall bloß geschieht es ihm! Mag auch dies ein besonders auffälliges Beispiel deshalb gewesen sein, weil hier nicht, wie bei seinem „Christus im Olymp", das Spielen mit den Kontrasten bereits im Thema selbst liegt, — jedenfalls der Vorgang wiederholt sich für und für. Liegt da nicht offen zu Tage: Die geistige Strömung, in der sein Schaffen sich bewegt, ist die Ursache! —?

In diesen Jahrbüchern hat die Verkündigung eines Neu-Aufblühens der Kunst, eines glanzvollen Neu-Erstehens auf Grund der Ueberzeugung, daß ihr Beruf es sei, der Menschheit die eigentliche Offenbarung des Göttlichen zu schenken, seit ungefähr zwei Jahren einen geistvollen und begeisterten Anwalt gefunden. Gertrud Prellwitz hat von dem Augenblicke an, daß sie die Theater-Rezension und zum Teil die literarische Rezension überhaupt übernahm, diese Anschauung hier vertreten. Freilich, freilich! gerade aus dem dithyrambischen Fluß und Schwung ihrer Rede hört ein feines Ohr gar leicht heraus, daß auch ihr selbst das alles bloß Hoffen, Wünschen, Sehnsucht ist, daß auch sie von Erfüllung vorläufig nichts weiß, daß sie fast mehr noch sich zu überreden sucht, als uns. Sie verkündet den neuen Frühling! —: Wenn aber

sie uns seine Blüten weisen soll und sein frisches, starkes, kraftvolles Gezweig, dann stellt es sich heraus, daß die neuen Erscheinungen und die Neu-Aufführungen, die sie zu besprechen hat — den einzigen Carl Hauptmann ausgenommen —, Dekadenz sind, und wieder Dekadenz. „Jeder Frühling bringt auch Verwesung mit sich; gerade das ist das sicherste Anzeichen für die Kraft der Frühlingsluft!“ sucht sie sich und uns zu beschwichtigen. Aber so ist der Vergleich doch nicht zutreffend! Blüten und Blätter vom vorigen Frühjahr verwesen wohl, zerstäuben, verwehen, geraten in Vergessenheit im heurigen; aber neue Blüten mit Verwesungsduft bringt ein „Frühling“ nicht hervor! Arge Enttäuschung klang denn auch bereits im letzten Maiheft gerade aus dem befriedigten Seufzer hervor, mit dem sie, bei ihrem Referat über die Klassiker-Aufführungen am Berliner Theater und am Königlichen Schauspielhaus, konstatierte: Ueber der Freude an dem ewig lebendigen Alten vergaßen wir das Fragen nach dem Neuen, das doch meistens enttäuscht.“

„Meistens enttäuscht . . .“: ja, das ist das letzte Wort doch wohl, das uns bleibt nach dem allzu hoch gerichteten Fluge! — Gerade die geistreichsten unter den Vertretern jenes Programms verhehlen sich nicht den weiten Abstand, der zwischen dessen Aspirationen liegt und den Resultaten des künstlerischen Schaffens. Aber — wer einen schönen und großartigen Traum geträumt hat, reißt nicht so schnell sich los von dem Glauben an das in ihm Geschaute! Bald erhoffen sie doch wieder vom nächsten oder vom übernächsten Tag die entscheidende künstlerische Tat — bald malen sie eine „Zukunft der Menschheit“ sich aus, eine neue Kultur, in deren Morgenröte wir bereits uns befänden, die aber erst vollends heraufsteigen müsse, und der dann es beschieden sei, die neue Kunst zu erzeugen. Zum Gesamt-Denken und Empfinden der Menschheit sollte in dieser als nahe vorgestellten Epoche sich kondensieren, was gegenwärtig sie selbst — diese kleine Gruppe — in schwankenden, tastenden Stimmungen bewegt. Eine Epoche sollte also es sein, wo das Christentum untergegangen wäre, und doch nicht restlos vernichtet; sondern, wo Gefühlswerte aus ihm aufgenommen wären in ein neues, herrlicheres Geistesleben. — Wir haben bereits einmal im Verlauf dieser Erörterung darauf hingewiesen, daß die Frage zwischen Kunst und Religion die ganze eigentliche Glaubensfrage in sich enthalte. Aus eben dieser Ursache müssen wir auch

diesen Phantasien gegenüber als Erstes zu dem Glauben an die Unvergänglichkeit des Christentums uns bekennen. Weil aber dies eine Glaubensantwort ist, hat sie natürlich für denjenigen nicht Ueberzeugungskraft, der nicht auf dem gleichen Glaubensstandpunkt steht. Aber selbst der glaubensfreudigste Christ traut doch auch sich den Blick in die Zukunft nicht zu, daß er zu sagen wagte: der Gruppe der jetzigen Kulturvölker wird zweifellos das Christentum erhalten bleiben. Wohl aber läßt mit großer Sicherheit aus den Beobachtungen, zu denen die Gegenwart Gelegenheit gibt, sich für die Zukunft Eines entnehmen: Die Folgerung läßt sich entnehmen, daß — wenn wirklich es geschähe, daß aus irgendwelcher Gruppe unserer Kulturwelt das Christentum verschwände — jene idealistisch gesinnte, religiös-träumerisch-phantastisch gestimmte, ins Christliche nüancierte Geistesrichtung keine Aussicht haben würde, es lange zu überdauern. So lange gewiß nicht, daß auf von ihr bereitetem Boden eine neue Kunstentwicklung einsetzen könnte —! Jetzt schon ist unter den Gegnern der Offenbarungsreligion nicht diese Richtung die kraftvollste. Käme es einmal dahin, das sie den Offenbarungsglauben des Christentums nicht mehr als Hindernis auf ihren Wegen fände, so wäre mit dem gleichen Augenblick auch der stärkste Widerhalt gegen Jene ihr verloren, die jetzt in dem einen Stücke ihre Bundesgenossen sind, dann aber in jeder Hinsicht ihre Gegner, und es ist durchaus anzunehmen, ihre überlegenen Gegner sein würden.

Es ist ein seltsames Verkennen ihres eigenen bisherigen Entwicklungsganges, ein seltsames Mißverstehen ihrerselbst, in dem diese Kunst-Richtung — oder wenn wir denn ganz ihre Selbstbezeichnung uns aneignen wollen — diese Kultur-Richtung sich befindet! — Sie glaubt neu, eben erst im Entstehen zu sein, und sie ist reichlich fünf Jahrhunderte alt! Sie glaubt, mit Zukunfts-Hoffnungen sich brüsten zu dürfen, und sie dürfte statt dessen der in der Vergangenheit errungenen Lorbeeren sich rühmen! Die wirkliche Geburtsstunde dieser Richtung, die sich jünger als die Jüngsten, neuer als die Neuesten wähnt, ist die Renaissance gewesen. Und fürwahr, eine glänzende Geburtsstunde war es! — Welch ein Wogen und Kämpfen und Brausen gab das in Geistern und Herzen, damals, als die Ideen, die heute noch in ihr die tragenden sind, als ein Neu-Aufgefundenes in die Welt traten, damals, in der ersten Wiederentdeckung des Heidentums, damals,

als man vor Reichtumsfülle sich nicht zu lassen wußte, als, neben der einen weltumfassenden Kultur, darinnen man lebte, die zweite, weltumfassende sich auftat! Charaktere wohl sind zugrunde gegangen — unzählige! — An diesem Ueberschwang, dessen innerster Kern doch in Wahrheit unausgleichbarer Zwiespalt war. Aber Geist und Phantasie haben wieder und immer wieder an den strudelnden, schäumenden Quellen geschöpft und sind stark und groß geworden und schaffenskräftig. Ein jeder neue Tag sah auf dem Gebiete jeder Kunst Neues und Gewaltiges sich gestalten, — Werke entstanden, deren Größe der aufregenden Größe jener Stunde entsprach. — Nicht aber kann dauernd festgehalten werden, was in jenem ersten Rausch und Taumel möglich war. Unausgeglichen können nicht beisammen in einem Menschengeiste zwei Weltanschauungen, beisammen in einem Volke zwei Kulturen wohnen bleiben. Ein Ausgleich aber zwischen Christentum und Heidentum ist unmöglich. Die Neuheit, die Ueberraschung allein war das Zaubermittel, das auf jenen einen glänzenden Augenblick ihre Synthese bewirken konnte; länger dauernder Besitz, Besinnung, Nachdenken lösen unausbleiblich sie wieder auf. Und hat auch bei *einem* Volke *eine* Kunst — unsere *deutsche Dichtkunst*, versteht sich, ist es, die ich im Sinne habe! — *ihren* Ueberraschungstaumel der Renaissance erst sehr viel später erlebt, erst im 18. Jahrhundert: jetzt ist doch auch ihr dieses Erleben Vergangenheit. — Gewiß, es wallt bisweilen der in der Renaissance entsprungene Strom noch auf, als sei eine neue, mächtige Flut im Nahen; . . . es treibt und drängt gerade gegenwärtig in Geist und Herzen so mancher der edelsten und höchstbegabten unter unsern Zeitgenossen. . . . Aber, was so ruhelos da sich regt, es sind nicht Geburtswehen einer neuen Kunst-Epoche: es ist die Agonie einer ans Ende gelangten.

Wenn aber dem so ist —: welches ist dann die Zukunftshoffnung der Kunst?

Wir könnten wohl einfach den Schluß ziehen: Wenn der durch die Renaissance hereingeleitete Strom nahezu abgeflossen, wenn sein Aufsprudeln, das wir gegenwärtig wahrnehmen, keine Zukunfts-Verheißung in sich trägt, und wenn die einzige Kunstrichtung, die außer dieser und der christlichen hat Beachtung beanspruchen können, die l'art pour l'art-Richtung, Leere nur um sich verbreitet und Unbefriedigtheit, dann bleibt als Anker unserer

Hoffnung allein die in dem Boden des Christentums wurzelnde Kunst. Aber so leicht dürfen wir uns den Nachweis doch nicht machen! Es genügt nicht, uns klar zu werden, daß ihren Rivalen nicht die Zukunft gehöre. Ob und aus welchen Ursachen ihr sie gehören wird, das ist die Frage, die nunmehr noch uns beschäftigen muß. Und da der bisherige Verlauf unserer Besprechung bereits Schwierigkeiten zu Gesicht gebracht hat, die möglicherweise sogar dem Prinzip selbst christlicher Kunstübung entgegenstehen könnten, gilt es diese genau, eingehend ins Auge zu fassen.

Einer der nächsten Nummern sei diese Aufgabe vorbehalten.

Die Fortschritte der Islam-Wissenschaft in den letzten drei Jahrzehnten.

Vorgetragen im Congress of Arts and Science in St. Louis, 23. September 1904.

Von

Ignaz Goldziher,
Professor an der Universität Budapest.

I.

Der Titel, den ich diesem Vortrag gegeben habe, deutet klar genug an, daß wir die Erscheinungen des Islams, die Dokumente, aus denen wir seine Entwicklungsgeschichte kennen lernen, heute unter anderen Gesichtspunkten studieren und beurteilen, als dies noch unsere Vorgänger vor etwa einem halben Jahrhundert taten.

Die Wissenschaft des Islams hat in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte aufzuweisen. Damit will ich nicht nur sagen, daß wir vom Islam mehr wissen, daß unsere Kenntnisse von demselben reichhaltiger sind als sie es z. B. für die Zeitgenossen Hadrian Relands (1704) waren. — Dieser quantitative Zuwachs ist ja eine natürliche Folge zweier Momente, die zur Gebietsausdehnung unserer Kenntnisse beigetragen haben: erstens der immer sich ausbreitenden Kunde von Ländern, in denen die Bekenner dieser Religion leben, und zweitens der immer sich ausweitenden Bekanntschaft der theologischen Literatur des Islams und seiner Sekten. Aber wir wissen jetzt nicht nur quantitativ mehr, und der Rahmen unserer Kenntnisse ist nicht nur mit reicherem Inhalt ausgefüllt, sondern wir wissen es anders als unsere Vorgänger; das heißt, wir betrachten es unter anderen Gesichtspunkten und studieren es nach anderen Methoden.

Es sind namentlich zwei Gruppen wissenschaftlicher Errungenschaften unserer neueren Zeit, die an der Islamwissenschaft nicht

ohne Wirkung vorübergehen konnten, deren Einfluß auch diese Disziplin sich nicht entziehen konnte:

1. Die Methode historischer Kritik, die an den Dokumenten anderer Religionen sich bewährt hat. Mit anderen Worten: man hat eingesehen, daß die traditionellen Zeugnisse der Entstehung und Entwicklung des Islams derselben historisch-kritischen Betrachtungsmethode unterliegen, die uns die moderne Wissenschaft gelehrt hat z. B. auf die literarischen Zeugnisse des Urchristentums oder auf die ältesten Produkte des rabbinischen Judentums anzuwenden;

2. Die erst in den letzten Jahrzehnten aufblühende vergleichende Religionswissenschaft, die für das Verständnis der Entstehung und des Wachstums der religiösen Vorstellungen der Menschheit allgemeingültige völkerpsychologische Gesichtspunkte aufgezeigt hat, die wir uns zum Verständnis der komplizierten Erscheinungen des historischen Islams zu Nutze gemacht haben.

Es kann nach diesen Voraussetzungen kein Zweifel darüber sein, in welchen Richtungen sich die Fortschritte bewegen, die unsere Islamkenntnis seit der Zeit gemacht hat, da wir die Errungenschaften jener beiden Methoden, der historisch-kritischen und der religionswissenschaftlichen auf unsere Betrachtung des Islams wirken lassen. Der Umschwung, der seither Platz gegriffen, kann Ihnen nicht entgehen, wenn Sie, um der spezialistischen Monographien nicht zu gedenken, nur die auf die allgemeinen Fragen eingehenden Handbücher der neueren Zeit mit jenen aus älteren Literaturperioden vergleichen. Wie viel Schutt ist da weggeräumt; wie ist der tote Buchstabe in den lebendigen Zusammenhang der Wirklichkeit gestellt worden! Der große Hadrian Reland, dem wir die erste wissenschaftliche Darstellung der islamischen Institutionen verdanken, hat seinem Lehrbuch als beste Empfehlung vorangesetzt: er werde den Gegenstand seiner Erörterungen darlegen „uti docetur in templis et scholis Mohammedicis“ d. h. „wie er gelehrt wird in den mohammedanischen Gotteshäusern und Schulen“. Wir modifizieren, oder besser gesagt, wir bereichern diesen Grundsatz und stellen den Islam dar „wie er sich in seiner Entwicklung und seiner lebendigen Gestaltung zeigt, wie er wirksam ist in der Gesellschaft und in der Geschichte“.

Wollte ich Sie nun nach diesen einleitenden Bemerkungen auf

die Resultate selbst hinweisen, die die neue wissenschaftliche Betrachtung islamischer Dinge zutage gefördert hat, so könnte ich mich gerade hier, auf dem Boden Amerikas, einer solchen Aufgabe mit größter Leichtigkeit entledigen. Ich würde Ihnen sagen können: „Lesen Sie — und es ist fürwahr eine genußreiche Lektüre, die ich Ihnen da zumute — lesen Sie das kaum vor Jahresfrist in Newyork erschienene Buch*) meines lieben und gelehrten Freundes, des Hartforder Professors Duncan B. Macdonald, den unter meinen Zuhörern heute zu sehen, ich mich ganz besonders glücklich fühle. Sie werden da in anziehender literarischer Form und in exakten wissenschaftlichen Zügen die Resultate vereinigt finden, zu denen die moderne wissenschaftliche Betrachtung hingeführt hat; eine solide Schlußsumme der gewissenhaftesten aufs kleinste gehenden Analysen und Untersuchungen der islamischen Entwicklungen, wie sie in ihrer nun schon dreizehn Jahrhunderte umfassenden Literatur, in ihren wechselnden Erscheinungsformen, in ihrer geographischen und ethnographischen Nüanzierung als Vollbild vor unsere Augen tritt; einer der dankenswertesten Beiträge, die dieses Amerika unserer Fachwissenschaft geboten hat.

Aber welche sind die Pfade, auf denen die neuzeitliche Wissenschaft wandeln mußte, um zu jenen Resultaten zu gelangen?

Darüber habe ich Ihnen heute einige Aphorismen vorzulegen.

II.

Es sind allerdings nicht mehr einzelne, unser Lächeln erregende Detailirrtümer, mit deren Berichtigung wir uns zu beschäftigen haben. Freilich fristet der eine oder der andere mit hartnäckiger Beharrlichkeit sein Leben bis zum heutigen Tage, schleicht von Lehrbuch zu Lehrbuch und gehört zu dem eisernen Bestande von orientalischen Falsa.

Mit Stumpf und Stiel, wie die sieben Völker von Kanaan, ausgetilgt sind zwar einige Lieblingsvorstellungen, die sich Orientkenner des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht nehmen ließen: daß Mohammed seine letzte Ruhestätte in Mekka, in der Kâba gefunden — in Zeitungen können sie derartiges freilich auch noch

*) Developement of Muslim Theology, Jurisprudence and Constitutional Theory, by Duncan B. Macdonald, Newyork 1903. [Series of Hand-Books in Semitics, edited by J. A. Craig, Nr. IX.]

heute lesen —, daß dies Grab der Zielpunkt der berühmten Wallfahrten des Islam ist; auch die Fabel von den magnetischen Wänden der Kâba, zwischen denen der Sarg Mohammeds in der Luft schwebt, ist — hoffen wir — aus dem Verkehr geschwunden. Die Orientbücher und Reisebeschreibungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts konnten sie nicht missen. Die in früheren Jahrhunderten allgemein verbreitete Anschauung, daß jeder Jude, der als Mohammedaner an dem Paradies des Propheten seinen Anteil haben will, zuerst mittels regelrechter Taufe durch den christlichen Glauben hindurchgehen muß, weil der Islam auch die Anerkennung Jesus voraussetzt, ist wohl gleichfalls aus dem Wege geräumt, wenn auch der Nürnberger Martinus Baumgartner von Breitenbach (1507) nicht der letzte gewesen sein wird, der diese Fabel gläubig nachschrieb.*)

Dies alles und vieles ähnliche wäre nun glücklich beseitigt und auf dessen Beseitigung hat man nicht gewartet, bis wir mit unserer kritischen Sonde in die Tiefen der populären Vorstellungen dringen. Jedoch hartnäckiger als dutzende anderer solcher Irrtümer ist in unserer pädagogischen Literatur die grundfalsche Doktrin haften geblieben, daß die Scheidewand zwischen den beiden großen Abteilungen des Islams, zwischen Sunniten und Schiiten darin bestehe, daß diese ausschließlich den Koran als Autorität anerkennen, während jene außer diesem geoffenbarten Religionsbuch auch noch die Tradition, die Sunna, als Quelle des religiösen Verhaltens und Glaubens betrachten. Eine völlig verkehrte Anschauung, die auch heute noch nicht vollends aus der Schule geschwunden ist.**)

Die Irrtümer in diesen zum teil kleinlichen Einzelfragen sind aber nur auf irrige Information zurückzuleiten. Bei richtiger Information wären solche „Blunder" leicht zu vermeiden. Und, ich wiederhole, es sind nicht kleinliche Falsa dieser Art, deren Vermeidung wir uns heute rühmen wollen. Die Fortschritte der Islamwissenschaft, von denen wir zu reden vorhaben,

*) Vgl. meinen Aufsatz: Die symbolische Rose in den nordafrikanischen religiösen Orden (in der Oesterr. Monatsschrift für den Orient, 1890, p. 8 ff.), wo eine größere Reihe solcher Mißverständnisse zusammengestellt ist.

**) Ich verweise beispielsweise auf Dr. Hermann Schillers Weltgeschichte II (Berlin, Spemann, 1900) p. 104, 12: „Sie (die Sunniten) ließen neben dem Koran auch die Sunna, d. h. die Tradition als Glaubensquelle zu, wie sie von Abu Bekr und seinen Nachfolgern, von Aischa und den Gefährten des Propheten sanktioniert worden war." Wie viel Irrtümer in einem Satze!

bringen uns in enge Beziehung mit den Kräften und Faktoren, die den Islam ausbilden und gestalten halfen.

Sie fragen da gleich zu allererst: Kennen und verstehen wir den Koran selbst besser, als die uns vorangegangene Generation von Forschern ihn gekannt hat und sind wir im stande, diese fortgeschrittene Kenntnis dem gebildeten Publikum in sicherer Form zu übergeben? Auf diese erste Frage können wir gleich bejahend antworten. Nicht als ob wir seither in bezug auf die Sprache des Koran und seine Exegese viel zugelernt hätten, obgleich es auch da manche Einzelheit gibt (z. B. die Kenntnis der Lehnwörter), in der sich unsere Kenntnis bereichert hat (s. Fraenkel, Dvorak u. a.). Im ganzen jedoch sind die sprachlichen Probleme des Koran nicht so kompliziert wie etwa die der Veden und des Avesta. Jedoch der unverdrossene Eifer und der Scharfsinn von Forschern, wie W. Robertson Smith, Julius Wellhausen und Theodor Nöldeke*) haben aus der ungemein eingehenden Durchforschung und Kritik der literarischen Reste und aus vergleichender Heranziehung des übrigen Semitismus ungeahntes Licht verbreitet auf die vorislamische Religion, die Gefühlswelt und die Institutionen der vorislamischen Araber: ein ansehnlicher Fortschritt gegenüber den letzten fleißigen Darstellungen der Religion der vorislamischen Araber durch Osiander (1853) und Ludolf Krehl (1860).

Durch diese Vertiefung unserer Kenntnisse von dem vorislamischen Religionsstand des Arabertums, von den kulturellen und ethischen Verhältnissen seines Stämmelebens haben sich unsere Gesichtspunkte für die Beurteilung der Reform Mohammeds wesentlich bereichert, und dessen Anknüpfungspunkte und Antezedentien stehen uns klarer vor Augen; mit einem Worte: das Milieu, aus dem der Prophet herausgewachsen, die Gemeinde, an die er sich mit seiner enthusiastischen Predigt wandte, ist uns wissenschaftlich näher gerückt und darum verstehen wir auch diese genauer.

---

*) W. Robertson Smith, Kinship and marriage in early Arabia (Cambridge 1885; neue Ausgabe London 1903). J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums, gesammelt und erläutert (Berlin 1887, Skizzen und Vorarbeiten, Teil 3; neue Ausgabe 1897) und die wichtigen Besprechungen dieser Werke von Th. Nöldeke in ZDMG, Bd. 40, 41). W. Robertson Smith, Lectures on the Religion of the Semites. First Series. (London 1889; neue Ausg. 1894; deutsche Uebersetzung von R. Stübe, 1899): Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern (Göttingen 1893 in Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, Nr. XI).

Aber auch die Anregungen, die in Mohammed die Zersetzung der heidnischen Traditionen seines Vaterlandes bewirkten, die jüdischen und christlichen Elemente seiner Verkündigung sind immer schärfer ins Auge gefaßt worden. Obwohl wegen des theologischen Interesses, das die Behandlung dieser Fragen von jeher begünstigte, von allem Anfang der Islamstudien gern bevorzugt, hat auch die Forschung nach dem Verhältnis des Islams zum Judentum und Christentum im Anschluß an die allgemeinen Koranfragen, in den letzten Jahrzehnten einen erfreulichen Aufschwung genommen und es gereicht mir zur Genugtuung, auch auf diesem Gebiete an dieser Stelle auf die tüchtigen Eli-Lectures des amerikanischen Gelehrten Henry Preserved Smith hinweisen zu können.*)

Unter den Quellen, aus denen Mohammed die entscheidenden Gedanken seiner Lehre geschöpft hat, tritt nun immer mehr auch der Parsismus in den Vordergrund der Betrachtung. Es war von vornherein ziemlich wahrscheinlich, daß der Prophet Arabiens von den in seinem Gesichtskreis befindlichen Madjûs, wie er die Anhänger der Parsenreligion im Koran nennt, außer einigen Elementen der Eschatologie, welche die Bekenner der monotheistischen Religionen allesamt dem Parsismus verdanken, auch in anderen religiösen Gesichtspunkten beeinflußt worden sei. Es ist nicht gerade löblich, daß die Idee von der persönlichen „Unreinheit" der Ungläubigen — ein persischer Gedanke — eine Frucht dieser Beeinflussung ist; wie denn bei näherem Zusehen auch in der weiteren Entwicklung des Islams sich die Triebe zur Intoleranz, zur Verfolgung Andersgläubiger und zu Konfessionsgezänken als Früchte persischer Einflüsse, nicht als urwüchsige Folgen des in religiöser Beziehung sehr harmlosen Arabismus herausstellen.**)

Und in dem Maße, wie sich die analytischen Fragen immer mehr vertiefen, breiten sich auch die Spezialuntersuchungen über einzelne Punkte der koranischen Glaubenslehre immer mehr aus. Es wird bei der Zersplitterung, welche die Dogmatik des Islam innerhalb der in seinem Kreise sich ziemlich frei entfaltenden

*) H. P. Smith, The Bible and Islam, or the Influence of the Old and New Testament on the Religion of Mohammed (Eli-Lectures für 1897).

**) Vgl. des Verfassers Vortrag Islamisme et Parsisme in den Actes du premier Congrès internationale d'Histoire des Religions, I (Paris 1901).

Schullehren erfahren, keine leichte Aufgabe sein, eine von vielen Seiten geforderte Dogmatik des Islam zu liefern, die dem festen Gefüge der Dogmatik irgend welcher christlichen Konfession die Wage halten könnte. Mein hierzu am meisten berufener Lehrer Ludolf Krehl (st. 1901), der die Wissenschaft auch mit mancher tüchtigen Spezialuntersuchung auf diesem Gebiet bereicherte,*) hat ein solches Werk hinterlassen, das seine pietätvollen Nachkommen wohl noch der Oeffentlichkeit übergeben werden. Inzwischen haben wir aber in monographischen Untersuchungen manche brauchbare Darstellung des Glaubensinhaltes des Koran erhalten; außer der sich auf den ganzen Umkreis der Glaubenslehre des heiligen Buches des Islam erstreckenden Arbeit von Hubert Grimme**) auch eine Monographie über „Mohammeds Lehre von der Offenbarung" (1898 Otto Pautz) und über „die Doktrin der Vorherbestimmung in der moslimischen Theologie" (1902 A. de Vlieger).***)

III.

Es gibt wohl der Form nach keine sicherere Art der Beglaubigung, als sie die große Summe von Nachrichten, die als Tradition des Islams (Hadith) bekannt ist, für ihre Echtheit aufweist. Sie sehen da von Generation zu Generation bis auf den Urheber rückwärts aufsteigende Zeugnisse von glaubwürdigen, in ihrem Charakter und ihrer sittlichen Integrität über

*) S., dessen Abhandlungen über die koranische Prädestinationslehre, über den Glaubensbegriff des Islam und andere Kapitel der Dogmatik in den Berichten der kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften (Phil. Hist. Cl. 1870, 1885) im Festgruß an Rudolf Roth (Stuttgart 1893) und im Leipziger Universitätsprogramm für 1877.

**) Mohammed, System der koranischen Theologie, Bd. II (Münster 1895, Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte, Bd. XI).

***) Die Unterscheidungslehren der verschiedenen dogmatischen Parteien, sowie die geschichtliche Entwicklung dieser selbst sind seit dem von Alfred v. Kremer in seinen Herrschenden Ideen des Islams (Leipzig 1868) und Houtsma in seinem Strijd over het dogma in den Islam (Leiden 1875) gemachten Versuche, in abschließender Weise noch nicht dargestellt worden. Aus diesem Grunde haben wir auf die Studien, welche einzelne Elemente der in betracht kommenden Fragen behandeln, hier nicht eingehen können. Besonders kommen hier in Betracht die Untersuchungen von Martin Schreiner in ZDMG. Bd. 42, 52, 53, sowie in den Jahresberichten der Berliner Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums 1895 und 1900. — Auch der Ursprung und der historische Charakter des Sûfismus (Theosophie und Mysticismus im Islam) nach seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen gehören zu den auf diesem Gebiet für die nächste Zeit auszusteckenden wissenschaftlichen Fragen.

allen Zweifel erhabene Berichterstatter, die über Worte und Taten des Meisters und seiner Genossen berichten.

Sie werden es begreiflich finden, welche peinliche Gewissenhaftigkeit die frommen Mohammedaner daran wandten, die Worte des Meisters in authentischer Form, vermittelt durch die besten Zeugen, zu besitzen. Hingen ja davon die genaue Kenntnis von der heiligen Geschichte des Islams, die Richtigkeit ihres Bekenntnisses, die Korrektheit ihres religiösen und gesetzlichen Lebens, mit einem Worte die Bedingungen ihrer Seligkeit ab. Im Verhältnis zu dieser Wichtigkeit hat man im Islam sehr viel Sorgfalt auf die Prüfung der Glaubwürdigkeit dieser Dokumente, auf die Feststellung der Kriterien ihrer Authentie verwendet. Wir können behaupten, daß die Kritik, welche die Wissenschaft des orthodoxen Islams auf das überlieferte Traditionsgut angewendet hat, im allgemeinen das älteste Beispiel für solche kritische Tätigkeit in der ganzen Weltliteratur ist. Sie ist aus dem VIII.—IX. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bezeugt und erreicht im X. Jahrhundert ihre Blütezeit. Der islamischen Wissenschaft gebührt das Verdienst, den Gedanken der Kritik zu allererst gefaßt zu haben. — Angesichts der großen Peinlichkeit, welche die gewissenhaften islamischen Kritiker auf ihr Traditionsmaterial anwandten, hat man sich auch im Abendland lange Zeit von dem Nimbus der Echtheit und Wahrhaftigkeit beeinflussen lassen, die jene mohammedanischen Traditionssammlungen umgeben, deren Zweck es war, mit Anwendung einer anscheinend strengen Methode die Spreu von dem reinen Korn zu sondern.

Sobald man den Dingen genauer zusah, mußte man bald zur Ueberzeugung kommen, daß die Gesichtspunkte, aus welchen die morgenländische Kritik ausging, trotz der unleugbaren bona fides jener, die sie übten, mannigfach zu täuschenden Resultaten führen konnten. Es sind andere kritische Gesichtspunkte, die in unserer reifen objektiven Geschichtskritik gelten, „andere Gedanken andere Wege" als die der morgenländischen Vorgänger.

Sie finden in der beglaubigten islamischen Tradition widersprechende Nachrichten über dasselbe Ereignis, einander schnurstracks zuwiderlaufende Aeußerungen und Verordnungen des Propheten über dieselbe Frage. Sie finden in großer Anzahl Anachronismen, die nur die Annahme der prophetischen Voraussicht rechtfertigen kann, lobende und tadelnde Aeußerungen, billigende und zurechtweisende Urteile, die sich nur auf Verhältnisse

beziehen können, die lange nach der Zeit eintraten, aus denen jene Traditionen zu stammen vorgeben. Sie können beobachten, daß die Traditionen häufig die Tendenz an der Stirn tragen, die zu Recht bestehenden Verhältnisse des islamischen Staatslebens zu legitimieren: ihre Sammlung und Kritik geschieht ja im Schatten des abbasidischen Chalifates. Ja, wir haben Beweise dafür, daß die den gegenteiligen staatlichen Gestaltungen günstigen Aussprüche geradezu unterdrückt und gleichsam aus dem Verkehr gezogen wurden.

Wir sind zu dem Resultat gelangt, daß die als echt betrachtete Tradition weit entfernt als Zeugnis aus der Jugendzeit des Islam gelten zu können, vielmehr ein Spiegelbild ist der oft auseinanderstrebenden Richtungen und Strömungen, die in den ersten drei Jahrhunderten in verschiedenen Kreisen zur Geltung gekommen sind. Daher die widersprechenden Berichte und Verordnungen über dieselbe Frage in religiösen und politischen Dingen. Jede Lehr- und Schulmeinung hat sich eine Autorität geschmiedet, die bis in die Zeit des Propheten zurückreicht. Jede der divergierenden Lehren hat einen authentisch aussehenden, sich in der allernaivsten und unmittelbarsten Weise darstellenden Spruch des Propheten zu ihrer Unterstützung zurechtgelegt. Orthodoxe und Freigeister, Anthropomorphisten und Spiritualisten, die verschiedenen ritualistischen Divergenzen: alle können gute Traditionen zu ihrer Unterstützung beibringen. Und dasselbe Bild bietet die Tradition der politischen Geschichte dar. Professor Theodor Nöldeke*) hat in einem klassischen Aufsatz „Zur tendenziösen Gestaltung der Urgeschichte des Islams" (1898) nachgewiesen, wie die traditionellen Nachrichten über die Frage, wer der erste Anhänger des Mohammed gewesen ist, wie die Charakteristik des Abû Talib, des Vaters des Ali, die des Abbas, Onkels des Propheten und die Berichte über ihre Rolle in der Kindheitsbiographie des Mohammed, wie die Mitteilungen über diese kleinlich scheinenden Dinge getragen sind von politischen und staatsrechtlichen Tendenzen. Die Frage „zu welchem Zweck?" bietet einen der hervorragendsten Gesichtspunkte in der Beurteilung der Tradition. Wir müssen immerfort die ritualistischen, dogmatischen und politischen Parteiunterschiede und Streitpunkte, die im Islam im Laufe seiner älteren Entwicklungsstadien auftauchten, vor Augen halten, wenn

*) ZDMG. Bd. 52.

wir einen klaren Einblick in die Werkstätte dieser hochangesehenen Dokumente des Urislam gewinnen wollen.*)

Zuweilen ist im Text der Tradition selbst gewissermaßen ihre eigene Entwicklungsgeschichte enthalten, für den, dem die Technik dieser Literaturgattung nicht fremd ist. Sie werden dies an einer zwar geringfügigen, nichtsdestoweniger aber auch in kulturgeschichtlicher Beziehung nicht uninteressanten Tradition veranschaulicht finden, die ich Ihnen in Uebersetzung vorführe. Des Zusammenhangs wegen will ich nur noch voraussenden, daß dem hier zu übersetzenden Stück folgende dem Propheten zugeschriebene Lehre vorangeht: „Hört ihr, daß in einem Lande die Pest ausgebrochen ist, so möget ihr nicht dahin reisen; seid ihr aber schon dort, so möget ihr aus Flucht vor der Krankheit das Land nicht verlassen." Sie sehen, der Islam ist hier im Begriff, sich eine praktische Lehre darüber zu bilden, wie die alltägliche Erfahrung von der ansteckenden Art gewisser epidemischer Krankheiten irgendwie mit der Ueberzeugung ausgeglichen werden könnte, daß man dem Ratschluß Gottes nicht entfliehen könne und auch nicht den Versuch machen möge, ihm aus dem Wege zu gehen. Es scheint, daß im alten Islam in Bezug auf Infektion zweierlei Ansichten geherrscht haben: Die eine, die gar keinen kausalen Zusammenhang der Erscheinungen zuließ, sondern jedes Geschehnis einem besonderen Willensakt Gottes unterstellte, — eine solche Anschauung vom Zusammenhang der Erscheinungen konnte die Möglichkeit eines infektiösen Charakters gewisser Krankheiten nicht zugeben —; eine andere, die die Erklärung der Tatsachen nicht von dogmatischen Voraussetzungen abhängig machte, mindestens sich trotz des fatalistischen Dogmas seiner eigenen Haut wehrte und seine Habe vor Verderben schützte. Den Kampf dieser beiden Verhaltungsarten stellt nun folgende Hadith-Erzählung vor Augen:

„Abû Hureira teilt mit, der Prophet habe folgendes gelehrt: Es gibt keine Ansteckung, und keinen Leberwurm (der Krankheiten verursacht) und kein Seelenkäuzchen (in das sich nach dem Glauben der Araber die Seele des ungerächten Verstorbenen verwandelt, um nach dem Blute des Mörders zu rufen)."

„Da sprach ein anwesender Beduine: ‚O Gesandter Gottes! Wie kommt es aber dann, daß wir Kamele sehen, die im Wüstensande (frisch und gesund) wie die Gazellen lagern; da mengt sich ein

*) Vgl. des Verfassers Mohammedanische Studien, Bd. II (Halle 1890).

krankes Kamel in die Herde und steckt alle gesunden Tiere an?' Da sprach der Prophet: Wer aber hat nun dies (kranke) Kamel infiziert?"

„Abû Salima berichtet, er habe von Abû Hureira später gehört, daß der Prophet gesagt habe: ‚Man möge kein krankes unter die Gesunden bringen', und er verläugnete seine frühere Mitteilung. Da sagten wir zu ihm: ‚Hast Du uns denn nicht früher im Namen des Propheten gesagt: Es gibt keine Ansteckung?' Da kauderwälschte er etwas in aethiopischer Sprache. Abû Salima sagt: Nie habe ich bemerkt, daß er etwas vergessen hätte (was er früher mitgeteilt hatte)."*)

Sie dürfen mir glauben, daß es den orientalischen Kommentatoren nicht an Scharfsinn gefehlt hat, die Schatten verschwinden zu machen, die das eben vorgeführte Stück auf den Ernst und die Glaubwürdigkeit des Abû Hureira wirft, der einer der an Mitteilungen vom Meister reichhaltigsten „Genossen" Mohammeds war. Aber so naiv sich auch die Erzählung darstellt, so ist sie in ihrer Technik doch nichts anderes, als der Reflex erstens der zwei nebeneinander bestehenden Ansichten von der Natur und Wirksamkeit der Infektion; zweitens der Konzession, welche die auf Erfahrung begründete Erkenntnis einer Glaubensvorstellung abgerungen hat. Die Tatsache dieses Zugeständnisses hat in dem Widerruf des Abû Hureira eine für jene Kreise passende Form gefunden.

Man ist zur Folgerung berechtigt, daß die kritische Einsicht in die Urdokumente des Islam einen großen Fortschritt unserer Erkenntnis seiner ältesten Geschichte bezeichnet. Sie hat ihre Bedeutung nicht nur für die religiöse Geschichte des Islam, sondern ist überaus wichtig auch für die Kritik der historischen Tradition. Zu allererst hat Alois Sprenger in seinem „Leben und Lehre des Mohammed" (1861—1865) nicht nur auf die Bedeutung der Tradition als Geschichtsquelle hingewiesen, sondern auch nützliche Anweisungen für die kritische Betrachtung derselben gegeben, ein Versuch allerdings, der die Leichtgläubigkeit in der Konstruktion der alten Islamgeschichte nicht vollends aus dem Wege geräumt hat. Seitdem uns das große Schatzhaus des nun in vollendeter Edition vorliegenden Geschichtswerkes des Tabari allgemein zugänglich ist, haben Meister der historischen

*) Al-Bucharis Traditionssammlung Tibb, nr. 35, Sahîh Muslim V. p. 54.



und philologischen Kritik, wie Nöldeke, de Goeje, Wellhausen*) und ihre Schüler die Muster vorgelegt, wie aus den bei Tabari vereinigten Berichten, welche die Ereignisse häufig aus verschiedenartigen Gesichtspunkten darstellen, bei Vergleichung mit anderwärtigen Daten, eine kritische Quellenschichtung vollzogen und zur Konstruierung der wirklichen Geschichte benutzt werden kann.

Jedoch wir haben es hier nur mit der religiösen Ueberlieferung zu tun und als nicht zu unterschätzenden Fortschritt der Islamwissenschaft eben die immer mehr zum Durchbruch kommende Kritik der Traditionsliteratur hervortreten zu lassen. Trotz der radikal-skeptischen Richtung, die ihr eben ihre Aufgabe zur Pflicht macht, hat sich ihre Methode als Mittel bewährt, zu einer positiven Entwicklungsgeschichte des alten Islam vorzudringen.

Mit den Quellen des islamischen Gesetzes steht nun die Anschauung über dies Gesetz selbst in engster Verbindung. Auch darüber haben wir einige Worte zu sagen.

IV.

Eine gründliche Aenderung hat in den allerletzten Jahrzehnten die Auffassung erfahren, die man sich von der Disziplin bildet, die gewöhnlich als die Blüte des mohammedanischen Geistes betrachtet wird. Bereits zwei Jahrhunderte nach Entstehung des Islams, in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, tritt uns ein wohlentwickeltes, in allen Räumen ausgearbeitetes System des islamischen Gesetzes entgegen, das man lange Zeit als Frucht des arabischen Geistes betrachtet hat. Dies Vorurteil ist nun gründlich beseitigt, seitdem wir immer mehr er-

*) M. J. de Goeje, Mémoire de la Conquête de la Syrie (Leiden 1900, Mémoires d'Histoire et de Géographic orientales, Nr. 2, neue Ausg.); J. Wellhausen, Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islam (Skizzen und Vorarbeiten VI); desselben: Das arabische Reich und sein Sturz (Berlin 1902).

Unsere Kenntnis von den Verhältnissen der eingeborenen Christen unter der mohammedanischen Eroberung, besonders in Aegypten, und im allgemeinen von den administrativen und wirtschaftlichen Verhältnissen im primitiven mohammedanischen Staat, ist nach den grundlegenden Darstellungen A. v. Kremers vorwiegend durch das Studium der Papyrus-Dokumente (Sammlung Erzherzog Rainer) gefördert worden, in deren Untersuchung Josef v. Karabacek vorangegangen ist (Mitteilungen usw. Wien 1886 u. ff.). Es ist zu hoffen, daß die aus den von der Universität Heidelberg neuerdings erworbenen Schätzen zu schöpfenden Resultate eine weitere Bereicherung unserer Kenntnisse auf diesem Gebiete fördern wird.

fahren, zu welchem Dank dies System dem römischen Recht verpflichtet ist, nicht nur in Einzelheiten seiner Bestimmungen, sondern — was für die Frage noch mehr in Betracht kommt — in den Grundsätzen seiner Methodologie. Selbst der arabische Name der islamischen Gesetzwissenschaft und ihrer Autoritäten ist als Uebersetzung des betreffenden lateinischen Wortes erwiesen worden. Sie werden ohne Zweifel einsehen, daß die Fortschritte in der Erkenntnis der Abhängigkeit des islamischen Rechtes nicht ohne Einfluß auf die Beurteilung seines Wesens sein konnten.

Aber diese selbst hat auch aus einem anderen Gesichtspunkte neueren Einsichten Raum geben müssen. Man hat früher das System des mohammedanischen Gesetzes (Fikh), wie es als eine „rerum humanarium ac divinarum notitia“ auf alle Verhältnisse des Lebens der Rechtgläubigen sich erstreckt, auf die rituellen Gesetze im weitesten Umfange ebenso wie auf die gesetzlichen Beziehungen des sozialen Lebens, auf Gesetze des Gottesdienstes, der Almosensteuer, des Fastens, der Wallfahrt, der Reinheit, der Speisegesetze, der Religionskriege, ebenso wie auf die Fundamentallehren der Politik und des Staatsrechtes und auf die Regelung des Familien-, Erb-, Sachen- und Obligationsrechtes, auf das Strafrecht und das Gerichtsverfahren, — man hat also früher dieses ganze encyklopädische Gesetzsystem als das dem Organismus des mohammedanischen Staates und der mohammedanischeu Familie zugrunde liegende tatsächliche Gesetzwesen betrachtet, das von scharfsinnigen Gesetzgebern auf die Bedürfnisse eines einheitlichen Weltreiches berechnet ward und um dessen Handhabung und Durchführung die mohammedanischen Obrigkeiten seit dreizehn Jahrhunderten besorgt sind: ein code Napoleon des Islam. Nun hat aber die historische Betrachtung den Erweis geliefert, daß nur ein kleiner Teil dieses Systems, zumeist der mit dem kirchlichen, religiösen und Familienleben zusammenhängende, seit altersher in praktischer Wirkung war, daß in vielen juristischen Teilen des Gesetzsystems die tatsächliche Judikatur jenes theologische Gesetz abseits liegen ließ. Sie sehen also, daß wir es hier nicht mit einem lebenden Recht zu tun haben und daß jene Juristen auf unrichtiger Fährte waren und sind, die ohne den Charakter des islamischen Rechts bei dem Lichte der Geschichte und der Quellenkritik zu besehen, die toten Codices als Daten des Rechtslebens verwerten und eine solche Betrachtung zur Grundlage rechtsvergleichender Studien benutzen. Demselben berühmten holländischen

Orientalisten, dessen großes Mekkawerk,*) neben den „Manners and Customs" von Eduard Lane, die zuverlässigste und anziehendste Beschreibung der islamischen Gesellschaft bietet, verdanken wir mit dem großen Umschwung, den seine Arbeiten der richtigen Erkenntnis des mohammedanischen Gesetzes im allgemeinen verliehen haben, auch die Reform unserer Anschauung über den Charakter des mohammedanischen Rechtes. Er hat zuerst mit großer Schärfe und sicherem Urteil die historische Wahrheit hervortreten lassen, daß das, was wir mohammedanisches Recht nennen, im Grunde ein ideales Gesetz, ein theoretisches System, mit einem Wort, ein gelehrtes Schulrecht ist, das die Gedanken frommer Theologen über die Einrichtung der islamischen Gesellschaft reflektiert, dessen Geltungsgebiet fromme Herrscher gern, soweit dies durchführbar war, erweiterten, das aber kaum je im Islam die wirkliche praktische Norm des öffentlichen Lebens gewesen ist. Er findet darin vielmehr eine Pflichtenlehre von ganz idealem Charakter und theoretischer Bedeutung, entworfen von Generationen frommer Gelehrten, die das Leben nach dem Maßstab einer Zeit regeln wollten, die ihnen als goldenes Zeitalter galt, deren Ueberlieferungen sie fortpflanzten und entwickelten. Selbst die Strafverordnungen für die Verfehlung gegen religiöse Gesetze sind häufig nur ideale Forderungen der Frommen, tote Buchstaben, ersonnen in Studierstuben, gehegt in den Herzen frommer Forscher, aber vernachlässigt und zurückgedrängt im Leben, in dem ganz andere Maßstäbe zur Geltung kommen.**) Schon die älteste Literatur des Islam ist voller Klagen über die Vernachlässigung des religiösen Gesetzes der 'Ulemâ und den Widerstreit dieser letzteren gegen die praktischen Richter, also gegen die Volksvertreter des lebenden Gesetzes.

Mit der richtigen Charakterisierung dieses Systems als Pflichtenlehre ist die Beurteilung seines Wesens in ein neues Licht gerückt. Die wissenschaftliche historische Betrachtung dieser Disziplin ist dadurch in eine neue Phase getreten, als deren Urheber immer C. Snouck Hurgronje wird genannt werden müssen.***)

---

*) C. Snouck Hurgronje, Mekka, 2 Bände (Haag 1888—89).

**) Vgl. Mohammedanisches Recht in Theorie und Wirklichkeit. (Kohlers Zeitschr. für Vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 8).

***) Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte dieses Gelehrten sind in seinen zahlreichen Publikationen entwickelt worden; ihre Zusammenfassung findet man besonders in seinen Essais De Islam (in der holländischen Revue De Gids,

Und noch mit einer anderen grundlegenden Anschauung hat Dr. Snouck einen neuen Gesichtspunkt für das Verständnis des religionsgesetzlichen Lebens im Islam ausgesteckt. Man hat ja auch früher gewußt, daß der orthodoxe Islam vier „Wurzeln des Gesetzes" kennt: 1. den Koran, 2. die Tradition, 3. die Folgerung, 4. den Consensus der rechtgläubigen Gemeinde (Idschmâ'). Man hat dies früher zuweilen so verstanden, daß die Geltung dieser Gesetzquellen in absteigendem Range aufeinander folgt, daß daher die Berücksichtigung des Consensus ecclesiae in die Stelle einer Rechtsquelle da eintritt, wo uns Schrift und Tradition im Stich lassen. Nun wissen wir, und diese unsere Kenntnis ist eine der bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der Islamkunde, daß das Prinzip des Consensus der Schlüssel ist für das Verständnis der Entwicklungserscheinungen des historischen Islam. Nicht so sehr, was der Koran und die Tradition lehren, sei der gültige Maßstab für die Handhabung der religiösen Dinge, sondern wie ihr Wort und ihr Sinn im Gesamtbewußtsein der Gemeinde gefaßt werden.

Auf diese Anschauung ist nun die Legitimität aller Entwicklung im historischen Islam gegründet. Sowohl die Anerkennung der von Generation auf Generation zuwachsenden Autoritäten, deren geschriebene Lehren als Quellen der islamischen Doktrin zur Geltung gelangen, als auch die durch sie begründeten dogmatischen Formeln und praktischen Normen haben ihren Geltungsgrund durch dies höchste Prinzip der Orthodoxie zu erweisen: durch die Tatsache ihrer Rezeption von Seiten der anerkannten Kreise der moslimischen Welt. Dies ist das höchste Kriterium ihrer Zulässigkeit, ja ihres verpflichtenden Charakters. Auf diesem Grund sind Lehren und Uebungen, die den alten Generationen erwiesenermaßen grundsätzlich zuwider waren, dem Kanon des orthodoxen Islams angegliedert, und ist sogar die Bestreitung ihres rechtgläubigen Charakters als Ketzerei gebrandmarkt worden, obwohl gerade der Widerspruch dagegen dem alten Stande der islamischen Rechtgläubigkeit entspräche. Der allgemein anerkannte Katechismus des Islam enthält Formulierungen, die noch im III. Jahrhundert für ihre Zulässigkeit zu kämpfen hatten; in das System der religiösen

1886), Le droit musulman (Revue de l'Histoire des Religions, Bd. 37, — 1897). — Aus der durch Snouck begründeten historisch-kritischen Anschauungsweise ist das neueste Werk über Islamisches Recht hervorgegangen, die Handleiding tot de Kennis van de Mohammedaansche Wet von Th. W. Juynboll (Leiden 1903).



Uebungen wurden Kultusformen einverleibt, gegen welche die Gegner Sprüche des Koran und der geheiligten Tradition mit voller Berechtigung ins Treffen führen konnten. Wir wollen als bezeichnendes Beispiel nur auf die in der islamischen Orthodoxie gerechtfertigte Heiligenverehrung mit ihren mannigfachen Ausschreitungen hinweisen. Aus populären und, wie wir noch erwähnen werden, aus vorislamischen Kulten überlebenden Andachtsformen ist er, anfänglich hart bekämpft, unter gewissen Grenzen Bestandteil des korrekten Islams geworden. Und noch bis zu verhältnismäßig neuer Zeit hat sich der Konsensus mit neu zuwachsenden Kultusmomenten ausgesöhnt, die bei ihrem Auftauchen Gegenstand harten Widerstandes der Orthodoxie gewesen sind. Taki al-dîn Ibn Tejmijja, ein traditionstreuer Lehrer des XIV. Jahrhunderts, wurde von den Inquisitionstribunalen der orthodoxen Riten in Damaskus und Kairo als Ketzer verurteilt und eingekerkert, weil er sich für die altgläubigen Lehren einsetzte und neuen Entwicklungen gegenüber für die Forderungen der alten Sunna kämpfte. Die Feder und die Lehre jenes Scheich waren aber gegen Dinge gerichtet, die schon längst die Sanktion des Konsensus errungen hatten. Seine Berufung auf die alten Quellen der islamischen Rechtgläubigkeit half nichts gegen die Rechtfertigung von Neuerungen, die trotz jener Autoritäten im Gesamtgefühl der Gemeinde Raum gewonnen hatten. In der Erfindung neuer Rechtstitel hat die islamische Theologie große Geschicklichkeit entfaltet, wenn es galt, allgemein anerkannte Anschauungen mit theoretischen Forderungen in Einklang zu setzen. Das durch die Autorität des Idschmâ Geheiligte mußte hinterdrein mit allen Mitteln des Scharfsinns und der Findigkeit auch theoretisch durchgedrückt werden.

So wird man in der Geschichte des Islams oft vor die Antinomie gestellt, daß eine reaktionäre Lehre den traditionellen Doktrinen des Islams entspricht und dennoch nicht als orthodox gilt. Nehmen Sie z. B. die wahhâbitische Bewegung. Sie ist ein Protest gegen religionswidrige Neuerungen; es kann ihr niemand streitig machen, daß ihr Puritanismus den Grundlehren des Islam treuer entspricht, als die Greuel gegen die sie ankämpfte. Aber sie ist dennoch als heterodox verurteilt werden. Sie lehnte sich gegen Entwicklungen auf, die im Laufe der Zeit durch den Konsensus rezipiert waren; also das alleinige Anrecht darauf hatten, als die korrekte Form des Islam zu gelten: „nam diuturni mores consensu utentium comprobati legem imitantur“.

V.

Wenn sich nun auch, namentlich in der sunnitischen Schichte des Islams, im ganzen ein kollektivistischer, wie man zu sagen pflegt: katholischer Zug kundgibt, so muß doch andererseits beobachtet werden, daß sich ebensoviel Sinn für die individuellen Eigentümlichkeiten der einzelnen Teile des großen Gebietes kundgegeben hat, auf dem der Islam verbreitet ist. Und dies bekundet sich in hervorragendster Weise in der Stellung der alten vorislamischen Rechtsinstitutionen. Das kanonische islamische Recht selbst hatte ja viele Momente der einheimischen Rechte der eroberten Länder rezipiert. Viele methodische Grundsätze, sowie manches Detail des islamischen Rechtes sind, wie wir ja soeben erst betonen konnten, dem römischen Recht entlehnt, und von daher erst kanonisches Recht im Islam geworden. Aber nicht dies möchte ich hier weiter ausspinnen, sondern auf die noch in moderner Zeit bemerkbare Geltung des provinzialen Individualismus im mohammedanischen Recht eingehen. Ganz unabhängig von dem breiten Strom des kanonischen Gesetzes toleriert der Islam in vielen Kapiteln des Zivil- und Kriminalrechtes einheimische Gewohnheitsrechte, die dem theologisch festgelegten Gesetz oft geradezu zuwiderlaufen. Darin kommen die ethnischen Individualitäten mit ihren Rechtstraditionen zur Bekundung. Man nennt diese noch in Uebung befindlichen provinziellen Gewohnheitsgesetze 'âdât, Gewohnheiten. Sowie die arabische Philologie jetzt mehr als vor noch vier Jahrzehnten neben der klassischen Sprache viel Gewicht auf die wissenschaftliche Erkenntnis der Volksdialekte legt, so hat man in der Periode, deren wissenschaftlicher Fortschritt den Gegenstand dieses Vortrags bildet, auch die bei den mohammedanischen Völkerschaften üblichen 'âdât immer mehr zum Gegenstand der Erforschung und historischen Betrachtung gemacht. Ohne ihre Kenntnis bliebe die Kunde von den lebenden Institutionen völlig mangelhaft. Und wie es auf dem ganzen Gebiete der Geschichte des menschlichen Geistes keine fesselndere Erfahrung gibt, als die von dem engen Bande, das die Gegenwart der Völker, trotz aller geschichtlichen Veränderungen, die über sie einherzogen, mit den Traditionen ihres Altertums verbindet: so ist es auch in dieser Gruppe von Erscheinungen eine erhebende Erfahrung, daß sich in diesen 'âdât Jahrtausende überdauernde Traditionen reflektieren, über welche die Fluten der Geschichte gewogt haben, ohne sie ver-

nichten zu können. Selbst der Islam, diese über die Völker mit den Waffen der Gewalt einstürmende historische Macht, hat sie nicht wegfegen können. Im Gewohnheitsrecht der heutigen muslimischen Kabylen von Nordafrika werden Sie dem Islam zuwiderlaufende charakteristische Elemente finden, die identisch oder mindestens verwandt sind mit den Rechtsgewohnheiten, die im Altertum bei Numidiern und Mauretaniern erwähnt werden. Ihr Gegensatz zum Islam ist diesen Leuten vollkommen bewußt und er erstreckt sich sogar auf koranische Verordnungen, als wäre der Koran für sie gar nicht geoffenbart worden. Im Sinne dieser kabylischen Gesetzgebung ist z. B. das weibliche Geschlecht von der Fähigkeit an einer Erbschaft teilzunehmen, völlig ausgeschlossen. Die Frauen sind in privatrechtlicher Beziehung aller Rechte beraubt. Von dem Zivilgesetz des Koran meinen diese Kabylen, „daß diese Vorschriften für ein von dem ihrigen ganz verschiedenes Land gemacht worden sind, für ein Volk, das andere Sitten und eine andere Lebensweise hatte, als es die ihrigen sind."*) Und trotzdem hegen sie die Anwartschaft auf das Paradies der Rechtgläubigen, sind sie Teilhaber der Gemeinde Mohammeds. Es ist demnach als einer der erfreulichsten Fortschritte in der Kenntnis des Islams zu begrüßen, daß man immer mehr Aufmerksamkeit auf die ʿâdât der einzelnen mohammedanischen Völker verwendet. Namentlich auf zwei geographischen Gebieten hat man da viel fruchtbare Arbeit getan. Ich habe eben die nordwestafrikanische Bevölkerung genannt, weil eben dies ein Gebiet ist, auf dem die französische Kolonialregierung sehr emsig nach den ʿâdât hat forschen lassen. Das dreibändige Werk von Hanoteau und Letourneux „La Kabylie et les coutumes Kabyles" (Paris 1872—73) ist ein klassisches Werk der Kodifikation des berberischen Gewohnheitsrechtes. Im einzelnen noch mannigfaltiger ist, was die in den indischen Inselkolonien wirkenden holländischen Gelehrten für die Kenntnis der ʿâdât ihrer mohammedanischen Untertanen geleistet haben. Die Schilderung des religiösen Lebens und der Rechtsgewohnheiten der A t s c h e h e r (1893) und der G a j ô (1903), die uns Snouck Hurgronje in zwei seiner lehrreichsten Bücher geschenkt hat, bieten unzweifelhaft die meist exakte Darstellung des ʿâdât-wesens in Ländern, deren äußeres Gesetz das des Islam ist.**) Die wissenschaftlichen Zeitschriften, die der Erforschung der

*) Vgl. ZDMG. Bd. 41 S. 38 ff.
**) Snouck Hurgronje, De Atjéhers (Batavia-Leiden 1893—94) 2 Bde. — Het Gajōland en zijne bewoners (Batavia 1903).

Sprach- und Völkerkunde von Niederländisch-Indien dienen, sind reich an feinen und eingehenden Untersuchungen dieser Verhältnisse. Ich darf wohl diese belangreichen Forschungen und Sammlungen als erfreulichen Fortschritt unserer modernen Islamwissenschaft bezeichnen, wenn sie sich auch bisher mehr in den Rahmen der allgemeinen Völkerkunde eingeordnet haben.*)

Ebenso reich an Anregung sind die Daten der provinziellen Eigentümlichkeiten, die sich uns auf dem Gebiet des Glaubens und der Religionsübung darbieten. Hier gibt es reichliche Ernte für jenes Kapitel der Völkerpsychologie und Religionsgeschichte, das wir mit dem durch Eduard B. Tylor in Schwung gebrachten Terminus „Survivals" nennen können.

Wir haben Beispiele von ganz unvermitteltem heidnischem Kultus im Kreise von Völkerschaften, die äußerlich dem Islam unterworfen sind. Al-Bekri (ein arabischer Geograph des XI. Jahrhunderts, st. 1094) bietet uns merkwürdige Daten über den nordafrikanischen Islam. Zu seiner Zeit brachten manche berberische Stämme vor römischen Monumenten Opfer dar, beteten bei denselben für die Heilung ihrer Kranken und glaubten sich ihnen dankbar für das Gedeihen ihrer Güter.**) Diese etwas unbestimmte Angabe wird ergänzt durch die bei Jâkût zitierte Mitteilung desselben Schriftstellers, daß drei Tagereisen von Waddân im Fessângebiet südlich von Tripolis, einem jetzt von einer großen Anzahl von Scherifen bewohnten Orte,***) „sich auf einer Anhöhe ein steinerner Götze befindet, der den Namen K r z a (der Vokal zwischen **k** und **r** ist nicht bestimmt) führt. Zu diesem Götzenbild pilgern die umwohnenden Berberkabylen, bringen ihm Opfer dar und halten Bittzeremonien zu Zeiten der Regennot. Ohne ein Freund von Hypothesen und kühnen Namenidentifikationen zu sein,

*) Wir dürfen an erster Stelle verweisen auf die durch das königl. Institut für niederländisch-indische Studien herausgegebene Zeitschrift: **Bijdragen tot de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.** Ueber besondere Kapitel aus dem ʿAdat-Recht von Java und Madura, siehe die Aufsätze Van den Bergs in den Jahrgängen 1892 p. 454—512; 1897 p. 83—181. In der ersten Fußnote der erstgenannten Abhandlung wird auf die frühere Literatur verwiesen. Im Jahre 1896 begann J. A. Nederburgh in Batavia eine Zeitschrift unter dem Titel Wet en Adat herauszugeben; sie ist im Jahre 1898 bis zur dritten Nummer gediehen.

**) Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliothèque nationale, Bd. XII p. 458.

***) Rohlfs, Kufra (Leipzig 1881) p. 147 ff.; 176; Mohammed b. Othman al-Hachaïchi, Voyage au pays des Senoussia (ins Franz. übersetzt von Serres und Lasram, Paris 1903), p. 134 ff.

kann ich bei Erwähnung dieses afrikanischen Götzen die Erwägung nicht unterdrücken, ob wir in diesem Krza nicht den Rest des Namens Gurzil vor uns haben, des Namens eines von Corippus in seiner Joannide (II. v. 109—10; 405. IV. v. 669. 1139) erwähnten alten berberischen Götzen, den man mit Juppiter Ammon identifiziert und mit einem Orakel in Verbindung gesetzt hat. Zu desselben Bekri Zeit soll ein Berberstamm im Atlasgebirge einen Widder göttlich angebetet haben.*) Und noch im XV. Jahrhundert kann uns Leo Africanus von Gebräuchen der nordafrikanischen Mohammedaner berichten, die er selbst als Ueberreste des afrikanischen Heidentums deutet, die auch noch bis zum heutigen Tage nicht verschwunden sind.**) Aehnliche Angaben findet man nicht nur in den Berichten über diesen für solche Daten besonders ergiebigen Teil der mohammedanischen Welt. Dem Widderkultus in Nordafrika können wir z. B. aus einem ganz entgegengesetzten Ende des Islamgebietes eine Parallele an die Seite setzen. Der Kosmograph Dimischki (st. 1256) berichtet uns nämlich aus Ghilan, daß die Mohammedaner dieser Provinz in einer körperlichen Vorstellung von der Gottheit befangen sind. Sie gehen darin so weit, daß sie sich Gott auf einem weißen Esel zur Mittagszeit reitend denken. Sie bringen denn auch den Eseln von dieser Farbe große Verehrung entgegen.***) So unklar auch diese Notiz sei, bietet sie uns doch einen Beweis für den bis ins XIII. Jahrhundert reichenden Tierkultus bei Leuten, die sich sicherlich für orthodoxe Anhänger des Islams betrachteten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser abergläubische Kultus des weißen Esels mit altpersischen Vorstellungen über solche Tiere (Kharem aschavanem) im Zusammenhang steht.†)

Wir haben hier völlig heidnische Ueberreste inmitten mohammedanischer Bevölkerungen gesehen. Solche Religionsreste sind nicht nur aus jenen älteren Zeiten bezeugt. In den verschiedenen Teilen der Islamwelt hat bei unkultivierten Rassen das Heidentum in ganz unvermittelter Weise die herrschenden Einflüsse des seit Jahrhunderten festgesetzten Islams überdauert. Ein bemerkenswertes Beispiel ist die Schilderung, die der in der Erforschung der madagassischen Philologie und Ethnographie so eifrige

*) Bekri, Description de l'Afrique septentrionale ed. de Slane (Alger 1857), p. 161, 4.
**) Descriptio Africae (ed. Antwerpen), p. 112b.
***) Dimischki, Cosmographie ed. Mehren (St. Petersburg 1866), p. 226.
†) Bundahisch Cap. XIX.

französische Konsul, Herr Gabriel Ferrand*) von den religiösen Verhältnissen des mohammedanischen Madagascar bietet. Trotzdem die Sakalawa dem Islam seit drei Jahrhunderten huldigen „ils ont adopté l'Islam sans apporter aucun changement notable dans leurs moeurs et leurs coutumes“ . . . Allah und der Prophet haben einen hervorragenden Platz in ihren religiösen Zeremonien, aber erst — nach Zanahatry und Angatra, ihren nationalen Gottheiten. Ihr Leben wird weiterhin durch die Beachtung ihrer Tabu-Gesichtspunkte geregelt, die sie in ihrer Sprache Fady nennen, und ihre Zauberer treiben das heidnische Wesen ihres Altertums ungestört weiter; nur daß diese Zauberei unter der Flagge des Rufes: Allâh akbar vor sich geht. Dies unter dem schützenden Schild einer mohammedanischen Aeußerlichkeit fortlebende Heidentum ist eine der häufigsten Erscheinungen in der individuellen Gestaltung des Islam und hat allen Bemühungen der von der Fremde eindringenden priesterlichen Einflüsse Widerstand geleistet.

Als typisch für die Uebertünchung solcher alten Reminiscenzen mit den oberflächlichen Formen des Islam kann folgende Tatsache gelten, die — wir wählen unsere Beispiele nicht ohne Absicht aus den von einander durch große Entfernungen getrennten Teilen der mohammedanischen Welt — sich bei dem Kaukasusvolke der Inguschen uns darbietet. Sie sind dem Namen nach Mohammedaner. Wie bei allen Bergvölkern hat sich aber auch bei ihnen ihr altes Heidentum als Grundton ihres äußerlichen Islam erhalten. Der mit den Sitten dieser Bevölkerung am besten vertraute Hahn**) weiß von ihnen zu berichten, daß unter ihnen die Verehrung des Götzen Guschmile fast allgemein verbreitet ist; das können sie sehr gut mit dem Allahdienst vereinigen. Die mohammedanischen Galgai beten nur nachts vor viereckigen Steinsäulen von der Höhe eines Mannes, auf Hügeln und Kirchhöfen. Merkwürdig ist der Kultus der Skelette in einem Beinhaus bei Nasraro. Die Skelette, welche von den „Narten“ herstammen und erst seit Ankunft der Russen verweslich geworden sein sollen, werden mit grünem Tuch aus Mekka bedeckt.

Dies grüne Tuch aus Mekka, womit Objekte und

*) Les Musulmans à Madagascar et aux îles Comores, III (Paris 1902) p. 80 ff.

**) Bei den Pschaven, Chevsuren, Kisten und Inguschen, in der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitg.“ 1898 Nr. 101.

Formen des alten traditionellen Kultus bedeckt werden, entspricht dem völkerpsychologischen Vorgang, den die Islamisierung solcher Bevölkerungen darstellt. Unter dem „grünen Tuch“ leben die alten nationalen Religions-'Adât fort und sie verleihen selbst an Stellen, wo das islamische Ingrediens gegenüber dem Volksglauben sich mit größerer Kraft betätigt hat, eine individuelle lebendige Farbe, die den besonderen Charakter des Islam in den verschiedenen Provinzen seiner Verbreitung reflektiert und in seiner örtlich bestimmten Eigentümlichkeit hervortreten läßt.

Die aufmerksame Beobachtung solcher Tatsachen hat auch den Nutzen gehabt, in ihrer Ursprünglichkeit längst untergangene Momente der ethnischen Religionen zu rekonstruieren, die sich in oberflächlicher mohammedanischer Hülle bis zum heutigen Tage erhalten haben. Dieser Methode folgend hat ja der gelehrte Professor von Chicago, Samuel Ives Curtiß aus den heutigen Religionsbräuchen der Beduinen von Syrien, Palästina und der Sinai-Halbinsel die primitiven Riten der semitischen Religion zu rekonstruieren vermocht in einem Buche, dem der Beifall der gelehrten Kreise diesseits und jenseits des Ozeans nicht gefehlt hat.*) Weitere Untersuchungen auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, werden sein Beweismaterial ohne Zweifel noch vermehren. Ein Ueberrest von alter Libation ist z. B. in einer Mitteilung erhalten, die ich aus dem in diesen Dingen überaus ergiebigen Buche des gewesenen ägyptischen Ministers Ali Pascha Mubârak schöpfe.**) In der Nähe des Ortes Kastal auf der Sinaihalbinsel befindet sich die Grabstätte eines Scheich Marzûk al-Kisâsi. Sie liegt auf der ägyptischen Pilgerstraße. Vor diesem Grabe vorbeikommend pflegen Pilger aus dem Volke mit Rosenwasser gefüllte Gläser, die sie bereits in Kairo zu diesem Zweck vorbereiten, zu zerbrechen und den duftenden Inhalt vor dem Grabe des sonst unbekannten Scheich auszugießen. Die altsemitische Opferzeremonie gilt einem islamischen Heiligen.

Der Festcyklus des allgemeinen Islams mit seinem wandelbaren Mondkalender, hat gar keine Beziehungen zu dem Leben der

*) **Primitive Semitic Religion of to day: a record of researches, discoveries and studies in Syria, Palestine and Siniaitic Peninsula** (Newyork 1902); deutsche Uebersetzung: Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients (Leipzig 1903, mit Vorwort von Prof. Graf W. Baudissin).

) **Al-Chitat al-gadîda (Kairo 1304—06 = 1886—88) 20 Bde. Vgl. **XIII p. 20.**

Natur. Die Feste sind nicht Frühlings- oder Herbstfeste; sie sind an Kalendertage gebunden, die eine Wanderung durch alle Jahreszeiten durchmachen. Den Mangel ersetzt die populäre Religionsübung durch Umdeutung alter vorislamischer Feste. Der Nil, „das Geschenk Gottes", hat natürlich keine Stelle in den kanonischen Büchern des Islams. Aber in den populären Religionsbräuchen des ägyptischen Islams kommt ihm dieselbe Wichtigkeit zu wie im heidnischen Pharaonenland. Nur ist alles islamisch gewendet und umgedeutet. Und ebenso hat man auch in der Uebung der Religionsbräuche anderer Länder die islamische Umdeutung vorislamischer Bräuche, den islamisch gewendeten Ausdruck heidnischer Glaubensvorstellungen nachweisen können. Abseits des offiziellen Kultus haben sich in verschiedenen Gebieten der Baum-, Stein-, Quellen- und Dämonenkultus des Heidentums erhalten, leben auch innerhalb der offiziellen Religionsübung eine unabsehbare Menge abergläubischer Gebräuche der vom Islam verdrängten nationalen Religionen fort. Es gibt keine Gelegenheit des religiösen Lebens, wo sich solche Gebräuche in größerer Ursprünglichkeit dartun, als bei dem Ritus der Regenrogationen (istiskâ), die sich als wahrer Depositär heidnischen Zaubers bewährt haben. Sie werden über die Tolerierung solcher heidnischer Bräuche innerhalb des offiziellen Islams nicht staunen, wenn Sie in Betracht ziehen, daß ja die heiligste Stätte dieser Religion, das Haus Gottes in Mekka, der bei demselben geübte Fetischdienst des „schwarzen Steines", die Modalitäten der heiligen Wallfahrt, durch Mohammed selbst aus dem Heidentum rezipierte Sacra sind, über welche die Decke des Monotheismus gebreitet wurde.

Die Kultivierung dieses Forschungsgebietes und die aus demselben gewonnenen Einsichten in die provinziell verschieden ausgeprägten Individualitäten innerhalb des katholischen Islams kann man zu den wertvollsten Errungenschaften der neueren Islamstudien zählen. Wir sind dadurch in die Kenntnis des lebenden Islams und der historischen und ethnographischen Faktoren seiner Lebensäußerungen eingeführt worden und damit über Relands theoretischen Islam „uti docetur in templis et scholis Muhammedicis" mit gewaltigem Schritt hinausgegangen.

Ein ganz eigentümliches Feld der islamisch umgedeuteten Residuen ist der H e i l i g e n k u l t u s im Islam. In den Formen dieser Aeußerung des religiösen Lebens haben sich die Reste alter Zeiten ganz unbewußt geborgen. Die mohammedanischen Heiligen

sind oft die Erben alter vorislamischer Gestalten. In diesem Vorgang stimmt der Islam mit anderen Weltregionen überein. In den lokalen Heiligenkulten haben sich zumeist, wie wir dies eben an dem Grabe des Scheich Marzûk bei Kastal erfahren konnten, die Reste alter Kulte erhalten. Selbst buddhistische Heiligtümer sind in ehemals buddhistischen Gegenden vom Islam angeeignet worden und haben damit eine Umdeutung in islamischem Sinne erfahren. Die Fußspuren Buddhas auf Ceylon sind leicht zu Fußspuren des Ali geworden, und in Kandahar ist ein dort verehrter Wasserkrug Buddhas auf Mohammed übertragen worden. Grenard, der Begleiter der Forschungsreise von Dutreuil de Rhins und Bearbeiter ihrer Ergebnisse konnte mit gutem Recht von den heiligen Wallfahrtsorten der Mohammedaner in Ostturkestan sagen, daß die dort verehrten heiligen Personen zumeist „un avatar musulman de Buddha" seien.*) Und diese Erfahrung ist in allerjüngster Zeit durch die Entdeckungen meines gelehrten Landsmannes M. Aurel Stein in den von ihm entdeckten Ruinen in Ostturkestan durch merkwürdige Beispiele bereichert worden.**)

Es ist also vornehmlich das Gebiet der provinziellen Heiligenkulte, auf dem die Erfahrungen erlangt und die Materialien gesammelt werden können, die wir in den vorangehenden Andeutungen als Gegenstände religionsgeschichtlichen Studiums bezeichnet haben. Wir besitzen keine Legenda aurea des Islams und auch die Bollandisten des Islams lassen auf sich warten, trotzdem ja das Feld dieser Religion für solche Sammlungen überaus ergiebig wäre.***) Wir müssen unsere Materialien recht mühevoll aus einer weitverzweigten Originalliteratur und aus den Berichten aufmerksamer Reisender selbst zusammenlesen. Große Strecken des Islams sind für solche Ernten nicht so gut vorbereitet, wie wir nach den Mitteln und der leicht sich darbietenden Gelegenheit erwarten dürften, die den Forschern gerade dort zu Gebote stehen: ich denke an Indien. Viel Vorarbeit ist für Aegypten geleistet, wo uns der schon erwähnte gelehrte Staatsmann Ali Mubârak in seiner topographischen Beschreibung des Landes sehr schätzbare

*) Mission scientifique dans la Haute-Asie (Paris 1890—95) III p. 46.

**) Sand-buried Ruins of Khotan (London 1904) p. 180; 226 ff.; 329.

***) C. Trumelet, Les Saints de l'Islam; Légendes hagiologiques et croyances algériennes. — Les Saints du Tell (Paris 1881) ist seither nicht fortgesetzt worden.

Materialien geliefert hat. Auch für Palaestina und Syrien haben die neueren Forschungsunternehmungen ganz bedeutende Resultate erzielt. Ueberaus förderlich sind besonders die Beiträge, die uns die algierische Schule, den Anregungen ihres Führers René Basset folgend, in neuester Zeit für dies Kapitel der individuellen Gestaltungen im maghrebinischen Islam, über das Verhältnis des speziellen Heiligenkultus auf diesen Gebieten des Islam zu den alten Ueberlieferungen der Bevölkerung fortwährend bietet.*)

VI.

Wir haben in unserer flüchtigen Rundschau über die Fortschritte der Islamwissenschaft bei dem Raum, den wir für diese Betrachtung billig beanspruchen dürfen, nicht sämtliche Fragen erörtern können, in deren Behandlung sich Fortschritte dieser Wissenschaft in den letzten Zeiten kundgegeben haben. Am meisten müssen wir bedauern, nicht einen besonderen Abschnitt jenen Bereicherungen widmen zu können, die in letzter Zeit die Kenntnis des mohammedanischen Sektenwesens gewonnen hat, wobei an erster Stelle die reichen Forschungen E. G. Brownes über die Bâbi-Sekte in Persien zu nennen ist. Aber es konnte unsere Absicht nicht sein, die uns gestellte Aufgabe nach allen Einzelheiten zu erörtern und auf alle Anknüpfungen einzugehen, die bei der Darstellung unseres Themas sonst sich darbieten würden.

Es konnte vielmehr nur auf die vorwiegendsten Gesichtspunkte hingewiesen werden, unter denen sich jene Fortschritte vollzogen haben.

Was ich Ihnen zu zeigen vorhatte, ist hauptsächlich dies: daß sich der unleugbare innere Fortschritt der Islamstudien in den letzten Jahrzehnten durch folgende Momente dargetan hat:

1. die schärfere Kenntnis des Urislams und seiner konstituierenden Faktoren;
2. die methodische Betrachtung der die Entwicklung des Islams reflektierenden Dokumente;
3. die bessere Einsicht in die Bedeutung der Institutionen des Islams und seines Gesetzes;
4. die zunehmende Würdigung der individuellen Gestaltungen innerhalb des allgemeinen Islams;
5. die Beachtung der Nachwirkungen vorislamischer Traditionen auf jene individuellen und volkstümlichen Gestaltungen.

*) Wir können aus den in dies Gebiet gehörigen Studien besonders die vorzügliche Arbeit von Edmund Doutté hervorheben: **Notes sur l'Islam maghribin. — Les Marabouts** (Paris 1900).

VII.

Unsere Uebersicht wäre jedoch noch lückenhafter, wenn wir nicht noch eine Beobachtung nachfolgen ließen. Sie hat die Würdigung eines Mittels zum Gegenstande, das uns in den Fortschritten unserer Islamkenntnisse unschätzbare Hilfe geboten hat und noch immer bietet. Ich denke da an die durch die Leistungen der Druckereien im Orient selbst uns zur Verfügung gelangenden wichtigen Dokumente der islamischen Religionswissenschaft. Wer in den sechziger Jahren des zu Ende gegangenen Jahrhunderts eines der hervorragendsten Denkmäler des religiösen Geistes des Islams, die „Belebung der Religionswissenschaften" von al-Gazâlî, sowie die anderen wichtigen Schriften dieses Verfassers studieren wollte, mußte sich um die handschriftlichen Schätze mehr oder minder zugänglicher Bibliotheken bemühen. Von den großen Traditionssammlungen kannte man außer dem Buchârî die übrigen zumeist nur dem Namen nach oder aus Zitaten; nur wenigen Auserwählten war der Zugang zu den übrigen, nicht minder wichtigen, ermöglicht. Die Kommentarliteratur, in der gerade bei den Traditionen ein unschätzbares philologisches Material, ein wertvoller textkritischer und exegetischer Apparat aufgespeichert ist, kam einem abendländischen Gelehrten kaum je zu Gesicht. Die ältesten Denkmäler der Literatur der gesetzlichen Institutionen galten als verloren. Die Werke der theologischen Scholastiker, aus denen wir uns über das Wesen und die Geschichte der Dogmatik im Islam aufklären, waren nur mangelhaft bekannt. Dem allem haben seit ungefähr vierthalb Jahrzehnten die Druckerpressen der islamischen Länder, der Türkei, Aegypten, Indien, Persien abgeholfen. Ja, auch das festeste Bollwerk des Islams, die heilige Stadt Mekka, ist — so wie sie auch dem Telegraphendraht den Eintritt in ihren geweihten Umkreis gewähren mußte — ein Zentrum islamischer Druckertätigkeit. Diese Werkstätten haben uns die wichtigsten, zum Teil bändereiche Quellenwerke geliefert, an deren Herausgabe man in Europa und Amerika niemals hätte denken können. Selbst die Zugänglichkeit des wichtigsten Korankommentars, die des Tabari in 30 Teilen und die des exegetischen Werkes des großen Dogmatikers Fachr-al-Dîn in acht starken Quartbänden rühmen wir als Geschenk morgenländischer Pressen.

Und angesichts des Nutzens, den uns solche Editionen bieten, verzeihen wir gern den persischen und indischen Lithographien die konfuse, unseren Augen oft große Aufgaben stellende Art, in der sie den Texten die erklärende Glossen- und Marginalkommentare beigeben. Die bequeme Möglichkeit, diese Werke jetzt in unseren Studierstuben zu benutzen und für unsere Islamforschungen fruchtbar zu machen, ist ein mächtiger Faktor gewesen in dem Fortschritt der gründlicheren und spezielleren Kenntnisse über die historische Entwicklung der Lehre und der Institutionen des Islams.

Möchten nun die Gelehrten des Ostens auch von unserer wissenschaftlichen Methode Nutzen ziehen, damit auch sie, denen wir für so viel herrliches Material zu Dank verpflichtet sind, durch verständige Mitarbeit an unseren Bestrebungen zum Fortschritt der wissenschaftlichen Forschungen über ihre eigene Vergangenheit und Gegenwart beitragen.

Ein Stück aus meinen Lebenserinnerungen.

(Göttingen 1860—63; Berlin 1864—67.)

Von

Max Schneidewin.

Mit dem nachfolgenden Ausschnitt aus meinen Lebenserinnerungen glaube ich den Lesern dieser Jahrbücher wohl eine so hinreichend ansprechende Unterhaltung zu gewähren, daß sie die Veröffentlichung dieser Mitteilungen gerechtfertigt finden werden. Die bei so vielen Menschen für den Gang ihrer weiteren Entwicklung besonders bedeutungsschwere Zeit um das zwanzigste Lebensjahr herum führte mich in nahe Gemeinschaft mit mehreren deutschen Jünglingen, aus denen allen in der freilich überreichen Galerie namhafter Menschen des neunzehnten Jahrhunderts etwas Tüchtiges und Besonderes in ihrer, zu den edlen zählenden, Art geworden ist, und in eben diese Zeit meines Lebens will ich den Leser einführen. Gerade ich will es tun, weil sie leider alle bis auf Einen schon gestorben sind, und auch dieser Eine voraussichtlich nicht an selbstbiographische Veröffentlichungen denkt. Ich selbst kann zugunsten der einzuflechtenden Bekenntnisse über mich selbst mindestens die treffliche Bemerkung Schopenhauers in Anspruch nehmen, daß auch mittelmäßige Menschen lesenswert sind, wenn sie nur ehrlich sich selber geben; dabei komme doch ein wahrheitsgemäßes Bild des Menschlichen, also etwas in sich selbst Interessantes, heraus, während die Mittelmäßigkeit erst dann unausstehlich werde, wenn sie sich spreize, in die Brust werfe, aufbausche und sich auf hoch hinaus ausspielen wolle. So ungefähr Schopenhauer. Aber selbst Leser, die etwa die von mir in ihrer Werdezeit vorgeführten Personen weniger kennen, würden Anteil an ihnen nehmen, wenn sie sie als romanhaft frei erfunden annähmen; dazu kommt nun aber das Interesse, denken zu dürfen, daß diese jugendlichen Persönlichkeiten später wirklich zu Leistungen gelangt sind.

Dennoch will ich offen vorausschicken, daß eine äußere Veranlassung mich zu diesen Mitteilungen geführt hat. Meine Freunde, von denen ich erzählen werde, waren mit hohem Talent dichterisch veranlagte junge Menschen; sie waren um ungefähr dieselbe Zeit, An-

fang der 1860er Jahre, Göttinger Studenten, einer von den dreien zuerst mit dem einen, und etwas später auch wieder mit dem anderen aufs engste im dichterischen Streben verbunden. Da liegt es sozusagen in der Luft, wenn jemand davon aus zweiter Hand gehört hat, unwillkürlich einen zweiten, jüngeren „Göttinger Dichterbund“ aus den dreien zu machen, wobei dann die anderen beteiligten Personen zu den Kritikern werden, die als die Theoretiker und Kontrolleure bei einem solchen Bunde nicht fehlen dürfen. In der Tat sind mir die Ansätze dieser Auffassung schon öfters in mündlichem Gespräch entgegengetreten, und in einer angesehenen Provinzial-Zeitung habe ich vor einiger Zeit ein längeres Feuilleton gelesen, welches diesen „zweiten Göttinger Dichterbund“ geradezu schon zu einer literaturgeschichtlichen Tatsache gemacht hatte. Die Kenntnis der Sache konnte nur aus mündlichen Aeußerungen der beteiligten Personen hervorgegangen sein, aber der Verfasser war sich selbst nicht bewußt, daß er aus seiner Phantasie heraus und in Anknüpfung an die bekannten früheren, zum Aehnlichbefinden herausfordernden Tatsachen, die sich an demselben Ort abgespielt hatten, sich ein Bild von einer neuen Göttinger Dichtertrias und ihrer kritischen Genossenschaft ausgesponnen hatte, welches dem früheren Typus so angenähert war, daß es dem, was 75 Jahre später Wirklichkeit gewesen war, recht wenig entsprach. Bei der Lebhaftigkeit und Findigkeit nun aber, mit der die Spezialforschung jegliches etwaige Quellenmaterial heranzieht, muß ich annehmen, daß auf Grund dieses Anfanges allmählich die literaturgeschichtliche Legende von einem zweiten Göttinger Dichterbund aufkommen würde, wenn nicht vorher ein authentisches Zeugnis den wahren Sachverhalt dieser kleinen Enklave des geistigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts aufdeckte. Somit ist der folgende Aufsatz mehr dem Bedürfnis, einer unfreiwilligen Verfälschung eines Sachbestandes vorzubeugen, als dem positiven Triebe, aus der geistigen Umgebung meiner Jugend zu erzählen, entsprungen. Und das scheint mir auch gerechtfertigter, als wenn der Drang, von eigenen Angelegenheiten zu reden, sich einem weiteren Publikum aufdrängen wollte. Der Leser mag freilich das Positive meiner Mitteilungen als solches mehr beachten, aber er wird so nun auch verstehen, warum dieselben öfters die Wendung annehmen, gegen eine falsche Auffassung der Verhältnisse in dem engen Kreise meiner Darstellung Verwahrung einzulegen, und er wird diese negative Seite der Mitteilungen mit in Kauf nehmen.

Die folgenden Lebenserinnerungen werden sich beziehen auf die Personen von Albert Möser, Eduard Grisebach, Hans Herrig, Veit Valentin, Bernhard Förster, endlich natürlich auf meine Wenigkeit.

Vor dem Richterstuhl der Gerechtigkeit, dessen Urteil doch das Ideal ist, dem das unsäglich erschwerte, wild durcheinander flutende Urteil der Wirklichkeit sich wenigstens anzunähern sucht, gebührt nach meiner Ueberzeugung Eduard Grisebach, und noch mehr Albert Möser ein bedeutender Platz in der deutschen Lyrik. Hans Herrig in der deutschen Dramatik, Veit Valentin in der Aesthetik und Kunstwissenschaft; Bernhard Förster ist zwar früh von einem abenteuernden Schicksal, in das ihn seine politische und Rassenleidenschaft verstrickt hatte, verschlungen, aber als dem Schwestermann Nietzsches fällt ihm in unserer Zeit genug Teilnahme zu. Ich selbst komme in dem Folgenden als ein ehrlicher Seher des um ihn und in ihm inbetracht.

Albert Möser, der große Gedankenlyriker, Eduard Grisebach, der in den sinnlich berauschenden Versen seines „Neuen Tannhäuser" den Kampf der Sinnlichkeit mit der Geistigkeit in offenbarer Urempfindung für die erstere und Anempfindung für die letztere besungen, gediegenere Anerkennung aber durch seine späteren streng kritischen Ausgaben Bürgers, Grabbes, namentlich aber Arthur Schopenhauers gefunden hat, endlich Hans Herrig, der Dichter des Lutherfestspiels und genialer geschichtlicher Bücherdramen, die aber das Licht der Bühne kaum erblickt haben, waren die zu dichterischer Produktivität veranlagten Naturen unter den genannten Namen. Der Frankfurter Veit Valentin, der später um das künstlerische und wissenschaftliche Leben seiner Vaterstadt hochverdiente langjährige (1885—1900) Leiter des „Freien deutschen Hochstiftes" und Verfasser höchst eigenartiger trefflicher ästhetischer und kunstgeschichtlicher Abhandlungen und Bücher, hat seine ursprünglich gleichfalls stark auf dichterische Produktion gehenden Neigungen allmählich mehr in seinen wissenschaftlichen Bedürfnissen untergehen lassen. Ich selbst hatte den Trieb und die Veranlagung dazu, mir in gebundener Rede Luft zu machen, von der Natur nicht erhalten, aber wurde von den oben Genannten, sozusagen als ein Resonanzpunkt, dessen solche Naturen bedürfen, mit Lebhaftigkeit ergriffen; und der Zusammenhang zwischen ihnen, soweit er stattgefunden hat, wurde zufällig durch mich hergestellt. Dieser Zusammenhang wurde in der oben angeführten Darstellung eines literaturgeschichtlichen Feuilletons, das sich die Miene erster quellenhafter Mitteilungen gab, schlechtweg als der eines jüngeren Göttinger Dichterbundes aufgefaßt. Ich komme jetzt, als der außer Eduard Grisebach einzig überlebende Zeuge, zu der Darlegung, wie es in dieser Beziehung wirklich gewesen ist.

Die Wahrheit ist nun, daß Albert Möser und Eduard Grisebach, zwei Jünglinge, die wirklich sich später als der Literaturgeschichte zugehörige Dichtermenschen legitimiert haben, vom Frühjahr 1861 bis dahin 1862 in lebhaftestem und reichstem Austausche über die Gedichte, die sie in diesem kurzen Zeitraum schufen, und von Geschmacks- und Werturteilen über einen weiten Kreis von dichterischen Hervorbringungen, namentlich der nachgoetheschen Zeit, gestanden haben, und daß diese Beziehung später bei Mösers mehrmaligen Ferienbesuchen in Göttingen und durch einen in den ersten Jahren ausgiebigen Briefwechsel erhalten worden ist. Dagegen stand Veit Valentin mit beiden nur in oberflächlicher Bekanntschaft; ferner hat Hans Herrig, der nach Göttingen kam, nachdem (Ostern 1862) Möser schon nach Dresden übergesiedelt war, diesen und auch Veit Valentin überhaupt niemals persönlich kennen gelernt.

Möser (geboren 1835) war gegen uns alle 7—10 Jahre älter, was in diesem Lebensalter sehr viel ausmacht. Er studierte in Göttingen — das zweite Mal alte Philologie — nur noch aus dem Grunde, weil ihm nach löblich bestandenem Auditor-Examen der hannoversche Justizminister Leonhardt aus sozialen Gründen eröffnet hatte, daß es untunlich sei, ihm, dem Sohn eines Universitätspedellen, seinen durch seine Vermögenslage aufgedrängten Wunsch zu erfüllen, in seiner Vaterstadt die Vorbereitungszeit bis zum Assessor-Examen zubringen zu dürfen. Das war gegen einen jungen Mann von so hohen und tadellosen persönlichen Eigenschaften ein betrübender Beweis althannoverscher bureaukratischer und gesellschaftlicher Engherzigkeit! Möser hatte so schon durch seine Jahre, ganz abgesehen von seinen Gaben und Kenntnissen, in unserem kleinen Kreise ein entschiedenes Uebergewicht. Ich hatte ihn, den ja nun in dem kleinen Göttingen stadtbekannten Sohn der Stadt Göttingen, persönlich ganz zufällig kennen gelernt durch einen weiten Spaziergang Ende März 1860, zu dem ich natürlich durch einen gemeinsam bekannten Dritten geraten war, und der mir unvergeßlich geblieben ist, weil durch Mösers Unterhaltung auf ihm mein philosophisches Bedürfnis über alle anderen Geistesinteressen für immer zum Durchbruch gekommen ist. Auch den Namen Schopenhauers habe ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gehört, und die für mich sehr bedeutungsvoll gewordene Bekanntschaft mit Schopenhauers Werken schloß sich unmittelbar daran; von tiefstem Eindruck war auch auf mich, daß Möser die von Kant gelehrte Schein-

haftigkeit der räumlich-zeitlichen Welt mit, wenn auch etwas problematischem Ernst nahm, während ich stets geglaubt hatte, daß so etwas nur in Büchern behauptet werden könne, wie ich denn in meinem ganzen späteren Leben stets — wohl fasziniert von dieser Lehre gewesen bin, aber in keinem Augenblicke die Ueberzeugung, daß sie wahr sei, gefaßt habe. Jenen Abend aber — wir gingen vom „kleinen Hagen" an der Alten Leine zurück — wurde ich vom subjektiven Idealismus durch Mösers Eintreten für ihn so ergriffen, daß mir der Fluß, an dessen Ufer wir schritten, von der Vorstellung in mir mitgetragen zu werden schien.

Möser, der überhaupt gegen eine von der Natur bevorzugte männliche Jugend etwas dem Gefühl des Sokrates für Alcibiades immerhin ähnliches in sich trug, wünschte bald durch mich, E. Grisebach, meinen alten Kindheitsfreund und Nachbarn, kennen zu lernen, für den er auf Grund seines jugendfrischen Aussehens, seiner Lebhaftigkeit und seines Rufes, schöne Verse machen zu können, eine Vorneigung hatte. Grisebach aber drückte sich da herum, weil ihm Möser unsympathisch sei; eine gewisse Vergrelltheit, die sich in Mösers letzten Lebensjahren ausgewachsen hat, konnte wohl schon damals auf seinen Zügen zu liegen scheinen. Ich versicherte Grisebach, durch die Liebe zur Poesie seien beide für einander geschaffen. Ungefähr ein Jahr verging aber doch darüber. Bei dem ersten Spaziergange aber, dem Grisebach doch nicht hatte ausweichen können, ging meine Voraussetzung in Erfüllung: Grisebach, erst zurückhaltend, war schon auf dem „Fuchsberge" hinter Weende in literaturgeschichtlichem Gespräche mit Möser Feuer und Flamme. Möser wurde für das nächste Jahr sein spiritus rector. Der Gegensatz zwischen Mösers progammatischer Poesie allgemeiner Lebensgesinnung und Grisebachs feuriger persönlicher Liebeslyrik war nach Form und Inhalt beinahe so groß wie möglich, doch war beides eben Poesie, und in diesem Zeichen flossen Geist und Seele der beiden zusammen. Möser besaß ein ganz gutes Maß des Verständnisses für das Individuelle, er erkannte Grisebachs einstweilige poetische Eigenart an, Grisebach war für Mösers Oden und Sonette voll flammender Bewunderung. Ein Einfluß von ihm auf Möser konnte nicht ausgehen, schon weil dieser von jeglicher Verliebtheit in ein bestimmtes Weib nichts wußte, Grisebachs Gedichte dagegen nach uraltlyrischer Weise darin lebten und webten; übrigens konnte man Grisebachs erotischer Leidenschaft den allerbesten Geschmack in der Auswahl ihres Gegen-

standes nicht absprechen. Auf Grisebach dagegen ging ein starker Einfluß von seiten des älteren Freundes aus, dergestalt, daß bald auch von dem blutjungen Menschen, der sich noch dazu persönlich so glücklich fühlte, daß er sich mit seinem Bruder Hans, dem späteren Berliner Architekten, prügelte, wer von beiden der glücklichste aller Menschen sei, — daß bald auch von diesem Sonette ausströmten, in denen das Schopenhauersche Edikt von den Leiden des Lebens und der Nichtigkeit des Daseins als Dogma verkündet wurde. Denn Schopenhauers Parerga verschlang natürlich unter Mösers Einfluß bald der damalige Unterprimaner. Grisebachs Natur hatte es in sich, daß er sich einem in seiner persönlichen Nähe auf ihn wirkenden Größeren, für ihn dann Größten, mit Leib und Seele verschreiben mußte, in einem schönen Enthusiasmus, der nur der kritischen Umsicht ermangelte, sich darüber klar zu werden, wie sich denn die selbstgewählte Liebe zu dem Wesen dieses Größeren mit Grisebachs von der Natur gesetzten Eigenschaften eigentlich verschmelzen sollte. Etwas davon hat Grisebach auf lange Jahre hinaus behalten. Damals war Möser, und durch ihn bald daneben Schopenhauer, der ein für allemalige Suggerent aller geistigen Liebe und alles geistigen Hasses für das wächserne Naturell des angehenden Jünglings. Ein paar Jahre später rückte Hans Herrig durch seine nunmehrige Nähe bei Entfernung des älteren Freundes, durch die weit größere Leichtflüssigkeit seines improvisierenden Talentes und durch die Kühnheit seiner Suada an Mösers Stelle, so daß Grisebach z. B. gegen Mösers Gedankenlyrik sich beträchtlich abkühlte, und ihm gegen den Wert Heinrich Heines, den er mit Möser geliebt hatte, von Herrig ein Floh ins Ohr gesetzt wurde, der ihn so juckte, daß er einmal Heinrich Heine im Druck geradezu mit einem Bannfluch belegte, was ihm die geharnischte Gegenerklärung W. Jenssens zuzog. Auch in anderer Beziehung zeigte sich diese starke Impressionabilität Grisebachs. Als er Michaelis 1866 von Göttingen nach Berlin kam, stieg er etwas angefärbt von der welfischen Gesinnung seines Elternhauses auf dem Potsdamer Bahnhof aus; als er aber mit mir durch das Brandenburger Tor über Unter den Linden, welche Triumphstraße damals gerade durch die erbeuteten Kanonen von Königgrätz flankiert wurde, in die Wohnung, die ich ihm auf der Rosmarinstraße vorher gemietet hatte, eintrat, war er schon, durch jene Siegestrophäen überwältigt, gut preußisch, wie er ja denn auch in Episoden des Neuen Tannhäuser „unsere Flagge, schwarz-weiß-rot“

und Bismarck mit vollen Brusttönen gefeiert hat. In seiner späteren konsularischen Karriere einmal bei Bismarck in kleinem Kreise zu Mittag gespeist zu haben, ist ihm begreiflicherweise eine große Lebenserinnerung. Schopenhauer ist ihm zeitlebens unverändert ein Ideal geblieben, was sich, streng genommen, mit entschieden nationaler Gesinnung nicht reimt.

Die Dispüte zwischen ihm und Möser über Poesie erstreckten sich oft auf die Fassung und den Ausdruck einzelner Stellen der Gedichte, die dann von beiden gerade fertig geworden waren, und erwogen aufs peinlichste mit löblichem Eifer das möglichst beste. Daran nahm auch ich von der Seite meiner philologischen Schulung her lebhaften Anteil. Sonst hatte Möser einen feinen Takt, die Unterhaltung, deren Führer er meist war, je nach den Beteiligten einzurichten. In den literaturgeschichtlichen Gesprächen wußte er mich mit meiner Einstimmung auf den zweiten Platz zu drängen, in diesen stellenkritischen standen wir drei uns gleich, nahm das Gespräch eine philosophische Wendung, so war Grisebach in das Hintertreffen gedrängt. Mit Leuten, die Möser bloß als angenehmen und aufgelegten Unterhalter, der er in höchstem Grade war, und als Geschichtenerzähler kannten und keine Ahnung von seinem tieferen Selbst hatten, wußte er sich ganz in dieser leichteren Sphäre zu bewegen.

Uebrigens besuchte mich Grisebach schon in dem Jahre vor seiner Möserbekanntschaft allwöchentlich Mittwoch nachmittags, um mir die Gedichte, die er in der letzten Woche fertig gebracht hatte, vorzulesen. Ich war leider in meiner sittlichen Bildung noch nicht so weit, um diese Verlesung mit lauterem Sachgefühl und edler Mitfreude aufzunehmen, und dabei nicht von heimlichem Neide auf ein Talent, das mir versagt war, oder vielmehr leider auf den möglichen Glanz bei den Menschen, den hohes Talent gewährt, gefoltert zu werden. Grisebach, vielleicht der treuherzig neidloseste Mensch, der mir je vorgekommen ist, merkte aber nichts davon, daß sein Mittwochsanpochen mir nicht die reine Freude war und daß erst die besseren Mächte in meinem Innern ein schweres Werk zu tun hatten, um in mir einiges Gleichgewicht darüber herzustellen, daß es schon wieder, und regelmäßig alle Woche, bei ihm geblüht hatte, und um mich zu befähigen, einen Widerhall in mir und ein hingebungsvoll entgegenkommendes Urteil zu finden.

Ich rühre hier an ein Lebensübel, das so schwer und allgemein ist, daß ich hier durchaus einmal in der Weise der Rousseauschen

Bekenntnisse — die wir auch durch Möser kennen lernten — sprechen muß. Also in meinem natürlichen Menschen war es leider mit der glückseligen Neidlosigkeit nichts, sie, oder eine allmähliche immer größere Annäherung an sie, mußte erst mühsam errungen werden. Dies pflegt aus Scham kein Mensch dem andern zu gestehen, und doch ist aller scharfen Menschenbeobachtung zufolge die Zahl der von Natur von dem Laster des Neides freien Seelen sehr gering, und die wenigen Neidfreien verdanken diese Tugend meist entweder dem Stumpfsinn oder glücklicher Bevorzugung, bei der sie dann „keine Kunst“ ist. Daß auch er zu den Neidischen gehört, pflegt bei jedem ein ängstlich behütetes Geheimnis zu sein. Statt dessen ist es sehr üblich, das „Neid, Leid und Haß, auch ich hab' sie empfunden“ wie aus tiefem Erleben mitzuverkünden und dabei den Neid natürlich in unwahrer Schöntuerei auf den fremden Neid gegen sich selbst zu beziehen. In Wahrheit wird dieser aber immer in sehr erträglicher Weise erfahren und zwar so, daß es noch dazu für den Beneideten immer eine in die Augen fallende tröstliche Wahrnehmung ist, daß das viel schwerere Uebel auf den Neider als auf den Beneideten fällt. Das Heilmittel liegt in der schweren Unlust des Neidgefühles selbst, die bei jeder gesunden Natur dazu drängt, möglichst auf Mittel, von ihr frei zu werden, zu sinnen. Und diese Mittel können nur in G e g e n g e d a n k e n bestehen. „Der kranken Seele Arzt sind Gründe der Vernunft“ (Aeschylos). Da fällt es nun sehr günstig, daß man den doppelten Zustand der Verbesserung, nämlich zugleich glücklicher und edler und vollkommener zu werden, als den in Zukunft winkenden empfindet, wenn man imstande gewesen sein werde, die Unlust des Neides durch die Sonne der Gegenvorstellung von seiner Unvernunft aufsaugen zu lassen. Und eben dieser Gedanke an dieses doppelte Bessere ist es, der als Zentralsonne die Hauptarbeit jener Aufsaugung vollbringen muß. Es kommt hinzu, daß man ja nicht für seine Begabung, sondern nur für den Fleiß, mit dem man etwas aus ihr macht, verantwortlich ist. Die Begabung ist nie das Verdienst des Begabten, sondern immer und überall die Verleihung der Natur oder Gottes, dessen Geist man wohl oder übel wehen lassen muß, wo er will. Jegliches Talent — zu dem der Mensch ja gekommen ist, er weiß nicht wie — preist in Wahrheit nur den Geber aller guten Gabe. Mit solchen Gedanken half ich mir, der Primaner gegenüber dem Sekundaner, selbst schon beträchtlich aus dem gräßlichen Abgrund

quälender und zugleich beschämender Empfindungen in die Höhe. Sehr bald aber lernte ich durch Möser mit dem ersten Bande der Schopenhauerschen Parerga auch den großen Aufsatz über das „was einer ist, was er vorstellt und was er hat", als über die von diesem Denker beliebte, in der Tat höchst fruchtbare Einteilung der Lebensgüter kennen. Er ist mir für das ganze Leben zur größten Wohltat geworden, und ich sage es öffentlich, damit er es möglichst vielen werde. Das Entscheidende für mich an ihm war die in ihrer Wahrheit in die Augen springende Hinweisung darauf, daß das, „was einer vorstellt", im Leben eine ganz übermäßige Macht hat, in bonam, aber noch viel mehr in malam partem, daß der allergrößte Teil unserer Unruhen und Kümmernisse aus dem Hinblick auf die fremde Meinung entspringt, daß wir das Gefühl für diese um unseres Glückes willen „vielleicht auf ein Fünfzigstel" seiner Intensität beschränken sollten. Kurz, das köstliche Gut der Gelassenheit des Gemütes wuchs mir aus diesem Einen Schopenhauerschen Aufsatze zu einem von Anfang an tief gewurzelten Baume auf; unter dessen Schatten aber kann die Giftblume des Neides gar nicht gedeihen, und das ist ein größerer Vorteil als der Nachteil auf der anderen Seite, daß freilich auch das vernünftige Maß von Ehrgeiz, das für das Leben ersprießlich ist, dadurch gar zu sehr herabgesetzt wird, wie mir denn die Untergrabung des Ehrgeizes durch Schopenhauer im Leben doch noch sehr geschadet hat. Mit Schopenhauers lebensweisheitlichen Gedanken verbanden sich aber immer mehr zur Verstärkung ihrer Wirkung die edlen Gedanken verwandter Art, die in den Werken der großen Alten, von denen in dieser Beziehung Horaz fast an erster Stelle zu nennen ist, so reich hervorblühen. Sie sind ein wirklich unschätzbarer und unvergleichlicher Quell gesunder, natürlicher, hoher und humaner Gesinnung, der uns Modernen um so unentbehrlicher für die Schaffung eines vernünftigen Untergrundes des geistigen Lebens ist, je rasender sich die Macht der Rücksicht „dessen, was einer vorstellt", also der Eitelkeit über alle Weiten unseres Lebens ergossen hat, bis in die Elemente, die Buchstaben, herunter, die man auf Schildern und Buchtiteln jetzt fast immer aus ihren einfachen überkommenen Zügen, um etwas damit vorzustellen, zu ganz überflüssigen Verrenkungen veralbert findet. — Ja, gemeiniglich tut man in rückblickenden Lebenserzählungen so, als ob die verschiedensten Gaben, Kräfte und Richtungen wirklicher persönlicher Menschen in ihrem Verkehr untereinander so einfach

selbstverständlich und reibungslos sich in eine Bahn, zu einem Ziele zwängen ließen; wenn man die wirklichen geheimen Gefühle, die doch wahrhaftig an erster Stelle mit zu dem Erlebten gehören, mitrechnet, ist das doch so sehr anders!

In dem Keim der über einen zweiten Göttinger Dichterbund sich bildenden Legende ist der Gedanke enthalten, daß Schopenhauer für ihn gewesen wäre, was Klopstock für den ersten. Das ist doch recht falsch. Klopstock war für den ersten eine unbedingte Autorität, eine fleckenlose Sonne. Das war Schopenhauer für uns keineswegs. Möser, der Schopenhauer noch durch sich selbst, und nicht durch die Einwirkung seiner Verherrlichung durch seine ersten Anhänger entdeckt hatte, führte zwar den Schopenhauer jede Viertelstunde im Munde, und so auch bald wir beiden anderen. Aber er war doch keineswegs ganz von ihm hingenommen. Die großen Bekenntnisse seines Pessimismus waren von ihm nicht anempfunden, sondern mit Inbrunst begrüßte harmonische Einklänge zu seiner eigenen Gefühlsweise, die sich schon längst festgesetzt hatte. Aber Möser verkündete alle Tage mit lauterstem Nachdruck die Bereiche des Wahren, Guten und Schönen und der Liebe als positive Lebensgüter von unantastbarem Werte, die außerhalb des Verdiktes von der Nichtigkeit des Daseins ständen, und als Ziele, die alles Strebens vollkommen würdig seien und eine Versöhnung mit dem sonst elenden Menschenleben enthielten. Nur stimmungsweise gab er wohl einmal dem Pessimismus das allerletzte Wort. Er war freilich, in auch sonst unausgeglichenem Dualismus der Liebe zu Poesie einerseits und Philosophie andererseits, nicht philosophisch genug, um eine Einheit der vier in einer Wurzel zu suchen. Schopenhauer kennt als versöhnende Lebensgüter nur das „reine Erkennen“ in Philosophie und Kunst auf Zeit, und in Verneinung des Willens für immer. Schopenhauers Erfassung der Philosophie mit tiefbewegtem Gemüte und ihre Darstellung in so markiger und klarer Sprache, fern von allem Getue und allen Unarten der sonst üblichen philosophischen Schreibweise, war Möser ganz nach dem Herzen. Die zahllosen bedeutenden Einzelurteile Schopenhauers über Persönlichkeiten und Werke der Poesie und Kunst, waren für Möser höchst interessant, wie sie es für jeden sein müssen. Das über einen Kamm scheren der Philosophie und Kunst in der Gleichförmigkeit des willenfreien Erkennens, und die platonische Idee als Objekt der Kunst dagegen mußte Mösers und unsere starke Kritik hervorrufen. Für die „Verneinung des

Willens", für die Phänomene der Heiligkeit und mystischen Gottesliebe, hatte Möser gar keinen Sinn. Er war eine recht harmonische Natur, ohne Qualen des höheren Menschen, die ihm etwa durch den niederen Menschen zugefügt wären, ohne leidenschaftlichen blinden Willen im Grunde des Wesens, daher auch ohne „Erlösungs"sehnsucht, die Schopenhauer durch sein unglückliches Naturell aufgedrängt wurde. Die Liebe, die Möser, ohne sie für ein bestimmtes Wesen zu empfinden, immer noch über das Gute, Wahre und Schöne mit den höchsten Tönen, die ihm zu Gebote standen, verherrlichte, war einfach die „irdische" Liebe, die Schopenhauer so rücksichtslos auf eine geheime, unbewußte Prellerei durch den Genius der Gattung zurückgeführt hatte. Möser hatte wohl Sinn für die Kleinlichkeit der tatsächlichen Erscheinung des Bildes der Liebe in dem Brautpaar X Y oder dem jungen Ehepaar Y Z, aber bei ebenso der Wirklichkeit angehörigen Liebespaaren A B oder C D fand er doch schon wesentlich, wobei mir immer sehr wunderlich zu Mute wurde, sein Allerhöchstes des Lebens verkörpert. Das war sehr unschopenhauerisch. Und einmal fand er das Schopenhauersche System unrichtig, weil es für den Edelmut keinen Platz habe, wogegen ich mir sagte, aber leider nicht das Herz faßte, es dem älteren Freunde zu erwidern, daß dieser Begriff für ein ganzes philosophisches System doch nicht entscheidend sein könnte. Schopenhauer dagegen hatte für die öfters allerdings phrasenhafte Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, was ihm eine „Niaiserie" und zu weit und nichtssagende Abstraktionen zu sein schienen, Worte des Spottes, die er z. B. einmal gegen Wilhelm v. Humboldts „Briefe an eine Freundin" ausgoß, welche ganz um dieses Dreigestirn kreisen und daher oft von Möser mit großer Liebe zitiert wurden. Kurz, Schopenhauer war für den Stimmführer unter uns dreien doch keineswegs was Klopstock für den Hainbund, und in Mösers fünf Bänden lyrischer Gedichte ist für ein scharf unterscheidendes Urteil vielleicht $^1/_5$ des Stoffs schopenhauerisch, $^4/_5$ aber mehr oder weniger einer anderen Geistesart entsprungen.

Möser soll uns nach den Legende-Reimen ganz besonders auch durch eine persönliche Beziehung zu Schopenhauer imponiert haben. Eine persönliche Beziehung Mösers war aber doch durch den einen Brief, den er einmal an Schopenhauer gerichtet und die eine Antwort, die er darauf von Schopenhauer erhalten hatte, kaum begründet, zumal der Schluß des Briefes des zeitgeizigen Schopen-

hauer deutlich zwischen den Zeilen lesen ließ: „Einmal und nicht wieder". Daß Möser im Besitz dieses Briefes war, kam bald einmal zum Vorschein, und auch die Handschrift des großen Schriftstellers sahen wir an dem Briefe mit bewegtem Herzen. Aber, daß Möser bei seinen eigenen so bedeutenden Eigenschaften gerade durch diese persönliche Beziehung zu dem allerdings in Summa verehrten und bewunderten klassischen Autor in unseren Augen fühlbar gestiegen wäre, das war absolut nicht der Fall. Der Brief war, wie alle Briefe Schopenhauers, der sich bekanntlich in kleinlicher Weise fürchtete, wertvollen Gedanken den Platz in seinen gedruckten Werken zu rauben — ein Zeichen, daß ihm doch die Gedanken nicht, wie so vielen Briefschreibern weniger berühmten Namens, überströmten — unbedeutend. Er lautete:

Mein junger Freund!

Ihre Teilnahme an meiner Philosophie freut mich von Herzen, zumal Sie das Studium der Kantischen haben vorhergehen lassen. Denn diese ist das Fundament der meinigen, welche ohne jene nicht gründlich verstanden werden kann. Aber andererseits lernt man auch den Kant durch mich gründlicher verstehen; wir sind Ergänzungen zu einander, und darum auch so höchst heterogen. Fahren Sie in diesen Studien fort! So werden Sie immer tiefer eindringen und immer mehr finden, denn repetitio est mater studiorum, und was man liegen läßt, verblaßt allmählich. — Möge Ihnen die Natur eine dauerhafte Gesundheit und das Schicksal einen sanften Lebensweg verleihen! Das wünscht Ihnen von Herzen

der Ihrige

Arthur Schopenhauer.

Auf den Empfang dieses biederen Briefes hin einen sehr bedeutenden Menschen noch höher zu schätzen, das wäre doch einige Schwachsinnigkeit gewesen. Daß der klare Begriff Gottes von Schopenhauer ehrlicherweise durch den dunkeln der „Natur" und den vagen des „Schicksals" ersetzt war, das gab mir noch obendrein einen Stich, wieviel man doch für das Gemüt in der neuen Philosophie entbehrte. So war also die Welt wirklich eine arme Waise ohne Gott! Daß Schopenhauer ferner den warmen Vollmenschen Möser so sehr als Kantianer einschätzte, das verriet mir auch wenig Schlußkraft aus einem Briefe auf seinen Absender.

Möser schenkte mir leichten Herzens den Brief vor seiner Abreise nach Dresden. Grisebach gab mir später mehr heiße gute Worte als nötig war, um ihn von mir geschenkt zu erhalten; ihm ist er bis heute ein teueres Kleinod geblieben, aber für das Gewicht Mösers verschlug auch bei ihm dieses hinzugefügte Quentchen nichts.

Ich für meine Person hätte mich schon deshalb gesträubt, für den ganzen Schopenhauer, anstatt bloß für den großen Schriftsteller, Propaganda zu machen, weil ich doch dem, was er zerstörte, mit heißer Liebe, mindestens aber wehmütiger Trauer, anhing, obgleich ich schon damals mit Festigkeit anfing, worin mich später Adolph Steudels Werk („Philosophie im Umriß") bis zur Unwandelbarkeit bestärkte, den Wünschen des Herzens, was sein möchte, keinen Einfluß auf die Entscheidung der Ansicht darüber, was ist, zu vergönnen. Verhört werden mußte auch das Herz, aber entscheidend war doch der Schluß aus der zu der beobachtenden Wirklichkeit auf das hinter ihr Verborgene. Und den Menschen, welche anders fühlen und mit dem Menschenlose zufrieden erscheinen, propagandistisch die Schopenhauerschen Klagen über das Elend des Daseins aufzudrängen, hätte ich, vielleicht noch entschiedener als Möser, für sinnwidrig gehalten. Ich empfand einen brennenderen wirklichen Schmerz als der gereiftere, festere und harmonischere Möser mit den Leiden der Kreatur, und ein oft tiefleidend erdrückendes Gefühl über die Menschenlage zwischen zwei unendlichen Zeiten und in einem Pünktchen des unendlichen Universums. Ich hatte von Kindheit auf Anfälle von Melancholie über das Menschentreiben und von quälendem Mitleid für einzelne Personen gehabt, und mit der Schopenhauerschen Brille vor den Augen des Geistes verstärkte sich dies Wehegefühl öfters ins Krankhafte. Möser hat sich oft die heißeste Mühe gegeben, dagegen anzupredigen, daß man theoretische Ueberzeugungen dieser Art mit dem ganzen Menschen mitmache und sich dadurch unglücklich mache, wobei er jedoch mehr Herbigkeit gegen die Verkehrtheit als Weichherzigkeit gegen das Leiden bekundete. Vollkommen rein war übrigens mein Mitgefühl und Allgemeingefühl auch nicht. Es floß doch etwas hinein von dem Verhalten der Sklavinnen des Achilleus (Il. XIX, 302), die nach dem Tode des Patroklos weinen und jammern „dem Vorwande nach um Patroklos, aber um ihre eigenen Leiden eine jegliche", welchen Zusatz aus sehr richtiger Menschenkenntnis der alte Sänger mit brüsker Naivetät zu seiner Erzählung hinzufügt. Der Mensch umhüllt die Gêne über per-

sönliche Gründe, daß er sich etwa weniger glücklich fühlt als andere, gern mit dem edleren Mantel des Allgemeingefühls, wodurch er sich auch noch die Genugtuung verschafft, sich nicht als eine ungünstige Ausnahme vorzukommen. Doch war dies seltsame und seltene Kreuztragen des allgemeinen Weltleides im eigenen Gefühl größtenteils echt und manchmal sogar physisch furchtbar mitnehmend. Jedenfalls keine Stimmung, um für den Mann die Fahne zu schwingen, der wesentliche Schuld hatte, so etwas anzurichten. Wenn man füglich fragen muß, wie eine solche Gemütsverfassung die Zeit der großen Kriege habe ertragen können, ohne an Mitleid zu grunde zu gehen, so lautet die Antwort, daß zu jener Zeit der Landgraf schon hart und von normaler Hartgesottenheit geworden war. Die Wandlung war für etwaige ähnliche Fälle zu bedeutungsvoll, als daß ich hier ihre Ursache verschweigen könnte. Sie ging von einem Punkte in dem allgemeinen — nicht Weltschmerz, aber — Welt-Schmerz aus, nämlich von der Heilung der schrecklichen Beklemmung durch die Frage: Wozu lebe ich denn? Diese Beklemmung ist in der Tat so naheliegend und so wenig selten, daß ihre glücklich erlebte Therapie ebenso vernünftigerweise mitgeteilt zu werden verdient, wie Aerzte die Geschichte besonders glücklicher Heilung schwieriger Fälle ihren Fachzeitschriften mitteilen. Am 4. Januar 1864 führte mich der Direktor Ferdinand Ranke als Schulamtskandidaten in die Sexta des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin ein. Die dazu nötigen Vorarbeiten eines ja nicht leichten Examens hatte der praktische Instinkt und der natürliche Ehrgeiz, der Prüfung doch nicht zu erliegen, doch über die schlimme Gemütsverfassung fertig gebracht. Beim Nachhausegehen nach den beiden ersten Schulstunden fühlte ich mich völlig geheilt. Die Freude an einer ungebrochen fröhlichen und in zahlreichen Exemplaren prächtigen Jugend hatte gewiß einen großen Anteil daran. Aber entscheidend war doch die mächtig aufgehende, höchst einfache und realistische Erkenntnis: Du nimmst einen Lohn an, trotz allem Zweifel an dem Sinn und Wert der Existenz nimmst Du doch einen Lohn zum Weiterleben an, also nimmst Du auch Pflichten auf Dich. Das absolute Pflichtgebot des kategorischen Imperativs hatte ich stets, mit Schopenhauer und Möser, für nicht zu begründen angesehen, sondern stets zu dem kategorischen „Du sollst" hinzugefügt das hypothetische: „wenn Du einmal lebst", warum ich aber leben sollen müßte, nie begriffen. Jetzt aber war alles klar: wenn ich die Begründung der äußer-

lichen Existenz durch ein Amt annahm — und das zu tun, brachte die Macht des allgemeinen Herkommens mit sich —, so nahm ich auch die Pflicht an, für mein Amt, und somit überhaupt zu leben. Und so habe ich mein ganzes Leben erfahren: Eine Amtspflicht ist die Quelle geistiger Gesundheit und der ruhigen Bescheidung in eine Wirksamkeit nach Maßgabe noch so beschränkter Menschenkräfte und im Rahmen des menschlich Ueblichen. Die erdrückende Kleinheit sogar jedes noch so großen Wirkens im Vergleich mit der menschlichen Gesamtarbeit wird überwunden durch das für diesen kleinen Kreis doch geltende „Du sollst", und die Beschränktheit jedes Wirkens wird zu einer freudig erträglichen durch ihre Angemessenheit an die wirkliche Menschennatur, die eben nichts Größeres leisten kann und die daher sich längst mit den tatsächlichen Lebensausfüllungen in Einklang gesetzt hat.

Der dritte, Eduard Grisebach, brachte die baare Unbegreiflichkeit fertig, im Widerspruch mit seiner durchaus optimistischen Naturanlage, seinem überquellenden Lebensgefühl und seiner leidenschaftlich im Erotischen schwelgenden Lyrik in anstandslose Begeisterung für den Pessimisten Schopenhauer und namentlich für ihn auch als Pessimisten zu versinken. Aber diese Begeisterung war eben durchaus anempfunden, von „ästhetisch scheinhafter" Natur, ohne die Spur von einem persönlichen Sichunglücklichfühlen anzunehmen. Die weitere Lösung dieses Rätsels scheint mir darin zu liegen, daß es ihm der Schriftsteller Schopenhauer als solcher angetan hatte. Alles Literarische als solches löste die höchsten Gefühle in ihm aus, wenn es einen literarischen Glanz welcher Art auch immer an sich hatte. Und die Schopenhauersche Art stach ihm bald jede andere aus. Wie der Mann sich im Stil und Ausdruck räuspert und spuckt, das wurde für ihn zur jubelnden Idiosynkrasie und gern in sich selbst verpflanzte sekundäre Eigenart. In diesem Verhalten zu Schopenhauer wäre Grisebach allerdings, im Gegensatze zu Möser und mir, der Mann gewesen, die Fahne eines propagandistischen Schopenhauertums aufzupflanzen.

Aber Grisebach war ja eben kein Mann, er war kaum ein Jüngling, er war 1861—62 Primaner! Nichts lag uns Dreien ferner, als der Gedanke, gemeinschaftsbildend aufzutreten, auch nur unter uns in irgend welcher festen Form und mit einem Programm, um andere, etwa aus studentischen Kreisen, an uns heranzuziehen, geschweige denn der großen Oeffentlichkeit gegenüber etwas zu wollen und zu erstreben, in der Weise, wie es der Hainbund

getan hat oder hinterher gar die so viel größeren Romantiker. Es war alles absolut absichtslos rein geistiger Austausch, ohne den Ehrgeiz, uns geltend zu machen oder das Bestreben, nach unseren Ideen ein Stückchen geistiger Welt zu modeln. Ein Bund hat Formen, Regelmäßigkeiten, ein Bund aber, der literarisch wirken will, vor allem ein „Organ", das für sein Programm kämpft und Produkte bringt, die in seinem Geiste geschaffen sind; wie der Hainbund seinen Musenalmanach, und die Romantiker ihr großartiges Athenäum hatten. Zu Aehnlichem lag in uns allen nicht das Zeug und auch nie die Anwandlung auch nur eines Gedankens. Wir waren so harmlos in der Gegenwart befangen, daß wir auch kaum einmal ins Leben hinausdachten, ob wohl auch aus uns nach Maßgabe der Individualitäten und der Kräfte etwas werden würde, nur daß Möser und Grisebach wohl einen Band ihrer lyrischen Gedichte, und ich ein prosaisches Werk zur Zusammenfassung der Gedankenkämpfe und -ergebnisse über Welt und Leben in eine gewisse Aussicht nahmen. Ehrgeiz beseelte auch hinsichtlich des jedesmaligen Eindrucks auf einander Möser gar nicht, weil er selbstverständlich immer die erste Geige spielte, Grisebach nicht, weil er für sein Alter durch Belesenheit, Lebhaftigkeit und kleine Produktion sich absolut befriedigt fühlen konnte, höchstens mich in der Form der Unlust, daß ich nichts Produziertes zu bieten hatte und öfters gegen das literarische Interesse der beiden nicht genügend in mein philosophierendes Fahrwasser gekommen war. Aber soviel bleibt wahr, daß wir alle drei ein wirklich höchst bewegtes geistiges Leben, jeder nach der Weise seiner Veranlagung führten, daß es in uns oft wie in Treibhaushitze hervorsproßte und grünte, und die Weenderstraße oder der Weg nach dem geliebten Deppoldshausen oder der Rasen- oder Stegemühle unter unserem Gespräch erdampfte. Auf das Leben und Treiben der Studentenwelt aller Töne und Farben sahen wir mit unsäglicher Gelassenheit herab, entfernten uns teils ohne Haß von ihm, empfanden oft aber auch Verachtung dafür, ich glaube, kaum in Hochmut, sondern weil wir im Vergleich zu ihnen wirklich im Geiste lebten. In besonderen Fällen der Vereinigung mit studentischen Kreisen hatten wir aber doch den Takt, freundlich die guten Seiten der Kommilitonen ins Auge zu fassen und das Geheimnis unserer anderen Gesinnung zu verbergen. Einige Professoren sollen von uns mit bedenklichem Schütteln des Kopfes und mit Sorge und Herzeleid gesprochen haben, weil sie den Schopenhauer als unser Zeichen

ansahen, den sie damals alle nur vom Hörensagen kannten und als einen Gottseibeiuns betrachteten.

Daß wir aber den Hainbund verachtet hätten, das ist gänzlich unrichtig: das schloß bei Möser und Grisebach schon die tiefe Hochschätzung aller Poesie aus, und ich hätte das Leben für Tugend und Vaterland und eine diesem Streben entsprechende Poesie eher als einen beneidenswerten glücklichen Positivismus angesehen.

Wenn ich vorhin mir alle Produktivität absprach, so ist das doch nicht ganz wahr: unter dem Einfluß dieser Gesellschaft mußte man schon bisweilen, wie angesteckt, ein Gedicht machen, nur um unter ihr sich auch als Mensch zu fühlen. Es geschah aber nur mit ein paar Dutzend Sonetten und einigen Oden in Summa, in Formen, die auch für den Nichtbegabten dichten, wenn er nur Gedanken, Gefühl, einen gewissen Kunstsinn ihrer Führung und ein geschultes Urteil hat. Die Sachen waren alle ohne inneres und zwingendes Bedürfnis entsprungen, durch die Umsicht des Geschmackes, der sich an nichts noch irgend Anstößigem genügen ließ, fielen sie zum letzten Schluß doch aber gut aus und trugen bei den beiden Talenten eine verwunderte Billigung wie über das blinde Huhn, das doch auch einmal eine Erbse gefunden habe, davon. Aus ein paar freien lyrischen Gedichten wollte Möser nicht mit Unrecht das Vorbild des Gesangbuches herausschmecken, Grisebach war immer voll einer unaussprechlich liebenswürdigen, fleckenlosen Mitfreude.

Veit Valentin war mir bekannt geworden aus einem unvergeßlichen Spaziergange nach der Plesse und Mariaspring mit der Burschenschaft Brunsviga, zu dem mich ein nach seinem wissenschaftlichen Streben im Fachsinne der Philologie und sein sanftes Wesen höchst achtungswertes Mitglied dieser Verbindung, das ich vom Kolleg und philologischem Seminar her kannte, aufgefordert hatte. Es war — Mitte April 1861 — einer der ersten Tage des Göttinger Aufenthaltes des Frankfurter Jünglings, ein Tag, der uns beiden ein Merkstein im Leben geworden ist. Unter den 20 Personen fanden wir beide uns immer wieder zu vertieftem Gespräch. Für ihn war mein Hang zum Philosophieren etwas ganz neues, was auf ihn den Eindruck machte, den auf mich der Spaziergang mit Möser nach dem „kleinen Hagen“ ein Jahr vorher gemacht hatte; an ihm zog mich die wunderbare Reinheit und Idealität seiner Natur an, der vor kurzem in seiner Rolle als Torquato Tasso bei einem dramatischen Abschiedsfeste der Frank-

furter Abiturienten mit Begeisterung ganz aufgegangen war. Auch fühlte ich von Anfang an, was sich später 40 Jahre lang bewahrheitet hat, daß Veit Valentin ein durch und durch edler und treuer Mensch war. Das Band wurde in den ersten Monaten fester geschlungen durch — das Schachspiel; bald aber verdroß uns doch diese so sehr interessante, aber in Wahrheit inhaltsleere einseitige Verstandestätigkeit als unserer gemeinschaftlichen wirklichen Geistesinteressen unwürdig, und wir ließen es fast ganz liegen. Ein Zusammenbringen Veit Valentins mit Möser und Grisebach lag nahe, fand auch natürlich statt, aber es hat von beiden Seiten niemals einen rechten Klang gewonnen. Die beiden Hannoveraner zeigten sich schon unduldsam gegen den Frankfurter Dialekt und verhielten sich taub dagegen, wenn Valentin die gleiche „Berechtigung" — dies ist zeitlebens seiner gerechten Natur ein Lieblingsbegriff geblieben, so besonders in aller Kunstwürdigung, in der niemand, ohne Verwischung des Unterschiedes zwischen Niederem und Höherem, mehr das „Leben und Lebenlassen" übte — der oberdeutschen und der schriftdeutschen Mundart eifrig zu verfechten suchte. Es kam dazu, daß Möser doch etwas eifersüchtig die Erschütterung seiner unbewußt angestrebten absoluten Herrschaft über mich durch diese meine neue Beziehung empfand. So sehr unter dem Uebergewicht einer doch ganz anders gearteten Natur zu stehen, wie ich von Ostern 1860 bis Ostern 1862 unter dem Mösers stand, das hatte doch in Wahrheit für mich auch die Seite einer drückenden Last, deren ich mich allmählich instinktmäßig zu erwehren suchte. Ich weiß noch: wenn ich einmal so recht froh, mir selbst anzugehören und die mir wirklich eigenen Gefühlszustände und Gedanken zu erleben, hinausging, dann konnte es mir ein peinlicher Zwang werden, Möser zufällig in die Arme zu laufen und nun wieder von dem Kerker umfangen zu werden. Es ist doch alles in der Welt nichts außer dem Guten, Wahren, Schönen (oder „Religion, falls sie nur wahr wäre, Philosophie, Poesie und Kunst") und der Liebe, so klang es immerfort in endlosen Variationen von mehr Einerleiheit als Mannigfaltigkeit aus Mösers Munde, während ich es doch als Unrecht empfand, sich so sehr von dem vollen wirklichen Leben abzuwenden und seine Träger in Bausch und Bogen unter sich zu erblicken. Möser aber wiederholte sich mehr als er selber ahnte und brachte in einer mir ganz unverständlichen Unkenntnis seiner selbst oft seine unzählige Male gehörten wuchtigen Behauptungen wieder hervor, als ob er sie zum ersten Male sagte. Veit Valentin

war auch voll Begeisterung für das Hohe und Schöne, die Liebe zu Goethe und Schiller z. B. war ihm eigentlich doch noch persönlicher als die Mösers zu unseren beiden Dichterheroen, aber er hatte das doch nicht alles so aufdringlich systematisiert und ließ es nicht so in die Verachtungstiraden gegen die vielen ausklingen, was aus Mösers Munde oft meine humane Neigung, relativ möglichst anerkennen zu können, verletzte. Veit Valentin und ich hörten viele Kollegien gemeinschaftlich, und das ergab oft einen durchaus würdigen Gesprächsstoff, ohne daß wir uns bei uns entschuldigten, eigentlich doch schon von der Höhe des wirklich völlig Wertvollen herabzusinken. Wenn Möser dagegen einmal über die Kollegien Ritters, Lotzes, Ehrenfeuchters, Sauppes sprach, so fühlte man immer, daß er eigentlich schon unter sein Niveau sich herabzulassen vermeinte. Nur allenfalls Ernst Curtius feinsinnige Begeisterung für das Schöne behandelte er al pari. Möser merkte, daß ich unter dem Einfluß Veit Valentins aus den Schranken seines orthodoxen Anhängers noch mehr herauswich, als ich es schon durch meine eigene Natur tat. So suchten die beiden Hannoveraner mich Veit Valentin zu entfremden, sie konnten sich nicht entschließen, ihm gerecht zu werden, sie suchten sein Talent und seinen Geistesinhalt herabzusetzen. Möser hat mir einmal in seinen letzten Lebensjahren ausdrücklich einen Brief zu dem Zwecke geschrieben, mir ein Unrecht jüngerer Jahre, das ihn drückte, zu bekennen: das Unrecht, welches er gegen Veit Valentin begangen hatte. Dessen spätere mannigfaltige, eigenartige und treffliche Leistungen hatten ihn doch gezwungen, sein früheres Prognostikon zurückzunehmen. Nun, dieser Brief gereichte Möser doch zur Ehre.

Veit Valentin dichtete auch fleißig, aus instinktivem Bedürfnisse und in leichtestem Fluß. Aber mit der der beiden am Fuße des Hainberg geborenen Jünglinge hätte sich seine Dichtungsweise durchaus nicht unter einen Hut bringen lassen. Es lag ihr keine vorgefaßte Theorie zu grunde. Was in ziemlich weitem und mannigfaltigem Umkreise seines inneren Lebens drängte, schuf sich schnell leichte lyrische Gestalt, ohne daß eine Unruhe darüber gewaltet hätte, ob auch alles aus einer großen Einheit gewachsen wäre und nach Einer Richtung hinzielte, auch ohne daß auf die formelle Korrektheit und die Diktion so peinliche Umsicht gewandt wäre als bei Möser und auch Grisebach. Es war eben alles auch ganz anspruchslos nur für ihn selbst zu Papier geworfen; nur mir hat er seine vielen kleinen Gedichte voll Augenblickseinfällen und

=stimmungen vorgelesen; Möser und Grisebach hat er nie etwas davon gezeigt, in der natürlichen Zurückhaltung gegen die Seite, von der man fühlt, daß sie einem nicht wohlwill. Gelegenheits=gedichte im Goetheschen Sinne war das alles viel mehr als die Mösersche Poesie der Verkündigung von Allgemeinheiten in dichterischer konkreter Gestaltung vom pythischen Dreifuß eines erhabensten Menschentums. Dabei war Veit Valentin ein Be=wunderer Platens nicht minder als Möser es war. Aber in dessen Schule dichtete er nur selten, sogar auch kaum in der seines bis=herigen Ideals, seines Onkels mütterlicherseits, des Hafisdichters G. Daumer. In Versen und Reimen wollte er leicht und natürlich sich selber geben, und nicht immer sogleich seinen ganzen Menschen, sondern die Konfiguration des eben wirklich Erlebten. Dabei war er doch recht vielseitig, und auch die Uebersetzung aus lateinischen und griechischen Dichtern, besonders Martial und Pindar, zog ihn an. In pindarischem Gedankenfluge, entfesselter Form und sogar Einverwebung eines Mythus konnte er wohl einmal erhabenere Hymnen anstimmen, die aber im Gegensatze zu seinen „Gelegenheits“=gedichten doch etwas Gemachtes und Fremdes an sich trugen und nicht recht erwärmten. Auch ein geistreiches modernes Lustspiel, in der Weise des berühmten „durchs Ohr“ seines Landsmannes Wilh. Jordan, hat er damals gedichtet, in welchem der Kardinal Antonelli, der Rampolla der damaligen Jahre, den, zuletzt geprellten, Intriguanten spielte. — So hatten sich wohl drei talentvolle junge Dichter einmal wieder in der alten Stadt des Hainbundes zu=sammengefunden, aber daß sie einen Bund gebildet hätten, war sehr weit entfernt, nicht einmal die zwei sich nahestehenden taten es, geschweige denn, daß ihn ein dritter in Einmütigkeit ergänzt hätte.

Möser ging schon Ostern 1862 von Göttingen nach Dresden, Veit Valentin verließ Göttingen im August 1863, um im Oktober nach Berlin zu gehen, ich folgte ihm dahin nach bestandenem Ober=lehrerexamen im November 1863. Ob Hans Herrig schon zu unserer Zeit in Göttingen war, weiß ich nicht, glaube es aber nicht, jedenfalls haben wir ihn dort nicht gekannt. Nach Berlin kam er von dort Ostern 1865, nachdem Veit Valentin schon nach Paris übergesiedelt war. Möser war in Dresden, und so haben diese drei nie miteinander verkehrt. Herrig hatte den inzwischen zum Studenten aufgerückten Grisebach in Göttingen wohl in einigen Professorengesellschaften gesehen, nahe waren sie sich aber damals

kaum getreten. Dem Hans Herrig ging für mich in Berlin ein fabelhafter Ruf seiner Genialität und seiner Zukunft voran durch Bernhard Förster, den späteren Gemahl der Schwester Nietzsches und Deutschkolonisten in Brasilien, der mit Herrig in Göttingen ein halbes Jahr lang in sehr engem Verkehr gestanden hatte. Mit Bernhard Förster war ich bekannt geworden durch ein Sanskritkolleg bei dem alten Bopp, in dem er, Emil Taubert, der Sohn des Kapellmeisters und späterer Intendanturrat des Kgl. Schauspielhauses, und ich die drei ausmachten, die ein Kollegium bilden, welches übrigens bald aufflog, da der Vortrag des alten hochverdienten Forschers formell unerträglich war und der Prozentsatz der Schwänzenden vernichtend wirkte. Bernhard Förster, ein sehr exzentrischer Mensch, warf sich zunächst mir leidenschaftlich in die Arme, als ein heißer Bewunderer meiner — Ignoranz. Er hatte nämlich einmal bemerkt, daß ich nichts davon wußte, daß inzwischen ein Königreich Italien entstanden war. Dies hatte er ganz richtig nicht auf meine Stumpfheit bezogen, sondern auf mein Leben und Weben in den ewigen Dingen, welches mir als einem in dieser Beziehung echten Anhänger Mösers und Platos eigen war und über dem ich nichts von dem bemerkte, was in der großen Welt und in der kleinen Klatschwelt um mich herum vorging. Zeitungslektüre hatte ich bisher als etwas mit dem Tage Vergängliches und daher ganz Nichtiges angesehen, gleichwie auch Möser keine betrieb, der aber zu meiner Verwunderung darüber schalt, daß nach seiner Beobachtung die Zeitungsleser für das „unter dem Strich“ gar keinen Blick übrig hätten: seltsam, der übliche Liebesroman im Feuilleton schien ihm also schon eher der höheren Sphäre anzugehören als aller Ernst der Wirklichkeit. Auf diese Weltunkenntnis und tumbheit hin hatte sich also Bernhard Förster ein Idealbild von mir zurechtgelegt und empfand kurze Zeit eine glühende Freundschaft für mich: ich warnte ihn aber immer gleich, er solle doch dieses sein Gefühl nicht auf ein von ihm selbst gemachtes Idealbild bauen, sagte ihm voraus, daß dieses so stürmische Feuer bald verrauchen würde, zumal seit dem durch meine Berufstätigkeit herbeigeführten realistischen Umschwunge das Bild der Weltfremdheit gar nicht mehr auf mich paßte. Selbst das Interesse für die, wenn auch mit Auswahl regelmäßige Zeitungslektüre erwachte in mir bald mit Eifer und für immer: hatte doch Bernhard Förster selbst einmal die Beobachtung verkündet, daß auf Eisenbahnfahrten mit der Ueberfahrt aus den

Kleinstaaten über die preußische Grenze sofort das Politisieren in den Coupés (der damals noch in ihrer Ganzheit übersichtlichen Waggons drittter Klasse) beginne. Bernhard Förster ging im Winter 1864/65 nach Göttingen und kehrte von dort also als ein Prophet des Hans Herrig, der bald eintreffen werde, nach Berlin zurück. Es kommt mir hier darauf an, festzustellen, daß Hans Herrig mit dem, was sonst zweiter Göttinger Dichterbund genannt werden könnte, äußerlich wenig zu tun hatte, innerlich auf gänzlich anderem Boden stand. Zu Möser und Veit Valentin stand er also in gar keiner Beziehung, mit Grisebach hatte er in seiner Göttinger Zeit erst einige Bekanntschaft angebahnt. Grisebach kam September 1866 nach Berlin, und im Winter 1866/67 fand nun allerdings ein überaus reger Verkehr zwischen dem Göttinger, ohne sein Haupt, Albert Möser, nach Berlin verpflanzten Rumpf und diesem neuen Dichterjüngling statt. Seltsam, daß diese Jugend so leicht einen Abgott aus ihrem engsten Kreise für sich einsetzt! Bernhard Förster war ganz hingerissen von dem Genie Hans Herrigs, dem er nur das Herz, also das Beste, absprach, und Grisebach sang bald die zweite Stimme in diesem Jubelliede. Ich selbst blieb doch viel gelassener diesem Phänomen gegenüber, weil ich auf Menschenvergötterung weniger zugeschnitten bin und nie im Leben einem Menschen „mit unbegrenzter Verehrung" geschrieben habe, wie Möser es zu meinem Leidwesen sogar einer großen Schauspielerin unter den Brief setzen konnte. Alle Menschenverehrung muß doch begrenzt bleiben. Der in den höchsten Tönen angekündigte Hans Herrig traf also nun in meinem kleinen Berliner Kreise ein, d. h. trat in den Verkehr mit Bernhard Förster, seinem viel maßvolleren und ruhigeren Bruder Paul, dem späteren antisemitischen Abgeordneten, mir, und ein Jahr später E. Grisebach; Fritz Schaper, später Rektor in Nauen, ein ganz gediegener und tiefer Mensch, von einer seltenen Harmonie religiöser und politischer Interessen, und der scharfsinnige, aber sehr selbstgewisse Lexikograph, Schopenhauerkritiker und Blindschachspieler Berthold Suhle schlossen sich an; selten hospitierte mein Kollege Joh. Imelmann, der über das jugendlich Ungezügelte und Unreife, welches denn doch in dieser Gesellschaft steckte, schon damals in sicherer Ruhe überlegen war. Herrig mußte, worauf es hier in diesen Sondererinnerungen ankommt, als Mitglied einer Fortsetzung des „Göttinger Dichterbundes" betrachtet, diesen vielmehr wegen der völligen Gegensätzlichkeit seines Geistes zersetzen

und sprengen. Herrig war durch und durch geschichtlich gesonnen, darin ein Hegelianer vom Scheitel bis zur Sohle, wir beiden Göttinger hatten bis dahin mit Schopenhauer und Möser die Gleichgültigkeit und Verachtung der Geschichte und die alleinige Wertschätzung des Individuums geteilt, von dem wir über die Kollektiveinheiten hinweg sogleich zum Absoluten selbst als dem Höheren und Höchsten emporblickten. Für Herrig stak das Große der Menschenexistenz im Völkerleben und den geschichtlichen Heroen, die es gestalten. Alle seine, ihm schon im einzelnen vor Augen stehenden und nur zum teil später ausgeführten dramatischen Entwürfe hatten solche zu Helden, und das Interesse, das sie ihm boten, war nicht das Poetische in ihrer Erscheinung und ihrem Wirken, sondern das an den Ideen, die ihm ein jeder repräsentierte. So hatte er für die Möserschen Oden und Sonette ein Kopfschütteln als für eine Verirrung des Talentes, ja er liebte sogar, sie zu parodieren; für Schopenhauer hatte er eine sehr bedingte Hochschätzung als den Schriftsteller und Gedankenschmied. Ganz bedeutend war er als — wenigstens schriftlicher — Improvisator im Lyrischen und als verwegener Hinschleuderer von paradoxen Gedankenblöcken. Auf diesen beiden Eigenschaften beruhte besonders das Imponierende, das er über seinen Kreis ausübte. Grisebach war wieder zu empfänglich, als daß er nicht diesen neuen Einwirkungen nachgegeben hätte, und er fühlte dabei nicht genügend, wie sehr er dadurch von seiner Vergangenheit abfiel, die er dennoch noch hochhielt und mit der er wähnte, in Kontinuität zu bleiben. Aber das Leichtflüssige des Herrigschen Talentes und seine Sicherheit war für ihn zu bezaubernd. Ich habe es mehrfach erlebt, daß Herrig, in meine Stube tretend und mich bei ganz gesetzter Berufsarbeit oder einem Brief findend, sich ein Blatt Papier ausbat, um in den Minuten, bis ich fertig geworden sei, ein Gedicht niederzuschreiben. Er bat wohl um die Bestimmung einer hochkunstvollen Form, z. B. der Kanzone, oder um ein Thema, spielte es dann aber meist auf eine Parodie Mösers hinaus, geistreich, übermütig und poetisch, aber mit laxer Freiheit in der Sprache und ohne die Mösersche Peinlichkeit hinsichtlich des Korrekten und Reinschönen, auch so, daß doch die Verkennung des Möserschen ehrlichen, hohen Ernstes mißfallen mußte. Grisebach kam aber doch, durch solche Leistungen überwältigt, von seiner früheren Autorität langsam ab, und Möser würde sich gegrämt haben über das Eindringen solchen Geistes in sein früheres Saat-

feld. Jedenfalls war die Verbindung zwischen den dreien die rein äußerliche, daß sie als dichterisch begabte Jünglinge ungefähr um dieselbe Zeit an demselben Musensitz gelebt hatten. Der Gegensatz der Geistesart Herrigs und Mösers trat ganz besonders hervor in dem Verhältnis der beiden zum Kriege von 1866. Möser schrieb mir damals um den 20. Juni herum, ob wir beide nicht bei der so gestalteten Weltlage in irgend einen entlegenen Winkel des Vaterlandes in den bevorstehenden Ferien flüchten wollten, um nichts von den gräßlichen Weltbegebenheiten zu hören. Ich antwortete ihm in einem langen Briefe, daß ich ins Bad solle, übrigens aber durch meinen Aufenthalt in Berlin allmählich so umgewandelt sei, daß ich, wie die Welt einmal sei, die Notwendigkeit dessen, was bevorstände, wohl begriffe und mich in schmerzlichem Mitleide mit den Opfern des Krieges da hinein zu fügen zu meiner Verwunderung die Kraft gefunden hätte. Herrig aber war in seinem geschichtlichen Blick und in bewundernswerter Voraussicht vom allerersten Anfang (1862) an ein begeisterter Herold des Ministerpräsidenten von Bismarck gewesen, und in den kurzen Kriegstagen war nun meine günstig gelegene Stube Französische Straße 67, dicht bei Unter den Linden, wo die neuesten Nachrichten immer zuerst bekannt wurden, das Hauptquartier für meinen kleinen Kreis, wo die jüngsten Depeschen und die politische und Kriegslage immer aufs eifrigste diskutiert wurden. Zwei treffliche junge Aerzte und ich nahmen auch mit menschlichem Herzen teil an den Ereignissen und wußten das relative Recht beider Seiten anzuerkennen, Suhle verfolgte alles mit „preußischem Herzen," wie er zu unserer Verwunderung bekannte, Herrig aber mit dem für individuelles Geschick gleichgültigen Enthusiasmus eines geschichtlich gesonnenen Menschen, der in Bismarcks Politik den objektiven Ruck des Weltgeistes empfand. Grisebach wurde, wie ich schon erwähnte, erst später bekehrt, aber der friedliche Idealismus des zweiten Göttinger Dichterbundes, wenn man von solchen sprechen dürfte, hatte sich verflüchtigt, und der einzige, in dem er sich erhalten hatte, Möser, war doch kein „Bund."

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften neu herausgegeben von Pastor Georg Lasson. — Philosophische Bibliothek Band 33. Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1905.

Als im 19. Jahrhundert die Kraft der spekulativen Erkenntnis zu erlahmen begann, bemächtigte sich nach dem Vorgange Frankreichs und Englands auch bei uns der psychologische und historische Positivismus der geistigen Führung. Aber dieser Versuch ist heut als gescheitert zu betrachten, und es ist klar, daß er scheitern mußte. Denn der Positivismus ist seinem Wesen nach nichts anderes als ein verschleierter Materialismus oder Sensualismus. Es ist nicht der grobe metaphysische Materialismus der französischen Encyklopädisten und solcher Köpfe wie Büchner, K. Vogt, Czolbe, sondern es ist physiologischer und historischer Materialismus. Nicht der Sinnesstoff, sondern der Sinnesprozeß bildet das Fundament dieses sensualistischen Materialismus. Das relative Verdienst dieser positivistischen Epoche besteht in einer Vermehrung der äußerlichen Tatsachenkenntnis auf dem Gebiet der Psychologie und Physiologie nicht weniger als auf dem der Geschichte, der Jurisprudenz und der Theologie. Der ungeheuere Irrtum dieses wie jedes Positivismus beruht aber darauf, daß er aus dem Inbegriff des gesamten Lebens- und Weltzusammenhanges ein einzelnes Moment, eine einzelne Erscheinungsseite, nämlich die Sinnensphäre oder Teile von ihr, erst aus dem Ganzen abstrahiert und dann von diesem abstrakten Gebilde aus die konkrete Wirklichkeit rekonstruieren will. Daß dieser Weg nimmermehr zur Wahrheit führt, haben schon die Hellenen erkannt, und im Gegensatz dazu ging ihnen zuerst die Einsicht auf, daß nur die Methode zum Ziele führt, die das Besondere, Sinnliche, Endliche nicht an sich, abstrakt bestimmt, sondern die alles und jedes im Bewußtsein der Totalität erfaßt und es als eine Selbstbestimmung, als eine Selbstdetermination dieser unendlichen Lebenstotalität erkennt. Dieses sich stets das Ganze des Lebenszusammenhanges gegenwärtig haltende Erkennen ist aber im Unterschiede von dem psychologischen, endlichen, verständigen Denken das spekulative Denken, und daher ist die dem positivistischen Materialismus entgegengesetzte Methode der spekulative Idealismus. Er

hat es mit derselben Wirklichkeit zu tun wie der Positivismus; er durchforscht die Einzelerscheinungen nicht minder genau als dieser; aber er begnügt sich nicht damit, bloß das Einzelne inbezug auf das Einzelne nach seinen relativen Kausalbeziehungen zu bestimmen, sondern er erkennt nur diejenige Einsicht als wissenschaftlich an, die aus der Denkmethode des Totalitätsbewußtseins ihre Begründung empfangen hat. Die Entwicklung dieser Methode überhaupt macht die Aufgabe der Philosophie aus, und die ganze Geschichte der Philosophie ist nicht, wie manche Flachköpfe noch immer meinen, eine wüste Folge sich widersprechender Systeme, sondern sie ist die fortschreitende Herausarbeitung dieser Totalitätsmethode.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war die Fähigkeit spekulativer Erkenntnis so gut wie verloren gegangen und die Folge davon war, daß trotz der großen Erweiterung der natürlichen und geschichtlichen Tatsachenkenntnis dennoch auf dem Gebiete des geistigen Lebens ein erschreckender Rückgang stattfand. Aus diesem Gefühl der Verödung ist nun zunächst das Bedürfnis erwacht, das Leben wieder mit den Geistesgütern zu befruchten, die solange verächtlich beiseite geschoben wurden. Und so sehen wir denn, wie sich das Interesse für den spekulativen Idealismus Kants, Fichtes und Hegels von neuem energisch zu regen beginnt. Was man in diesem Zeitalter des Positivismus am wenigsten hätte erwarten können, das ist nun geschehen: es ist eine Neuausgabe der Encyklopädie Hegels notwendig geworden.

Diese vom Pastor Georg Lasson besorgte Ausgabe gibt den Text in seiner reinsten Gestalt. Zugrunde gelegt ist die dritte Auflage der Encyklopädie vom Jahre 1830, die Hegel noch selbst hergestellt hat. Dabei hat sich ergeben, daß damals manche Versehen und Druckfehler sich in den Druck eingeschlichen haben, die dann in den späteren Ausgaben dieses Werkes nicht beseitigt, sondern nur noch vermehrt worden sind. Aber nicht durch willkürliche Konjekturen sind diese Verunstaltungen aus dem jetzt vorliegenden Text entfernt worden, sondern durch sorgfältigen Vergleich mit den ersten beiden Ausgaben von 1817 und 1827 konnten alle Bedenken gehoben werden, so daß wir nun einen authentischen Text in Händen haben. Es ist das um so erfreulicher, als wir neuerdings auch eine Ausgabe der Religionsphilosophie Hegels erhalten haben, die den ohnehin schwer feststellbaren Text dieses Werkes noch außerdem in geradezu barbarischer Weise verstümmelt hat.

Ganz besonders wertvoll ist ferner die Einleitung, die G. Lasson zu diesem Neudruck der Encyklopädie geschrieben hat. Was hier über den Grundgedanken der Hegelschen Philosophie, über die Philosophie als Wissenschaft und über die Encyklopädie insbesondere ausgeführt wird, gehört zu dem Besten, was je über Hegel gesagt worden ist. Diejenigen, die so wie der Verfasser dieser Einleitung in den inneren Gedankengang der Hegelschen Philosophie eingedrungen sind, lassen sich heut an den Fingern herzählen. Es ist nur ein kleines Häuflein, die nicht nur den

guten Willen, sondern auch die geistige Kraft besitzen, den Funken des klassischen Idealismus lebendig zu erhalten, und ihre heilige Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß dieser glimmende Docht nicht verlösche, sondern sich in der kommenden Generation zu heller Lohe entfache.

Zu dem, was in dieser Einleitung über die Logik Hegels gesagt wird, möchte ich noch einige Anmerkungen machen. Es ist völlig richtig, daß Hegel das Denken des absoluten Subjektes und das des denkenden Individuums nicht klar genug geschieden hat. Er ist immer bei dem Verfahren stehen geblieben, durch welches sein eigenes Ich zuerst zur Methode des absoluten Nachdenkens gelangte, und er hat dabei diese phänomenologischen Eierschalen seines Werdeganges niemals völlig abgestreift. Dadurch ist Hegel in einem Schematismus stecken geblieben, der die tiefe Erkenntnis, die in seinem Geiste nach Offenbarung rang, gar nicht adäquat zum Ausdruck zu bringen vermochte. Und das hat wiederum zur Folge gehabt, daß der Riesenfortschritt, den die erkenntnistheoretische Logik mit Hegel machte, bis auf den heutigen Tag völlig wirkungslos geblieben ist, — deswegen wirkungslos, weil jener Schematismus den inneren Wert der Sache selbst verdeckt gehalten hat. Denn nicht mehr und nicht weniger wollte der Weltgeist durch die Logik Hegels zum Abschluß bringen, als die Lösung des größten Problems, das schon Aristoteles der abendländischen Kultur gestellt hatte, nämlich die aus der lebendigen Vernunft selbst entwickelte Methode von dem Denken des Denkens. Es sollte endlich die Totalitätsmethode des allschöpferischen Geistes zum Bewußtsein gebracht werden, die stufenweise durch die niederen Formen des Mechanismus, Organismus und Psychismus in die Erscheinung tritt und erst in dem spekulativen Denken des Selbstbewußtseins zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt. Worum es sich hierbei handelt, kann in höchst einfacher Weise folgendermaßen beschrieben werden: 1. was nur immer gegeben ist, ist schlechterdings immer nur als Bewußtseinsvorgang gegeben; 2. von allen Bewußtseinsfunktionen ist aber das Denken die einzige, die alle anderen —, die Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle und Affekte, — von sich aus und in sich zu begreifen vermag und zwar als niedere Formen seiner selbst; 3. folglich muß die Methode des sich selbst bestimmenden Denkens oder das Denken des Denkens diejenige sein, welche die Wahrheit aller Natur- und Geistesprozesse ausmacht. Zur Erschließung dieser Totalitätsmethode aber war Hegel der Schlüssel in die Hand gegeben. Er vermochte die Pforte zu öffnen; doch dabei hatte sich hinter ihm der Arbeitsschutt so bergehoch aufgetürmt, daß mit wenigen Ausnahmen die große Masse bald die Lust verlor, sich erst durch diese Schutthaufen hindurchzuringen; sie ließ lieber den dahinter winkenden Eingang zum Tempel der Wahrheit wieder verfallen und begab sich auf bequemere, aber in die Wildnis führende Pfade zurück.

Daß Hegel nun den von ihm eroberten Zugang zur Wahrheit des schöpferischen Denkens durch seinen Schematismus gleich wieder hinter sich

versperrte, zeigt sich sogleich am Anfang seiner Logik. Von diesem sagt nun G. Lasson: „Der Anfang der Hegelschen Logik mit seiner die Unkundigen so stark verblüffenden Gleichsetzung von Sein und Nichtsein spricht nichts weiter als diese innere Notwendigkeit aus, daß der Gedanke des Seins, sobald das Sein als dem Gedanken fremd gedacht wird, sich in sich selber auflöst. Andererseits bedeutet die Erkenntnis, daß die erste Tatsache, die dem denkenden Geist gegeben ist, das Sein des Denkens oder das Denken des Seins, diese uranfängliche Identität, die Grundlage für das gesamte Leben des Bewußtseins bildet, den größten Fortschritt des Gedankens über den Kantischen Dualismus und den Fichteschen Subjektivismus hinaus.“ Es mag dahingestellt bleiben, ob diese uranfängliche Identität von Denken und Sein in Wahrheit an den Anfang der Logik gehört, oder ob sie nicht vielmehr das Resultat darstellen muß. Mir wenigstens drängt sich dabei immer der Eindruck auf, daß in diesem Ausgange von dem Sein ein unüberwundener Rest der Schellingschen Identitätsphilosophie haften geblieben ist. Denn Schelling ist es, der die Einheit von Sein und Denken seiner ganzen Philosophie zugrunde legt, während Hegel sonst gerade immer darauf hinweist, daß eine solche Einheit nicht der Anfang, sondern das Resultat des spekulativen Prozesses sei. Wäre Hegel streng bei dem Denken selbst geblieben, so hätte er zunächst nicht von den Bestimmungen des Seins, des Nichtseins und des Werdens, sondern von denen des Allgemeinen, des Besonderen und des Einzelnen ausgehen müssen. Das hat der Logik Hegels von Anfang an viele Mißverständnisse zugezogen; aber diese würden sich noch heben lassen. Entscheidend dagegen ist, daß auf diese Weise die Hauptsache, nämlich der methodische Grundgedanke, gar nicht klar zum Ausdruck kommt, und daß Hegel trotz allen Ringens auch später diese Klarheit niemals hervorzubringen vermocht hat. Aber hier muß ich auch Lasson widersprechen, wenn er behauptet, die den Unkundigen so stark verblüffende Gleichsetzung von Sein und Nichtsein drücke nichts weiter als die innere Notwendigkeit aus, daß der Gedanke des Seins, sobald das Sein als dem Gedanken fremd gedacht wird, sich in sich selber auflöse. Diese Einsicht war zum mindesten seit Kant so selbstverständlich, daß Hegel darauf nicht mehr zurückzukommen brauchte. Er redet auch gar nicht von dem Sein des Denkens und dem Sein außerhalb des Denkens, sondern er redet nur von dem Sein und dem Nichtsein schlechthin in ihrem gedachten Verhalten zu einander. Nun aber behauptet er, daß Sein und Nichtsein nicht etwa identisch sind, sondern daß sie identisch werden; sie sind für sich vielmehr beide gar nichts und sind dagegen beide so an- und aufeinander angewiesen, daß sie nur in dem beständigen Uebergange in einander ihre Wirklichkeit haben. Diese beständige unendliche Verschmelzung des Seins und Nichtseins ist aber das Werden oder mit anderen Worten ihre Identität ist keine seiende, sondern eine beständig werdende. Die erste Kategorie der im Denken gesetzten Wirklichkeit ist also weder das Sein, noch das Nichtsein, sondern das Werden; jene

sind nur sich fortgesetzt aufhebende und in ihrer Aufhebung sich wechselseitig wieder neu erzeugende Momente jener Kategorie.

Die ganze Schwierigkeit dieser Erörterung liegt allein darin, daß die Hauptsache, auf die es hierbei ankommt, wohl überall hindurchschimmert, aber als solche nicht zum Durchbruch kommt. Denn daß das Sein als solches unlöslich mit dem Nichtsein verflochten ist und daß nur das Werden die Wirklichkeit beider sei, ist zwar ein sehr interessantes Faktum, hat aber an dieser Stelle nur eine sekundäre Bedeutung. Sagt doch Hegel selbst, daß man die Logik ebensowohl mit einer anderen allgemeinen Bestimmung als dem Sein beginnen könne; dann würde man es aber auch mit einem anderen Faktum zu tun bekommen. Logische Bedeutung hat vielmehr allein die Methode, durch welche dieses wie jedes andere Denkfaktum zustande kommt, und diese bleibt gerade durch das sachliche Interesse, das dem Sein gewidmet wird, stark verdeckt; ja, sie kann an einer ontologischen Bestimmung überhaupt nicht völlig klar hervortreten. Eine logische Untersuchung muß durch vorzeitige Beschwerung mit ontologischen Momenten notwendig in ihrem ganzen Gange beeinträchtigt werden.

Welches ist denn nun aber der methodische Grundgedanke, der das ganze Hegelsche System, besonders aber dieses Anfangskapitel der Logik bewegt und der dennoch an keiner Stelle an und für sich klar herausgehoben wird? — Es ist das entwicklungstheoretische Prinzip, um das sich die spätere Logik hätte bemühen müssen, wenn sie wirklich einen Schritt vorwärts gerückt wäre, statt daß wir sie nur durchweg hinter das bereits mit Hegel Erreichte wieder zurücksinken sehen. Ja, es ist schlechterdings nicht zu verstehen, daß nicht wenigstens die deutschen Logiker den gewaltigen Fortschritt, den diese Wissenschaft durch Hegel gemacht hat, auch nur als ein integrierendes Moment kritisch gewürdigt haben. Jenes Prinzip nun, das schon von Kant an nach Verlebendigung ringt, läßt sich kurz als Totalitätsprinzip charakterisieren. In dem Problem, ein solches Prinzip zu gewinnen, liegt aber die Erkenntnis, daß kein Denkverfahren die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrungswirklichkeit wahrhaft zu erfassen vermag, wenn es nicht in jedem seiner Schritte die Entwicklungsbedingungen der Totalität von Natur und Geist produziert. Das aber wird nicht erreicht, wenn eine Logik nur von einem bestimmten Begriff, sei es dem des Denkens (formal) oder dem des Seins (material) oder dem der Identität des Denkens und Seins oder dem Ich ausgeht, denn jede dieser Bestimmtheiten ist an sich genommen immer schon eine Beschränkung (Determination) der Totalität. Bleibt es also dabei, wird diese anfänglich gesetzte Beschränkung nicht zugleich wieder aufgehoben, so ist kein solches Erkenntnisverfahren in seinem Fortgange jemals wieder imstande, sich zur Wahrheit des Ganzen zu erheben. Das wiederholt sich dann nur in den besonderen Wissenschaften, z. B. in der Naturwissenschaft, wenn sie von dem Begriff der Materie ihren Ausgang nimmt; denn dieser Begriff ist als Bezeichnung des räumlichen Seins nur noch beschränkter

als der des reinen Seins. Einen Anfang aber muß die Logik doch haben und zwar einen logischen, d. h. sie muß mit einer allgemeinen Denkbestimmung, nicht etwa mit einer psychologischen Funktion anfangen. Was aber ist da zu tun, wenn schon jede dieser allgemeinsten Bestimmungen eine Beschränkung, eine Negation der konkreten Totalität ist? Zur Lösung dieser Aufgabe hat nun bereits der Genius Fichtes den ersten Fingerzeig gegeben, indem er herausbrachte, daß die jeder Allgemeinbestimmung anhaftende Negation der Totalität notwendig durch die Zusammennahme mit ihrem kontradiktorischen Gegensatz wieder zur Totalität aufgehoben werden müsse. Geht man also vom reinen Ich aus, so erhebe ich es zur Totalität, indem ich es mit dem Nichtich zusammennehme; geht man vom reinen Sein aus, so muß das Nichtsein damit zusammengenommen werden. Damit war der erste bedeutende Schritt zur Lösung des Problems der spekulativen Logik getan. Die weitere Frage war dann die, wie ist diese Ineinssetzung einer Allgemeinbestimmung und ihres kontradiktorischen Gegensatzes zu vollziehen? — Dazu hat Fichte den Weg nicht mehr gefunden. Hier nun setzt Hegel ein. Indem er vom Sein ausgeht, zeigt er, daß dieses Zusammennehmen der kontradiktorischen Gegensätze nicht bloß eine äußere, gegenseitige Begrenzung, sondern eine innere Verschmelzung sein müsse, weil nur so eine lebendige, d. h. eine Entwicklungstotalität erzeugt werde. In Wahrheit aber hat er nur das Faktum dieser Verschmelzung aufgedeckt, indem er zeigte und nicht einmal klar zeigte, daß mit der anfänglichen Setzung des Seins der kontradiktorische Gegensatz des Nichtseins zugleich als sich damit verschmelzend mitgesetzt werden müsse, so daß sich beide fortdauernd in der Totalität des Werdens aufheben. In derselben faktischen Weise geht Hegel dann Schritt vor Schritt weiter, und immer wird nur die tatsächliche Synthese dieses Verschmelzungsprozesses konstatiert, aber nicht die Methode dieses Ineinanderübergehens der kontradiktorischen Gegensätze selber aufgedeckt. Die Ermittlung dieser Methode ist demnach das, was Hegel der weiteren Entwicklung der spekulativen Logik überlassen hat.

Das also ist der bewegende Gedanke, welcher der „verblüffenden Gleichsetzung von Sein und Nichtsein" zu Grunde liegt. Hegel ist von dieser Idee in allen seinen philosophischen Erörterungen als von seinem Genius geleitet worden; er hat unter dieser Führung unmittelbar gestanden, ohne daß er sie sich völlig durchsichtig vermittelt hat. Es liegt also hinter der Identifizierung von Sein und Nichtsein mehr als nur die innere Notwendigkeit, daß der Gedanke des Seins, sobald das Sein als dem Gedanken fremd gedacht wird, sich in sich selber auflöst.

Wenn Lasson sodann gegen die Behauptung eifert, Hegel habe die Religion in Philosophie auflösen wollen, so hat er damit gewiß recht. Denn das wäre ebenso töricht, als wenn man diesem Denker unterschieben wollte, er habe die Kunst durch Philosophie ersetzen wollen. Es ist vielmehr Hegels Ueberzeugung, daß die Kunst und die Religion integrierende

Momente der absoluten Vergeistigung des Lebens sind und bleiben. Aber ebensowenig darf daran gedeutelt werden, daß Hegel keinen Zweifel darüber hat aufkommen lassen, es werde die Vollendung dieser Vergeistigung weder in der Kunst, noch in der Religion, sondern erst im philosophischen Denken erreicht. Er hat klipp und klar ausgesprochen: „Die Religion, in welcher Gott zunächst dem Bewußtsein ein äußerer Gegenstand ist, indem erst gelehrt werden muß, was Gott sei und wie er sich geoffenbart habe und offenbare, versiert sodann zwar im Elemente des Innern, treibt und erfüllt die Gemeinde, aber die Innerlichkeit der Andacht des Gemüts und der Vorstellung ist nicht die höchste Form der Innerlichkeit. Als diese reinste Form des Wissens ist das freie Denken anzuerkennen, in welchem die Wissenschaft sich den gleichen Inhalt zum Bewußtsein bringt und dadurch zu jenem geistigsten Kultus wird, durch das Denken sich dasjenige anzueignen und begreifend zu wissen, was sonst nur Inhalt subjektiver Empfindung und Vorstellung ist." Selbstverständlich sind nicht alle des freien Denkens fähig, und selbst die, welche es sind, können sich nicht immer in dieser reinen Sonnensphäre bewegen und können daher der Vorstellungssphäre der Religion nicht entbehren. Eben deswegen wird ja anerkannt, daß die Religion ein integrierendes Moment des höheren Geisteslebens bleibe, und daher braucht über diesen Punkt unter denkenden Männern auch nicht erst gestritten zu werden. Aber nicht minder sollte auch darüber heut aller Streit aufhören, daß die Form der Religion nicht die höchste Form der Vergeistigung des Lebens ist. Sie ist es deswegen nicht, weil in der Religion gar nicht der ganze Mensch vergeistigt wird. Lasson sagt durchaus treffend: „die Religion ist ihrer eigentümlichen subjektiven Bestimmtheit nach ein Leben der praktischen Erhebung zu Gott; sie besteht nur, wenn und solange sich der Wille des Individuums von sich selber befreit und im Tode des natürlichen Selbst das Leben in Gott findet." Was also in der Religion vergeistigt wird, ist nur die subjektive Sphäre der Individualität, nicht aber auch die substanzielle, durch die er mit seinen Mitmenschen zu einer objektiven Staats-, Rechts- und Erwerbsgemeinschaft verbunden ist. Nur die auf das Ich bezogene Individualität erleidet in der Religion den Tod ihrer selbstischen Natürlichkeit, um in Gott wiedergeboren zu werden, und die Kirche ist nur die Gemeinschaft dieser also Wiedergeborenen. Durch die Philosophie aber soll der ganze Mensch vergeistigt werden; es soll das Individuum sein Leben sowohl nach seiner subjektiven als nach seiner substanziellen Seite hin aus und in dem Geiste begreifen und so als geistige Totalität verwirklichen. Diese umfassende und die Religion unter sich befassende Aufgabe ist diejenige, zu deren Durchführung die Philosophie berufen ist.

Der prophetische Genius Hegels hat durchaus richtig erkannt, daß der Weltgeist im Begriff stand, die Linie des religiösen Lebenskreises zu überschreiten und sich in einer konzentrisch erweiterten Lebenssphäre auszubreiten. Denn darüber kann kein Zweifel herrschen, daß die Schöpfung

neuer Lebenswerte, um die es sich gegenwärtig handelt und welche die Vergeistigung des substanziellen Lebens, namentlich der positiven Produktionsgemeinschaft, betrifft, nicht mehr unter der Führung der religiösen Glaubensvorstellung, sondern unter der des freien Denkens erfolgt. Dieser neue Lebensprozeß befindet sich vorläufig noch in dem Stadium eines wüsten, chaotischen Ringens. Was sich hier durchsetzt, wird nimmermehr ohne oder gar gegen den religiösen Glaubensgeist durchgesetzt werden, aber ebensowenig durch ihn. Die Kirche ist die Hüterin und Pflegerin der im Christentum erworbenen religiösen Lebenswerte; die Schöpferin neuer ist sie nicht mehr. Denn der Glaube ist der adäquate Ausdruck der Vergeistigung unserer subjektiven Individualität; da es sich nunmehr aber darüber hinaus um die Vergeistigung unserer substanziellen Lebenssphäre handelt, so bedarf es dazu auch einer anderen Potenz als des subjektiven Glaubensgeistes, und diese ist keine andere als das philosophische Denken. Dieses spekulative Denken aber ist ein solches, das den künstlerischen Anschauungsgeist und den religiösen Glaubensgeist als Entwicklungsmomente in sich trägt, zugleich aber die Totalität des Lebens als solche aus der Totalität des freien Geistes bestimmt. Der Glaube als Glaube birgt immer noch einen Rest von transzendenter Aeußerlichkeit in sich und wäre es auch nur in der Form symbolischer Vorstellung; erst unter der souveränen Führung des freien Denkens aber wird der letzte Schein dieser fremden Aeußerlichkeit abgestreift. Geist ist der Gott des Christentums; in seiner hüllenlosen Wahrheit aber offenbart er sich erst auf der Stufe der philosophischen Lebensgestaltung.

Lasson erklärt: „In Wahrheit geht die geschichtliche Entwicklung der Menschheit auf allen diesen Gebieten gleichzeitig und nach dem Gesetze vor sich, daß regelmäßig diese Entwicklung in allen Gebieten dadurch auf eine neue Stufe gehoben wird, daß sich dem Geiste in der Tiefe seines Selbstbewußtseins eine neue Bestimmung seines Wesens entschleiert. Nun aber ist für Hegel das Gebiet des geistigen Lebens, auf dem das Selbstbewußtsein in seiner Totalität, nicht bloß als methodisches Denken, sondern als die Einheit des praktischen und theoretischen Geistes, sich seiner Wahrheit bewußt wird, gerade die Religion. Und darum liegt der Trieb aller geistigen Entwicklung eben in dem religiösen Leben. Der Staat sowohl wie die Kunst haben die Religion zu ihrer bleibenden Voraussetzung. Der Philosophie bleibt nichts übrig als eben dieses Verhältnis zu erkennen und dem methodischen wissenschaftlichen Denken begrifflich zu vermitteln. Sie muß aber die Kraft, die Wirklichkeit neu zu gestalten, dem religiösen Selbstbewußtsein neidlos überlassen und kann das um so eher, als freilich ihre theoretische Arbeit dem Selbstbewußtsein neue Antriebe liefern hilft für seine weitere innere Reife." Diese Ausführungen sind völlig zutreffend, sie geben das Verhältnis von Religion und Philosophie richtig an, aber nur soweit, als es sich in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit noch erst um die Vergeistigung des subjektiven Lebens handelt. In dieser

ganzen Zeit ist allerdings die Religion die Einheit der praktischen und theoretischen Geistessubjektivität gewesen, und die Philosophie, als die bloß theoretische Seite dieser Einheit, mußte sich demgemäß auch mit der Rolle der ancilla theologiae begnügen. Seitdem aber diese Einheit durch die Schöpfung des Protestantismus prinzipiell verwirklicht war, hat sich dieses Verhältnis durchaus geändert. Denn von da ab hat der Weltgeist angefangen, sich nicht mehr bloß als die Totalität des Selbstbewußtseins zu offenbaren, sondern als die Totalität des Selbstbewußtseins und des Substanzbewußtseins zugleich. Die Idee dieser umfassenden Einheit aber ist nicht mehr die Religion, sondern die Philosophie; denn diese Idee kann nicht mehr vom Glauben, sondern nur vom freien Denken schöpferisch begriffen werden. Damit aber erhebt sich die Philosophie in Wahrheit erst zu ihrer universellen Bedeutung. War sie bis dahin nur theoretisch, so muß sie nun, sobald sie nur ihre wahre, dem eigenen Wesen entspringende Theorie erfaßt hat, notwendig auch praktisch werden. Denn indem sie die Bildungen des positiven Staates und des positiven Rechtes zur Voraussetzung der Substanzialität und diejenige der positiven Religion zur Voraussetzung der Objektivität des Geistes hat, muß sie nunmehr dazu übergehen, diese positiven Erzeugnisse aus der wahren Totalität ihres Geistes praktisch zu bestimmen. Dabei wird die Fixierung der Methode und Theorie wie bisher die Aufgabe weniger auserlesener Geister bleiben; die aber von dieser philosophischen Lebenstheorie ausgehenden praktischen Verwirklichungen werden die gesamte Lebensgestaltung bis auf die des Köhlers im Walde herab einheitlich durchdringen. Der kirchlichen Theologie bleibt nichts übrig als eben dieses veränderte Verhältnis zu erkennen und dem gläubigen Bewußtsein praktisch zu vermitteln; sie muß aber die Kraft, die Wirklichkeit neu zu gestalten, dem philosophischen Totalitätsbewußtsein neidlos überlassen und kann das um so eher, als freilich ihre praktische Arbeit dem Totalitätsbewußtsein neue Antriebe liefern hilft für seine weitere innere Reife.

Mußte ich auch in diesen Punkten G. Lasson hier und da entgegentreten, so muß ich doch unumwunden anerkennen, daß in dieser seiner Einleitung zur Encyklopädie die tiefen Gedankenmassen Hegels mit seltenem Geschick sichtbar gemacht und einheitlich zusammengefaßt sind. Diese Ausgabe der Encyklopädie bildet eine Zierde der philosophischen Bibliothek und wird auch an ihrem Teile dazu beitragen, immer weitere Kreise der Gebildeten von neuem für die Philosophie des tiefsten Denkers der deutschen Nation zu gewinnen.

Charlottenburg I. Ferdinand Jakob Schmidt.

Literatur.

1. Die Briefe der Frau Rat Goethe, gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bde. Leipzig bei Poeschel. Dritte Aufl. 1905.
2. Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. Von Dr. Michael Holzmann. Berlin 1904 bei B. Behr. (Aus der Sammlung: Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts.)
3. Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernh. Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit, herausgegeben von Dr. Adolf Heuermann. Weimar 1904 bei Herm. Böhlaus Nachf.

1. Ein Buch, das schon vor Jahresfrist erschienen ist und innerhalb dieser kurzen Zeit es zur dritten Auflage gebracht hat, kann man füglich nicht mehr anzeigen. Es hat sich selbst nicht nur angezeigt, sondern durchgesetzt; es hat bewiesen, daß es einem Bedürfnis begegnete. In der Tat war das lesende Publikum, soweit es sich für den Goethekreis erwärmt, durch die Schriften der Goethe-Gesellschaft, durch Karl Heinemanns treffliche Darstellung, durch die Rückwirkung französischer Arbeiten wohl vorbereitet, gerade jetzt eine solche Gabe zu empfangen. Goethes Mutter war sozusagen eine populäre Gestalt geworden; aber was man von ihr selbst in die Hand bekam, war doch immer nur Bruchstück. Für einen großen Teil ihrer Briefe, die ja ihre „sämtlichen Werke" sind, sah man sich auf entlegene, wenn nicht unzugängliche Quellen verwiesen. Diese endlich einmal vollständig zu sammeln und damit die Selbstdarstellung dieser einzigartigen Frau, die mit ihrer klugen Unbefangenheit so fremd in unsere vom Schulstaub immer stickiger werdende Welt blickt, dem Leser vollständig in die eigene Hand zu geben, das war ein verdienstvoller, im besten Sinne zeitgemäßer Gedanke. Man kann nun sagen: so und in diesem Umfang, wie sie sich hier darstellt, wird durch die Jahrhunderte weiter leben. Neuer Stoff kann nicht mehr hinzukommen und in zuverlässigere, schönere, handlichere Form kann er auch nicht gebracht werden: es ist in jeder Hinsicht hier ein Schlußpunkt gesetzt. Die 19 Seiten umfassende Einleitung des Herausgebers ist zudem die schönste und in ihrer Kürze vollständigste Schilderung der Frau Aja, die es gibt, und liest sich in ihrem liebevollen, lächelnden Humor wie eine Fortsetzung ihrer sämtlichen Werke. Könnte man sie einfach abdrucken, so wäre sie die beste Anzeige des Buches, zu dessen Verständnis sie wie eine richtige Ouvertüre die sämtlichen Leitmotive angibt. Fragt man sich, worin der Reiz dieser Briefe liegt, so ist die Antwort nicht ohne weiteres gegeben. Die Briefe sind keine kulturhistorische Quelle, wie die der Lieselotte; sie schildern nicht, weder Zeitgenossen noch zeitgenössische Zustände; das geht zwar alles durch sie hindurch, so wie es der Briefstellerin vorkommt, aber unsere Teilnahme

fällt nicht auf die Gegenstände, sondern auf die Seele, in der sie sich spiegeln, m. a. W. auf die Persönlichkeit der Briefstellerin. Diese Persönlichkeit ist keineswegs vielseitig, sie hat nicht einmal die übliche Schulbildung genossen. Aber dafür trägt sie auch nicht die Scheuklappen ihrer Bildung und man könnte sie eher allseitig nennen. Denn ihre Aufmerksamkeit ist schlechthin allem zugewendet, was in ihren Gesichtskreis tritt; Menschen und Dinge nimmt sie, wie sie ihr gerade vorkommen, und verschließt sich keinem Verhältnis. Aber in jedem erfaßt sie mit instinktiver Sicherheit die ihrem Wesen zusagende oder widersprechende Seite, weiß sofort die ihr gemäße Stellung zu finden — das Zusagende zu ergreifen, das Widersprechende abzulehnen — und behauptet sich so in jeder Lage als Herrin, die sich aus jedem Verhältnis ganz und unversehrt und höchstens innerlich bereichert wieder zurücknimmt. Ob sie fürstlichen Besuch oder feindliche Einquartierung im Hause hat oder in der Beschießung Frankfurts aushält, sie bleibt immer sie selbst. Man fühlt auch: sie würde in jeder anderen, beschränkteren Lage dieselbe glückliche und glückverbreitende Natur geworden sein, wie die Sonne immer dieselbe ist, ob ihre Strahlen auf üppige Fluren oder auf öden Sandboden fallen. Und so können wir den von ihr ausgehenden Reiz zunächst in der Achtung vor dem festen Gefüge ihres Wesens, in der Freude am Anblick eines der Welt gegenüber sieghaften Menschentums erblicken. Dazu kommt die Wahrnehmung, daß der Sieg hier nicht Ergebnis eines mühsamen Ringens ist, bei dem immer ein Stück des ursprünglichen Bestandes geopfert werden muß. Frau Aja bewältigt das Leben spielend. Dadurch teilt sie jedem, dem sie ihr Inneres aufschließt, das Gefühl der Leichtigkeit mit, das dem deutschen Wesen so selten beschert wird. Und wie kann sie sich mitteilen! Es ist, als ob sich ihr Inneres ohne Verlust in die Sprache ergösse. Hier kommt in Betracht, was Goethe einmal gegen Eckermann äußerte (14. April 1824): „Den Deutschen ist im allgemeinen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen bringt. Diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs praktische gehen, schreiben am besten. Gleicherweise gibt es unter deutschen Frauenzimmern geniale Wesen, die einen ganz vortrefflichen Stil schreiben." Nun, Frau Aja ist ganz ohne philosophische Spekulation. Ihre Empfindung der Welt ist darum nicht nach angelernten oder überhaupt allgemeinen „Prinzipien" normiert, sondern immer ganz individuell, aber auch ganz deutlich, und wie sie es empfindet, so kann sie es sagen, weil sie vor vielen die Gabe sinnlicher, bildlicher Darstellung als ein besonderes Geschenk der Natur voraus hat. Darin ist sie eben die Mutter Goethes. Und so überträgt sich ihr Empfinden auf uns unmittelbar und auf dem kürzesten Wege. Was an ihrer Selbstvorstellung so erfreut, ist darum drittens die Unmittelbarkeit der Form. Aeußerlich genommen, ist ja ihr Stil das gerade Gegenteil von Korrektheit; sie hat weder Orthographie noch Interpunktion noch Satzbildung. Vielleicht muß

man sogar das überlegene Lächeln, mit dem der Leser aus der Zeit des allgemeinen Schulzwanges auf die Unbeholfenheit dieser „unmittelbaren Form“ herabblickt, bei dem Reize, den man empfindet, mit in Rechnung stellen. Aber diese äußere Stillosigkeit ist doch ein Stil, sie ist eben ihr Stil, weil sie vollkommener Ausdruck ihres persönlichen Wesens ist, während uns oft vor lauter Bildung das Persönliche im Ausdruck zerfließt, so daß einer schreibt wie der andere. Kurz, hier ist in vollendeter Darstellung das Naive im Sinne Schillers: ungeformte Natur, die aber durch ihre innere Festigkeit, Notwendigkeit und Ganzheit jede künstliche Form beschämt. Es ließe sich noch manches hinzufügen, z. B. wie sich mit dieser Naivetät doch das helle Bewußtsein ihrer selbst verbindet in dem Sinne, daß Frau Aja den Umfang und das Unterscheidende ihrer Fähigkeiten genau kennt und darum einerseits mit einer gewissen heiteren Ironie ihr eigenes Bild zeichnen kann, was sie nicht ungern und nicht eben selten tut, andererseits sich mit ihren Ansprüchen und Wünschen aber auch genau innerhalb ihrer Kräfte hält und so die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können erreicht, in der Goethe das wichtigste Merkmal geistiger Gesundheit erblickt. Nur einmal hat sie sich von diesem sicheren Weg verleiten lassen: ihr Verhältnis zu dem Schauspieler Unzelmann ist nicht frei geblieben von einem Anflug sentimentaler Leidenschaftlichkeit. Aber auch da hat sie zur rechten Zeit entschlossen abgebrochen und den fremden Tropfen aus ihrem Blute entfernt, worüber die Einleitung wieder das Zutreffende sagt.

Freilich hat diese Art der Gesundheit auch ihren Preis, für den sie erkauft werden muß. Frau Aja ist keine Kampfesnatur. Sie hat keine allgemeinen Zwecke, für die sie sich einsetzte. Sie entzieht sich nicht den Pflichten der Allgemeinheit, aber die Hauptsache ist ihr doch, sich ihres Lebens zu freuen. Ihr Leben ist ein fortwährendes Genießen, und darum hat ein französischer Bearbeiter (Loiseau) ihre Lebensauffassung „nicht frei von Egoismus“ genannt. In dieser Beschränkung der Lebenszwecke auf das anständige Behagen, das Störendes sich vom Leibe hält oder ihm durch heiteres Ertragen den Stachel nimmt, liegt wie das Schöne so die Schranke ihres Wesens. Heroische Größe, die immer zum Selbstopfer für höhere Zwecke bereit sein muß, hat sie selbst von sich abgelehnt. Frau Ajas Bedeutung ist die des guten Kameraden, der lebt und leben läßt, sich freut und Freude um sich verbreitet. Und damit ist sie der Typus des beglückenden weiblichen Charakters. Vom Manne erwartet man immer, daß er „ein Kämpfer“ sei; ihm steht es gut, wenn er durch den Bruch hindurch sich zum Charakter entwickelt. Der Frau steht es gut, daß sie ganze Natur bleibe, damit doch irgendwo in dem zerfressenden Kulturleben der Quell der Natur eröffnet bleibe. Leider geht unsere Methode der weiblichen Erziehung den umgekehrten Weg. Die vorwiegende Verstandeserziehung mit ihrer erdrückenden Stoffmasse, die in dem männlichen Nachwuchs schon unheilvoll wirkt, muß, auf die weibliche Jugend übertragen, geradezu zur

Katastrophe führen. Ein Volk, das schließlich nur noch gebrochene Menschen aufweist, hört auf, sich in seiner Haut wohl zu fühlen und muß endlich an sich selbst zugrunde gehen. Frauen vom Typus der Frau Aja werden bei uns immer seltener, und das ist ein nationales Unglück. Auch unter diesem Gesichtspunkte ist das vorliegende Buch als eine wertvolle Gabe dankbar zu begrüßen, weil es uns ein Bild dessen vorhält, was wir suchen müssen uns zu bewahren. Fügen wir hinzu, daß am Schluß des zweiten Bandes ein Verzeichnis sämtlicher Briefe mit Nachweis der Aufbewahrungsorte der Urschriften dem wissenschaftlichen Bedürfnis entgegenkommt; daß ein Abschnitt „Anmerkungen" dem Laien die nötigsten Einzelerklärungen darbietet, und daß endlich ein vollständiges „Register" der Namen mit Personbeschreibung und den Nummern der Briefe, in denen sie erwähnt werden, den Gebrauch des Werkes zum Nachschlagen erleichtert; fügen wir weiter hinzu, daß die vornehme Ausstattung des Buches in Papier und Druck — nicht in dem von der Frau Rat so eifrig verabscheuten lateinischen, sondern im guten deutschen Druck — dem Wert des Inhalts, der Gesinnungsart und der äußeren Lebensstellung der Briefstellerin vollkommen angemessen ist (man muß das erwähnen, weil es leider bei uns noch die Ausnahme ist): so haben wir die Vorzüge eines deutschen Familienbuches genannt, das nicht zum einmaligen neugierigen Durchstöbern, sondern zum dauernden Besitz und zum beständigen herzerfreuenden Begleiter aufs wärmste empfohlen werden muß.

2. Was eben als Schranke im Wesen der Mutter bezeichnet wurde, aber unverkennbar ein Bestandteil ihrer Lebensfrische ist, das wurde am Sohn später in allen Tonarten herb getadelt: daß er nämlich zeitlebens störende Einflüsse und Eindrücke nach Möglichkeit von sich fern zu halten suchte. Holzmann hat in der oben genannten Schrift „Aus dem Lager der Goethe-Gegner" ein Potpourri dieser Vorwürfe, die mit Pustkuchens „Wanderjahren" 1821 beginnen und von da bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, ja bis in die neueste Zeit in unserer Literatur andauern, in zeitlicher Folge zusammengestellt. Den Reigen eröffnen zwei wunderliche Käuze, Landsleute des Herausgebers aus Oesterreich: der edle Ritter von Spaun und der Gymnasiallehrer M. Span, konsequente Pedanten im Stile Nicolais oder Gottscheds, von denen wenigstens der erstere durch den gesunden Schimpfton, in dem er sich seines Zornes über die „elende Rhapsodie" Faust entledigt, ganz amüsant ist. Dann folgen die bekannteren Namen: Pustkuchen, Grabbe, Müllner, Glover (rectius Köchy & Vogler), Schütz, W. Menzel, und die kirchlichen: Hengstenberg, Knapp, Görres, endlich L. Börne. Es ist ein seltsames Stück deutscher Geistesgeschichte, das da an uns vorüberzieht und gar nicht scherzhaft zu nehmen. Denn, wenn wir von den verärgerten Dichtern Grabbe und Müllner und von dem englischen Verleumder Glover absehen (der ganz selbstverständlich zwei deutsche Schildknappen fand, die sich eine Ehre daraus machten, seine giftigen Späße vergröbert ins Deutsche zu übertragen), so ist es den übrigen mit ihrer Gegnerschaft

bitterer Ernst. Sie ist ihnen Gewissenssache, bald aus sittlichen (Pustkuchen), bald aus politischen (Menzel), bei den kirchlichen aus religiösen Bedenken hervorgegangen. Der Verfasser stellt sich nicht die Aufgabe, diese Gegner selbst nach ihrer persönlichen Eigenart und ihrer geschichtlichen Bedingtheit zu charakterisieren, sondern er stellt mit weit ausgreifender Belesenheit Belegstellen zu derartigen möglichen Charakteristiken zusammen, eine Chrestomathie deutscher Verbohrtheit. Die größere Hälfte der Schrift ist L. Börne gewidmet, dessen Äußerungen über (oder vielmehr gegen) Goethe nicht bruchstückweise, sondern vollzählig mitgeteilt werden. Um Börne ist es dem Herausgeber dieser Sammlung (zugleich Herausgeber der Werke Börnes) offenbar hauptsächlich zu tun, die übrigen Goethegegner dienen mehr als Präludium und Folie und sollen den Beweis erbringen helfen, daß auch Börnes Gegnerschaft nicht aus Bosheit des Herzens, sondern aus einer weitverbreiteten Stimmung im deutschen Publikum entsprang, der er nur Ausdruck gab. Der Verfasser lehnt zwar jede apologetische Tendenz von seiner Darstellung ausdrücklich ab, aber unwillkürlich drängt sie sich doch hervor und beherrscht sogar den Abschnitt über die „Stellung Börnes" (S. 93—100). Diese wird dahin bestimmt: „Er haßte Goethe, weil er ihn glühend liebte ... Er war sich der Dichtergröße Goethes bewußt ... Die tief im Herzen bildende Gewalt Goetheschen Wesens und Goethescher Dichtung hatte er gefunden und empfunden ... Das Genie erkennt er vor allen anderen an — aber er zieht es zur Rechenschaft", weil es nämlich seine Autorität nicht gebrauchte im Dienste eines nationalen Patriotismus und einer freiheitlichen Volksentwicklung. Weil Goethe sich von der Politik abschließt, haßt er ihn als einen Selbstling, der lieber sein Volk verrät als sein Behagen opfert. Also kurz: Börne liebt den Dichter und haßt den Menschen, das letztere aber aus den reinsten Beweggründen vaterländischer Begeisterung. Man kann nicht sagen, daß die nachfolgende Zusammenstellung diese Formel sehr bestätige. Schon gleich die Zergliederung des „Erlkönig" zeigt einen kleinlichen Nörgler, der z. B. das dichterische Verdienst vermindert glaubt durch den Nachweis der Stoffentlehnung (S. 108)! Beim Weiterlesen verstärkt sich sogar der Eindruck, daß Börne den Dichter Goethe nicht nur nicht „empfunden", sondern daß er gar kein Organ zu seinem Verständnis gehabt habe. Diese Dichtungen sind ihm ein verschlossenes Buch, in dem er nur einzelne Stellen als genießbar anstreicht, die Wucht des Ganzen geht spurlos an ihm vorüber. Man vergleiche nur Urteile wie diese: „Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen ... Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt ... Geist ohne Herz [wie in Goethe] bringt das nämliche Jahrhundert nicht zweimal hervor ... Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt bleiben ... Ich bin gewiß, daß die erbende Nachwelt Goethes Hinterlassenschaft nur cum beneficio inventarii antreten werde" u. a. m. Er erkennt also in

Goethe das Genie nicht nur nicht an, sondern er spricht es ihm geradezu ab! An einer anderen Stelle erklärt er es für einen wesentlichen Mangel, „daß unseren zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt.“ Im Witz sieht er also das Merkmal des Genies und widerspricht damit Lessing, mit dem ihn der Verfasser in der Einleitung doch zusammenstellt. Börne hatte hiernach überhaupt für wahre Poesie keinen Sinn. Dann tritt er aber durch seine anmaßende Krittelei in den Rang von Grabbe und Müllner, die das Vollendete begeiferten, weil es ihnen unerreichbar war. Der Tagesschriftsteller, der Feuilletonist, der in täglichen Einzelleistungen sein Talent verspritzt und zur Unterhaltung seiner Leser auf den „Witz“ angewiesen ist, versteht nicht den tiefen Ernst einer Weltanschauung, die das Ganze des Lebens umfaßt. Er versteht auch nicht die strenge Geschlossenheit der Persönlichkeit, der Dichtung und Leben eins ist. Sonst hätte er gerade von diesem Dichter keine politische Betätigung fordern können. Goethes Lebensaufgabe ist: sich selbst zur inneren Harmonie zu bilden und diese Harmonie in der Dichtung darzustellen (vgl. Schillers Brief an H. Meyer vom 21. Juli 1797); durch Hinabsteigen in den Streit der Parteien hätte er sich und damit den Quell seiner Dichtung zerstört. Parteilieder wie Herwegh konnte er so wenig liefern wie Kriegslieder nach Art Körners. Außerdem erwartete er vom damaligen politischen Streit kein Ergebnis. Er kannte die Fürsten und mißtraute ihnen, und er verkannte (als Politiker des 18. Jahrhunderts) das Volk und traute ihm nichts zu. Aber freilich, seine Zurückhaltung nahm Formen an, die bei den Zeitgenossen den Schein der Gleichgültigkeit, der Teilnahmlosigkeit erweckten, zumal er seine wahre Meinung nur in ganz seltenen Ausnahmefällen einmal einem Vertrauten offenbarte. So ist es kein Wunder, wenn viele Zeitgenossen in seiner Zurückhaltung nur den großen Genießer sahen, der sich in dem Streit zwischen Volk und Fürsten auf diejenige Seite schlage, die die größte Summe persönlichen Behagens verbürge. Und Goethe selbst hat durch die geflissentliche Vornehmheit seiner Erscheinung und nicht zum wenigsten durch die Karlsbader Reimereien, die er doch der Aufnahme in seine Werke würdigte, bis über seinen Tod hinaus dieser Meinung Vorschub getan. Hier ist also wirklich eine Stelle, wo Börnes herbes Urteil den Nagel einschlagen kann, um sich daran zu hängen. Mag er sich darum über den „Minister“, den „Aristokraten“, den „Freund der Großen“ ärgern, mag er im leidenschaftlichen Ausdruck auch über das Ziel hinausschießen — politische Stimmung ist immer leidenschaftlich — darin ist er in der Tat das Mundstück einer weitverbreiteten Stimmung und insofern außer persönlicher Verantwortung. Die Zeitgenossen konnten noch nicht sehen, was wir erst heute, im Besitz eines unvergleichlichen Materials, überschauen. Aber Börnes ästhetische Splitterrichterei bleibt doch immer leichtfertige Anmaßung, und auch gegenüber dem Menschen Goethe durfte er sich keineswegs zu der in Bausch und Bogen nicht nur verwerfenden, sondern wegwerfenden Beurteilerei hinreißen lassen, die ebenso viel Unverständnis

und Unbescheidenheit als Unkenntnis verrät. Von Liebe, wie Holzmann meint, habe ich da keine Spur, höchstens hier und da eine unwillkürliche Ahnung der Größe gefunden. Dagegen ist mit Händen zu greifen, wie Börne sich immer tiefer in den Haß hineinredet, und wie der Haß endlich in Verkleinerungssucht ausartet. Börnes Bedeutung an sich und für seine Zeit soll hier nicht angegriffen werden, aber in diesem Punkte, meine ich, ist der Mohr nicht weißzuwaschen. Denn nicht Entschuldigung, sondern gerade Vorwurf ist es, daß er nicht nur überhaupt den politischen Gesichtspunkt zur Beurteilung Goethes anwandte, sondern daß er ihn auch ausschließlich anwandte und die hier gewonnene Verstimmung auf den ganzen Menschen und Dichter übertrug. Oder sollen wir sagen: der Frosch ist keine Nachtigall, und darum darf man von ihm nichts anderes als Quaken erwarten? — Alle solche Kritiker hat Goethe s. Z. mit der Erwiderung abgeschüttelt:

„Hätten sie mich beurteilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin."

Zu bedauern ist, daß die stofflich so interessante Schrift durch Druckfehler ohne Maß und Zahl, die sich namentlich gegen Schluß ins Unerträgliche häufen, stark entstellt wird.

3. Auf einen ganz anderen Ton ist die dritte Schrift gestimmt. Aus der Sphäre des Unverständnisses und der Gehässigkeit kommen wir in die Sphäre der Liebe, ohne die es nach Goethes Ausspruch überhaupt kein Verständnis gibt, vom Pamphlet zum Panegyrikus. B. R. Abeken ist eine reiche, rein aufnehmende Natur wie Eckermann, zum Nach- und Anempfinden geschaffen. Wie dieser hat er sich an Goethe verloren und wird von ihm beeinflußt bis auf den Stil und die Wortfindung. Er sagt selbst von sich (S. 122): „Es war . . . natürlich, daß ich, dem einmal das Schöne das Element war, in dem allein ich zu atmen und zu leben vermochte, da mir keine produktive Kraft gegönnt war, mich dem Genusse dessen, was andere geschaffen, hingeben mußte, daß ich mich ganz in demselben verlor." Schon als Knabe, in der noch bischöflichen Stadt Osnabrück aufwachsend, kam ihm der Name Goethe entgegen, und zwar wie dem jungen Goethe der des alten Fritz sogleich mit dem Für und Wider; denn sein Vater schwärmte für den Werther, während sein Pate ein richtiger Goethehasser war. Er folgte der väterlichen Spur, und wenn er vor den ganz verlotterten Zuständen des Gymnasiums „ins Freie flüchtete", so waren Götz und Werther und die übrigen Schriften Goethes, wie sie nach und nach erschienen, neben den „Räubern", dem Ossian, Don Quichote, Herders Volksliedern, Homer und Thomsons Jahreszeiten seine Begleiter. So reifte in dem Knaben der sehnsüchtige Wunsch, die Schöpfer der herrlichen Werke, die ihn entzückten, einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dieser Wunsch war mitbestimmend für die Wahl der Universität Jena, wo er 1799—1802 dem Namen nach Theologie studierte. Die

Theologie, vom Rationalismus beherrscht (Griesbach, Paulus) vermochte ihn nicht zu fesseln, Philosophie und Poesie traten an ihre Stelle. Schelling und die Romantiker (Tieck, Novalis, F. Schlegel) begeisterten die Jugend, und in der Freitagsgesellschaft schloß er sich mit Solger, Heinrich Voß d. J. und anderen zusammen, um die empfangenen Eindrücke weiter zu verarbeiten und zu vertiefen. Im Anfang des Jahres 1880 sah er Goethe und Schiller zum ersten Male im Weimarer Theater bei Aufführung des Wallenstein, und im Herbst desselben Jahres begegnete er beiden Dichtern in Griesbachs Hause zum geselligen Zusammensein, als Student sah und sprach er Schiller dann noch zweimal. Mit Recht preist er sich später, nach Schillers Tode, glücklich, daß seine Augen noch „die beiden Genien Deutschlands zusammen gesehen".

So war die Sehnsucht des Knaben erfüllt. Aber während Schiller ihm mehr nur einen Achtungserfolg abgewann, nahm ihn Goethe innerlich sofort ganz ein, und es begann jener Kultus nicht nur des Dichters, sondern auch des Menschen, der fortan Inhalt und Glück seines Lebens wurde. Immer mehr gewöhnte er sich, Goethe wie ein höheres Wesen — „über alle anderen menschlichen Naturen weit erhaben" — zu verehren, und unbegreiflich blieb es ihm, wenn er bemerkte, „daß man Goethen wie andere Dichter ansah, daß man bei der Schätzung desselben nur ein Mehr oder Weniger im Auge hatte". Ihm wurde er die absolute Autorität in Sachen der Kunst wie des Lebens, wenn er auch einzelne menschliche Fehler an ihm nicht leugnete (S. 169). Und so will er auch diese für einen Freund niedergeschriebene Übersicht von „Erinnerungen und Betrachtungen" nicht eine Selbstbiographie genannt wissen; sie soll nur eine Rechenschaftsablage davon sein, wie Goethes Geist zu dieser beherrschenden Macht in ihm geworden ist und wie er ihn durch sein Leben begleitet hat. Mit dem Titel „Goethe in meinem Leben" macht er daher so völligen Ernst, daß in dem Buche mehr von Goethe als von ihm selbst, geschweige denn von anderen Menschen oder Dingen die Rede ist. Abeken erlebte die entscheidungsvollsten Perioden unserer vaterländischen Geschichte und kam mit vielen der bedeutenden und bedeutendsten Männer in Berührung: 1802—1808 ist er Hofmeister im Hause des Ministers von der Reck in Berlin, 1808—1810 Erzieher der Kinder Schillers im Hause der Witwe Schillers in Weimar, 1810—1815 Rektor des Gymnasiums in Rudolstadt, von der Fürstin Karoline berufen, 1815 kehrt er als Leiter an das Gymnasium seiner Vaterstadt zurück, dessen tiefen Verfall er als Schüler einst empfunden hatte. Welche Zeiten, wenn man an den Zusammenbruch Preußens, den Erfurter Kongreß, die Schlacht bei Leipzig usw. usw. denkt! Aber alle diese Ereignisse erscheinen hier nur als Dekorationswechsel, als kaum angedeuteter Hintergrund für den Hauptheldeu, an dem wie an einem Götterbilde seine Blicke hangen. Selbst über Schillers Familie, der er doch so nahe trat, kein Wort; nur was Frau von Schiller ihm über Goethe erzählt, wird der Mitteilung wert befunden, die jüngste Tochter erwähnt, weil

Goethe ihr (sic) einmal geliebkost; der Name seines eigentlichen Zöglings, Karl Sch., wird nur gelegentlich einer gemeinsamen Fußwanderung nach Meiningen und Bauerbach genannt, und bei dieser Gelegenheit auch Mitteilungen der Schwester Schillers, der Rätin Reinwald in Meiningen, über Schillers Jugend aus dem Tagebuch aufgezeichnet. Ueber das Verhältnis zu seinem Zögling und seine Einwirkung auf ihn kein Wort! Und so behandelt er auch sich selbst in dem ganzen Buche lediglich als Spiegel des Goetheschen Geistes. Von den deutschen Verfassungskämpfen, die er in Osnabrück aus nächster Nähe miterlebte, heißt es mit einer leisen Klage, daß „die zarte Tochter der Musen dabei nicht aufkommen konnte" und daß er deshalb mit seinen „Gedanken, Ansichten, Gefühlen einsam, unbeachtet blieb" (S. 139). In Buschs „Graf Bismarck und seine Leute" erzählt Bismarck von dem Geheimen Legations-Rat Heinrich Abeken (dem Neffen des Verfassers), daß er, als er 1852 mit seinem damaligen Chef nach Olmütz fuhr, um die Demütigung Preußens zu besiegeln, und ihnen unterwegs die Sonne aufging, voll Begeisterung das Chorlied aus der Antigone: „Strahl des Helios, schönstes Licht", griechisch rezitierte; und Bismarck wundert sich, daß man auf solcher Fahrt so aufgelegt sein konnte! Wenn man des Oheims Buch liest, fühlt man sich ganz von dieser selben Stimmung umfangen. Es ist die Stimmung des reinen, weltbürgerlichen Humanismus, wie er von Jena und Weimar ausging, dem ein philosophischer Gedanke, ein schönes Gedicht mehr galt als eine politische Tat. Wären in Deutschland nicht noch andere Kräfte vorhanden gewesen, der Humanismus hätte die Franzosen nicht vertrieben. — Indessen, man darf mit keinem Autor über die Beschränkung seines Themas rechten. Stellen wir uns aber auch auf den Standpunkt des auf Goethe beschränkten Themas, so möchten wir doch erfahren, durch welche besonderen Züge seines Wesens Goethe auf ihn gewirkt, in welchen Stufen des Verfassers Verständnis wuchs und zu welchen bestimmten Ergebnissen es gelangte. Aber wir erhalten doch auch über Goethe nur Einzelheiten, eingebettet in den weichen Ton der Liebe und der Verehrung. Da dieser immer als derselbe wiederkehrt, so läßt sich nicht leugnen, daß die Darstellung dadurch etwas Einförmiges bekommt, während das Tatsachenmaterial im Anekdotenhaften stecken bleibt. Dennoch ist dieses Material interessant genug, denn es betrifft doch die größten Geister einer großen Epoche und es ist doch immer der Augenzeuge, der aus der eigenen Erinnerung die unmittelbaren Eindrücke hervorholt. So hat Abeken nicht nur den „natürlichen, schlichten", sondern auch den ausgelassenen und, wenigstens einmal, den „steifen" Goethe kennen gelernt. Goethe, der im Stalle eine neue Waschmaschine besichtigt und ihre Vorzüge der besuchenden Freundin (Frau Griesbach mit Abeken) erläutert, ist ein Bild, dem ein Gegenstück gegenüber steht in dem eisernen Kanzler, der in Friedrichsruh mit einem Hamburger Bettenhändler ein schadhaftes „Matratzchen" begutachtet und über seine Heilung berät (nach

mündlicher Ueberlieferung). Daß Goethe noch im Jahre 1800 einen Zopf trug, der ihm bis in den halben Rücken herunterhing, dürfte auch nicht allgemein bekannt sein. An Goethe-Anekdoten brachte dem Erzähler eine 1825 zum alten Voß nach Heidelberg unternommene Reise, die ihn auch zu Abraham Voß nach Kreuznach führte, reiche Ausbeute (S. 156 ff.). An dem letzteren Orte fand er sogar eine Elsässerin, die mit dem jungen Goethe im Sesenheimer Pfarrhaus zu einem der in Dichtung und Wahrheit geschilderten Feste zusammengetroffen war. — Daß Abeken, der so ganz in Goethe lebte und webte, dem Dichter als Rezensent seiner Werke willkommen sein mußte, läßt sich erwarten. Besonders erfreute er ihn durch das intuitive Verständnis seiner Absichten in den Wahlverwandtschaften zu einer Zeit, wo alle Welt von diesem Werke abrückte; später wiederholte sich dies bei der ersten Veröffentlichung aus dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel (1824), in die auch viele Leute (selbst außer dem Kreise der eigentlichen Goethefeinde) sich nicht recht finden konnten. Diese Rezension führte übrigens den letzten Abschnitt der Goethebeziehungen Abekens herbei: einen Brief an Goethe (1825, S. 171—174) und einen Besuch in Weimar, der in die Zeit der Trauer um Karl Augusts Tod, unmittelbar vor Goethes Abreise nach Dornburg (Juli 1828) fiel. Aus dem Bericht darüber sei eine Aeußerung Goethes erwähnt, die beweist, wie nahe ihm immer die Gestalt Schillers geblieben war. Als Abeken auf seinen Verkehr mit Zelter während seines Berliner Hofmeistertums zu sprechen kam, sagte Goethe: „Das waren gute Zeiten; da hatten wir noch Hoffnungen, damals lebte Schiller noch." Manche der mitgeteilten Erinnerungen sind schon bekannt, wie denn der Verfasser sich ausdrücklich gegen eine Kritik verwahrt, die nur auf neuen Stoff Jagd macht; manches aber wird erst künftig die Nachträge zu „Goethes Gesprächen, herausgegeben von Biedermann", vermehren. Man nimmt von dem Verfasser Abschied mit dem Gefühl, an einem friedvollen, guten und in der stetigen Hinwendung zum Höchsten glücklichen Leben teilgenommen zu haben. Daß Abeken in seinem Amte kein reglementmäßiger Pensumreiter gewesen ist, wird man ihm aufs Wort glauben (S. 169). Durch zwei wertvolle Beigaben hat sich der Herausgeber dieser Erinnerungen unseren besonderen Dank verdient. Die erste bringt die Gespräche Schillers mit Christiane v. Wurmb (der späteren Gattin Rud. Abekens) in ihrer ursprünglichen Gestalt, die einst Goethe (s. Eckermann 11. September 1828) zu der bedeutenden neuerdings wieder hervorgehobenen Äußerung über Schiller veranlaßten; die zweite enthält literarische und persönliche Bemerkungen aus Abekens Tagebuch und Briefsammlung, die ein unmittelbares Zeugnis davon ablegen, wie sehr die Goethesche Art, die Dinge anzusehen, ihm in Fleisch und Blut übergegangen war; darunter finden sich auch wieder allerlei interessante tatsächliche Mitteilungen. Das Buch ist überhaupt eine wertvolle Bereicherung der Goethe-Literatur und für den Goethefreund eine wahre Erbauung.

Adolf Metz.

Carl Hauptmann. Miniaturen. München 1905. Georg Callwey. — Die Austreibung. Tragisches Schauspiel. München 1905. Georg Callwey.

Carl Hauptmanns reife, vielseitige Kunst schenkt uns zugleich zwei Werke aller verschiedenster Art. Das eine liegt in der Linie seiner „Sonnenwanderer“ und „Hütten am Hange“ und jener lieblichen Stimmungsgedichte aus seinem „Tagebuche“. Es heißt „Miniaturen“. Kleine Skizzen sind es, nur rasch und leicht hingeworfen, wie in müßigen Stunden, achtlos. Aber was eine sehr reiche Natur so aus dem Ueberschwang des Schauens und inneren Erlebens nur hinwirft, es ist gar wertvoll! Kleine Kostbarkeiten sind es von konzentrierter Schönheit, in einem Stil geschrieben, der der nüchternen Logik oft genug spottet und rein aus dem unmittelbaren Eindruck heraus, rein impressionistisch geschaffen ist; der manchmal sogar den Eindruck macht, daß er vernachlässigt sei, bis man spürt, daß seine Wirkungen sorgfältig abgewogen sind. Es ist ein Stil, nicht für das stumme Lesen geschaffen, sondern für das Sprechen. Ein Stil, geradezu aus dem Rhythmus des Erzählens heraus. Jeder wechselnden Art der Dinge paßt er sich an, weiß dem Zarten wie dem Derben gerecht zu werden, und fängt jedes Farbenspiel auf, jedes zitternde Licht. Es ist ein Stil, der einen ärgert, — und den man bewundert, wenn man ihn zum Ausdruck werden sieht für das innerste Lebensgeheimnis der Dinge. — Stoff und Stimmung sind von größter Mannigfaltigkeit: zauberhaft lieblich, derb, grotesk, übermütig, tiefernst, humorvoll, spottend und rührend. Aber ob der Dichter eines rauhen, einfachen Menschen still in sich verschlossene treue Liebe mit Ehrfurcht zeichnet, ob er mit seltsam treffender Kunst die unfaßbaren Stimmungen und Geheimnisse der Nacht wundersam in uns lebendig macht — der Nacht, da die Welt im Grunde aufgetan ist, da der Glanz der Tiefe uns grüßt und die Wunder umgehen, — „bis die blitzende Morgensonne kommt, die Welt eng und enger, klein und nahe wird und die große Nacht mit ihren Lichtgründen langsam stumm ihr schönes blaues Auge zutut“ — oder ob er für das fremdartig poesievolle Leben des Meeres unerhörte Töne findet: wenn er die seltsame Unrast stürmender Mitternacht am Meere schildert, wenn silbrige Lichtzauber in tausendfachem Perlenschein über die jagenden Wolkenzüge gleiten, silbrig die flatternden Aetherlüfte blinken und der bärtige Fischer, die Augen klar wie Meertropfen, und so ungewiß im Licht, ans Land steigt, den jungen toten Seehund, den er erbeutet, in den Sand wirft, das Tier, dessen feines silbernes Fell wie das Meer glänzt, und das auch Augen hat wie Meertropfen, groß und weit und klar — und siehe, Meervögelzüge kommen in hohen Lüften, dicht über dem Ruhevollen in der unruhvollen Welt, beginnen die silbernen Vögel rasch kreisend einen langen, schrill-lachenden, schwermutsvollen Totengesang, und die Winde beginnen pfeifend einzustimmen, die Wogenlasten kommen jauchzend zum Strande, die grauen Wolken scheinen sich vom Horizont zu lösen und heranzuschweben: Das

Meer feiert seinen Toten. — Oder wenn er im Morgengrauen, im Frühglanz, wenn das Licht am Himmel das Fest des Lebens feiert, dem Träumenden am Strande die junge Schlanke erzählen läßt, „wovon ihr nie Jemand eine Erzählung gemacht," aber was sie alles weiß, weil sie es aus der einsamen Welle herausgehört und weil sie es im Blute singen hört aus grauer Zeit — sie die des Meerfischers Tochter ist, deren Leben und Wesen ganz eingewoben ist in des Meeres Wesen und Leben —, und er Pein empfindet, hineingebannt in die Hüllen der Seele, gebunden wie in Fesseln in die Einzelheit, während so das Meergeheimnis mit seltsamen Rätselworten ihn hinauslockt. Oder ob der Dichter seine Gestalt ganz aus dem modernen Gesellschaftsleben heraus wählt und einen Professor zeichnet, einen seltenen Mann mit überlegener Grazie, schön und ritterlich, so daß alle Frauen auf ihn sehen und irgend etwas wunderbares von ihm erwarten und denken „Einmal muß er sich entpuppen", — oder ob er noch oben im Grenzwalde des Hochgebirges im Nachtdämmer den Verwundeten aus seiner tiefen Ohnmacht allmählich, allmählich erwachen und die Welt erkennen läßt und sich selbst wiederfinden, den Pascher, den großen schlanken, ehrlichen Kerl, Glieder wie aus Eisen, toll wie ein junger Hengst, frei und lose, für den das Paschen das kühne Wagnis ist, denn es muß immer etwas da sein, was das Blut umwühlt, und Kämpfe geben dem Leben erst Sinn; „Ein Spaß muß sein", sagt er, „aber diesmal war's höchste Zeit, daß ich über'n Zaun sprang. Himmel! — Hu!" und er läuft heim zu der jungen vollen Bauerndirne, seiner Frau, die auf ihn wartet. — Oder ob der Dichter das verschlafene Dorf in der Sommerglut des Sonntagmittags zeichnet, wenn der alte Pfarrherr vor seiner leeren Goldtasse schläft und auch die Fliegen an der Wand schlafen, und alles spinnt wie im Traum und die Köchin vor dem reinen Küchentisch, auf den sie die Wollknäuel in allerlei Farben hingebreitet hat, auch eingeschlafen ist, während draußen am kühlen Weidenteich, wo die Fliegen in der Sonne Kreise tupfen, die junge Pfarrtochter, die ganz vergessen hat, was der Vater von Sünde gepredigt, heimlich aus dem hellen Sommerkleide schlüpft und den blühenden Jungleib im Wellenspiel leise jauchzend badet, daß die Fröschlein erwachen. Oder ob er von der verwahrlosten Alten erzählt, des Dorfes Mahrte, die in dem eingesunkenen Häuschen wohnt, um das die Wildrosen schwanken und nur in der Nacht leise aus dem Hause kommt, wie in Silberlicht rein gebadet und Geheimnis saugt aus den weiten Räumen rings und dann nichts mehr weiß von den Menschen, die ihr ausweichen, sondern ihre Seele nimmt Flügel im weiten, einsamen Nachtraum — oder ob er voll Grausen zeichnet, wie einer im Haß stirbt, immer führt uns der Dichter in die Tiefen der Seele, wo die inneren Quellen rauschen aus Geheimnisgründen, wo die Wunder weben, von denen das Menschenwort nicht redet. So redet denn auch der Dichter nicht von den Dingen: er läßt sie selber reden. Er läßt sie atmen, er läßt sie ihr Geheimnis unbewußt enthüllen.

Die Dichtung „Die Austreibung“ liegt in der Linie der Dialekt-Dramen „Waldleute“ und „Ephraims Breite“. Sie wurzelt im Boden des Naturalismus und strebt hinauf zu dem freien Höhenglanz einer neuen großen Kunst. Aber viel höher hinan strebt sie als jene älteren Dramen. Das zeigt sich schon äußerlich; der Dialekt ist verlassen.

Was er lehren sollte: Den engen Anschluß an den unbewußten Ausdruck des unverbildeten Menschen, das Reden ganz aus Natur heraus, das ist nun gelernt. Nun mag er, da er doch dem Hörer das Verständnis erschwert, fallen. Wie aber der Dichter seine Menschen, diese schlesischen Gebirgskinder, nicht mehr in ihrer Mundart reden läßt, da sinnt er auch darauf, sie durch ihre Sprache künstlerisch emporzuheben, um anzudeuten, daß sie der rein äußerlichen Wirklichkeit entwachsen und in die Region der ewigen Bedeutung steigen: Das Stück ist in Versen geschrieben. Im fünffüßigen Jambus, der sehr frei behandelt ist und durch Gliederung und Hemmung des Rhythmus der natürlichen Rede in vollendeter, überaus wirksamer Weise angepaßt. „Der echte Leser möge den Vers nicht hören, der echte Darsteller ihn unhörbar machen. Er gebe nur einen heimlichen Reigen“, schreibt der Dichter selber vor.

Aber auch dem Inhalt nach ist „die Austreibung“ das stärkste und reichste von Carl Hauptmanns Dramen. Wie in seinen früheren Stücken ist das Wesentliche die Zeichnung der Menschen, ihr Widereinander-Drängen, ihr Miteinander-Ringen, unbewußt, mit Notwendigkeit, aus Naturgewalt heraus. Ihr Schicksal ergibt sich dann aus diesen Notwendigkeiten und ihrem Widerstreit. Das alte Motiv, das in Ephraims Breite so ergreifend dargestellt ist, der Unterschied zwischen den Seßhaften, den Dauernden, den Tiefen, Zähen, Treuen — und Wandernen, den Wild-Ungezügelten, Heißleidenschaftlichen, denen Treue fremd ist, es ist neu aufgenommen, empfängt eine neue Wendung, empfängt durch bedeutsame Gegenüberstellung zahlreicher ergänzender Figuren einen größeren Reichtum. — Es handelt sich in der Austreibung wie in der letzten ergreifendsten Erzählung der Sammlung „Aus Hütten am Hange“ um die Austreibung aus der alten Heimstätte, in der Väter und Urväter gewohnt, mit der das Geschlecht dieser einfachen, seßhaften Menschen so fest verwachsen ist, daß von dort vertrieben werden für sie heißt, von allen Lebenswurzeln losgelöst werden. Aber dadurch wird die Handlung hier so schicksalvoll, so tragisch, daß nicht wie dort des Grafen Befehl, die Heimstatt aufzukaufen, zuletzt den Ausschlag gibt, sondern ein Vorgang in des Helden Brust. Er selber ist es, der treue, seßhafte Steier, der unter dem dämonischen Einfluß seines Weibes, der lockenden, reizvollen, leichtfertigen, innerlich wurzellosen Ludmilla verwandelt, innerlich heimatlos geworden ist und den Kaufvertrag unterschreibt. Und dann zur Besinnung kommt und die Heimat nicht mehr retten kann, sich losgewurzelt fühlt und in Verzweiflung und Wahnsinn fällt. Das rücksichtslos zugreifende Stück belebt ein überaus wirkungsvoller Wechsel von Stimmungen.

Von großer Lieblichkeit ist die Gestalt der kleinen Anne, der jungen Tochter Steiers, in ihrer stillen, reinen Liebe zu dem düsteren Lauer, der sich nach ihr sehnt und doch aus den dämonischen Ränken Ludmillas, die ihn umstrickt, nicht zu retten weiß. Rührend sind die beiden treuen Alten, die mit der Heimstätte so fest verwachsen sind und die die furchtbare Gefahr heraufziehen sehen. Der Großvater sorgt und sorgt; die Großmutter tröstet sich mit einer tiefen Weisheit: „Und wenn man nur in Arbeit sich vergißt, daß Tag und Jahre hingehen.“ Aber auch die Gestalt der schönen bösen Ludmilla tritt uns menschlich nahe: Dieser Verführerin aus einem heißen Sehnen nach Glück heraus, mit dem tiefen Aufklagen, das immer wieder aus ihrem Inneren bricht, von ihr selber ganz unverstanden. Sie ist eine starke, reiche Natur, die nicht Frieden findet, weil sie den Weg zum Glück nicht fand — die den Weg zum Guten nicht findet und im Bösen nie befriedigt sein kann, und die in der inneren Verzweiflung mit denen, über die sie Macht hat, den Männern, spielt und einen nach dem andern verdirbt. — Der dramatische Aufbau des Stückes ist fest gefügt. Das Drama fordert die Bühne.

Gertrud Prellwitz.

Staatswissenschaften.

Arbeiterpolitik und Wirtschaftspflege in der Deutschen Städteverwaltung. Von Dr. H. Lindemann. Erster Band: Arbeiterpolitik. XII und 468 Seiten. Zweiter Band: Wirtschaftspflege. 405 Seiten. Stuttgart 1904. J. H. W. Dietz Nachf.

Im Augustheft 1901 dieser Jahrbücher haben wir das Buch des damals unter dem Pseudonym C. Hugo schreibenden Autors über die deutsche Städteverwaltung besprochen, dessen Fortsetzung die beiden vorliegenden Bände bilden. Seit jener Zeit ist das vom Autor behandelte Gebiet des Kommunalsozialismus Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Verhandlungen gewesen. Und auch das Tatsachenmaterial hat sich gerade in diesen letzten Jahren ganz beträchtlich gehäuft. So nimmt es nicht wunder daß die ursprünglich auf einen Band berechnete Materie zwei inhaltreiche Bände notwendig gemacht hat.

Bei der Besprechung jenes ersten Buches faßten wir unser Urteil dahin zusammen: „Mit dem Endziel, welches Hugo vor Augen sieht, können wir uns natürlich nicht einverstanden erklären, aber gerade der Kommunal-Sozialismus ist ein Gebiet, auf welchem uns der Weg eine weite Strecke zusammenhält.“ Dies Urteil gilt im großen und ganzen auch heute von den vorliegenden beiden Bänden. Aber es scheint fast, als ob die Divergenz der Ansichten sich eher etwas vergrößert anstatt verkleinert hätte. Es will mich bedünken, als ob der Verfasser, der inzwischen sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter geworden ist, der

Parteipolitik in Stil und Ansicht Konzessionen gemacht hat, die keine Verbesserung seiner wissenschaftlichen Leistung bedeuten.

Zunächst der Stil: Ausdrücke wie „diese Leuchte der Handelskammer", „der Paritätsschwindel der bürgerlichen Sozialreform" usw. müssen notwendigerweise den sachlichen Eindruck herabmindern, der durch die Fülle des trefflich dargestellten und überaus umsichtig und reichhaltig beigebrachten Materials gewonnen wird.

Es ist durchweg kein Thema berührt, wofür nicht eine Anzahl praktischer Beispiele beigebracht wären. Ohne tendenziöse Auswahl, soweit hierüber ein Urteil möglich ist, stellt der Verfasser zahlreiche Tatsachen zusammen, um sie kritisch zu beleuchten und seine, allerdings von uns vielfach nicht geteilten, Urteile daran zu knüpfen.

Nachdem der Verfasser im Jahre 1901 die Volkshygiene, den Städtebau und das Wohnungswesen der Kommunen behandelt hat, bringt er nunmehr die städtische Arbeiterpolitik und die städtische Wirtschaftspflege zur Darstellung. Unter letzterer versteht er die Lösung der Aufgaben, welche sich den Kommunen durch die Uebernahme eigener wirtschaftlicher Betriebe darbieten, also den eigentlichen Kommunal-Sozialismus, die erstere teilt er in die allgemeine städtische und in die spezielle, mit den städtischen Arbeitern sich beschäftigende Arbeiterpolitik.

Schon im Vorwort indessen gerät der Verfasser bezüglich der kommunalen Arbeiterpolitik auf eine schiefe Bahn, wenn er von ihr sagt, daß sie das Ziel haben müsse, die gewerkschaftliche Tätigkeit der Arbeiterklasse zu unterstützen bezw. zu ersetzen. „Günstige Arbeitsbedingungen und Ständigkeit der Beschäftigung sucht die Arbeiterklasse mittels ihrer gewerkschaftlichen Organisation zu erreichen. Was haben die Kommunen getan, und was tun sie, ihr den Kampf um diese Ziele zu erleichtern?" Damit weist der Autor der kommunalen Sozialpolitik nicht nur von vornherein eine sekundäre Rolle zu, sondern er stellt auch einen höchst einseitigen Maßstab auf, an welchem er durch das ganze Buch die kommunale Sozialpolitik mißt.

Daß bei Anlegung eines solchen Maßstabes das Urteil über die städtische Sozialpolitik nicht immer glänzend ausfällt, ist leicht zu vermuten. Schon das erste Kapitel über „Soziale Kommissionen" zeigt dies. „Soziale Kommissionen und Beigeordnete werden nur dann eine bedeutungsvolle Wirksamkeit ausüben können, wenn hinter ihnen, sie jagend und treibend, die Kraft derjenigen Klasse steht, die an der Ausgestaltung der kommunalen Sozialpolitik das Hauptinteresse, ja das ausschließliche Interesse hat, nämlich der Arbeiterklasse." Der Schluß dieses Satzes zeigt die Einseitigkeit des Verfassers deutlich auf. Man kann dem Autor beistimmen, daß nur beratende soziale Kommissionen meist eine unzulängliche Maßnahme sind, aber die Ansicht, daß ausschließlich die Arbeiterklasse ein Interesse an kommunaler Sozialpolitik habe, ist nicht nur falsch, sondern entfremdet dem Buch auch die Sympathie des Lesers. Diese Ansicht ist aber nicht etwa eine vereinzelte, sondern sie zeigt den Tenor des Buches an.

Bei Besprechung der kommunalen Auskunftsstellen wünscht der Autor, daß diese ihr Gebiet gegenüber den gewerkschaftlichen Arbeitersekretariaten abgrenzen, da er den letzteren nicht nur die Auskunftserteilung, sondern auch die Mitarbeit auf dem Gebiet der Organisation der Arbeiterschaft und der Gewinnung der nichtorganisierten Arbeiter für die Gewerkschaften zuweist. Demnach verlangt er, daß die kommunalen Auskunftsstellen die Auskunft über Rechtsfragen, Gemeinde- und Staatsbürgerangelegenheiten 2c., die Arbeitersekretariate dagegen die Auskünfte aus dem Gebiet der Arbeiterversicherung, des Arbeits- und Dienstvertrages, der Arbeiterbewegung 2c. übernehmen. Es ist eine seltsame und im Grunde lächerliche Erscheinung, daß man die Feinde aller Privilegien immer wieder dabei ertappt, anstelle alter, anderen Kreisen zustehender Privilegien, neue für ihren Interessentenkreis erobern zu helfen.

Es ist umsomehr schade, daß der Autor sich von dieser Sphäre des politischen Klassenkampfes nicht hat freimachen können, als seine sachlichen Ausführungen und praktischen Vorschläge sonst vielfach Zustimmung verdienen. Dies gilt zum Beispiel von seinen Ausführungen über das Submissionswesen. Er weist treffend darauf hin, daß das von den sogenannten Mittelstandspolitikern vertretene Verfahren, bei Submissionen nach dem Durchschnitt aller Angebote zu vergeben, zur Willkür sowie zum technischen und wirtschaftlichen Rückschritt führt. Dagegen tritt er mit Recht für die Aufnahme der sogenannten „anständigen Lohnklausel" in die Submissionsbedingungen ein, um die Preisdrückerei auf Kosten der Arbeitslöhne unmöglich zu machen. Auch bezüglich Aufnahme der sogenannten Streikklausel in die Submissionsbedingungen wird man sich auf die Seite des Verfassers schlagen können, wenn er verlangt, daß Streiks nicht ohne weiteres für die Unternehmer als force majeure angesehen werden sollen.

Bis zu einem gewissen Grade kann man dem Verfasser auch bei seiner Darstellung der kommunalen Arbeitsnachweise folgen. Zunächst betont der Verfasser die Wichtigkeit des Arbeitsnachweises, der eine soziale Macht gibt, um die sich Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände eifrig bemühen. Das hat dazu geführt, daß auch der kommunale Arbeitsnachweis, der im Prinzip paritätisch gedacht ist, ein Kampfplatz für die sich entgegenstehenden Bestrebungen geworden ist, in denen nicht selten das Unternehmerelement die Oberhand erlangt hat. Soweit kann man der Darstellung zustimmen. Ja, auch die wirkliche Neutralität, die aber auf die Arbeits**bedingungen** selbst keine Rücksicht nimmt, braucht man nicht als Ideal anzusehen. Nicht der bloße Arbeitsnachweis, sondern auch die Kontrolle über die Arbeitsbedingungen soll das Ziel sein. Aber wenn nun der Verfasser auch diejenigen ganz paritätisch zusammengesetzten Arbeitsnachweise verurteilt, die unter dem Vorsitze eines Kommunalbeamten stehen, weil dieses Beamtentum seine Wurzeln in der Bourgeoisie hat, so ist dies völlig einseitig. Der Verfasser malt, wie es vor ihm schon andere getan haben, das Gespenst der Sozialbürokratie an die Wand, jenes Systems,

welches die Bourgeoisie oder die Beamtenschaft ersonnen habe, um die Tyrannis des Formalismus zu etablieren. In der von der bürgerlichen Sozialreform gewollten Parität unter Leitung eines Beamten liegt nach des Verfassers Meinung eine Neutralisierung der berechtigten Arbeiterbestrebungen. „Durch ihre paritätische Organisation wird die Beherrschung der Arbeitsnachweise im Unternehmerinteresse bedeutend erleichtert, die gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiterschaft solange schwer geschädigt, als die Kommunalverwaltung vorwiegend im kapitalistischen Sinne geleitet wird und die Arbeiterschaft durch reaktionäre Kommunalwahlrechte von einer Teilnahme an ihr ausgeschlossen ist. Zugleich wird der Bureaukratie ein neues Feld gesellschaftlicher Wirksamkeit unterworfen. Das sind bedeutende Vorteile, die das Experiment kommunaler Arbeitsnachweise auch vom Unternehmerstandpunkte aus ausreichend begründen. In der Tat lassen sich auf dem Gebiete der Arbeiterpolitik solche Vorteile kaum einfacher und sicherer erreichen, als durch die paritätische Neutralisierung ihrer Institutionen.“ Diese echt klassenpolitische Auffassung übersieht eines ganz und gar, nämlich das Schwergewicht, welches eine gerechte Sache in sich selbst trägt und welches selbst vor einem feindlichen, geschweige denn vor einem derartig „paritätisch neutralisierten“ Forum zum Siege zu führen vermag; sie übersieht den ungeheuren ethischen und moralischen Einfluß, den die wissenschaftliche Sozialpolitik, den Philosophie, Religion, Geschichte und alle geistige Wissenschaft überhaupt ausüben; sie kennt nur materielle Interessen und erkennt ihnen allein treibende Kraft zu. Was Wunder, wenn Lindemann unter solchen Umständen zu der Forderung gelangt, daß der Arbeitsnachweis einzig und allein in die Hände der Gewerkschaften gelegt werden soll!

Unser prinzipieller Gegensatz zu diesem Punkte hindert uns nun freilich nicht anzuerkennen, daß in einer übermäßigen Sozialbureaukratie eine Gefahr liegt, der man zu entgehen suchen muß, indem man zur Verwaltung möglichst aller sozialpolitischer Organisationen praktisch arbeitende Männer hinzuzieht. Und es hindert uns ferner nicht anzuerkennen, daß alle sozialpolitischen Organisationen nur dann ihrer Aufgabe dauernd gerecht werden können, wenn die Arbeiterschaft auch an den politischen Arbeiten der Regierung und Verwaltung entsprechenden Anteil nimmt.

Sehen wir von diesem prinzipiellen Gegensatz ab, so kann man wieder in Einzelheiten bezüglich der paritätischen Arbeitsnachweise der Meinung Lindemanns folgen, so wenn er verlangt, daß bei Streiks oder Aussperrungen der Arbeitsnachweis der Kommunen nicht ohne weiteres zur Vermittlung von Streikbrechern herangezogen werden darf.

Auch was Lindemann über den systematischen Ausbau der sogenannten Notstandsarbeiten, d. h. der kommunalen Winterarbeiten sagt, verdient volle Beachtung. Abgesehen von seiner Stellung zur privatkapitalistischen Organisation überhaupt, enthalten auch seine Ausführungen über die Arbeitslosenversicherung einen richtigen Kern, wenn ausgeführt wird, daß

durch eine Reduktion der Arbeitszeit in dieser Frage mehr geleistet wird als durch eine Versicherung. Wenn er dann weiter die Lösung der Arbeitslosenfrage wieder allein den Gewerkschaften zuschreibt, so trennen sich unsere Wege wieder.

Wir sind mit Absicht bei diesem ersten Teil der Lindemannschen Ausführungen länger verweilt, weil sie vielfach prinzipieller Natur sind und eine Auseinandersetzung mit ihnen angebracht war. In den folgenden Teilen über spezielle Arbeiterpolitik und kommunale Wirtschaftspflege können wir dem Verfasser wesentlich weiter folgen. Hier danken wir ihm die Fülle des herbeigetragenen Materials, dessen geschickte Anordnung und leichte Darstellung. Möglichste Ständigkeit des städtischen Arbeiters, vertragliche Kündigungsfrist, Gewährung von Urlaub, Unterlassung politischer Maßregelung, Regelung der Arbeitszeit je nach den Anstrengungen der Dienstart, Gewährung von Bedarfszuschlägen zum Lohn je nach Verheiratung, Kinderzahl, Jahreszeit (Winter), Krankheit, Militärübungen, Entfernung des Wohnorts rc. rc., alles das sind Forderungen, denen prinzipiell beizutreten ist.

In dem Teil über die kommunale Wirtschaftspflege behandelt der Verfasser die Licht- und Kraftanstalten, die städtischen Verkehrsmittel, die Kreditanstalten und das Annoncenwesen. Hier bleibt er größtenteils auf dem Boden des praktisch erreichbaren und teils schon erreichten. Und auf diesen Gebieten wird das Buch zweifellos seinen Platz behaupten, hier liegt sein größtes Verdienst. Hjalmar Schacht.

Amerika im Orient.

Ein Wort zur Einschränkung und Ergänzung.

Von

F. Ulrich, Beirut i. Syrien.

Der dankenswerte Aufsatz von Prof. Dr. Bernhard in der Februar-Nummer dieser Zeitschrift (S. 202—219) über die Fortschritte Amerikas im Orient, den ich leider erst jetzt gelesen habe, gibt mir Veranlassung, auf den Wunsch des Verfassers nach Ergänzung des von ihm gebotenen Materials durch einen Kenner der hiesigen Verhältnisse einzugehen. Freilich muß ich mich dabei auf Beirut beschränken, das aber auch dem Herrn Verfasser des genannten Artikels als Grundlage seiner Beobachtungen gedient zu haben scheint.

Es ist ohne Zweifel richtig, was Dr. Bernhard über die Fortschritte der Amerikaner in Syrien im allgemeinen sagt. Wir haben hier eine Arbeit vor Augen, die in großen Zügen und mit bedeutendem Einsatz von Kraft und Energie vor sich geht. Der amerikanische Einfluß im Orient ist zweifellos im Steigen begriffen, wie die von den hiesigen Konsulaten

ausgehenden Berichte hinreichend dokumentieren und wie es der Europäer hier bald spüren kann. Einen Haupt-Anteil daran trägt neben dem Robert-College in Konstantinopel vor allem auch das hiesige „Syrian Protestant College“. Aus kleinen Anfängen ist es durch zähe Intelligenz und zielbewußte Energie zu dem gemacht worden, was es heute ist: eine Riesen-Anstalt mit 13 Gebäuden, der Wissenschaft und Verbreitung amerikanischen Geistes gewidmet. Im Jahre 1866 mit 16 Schülern eröffnet, im folgenden Jahre durch die medizinische Fakultät erweitert, hat es bis zum Jahre 1880 schon die Schülerzahl 124 erreicht, bis 1901 600 und jetzt mehr als 700. Es ist wahr, was Dr. Bernhard betont, daß das College es sich zum Grundsatz gemacht hat, keine direkte Mission zu treiben. Man hebt das ausdrücklich hervor, schon um die gegen Bekehrungsversuche sehr empfindlichen und mit ihrer Religion so eng verwachsenen Orientalen nicht abzuschrecken. Die Tendenz ist Toleranz im weitesten Sinne des Wortes. Aber trotzdem kann das College seinen Zusammenhang mit der amerikanischen Mission in Syrien, die schon seit dem Jahre 1820 im Lande arbeitet, nicht verleugnen. Denn einerseits sind die Leiter der hiesigen Mission auch zugleich Mitglieder des Beiruter Kuratoriums vom College, können also diesem fortgesetzt ihre reichen Erfahrungen zu gute kommen lassen. Das ist für den Orient mit seinen bunten religiösen Verhältnissen von weittragender Bedeutung. Dafür stellt dann das College der Mission eine große Anzahl von Arbeitskräften in den von ihm ausgebildeten Lehrern, Aerzten und Helfern zur Verfügung. Ferner dient die der Mission gehörende amerikanische Presse in Beirut, die seit dem Jahre 1834 besteht und arabische Schriften religiösen Inhalts, vor allem Bibeln bis nach Aegypten und Indien verbreitet, zugleich auch dem College zu den verschiedensten literarischen Zwecken, was durchaus nicht zu unterschätzen ist. Mit anderen Worten: die Amerikaner hätten ihr College in Beirut schwerlich soweit bringen können ohne die Unterstützung durch die Mission, die ihnen einen Vorsprung vor den europäischen protestantischen Völkern gibt durch Kenntnis des Landes, der Sprache und des Volkslebens, der sich schwerlich wieder einholen läßt. Es steht bei ihnen damit ähnlich, wie bei ihren Antipoden, den französischen Jesuiten, die aus ihrer Missionsarbeit ebenfalls ein College entstehen ließen, die „Université Saint-Joseph dirigée par les Pères de la Compagnie de Jésus“ zu Beirut, die ebenfalls mit einer medizinischen und pharmazeutischen Fakultät sowie mit einer außerordentlich leistungsfähigen Druckerei ausgestattet ist.

Was nun zuerst den stillen christlichen Geist betrifft, der ja zweifellos von der Arbeit des College ausgeht, so sind sich die Kenner der hiesigen Verhältnisse darüber klar, daß er, wenn auch groß, doch nicht überschätzt werden darf. Daß die Schüler des College durchweg innerlich als Christen oder gar als evangelische Christen die Anstalt verlassen, bestreite ich nach meinen hiesigen Erfahrungen ganz entschieden und ich

bin der Ueberzeugung, daß man sich in der Beziehung leicht Illusionen hingibt. Es ist ja eine nur zu bekannte und beliebte Manier des Orientalen, sich religiös, wenigstens äußerlich, zu akkomodieren, besonders um zu erlangender Vorteile willen, im Grunde aber doch seine eigene Anschauungswelt festzuhalten. Am bezeichnendsten ist dafür vielleicht die Religion der Drusen, die solche Anpassung geradezu fordert, wenn dadurch ein Nutzen für die Bekenner ihres Glaubens zu erreichen sei. Das College bietet den jungen Eingeborenen die Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Und das Bildungsstreben ist groß. Daß die Amerikaner und Franzosen dem in ihren Colleges entgegenkommen, ist entschieden ein kluger und praktischer Zug. Aber man glaube nicht, daß der Eingeborene durch den religiösen Geist, sei es den jesuitischen bei den Franzosen oder den protestantisch-amerikanischen bei den Amerikanern, sich so leicht innerlich umgestalten läßt. Er nimmt das zunächst mit in den Kauf; aber sein Ziel ist: Vorwärtskommen, eine Stellung erringen, Geld gewinnen. Der Orientale ist trotz seiner entschieden religiösen Veranlagung ein eminent materiell denkender Mensch — beides verträgt sich bei ihm außerordentlich gut miteinander. Er ist eben im Grunde doch oberflächlich. Daß man keine Bekehrungs-Versuche macht, ist selbstverständliche Voraussetzung aller erfolgreichen Schularbeit hier im Lande und nicht nur bei den Amerikanern üblich. Sonst würden die christlichen Schulen — z. B. auch unsere deutsche Diakonissen-Schule, keine Kinder aus mohamedanischen Familien bekommen. Die Verpflichtung zur Teilnahme am Religions-Unterricht ist auch sonst vorhanden, wobei natürlich eine gewisse Anpassung an die Schüler z. B. in der Stoff-Auswahl geübt wird. Das Gemisch aus den verschiedensten Religionen, das der Verfasser des genannten Artikels aufführt, hat das College mit fast allen Schulen Beiruts gemein (vgl. meine Schul-Statistik aus Beirut in Heft 5 der Neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande, dem Organ des Jerusalems-Vereins, Jahrgang 1903). Ich betone nach dieser Abschweifung noch einmal: Trotzdem das College ausgesprochenermaßen keine Mission treibt, wäre es ohne den Zusammenhang mit der Mission nie das geworden, was es heute ist. „Amerika im Orient" — stützt sich auf die Mission.

Ferner ist es doch nicht richtig, wenn der Verfasser schreibt, daß die „Elite" des türkischen Orients durch die amerikanische Anstalt hindurchgeht. Wer die hiesigen Verhältnisse näher kennt, weiß, daß die Söhne vieler reicher und vornehmer Familien noch immer zu den Franzosen halten und vor allem durch die Religion (Beirut hat 30—35 000 Maroniten, das sind syrische mit Rom unierte katholische Christen und ca. 10 000 unierte Griechen) dem katholischen College näher stehend als dem amerikanischen, durch die französische Anstalt erzogen werden. Daß die Amerikaner auf Schüler, die Träger berühmter Namen sind, Wert legen, weiß ich. Aber das will hier zu Lande nicht viel sagen. Es gibt eine Menge von Nachkommen alter bekannter Emir- oder Scheich-Familien aus dem Libanon

oder Damaskus, die sich in ganz einfachen, z. T. ärmlichen und untergeordneten Stellungen in Beirut befinden. Ich nenne nur die berühmten Drusen-Familien der Aoslans, Ichabs usw. Das amerikanische College hat auch viele junge Leute aus dem kleinen Mittelstand — allerdings auch wohlhabendere, speziell aus Aegypten, — daneben viele Armenier, oft rauhes, ungefüges Material, z. T. weit her — Kl. Asien, Mesopotamien, Cypern, Aegypten — bis zum Sudan und Indien. Was macht nun das College aus diesem zahlreichen und bunten Menschenmaterial? Aerzte, Pharmaceuten, Chemiker, Kaufleute, Lehrer, Agenten u. a. (nota bene keine Ingenieure, da die Technik in dem Lehrplan des College nicht vertreten ist). Es ist wunderbar, was alles aus solch einem College hervorgeht. Man ist zuweilen versucht, mitleidig auf einen Abiturienten unserer guten alten deutschen Gymnasien oder auf einen Durchschnitts-Studenten unserer Hochschulen herabzusehen, wenn man hört, worüber ein Jünger des College alles zu reden weiß: Ueber Darwin und Spencer, über Mill und Milton usw. Aber man schätze diese Art der Bildung doch auch nicht zu hoch ein! Sie ist oft nur Kompendium-Weisheit, die unverstanden angeeignet wird und dann nicht selten jene Halbbildung erzeugt, die bei dem Orientalen in ganz besonderem Maße Einbildung und Hochmut befördert, dieser unerfreulichen Herzleid-Erscheinungen aller Oberflächlichkeit. Und dann ist sie keine universelle Bildung. Dazu fehlt ihr die wissenschaftliche Fundamentierung und Vielseitigkeit. Nur aus gelegentlichen Zitaten merken die Schüler z. B., daß es auch eine deutsche Wissenschaft gibt, obwohl die im College gebrauchten Lehrbücher und Lehrmittel nicht zum geringsten Teil aus Deutschland stammen. Wir Deutsche können ja in der Tat fast die ganze Welt mit Lehrbüchern versorgen. Die französische Bildung wird den Besuchern der Anstalt eher bekannt, weil sie zum Teil von Haus aus französisch sprechen und verstehen.

Das Gesagte trifft nun auch die ärztliche Ausbildung, auf die ich der Anregung von Prof. Dr. Bernhard gemäß etwas näher eingehen möchte. Der Kursus der jungen Mediziner auf dem College ist ein vierjähriger. Sie müssen in der Regel vorher das sogenannte Präparatory und zwei Jahre das Kollegial-Department besucht haben, schon, um sich die nötige allgemeine Bildung und die sichere Handhabung der englischen Sprache anzueignen, die allmählich an Stelle der arabischen ganz als Unterrichtssprache eingeführt wurde, im Kollegial-Departement im Jahre 1880, in der Medizin-Schule im Jahre 1887. Der junge Mediziner wird im Laufe der vier Jahre in alle Zweige der medizinischen Wissenschaft eingeführt. Er beginnt mit Anatomie, Chemie, analytischer Chemie, Histologie und Zoologie im ersten Jahre, wogegen fortan die Zoologie in Wegfall kommt. Man wird in Zukunft eine Prüfung darin verlangen, bevor der Schüler in die Medizinschule eintritt, wahrscheinlich, um eine Ueberlastung der Schüler im Anfangsjahr zu vermeiden. Es folgt im zweiten Jahre wieder

Anatomie, dann Physiologie, „Materia medica“, Hygiene, Pathologische Histologie und Generell-Pathologie. Im dritten Jahre Pathologie, Chirurgie, Augenheilkunde, Geburtshilfslehre, Frauenkrankheiten, Haut- und Ohrenkrankheiten und im vierten Jahre wieder Pathologie und Chirurgie nebst Kinderkrankheiten, Therapie, Bakteriologie und „Legal-Medizin“. — In den beiden letzten Jahren nimmt der Student an dem praktischen, klinischen Unterricht teil, zu dem das Preußische Johanniter-Hospital die Gelegenheit bietet. Wunderbar ist die Methode, die bei dem Studium angewandt wird, wenigstens im ersten, zum Teil auch im zweiten Jahre. Der Student muß sich das nötige Kompendium beschaffen über die einzelnen Gebiete und den Inhalt einfach auswendig lernen, meistens wörtlich, Seite für Seite. Den Fachmann werden vielleicht einige Lehrbücher interessieren, die auf dem College in Gebrauch sind: Für Anatomie: Henry Grey. — Für Chemie: Manual of Chemestry von W. Simon; für analytische Chemie: Noyes; für Histologie: Kleins oder Schäfers Buch; für Zoologie: Parker; für Materia medical: W. Hall White; für Pathologie: Osler; für Chirurgie oder moderne Surgery: Da Costa; Augenheilkunde: H. R. Zwanzy; Hautkrankheiten: Balkley. In der Hygiene, pathologischen Histologie und „Generell-Pathologie“, sowie in der „Legal-Medizin“ wird nach Vorlesungen doziert. Sonst hält man sich hauptsächlich an die Leitfäden, erklärt nur das Nötigste, die technischen Ausdrücke und sonst zum Verständnis unbedingt Erforderliches. Im übrigen wird auswendig gelernt und abgefragt. Es ist erstaunlich, was im „Memorieren“ gefordert und geleistet wird. Die jungen Leute müssen außerordentlich fleißig zu Hause arbeiten, gar nicht zu vergleichen mit unseren Studenten in der Heimat. Ein junger Deutscher, der gegenwärtig auf dem College „studiert“, sagt mir, daß er in seinem Leben nie so gearbeitet habe, wie hier. Es ist bewundernswert, was die Eingeborenen darin leisten, mit einer Aufnahmefähigkeit, die zum Teil verblüffend ist, und mit einer Memorier-Technik, die sie 20 bis 30 Seiten eines großen Kompendiums mit hunderten von schwierigen Worten und Formeln auf einmal sich aneignen läßt. Es ist das eine Willens-Virtuosität auf Kosten tieferer Geistesarbeit, wie sie auch sonst in der amerikanischen Schul- und Erziehungsmethode hervortritt. — In jedem Jahr wird eine eingehende Prüfung abgehalten und die wirkliche Aneignung des Gelernten festgestellt. Was die praktischen Uebungen betrifft, so ist es eine Erschwerung der Arbeit, daß das anotomische Material fehlt, das in Europa oder Amerika zur Verfügung steht. Der Eingeborene verkauft die Leiche seiner Angehörigen nur ungern zum Sezieren, und die Gefängnisse liefern nicht, wie bei uns, betreffendes Material. Auch ist ja der Selbstmord eine im hiesigen Volk sehr selten oder kaum vorkommende Erscheinung — trotz der oft verzweifelten Verhältnisse! Man ist also auf die gelegentlich gebrachten Leichen von Fremden oder Verunglückten angewiesen — oder auf das durch Leichenraub gewonnene Material. Dazu kommt die schnelle Zersetzung, die hier im Orient die anatomische Arbeit

ungemein erschwert. — Hat nun der junge Mediziner seine 4 Jahre hinter sich, dann kommt das große Examen. Das wird neuerdings an Ort und Stelle vorgenommen. Früher mußten die jungen Leute nach Konstantinopel, bis man es erreichte, daß auch zum College, wie schon früher zu den Franzosen, die hohe Kommission aus Stambul kam (seit 2 Jahren). Das schließt aber nicht, wie Herr Dr. Bernhard anzunehmen scheint (S. 211), die schriftliche offizielle Anerkennung, d. h. den Ferman für die Anstalt in sich. Es gehört mit zu den schmerzlichsten Erfahrungen der Amerikaner, daß sie trotz „heißen Bemühens" um die Gunst der türkischen Regierung weder mit Güte noch Druck dem zähen Türken haben abringen können, was Frankreich seit längerer Zeit, Deutschland seit einigen Jahren für seine Schulen, Kirchen und Anstalten in der Türkei besitzt, den Ferman oder eine Iradé, d. h. eine amtliche großherrliche Bestätigung seitens des Sultans. — Die Verbindung der medizinischen Fakultät des College mit dem preußischen Johanniter-Hospital besteht seit dem Jahre 1871 und beruht auf einem Gegenseitigkeits-Vertrag: die Professoren der amerikanischen Fakultät üben die ärztliche Praxis im Hospital unentgeltlich aus — und dieses steht ihnen dafür zum klinischen Unterricht für ihre Studenten zur Verfügung. Daß dies Arrangement für beide Teile zweckdienlich ist, geht aus dem großen Zuspruch hervor, dessen sich das Hospital erfreut. Es hat im letzten Jahre 713 Kranke an 20338 Pflegetagen verpflegt. Poliklinische Konsultationen haben 14532 stattgefunden. Der Vorteil für das Hospital besteht bei dem gegenwärtigen Verhältnis hauptsächlich darin, daß Spezialärzte für die einzelnen Gebiete der Medizin vorhanden sind, was bei einem oder zwei nur für das Hospital angestellten Aerzten nicht möglich wäre. Die medizinische Ausstattung des Hospitals, die sowohl der Leistungsfähigkeit des Hauses, als der Arbeit der Amerikaner zu gute kommt, ist gut und den neuesten Anforderungen entsprechend. Ein Röntgen-Apparat und andere, auch der medizinischen Tätigkeit dienende Instrumente gehören den Amerikanern und befinden sich in dem Physikalien-Kabinett des College. Die hier ausgebildeten Mediziner lassen sich, wenn sie ihr Diplom erhalten haben, z. T. im Innern des Landes, in den größeren Dörfern und kleineren Städten als Aerzte nieder, z. T. gehen sie nach Aegypten, wo immer eine nicht unerhebliche Zahl Verwendung findet oder nach Armenien. Daß jeder Einzelne von ihnen in gewisser Weise als Träger amerikanischen Geistes angesehen werden kann, ist richtig.

Außer Medizinern und Pharmaceuten bildet das College vor allem Lehrer aus in seinem sog. „Kollegial-Departement", wo Unterricht in Religion, Philosophie, Geschichte, Literatur, Physik usw. erteilt wird, in 4jährigem Kursus. „Philologie-Studieren" nach unserm Begriff kann man das natürlich nicht nennen. Für die eigentliche wissenschaftliche Detail-Arbeit, das selbständige Forschen, fehlt die Zeit. Und für rein wissenschaftliches, aus idealen Motiven unternommenes Studium hat der Orientale im allgemeinen wenig Verständnis. Die Unterweisung ist auch hier nur

praktisch, aber für die Zwecke der Schularbeit im Lande hinreichend. Nachdem sie ihre Abgangsprüfung bestanden, ihr Diplom erhalten und der eine oder andere in der „Commencement Week" vor feierlich versammeltem Volk eine Probe seiner Gelehrsamkeit abgelegt hat, ziehen dann die Schüler des Kollegial-Departement ins Land hinaus, um als Lehrer oder Agenten oder Journalisten ihr Brot zu verdienen, wobei sie als Träger oder Verbreiter amerikanischer Bildung umsomehr wirken, als sie außer ihrer Muttersprache oder ihren Muttersprachen eigentlich nur das Englische ganz beherrschen. Das Französische, das sonst hier eine so große Rolle spielt, wird bei den Amerikanern, wohl mit Absicht, nicht soweit gelehrt, daß es jeder Schüler bis zur Beherrschung der Sprache bringt, wobei allerdings in Betracht kommt, daß viele es von Kind an sprechen und anwenden. Daß durch die ganze College = Bildung jungtürkische Bestrebungen genährt werden, trifft keineswegs zu. Nicht jeder modern gebildete Türke sympathisiert ohne weiteres mit la jeune Turquie. Dazu ist der Einfluß und die Macht des alten Geistes zu stark; der in Europa leicht unterschätzt wird. Der Orientale ist zäher als man glaubt, im Festhalten angeerbter Vorstellungen und Anschauungen. Wirklichen Einfluß auf sein geistiges Leben und Denken zu gewinnen ist schwerer, als man sich im allgemeinen vorstellt, wie man auf den verschiedensten Gebieten immer wieder erfahren kann.

Endlich noch einige Worte über eins der wichtigsten Arbeitsgebiete des College, die „Handelsschule". Hier wird vielleicht den amerikanischen Interessen, besonders den kaufmännischen, mehr vorgearbeitet als in den anderen Abteilungen. Alles ist aufs beste geordnet. Die jungen Leute lernen kaufmännische Korrespondenz, Buchführung, alles was für den Handel nötig ist. Als bemerkenswert möchte ich hervorheben, daß auf der Handelsschule die deutsche Sprache durch einen eigenen Lehrer unterrichtet wird. Die Amerikaner müssen also die Kenntnis unserer Sprache für den Handel als ganz besonders wichtig ansehen. Herr Dr. Bernhard schreibt der Handelsschule hauptsächlich die Verbreitung der amerikanischen landwirtschaftlichen Maschinen hier im Lande zu. Ob das richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden. Der Vertrieb der letzteren ist allerdings bedeutend gewachsen. Ein kleiner Laden in Beirut, der bisher diesen Artikel führte, ist zum großen Lager geworden. Und die Maschinen gehen schon in alle Himmelsrichtungen des Orients. Aber es ist dabei zu bemerken, daß Amerika doch auch für Europa, wenigstens früher, der Lehrmeister und Hauptlieferant dieses Artikels gewesen ist. Die Wagen, die der Verfasser bei den deutschen Kolonisten in Haifa erwähnt, sind nur zuerst aus Amerika gekommen. Jetzt hat sich eine kleine selbständige und verheißungsvolle deutsche Wagenbau-Industrie dort entwickelt. Neben den amerikanischen Lieferungen für die Mekkabahn verdient auch der deutsche, nicht unbedeutende Anteil erwähnt zu werden, der vor allem in Lokomotiven besteht. Diese werden ausschließlich aus Deutschland bezogen —

die Waggons zum Teil. Die Schienenlieferung, die der Verfasser erwähnt, hat mit dem College nichts zu tun. Sie fiel den Amerikanern zu, weil ihre Offerte die übrigen Konkurrenten um 2 Cents für die Tonne unterboten hatte.

Ueberblicken wir das Ganze, so muß ich, um gerecht zu sein, das College gegen den Gedanken, als diene es in erster Linie den kommerziellen oder wirtschaftlichen Interessen Amerikas, in Schutz nehmen. Gewiß gibt es dem Orientalen einen Eindruck amerikanischer Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit. Aber es stellt die materiellen Interessen doch ganz entschieden zurück gegen die allgemeine religiös-sittliche Bildung seiner Zöglinge. Und da muß man sagen: Es tut viel, um die jungen Leute zu Charakteren, zu sittlich tüchtigen Menschen heranzubilden und so der Verbreitung christlichen Geistes vorzuarbeiten. Man könnte die Arbeit ein Hilfswerk für die Mission nennen im Sinne allgemeiner Menschenbildung. Ich glaube mit Recht sagen zu können, daß diese Kulturarbeit im College obenan steht und die wirtschaftlichen oder auch politischen Zwecke dagegen zurücktreten. Es sei dabei hervorgehoben, daß der Staat keinen Pfennig Subvention für die Anstalt gewährt, sondern diese Kosten lediglich von reichen Privatleuten aufgebracht werden. Und dabei ist der Zuschuß, den das College braucht, bedeutend: ca. 120 000 Mk. jährlich. Ob der Erfolg den Aufwendungen entspricht? Wer will das sagen? Im allgemeinen geht der Orientale dahin, wo am meisten Vorteile zu haben sind. Der Erfolg wird schließlich auch hier von der wirtschaftlichen, aber auch sittlichen und kulturellen Leistungsfähigkeit des im Orient Einfluß suchenden Landes und Volkes abhängen. Geben wir Acht, daß wir darin nicht von den energischen Amerikanern überholt werden! Und wenn Herr Dr. Bernhard zuletzt fragt, ob wir nicht durch unsere Geisteskultur eine ähnliche Kulturmission wie Amerika im Orient ausüben könnten, so möchte ich erwidern, daß unsere deutsche Geistesbildung dafür vielleicht zu gründlich, vielleicht aber auch zu schwerfällig ist. Das Amerikanertum mit seinem College, dieser Zwischen-Anstalt zwischen unseren Gymnasien und Universitäten und seinen praktischen Methoden, scheint mir für den Orientalen ganz besonders geeignet zu sein!

Nachwort.

Ein Kenner Syriens bestätigt hier in allen wesentlichen Punkten die Schilderung, die ich im Februarheft der „Preußischen Jahrbücher“ gab.

Er bestätigt, daß der wachsende Einfluß der Amerikaner im Orient zum erheblichen Teil darauf beruht, daß an wichtigen Plätzen der Türkei amerikanische Hochschulen errichtet worden sind. Er bestätigt, daß diese Erfolge durch eine eigenartige Missionsmethode errungen worden sind, insonderheit durch eine weitgehende Toleranz, und er gibt zu, daß diese

siegreiche Duldsamkeit ihre gefährliche Kehrseite hat: die oberflächliche Religionsbehandlung.

Nur in einem Punkt weicht Ulrich von meiner Darstellung ab. Die „Elite" des Orients, so meint er, halte noch immer zu den Franzosen. Mir scheint, daß man in diesem Punkte verschiedener Meinung sein kann, denn es ist ja immer schwer festzustellen, was die eigentliche Elite ist und auf welcher Seite sie steht.

Sicher ist nur, daß die früher allein tonangebenden Franzosen jetzt einen ganz energischen Konkurrenten erhalten haben, und mir wurde sogar von einem Schüler der französischen Jesuitenhochschule zu Beirut erklärt, er halte den Unterricht der Amerikaner für „ernsthafter" als den seiner französischen Lehrer.

Ludwig Bernhard.

Noch ein Wort zur Frage des Erziehungszwecks im Strafvollzug.

Von

Dr. G. von Rohden in Düsseldorf.

Soll die Strafe erziehen oder vergelten? Dies Dilemma ist in den bisherigen Beiträgen der Preußischen Jahrbücher zu dieser wichtigen Frage so präzise gestellt und so umsichtig erörtert worden, daß man sie als hinreichend geklärt ansehen könnte und nur noch die Wahl hätte, sich für die eine oder die andere dieser beiden Zielbestimmungen zu entscheiden. Nun sind ja scharfe Unterscheidungen zur genaueren Erkenntnis und Klärung der Probleme unerläßlich; macht man aber abschließende Formeln aus ihnen, so führen sie in die Irre. Die von Oberlandesgerichtsrat Schmölder so bündig gekennzeichneten Tendenzen der alten, klassischen und der neuen, soziologischen Strafrechtsschule schließen einander theoretisch völlig aus; praktisch machen sie sich aber die weitestgehenden Zugeständnisse und strecken ihre Ranken zu einem gemeinsamen Geflecht, zu einem Kompromiß, einander entgegen. Und wo dieser Kompromiß wissenschaftlich noch unmöglich scheint, da vollzieht ihn das Bedürfnis des Lebens. Gerade wie bei dem noch viel schwierigeren Dilemma von Indeterminismus und Determinismus und so manchen anderen großen Scheidefragen.

Wie mit dem Strafrecht verhält es sich natürlich auch mit dem Strafvollzug. Die alte Schule glaubt die neuere mit ihrem Besserungs- und Erziehungszweck ad absurdum geführt zu haben, indem sie die tatsächliche Undurchführbarkeit dieses Zweckes als praktisch erwiesen hinstellt. Und in der Tat haben gewisse neuere Kritiker des modernen Strafvollzuges, die von dem Erziehungszweck als dem allein in Frage kommenden ausgingen und

daraufhin gänzlich Unmögliches und Unvernünftiges von unserem Strafvollzug verlangten, redlich das Ihrige getan, um diesen Strafzweck als Absurdität zu diskreditieren. Andererseits aber sehen sich die Vertreter der alten, der Vergeltungstheorie gezwungen, wenn sie nicht selbst absurd argumentieren wollen, den Freunden des Besserungsgedankens zuzugeben: Die Strafanstalt, die „kein Pädagogium ist“ und sein soll, „darf aber auch nicht zu einer moralischen Verschlechterung der Sträflinge führen. Diese Negative ist selbstverständlich und erreichbar“.*) So selbstverständlich allerdings diese Einschränkung ist, ein so grundsätzliches Zugeständnis an die Auffassung der Reformer liegt doch darin. Stellen wir dies als die beiden Schulen gemeinsame Maxime fest, so dürfte es nicht schwer halten, von diesem Satz aus ein weitreichendes Gebiet der Verständigung abzustecken. — Umgekehrt, gehen wir von der Maxime der gerechten Vergeltung als dem maßgebenden Strafzweck aus, so wird dieser Zweck, falls mehr als bloß gewaltsame Niederwerfung des Rechtsbrechers damit gemeint ist, erst dann erreicht sein, wenn der Bestrafte von der Gerechtigkeit der Vergeltung selbst überzeugt wird. Ob Strafrechtslehrer der alten Schule diesen Schluß ausdrücklich anerkannt haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe ihn bis jetzt nur bei Hilty**) direkt ausgesprochen gefunden; zweifle aber nicht, daß jeder Anhänger der Vergeltungstheorie ihn billigen wird. Und so würden wir von der anderen Seite her zu demselben Ergebnis geführt: Der tiefere Sinn der Strafe liegt doch in der Beeinflussung zum Guten oder der inneren Umwandlung. Denn daß auch das erste negative Zugeständnis der Vergeltungstheoretiker, der Sträfling dürfe nicht verschlechtert werden, die Position enthält: „also muß man suchen ihn zu bessern“, ist jedem, der sich mit Psychologie und Erziehungsproblemen befaßt, ohne weiteres klar; das Schlechte und die Verschlechterung wirksam bekämpfen kann ich nur durch positive Beeinflussung zum Guten.

Doch wir wollen unsere verwickelte Frage nicht so kurzer Hand mit einigen nahe liegenden Syllogismen für erledigt erklären. Halten wir uns zunächst an den ersten als allgemein zugestanden angenommenen Satz: „Die Strafanstalt darf nicht zu einer moralischen Verschlechterung der Sträflinge führen.“ Je öfter und tiefer diese so selbstverständlich scheinende Forderung durchdacht wird, um so mehr vergrößert sich ihre Tragweite. Welche Fülle gewichtigster Ansprüche ergeben sich daraus an unsern Strafvollzug! Darauf und auf nichts anderem gründet sich z. B. die grundsätzliche Einführung und allmähliche Durchführung der Einzelhaft. Wie

*) O. L. G. Rat Schmölder in dieser Zeitschrift September 1904 S. 495. Der obige Satz ist von mir gesperrt.

**) Professor Hilty in seinem Aufsatz „Vergeltung“ in Studien. Ausgewählte Aufsätze aus dem Politischen Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bern, K. J. Wyß, 1905: „Der Triumph der Gerechtigkeit ist nur dann erreicht, wenn der Uebeltäter selbst einsieht, daß ihm sein Recht geschehen ist.“

heiß ist um sie und damit die ganze ethische Auffassung des Strafvollzuges gestritten worden. Auch der abgesagteste Gegner des Erziehungszwecks wird dem Geheimen Rat Krohne schwerlich widersprechen wollen, wenn er, damals noch Strafanstaltsdirektor in Rendsburg, auf der Stuttgarter Versammlung des Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten von 1877 den inneren Zusammenhang des Einzelhaftpostulats mit unserem ersten Leitsatz folgendermaßen kennzeichnet: „Dem Verurteilten die Freiheit zu nehmen, dazu hat der Staat das Recht, er hat aber nicht das Recht, ihn moralisch zu Grunde zu richten, indem er ihn die Freiheitsstrafe in gemeinsamer Haft verbüßen läßt. Meine Herren, es kann einem jeden von uns widerfahren, daß sein Kind auf schlechte Wege gerät; denken Sie sich nun den Fall, daß der Staat Ihnen im Wege der Verurteilung einen Sohn nimmt und in gemeinsamer Haft mit anderen Verbrechern zusammentut, wie würden Sie ihn wiederbekommen? In den ersten 24 Stunden schon ist er durch allen Schmutz der Gemeinheit gezogen. Dazu hat der Staat nicht das Recht; er kann ihn peitschen, er kann ihn köpfen, moralisch zu Grunde richten darf er ihn nicht."

Wir müssen hierauf noch etwas näher eingehen. Das ganze uns beschäftigende Problem kann in seiner vollen Bedeutung nicht verstanden, nicht hinreichend gewürdigt werden, ohne die Geschichte der Einzelhaft und deren Lehren zu Rate zu ziehen. Schon ein Ausschnitt aus dieser Geschichte, die höchst dramatisch sich vollziehende Einführung der Einzelhaft in Preußen, wirft ergiebiges Licht auf unsern Gegenstand. Vor kurzem sind gerade bedeutsame Urkunden zur Geschichte dieser Einführung veröffentlicht, nämlich D. J. H. Wicherns Reden, Denkschriften und Gutachten „Zur Gefängnis-Reform".*) Ich wüßte keinen lehrreicheren und gewichtigeren Beitrag zur Klärung unserer Frage als die Wiedergabe von Wicherns Anschauung über die Einzelhaft und den Strafzweck. Ist er doch gerade der Beamte gewesen, der König Friedrich Wilhelms IV. Reformgedanken zum Strafvollzug ins Leben zu übertragen, die von dem idealistischen Fürsten erstrebte Annahme des „pennsylvanischen Systems" praktisch vorzubereiten, mit seinem Geist zu erfüllen und in Wirklichkeit umzusetzen hatte.

Wichern war ein scharfer Denker und liebte es, seine großen Pläne zur Organisation der freien christlichen Liebestätigkeit in tieferem, grundsätzlichem Zusammenhang vorzutragen; aber er war nichts weniger als ein Doktrinär. Er fragte daher nicht viel nach den Strafrechtstheorien, sondern hielt sich schlicht an das Gegebene, an die staatlich anerkannten

***) Gesammelte Schriften D. Johann Hinrich Wicherns. IV. Zur Gefängnis-Reform.
Reden, Denkschriften und Gutachten über das Gefängniswesen, speziell die Durchführung der Einzelhaft in Preußen. Die Anhänge enthalten Daten aus Wicherns Wirksamkeit im Dienste der Gefangenen, Auszüge aus gesetzlichen Bestimmungen, Reglements rc. rc. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1905. 491 Seiten.

Grundlagen der Strafgerechtigkeit. Es stand ihm unverrückbar fest, daß die Freiheitsstrafe keinen anderen Zweck habe, als wirklich zu strafen, d. h., die Repression des verletzten Rechts und der Gerechtigkeit an dem Rechtsbrecher auszuüben. Aufs sorgfältigste wollte er aber darüber gewacht wissen, daß dem Verurteilten keine andere, härtere Strafe als die gesetzlich zuerkannte auferlegt würde. Das geschieht aber zweifellos dann, wenn man ihn sittlich verwahrlosen läßt, der Verschlechterung durch die böse Gemeinschaft preisgibt. Das war nun an den verantwortlichen Stellen schon lange erwogen worden. Man suchte die Gefangenen seelisch von einander zu trennen und ihren verderblichen Einfluß aufeinander durch das Gebot des Schweigens aufzuheben, das jetzt noch in den Zuchthäusern besteht und unentbehrlich ist. Aber es ist doch sehr mechanisch gedacht, wenn man sich wirklich einen erzieherischen Erfolg davon verspricht. Selbst wenn das Sprechen durch härteste Strafen tatsächlich verhindert werden könnte, so bleibt doch immer noch Spielraum genug für den intimsten und ausgedehntesten Verkehr durch Blick und Minenspiel. In dieser Erkenntnis war man in Preußen, ganz unabhängig von dem pennsylvanischen Buß- und Besserungssystem der Einzelhaft, schon früh darauf gekommen, bei Neu- und Umbauten der Strafanstalten eine größere Anzahl Einzelzellen einzurichten, um die schlimmsten Sträflinge auszuscheiden und unschädlich zu machen, um dadurch zugleich die besser gearteten in der Gemeinschaft sittlich zu bewahren. „Darnach aber drängte", wie Wichern erklärte, „eine schärfere Rücksichtnahme auf die zu Bewahrenden zur unmittelbaren Anwendung der Einzelzelle auch für diese selbst". In dem Maße, als der Wert des diesem Verfahren zu grunde liegenden überwiegend sittlichen Interesses erkannt wurde, und bauliche und finanzielle Schwierigkeiten sich nicht entgegenstellten, nahm mit der Zahl der Einzelzellen zugleich auch die Einsicht zu, daß der volle Wert der Einrichtung erst dann werde zur Geltung kommen, wenn sie für alle Gefangenen und unter diesen wieder ganz konsequent werde zur Anwendung kommen. Dazu bedurfte es aber eigentümlicher, einheitlicher baulicher Einrichtungen ganzer Gefängnisse, die unter diesem sittlichen Gesichtspunkt ausgeführt werden mußten. „Erst durch Verwirklichung aller dieser Mittel konnte und kann der nie zu duldende Verkehr untereinander aufgehoben werden", schließt Wichern diese geschichtliche Darlegung.

In diesem Stadium der Erwägungen und Versuche ward Wichern an die Spitze des preußischen Gefängniswesens im Ministerium des Innern berufen. Sein scharfer Blick erkannte sehr bald, daß unter dem Schweigegebot (Rawitscher Reglement von 1835) in der gemeinsamen Haft, „sich ein sittliches Chaos gestalten muß, eine fortschreitende Vertiefung, Verschärfung, Ausbreitung und Befestigung des zähen, trägen, verbrecherischen Geistes in den Gemütern der Detinierten". Demgegenüber war der mit der Einzelhaft unternommene Versuch grundsätzlich und folgerichtig durchzuführen und folgerichtig auf alle Gefangenen anzuwenden. „Die Einzel-

haft", erklärt er, „soll größeres Uebel und Verderben hindern. Wird der Schuldige mit Freiheitsstrafe belegt, so soll ihm allerdings durch die Freiheitentziehung ein empfindliches Uebel zugefügt werden. Aber es soll ihm auch nichts anderes als die Freiheit genommen werden; der Staat kann es niemals verantworten, ihm durch die Inhaftierung noch schlimmeres Uebel an Leib und Seele zuzufügen, ihn durch die Art der Freiheitentziehung moralisch vollends zu ruinieren, was durch die Zusammensperrung von Bösen unvermeidlich ist. Der Rest des Guten, das Gewissen darf ihm nicht auch noch verderben, er darf nicht gezwungen werden, schlechter herauszukommen, als er hineinkam." So geht Wichern bewußt und geflissentlich von der Negative aus. Aber die Position liegt ihm ganz selbstverständlich darin eingewickelt: „Alles was der Gefangene für sich außer der Freiheit als Mensch besitzt, soll ihm erhalten und an ihm gefördert werden, um ihn schließlich in den Stand zu setzen, nach wiedererlangter Freiheit in sittlicher und ökonomischer Beziehung in eine Stellung überzugehen, in der er mit der neu gewonnenen Lebenskraft sich selbst des Mißbrauchs der Freiheit enthält".

So sah Wichern das Ziel und den Charakter der ihm aufgetragenen Gefängnisreform schon in der bisherigen Entwicklung des Gefängniswesens gegeben. Es bedurfte nur der grundsätzlichen Durchdringung und Entfaltung der vorhandenen Ansätze, ohne doktrinäre Konstruktionen und prätensiöse Proklamierung neuer Straftheorien. Dazu kam die aufmerksame Beobachtung der Lehren und Leistungen des Strafvollzuges im Ausland. Als System war ja die Einzelhaft nach mehrfachen Vorarbeiten in Rom und den Niederlanden zuerst von den Quäkern in Pennsylvanien ausgebildet worden. In diesem pennsylvanischen System waren allerdings sämtliche Maßnahmen auf den sittlich-religiösen Erziehungszweck angelegt, bezw. aus ihm abgeleitet. Darin aber lag die Versuchung und Gefahr, den Besserungszweck von dem eigentlichen Strafzweck zu sondern, ihn auf ein ihm nicht zukommendes Postament der Selbständigkeit zu setzen, ihn abstrakt und doktrinär zu dem maßgebenden für den Strafvollzug zu machen. Diese Gefahr wird in dem Augenblicke bedrohlich, wo man das Maß der zeitlichen Freiheitstrafe auf den Besserungszweck bezieht, also sich vornimmt, in so und soviel Monaten oder Jahren sollen die und die Verbrechergruppen gebessert werden. Diese schlimme Wendung nahm die Gefängnisreform in England. Gemäß Gesetz von 1836 und 1837 sollten alle Gefangenen $1^1/_2$ Jahre in Einzelhaft gehalten, um sodann als gebesserte Verbrecher den Kolonien überwiesen zu werden. „In dieser wesentlichen, von England ausgegangenen Modifikation der Einzelhaft", urteilt Wichern, „wodurch sie lediglich für den sogenannten Besserungszweck bestimmt wird, lag ein Irrtum, der notwendig immer wiederkehrendes Schwanken zur Folge haben mußte. Englands Auffassung der Einzelhaft, die den Strafzweck in zweite Linie stellt, unterscheidet sich wesentlich von den unter allen andern Völkern in Nordamerika und später auch in

Belgien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Deutschland, namentlich Bruchsal, geltend gemachten — zum Nachteile Englands". Aus dem berühmten Zellengefängnis Pentonville — dem Modell für Moabit — und andern ähnlichen Anstalten „schickte man von nun an angeblich nur ganz oder halb oder noch weniger gebesserte Verbrecher nach Neuholland. Dort sollte dann dasjenige, was an dem Maß der vollkommenen Besserung etwa noch fehlte, durch die Versetzung in Klassen, die nach den verschiedenen Graden der Besserung gegeneinander abgemessen waren, ergänzt werden. — Es ist aber nicht schwer zu erkennen, daß hier eine mechanische Berechnung und Abschätzung auf sittliche, d. h. solche Verhältnisse angewandt wird, die sich ihrer Natur nach gegen solche Mechanisierung sträuben und die, indem sie ihrem eigentümlichen höheren Gesetze folgen, jeden Mechanismus zu schanden machen und ganz andere Resultate, als man hatte erzielen wollen, herbeiführen müssen".

Die grundsätzliche Beurteilung unseres Problems, die Wichern hier als Ergebnis seiner Studien im freien Vortrage unverbindlich darlegt, liegt, noch schärfer präzisiert und begründet, seinem amtlichen Wirken zugrunde. Wir finden dieselben Gedanken in der Denkschrift von 1859, durch die er dem neuen liberalen Ministerium und dem Landtage gegenüber seine bisherige Tätigkeit in der Durchführung der Einzelhaft rechtfertigt. Bei der Wichtigkeit der Frage und dem Gewicht gerade dieser amtlichen Aeußerung gestatte ich mir auch diese Darlegung hier wörtlich mitzuteilen: „Preußen hat die Erfahrungen anderer Länder dankbar benutzt, ist aber dabei zugleich auf neuen Wegen fortgeschritten, nicht in der Meinung, das Vollkommene gefunden zu haben, wohl aber in der Ueberzeugung, auf dem Gebiet seiner Strafvollstreckung zu einem neuen Ansatzpunkte von wirksamer, reformatorischer Bedeutung gekommen zu sein. Ehe wir zu weiterer Darlegung schreiten, wird es notwendig sein, noch ein anderes Moment als ein solches zu bezeichnen, dessen Einmischung in die Einzelhaftfrage außerordentliche, ja ihrer Natur nach unlösbare Schwierigkeiten in deren Erledigung hineingetragen hat, und das, als der Sache fremdartig, von vornherein ausgeschieden werden muß; nur so kann eine klare Grundlegung gewonnen werden: ich meine die Einmischung anderweitiger Theorien über den Zweck der richterlichen Strafe überhaupt und speziell die sogenannte Besserungstheorie, von der aus man die Entscheidung über die Zweckmäßigkeit des Einzelhaftverfahrens abgeleitet hat. Bei Geltendmachung der bezeichneten Theorie wird insbesondere der Einzelhaft die Realisierung entweder eines Teils dieser Besserung oder die der ganzen Aufgabe zugewiesen. England aber liefert in der Summe seiner über diesen Gegenstand geführten parlamentarischen Verhandlungen und seiner stets wachsenden Bestimmungen über das Maß und die Notwendigkeit der nur für einen gewissen Zeitraum der Strafdauer (gleichviel ob 6, oder 9, oder 12, oder 18 Monate) zuerkannten Einzelhaft für sich allein schon den Erfahrungsbeweis, daß auf diesem Wege die Frage der

Einzelhaft nicht zum Austrag zu bringen ist. Der tiefere Grund der Verwerflichkeit dieser reglementierenden Einmischungen der Besserungstheorie liegt aber in der sittlichen Natur des Menschen, die überall sich darin gleich ist, daß sie mit sich keine Versuche machen, mit sich nicht experimentieren lassen will und sich zu diesem Zweck weder mechanisch behandeln, noch ihren etwaigen Fortschritt nach dem Kalender bestimmen oder arithmetisch berechnen läßt. Soll deswegen in Preußen die Verbüßung der Freiheitstrafe durch Einzelhaft in ihrem wahren Wert erkannt und das dabei eingeschlagene und einzuschlagende Verfahren nach Gebühr gewürdigt werden, so ist bei der Verhandlung vor allen Dingen zuerst nötig, dasjenige Prinzip aufrecht zu erhalten, auf dem auch das preußische Strafrecht beruht, und von dem somit die Strafvollstreckung abhängig bleibt. Nach diesem Prinzip gilt mit Ausschluß anderweitiger Strafrechtstheorien, auch z. B. der Besserungstheorie, die richterlich verhängte Strafe lediglich als strafender Akt der Gerechtigkeit. Die Verwaltung, die hier zunächst allein in Betracht kommen kann, hat die Aufgabe der gerechten Ausführung der vom Richter zuerkannten gerechten Strafe."

Die bescheidene Negative „Verhinderung der Verschlechterung durch die Strafe" war also für Wicherns Programm der Ausgangspunkt gewesen; die kritische Stellungnahme zu der englischen Mechanisierung der Besserungsmaxime läßt sodann die Absicht und Bedeutung seiner Reform noch deutlicher ins Licht treten. Vor allem aber war es seine eigene Lebensarbeit und die darin gesammelten reichen Erfahrungen, die ihn zur richtigen Beurteilung und Behandlung des Strafvollzugproblems befähigten. Gerade als Pädagoge mußte er sich gegen die Veräußerlichung wenden, die in der einseitigen Betonung des Erziehungszwecks bei den Engländern lag. Wichern war eben Pädagoge genug, um nicht das pädagogische Prinzip einem staatlichen Wirken an die Stirn zu schreiben. Schon in bezug auf seine eigenste Schöpfung, die großartige Erziehungsanstalt des Rauhen Hauses, konnte er den Ausdruck „Besserungsanstalt" nicht vertragen; er spürte darin die Vorstellung von einem fabrikmäßigen Betrieb des Besserungsverfahrens, die oberflächliche Meinung von Eltern und Behörden, die gefährdeten Kinder sollten binnen einer gewissen Zeit hier „gebessert" werden. Eine derartige psychologisch rohe Ansicht wurde ihm verwehrt sowohl durch die genaue Kenntnis des Menschenherzens, wie insbesondere durch seine liebevolle Anteilnahme an sittlich gefährdeten Seelen, die auch in ihrer Erziehungsbedürftigkeit niemals nur als zu bearbeitende Objekte, sondern stets zugleich und vor allem als selbständige Subjekte, als sittliche Individuen anzusehen sind.

Noch viel weniger konnte es ihm daher für sein Mitwirken in einem historisch festgewurzelten, weit verzweigten Verwaltungsorganismus beikommen, die Funktionierung des groben staatlichen Strafvollzugsapparats ausschließlich auf so zarte persönliche Tendenzen wie die erziehliche Beeinflussung der Gesunkenen einstellen zu wollen. Die Strafhäuser sollten

nach Wicherns Idee keine Pädagogien sein. Das strenge Recht hatte hier das maßgebende Wort zu sprechen. Aber freilich muß es als Recht zur Geltung kommen, also als sittliche Macht, nicht als Willkür. Das strafende Recht darf sich nicht bloß als das Recht des Stärkeren an dem Verbrecher durchsetzen, durch dessen brutale Gewalt er allein zerbrochen wird. Vielmehr soll er unter die Rechtsordnung gebeugt, soll womöglich innerlich überwunden werden, so daß er sich der Gerechtigkeit der Strafe unterwirft.

Liegt dies, wie wir zu Anfang es als zweiten anerkannten Leitsatz hinstellten, im Wesen der Strafjustiz, insofern sie den Ausfluß eines sittlichen Prinzips darstellt, so ist damit auch die Respektierung der dieser Strafgewalt Unterworfenen als sittlicher Persönlichkeiten gegeben. Diese Respektierung des sittlichen Kerns der Persönlichkeit in dem Verbrecher äußert sich negativ in dem Vorbehalt, daß die Strafe nicht zu einer moralischen Verschlechterung des Sträflings führen dürfe, positiv eben in dem Bestreben, ihn zur Erkenntnis zu bringen, daß ihm recht geschehe und er empfange, was seine Taten wert sind. Beides ist nur möglich durch Auflösung der verbrecherischen Gemeinschaft. Diese wird aber weder durch das Schweigegebot, noch mechanisch durch Zellenwände und andere bauliche Einrichtungen aufgehoben, sondern nur durch positive Aufnahme in förderlichen Verkehr. Das ist das schlichte Wichernsche Rezept für die Strafvollzugsreform: Versetzung des Rechtsbrechers aus einer unsittlichen Gemeinschaft in eine sittliche. Dies Ideal glaubte er durch wohldurchdachte Maßnahmen der Seelsorge, des Unterrichts, der Arbeit und Erholung, vor allem aber durch ein auserlesenes, besonders geschultes Beamten- und Aufsichtspersonal annähernd zu erreichen.*)

Im Effekt scheint nun allerdings diese Wichernsche Strafvollzugstheorie und -Praxis von der des Besserungszweckes sich nicht zu unterscheiden. Aber es ist doch durchaus zweierlei, ob ich die Strafe lediglich mit dem Sinn und Zweck vollziehe, die Besserungsfähigen zu erziehen, bezw. die Unverbesserlichen unschädlich zu machen, oder ob ich die Uebeltäter unter die verletzte Rechtsordnung beugen und sie dabei als meiner Strafgewalt zeitweise anvertraute Menschenseelen ansehen soll, für deren leibliches und sittliches Wohl ich verantwortlich bin. Ist die erste Maxime richtig, so wird sie natürlich sofort an ihren Erfolgen gemessen und muß mit zahlenmäßigen Ergebnissen aufwarten; damit wird etwas äußerlich so wenig Faßbares wie die Wirkungen sittlicher Beeinflussung zum Gegenstand einer rohen Schematisierung und falschen Statistik gemacht. Da werden nur die allergröbsten, in die Augen springenden Momente wie „Rückfall“ besehen, danach die Güte des Strafvollzugs beurteilt und sämtliche andere in Betracht kommenden Einflüsse, alle persönlichen und sozialen Miterzieher bei der Feststellung der negativen Ergebnisse der Strafanstaltserziehung

*) Ueber die Organisation des Strafvollzugs nach Wicherns Grundsätzen, worüber hier nicht mehr Raum ist, näheres zu berichten, vergleiche man das höchst interessante Urkundenwerk selbst.



unberücksichtigt gelassen. — Derartige Irreführungen des Urteils schließt die zweite Maxime aus: der Strafvollzugsbeamte hat gar nicht danach zu fragen, ob zu dem hypothetischen Zweck der Besserung die gerichtlich festgesetzte Zeit von 15 Tagen bis 15 Jahren im Einzelfalle gerade die rechte Frist ist, oder ob das seiner Fürsorge anbefohlene Individuum überhaupt ein geeignetes Erziehungs- und Besserungsobjekt ist; er erfüllt nur seine einfache Beamten- und Menschenpflicht an ihm, wenn er möglichst viel schädliche Einflüsse von dem Gefangenen fern hält und möglichst viele gute auf ihn wirken läßt. Ob als Ergebnis die gewiß sehr wünschenswerte Besserung dabei herauskommt, ist eines Höheren Sache, nicht Menschenmache; wir tun genug, wenn wir die äußere und sittliche Möglichkeit dazu bieten.

Genug, der gesunde Strafvollzug mag über die Spezialprävention durch die Strafe noch so bescheiden, noch so skeptisch denken, er kann darum doch niemals aufhören, allen seinen Maßnahmen ein sittliches und dadurch ein erziehliches Gepräge zu geben. Er weiß ganz genau, daß die Strafanstalt kein Pädagogium ist, daß hierzu schon nicht die Möglichkeit gegeben ist, alle unumgänglichen Erziehungsmaßnahmen, wie Gewährung freien Spielraums und Behagens anzuwenden; daß aber dennoch die anzuwendenden Maßnahmen sämtlich erziehlich bestimmt sein können. Wird so der Strafvollzug nur wahrhaftig und sittlich gestaltet, so kann er vielleicht um so bessere Ergebnisse erzielen, je weniger er darauf angewiesen ist, mit solchen zu paradieren. Wichern durfte feststellen, daß in Moabit von 327 aus der Einzelhaft Entlassenen in 4 Jahren je 2, 14, 5, 20, im ganzen 41 rückfällig wurden, also $12^1/_2\,^0/_0$. Aber er entschuldigt sich geradezu in einer höchst bezeichnenden Weise, als er in jener berühmten Landtagsrede von 1862 von „gute Resultate erzielen“ gesprochen hatte: Das ist „ein Ausdruck, der vielleicht so verstanden werden könnte, als ob dies Resultat durch ein gewisses System oder einen Mechanismus hervorgebracht werden sollte. Nichts ist mehr ausgeschlossen von dem Verfahren in Moabit, als das Fabrikmäßige in dem Hervorbringen von Frömmigkeit, was uns zur Lüge und Heuchelei, also zum tiefsten sittlichen Verfall Anlaß geben könnte. Ich habe mich aus diesem Grunde auch des Terminus der Besserung nicht bedient. Sie finden in den amtlichen Mitteilungen den Ausdruck absichtlich vermieden, weil namentlich mit dem Begriff Besserung in diesem Zusammenhang immer der Begriff des Künstlichen, von außen Gemachten verbunden bleibt. Man meint durch besondere Anstalten Menschen zu bessern. Die Menschennatur läßt sich nun aber nicht wie ein Kleid stückweise bessern und verbessern, es kommt vielmehr auf die Schöpfung eines neues Lebens an, und dieses neue Leben kann nur geboren werden aus der Freiheit des christlichen Glaubens.“

Politische Korrespondenz.

England, Deutschland, Frankreich und die Marokko-Frage.

In der Londoner „National Review", Juli-Nummer, befindet sich ein Aufsatz „Britische auswärtige Politik", in dem das Verhältnis des Inselreichs zu Deutschland systematisch entwickelt wird. Seit im Burenkriege der Versuch einer kontinentalen Koalition gegen England gemacht worden sei, sei durch die Mitarbeiter der „National Review" die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf die veränderte Weltstellung Deutschlands gelenkt worden. Das Deutsche Reich habe sich seit 1871 schrittweise aus einem Agrikultur- in einen Industriestaat verwandelt und werde infolgedessen mehr und mehr abhängig von der Einfuhr fremder Nahrungsmittel und fremder Rohstoffe. Ein stets steigender Anteil unseres Handels sei Seehandel. Die Erkenntnis dieser Tatsache sei einer der Gründe, weshalb Deutschland die Herrschaft über die Nordsee erstrebe. So lange es diese Herrschaft nicht habe, sei es nicht imstande, irgend eine Art Weltpolitik, die auch einmal zu Krieg führen kann, zu treiben, ohne Rücksicht auf die Wünsche und Interessen Großbritanniens. Jeder Krieg zwischen diesen beiden Ländern aber müsse, falls den Deutschen nicht eine unvermutete Landung und ein Einfall in England gelinge, beginnen mit der Wegfegung der deutschen Flagge von allen Weltmeeren. Nicht unnatürlich sei es, daß Deutschland sich von diesem Zustand der Dinge zu befreien wünsche. „Wenn wir Deutsche wären", fährt das Blatt wörtlich fort, „würden wir auch ähnliche Wünsche haben. Andererseits kann England nicht seine Herrschaft in der Nordsee aufgeben und gleichzeitig mehr als einen Schatten von Unabhängigkeit bewahren. Es ist nicht zuviel gesagt, daß wenn es seine Oberhoheit in jener See verlöre, seine ganze Existenz bedroht sein würde. Das ist eine verhängnisvolle Lage. „Tragik", sagt Hegel, „ist nicht der Konflikt zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Recht und Recht." Soviel wir auch stöhnen und klagen mögen, der Krieg zwischen Deutschland und England wird sicher ausbrechen, wenn nicht Deutschland den Versuch aufgibt, die See-Oberherrschaft zu erwerben oder wenn nicht der alte Geist der englischen Nation vergeht."

Dem Gedanken des zukünftigen Krieges gegen Deutschland ist, wie es scheint, die ganze „National Review" gewidmet, und jedes Mittel ist ihr

dazu recht. Während in dem eben angezogenen Artikel der nationale Gegensatz mit einer gewissen Objektivität dargelegt ist, strotzen die übrigen Beiträge geradezu von Verdächtigungen und Unwahrheiten, über die man lachen könnte, wenn die Sache nicht so überaus ernst wäre. In Marokko haben wir nicht ein berechtigtes Interesse vertreten, sondern es hat uns nur die Gelegenheit geboten, Frankreich zu verbieten, daß es eine selbständige Politik verfolge und es zu einem deutschen Vasallenstaat zu machen. Wenn Oesterreich und Ungarn sich trennen, wird das Deutsche Reich Deutsch-Oesterreich annektieren. Holland ist uns preisgegeben. Der norwegischen Erhebung gegenüber hat die deutsche Presse sich in ein bedeutsames Schweigen gehüllt und man wartet nur den psychologischen Moment ab, um den Norwegern zu insinuieren, daß sie sich als Republik unter dem Protektorat des „omnivoren" Wilhelm II. konstituieren. Eine große Friedensliga müsse gegründet werden von all den Nationen, die nicht begehren ihres Nächsten Gut, denn die Potsdamer Gefahr sei viel größer als die gelbe Gefahr oder die angelsächsische Gefahr, und nicht nur Christiania, der Haag, Madrid, Budapest und Petersburg, sondern auch Kaiser Franz Josef und König Viktor Emanuel und schließlich Sachsen und Bayern sollten sich bemühen, auf die gefährlichen Absichten Kaiser Wilhelms mäßigend einzuwirken.

Die englische Monatsschrift, in der dergleichen vorgetragen wird, ist nicht etwa ein bloßes Seitenstück zu unsern Alldeutschen, die freilich auch schon Schaden genug stiften, aber doch wenigstens in Deutschland selbst nicht ernst genommen werden und auch nur eine minimale Gruppe bilden. Die „National Review" hat den für eine Monatsschrift vom Format der „Preußischen Jahrbücher" und eine Zeitschrift ohne belletristischen Teil ganz außerordentlich hohen Absatz von 7000 Exemplaren. Eine ganze Reihe von anderen Zeitschriften und Zeitungen, vor allem die „Times" tragen ganz ähnliches vor. Es wäre völlig verkehrt, zu meinen, daß die Vorstellungen dieses Leserkreises nur das Ergebnis skrupelloser Agitation oder erregten Handelsneides seien: das englische Volk hat eine viel zu lange politische Erziehung hinter sich, um sich von bloßer Agitation so beeinflussen zu lassen, und ist auch dem Handelsneid lange nicht in dem Maße verfallen, wie man wohl in Deutschland meint; dazu ist es schon viel zu selbstbewußt. Der Grund wie der Erfolg der nunmehr bereits seit Jahren Tag für Tag mit allen Mitteln in einem großen Teil der englischen Presse betriebenen Verhetzung ist vielmehr, daß sich wirklich ein objektiver Gegensatz zwischen Deutschland und England gebildet hat, indem sich nach dem Ausdruck der „National Review" Recht und Recht einander gegenüberstehen, und das gerade ist das Ernste an der Sache. Schief ist freilich die Formulierung, als ob es sich um die Herrschaft über die Nordsee handele: eine solche Herrschaft speziell über die Nordsee gibt es nicht, denn die Nordsee ist in strategischem Sinn ein Teil des atlantischen Ozeans. Hätte Deutschland wirklich die Herrschaft über

die Nordsee, so könnte es nach Belieben in England landen, und das wäre in der Tat für England ein unerträglicher Gedanke. Da aber die Nordsee nur eine Bucht des Ozeans ist, so hat die stärkste Macht auf dem Weltmeer auch die Macht auf der Nordsee. Daß Deutschland nicht die Superiorität über England auf dem Ozean erstreben kann, ist klar und offenbar. Deshalb hat die „National Review" den Begriff einer „Herrschaft über die Nordsee" erfunden, um in ihren Lesern eine Furcht zu erwecken, die sie mit der Vorstellung, daß Deutschland England zur See überhaupt übertrumpfen könne, nicht erzielt haben würde, weil jedermann das Gespenst sofort durchschaut hätte. In der Nassowschen Tabelle sind für 1907 die deutschen Gefechtskräfte auf 400, die englischen auf 1450 berechnet. Nach dem eben erschienenen „Nautikus" *) besitzt England heute an großen, modernen Kriegsschiffen (einschließlich der im Bau begriffenen und bewilligten) 101, Deutschland 33.

Das Richtige aber, was trotzdem der englischen Betrachtung zugrunde liegt, ist, daß Deutschland tatsächlich als fortwährend wachsendes Industrieland auch mehr und mehr Seehandel treiben muß, daß es sich deshalb auch eine Kriegsflotte baut und bauen muß, und daß England sich durch diese Flotte bedroht fühlt, nicht freilich durch die deutsche Flotte als solche, weil diese dazu viel zu klein ist, aber weil sie die Möglichkeit von Kombinationen gewährt, mit Frankreich, den Vereinigten Staaten, in Zukunft auch wieder Rußland, die England überlegen sein könnten. In diesen Kombinationen der Staat, der die Eifersucht und die Furcht der Engländer vor allen andern erregt, ist Deutschland. Denn Frankreich mit seiner stagnierenden Bevölkerung wird nicht mehr wesentlich an Macht wachsen; die Vereinigten Staaten streben zwar sehr, eine Militärmacht zu werden, aber ob es gelingt, ist sehr zweifelhaft: schon in diesem Jahr zeigt ihr Budget ein Defizit von 100 Millionen Mark; Rußland scheidet vorläufig überhaupt aus; die einzige Macht, die zugleich groß, militärisch und zukunftsreich ist, ist Deutschland. Um den Gegensatz England—Deutschland wird sich die Weltpolitik im nächsten Menschenalter bewegen.

Worauf dürfen wir unsere Hoffnung gründen, daß entgegen der Auffassung der heutigen englischen Chauvinisten diese Spannung nicht notwendig in einem Kriege endigen muß? Sie gründet sich nicht darauf, daß beide Völker den Krieg nicht wollen, denn Völker können sich von augenblicklich erregter Leidenschaft hinreißen lassen. Sie gründet sich auch nicht auf den Satz, daß wir als Bär und Walfisch ja uns gegenseitig eigentlich nichts anhaben können, denn man weiß nicht, zu was für Kombinationen ein solcher Krieg führen würde. Sie gründet sich vielmehr allein auf die

*) Nautikus. 1905. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. E. S. Mittler & Sohn. 580 Seiten. Ich mache bei dieser Gelegenheit von neuem auf dieses vortreffliche Unternehmen aufmerksam, das im weitesten Sinne des Wortes über alles auf unser Seewesen und überseeische Politik Bezügliche orientiert.



Betrachtung, welche Folge ein englisch-deutscher Krieg haben müßte, daß er nämlich nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger das Verderben bedeuten würde. Ich habe nicht gefunden, daß man sich, sei es in Deutschland, sei es in England, schon einmal eine Vorstellung davon gemacht habe. Ich glaube aber, man darf den Satz wagen: das größte Unglück, das Deutschland treffen könnte, nächst einer Niederlage im Kriege mit England, wäre ein Sieg über England — ja, auf den ersten Waffengang eingeschränkt, könnte man sogar sagen, ein Sieg über England wäre für uns ein noch größeres Unglück als selbst eine Niederlage. Denn es ist völlig sicher, daß, wenn wir England besiegten, wir damit ein Uebergewicht über alle anderen Staaten gewönnen, das diesen unerträglich wäre, und sie binnen kurzem alle gegen uns vereinigen würde. Wir würden in die Lage Napoleons I. geraten, der nach allen seinen Siegen endlich doch mit völliger Niederlage endigte. Nicht anders aber würde es den Engländern ergehen, wenn sie uns besiegten. Bei dem Zustand, in dem sich Rußland befindet, der ungenügenden Seemacht Frankreichs, der noch unentwickelten Amerikas würde der Sieg Englands über Deutschland alle außereuropäischen Weltteile in die Hand Englands geben. Asien wie Afrika würden englisch werden — aber nimmermehr würden die europäischen Nationen sich das gefallen lassen wollen oder können. Ohnmächtig zur See würde man gemeinschaftlich Aegypten und Indien zu Lande angreifen. In der Julinummer der „Revue de Paris“ (Seite 217) wird behauptet, es sei bereits im Jahre 1894 der Plan des Ministers Hanotaux gewesen, Aegypten durch die Russen vom Kaukasus und Kleinasien aus über Syrien und Palästina, durch die Franzosen von Tunis aus über Tripolis angreifen zu lassen; an Deutschland, welches allein den Sultan hätte bestimmen können, diesem Bündnis und diesem Unternehmen beizutreten, habe die Ausführung gehangen. Wie schwer die Krisis immer sei, wie lange sie sich hinziehen würde, das Ende würde unzweifelhaft die Niederkämpfung des anfänglich Siegreichen durch ein derartiges Bündnis aller anderen ein, denn das Grundgesetz des modernen politischen Lebens ist das Gleichgewicht der Mächte, das auch den Schwächeren die Existenz sichert und noch nie ungestraft verletzt worden ist. Wie sich schon gegen Kaiser Karl V. mit dem König von Frankreich nicht bloß der Papst, sondern auch die protestantischen deutschen Ketzer und der Sultan verbanden, wie gegen Ludwig XIV. und gegen Napoleon I. schließlich ganz Europa in Waffen stand, so würde sowohl ein England, das Deutschland besiegte, wie ein Deutschland, das England besiegte, schließlich an dem allgemeinen Mißtrauen und dem allgemeinen Widerstand zugrunde gehen.

Die „National Review“ stellt sich vor, Deutschland wolle Frankreich zu einem Bündnis gegen England gewinnen, indem es ihm aus der Beute Ersatz für die Revanche verspreche und selber den Platz an der Sonne erobere, den heute England innehabe. Wie völlig unsinnig dieser Argwohn ist, erhellt, wenn man sich die Lage Frankreichs nach einem solchen mit

Deutschland gemeinsam erfochtenen Siege über England vorstellt: was ihm auch von englischen Kolonien zugeteilt würde, immer würde es, gegenüber der ungeheuren Uebermacht, die dann bei Deutschland sein würde, in eine unerträgliche Abhängigkeit von uns geraten. Die gewaltige Welt- und Seemacht, die England heute darstellt, ist für die anderen Völker deshalb nicht unerträglich, weil England nur See-, aber keine Land-Großmacht ist; Deutschland aber würde das Erbe Englands mit seiner superioren Landmacht vereinigen und deshalb tatsächlich über die anderen Völker eine Despotie ausüben. Niemals wird deshalb eine französische Regierung sich finden, die bereit wäre, an unserer Seite England niederzukämpfen, und da wir nicht imstande sind, es allein zu tun, so kann auch niemals ein deutscher Staatsmann auf den Gedanken der Niederkämpfung Englands kommen, und wenn er darauf käme, würde er ihn nicht realisieren können, da das deutsche Volk sich nicht so in sein offenbares Verderben führen lassen würde und ohne Zustimmung des Volkes ein großer Krieg heute nicht mehr zu führen ist. Was Deutschland heute will, und was heute deutsche Weltpolitik heißt, ist nicht im Entferntesten Niederkämpfung Englands oder Verdrängung Englands von seinem Platz, sondern nichts als die Mitbeteiligung an der Beherrschung oder Beeinflussung der fremden Weltteile und barbarischen Nationen, die nun einmal die Aufgabe der europäischen Kulturvölker ist. Daß England trotz seines unermeßlichen Besitzes Deutschland hiervon neidisch auszuschließen bestrebt ist, das ist der wahre und einzige Grund der Verstimmung, die heute in Deutschland tatsächlich gegen England vorhanden ist. Sobald England uns nur annähernd mit soviel gutem Willen und Wohlwollen entgegenkommt, wie es Frankreich gegenüber in dem Vertrage von 1904 gezeigt hat, so ist nichts sicherer, als daß die heutige Mißstimmung sehr bald wieder den alten Freundschaftsgefühlen, in denen die Generationen des neunzehnten Jahrhunderts aufgewachsen waren, weichen wird; denn nichts ist falscher, als daß in der deutschen Bildung und an den deutschen Universitäten heute eine prinzipielle Feindschaft gegen England gepflegt werde, wie von der oben bezeichneten Hetzpresse in England verbreitet und, nach Mitteilungen, die mir von englischen Freunden zugegangen sind, dort wirklich geglaubt wird. Was darüber in England an Aeußerungen kolportiert wird, sind zum großen Teil grobe Entstellungen oder einfache Unwahrheiten, die sich die englische Presse aber weigert, richtig zu stellen. Ist es mir selbst doch geschehen, daß ein Artikel, in dem ich ausführte, daß Deutschland Weltpolitik treiben müsse, von einer großen englischen Zeitung in dem Sinne behandelt wurde, daß Weltpolitik bedeute Weltherrschaft im Sinne Ludwigs XIV. oder Napoleons. Gegen solche Böswilligkeit ist natürlich nichts zu machen. Ganz ähnlich werden jetzt einige Aeußerungen von Professor Schiemann in völlig entstelltem Sinn Tag für Tag durch die englische und auch einen Teil der französischen Presse gezogen und immer wieder vorgeführt. Professor

Schiemann ist aber gerade einer von den wenigen gewesen, die, als die öffentliche Meinung sich wirklich einmal etwas gegen England hat zu Schulden kommen lassen, in der Chamberlain-Hetze, in der Kreuzzeitung mit aller Energie, und es gehörte damals wirklich Mut dazu, denn selbst der Reichskanzler wich ja dem Sturm, darauf hingewiesen hat, daß die Aeußerung Chamberlains die angebliche Beleidigung der deutschen Armee gar nicht enthalte. Der einzige angesehene deutsche Universitätslehrer, von dem ich weiß, der wirklich von einer Art Leidenschaft gegen England in seinen letzten Jahren erfüllt war, war Treitschke. Was aber sonst heute an deutschen Hochschulen von englandfeindlichen Gefühlen vorhanden ist, und vorhanden sind solche Gefühle allerdings, das ist nichts als die Folge der englischen Exklusivität, die Deutschland zur Gleichberechtigung der großen Nationen in der Kolonialpolitik nicht zulassen will, und Nachwirkung der Parteinahme im Burenkriege, wo Deutschland bekanntlich nicht anders empfand als die andern Völker insgesamt, auch die Franzosen. Gerade in den höchstgebildeten Kreisen Deutschlands ist aber deshalb das germanisch-protestantische Gemeingefühl, das uns mit England verbindet, niemals völlig überwunden und ausgelöscht worden und wird auch noch heute häufig angerufen, wenn man sich das Grauenhafte der Möglichkeit eines englisch-deutschen Krieges ausmalt.

Alles dies, wendet man vielleicht ein, mag sehr richtig gedacht sein: weise Regierungen könnten und dürften nicht anders handeln. Aber wer verbürgt uns, daß die Regierungen immer weise sind? England müßte einsehen, daß Deutschland eine ebenbürtige Stellung in der Weltpolitik gebührt, aber sehen wir nicht, ein wie großer Teil der englischen öffentlichen Meinung sich wie rasend gebärdet bei diesem Gedanken? Frankreich müßte einsehen, daß es keine andere Politik haben darf, als das Gleichgewicht zwischen Deutschland und England zu erhalten; aber haben wir nicht eben erfahren, daß die französische auswärtige Politik sieben Jahre lang von einem Manne geleitet worden ist, der nun in blinder Wut über seinen Sturz selber ausgeplaudert hat, daß seine Politik ausgegangen sei auf eine Isolierung und Niederdrückung Deutschlands im Bunde mit England, die notwendig schließlich zu einem kriegerischen Zusammenstoß hätte führen müssen? Wer in Deutschland ein einigermaßen besonnenes Urteil hat, der weiß, daß wir eine Regierung haben, die niemals leichtsinnig einen europäischen Krieg provozieren wird. Das Ausland aber, nicht bloß England und Frankreich, sondern sogar Amerika, ist von einem Argwohn gegen die deutsche Politik erfüllt, der das unsinnigste für möglich hält; und sind nicht gerade die größten Kriege der Geschichte aus solchem Argwohn entsprungen? In der „Revue de Paris" finde ich von einem sehr guten Kenner der internationalen Verhältnisse, Viktor Bérard, einen eingehenden Artikel, der ganz beherrscht ist von dem Verdacht, Deutschland könne doch noch einmal Frankreich niederschlagen wollen, um es ganz ohnmächtig zu machen; der deshalb die ganze französische Kolonialpolitik

wenigstens außerhalb des Mittelmeers verwirft und die Aufmerksamkeit der französischen Nation auf die Ideale des alten „kleinen Frankreich“ gerichtet zu sehen wünscht. Die alte Fabel, daß Fürst Bismarck im Jahre 1875 nur durch die Intervention Rußlands und Englands verhindert worden sei, von neuem über Frankreich herzufallen, beherrscht die ganze Auffassung dieses Politikers. Daß Deutschland wenn nicht schon damals, so gewiß heute durch eine solche Politik eine allgemeine europäische Koalition gegen sich erzeugen würde, fällt ihm nicht ein, obgleich er selber schon jetzt glaubt, daß der deutsche Uebermut für alle anderen Nationen so verletzend sei, daß sie sich alle, auch die Amerikaner nächstens gegen uns verbinden würden. Sieht man bei klugen und unterrichteten Männern solche Verirrungen, kann man sich wundern, daß die großen Massen zuweilen Tobsuchtsanfällen ausgesetzt sind? Und kann dann nicht die Kriegsfurie ihre Brandfackeln aufflammen lassen über Nacht?

Trotz alledem, glaube ich, fehlt es auch nicht an Erscheinungen, die uns als gute und zuverlässige Friedens-Bürgschaften gelten können. Es ist wahr, Frankreichs auswärtige Politik ist sieben Jahre lang von Herrn Delcassé in einem Geist geleitet worden, der, wie er jetzt selber kundgetan hat, direkt in den Krieg trieb: aber sobald das französische Volk das erkannt hat, hat es auch einmütig sich von Herrn Delcassé abgewandt und die Leitung Herrn Rouvier übergeben, der offenbar, ohne der Würde und Selbständigkeit Frankreichs etwas zu vergeben, nach einem ehrlichen Ausgleich mit und in der Marokko-Frage strebt. In England aber zeigt jede Nachwahl zum Parlament, daß die entschiedene Mehrheit des Volkes von der chauvinistisch-imperialistischen Politik Chamberlains nichts wissen will. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Neuwahlen in nicht zu langer Zeit ein liberales Kabinett ans Ruder bringen werden, und obgleich die englischen Liberalen es mit den nationalen Interessen ihres Landes stets nicht weniger ernst genommen haben als die Konservativen, so sind sie doch noch um einige Grade weniger geneigt als diese, sich in eine kriegerische Abenteurer-Politik, wie einen plötzlichen Ueberfall auf Deutschland, zu stürzen. Von dem deutschen Volk unterliegt es ohnehin keinem Zweifel, daß es, so bestimmt es seinen Anteil an der Weltpolitik beansprucht, doch jeder Uebertreibung und jeder grundsätzlichen Feindseligkeit gegen eines der anderen großen Kulturvölker durchaus abhold ist. Von einer Gegensätzlichkeit gegen Frankreich kann schon gar keine Rede mehr sein, und der tatsächliche Gegensatz gegen England ist nicht derart, daß er nicht bei beiderseitiger Mäßigung sehr wohl von Fall zu Fall friedlich ausgeglichen werden könnte.

Als Interpret der Friedensstimmung in den Völkern wollte der französische Abgeordnete Jaurès nach Berlin kommen und öffentlich sprechen. Der deutsche Reichskanzler hat ihn höflich gebeten, es zu unterlassen. Man hat vielfach in Deutschland Zweifel geäußert, ob es richtig war, das zu tun, denn es entspricht ja durchaus nur den Zielen und Zwecken der deutschen Politik, wenn möglichst entschieden und mit möglichster Resonanz

ausgesprochen wird, daß die Zeit des Revanchegedankens vorüber ist, und daß Franzosen und Deutsche heute große, gemeinschaftliche Kulturinteressen vertreten. Hätte Herr Jaurès diese Gedanken in einer allgemeinen deutschen Volksversammlung als französischer Politiker vortragen wollen, so hätte man das wohl nur willkommen heißen können. Er wollte es aber als Sozialdemokrat in einer sozialdemokratischen Parteiversammlung vortragen. Unsere sozialistischen Parteiführer wollten dadurch den Eindruck erwecken, als ob diese Politik im Gegensatz stünde zur Politik der Regierung und der anderen deutschen Parteien. Auch dergleichen kann man ja laufen lassen in der Voraussicht, daß ein so grober Schwindel schließlich doch auch von den Massen durchschaut wird und keine Wirkung hat. Auf der anderen Seite war zu erwägen, daß ein gewisses „principiis obsta“ in Betracht kam. Eine derartige Vermischung von Parteipolitik und auswärtiger Politik, wenn sie in diesem Falle auch sich ertragen ließ, könnte doch auch einmal sehr unbequem werden, und es war daher ganz gut, der Sozialdemokratie zu zeigen, daß vorläufig im Deutschen Reich noch ein Anderer Herr im Hause ist. Im übrigen hatte der Zwischenfall keine tiefere Bedeutung und ist heute schon wieder halb vergessen.

Die marokkanische Frage selbst aber ist noch nicht erledigt und wird, selbst wenn die Konferenz alle ihre Beschlüsse gefaßt hat, noch lange nicht erledigt sein. Wie man auch die Rechte Frankreichs und die Rechte der anderen Nationen im Scherifenreiche abgrenze, ein fortwährender Rivalitätskampf wird dort weitergehen und noch manche Unruhe hervorrufen. Diese Voraussicht darf uns nicht schrecken. Lebendige Anteilnahme an der Politik kann sich nicht als Stilleben vollziehen, und die Entschlossenheit, mit der die deutsche Politik in dieser Frage vorgegangen ist und das deutsche Interesse und die Stellung Deutschlands gewahrt hat, hat sich bereits, und vielleicht am allermeisten gelohnt, indem es rechtzeitig das Intriguenspiel des Herrn Delcassé enthüllt und Frankreich die Möglichkeit gewährt hat, von der gefährlichen Bahn abzubiegen, ehe es zu spät und die entsetzlichste der Katastrophen hereingebrochen war.

Die Wahlen in Bayern.

In Bayern haben Neuwahlen zum Landtag stattgefunden, die mit einer schweren Niederlage der Liberalen, einem alle Erwartung übertreffenden Triumph der Klerikalen geendet haben. Die Liberalen sind von einigen 40 auf etwa 22 Sitze reduziert; die Klerikalen haben von den insgesamt 159 Kammersitzen nicht weniger als 102. Die Signatur des Wahlkampfes war ein festes, offenes Bündnis der Klerikalen mit den Sozialdemokraten, aber die Entscheidung ist doch nicht durch dieses Bündnis bestimmt worden; bei weitem die meisten neuen Sitze haben die Klerikalen aus eigener Kraft erworben, und die Sozi sind ihrerseits durch die katholische Hilfe nur von elf auf zwölf Sitze gebracht worden. Als

Grund des Bündnisses wird angegeben, daß die beiden Allierten unter allen Umständen die nötige Zweidrittel-Majorität für die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrechts sichern wollten. Zwar haben die Liberalen schließlich dieser Forderung auch zugestimmt, aber es scheint, man hat ihnen nicht getraut, und die beiden Parteien, die erfahrungs- und naturgemäß durch das allgemeine Stimmrecht besonders begünstigt werden, die die besten Agitationsapparate besitzen und die Demagogie am kundigsten handhaben, sind sich für diesen Zweck auch die sichersten Bundesgenossen gewesen. Wird nun in Bayern binnen kurzem das Wahlrecht in dem angegebenen Sinne reformiert, so ist es klar, daß es um die Aussichten des Liberalismus in diesem Lande für absehbare Zeit sehr trübe bestellt ist; so trübe, daß man doch wieder geneigt ist, sich zu fragen, ob Herr von Vollmar mit großer Zufriedenheit auf sein Bündnis mit den Katholiken zurückblicken kann. Denn zuletzt weiß er doch auch, daß er in den Fragen der Weltanschauung zu den Liberalen gehört, und wenn nun der Ultramontanismus, noch dazu der bayrische Ultramontanismus, das heißt der schlechthin bildungsfeindliche, Bauern- und Hausknechts-Katholizismus dauernd zur Herrschaft kommt, so werden auch die Genossen sich bald genug davon bedrückt fühlen. In der Vorahnung dieser Zustände haben sie denn auch von vornherein erklärt, daß das Wahlbündnis durchaus nur für den einen ausdrücklichen Zweck der Wahlreform geschlossen und sobald dieser erreicht sei, der prinzipielle Kampf mit ganzer Schärfe wieder einsetzen werde.

Leider steht es so, daß damit nichts mehr zu retten ist. Denn das Zentrum hat tatsächlich gar nicht durch die Hilfe der Sozi, sondern in der Hauptsache durch eigene Kraft gesiegt; es hat auch einen großen Teil der katholischen Bauernbündler wieder für die alte reine Fahne der Kirche zurückgewonnen, und der Rest dieser Bauernbündler, sowie die ziemlich starke Gruppe der protestantischen Agrarier sind in manchen Fragen ebenfalls noch als Hilfstruppe des Zentrums zu rangieren. Die Stärke des Klerikalismus und der Niedergang des Liberalismus sind eben Tatsachen für sich, und sie beschränken sich nicht bloß auf Bayern. Wir haben an dieser Stelle seit Jahren und immer wieder auf die Gründe dieser Erscheinung hingewiesen. Der große Vorzug des Zentrums vor allen andern Parteien ist, daß es keine Klassen- oder Standespartei ist; der Liberalismus ist allmählich mehr und mehr auf eine Partei des wohlhabenderen Bürgertums zusammengeschrumpft und hat zeitweise die kapitalistischen Interessen so stark vertreten, daß selbst ein Teil der Bildung sich von ihm abgewandt hat. Das Zentrum hat den ungeheuren Vorzug, alle Stände vom Arbeiter, dem es sozialpolitisch entgegenkommt, bis zum grundbesitzenden Aristokraten, dem sein konservativer Grundzug zusagt, in sich zu vereinigen. Es ist daher eine schwere Selbsttäuschung der Liberalen, wenn sie sich immer wieder damit trösten, daß es allein die Demagogie der Kapläne sei, der sie unterliegen. Gewiß liegt in dieser Demagogie eine große Quelle der

Kraft und des Erfolges, aber bloß mit Demagogie macht man keine große Partei, und das Entscheidende sind schließlich doch die sachlichen Vorzüge, die der einen Partei eine größere Menge der Anhänger zuführen als der andern.

In Bayern wird sich nun mit den Jahren vermutlich ein ähnlicher Zustand herausbilden wie in Belgien: eine große geschlossene ultramontane Majorität, der in ziemlich hoffnungsloser Minorität die Koalition der Liberalen und Sozialdemokraten gegenübersteht. In dieser Koalition werden bald, ebenso wie in Belgien, nicht die Liberalen, sondern die Sozialdemokraten die Führung haben, und um so hoffnungsloser wird sie sein, da ein erheblicher Teil des besitzenden Bürgerstandes den Fahnen der Sozialdemokratie keine Gefolgschaft wird leisten wollen.

Der Unterschied gegen Belgien ist zunächst, daß in Bayern die uralt angestammte Wittelsbachische Monarchie denn doch eine viel größere Macht bildet als bei den Flamländern und Brabantern die importierte Dynastie der Coburger. So gut katholisch die Wittelsbacher sind, zu einem eigentlich extremen ultramontanen Parteiregiment werden sie es doch nicht kommen lassen, aber gerade die Mäßigung, die die Monarchie der Parteiregierung auferlegt, wird sie stärken und ihre Dauer verewigen.

Der zweite Unterschied gegen Belgien ist, daß Bayern ein Glied des Deutschen Reiches ist und seine Politik nie ganz von der deutschen Gesamtpolitik getrennt werden kann. Auch die Reichsregierung steht ja bereits so stark unter katholischem Einfluß, daß man meinen könnte, auch der neue Kurs in Bayern werde noch eine ganz gute Harmonie geben. Aber schließlich ist hier doch der Punkt, wo unsere Hoffnungen in der üblen Situation einsetzen dürfen. Schon immer ist der bayerische Flügel in der Zentrumsfraktion des Reichstages der ungeberdigste gewesen und hat der eigenen klugen Diplomatie der Führer Schwierigkeiten über Schwierigkeiten bereitet. Das wird jetzt, wo der Uebermut des Wahlerfolges den Streithähnen den Kamm schwellen läßt, noch zunehmen und auch der Reichsregierung Unannehmlichkeiten bereiten und Hindernisse in den Weg legen. Wo ist da eine Hilfe? Scharfmacher und Philister sind sich bisher in der öffentlichen Meinung in Deutschland immer darin einig gewesen, daß der Kampf „gegen zwei Fronten" geführt werden müsse. Weiterblickende haben schon längst gesehen und gesagt, daß, wenn man von der Herrschaft des Zentrums loskommen wolle, es kein anderes Mittel gäbe, als daß man auch ein Paktieren mit den Sozialdemokraten ins Auge fasse. In Bayern steht diese Wendung nunmehr vor der Tür. Das Zentrum selber hat ja durch sein Wahlbündnis das Eis der moralischen Unmöglichkeit gebrochen; wenn sich aber erst in Bayern die Liberalen und vermutlich auch bald ein Teil der Konservativen mit den Sozi Arm in Arm zu gehen gewöhnen, so wird das auch auf das übrige Deutschland mit der Zeit zurückwirken.

Ob nicht der kluge Herr von Vollmar bei seinem Wahlbündnis mit dem Zentrum diese von fernher schimmernden Möglichkeiten von Anfang an im Auge gehabt hat?

Der Katholizismus in Frankreich und Italien.

In Deutschland und in Belgien ist der Katholizismus von einer unheimlichen Stärke und wächst noch fortwährend, in dem ganz katholischen Frankreich ist er soweit herunter, daß die Republik das einschneidende Werk der Trennung von Kirche und Staat tatsächlich hat in Angriff nehmen können. Es scheint, daß es binnen kurzem wirklich so weit sein wird, daß die katholische Kirche in Frankreich nur noch eine Privatgesellschaft ist, der man die Kirchen und Pfarrgebäude überläßt, die 50 Millionen Francs aber, die sie bisher noch vom Staate bezog, nimmt und sie dafür von der scharfen Staatsaufsicht und dem Miternennungsrecht, namentlich der Bischöfe, das der Regierung heute zusteht, befreit. Wie der Republik diese Operation auf die Dauer bekommen wird, bleibt abzuwarten. Seit es den Hugenottismus ausgestoßen, ist ja das französische Volk vor die furchtbare Wahl gestellt, die heute durch den Glauben an Reliquien und heilige Wässer auf der einen, einen öden Moral-Unterricht als Grundlage des Schulwesens auf der anderen Seite bezeichnet wird. Kein Zweifel, daß in diesem Kampf der Katholizismus die Oberhand behalten würde, wenn er imstande wäre, jenen Satz des Syllabus, daß die Kirche mit der modernen Bildung und Kultur sich nicht ausgleichen dürfe, auch nur annähernd zu überwinden. Wir haben vor einigen Monaten einige Anzeichen zusammengestellt, daß man in Rom, an der Kurie selber, an der Ueberwindung dieses Widerspruchs zu arbeiten versuche, und darauf hingewiesen, daß tatsächlich in Deutschland bereits einige Schritte in dieser Richtung geschehen seien. Ist schon in Deutschland kaum eine Aussicht, daß schließlich der Erfolg sehr wesentlich sein werde, so ist es noch viel schwerer in Frankreich, da hier zwischen den verschiedenen Weltanschauungen kaum noch Berührungspunkte sind. In Deutschland hat die Politik, die des Zusammengehens mit dem Zentrum nicht entbehren konnte, auf beiden Seiten Stimmungen der Annäherung erzeugt. In Frankreich hat es in den siebziger und achtziger Jahren wohl auch dergleichen gegeben, so daß es einen so bedeutenden Mann wie Brunetière ins katholische Lager hinübergeführt hat. Heute aber gibt es nur noch die absolute Feindseligkeit.

Das wunderbarste Schauspiel aber bietet in diesem Augenblick doch Italien. Der Inspiration des Papstes selber werden liberalisierende Broschüren zugeschrieben, abgeleugnet und doch wieder zugeschrieben, und das politische Komplement zu diesen Velleitäten ist mittlerweile bereits zur Tatsache geworden. Der Papst hat seine Anhänger angewiesen, in den politischen Wahlkampf einzutreten, und gleich im ersten Anlauf sind darauf eine Reihe von großen Stadtvertretungen, an der Spitze Rom selber, in die Hände der Klerikalen gebracht worden.

Denn ganz falsch wäre es, den Satz, Pius X. wolle ein religiöser Papst sein, dahin zu verstehen, als ob Rom nunmehr auf seinen politischen

Herrschaftsanspruch verzichten wolle. Davon wird nie die Rede sein. Es handelt sich nur um eine, freilich sehr wichtige Aenderung des Mittels. Pius IX. rechnete noch immer darauf, daß das alte legitimistische Europa mit dem Kirchenstaat und den sonstigen durch die Konkordate festgestellten Herrschaftsmitteln der Kirche wieder restauriert werden könne. Daß das unmöglich ist, hat man jetzt endlich auch an der Kurie eingesehen. Aber man hat auch erkannt, daß gerade die Zurückziehung von der direkten politischen Herrschaft auf die religiös-geistige Beeinflussung, man kann auch sagen die Ersetzung des alten Einflusses an den Höfen durch den Einfluß bei den Massen, der Kirche neue unabsehbare Perspektiven bietet. In Deutschland gibt es keinen einzigen katholischen Wahlkreis mehr, der nicht dem Zentrum gehörte: warum soll es unmöglich sein, daß in Italien mit der Zeit wenigstens die Mehrheit des Parlamentes klerikal wird? Gerade wenn die Kurie etwas liberalisiert, kann es um so leichter geschehen, und hier ebensosehr wie in der Persönlichkeit des zur Zeit regierenden Papstes wird auch der letzte Grund für die auffällige Wendung zu finden sein. Wer immer nur auf die Sätze des Syllabus sieht und aus ihnen die ewige Unveränderlichkeit Roms abliest, durchschaut das Wesen der römischen Hierarchie doch noch nicht ganz. Eine kleine Nachgiebigkeit um eines großen Vorteils willen hat Rom immer noch aus seinen Prinzipien herauszudrücken verstanden. Gelingt es aber, auf diesem Wege im italienischen Parlament eine Stellung zu gewinnen entsprechend dem Zentrum in Deutschland oder noch darüber hinaus die volle Majorität, so ist der Papst der Herr ganz Italiens, statt ehedem bloß des Kirchenstaates, und die savoyische Dynastie ist zu einer bloßen Erbstatthalterschaft herabgedrückt. Ich denke, man kann die Wendung, daß in Italien der Klerikalismus seine bisherige Zurückhaltung aufgegeben hat und in den Wahlkampf eingetreten ist, nicht hoch genug veranschlagen, und um so höher, weil sie mit einer gewissen Wendung zur Annäherung an moderne Anschauungen im Katholizismus und an der Kurie zusammenfällt.

Die russische Verfassungsfrage.

Die Verfassung, die Kaiser Nikolaus seinem Volke zugesagt hat, will und will nicht erscheinen; Monat auf Monat vergeht, man hört, daß der Minister Bulygin sie ausarbeite, aber er wird damit nicht fertig. Bismarck diktierte einst die Verfassung des Norddeutschen Bundes Lothar Bucher in einem Nachmittag in die Feder. Aber auch ein russischer Minister, der kein Bismarck ist, müßte doch, sobald er erst eine feste Grundidee hat, in einigen Wochen mit der Ausarbeitung fertig sein können. Es heißt, es sei nichts als büreaukratische Pedanterie, die alle die verschiedenen Möglichkeiten und Reibungen, die in westeuropäischen Parlamenten vorgekommen sind, im voraus geschäftsordnungsmäßig bedenken und ordnen wolle, wes-

halb Herr Bulygin und das Minister-Komitee nicht vom Fleck komme. Ganz ausgeschlossen ist es aber auch wohl nicht, daß ein politisches Motiv dabei mitspielt, daß man nämlich den Beginn der Friedenskonferenz in Washington und die Publikation der japanischen Friedensbedingungen abwarten will, um unter ihrem Eindruck das Volk die Wahlentscheidung treffen zu lassen. Aber, wie dem auch sei, mittlerweile akzentuiert sich immer stärker, daß sich zwei diametral einander gegenüberstehende Richtungen in der Verfassungsfrage bekämpfen. Die Einen wollen in möglichst radikaler Form das westeuropäische parlamentarische System: eine Volksvertretung nach allgemeinem gleichen, direkten, geheimen Stimmrecht, vielleicht sogar der Frauen, und die Majorität dieser Volksvertretung die tatsächliche Inhaberin der öffentlichen Gewalt; der Zar reduziert auf die Funktionen der Könige in Schweden-Norwegen, England, Belgien oder Italien. Umgekehrt geht das Bulyginsche Projekt, obgleich in den Einzelheiten noch nicht bekannt, darauf aus, nicht eine westeuropäische, sondern eine aus dem Geist des russischen Volkes geborene Institution zu schaffen: die Autokratie des Zaren bleibt erhalten; die Funktion der Volksvertretung besteht darin, die Fühlung zwischen dem Zaren und seinem Volke zu erhalten, die Entfernung und Entfremdung, die durch die dazwischen geschobene Büreaukratie so leicht entstehen kann und entstanden ist, wieder aufzuheben; die Volksvertretung hat also nur eine beratende und kontrollierende Kompetenz; sie ist daher auch nicht nach dem westeuropäischen System zu wählen, das in dem Volke eine einheitliche unterschiedlose Masse sieht, sondern entsprechend den eigentümlichen russischen Verhältnissen ständisch, damit die verschiedenen Interessen und Stimmungen in den verschiedenen Schichten auch wirklich zur Geltung kommen. Die ungeheure Mehrzahl des russischen Volkes besteht aus Bauern, etwa hundert Millionen unter hundertunddreißig, die weder lesen noch schreiben können, aber, wenigstens in den eigentlich russischen Landschaften, abgesehen von den Fremdvölkern, durchaus russisch empfinden. Bei allgemeinem gleichen Stimmrecht würden diese Bauern entweder rettungslos jedem Agitator preisgegeben sein oder durch ihre Masse alle anderen Elemente im Volke erdrücken. Daher von vornherein eine nach Ständen und Klassen gegliederte Wahlordnung.

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Bestrebungen ist prinzipiell so groß, daß er gar nicht größer sein könnte. Trotzdem glaube ich nicht, daß praktisch auf dem einen oder auf dem anderen Wege etwas so sehr verschiedenes herauskommen würde, d. h. auch das allgemeine Stimmrecht unter der Direktive des russischen Beamtentums würde eine Versammlung produzieren ziemlich ähnlich der von Bulygin ersehnten. Die russischen Liberalen und Radikalen leben in derselben Illusion, in der vor fünfzig Jahren noch die deutschen Liberalen sich bewegten, daß nämlich das Volk liberal sei, und daß man das Volk nur wählen zu lassen brauche, um eine liberale Regierung zu haben. Ist etwa der deutsche Reichstag liberal?

Er besteht aus Ultramontanen, Sozialdemokraten, Agrariern und Scharfmachern. Ich habe den Minister von Miquel selber noch einmal seufzen hören: „Das hätten wir nicht gedacht, daß wir das Deutsche Reich für die gemacht hätten." Wie man auch die russische Volksvertretung wählen lasse und welche Kompetenz man ihr auch gebe, alles ist Schaum gegen die eine felsenfeste Tatsache, daß die ungeheure Mehrzahl des russischen Volkes aus Bauern besteht, die auf parlamentarische Verhandlungen, die sie nicht lesen können, nicht den geringsten Wert legen, die nach wie vor in der geheiligten Person des Zaren die wahre Verkörperung des russischen Volkswillens sehen, von tiefer Abneigung gegen alle Ungläubigen, Ketzer, Heiden und Juden erfüllt sind und kein anderes Interesse haben, als daß ihnen genug Land zugeteilt werde, um darauf nach Väter Weise schlecht zu wirtschaften und dürftig zu leben. Im Uebrigen teilen sie vielleicht noch mit allen anderen Erdenbewohnern die Meinung, daß sie zuviel Steuern bezahlen.

Mag nun also nach irgend einer von Herrn Bulygin zu erfindenden Methode oder nach dem üblichen demokratischen Rezept gewählt werden, mag auch vielleicht zunächst wirklich eine radikale Majorität zusammenkommen, sehr bald wird doch die wirkliche russische Volksseele sich regen und all diese importierten westeuropäischen Ideen wieder fortblasen. Freilich zur einfachen Wiederherstellung des alten, autokratischen, orthodoxen Rußlands wird es doch schwerlich kommen; dazu sind die Erschütterungen schon zu stark gewesen, aber solche Riesenkörper wie das russische Reich können selbst im Zustande einer halben Anarchie generationenlang bestehen. Man versetze sich etwa einmal in die Sphäre der römischen Republik in dem Jahrhundert von den Gracchen bis Augustus: die beiden Brüder Gracchus, die Enkel des großen Scipio, ermordet; ihr Schwager, der jüngere Scipio Afrikanus, ermordet; Rom durch die eigenen Legionen eingenommen unter Sulla; Sklavenkriege, Bürgerkriege, in denen die Parteien wechselseitig übereinander Blutgerichte verhängen, die an Ausrottung grenzen. Pompejus ermordet, Cäsar ermordet, Cicero ermordet, und in all diesen Zuckungen hat das römische Reich doch noch in Abwechselung mit schimpflichen Niederlagen (Jugurtha, Cimbern und Teutonen, Mithridates), glänzende Siege erfochten und große Eroberungen gemacht, und hundert Jahre sind verflossen, bis durch Augustus ein organisch neuer, dauernder Zustand geschaffen wurde.

Grundfalsch ist es, etwa die heutigen Zustände in Rußland mit den Zuständen in Frankreich vor der großen Revolution zu vergleichen; gewiß sind einige Aehnlichkeiten vorhanden, aber die Hauptsachen sind ganz anders. Der alte französische Staat war bankrott, auch der russische wird vermutlich mal bankrott machen, vorläufig aber sind seine Finanzen noch in voller Ordnung und sein Kredit ist unerschüttert. Die französische Armee war desorganisiert und nicht mehr in der Hand des Königs, die

Disziplin völlig aufgelöst; in der russischen sind wohl ebenfalls einige Anzeichen, daß die alte eiserne russische Disziplin nicht mehr unbedingt zuverlässig ist, und die Vorkommnisse auf der russischen Schwarz-Meer-Flotte erscheinen unerhört, aber es ist wie mit den Wunden, die Rußland in der Mandschurei empfangen hat, so schwer sie sind, bis ins Mark des eigentlichen russischen Lebens ist das alles nicht gedrungen. Im Gegensatz wiederum zu dem alten königlichen Frankreich, das national einheitlich dachte, besteht ein Drittel in Rußland aus Fremdvölkern, die nur auf den Augenblick warten, wo sie das schwere Joch des Moskowitertums abschütteln können. Geschieht das aber, so wird dadurch sofort in allen bisherigen Trägern des russischen Staates die patriotisch-nationale Empfindung ausgelöst, die der alten Staatsform, d. h. dem Zarismus zu Hilfe kommt und ihm neue Kräfte zuführt.

Man könnte, wenn das richtig ist, fragen, weshalb denn der Zar so viel Bedenken trägt, die Volksvertretung zu berufen. Nun — eine große Krisis und schwere Gefahren für den Bestand und die Ordnung des russischen Staates bedeutet eine Volksvertretung, auch wenn sie noch so zaristisch gesinnt ist. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Bauer der heute noch gläubig alles Heil vom autokratischen Zaren erwartet, und dem Bauer, der amtlich berufen wird, eine eigene Meinung zu haben. Zwar „liberal" werden die Meinungen dieser Bauern schwerlich sein, aber sonstwie, namentlich in bezug auf die Kirche, auf den Landbesitz und auf die Steuern werden Wünsche und Forderungen auftreten, die noch viel schwerer zu befriedigen sind als die Forderungen deutscher, bayrischer Bauernbündler. Als 1864 die Semstwos eingerichtet wurden (in 34 von den 89 Gouvernements), wurden auch Bauern-Abgeordnete gewählt. Aber so gering ihre Zahl war (von den 10 222 Abgeordneten, die alle Semstwos zusammenzählen, kommen nur 1575 auf die Bauern), so hielt man es doch für gut, das System so zu modifizieren, daß die Wahlmänner der Bauerngemeinden nur Kandidaten designieren, aus denen der Gouverneur selbst die Abgeordneten bestimmt. Jetzt wird man nicht umhin können, zu einer wirklichen Wahl zurückzukehren, und dann wird das Bauerntum mit seinen Forderungen hervortreten, die zwar ganz und gar nicht übereinstimmen werden mit den Forderungen der Leute, die heute in den Fabrikstädten die Emeuten machen, aber für den Staat vielleicht noch gefährlicher sind. Wo Parteien sind, hat es auch immer Parteien gegeben, die königlicher sind als der König. Man stellt sich heute in der öffentlichen Meinung in Europa wie in Rußland das Zarentum vor als die Verkörperung aller bildungs-, kultur- und freiheitsfeindlichen Bestrebungen, die nur denkbar sind. Eine bäuerlich-moskowitische Partei aber wäre jedenfalls noch viel bildungs-, kultur- und freiheitsfeindlicher. Gerade die Zaren sind es ja gewesen, die das europäische Denken nach Rußland importiert und ihrem Volke ganz wider seinen Willen aufgezwungen und eingeimpft haben.

Der Zarismus, der uns jetzt als der finsterste Despotismus erscheint, ist in Rußland historisch gesprochen die große Kulturmacht, der wahre Kulturträger gewesen. Ohne die Zaren ständen die Russen heute noch auf der Stufe Iwans des Schrecklichen. Selbst gewisse Freiheitsgedanken sind bei den Zaren öfter zu finden gewesen: bei Katharina II. in geistiger Beziehung (wie etwa bei Friedrich dem Großen), bei Alexander I., bei Alexander II., der sein Volk aus der Leibeigenschaft befreite und schließlich schon eine Verfassung einführen wollte, als er ermordet wurde. Von dem jetzigen Zar behauptet kein Mensch, daß er die Naturanlage des Tyrannen habe: im Gegenteil, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er den allerbesten Willen hat: die Schwierigkeit liegt in der Sache selbst: in einem Staate von der Vergangenheit und den Formen des russischen der politischen Freiheit Raum zu schaffen, ohne diesen Staat völlig in die Luft zu sprengen:

Auch wenn die Volksvertretung kommt und wie sie auch aussehe, Rußland wird aus den Krampf-Zuständen zwischen Despotismus und Anarchismus, Füsilladen und Emeuten, Kriegsgerichten und Meuchelmorden noch lange nicht herauskommen.

23. 7. 05. D.

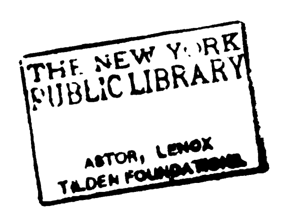
Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Amiel, Henri Frédéric. — Tagebücher. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. München, R. Piper & Co.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé. XXI. Band, 1. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Ascherson. — Der deutsche Universitätskalender. begründet von Prof. Dr. Ascherson, nach des Verfassers Tod mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Zieler. 67. Ausgabe. 1. Band: Die reichsdeutschen Universitäten, M. 1,50; 2. Band: Die ausländischen Universitäten, M. 1,20. Beide Teile in einem Band geb. M. 3. Verlag von K. G. Th. Scheffer in Leipzig.
Askenasy, Szymon. — Uniwersytet Warszawski. 61 S. Warschau 1905.
Baecker, Paul. — Die Kämpfe um die akademische Freiheit einst und jetzt. Eine Geschichte der Freiheit der deutschen Studenten von Paul Baecker, Herausgeber der „Akademischen Blätter". 80 Pf. Prenzlau, A. Mieck.
Bartels, Rudolf. — Lehrbuch der Demagogik. M. 2. Berlin, Julius Springer.
Behrmann, Max Th. S. — Hinter den Kulissen des mandschurischen Kriegstheaters. — Lose Blätter aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten. Geh. M. 4, geb. M. 5. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
van den B rgh, Hugo. — Japans geschichtliche Entwicklung (mit einer Datentafel). M. 1,20. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Bericht des Instituts für Gemeinwohl zu Frankfurt am Main über das neunte Geschäftsjahr 1904/1905. 71 S. Frankfurt a. M., C. Adelmann.
Biese, Dr. Alfred. — Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. M. 6. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Breysig, Kurt. — Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. 202 S. Berlin, Georg Bondi.
Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813. Herausgegeben von Edith Freiin von Cramm. Geh. M. 4. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Burkhardt, Dr. C. A. H. — Goethes Unterhaltung mit Friedrich Soret. M. 4. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. Nach dem französischen Texte, als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Eckermannschen Gespräche.
Conrad, Dr. — Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsche Ausgabe. I. Aus der Franzosenzeit. Wie ich zu 'ner Frau kam. M. 1,20. II. Aus meiner Festungszeit. M. 1,20. Stuttgart, Robert Lutz.
Dresdner Jahrbuch 1905. Beiträge zur bildenden Kunst. Herausgegeben von Dr. Karl Koetschau und Dr. Fortunat von Schubert-Soldern. Dresden, Wilhelm Baensch.
v. Ebner-Eschenbach, Marie. — Gesammelte Schriften. Neunter Band: Erzählungen V. Berlin, Gebr. Paetel.

Export. — Einige Fragen den Export betreffend. Ueberreicht von der Vereinigung der Exportkommissions-Firmen. Berlin 1905.
Findel, J. G. — Das freimaurerische Geheimnis als Norm maurerischer Werktätigkeit. Zweite vermehrte Auflage. 80 Pf. Leipzig, Verlag von J. G. Findel.
Foerster, Erich. — Die Entstehung der Preussischen Landeskirche unter der Regierung König Friedrich Wilhelms des Dritten nach den Quellen erzählt. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenbildung im deutschen Protestantismus. Erster Band. Geh. M. 7,60, geb. M. 9. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr.
Gamazo, Maura. — La Cuestión de Marruecos. 4 Pesetas. Madrid, M. Romero.
Georgevitch, Dr. Vladan. — Das Ende der Obrenovitch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897—1900. M. 10. Leipzig, S. Hirzel.
Gierke, Otto. — Deutsches Privatrecht. 2. Band. M. 23. Leipzig, Duncker & Humblot.
Grisebach, E. — Schopenhauer. Neue Beiträge zur Geschichte seines Lebens. Nebst einer Schopenhauer-Bibliographie. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Handbuch der Akademischen Vereinigungen an den deutschen Universitäten. Herausgegeben von E. H. Eberhard. Steif broschiert M. 1, geb. M. 1,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.
Hauptmann, Carl. — Miniaturen. 255 S. München, Georg D. W. Callwey.
Hearn, Lafcadio. — Kokoro. Mit Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Geh. M. 5, geb. M. 7. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.
Heilmann, Hans. — Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart, in deutscher Uebersetzung mit Einleitung und Anmerkungen. München, R. Piper & Co.
Horn, Hermann. — Die Entfesselten. Drama in 3 Aufzügen. M. 1,50. Stuttgart, Strecker & Schröder.
l'Houet, A. — Zur Psychologie des Bauerntums. M. 4. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Jaeger, Dr. Johs. — Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. M. 3, eleg. geb. M. 3,60. Stuttgart, Max Kielmann.
Judeich, Dr. Walther. — Topographie von Athen. Geh. M. 18, geb. M. 20. München, C. H. Beck.
Jurisch, Dr. K. W. — Ueber die Arbeit als Rechtsboden. Separatabzug aus Ostwalds Annalen der Naturphilosophie. Leipzig, Veit & Comp.
Loehning, Ferdinand. — Die Pensionierung des Provinzial-Steuer-Direktors Loehning. Eine Kritik ihrer Darstellung durch den Finanzminister Freiherrn v. Rheinbaben. Berlin, Selbstverlag des Verfassers.
Mazedonien. — Eine militär-politische Studie. Kr. 1. Wien, L. W. Seidel & Sohn.
Nauticus 1905. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Mit einer Karte in Steindruck. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Obst, Georg. — Das Buch des Kaufmanns. Lief. 4. M. 2,20. Leipzig, Ernst Poeschel.
Pagès, Georges. — Le grand Électeur et Louis XIV. 1660—1688. 10 Francs. Paris, Société Nouvelle de Librairie et D'Édition.
v. d. Passer, Arnold. — Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino. Mit Text-Illustrationen von Theodor Kühne. Eleg. geb. M. 3,80. Leipzig, J. v. Schalscha-Ehrenfeld.
Peters, Arnold. — Jugendklänge. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Petrow, G. S. — Russlands Dichter und Schriftsteller. M. 2. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
Petsch, Dr. Robert. — Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. Brosch. M. 6, geb. M. 7. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.
Platens Tagebücher. Herausgegeben von Erich Petzet. München R. Piper & Co.
Prévost, Marcel. — Die Fürstin von Ermingen. Roman. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Geh. M. 3,50, eleg. geb. M. 4,50. München, Albert Langen.
Rabelais, François. — Gargantua. Verdeutscht von E. Hegaur und Dr. Owlglass. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. München, Albert Langen.
Rechtsprechung des Reichsgerichts zum B. G. B. Geb. M. 3,60. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
Redlich, Dr. Josef. — Recht und Technik des englischen Parlamentarismus. M. 20. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Reichs-Arbeitsblatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang, No. 7. Berlin, Carl Heymann.
Reusner, M. v. — Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit. M. 2,20. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Riesebieter, O. — Bürgerliches Gesetzbuch nebst Einführungsgesetz mit Rechtsprechung des Reichsgerichts. M. 7. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling.
Rocke, Dr. - Die Schäden der Leihhäuser für den Uhren- und Goldwarenhandel. Leipzig, Wilhelm Diebener.
Rühlmann, Dr. Paul. — Parteien, Staat, Schule. Zusammenhänge zwischen Imperialismus und Schulpolitik. 32 S. Berlin, Gerdes & Hödel.
Scheffer-Boichorst, Paul. — Gesammelte Schriften. Zweiter Band. Ausgewählte Aufsätze und Besprechungen. Mit einem Verzeichnis der Veröffentlichungen des Verfassers und einer Uebersicht von Regestenbeiträgen. Historische Studien. Heft XLIII. Berlin, E. Ebering.
Schlegel, Friedrich. — Fragmente und Ideen. Herausgegeben von Franz Deibel. München, R. Piper & Co.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.



Zur Psychologie des Philosophierens.

Von

Emil Lucka in Wien.

Fichtes Satz: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist,“ wird nicht selten angeführt. Doch hat sich vielleicht niemand die Konsequenzen klar gemacht, die ohne weiteres erfließen, wenn man diesen Ausspruch ernst nimmt und an seine Durchführung für das Gebiet der Charakterologie schreitet. Philosophie im allgemeinsten Sinn, nicht als wissenschaftliche Lehre, ist die begriffliche Fassung und Fixierung der Position, die ein Mensch zur Welt im ganzen und zu ihren Teilen einnimmt. So gefaßt bedeutet Philosophie mehr als Wissenschaft, etwas anderes als theoretisches Verhalten mit dem Anspruch auf notwendige Allgemeingültigkeit; sie ist das Bekenntnis meines Denkens, Glaubens und Handelns, die Anerkennung, daß mir die Welt unter einem so beschaffenen Aspekt gegenübersteht, daß ich auf sie in solcher Weise reagieren muß und will; der Niederschlag der Bildung, sowie Wissenschaft das Produkt der Gelehrsamkeit. Wem es gegeben ist, sein Verhältnis zu allen Dingen und zum All der Dinge in einer großartigen Weise festzulegen, die Welt so zu schauen, wie keiner sonst, der ist ein Philosoph. Da ihm alles, was anders erfaßt wurde, widerstreben muß, ist seiner Kraft eine riesige Aufgabe gestellt: sein Weltverhältnis aufzubauen, wahrhaft zu gestalten, und den neuen Anblick, den ihm alles Sein geboten hat, anderen Menschen zu erschließen. So ähnlich haben die großen Denker der Vergangenheit und auch Fichte über das Philosophieren gedacht; daß heute andere Meinungen in Schwang gehen, soll uns hier nicht weiter aufhalten. Ob es sich nicht empfehlen würde, für Philosophie im allgemeinsten Sinn den alten Namen Metaphysik beizubehalten, habe ich an anderer Stelle ausgeführt.

Nicht jeder Mensch ist ein Philosoph, aber jeder Mensch hat ein Verhältnis zur Welt, auch wenn er es selbst nicht weiß. Man kann dieses Verhältnis bewußt machen, es zu Ende denken. Dann sieht man leicht, daß für jeden einzelnen Menschen nur eine einzige Philosophie möglich ist, aber die auch notwendig. In der Philosophie handelt es sich eben nicht (oder nicht nur) um das Erkennen und um das Meinen, sondern um das Menschsein schlechthin, Mensch sein mit Bewußtsein. Dieser Prozeß, sich die Tatsache, daß man Mensch ist, daß man so Mensch ist, ins Bewußtsein zu heben, gerade dieser Mensch mit diesen Bestrebungen und Neigungen, und kein anderer, der muß noch hinzukommen, um von philosophischer Stellungnahme eines Menschen mit Recht sprechen zu können, das heißt von seinem natürlichen Verhältnis zur Welt und zu den anderen Menschen. Diese Beziehung Mensch — Welt ist die psychische Grundrelation, aus der sich alle anderen Positionen herauslösen lassen. Jeder Mensch hat diese Beziehung; aber die psychologische Voraussetzung für einen neuartigen philosophischen Gedankenkreis ist erst dann gegeben, wenn die Elemente, die die Psyche des Menschen konstituieren, in einer originellen Kombination auftreten. Allerdings repräsentiert jeder Mensch eine neue Gestaltung der Idee der Menschheit, aber bei den meisten ist das Neue höchst geringfügig, ihre Stellung zur Welt ist nur um ein Differenzial anders als die des Nachbarn;*) im philosophischen und künstlerischen Genie erhebt sich ein neuer Gipfel mit einer neuen Aussicht über alle Dinge. Neben dieser psychologischen Voraussetzung geht aber das allgemein-kulturelle Postulat nach Philosophie seiner Wege. Dies hat uns jetzt nicht zu beschäftigen. Die Analyse der relativ neuartigen psychischen Einheit des Genius ist die schwierigste Aufgabe der psychologischen Biographik, die gedankliche Konstitution derselben ihr Ideal.

Es soll hier in Umrissen versucht werden, den eingangs angeführten Satz Fichtes für die charakterologische Betrachtung fruchtbar zu machen. Wie ist im speziellern der Zusammenhang beschaffen, der zwischen dem Menschen und seiner Weltanschauung besteht? Welche Art von Menschen schließt sich, wenn auch unklar und halb

---

*) „Jeder neue Mensch ist gleichsam ein neues Prädikat, ein neues Talent der Menschheit. So viele Menschen sind, so viel Kräfte, so viel Eigenschaften hat die Menschheit. Dieselbe Kraft, die in allen, ist wohl in jedem einzelnen, aber doch so bestimmt und geartet, daß sie als eine eigene, eine neue Kraft erscheint." L. Feuerbach, Das Wesen des Christentums.

unbewußt, dieser, und welche Art jener Philosophie an? Wie man sieht, handelt es sich da nicht um Philosophie als Ergebnis theoretischer Studien, sondern um die gedankliche Fixierung der naiven, natürlichen Weltansicht des Einzelnen. Das Seelenleben des Menschen ist eine Einheit, in der sich theoretisch mehrere Grundtendenzen unterscheiden lassen, die bei den Individuen in verschiedenem Maße heraustreten. Die in der älteren Psychologie vorherrschende Vermögens-Theorie, die der Seele einzelne „Vermögen" zuschrieb, muß der neueren Konzeption der Seeleneinheit weichen; doch die einzelnen Seelen-Vermögen entsprechen nicht minder richtig erfaßten Grundtendenzen, die wohl geeignet sind, der charakterologischen Betrachtung systematische Hilfe zu leihen. Wenn also im folgenden von dem „intellektuellen" rc. Typus gesprochen wird, so ist damit gemeint, daß bei allen Menschen, die dem Typus zuzurechnen sind, die intellektuelle Funktion, die gedanklich-abstrakte Veranlagung vor den anderen merklich hervortritt, dem Individuum ihr Gepräge verleiht, obwohl auch alle anderen Anlagen vorhanden sein werden. Es stellt sich nun die Frage: Welcher Weltanschauung hangen die Menschen an, in deren Charakter die Sinnlichkeit, das Gefühlsleben, die Gedanklichkeit, die Sittlichkeit vorherrscht? Eine schematische Zuordnung der vier Haupttypen zu ihrer Philosophie dürfte folgendes Bild ergeben:

1. Menschen, bei denen die *sinnliche* Anlage dominiert, neigen einem entschiedenen Subjektivismus zu und meiden alles Bindende und Abgeschlossene. Sie sind instinktive Feinde jeder eigentlichen Weltanschauung und wissen am liebsten nichts von der Welt als einem Ganzen; sie haften am Einzelnen, werden durchaus vom Milieu bestimmt, leben von Fall zu Fall, und übersehen nur kleine Zusammenhänge. Sucht man ihre Stellung zu den Dingen systematisch zu fixieren, so ergibt sich irgend eine Form des Eudämonismus und Utilitarismus. Ein nur sinnlicher Mensch (wenn es einen solchen gäbe) würde diskontinuierlich leben, nur durch den Eindruck des Augenblicks bestimmt; jede seiner Handlungen wäre mit vollkommener Bestimmtheit aus den einwirkenden sinnlichen Motiven abzuleiten, so wie die Wirkung des Knochens auf den undressierten Hund unfehlbar ist. Ein solcher Mensch wäre der absolute Eudämonist. Das schönste Beispiel für diesen Typus aus der Literatur ist *Falstaff* (auch Papageno und Sancho Panza gehören hierher). Um nur anzudeuten: Falstaff

wird ganz durch den Moment bestimmt und weiß nicht mehr, was er vor einer Minute gesagt und getan hat. Er hat einen Anfall moralischen Katzenjammers und verabredet in einem Atemzug einen räuberischen Ueberfall. Er erzählt, daß er sich mit Räubern geschlagen habe, und vermehrt während der Erzählung fortwährend ihre Zahl. Offenbar gar nicht klug, weil ja die Sache dadurch unwahrscheinlich wird; aber er hat ein so diskontines Bewußtsein, daß er wirklich vergessen hat, was er im vorigen Satz gesprochen. Falstaff ist als vollkommener Eudämonist unübertrefflich wahr gezeichnet.

Wenn bei einem Menschen, dessen Grundzug Eudämonismus ist, die Sinnlichkeit nicht sehr stark vorwiegt, so verfällt er nicht dem Motiv des Augenblicks, sondern denkt an den folgenden Ekel, bei höherer Denkkraft an die Vergänglichkeit der Genüsse überhaupt. Dies konstituiert den Stoiker: der eudämonistische Grundzug mit dem kontinuierlichen Bewußtsein, das auch die Zukunft erwägt. Während der richtige Sinnenmensch vor der Lockung des Augenblicks infolge seiner geringen Kontinuität sich und alles andere vergißt, reflektiert der Stoiker derselben Lockung gegenüber: Wenn ich dem bekannten Genuß entsage, leide ich nicht unter den Folgen und der Unmöglichkeit einer immerwährenden Befriedigung. So erkauft er sich die Ruhe, die seiner schwächeren Sinnlichkeit das Bessere dünkt. Der Stoiker denkt sohin ganz wie der Eudämonist, nur etwas weiter in die Zukunft.

2. Die Sinnlichkeit führt in kleinen Uebergängen zum Fühlen. Das Grundphänomen des Gefühlslebens ist die Liebe, die sich als Menschenliebe (sozialer Eudämonismus), als Schönheitsliebe (Aesthetizismus), als Weltliebe (Pantheismus), als Gottesliebe (Mystizismus) philosophisch verallgemeinert. Der gewöhnliche Altruismus, als dessen Kulmination Feuerbach angesehen werden kann, wird selten zum eigentlichen Weltsystem erhoben; er beschränkt sich naturgemäß auf den Menschen. Ist die Kategorie, der die anderen untergeordnet werden, die der Schönheit, so kann der Subjektivismus, der allem Gefühl anhangt, entweder bis zum schrankenlosen Impressionismus des Aesthetentums führen; oder bei ausgeprägterem systematischem Bedürfnis vor einer allgemeineren und objektiveren harmonischen Anschauungsweise zurücktreten. Solchen Menschen ist die ganze Welt ein ästhetisches Phänomen, ein Schönheitswert, und sie kehren sich, sind sie konsequent, einer Lehre

wie der pythagoräischen oder der fechnerischen zu.*) Der Gefühlsmensch will die Welt lieben, und seine Philosophie muß ein Weltbild sein, das aus dieser Liebe geboren ist. Dies sind die Systeme des Pantheismus, eines Mitteldings, eines Kompromisses zwischen Erotik und Philosophie. (Die landläufige Einordnung Spinozas in den Pantheismus ist ganz schief; sein System ist das Muster eines rein gedanklich konzipierten dogmatischen Begriffsgebäudes.) Der Pantheist strebt nicht danach, die Welt denkend zu erkennen; er will sie liebend erfassen: Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt! Er kann mit der gewaltigen Intuition Giordanos das All erschauen — einen einzigen Gegenstand seiner Liebe. So ist der Pantheismus die natürliche Weltanschauung des Künstlers. Aber in der Brust jedes höher entwickelten Menschen schläft die Liebe zum All: er wird zu Zeiten Pantheist sein; wer es ausschließlich ist, dem mangelt freilich vieles. Die Gegenwart liebt den Pantheismus in seiner niedersten, der ungeläutert erotischen Form darum so sehr, weil sie den Glauben an die Erkenntnis verloren hat und sich an ihren Stimmungen berauscht. Denn so wie es die Gefahr des Intellektuellen ist, unter die Sklaverei der Begriffe zu geraten, so bleibt es die Verlockung des Pantheisten, im Stimmungsdusel zu ertrinken, und heute sind wir glücklich so weit, daß vage sexuell-getönte Stimmungen für Weltliebe gehalten werden können.

Es ist nicht leicht, die Liebe zu Gott, die den Mystiker erfüllt, von der pantheistischen Liebe zum Kosmos reinlich zu sondern. Hier sei nur angedeutet, daß der Pantheismus eine monistische, der Mystizismus eine dualistische Weltansicht zur Voraussetzung hat. (Selbstverständlich ist hier nicht der Pseudo-Mystizismus der Hysteriker oder der nebelhafte Mystifizismus unklarer Fasler gemeint, sondern das sichere Bewußtsein, sich mit dem Absoluten eins zu wissen, wie es die großen deutschen Mystiker und den Plotin beseelt, die sich im Schoße Gottes geborgen fühlen.) Der Pantheist ergießt sich hinaus in die Natur, in die Welt, verschmilzt mit ihr

*) Wohin Gefühlsphilosophie, in dem Fall ein Optimismus um jeden Preis, führen kann, beweist folgender Gedankengang des — kranken — Fechner: Schmerzgefühle sind heftiger und ununterbrochener anhaltend als Lustgefühle; offenbar ein ganz gediegenes Argument für den Pessimismus. Fechner aber sagt: Auf Unlustreize muß die Aufmerksamkeit länger gerichtet bleiben, um die Tendenz zur allgemeinen Harmonie zu fördern, was bei Lustreizen überflüssig wäre. Man braucht gewiß kein Lustfanatiker zu sein, um diese optimistische Ansicht sehr traurig zu finden.



und ertrinkt in der Weltseele. Der Mystiker lauscht dem Wunder, daß sich Gott in seine Seele senkt, sie mit Heiligkeit durchtränkt und unempfindlich werden läßt gegen alles, was nicht er ist. Der Mystiker zwingt alles Sein in seine Seele hinein; es ist gar nichts mehr außer ihm da, denn er ist mit Gott verschmolzen. Seine Seele wird zum All, dem Pantheisten wird das All zur Seele. Diese unzureichenden Hinweise wollen den Unterschied mehr in seiner Schwierigkeit zeigen, als erschöpfen. Das Grundphänomen des liebenden Verhaltens ist beiden, Pantheismus und Mystizismus, gemeinsam. Bei manchen historischen Persönlichkeiten kann man sogar im Zweifel sein, wie sie richtig einzuordnen wären, so bei Franziskus von Assisi, der, obwohl heilig gesprochen, viele pantheistische Züge aufweist.

Auch der echte Theist, dem Gott ein lieber Vater ist, der seine Kinder sicher durch alle Gefahren leitet, philosophiert mit dem Gefühl.

3. Wo die rein begriffliche Anlage, die Erkenntnisfunktion, überwiegt, wird die Neigung bestehen, die Wissenschaft, wenn nicht die Vielwisserei, zur Weltanschauung zu machen. Dies tut der theoretische Typus, der sich bei höherer Veranlagung zum Berufs-Philosophen entwickelt; ihm ist Erkenntnistheorie die Philosophie κατ᾽ ἐξοχήν, in der alles beschlossen liegt. Einige der schärfsten Denker stehen diesem Typus nahe.

4. Menschen, die die Welt vorwiegend unter dem ethischen Aspekt sehen, neigen stets irgend einer Form des philosophischen Idealismus zu und sind ausnahmslos Dualisten. Sie fühlen sich verantwortlich, treten mit wertendem Bewußtsein der Welt gegenüber und müssen dem Ich, dem Träger der sittlichen Idee, grundlegende Bedeutung beimessen. Der größte ethische Rigorist, Kant, hat das intelligible Ich verkündet, und Fichte, der Fanatiker der Sittlichkeit, hat es zum absoluten Welt-Ich verewigt. Es lassen sich hier zwei Typen scharf sondern: Der aktive Typus, der das Eingreifen des sittlichen Subjektes in das Getriebe der Welt fordert, der die Arbeit lehrt und die Kultur anerkennt, der über die Natur ein „Sollen" schreibt; und der passive Typus, der meist von der Tatsache des Leidens seinen Ausgang nimmt, Pessimismus lehrt und Quietismus predigt, der den Gang der Kultur mißachtet und dem Nirwana zustrebt. Der ersteren, positiven Denkweise huldigen im wesentlichen Kant, Fichte, Kierkegaard, Nietzsche, das Christentum, der zweiten negativen Schopenhauer und der Buddhis-

mus. Der erste Typus vertritt die Freiheit des Willens, er will nicht geschoben werden, sondern handeln; der zweite die Unfreiheit: er will eingereiht sein in die Kette des gesetzmäßigen Naturgeschehens, er ist ja doch mehr oder weniger Fatalist. (Nietzsche streift den psychologischen Grund der Stellungen zu diesem Problem und sagt, daß die Anhänger der ersten Lösung „den Glauben an sich“ nicht fahren lassen wollen. „Jenseits von Gut und Böse“ S. 34). Religion im echten Sinne kann nur die positiv-ethische Betrachtungsart erzeugen. Wer nicht an die Werte-schaffende, Welt-umformende Kraft des guten Willens glauben kann, der muß an der Vergöttlichung des Guten verzweifeln, der kennt nur Nirwana, die Idee der ewigen Ruhe und der Leidlosigkeit, also einen Lustwert, keinen ethischen Wert in dem höchsten Sinn, der von Lust und Unlust nichts weiß. Weil der Buddhismus so denkt, konnte er auch keine Kultur, keine Verwirklichung von Werten, schaffen; wohl aber konnte es das Christentum, das den guten Willen lehrt und als höchstes Postulat „das Reich Gottes“ aufstellt. Die heute in Europa von einer Verschmelzung des Buddhismus mit dem Christentum oder gar von der Einführung eines Neobuddhismus sprechen, erkennen nur die primitive Gleichheit der ethischen Betrachtungsweise überhaupt, verstehen aber ganz und gar nicht das positive kulturschöpferische Wesen des Christentums, das der indischen Lehre fremd bleibt. Schopenhauer, der Verächter europäischer Kultur, hat auf die Analogie hingewiesen (wobei er aber unter Christentum stets an den Katholizismus und nicht an den verhaßten Protestantismus dachte), und heute ist die Theosophie, soweit sie zurechnungsfähige Vertreter besitzt, an der Arbeit, das dilettantische Gedankenchaos einzurühren.*)

Es wäre möglich, neben den vier angeführten Haupttypen noch einen fünften, den religiösen Typus, auszuzeichnen. Dieser

*) Eine schöne Demonstration dafür, daß der Buddhismus (sowie der verwandte Shintoismus) keine Kultur hervorzubringen vermag, gibt das intelligente Volk der Japaner. Die Ergebnisse der europäischen wissenschaftlichen Zivilisation wurden dort, gewissermaßen durch amtliche Anordnung, eingeführt und tragen die gewünschten Früchte. Ein Volk, das wirkliche autochthone Kultur besitzt, kann selbstverständlich die einseitigen Utilitätsprodukte einer fremden Kultur nicht unverändert in sich aufnehmen, und die „Einführung“ asiatischer Denkweisen in Europa ist ein vollendeter Widersinn. Nur Leute, die nicht begriffen haben, daß Kultur etwas anderes ist als ein System rationell geleiteter Fabriken und zeitsparender Verkehrs-Institutionen, können von solch unorganischen Mißbildungen, wie der Zusammenschweißung zweier heterogener Gedankenkreise, etwas wertvolles erwarten. Die Frage bleibt übrigens offen, ob die mongolische Rasse überhaupt zur Kultur fähig ist oder vielleicht nur zur Zivilisation, wie es bis heute den Anschein hat.

bildete aber im Rahmen unserer charakterologischen Einteilung keinen echten Typus, sondern eine Mischform. Entspringt die Religion eines Menschen dem Gefühl, so fällt er unter den zweiten Typus, ist sie auf Sittlichkeit gegründet, gehört er dem vierten Typus an. Eine ebenbürtige „Glaubens-Funktion“ aufzustellen, fehlt für den hier verfolgten Zweck die Veranlassung, ob es gleich im allgemeinen zulässig sein mag. Das Verhältnis von ethischem und religiösem Bewußtsein kann man aber in Kürze so fixieren: Die Ethik führt am Leitfaden des Sollens begriffliche Werte ein, die als Normen den menschlichen Willen nach der Idee des Endzweckes bestimmen. Die Religion tut dasselbe in anschaulich-konkreter Form: Sie zeigt an einem Idealmenschen (ob historischem oder gedanklich erzeugtem, ist prinzipiell gleichgültig) die vollkommenen Handlungen auf, bestimmt sie unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit als übereinstimmend mit dem göttlichen Willen und lehrt sie als prototypisch für Alle.

Man wird bemerkt haben, daß jeder der vier aufgestellten Weltanschauungs-Typen nur für den extremen Fall der vorwiegend einseitigen Charakter-Anlage Wirklichkeitswert besitzt. Der gut begabte Mensch hat in jeder Richtung Ansätze, und den großen Philosophen zeichnet es aus, alle Möglichkeiten durchzudenken; manchmal scheint die eine oder die andere Tendenz vorzubrechen, aber sein Weltbild ist doch von einem einzigen Punkt aus orientiert. In der Philosophie Fechners ist es der ästhetische, in der Kants der ethische Aspekt, der den Teilen des Systems ihren Platz zuweist. Es gibt sinnliche Menschen mit religiösem Instinkt und solche mit ästhetischem Bedürfnis, aber der Grundzug der Sinnlichkeit bestimmt das Vorzeichen ihrer Weltanschauung. Ein Mensch z. B., der nur sinnlich wäre, nichts als sinnlich, fiele gar nicht mehr unter den Begriff des Menschen, sondern unter den des Tieres.*) Der Mensch ist eben dasjenige Wesen, das alle die Richtungen des Geistes, von denen gesprochen wurde, in sich vereinigt. Es sei wiederholt, daß man dabei nicht an bestimmte Fähigkeiten denken darf, die nach der alten Vermögenstheorie in der Seele schlummerten und bei gewissen Anlässen in Aktualität träten. Nur die zweifellos richtige Beobachtung der alten Psychologie stimmt hierzu, die an dem reichgestalteten psychischen Leben einzelne hervorstechende Richtungen kennzeichnet. Wollte man aber mehr darin suchen als eine theoretische Systematisierung, etwa besondere Qualitäten, denen vielleicht gar bestimmte Gehirnteile als Korrelate zu dienen hätten,

*) Von krankhaften Entwicklungsstörungen ist hier natürlich nicht die Rede.

(nach Galls Lokalisations-Theorie) so wäre man im Irrtum. Das psychische Leben ist eine unteilbare, organisch in sich geeinte Seinsart, die nur für die Zwecke der Theorie zerspalten gedacht werden kann. Alle Anlagen sind zweifellos in jedem Menschen potenziell vorhanden, werden allerdings bei vielen kaum jemals aktuell. Man denke z. B. daran, wie mancher Nüchterling die Betrachtungsweise nach der Kategorie der Schönheit dann entdeckt, wenn er verliebt ist, wie ein Auguste Comte aus demselben Anlaß seinem rein intellektuellen System einen halbmystischen Annex gab; oder wie ein Mädchen, das früher nie einen theoretischen Gedanken hatte, eine Gelehrte wird, weil ihr Verlobter sie in dieser Richtung beeinflußt hat; an einem Musiker hätte sich ihre ästhetische Funktion plötzlich entzündet, an einem Beichtvater ihre religiöse.

Es wird jetzt klar werden, daß die ganze hier verfolgte Methode eigentlich als Petitio principii die Existenz einer wissenschaftlichen Charakterologie voraussetzt, also eine Forderung, die heute nicht erfüllt ist. Erst wenn die Charakterologie einen menschlichen Typus wirklich mit hinreichender Genauigkeit bestimmen kann (wobei das rein persönliche noch immer einen mehr oder weniger großen, immer unauflöslichen Rest bilden wird), läßt sich Weltanschauung im vorgetragenen Sinn als der Quotient einer konstanten Größe, der Welt, durch eine variable, den anschauenden Menschen, darstellen. In Ermangelung einer Charakterologie, die zu Grunde gelegt werden könnte, muß das benützte Schema den zwar nicht wissenschaftlich systematischen, aber doch erschöpfenden Ersatz bieten.

Es wäre ganz unzutreffend, wollte man etwa den Künstler unter die ästhetische Betrachtungsweise, den Gelehrten unter die theoretische einordnen. Das Verhältnis vieler Künstler zur Welt ist ein religiöses oder ein sensuelles oder ein theoretisches; die ausschließlich ästhetisch wertenden pflegt man sogar mit einem eigenen, nicht sonderlich empfehlenden Namen als Aestheten zu bezeichnen; so wenig deckt sich das künstlerische Talent mit der ästhetischen Weltanschauung. Andererseits gibt es Naturforscher, denen die Welt vor allem Gegenstand ästhetischer Bewunderung ist, oder Demonstrations-Objekt zu Gunsten der unerforschlichen Weisheit Gottes, und solche, die unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit für den Menschen (das ist gedanklich erweiterter Sinnlichkeit) an die Natur herantreten. Es handelt sich hier auch nicht darum, was dem Individuum die Gänze einer Weltanschauung zu ersetzen ver-

mag. Dem vorwiegend religiösen Menschen genügt seine Religion an Stelle aller Philosophie, aber nur dem ganz Abstrakten kann Philosophie oder gar Wissen die Religion vollkommen ersetzen, dem Aestheten ist die Kunst Religion, der Sinnliche entbehrt in der Regel beides.

Das Werk des Genius ist oft so allseitig, daß es, beinahe wie die Welt selbst, vom einzelnen Menschen je nach seiner eigenen Anlage aufgefaßt und gedeutet werden kann. Man denke an die verschiedenen Gesichtspunkte, die bei der Beurteilung der kantischen Philosophie angewandt worden sind. Als ein Beispiel, wie derselbe Gegenstand den Menschen je nach seiner Grundfunktion verschiedenartig affiziert, will ich aber ein Werk desjenigen Künstlers anführen, der auf die moderne Welt den mächtigsten Eindruck gemacht hat. Für sehr viele Menschen, wahrscheinlich für viel mehr als man gemeinhin annimmt, ist das Anhören des Ringes des Nibelungen ein rein sinnlicher Genuß, und zwar nicht nur sinnlich in der Bedeutung, daß das Rohmaterial der Musik, der Ton, besonders durch seine Verwendungsart im modernen Orchester, die Hörnerven angenehm reizt, sondern sinnlich in der direkten Bedeutung der sexuellen Erregung. Wer Augen hat, wird diese Beobachtung oft gemacht haben. Ueber die spezifische, gefühlsmäßig-ästhetische Wirkung der Dichtung, der Musik und des Bühnenbildes zu sprechen, wäre Ueberfluß. Aber dem gedanklich Veranlagten bedeutet ein solches Werk noch viel mehr. Er verarbeitet es weiter in sich und erkennt die ewige Tragik der unversöhnlichen Weltprinzipien, die hinter den Gestalten der Bühne steht. Besitzgier, Machtwille, Liebe und Erlösungsbedürfnis ringen um den endlichen Sieg. Die fortbauende Phantasie des Symbolfreudigen blickt über das eigentlich Menschliche in Lieben und Hassen, über das Gedankliche der Schopenhauer-Kantischen Philosophie hinaus und erschaut die alten Personifikationen des arischen Naturmythos. Siegfried wird ihm zur Frühlingssonne, die nach der Winternacht siegend heraufsteigt, und wenn Siegfried den Panzer Brünnhildens mit dem selbstgeschmiedeten Schwert zerschneidet, ahnt ihm vielleicht etwas von dem ersten Frühlingssonnenstrahl, vor dessen Glut die Eisrinde der Erde vergeht. Der ethisch Apperzipierende wiederum sieht die Entsühnung der Welt durch den Tod des Reinen und den Weltenbrand. Diese Andeutungen zeigen, wie die charakterelle Grundtendenz den Blick einem umfassenden Kunstwerk, und so auch der ganzen Welt gegen-

über, leitet und dem für alle gleichen objektiv Gegebenen verschiedene, sogar entgegengesetzte Gesichtspunkte abgewinnt. Wird dieser spezifische Gesichtspunkt einheitlich und hinreichend allgemein, so heißt er Weltanschauung.

Viel deutlicher noch als am verwirrenden Vielerlei der Gegenwart lassen sich die verschiedenen Arten des Philosophierens in ihrer Abhängigkeit von psychischen Voraussetzungen an einem Kulturkreise aufzeigen, der uns wie der griechische in abgeschlossener Uebersichtlichkeit vor Augen liegt. Was aus der historischen Perspektive am Griechentum am meisten auffällt, also wohl dasjenige Fluidum, das die ganze antike Kultur durchtränkt und gekennzeichnet haben wird, ist das ästhetische Element, das auch allem hellenischen Denken sein Stigma aufdrückte. Dem Griechen ward die Welt zum erstenmal „Kosmos", das heißt geordnete Allheit und Schmuck, und die Konzeption des „Systems", der gedanklichen Zusammenfassung des Seins und des Werdens, ist eine künstlerische Tatsache. Pythagoras hat die Welt zum erstenmal ästhetisch geordnet. In harmonischen Zahlenverhältnissen kreisen die Welten, und ihr vollendeter Einklang gebiert die Musik. Dieser höchste Typus der ästhetischen Betrachtungsweise hat auf die meisten der großen Denker fortgewirkt. Schon Platon, der als Vertreter des ethischen Weltanschauungs-Typus zu bezeichnen ist, hat dem Pythagoräismus, in dem sich ja die Idee hellenischer Schönheit beinahe verkörpert hatte, ein Denkmal (im Timäus) gesetzt. Ptolemäus brachte den Pythagoräismus in ein wissenschaftliches System, und das Kreisen der Sphärenharmonie ist durch die Kunst und die Wissenschaft des Abendlandes — über die gesangerfüllten Himmel der göttlichen Komödie und die Harmonia mundi Keplers — bis in die moderne Wissenschaft mit ihrer Proportionenlehre, ihrer Theorie vom goldenen Schnitt usw. vernehmlich.

Der sinnliche Typus der Philosophie führt seinen Namen bekanntlich nach Epikur (der aber lange nicht so flach war wie seine neuzeitlichen Verehrer); sein Extrem hat Aristipp der Kyrenaiker ausgebildet. Der ethische Typus ist seit Sokrates und Platon fixiert, und des ersteren Gestalt ist noch heute für diese Menschenart vorbildlich. Die Denkweise, der als Philosophie Encyklopädismus und Systematik gilt, hat Aristoteles festgelegt; seine Metaphysik wird stets bewundert werden, auch wenn man sie wissenschaftlich überwunden hat, und seine Logik befruchtete zwei Jahrtausende.

Selbst der wissenschaftliche Menschentypus, der gar keine philosophischen Bedürfnisse hat, und der deshalb instinktiv und prinzipiell Welt-„Anschauung" durch Vielwisserei, durch Beschreiben und Registrieren ersetzen will, hat im verfallenden Griechentum sein Gepräge erhalten. Das Kulturbild Alexandriens umschließt allerdings und ganz selbstverständlich keinen Philosophen, aber umsomehr Gelehrte aller Zweige, und so kann diese Weltanschauung, wie es sich gehört, nicht an einen Namen geknüpft werden, sondern nur an eine Gelehrtenschule: das Alexandrinertum. Tout comme chez nous.

Man sieht, daß sich das Schema, die verschiedenen Philosophien charakterologisch einzuteilen, leicht von den Einzelindividuen auf Völker mit ausgeprägten Anlagen übertragen läßt. Das griechische Kultursystem war ein nach allen Seiten beinahe gleichmäßig vollentwickeltes, in dem aber das Aesthetische den Cantus firmus abgab; eine Auseinanderlegung der deutschen Philosophie würde den ethischen, der englischen Philosophie den utilitären Grundton erklingen lassen. Aber Kulturen, die nur einseitig ausgebaut sind (wenn man solchen noch den Ehrentitel der Kultur zuerkennen will), entwickeln auch nur die entsprechende Weltanschauung. So hat das Indertum nur die religiöse gekannt. Den Zivilisationsvölkern, wie Juden und Römern, bleibt eigentliche Philosophie fremd; sie nähren sich allenfalls von Lesefrüchten.

Wenn man einen Moment vom Formalen absieht und den wesentlichen Inhalt unseres Denkens betrachtet, so zeigt sich leicht als der Angelpunkt der ganzen abendländischen Philosophie: der Wert der Persönlichkeit. Das ist ihr ewiges Problem, und einer der typischsten Repräsentanten des europäischen Geistes, Goethe, hat es klassisch formuliert. Wo in der griechischen Philosophie das Ich keine wesentliche Bedeutung hat, da steht sie noch Asien nahe, und selbst des Buddhisten großes *wahlloses* Mitleiden mit allem Lebenden entspringt dem Mangel einer wertbetonten Persönlichkeit. Welche großartige, wenn auch paradoxe Synthese indischer Nihilismus mit europäischer Ich-Philosophie eingegangen hat, sieht man bei Schopenhauer. Die Vereinigung dieser beiden entgegengesetzten Tendenzen, die doch beide einem Bedürfnis des menschlichen Herzens entgegenkommen, hat gewiß viel zu seiner Popularität beigetragen. Besonders klar wird aber der idealistische Grundzug der abendländischen Philosophie an dem so zusammenhanglos dastehenden Spinoza, dem das Ich nicht als wesentlich, sondern

nur als eine sekundäre und vergängliche Bestimmung an der Substanz gilt. In diesem durchaus uneuropäischen großen Denker hat sich der Gegensatz zu aller abendländischen Philosophie sicherlich am klarsten ausgesprochen, denn ihm mangelt sogar der tragische Grundton, der den indischen Buddhismus unserem Fühlen näher bringt. Man kann sich nur wundern, wenn man immer wieder Goethe einen Spinozisten nennen hört. Größere Gegensätze als sich in jeder kleinsten Lebens- und Denkäußerung dieser beiden typischen Menschen aussprechen, sind kaum denkbar. (Ein Unterton bei Goethe ist übrigens dem Spinozismus verwandt: Die Freude am Idyllischen, die allerdings in einer idealistischen Philosophie keine Stelle haben kann.)

Die ewige Metaphysik Europas, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, ist nichts als ein Postulat der Höchstschätzung des Ich, eine Hypostasierung des höchsten Wertes. Wem seine Seele das höchste gilt, der will gerne an ihre Unzerstörbarkeit glauben. Das Christentum ist daher sicherlich die Religion des europäischen Menschen und wird in Asien nie verstanden werden. Der Inder und gar der Mongole wollen gar nicht nach dem Tode weiterleben; was soll ihnen eine Lehre, die kein Auslöschen verheißt? —

Wenn den vier Grundtypen der Philosophie vier Hauptcharaktere der Menschen zugeordnet wurden, so konnte die Frage, um die es sich bei einer Philosophie vor allem handelt, die Frage nach ihrer Wahrheit, gar nicht gestellt werden. Die vergleichende Psychologie gibt kein Mittel an die Hand, den Wert einer Weltanschauung zu beurteilen. Der immanenten empirischen Methode fehlt jede Handhabe, über die Tatsache der verschiedenen Ansichten hinauszugehen, jede Möglichkeit, einen Wertmaßstab anzulegen. Und doch ist's das, was uns in erster Linie interessiert. Wer hat Recht? Aber die Empirie, die hier charakterologisch verwertet wurde, gibt bestenfalls Antwort auf die Frage: Warum denkt der eine so, der andere anders? Sie zeigt die Zusammenhänge zwischen dem Menschen und seinem Denken, und konstatiert das Vorgefundene. Ein Datum wie dies, daß sich die anerkannt größten und tiefsten Denker zur ethischen Wertung als letzter (neben der natürlich auch die anderen zu Recht bestehen) bekannt haben, ist eben auch nur ein Argument von der beschreibenden Art und hat höchstens bei manchem einen gewissen Gefühlswert. Wer Autoritäten nicht mag, dem macht möglicher-

weise dieses Argument die ganze Meinung unsympathisch. Und einer könnte ja auch sagen: vielleicht werden gerade diejenigen die größten genannt, die so denken und weil sie so denken, und also ist der fehlerhafte Schluß gezeigt: Er geht eben auf die charakterelle Qualität des Schließenden zurück.

Die wirkliche Abschätzung der divergierenden Weltanschauungen kann nicht vom empirischen Standpunkt aus unternommen werden. Das steht unzweifelhaft fest. Nur wer sich im Besitze eines absoluten Wertmaßstabes für die Welt befände (absolut in dem Sinn, wie die Mathematik absolut ist, das heißt, was von allen anerkannt werden muß), könnte entscheiden. Dieser Maßstab müßte einem Gebiet entnommen werden, das nicht psychologisch ist, nicht subjektiv schwankend, sondern objektiv feststehend. Ob nun ein solcher logisch-objektiver Standpunkt möglich ist, bleibt hier eine offene Frage. Alle anderen, notwendig psychologischen Methoden, die das Problem des Wertes (und der Wahrheit) lösen wollen, sind zuverlässig unbrauchbar, wovon man sich, nebenbei bemerkt, auch durch einen Blick in einen heute schon recht ansehnlichen Literaturzweig leicht und gründlich überzeugen kann.

Wenn von charakterologischen Menschheitstypen gesprochen wurde, so war dies nur mit Rücksicht auf eine einzige Seite der menschlichen Psyche, auf ihr Bedürfnis nach Philosophie, gemeint. Ein allgemeines Prinzip für die Charakterologie ist damit durchaus nicht gewonnen. Dies müßte nicht am Leitfaden einer einzigen Funktion, und wäre sie von der höchsten Bedeutung, aufgesucht werden, sondern auf Grund der Ergebnisse einer prinzipiellen Analyse des Seelenlebens. Der hier angestellte Versuch handelt nur von der Psychologie des Philosophen, vom Menschen als einem philosophierenden, und insofern als sich viele Menschen zur Welt in irgend ein theoretisches Verhältnis zu bringen suchen, vom denkenden Menschen überhaupt. Daß die meisten mit einem System fremder Gedanken, mit einem Fetzen von anderen produzierter Weltanschauung vorlieb nehmen und diesen theoretischen Inhalt entweder aus einem wissenschaftlichen, oder aus irgend einem populären und modernen Buche, oder aus ihrer Leibzeitung beziehen, geht uns hier nichts an. Diese Menschen fallen in das Gebiet unserer Betrachtungen nur insoweit, als sie die eine oder die andere Seite des Uebernommenen „in Fleisch und Blut vertiert", sich wirklich zu eigen gemacht haben. Daß heute in Deutschland die Ober-

flächlichkeiten Haeckels oder gar das phrasenschwere Geschwätz eines Bölsche — des unterbewußten Stammelns Fräulein Ellen Keys gar nicht zu gedenken — modern sind, beweist nichts anderes, als daß die Leute kein Urteil haben, sondern nachreden, was en vogue ist, wie ja auch die Kleidermoden nicht vom Schönheitssinn oder von praktischen Erwägungen, sondern von der Laune eines maßgeblichen Schneiders abhängen.

Man könnte vielleicht meinen, daß eine große Zahl von Streitigkeiten entfiele, wenn man den Fichteschen Satz, von dem ausgegangen wurde, nicht nur allenfalls theoretisch anerkennte, sondern besser verstünde und sich öfter vergegenwärtigte. Man käme dann zu dem Resultate: du mußt so denken, weil du so bist, und ich anders, weil ich anders bin. Aber trotzdem versucht man es immer wieder und wieder, gerade in den letzten und prinzipiellsten Fragen, denen der Wahrheit, andere zu überzeugen. Der Empirist bemüht sich, dem Metaphysiker seine vielen „Vorurteile" plausibel zu machen, der Metaphysiker legt dem Empiristen seine „Seichtheiten" nahe. Dies erklärt sich dadurch, daß doch jeder Mensch mehr oder weniger bewußt von der Ueberzeugung ausgeht, oder sie wenigstens stillschweigend anerkennt, daß die psychologische Methode zur Entscheidung von Wahrheitsfragen nicht ausreiche, sondern daß hier eine objektive Methode angewandt werden müsse. Jeder Beweis, den einer für diesen oder jenen Satz ausspricht, enthält implicite das Eingeständnis von seinem Glauben an die prinzipielle Möglichkeit einer sachlichen Argumentation, einer objektiven Wahrheit. Und auch der extreme „Psychologist", der alle Instanzen der vergleichenden Erfahrung entnehmen will, entsagt so facto der Forderung nach objektiven Kriterien des Wahren und des Falschen nicht, wenn er vielleicht auch an der Verwirklichung dieses Postulates verzweifelt. Sonst schwiege er still und glaubte, was ihm gefällt.

Ich habe bisher von der Weltanschauung gesprochen, die dem einzelnen Menschen natürlich ist. Aber viele widerstreben dieser Stellung, die ihnen ihr Charakter aufdrängt, und suchen eine Philosophie nicht für sich, sondern gegen sich. Für sie gilt die anfangs aufgestellte Fassung nicht, die unter Philosophie die gedankliche Fixierung der natürlichen Stellung des Individuums zur Welt verstand, die Sanktionierung des eigenen Weltbildes. Das sind die Grübler, die sich mißtrauisch beobachten und in jeder Meinung, die auf den ersten Blick einzuleuchten scheint, eine Ver-

lockung zur Beruhigung des Denkens, einen Fallstrick für ihren urteilenden Verstand sehen. Auch ihnen bietet sich die Anschauung ungezwungen dar, die mit ihrem persönlichsten Wesen harmoniert, aber sie wollen nicht diese leichte Projektion ihres Denkens, Fühlens und Wollens, sie trauen sich nicht die ehrliche Kraft zur Wahrheit zu. Im Kampf mit sich selbst erbauen sie krampfhaft eine Weltanschauung, die nicht zu ihnen passen will, die sie hassen und vielleicht wieder zu entkräften suchen, und die sie doch wiederum lieben wie eine Mutter das einzige Kind, an dem sie sterben muß. Diese Menschen sind vom Standpunkte der Charakterologie natürlich viel interessanter als die Glücklichen, bei denen Sein und Denken zusammenpassen. Sie sind entweder Selbsthasser (nach einem treffenden Ausdruck Weiningers), und dann philosophieren sie gegen sich, sich zum Trotz (schönstes Beispiel: Nietzsche); oder Menschen von großer intellektueller Gewissenhaftigkeit, die die Stimme ihres Herzens wohl vernehmen, aber ihr nicht nachgeben wollen, und blindlings den Forderungen des Logischen folgen. Zur letzteren Art gehören viele scharfe Denker; bei den größten tritt allerdings immer das Bewußtsein ein, daß es neben dem Abstrakten noch andere Instanzen gibt, die nicht übersehen werden dürfen. Es liegt in der Natur einer zwiespältig entstandenen Weltanschauung begründet, daß sie nur bis zu einem gewissen Punkte durchführbar ist und da versagen muß. Mancher wissenschaftliche Mensch kommt durch mehr oder weniger gegründete Schlußketten zu der theoretischen Ueberzeugung, daß alle Religion ein Hirngespinst der Theologen sei, und im 18. Jahrhundert galt sie den Rationalisten vollends als eine Erfindung der Pfaffen zum Zwecke der besseren Unterdrückung aller anderen. Ist solch ein Mensch gar nicht merklich religiös veranlagt, so geht es ganz gut mit seiner rein immanenten Weltanschauung. Hat er aber religiöse Elemente in sich, so kommt es oft vor, daß beide Betrachtungsweisen nebeneinander hergehen, ohne eigentlich in einen ernsten Kampf zu geraten; sie weichen sich aus: bei Tag regiert die klare, bei Nacht die dunkle, und es bleibt immer beim halben. Da werden manchmal recht abenteuerliche Gedanken von anerzogenem Autoritätsglauben, atavistischen Rückschlägen und dergl. gegen sich selbst zu Hilfe gerufen, ohne daß sie natürlich eigentlich überzeugen könnten. Der echte Philosoph erträgt aber einen solchen Zustand nicht. Aut — aut ist seine Devise. Er entsagt entweder den Postulaten seines Gemütes und wird dann ruhelos und glücklos,

oder er entsagt dem führenden Verstande und versinkt in Mystik. Ein solcher gewaltsam entstandener Mystizismus ist aber nie frei von Rückfällen in den Rationalismus, und aus dieser Ehe entsteht eine dogmatische Metaphysik. Diese einseitigen Lösungen des Konfliktes zwischen Denken und Glauben sind häufig; der Fall aber, daß aus einer solchen Antinomie eine neue Weltanschauung erwächst, die dann tragisch κατ' ἐξοχήν genannt werden muß, ist nicht oft vorgekommen. Wenn Kant hierher zu rechnen ist, dann veranschaulicht er das größte Exempel; vielleicht ist jede echte Philosophie und jede Religion einem solchen Kampf entstiegen; an dem neuen Phönix hängen gar oft noch die Reste seiner Eierschalen. In dem Menschen, der mit aller Gewalt nach Einheit strebt, ist natürlich das Denkvermögen hoch entwickelt. Daher spielen sich die größten Konflikte ab, wo das theoretische Element mit einem der anderen zusammenstößt, während Antinomien unter den übrigen nicht drückend empfunden werden. Ein gewaltiger bewußter Kampf zwischen ästhetischer und ethischer Weltansicht wird in mehreren Schriften des genialen Dänen Kierkegaard dargestellt.

Wer selbst kein Urteil hat und doch urteilen will, kann zwei verschiedene Wege wählen. Er verschreibt sich entweder irgend einem philosophischen System usw. ganz und gar und fühlt sich nun in dessen Schubfächern gegen alle Zufälle geborgen. Er besitzt in der Regel soviel Verstand, die verschiedenen Vorkommnisse den Paragraphen richtig zu subsumieren. Das ist der Jünger, der seiner Fahne blindlings folgt. Oder er fühlt sich als freischweifender Skeptiker wohl, traut anderen so wenig wie sich selbst und kalkuliert: an jedem ist etwas wahres. Er erregt leicht einen Schein von überlegenem Encyklopädismus, ist der richtige Eklektiker und zitiert zehn divergente Ansichten, um sich zwischen allen durchzuwinden. Er ist besonnener, aber charakterloser als der Dogmengläubige.

Einen Menschen, der gar kein Verhältnis zur Welt hätte, das heißt zum Inbegriff alles dessen, was im Sein und im Denken existiert und existieren kann, gibt es nicht. Wohl aber haben manche zum Grundverhältnis das der L ü g e. Sie stellen sich unehrlich zur Welt, heute so, morgen so, und vermeiden es geflissentlich, sich hierüber Rechenschaft zu legen; sie sind also auch unehrlich gegen sich selbst. Sie wollen nicht gebunden sein und halten sich die Möglichkeit offen, stets nach Laune zu verfahren, und, was ärger ist, nach Laune zu werten. Denn nur darin, was der Mensch als wertvoll anerkennt, wie er das Grundverhältnis beurteilt, darin

liegt dieses Grundverhältnis. Die Frage, wie er dann handle, ob seinem Urteil gemäß oder gelegentlich auch anders, kommt hier nicht in Betracht. Wer nun dieser Libertinage im Urteilen huldigt, der ist nicht, wie er sich vielleicht einbildet, uneingeschränkt und selbstherrlich; im Gegenteil — er besitzt nichts, was er als seine Persönlichkeit der Welt gegenüberstellen könnte, er hat kein ihm innewohnendes Seinsgesetz, er ist nichts, und sein Verhältnis zur Welt bleibt Lüge. Er ist ihr Sklave, denn sein Denken und Handeln ist jedem Zufall preisgegeben, sein Wille schwankt wie die Wetterfahne im Wind, und kein bewußtes Ich steht mit seiner in sich selbst gegründeten Gesetzlichkeit den Geschehnissen gegenüber.

Wie der Einzelne seine Philosophie findet, wenn er im Kontrast mit der Welt sich selbst gefunden hat, und seine persönliche Stellung zu allem anderen festzulegen vermochte, so haben sich Völker und Rassen ihre Religion geschaffen, wenn sie herangereift sind. Die Religion der Griechen war eine Projektion ihrer ordnenden und ästhetischen Stellung zur Welt, die der Juden eine Erfindung ihres nationalen Selbsterhaltungswillens, die Religion, die aus den germanischen Mythen blickt, die schwermütige Schöpfung tragisch angelegter Menschen. Aus den Vorstellungen von der schrecklichen Midgardsschlange, die die ganze Welt umschlingt, von dem Fenriswolf, der seine Ketten zerreißt und den Sonnengott selbst tötet, aus den Liedern von Frühlingsgeburt und düsterem Weltende, da Hels Heer den Tiefen entsteigt, alles Göttliche zu vernichten; aus diesen erhabenen Naturmythen von Tod und Wiedergeburt wuchs die Weltanschauung der neuen Zeit, die sich mit der Logoslehre, der Spätfrucht antiken Denkens, zur Religion der reinen Geistigkeit durchdrungen hatte. In den Gedankenwelten späterer erleuchteter Denker, eines Böhme, eines Schelling, steigt die alte Weisheit in neuer höherer Fassung zutage, immer aus demselben tiefen und reinen Schauen blühend, das im Christusprinzip die vergeistigte Siegfriedgestalt erkannt hatte. Diese Konzeption des Siegfried-Christus, des Ueberwinders und Erlösers, ist selbst dem Griechentum fremd geblieben, das über die Grenze seines ästhetischen Weltbildes hinaus nur noch eines hervorbringen konnte — den großen Lehrer, den Sokrates, aber nicht den Gott-Menschen.*)

*) Vgl. Leopold Ziegler „Das Wesen der Kultur“.

Der Ruf, der heute mancher Orten nach einer „neuen Religion“, nach einem „dritten Reich“ erschallt, ist auf Mangel an Tiefblick zurückzuführen. Europa ist lange nicht reif, die Größe dieser Synthese aufzunehmen und in lebendige Religion umzusetzen; auch ein Zarathustra ist noch viel zu reich an Negationen, viel zu arm an Welt-Bewußtsein. Ob es aber der abendländischen Kultur bestimmt ist, noch mehr zu gestalten als diesen religiös-philosophischen Gedanken, scheint zweifelhaft. Wenn die Zeichen nicht trügen, hat sie nach der mystischen Morgenröte des dreizehnten Jahrhunderts ihren Zenith schon überschritten, an dem die deutsche Philosophie steht und die klassische Kunst mit dem romantischen Abgesang. Will Europa aber die Geist-Religion wirklich voll erstehen lassen, so hat es ein Tagewerk geschaffen, das Griechentum und Indertum in den Schatten stellt.

Wahre und falsche Reform des bürgerlichen Strafprozesses.

Von

Dr. jur. Gustav Böcker.

(Schluß.)

III. Die Grundzüge des Prozeßverfahrens erster und zweiter Instanz.

Wie bereits in dem ersten Teile dieses Aufsatzes betont wurde, ist eine durchgreifende Besserung in dem derzeitigen Strafprozeß nur zu erhoffen, wenn endlich mit dem veralteten und ungesunden Inquisitionsprinzip und der damit zusammenhängenden Theorie der materiellen Wahrheitserforschung aufgeräumt wird. An die Stelle dieser ungeeigneten Prinzipien haben Parteiprozeß und Verhandlungsmaxime zu treten, nicht als ob hierdurch den Resultaten des Strafprozesses ohne weiteres ein höherer Grad von Richtigkeit verliehen würde, sondern allein aus dem Grunde, weil durch die Einführung dieser Prinzipien dem Strafprozeß ein lebendigeres und jedenfalls gesunderes Gepräge verliehen wird. Parteiprozeß und Verhandlungsmaxime würden im Strafprozeß alle Kräfte zu lebendigster Betätigung entfesseln, Staatsanwaltschaft und Verteidigung zu höchster Anspannung ihrer Leistungen veranlassen, damit aber dem von den Fesseln der Inquisitionsmaxime befreiten Gerichtshof Gelegenheit geben, aus der lebendigsten und frischesten Vorführung des Prozeßstoffes die nach menschlichem Ermessen zutreffendste Entscheidung zu gewinnen.

Vor allen Dingen würde die Einführung vollkommenster Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, worin selbstverständlich die formale Basis der Reform beruhen müßte, den Strafprozeß endgültig von all den Verschleppungen und Ver-

dunkelungen befreien, welche mit Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens nun einmal unlöslich verbunden sind. Bevor ich jedoch dazu übergehe, den Gang des Strafverfahrens nach diesen neuen Prinzipien in großen Zügen zu schildern, muß ich mit aller Energie darauf hinweisen, daß die besten Prozeßgesetze nichts nutzen, wenn die mit ihrer Durchführung betrauten Personen durch Geschäftsüberlastung unfähig gemacht werden, die Prozeßgesetze so anzuwenden, wie der Gesetzgeber dies intendiert hat. Denn die menschliche Kraft hat naturgemäß ihre Grenzen. Wird nicht dafür Vorsorge getroffen, daß für jede vor den Gerichten des Landes zu verhandelnde Strafsache eine genügende Spanne Zeit zur Verfügung steht, so ist klar, daß auch nur die Einführung prinzipieller Mündlichkeit des Verfahrens eine ungeheure Ueberhastung und Verflachung der Verhandlung zur Folge haben muß. Schon im heutigen Zivilprozeß, der auf dem Prinzip der reinen Mündlichkeit des Verfahrens aufgebaut ist, macht sich die Ueberlastung der Gerichtshöfe in übelster Weise bemerklich, derart, daß man behaupten kann, praktisch gestalte sich bei Kammern, welche 20 bis 40 Sachen an einem Terminstage abzuhandeln haben, das Verfahren so, daß die Parteianträge verlesen und eventuell einige aufklärende Fragen an die Partei-Vertreter gerichtet werden, ohne daß an ein gründliches Verhandeln des Prozeßstoffes vor dem Gerichtshof auch nur im entferntesten gedacht wird. Dieser selben Gefahr möglichster Abkürzung der mündlichen Verhandlung würde der Strafprozeß ausgesetzt sein, und zwar vor allem im Stadium der Beweiserhebung, wenn nicht Vorsorge dafür getroffen wird, daß jede Strafsache in ausgiebigster und gründlichster Weise verhandelt werden kann. Der Krebsschaden liegt hierbei darin, daß die übliche Häufung von Verhandlungen an ein und demselben Tage sowohl den Gerichtshof, wie auch die Parteivertreter, Angeklagten und Zeugen mit einer durch Ungeduld und oft stundenlanges Warten erzeugten Nervosität erfüllt, die bei dem Gerichtshof noch dadurch gesteigert wird, daß er in überstürzter Hast von einer Sache zur anderen Sache eilen muß, um überhaupt mit seinem Tagespensum vor Einbruch der Nacht fertig zu werden.

Unter diesen Uebelständen muß mit Notwendigkeit die Objektivität aller Beteiligten leiden, mit diesen Uebelständen ist daher in erster Linie und definitiv aufzuräumen. Bei den Schwurgerichten haben sich diese Dinge nicht geltend machen können, weil hier stets die Praxis geherrscht hat, auf einen Terminstag regelmäßig eine Sache

und nur ganz ausnahmsweise zwei Sachen anzusetzen. Jeder Praktiker hat dabei die Erfahrung machen können, daß die Beschränkung auf eine oder höchstens zwei Sachen der Gründlichkeit der Verhandlung höchst dienlich ist. Dieselbe Erfahrung habe ich bei den Kriegsgerichten machen können, die infolge geringer Geschäftslast an einem Terminstage allerhöchstens drei Sachen zu erledigen pflegen, bei umfangreicher Beweisaufnahme sich aber stets auf eine Sache beschränken. Wenn man die überhastete Art kennen gelernt hat, mit welcher unsere Schöffengerichte und Strafkammern nur zu häufig ein Pensum von fünf bis zehn Straffachen an einem Terminstage abmachen, ist man geradezu frappiert von der Gründlichkeit und behaglichen Ruhe, mit welcher vor den Kriegsgerichten verhandelt wird.

Dies vorausgeschickt, denke ich mir ein zweckentsprechendes Offizial-Strafverfahren in erster Instanz etwa folgendermaßen:

Das Verfahren ist bedingt durch die Erhebung der öffentlichen Klage seitens der Staatsanwaltschaft, welche Erhebung in der Form zu bewirken ist, daß die Strafklage bei dem zuständigen Gericht eingereicht, dort mit Terminsverfügung versehen und sodann seitens der Staatsanwaltschaft dem Angeklagten zugestellt wird, mit der Aufforderung sich einen Verteidiger zu wählen oder dessen Zuordnung durch den Gerichtshof zu beantragen.

Die Klage muß die dem Angeklagten zur Last gelegte Tat in gedrängter Darstellung des Sachverhalts vorbringen, dasjenige Gesetz bezeichnen, welches auf Grund dieses Sachverhaltes gegen den Angeklagten zur Anwendung kommen soll und außerdem die Beweismittel angeben. Es steht dem Gerichtshof frei, das persönliche Erscheinen des Angeklagten anzuordnen, dem außerdem, falls er nicht innerhalb einer ihm gesetzten Frist die Meldung eines Wahlverteidigers veranlaßt hat, von Gerichtswegen ein Verteidiger zu bestellen ist. Es steht dem Angeklagten und der Verteidigung frei, sich auf die Anklage zu erklären und Beweismittel zu benennen.

Die in der Anklage- und Verteidigungsschrift, sowie in etwaigen weiteren Schriftsätzen benannten Beweismittel sind von derjenigen Partei, welche sich auf diese Beweismittel zuerst berufen hat, am Terminstage an Gerichtsstelle zu schaffen, wobei Staatsanwaltschaft und Verteidigung Ladungszwang in den bisherigen gesetzlichen Grenzen ausüben können.

Staatsanwalt und Verteidiger sind von Amtswegen verpflichtet, im Termin zu erscheinen; erscheint dagegen der Angeklagte,

dessen persönliches Erscheinen angeordnet ist, unentschuldigt im Termin nicht, so muß auf Antrag der Staatsanwaltschaft entweder seine Vorführung oder Verhaftung beschlossen werden, oder Terminsvertagung eintreten oder in Abwesenheit des Angeklagten verhandelt werden. Die Verhandlung beginnt mit der Begründung der Anklage und Stellung des Strafantrages durch den Ankläger, der hierbei darzutun hat, daß der von ihm behauptete Sachverhalt die Anwendung eines Strafgesetzes gestatte und die beantragte Strafe rechtfertige. Nachdem die Verteidigung und der Angeklagte hierüber gehört sind und ihre Anträge gestellt haben, hat der Gerichtshof sich schlüssig zu machen, wobei seine Entscheidung lauten kann:

a) auf Freisprechung, wenn der behauptete Sachverhalt überhaupt die Anwendung eines Strafgesetzes nicht gestattet;

b) auf Verurteilung, wenn der behauptete oder ein zureichender Sachverhalt durch glaubwürdiges Geständnis des Angeklagten als erwiesen anzunehmen ist und die Anwendung eines Strafgesetzes rechtfertigt, wobei der Gerichtshof hinsichtlich des Strafmaßes über die Anträge der Staatsanwaltschaft nicht hinausgehen darf;

c) auf Beweiserhebung, wenn der Sachverhalt für nicht festgestellt und für strafwürdig erachtet wird. In diesem Falle hat sich die Beweiserhebung, soweit nicht beide Parteien verzichten, auf sämtliche zur Stelle geschafften Beweismittel zu erstrecken. Werden im Anschluß an die Beweiserhebung neue Beweisanträge von den Parteien gestellt, so hat der Gerichtshof über deren Erheblichkeit zu beschließen. Fällt dieser Beschluß zugunsten des Antragstellers aus, so hat der Gerichtshof, wenn die neuen Beweismittel nicht alsbald zur Stelle geschafft werden können, die Verhandlung zu vertagen. Werden keine neuen Beweisanträge gestellt oder die gestellten als unerheblich abgelehnt, so erhalten die Parteien zu ihren Schlußausführungen und Anträgen das Wort, wobei dem Angeklagten das letzte Wort zu verstatten, die Staatsanwaltschaft aber an ihre früheren Anträge nicht gebunden ist. Hierauf erfolgt die Entscheidung des Gerichtshofes. Zur Erläuterung dieser Skizze des erstinstanzlichen Verfahrens bemerke ich folgendes:

1. Wenn hier der Gedanke vertreten wird, daß auf dem Boden der mündlichen Verhandlung zweier Parteien und der sofortigen Herbeischaffung sämtlicher Beweismittel im ersten Verhandlungstermine die zweckmäßigste und schnellste Erledigung von Strafsachen zu erhoffen sei, so setzt die praktische Durchführung dieses Gedankens

voraus, daß die beiden Prozeßparteien genügende Gelegenheit haben, sich über den Prozeßstoff vor der Gerichtsverhandlung zu informieren. Was nun die Staatsanwaltschaft anbelangt, so ist sie schon nach der bisherigen Strafprozeßordnung mit genügenden Befugnissen ausgerüstet, um sich diese Information zu verschaffen. Ich brauche hierbei nur auf die §§ 158, 159 der Strafprozeßordnung zu verweisen, welche bestimmen:

„§ 158. Sobald die Staatsanwaltschaft durch eine Anzeige oder auf anderem Wege von dem Verdacht einer strafbaren Handlung Kenntnis erhält, hat sie behufs ihrer Entschließung darüber, ob die öffentliche Klage zu erheben sei, den Sachverhalt zu erforschen.

Die Staatsanwaltschaft hat nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und für die Erhebung derjenigen Beweise Sorge zu tragen, deren Verlust zu besorgen steht.

§ 159. Zu dem im vorstehenden Paragraphen bezeichneten Zweck kann die Staatsanwaltschaft von allen öffentlichen Behörden Auskunft verlangen und Ermittlungen jeder Art, mit Ausschluß eidlicher Vernehmungen, entweder selbst vornehmen oder durch die Behörden und Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes vornehmen lassen. Die Behörden und Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes sind verpflichtet, dem Ersuchen oder Auftrage der Staatsanwaltschaft zu genügen."

Fraglich kann dagegen sein, ob nicht auch der Verteidigung das Recht informatorischer Tätigkeit zu gewähren sei. Man kann dem nun zwar entgegen halten, daß der Angeklagte als diejenige Person, um welche es sich handelt, stets ohne besondere Bemühung die besten Informationen *in sich* haben wird, sodaß die Verteidigung genügende Handhaben hat, wenn sie auf Grund dieser Informationen Beweisanträge stellt. Obschon dies der regelmäßige Verlauf sein wird, so ist doch keineswegs gesagt, daß diese persönlichen Informationen des Angeklagten immer ausreichen. Die Gerechtigkeit verlangt daher, daß auch vom Standpunkt des Angeklagten oder Verdächtigen dieselben Informationen eingeholt werden können, welche der Staatsanwaltschaft zu Gebote stehen. Dies ist allerdings, um unzulässige Manipulationen des Verdächtigen oder Angeklagten auszuschließen, nur durch Vermittlung des Verteidigeramtes möglich und würde, um die Legitimationsfrage außer Zweifel zu setzen, eine gewisse Organisation der Verteidigung bedingen. Diese Organisation könnte

so gedacht werden, daß bei jedem Landgericht eine Verteidiger-Korporation gebildet wird, in welche Korporation jeder bei dem betreffenden Landgericht zugelassene Rechtsanwalt eintreten kann. Die Korporation hätte ehrenamtlich einen Siegelbewahrer zu wählen, welcher ein zu verleihendes Amtssiegel zu dem Zwecke verwaltet, um den von den einzelnen Verteidigern ausgehenden Ladungen und Requisitionen die erforderliche formale Legitimation zu verschaffen. Im übrigen würde jeder in die Liste der Verteidiger eingetragene Rechtsanwalt dieselben Befugnisse haben, wie sie nach § 159 der Strafprozeßordnung der Staatsanwaltschaft zustehen, wobei selbstverständlich die Behörden des Polizei- und Sicherheitsdienstes nur im Wege der Requisition, unter Ausschluß direkten Verkehrs der Verteidigung mit den Beamten selbst, herangezogen werden können.

Voraussetzung für eine derartige informatorische Tätigkeit der Verteidigung würde jedoch sein, daß die öffentliche Klage gegen den Angeklagten bereits erhoben ist oder daß der Verdächtige die Erhebung dieser Anklage in weiter unten zu erörternder Form erzwungen hat.

2. Bei dem oben skizzierten Verfahren erster Instanz ist von dem regelmäßigen Falle ausgegangen, daß die informatorische Tätigkeit sowohl der Staatsanwaltschaft, wie auch der Verteidigung auf keine besonderen Schwierigkeiten stößt.

Der zur Untersuchung stehende Fall kann aber derart verwickelt liegen, insbesondere kann die Herbeischaffung oder gar die Entdeckung geeigneter und zureichender Beweismittel derartige Schwierigkeiten bereiten, daß keine der Prozeßparteien in der Lage ist, das gesamte Beweismaterial im ersten Verhandlungstermin dem Gerichtshof zur Verfügung zu stellen. Das geltende Prozeßrecht hat in dem Bestreben, eine möglichst gründliche und unparteiische Vorbereitung der mündlichen Verhandlung zu sichern, gerade für Fälle dieser Art die schriftliche, von einem Richter zu leitende Voruntersuchung eingeführt und ist dabei sogar so weit gegangen, diese Voruntersuchung obligatorisch zu machen, wenn es sich um Strafsachen handelt, welche zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören. Die Erhebung der öffentlichen Klage geschieht in diesen Fällen seitens der Staatsanwaltschaft durch Antrag auf gerichtliche Voruntersuchung, wobei nur der Beschuldigte und die ihm zur Last gelegte Tat bezeichnet zu werden braucht. Diese richterliche Voruntersuchung mit ihrer

ausschließlichen Schriftlichkeit, der völligen Selbständigkeit des Untersuchungsrichters in der Führung der Untersuchung und der weitgehenden Heimlichkeit dieser Untersuchung selbst, ist der letzte Rest des alten Inquisitionsprozesses, welcher sich in unsere Strafprozeßordnung gerettet hat. Er beruht auf völlig veralteten Prozeßprinzipien und ragt in den nach modernen Grundsätzen aufgeführten Bau der Prozeßordnung wie eine mittelalterliche Ruine. So anerkennenswert die Absichten sind, welche bei der Erhaltung dieses Ueberrestes veralteter Prozeßführung obwalteten, so verfehlt würde es sein, bei einer Reform der Strafprozeßordnung diese schriftliche Voruntersuchung beizubehalten. Schon bei Erörterung der prinzipiellen Grundlagen des bürgerlichen Strafprozesses habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß diese schriftliche Voruntersuchung einen unheilbaren Widerspruch in das ganze Verfahren trägt und durch die vorherige richterliche Feststellung der wichtigsten Beweisergebnisse die mündliche Hauptverhandlung jeder Unmittelbarkeit und Frische beraubt. Diese prinzipiellen Bedenken halte ich für derartig erheblich, daß sie bei einer gesunden Strafprozeßreform die bisherige Voruntersuchung unbedingt zu Falle bringen müßten. Da ich jedoch bereits zugegeben habe, daß Strafsachen so liegen können, daß die Prozeßparteien, insbesondere die Staatsanwaltschaft die sofortige Verhandlung vor dem erkennenden Gerichtshof nicht unternehmen können, so fragt es sich, welches Verfahren in derartigen Fällen Platz zu greifen hat, wenn die bisherige Voruntersuchung in Wegfall kommt. Nun ist klar, daß die Staatsanwaltschaft auf Grund der ihr gewährten Informationsrechte an sich in der Lage ist, alle diejenigen Beweismittel zu ermitteln und auf ihre Tauglichkeit zu prüfen, welche geeignet sind, die Schuld des Verdächtigen darzutun. Sofern aber richterliche Untersuchungshandlungen, wie z. B. eidliche Vernehmungen, richterlicher Augenschein, Beschlagnahmen oder Durchsuchungen notwendig erscheinen, genügt Antrag der Staatsanwaltschaft bei dem zuständigen Amtsrichter, um diese Untersuchungshandlungen herbeizuführen. Die Staatsanwaltschaft ist daher an sich in der Lage, ihre informatorische und beweissichernde Tätigkeit mit Gründlichkeit und solange vorzunehmen, als es ihr zweckmäßig dünkt.

Jedenfalls liegen für sie als Anklagebehörde keine prozessualischen Schwierigkeiten dafür vor, ihre Informationen so weit zu fördern, daß sie die öffentliche Klage durch Einreichung einer Anklageschrift erheben kann. Allein schon der Umstand, daß

der Staatsanwalt die hierzu erforderlichen Erhebungen zeitlich unbeschränkt und in beliebigem Umfange unternehmen kann, muß als eine Beeinträchtigung und Gefährdung des der Tat Verdächtigen bezeichnet werden.

Es erscheint daher notwendig, hier für den Fall Vorsorge zu treffen, daß die Staatsanwaltschaft zur Erhebung der Anklage nicht vorschreitet, vielmehr sich zunächst auf informatorische Tätigkeit beschränkt.

Meiner Ansicht nach würde dies unbedenklich in der Weise bewirkt werden können, daß demjenigen, gegen welchen sich die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft richten oder zu richten scheinen, das Recht gewährt wird, durch einen gewählten oder gerichtlich bestellten Verteidiger die Staatsanwaltschaft vor Gericht zu laden und so entweder die Erhebung der Anklage von ihr zu erzwingen oder, falls die Staatsanwaltschaft hierzu keine Neigung verspürt, eine gerichtliche Entscheidung dahin zu erwirken, daß der Betroffene außer Verfolgung zu setzen sei. Dabei muß selbstverständlich Vorsorge getroffen werden, daß die Staatsanwaltschaft nicht ohne genügende Vorbereitung zur Hauptverhandlung gezwungen werden kann. Es läßt sich dies unschwer dadurch erreichen, daß man in denjenigen Fällen, in welchen die Staatsanwaltschaft zwar gegen eine bestimmte Person Anklage erhebt und hinreichenden Verdacht dartut, ohne doch in der Lage zu sein, das gesamte Beweismaterial dem Gerichtshof vorführen zu können, eine Zwischenentscheidung des Gerichtshofes zuläßt. Diese Zwischenentscheidung, welche auf Grund mündlicher Verhandlung beider Prozeßparteien und unter Vorführung des zur Zeit paraten beiderseitigen Beweismaterials zu erfolgen hätte, würde entweder dahin gehen:

> „Daß der Angeklagte der ihm zur Last gelegten Tat hinreichend verdächtig sei und daher der Strafverfolgung unterworfen bleibe."

oder dahin:

> „daß der Angeklagte außer Verfolgung zu setzen sei."

Es bleibt dann natürlich im ersten Falle nichts anderes übrig, als die Verhandlung der Sache zu vertagen und die Zeit bis zum neuen Verhandlungstermin so zu bemessen, daß den beiden Prozeßparteien die Einholung der erforderlichen Informationen möglich und somit eine die Sache abschließende Verhandlung zu erwarten ist.

3. So wie im Zivilprozeß außerhalb des anhängig gemachten Rechtsstreits Sicherung des Streitobjekts durch vorsorgliche Maßnahmen des Gerichts, sowie Sicherung der Beweisergebnisse durch Vorwegnahme der Beweisaufnahme herbeigeführt werden kann und im Interesse praktischer Rechtspflege herbeigeführt werden muß, bedarf auch der Strafprozeß nach beiden Richtungen vorsorglicher Bestimmungen. Als Objekte der Sicherstellung ergeben sich hierbei die Person des Angeklagten und die zur Ueberführung des Angeklagten dienlichen körperlichen Gegenstände. Verhaftung und vorläufige Festnahme des Angeklagten auf der einen Seite, sowie Beschlagnahme und Durchsuchung auf der anderen Seite sind die prozessualischen Mittel, mit welchen dieser Zweck erreicht werden kann. Diese Maßregeln greifen jedoch derartig scharf in die Rechte der privaten Persönlichkeit ein, daß die Rücksicht auf die bürgerliche Freiheit möglichste Sicherung gegen behördliche Uebergriffe notwendig macht.

Anlangend die Beschlagnahme, Durchsuchung und vorläufige Festnahme kann man sich mit den vorhandenen gesetzlichen Kautelen im allgemeinen zufrieden geben, muß jedoch wünschen, daß bei offenbaren Uebergriffen der Polizei- und Sicherheitsbeamten richterliche Festsetzung einer angemessenen Buße zu Gunsten des Betroffenen und zu Lasten der schuldigen oder verantwortlichen Behörde vorgesehen werde. Dagegen geben die gesetzlichen Vorschriften über die Zulässigkeit der Verhaftung insofern zu Beschwerde Anlaß, als die Verhaftung wegen Fluchtverdachts bei Verbrechen bis jetzt ohne weiteres zulässig ist und auch in den übrigen Fällen in ihrer Begründung der richterlichen Willkür allzu großen Spielraum läßt.

Die Vorwegnahme der Beweise im Falle, daß Gefahr im Verzug obwaltet, ist in der Strafprozeßordnung in sofern zweckmäßig geregelt, als bei Gefahr im Verzuge der Amtsrichter von Amtswegen die erforderlichen Untersuchungshandlungen vorzunehmen hat, da es unzulässiger Formalismus sein würde, in derartigen Fällen Antrag der Staatsanwaltschaft oder der Verteidigung abwarten zu wollen. Dagegen liegt kein Grund dafür vor, die Staatsanwaltschaft dem Amtsrichter gegenüber von dem Nachweise zu befreien, daß die Vorwegnahme der Beweiserhebung wegen Besorgnis des Verlustes des Beweismittels erforderlich sei. Nach unserer Strafprozeßordnung hat der Amtsrichter bei Anträgen der Staatsanwaltschaft nur zu prüfen, ob die beantragte Handlung

nach den Umständen des Falles gesetzlich zulässig ist, während der Beschuldigte Beweiserhebungen zu seiner Entlastung nur beantragen kann, falls der Verlust der Beweise zu besorgen steht, oder die Beweiserhebung seine Freilassung begründen kann. Ferner ist unbedingt zu fordern, daß bei derartig antizipierten Beweiserhebungen eine Mitwirkung und nicht bloß Anwesenheit der Prozeßparteien nach Möglichkeit stattfinde, insondere, daß rechtzeitige Benachrichtigungen der Prozeßparteien bewirkt werden.

4. Aus dem Wegfall des Inquisitionsprinzips und der Einführung des Parteiprozesses würde sich selbstverständlich ergeben müssen, daß der Verdächtige oder Angeklagte in keinem Stadium des Verfahrens weder von Behörden und Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes, noch von der Staatsanwaltschaft, noch dem Amtsrichter, noch dem Vorsitzenden des erkennenden Gerichtshofs vernommen werden darf. Es ist Sache des Angeklagten, diejenigen Behauptungen aufzustellen oder durch die Verteidigung aufstellen zu lassen, welche er für zweckdienlich erachtet. Da der Angeklagte schon nach unserer Prozeßordnung zu Kundgebungen nicht gezwungen werden kann, es vielmehr in seinen freien Willen gestellt ist, ob er etwas auf die Beschuldigung erwidern will oder nicht, so könnte man der Meinung sein, die Beseitigung der Vernehmung des Angeklagten sei von unerheblicher praktischer Bedeutung.

Man braucht aber nur einigemale der Vernehmung von Angeklagten beigewohnt zu haben, um zu begreifen, daß es einen ungeheuren Unterschied macht, ob man dem Angeklagten von vornherein überläßt, sich in dem Verfahren als Partei zu äußern oder ob man ihn zum Gegenstand eines Inquisitoriums macht, selbst wenn er dies Inquisitorium ablehnen kann. Denn der Angeklagte ist naturgemäß so sehr auf das Wohlwollen des inquirierenden Richters oder der sonstigen inquirierenden Personen angewiesen, daß er in den seltensten Fällen den Mut hat, das Inquisitorium abzulehnen. Es ist daher notwendig, ihn der Peinlichkeit dieser Entscheidung dadurch zu entheben, daß man gesetzlich überhaupt jede Vernehmung des Angeklagten untersagt. Selbstverständlich muß es dem Vorsitzenden des Gerichtshofes freistehen, den Angeklagten oder die Verteidigung darauf aufmerksam zu machen, daß die von den Angeklagten gemachten Angaben oder aufgestellten Behauptungen unklar oder lückenhaft seien, um dem Angeklagten oder der Verteidigung Gelegenheit zu geben, diesen Mängeln abzuhelfen. Dagegen würde es unzulässig sein, wenn der Vorsitzende

durch Fragen darauf hinwirkte, daß der Angeklagte sich über die Widersprüche seiner Darstellung und der Beweisergebnisse äußere, denn dann gerieten wir mit Notwendigkeit wieder in das alte unerquickliche Inquisitorium hinein.

5. In allen Sachen, in welchen die Staatsanwaltschaft das Verfahren betreibt, ist eine Verteidigung notwendig, die entweder eine vom Angeklagten gewählte oder eine vom Gericht auf Antrag des Angeklagten bestellte sein kann. Diese Forderung ist eine selbstverständliche Folgerung aus dem Prinzip des Parteiprozesses, da die Stellung des Angeklagten eine zu ungünstige würde, wenn er gegenüber der Staatsanwaltschaft des sachverständigen Beirats und der sachverständigen Führung des Verteidigers entbehren müßte. Auch die Organisation der Strafgerichte als reine Geschworenengerichte oder als Schöffengerichte macht die Durchführung des Verteidigungszwangs zu einer unumgänglichen Notwendigkeit, da die in dieser Organisation begründete ausschließliche oder überwiegende Betätigung der Staatsbürger, des Laienelements in der Strafjustiz, die Verteilung der Prozeßrollen an technisch gleichmäßig ausgebildete Parteivertreter voraussetzt.

Uebrigens wird die aus dem Verteidigungszwang sich etwa ergebende Mehrbelastung des Staatssäckels um so unerheblicher werden, je mehr das Offizialprinzip eingeschränkt und dem Privatklageverfahren Raum verschafft wird, da in dem letzteren Verfahren der Verteidigungszwang entbehrlich ist, vielmehr hier die Parteien sich nach Belieben juristischer Berater und Vertreter bedienen mögen.

6. Die hier vorgeschlagene Organisation der Strafgerichte als reine Geschworenengerichte legt nicht nur die Entscheidung der Schuld- und Straffrage — letztere unter eventueller Beteiligung der juristischen Mitglieder des Gerichtshofes —, sondern sämtliche im Laufe des Verfahrens notwendig werdenden Entscheidungen, also auch die sogenannten prozeßleitenden Entscheidungen, in die Hände der Geschworenen. In dem bisherigen Schwurgericht ist nicht nur die Straffrage, sondern auch die ganze Prozeßleitung der Geschworenenbank entzogen und der Richterbank überantwortet. Ich bin aber der Ansicht, daß diese Zersplitterung der Entscheidung durchaus schädlich wirkt und in sich widerspruchsvoll ist. Denn ebenso wie die Schuldfrage der Straffrage präjudiziert und in gewissem Sinne sie in sich schließt, so präjudizieren die im Verfahren notwendigen prozeßleitenden Entscheidungen dem Endurteil, müssen daher von demjenigen Teil des Gerichtskörpers gefällt

werden, der die Schlußentscheidung zu treffen hat. Dies erhellt ohne weiteres, wenn man sich z. B. klar macht, daß über die Frage, ob neue Beweisanträge der Prozeßparteien erheblich oder nicht erheblich seien, ob Zeugen, deren Glaubwürdigkeit fraglich ist, beeidigt werden sollen oder nicht usw. naturgemäß nur derjenige entscheiden kann, der die Konsequenzen der Entscheidung zu beachten hat: also die Geschworenenbank, der die Entscheidung über die Beweisergebnisse obliegt. Es ist auch gar nicht zu besorgen, daß die prozeßleitenden Entscheidungen der Geschworenenbank besondere Mühe machen werden, da die Prozeßparteien in genügender Weise für Aufklärung der Geschworenen in rechtlicher und prozessualischer Beziehung sorgen können und der Vorsitzende die zu entscheidende Frage genügend zu präzisieren vermag.

7. Um eine Nachprüfung der erstinstanzlichen Urteile in vollem Umfange zu ermöglichen, ist unbedingt erforderlich, daß die Entscheidung des Geschworenengerichts mit Gründen zu versehen sei. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Notwendigkeit eine beachtenswerte Schwierigkeit der Durchführung reiner Geschworenengerichte liegt. Allein die von mir vorgeschlagene Oeffentlichkeit der Beratung und Abstimmung der Geschworenenbank gibt die Möglichkeit, erstens diejenigen Gründe, welche für die Entscheidung der Geschworenen maßgebend gewesen sind, in vollem Umfange kennen zu lernen, zweitens aber diesen Gründen durch den Vorsitzenden des Gerichtshofes unter der Kontrolle der Geschworenenbank eine schnelle und sachkundige Formulierung zu geben. Im Falle der Bildung von Schöffengerichten würde die Frage der Urteilsbegründung ja selbst bei Ablehnung der Oeffentlichkeit von Beratung und Abstimmmung des Gerichtshofes keine Schwierigkeiten machen, da die juristischen Mitglieder des Gerichtshofes für geeignete Formulierung der Urteilsgründe schon sorgen würden. Gerade an diesem Punkte zeigt sich aber wieder, von welch' eminenter Wichtigkeit die Oeffentlichkeit des Verfahrens auch im Stadium der Urteilsfindung ist, da der Einfluß der Juristen völlig unkontrollierbar wird, wenn sich die Türen des Beratungszimmers hinter dem Gerichtshof schließen.

Im Zusammenhang mit der soeben erörterten Frage ist zu untersuchen, inwieweit überhaupt schriftliche Fixierung der Prozeßergebnisse notwendig ist. Man kann in dieser Beziehung den extremen Standpunkt einnehmen, daß alles, was in den Verhandlungen geschieht, schriftlich zu fixieren ist und zwar wortgetreu.

Dies ließe sich selbstverständlich nur mit Hilfe stenographischer Aufzeichnungen erreichen und würde eine derartige Ausrüstung der Gerichtshöfe mit Stenographen voraussetzen, daß es sich schon um des Kostenpunktes willen von selbst verbietet. Zweifellos leidet dieser extreme Standpunkt der wortgetreuen Protokollierung aber auch an einer durch nichts gerechtfertigten Uebertreibung. Denn es ist keineswegs notwendig, daß in Strafprozessen der Gang der Verhandlungen wortgetreu festgelegt werde, vielmehr muß es dem Ermessen des Gerichtsvorsitzenden überlassen bleiben, in welchem Umfange er, über die vom Gesetz als notwendig vorgeschriebenen protokollarischen Feststellungen hinaus, den Inhalt der Verhandlungen aktenkundig machen will. Damit dies Geschäft, dessen Umfang bei dem Wegfall gerichtlicher Vor-Vernehmungen von Zeugen und Sachverständigen ein nicht unerheblicher sein wird, mit möglichst geringem Zeitverlust besorgt werden könne, ist erforderlich, daß das Originalprotokoll stenographisch geführt und erst nachträglich zu besserer Uebersicht in die gewöhnliche Schrift übertragen werde. Daß unsere Gerichtshöfe sich trotz Mündlichkeit des Verfahrens noch nicht der Stenographie zur Erlangung schnellerer Protokollierung der Verhandlungsergebnisse bedienen, ist ein Zopf, dem unbedingt der Garaus gemacht werden muß.

8. Es mag kühn erscheinen, daß ich in meinen Vorschlägen den gesamten Offizialstrafprozeß in Analogie des Zivilprozesses auf den Gedanken aufbaue, die Prozeßparteien zur sofortigen Verhandlung der Strafsache vor dem erkennenden Gericht zu zwingen; also, abgesehen von richterlicher Beweissicherung, überhaupt kein gerichtliches Vorverfahren zulassen will, vielmehr die ganze Vorbereitung der mündlichen Verhandlung den Parteien, nämlich der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung, überlasse.

Man soll aber ein praktisches Verfahren in seinen ordentlichen Grundzügen nicht auf die ausnahmsweise verwickelten und umfangreichen Sachen, sondern auf die bei weitem die Mehrzahl bildenden einfachen und leicht übersehbaren Sachen aufbauen. Ich glaube mich nun nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die überwältigende Mehrzahl aller bis jetzt vor den Strafgerichten des Landes verhandelten Sachen sich ganz unbedenklich in der Form sofortiger Verhandlung vor dem erkennenden Gericht erledigen ließe, falls die Staatsanwaltschaft ihre Informationen mit der nötigen Sorgfalt einzieht und falls durch Einführung des Verteidigungszwanges dafür Vorsorge getroffen ist, daß der Entlastungs-

beweis in genügender Weise und rechtzeitig zur Stelle geschafft wird. Daß die richterlichen Verhandlungsleiter, auf die der völlige Mangel umfangreichen Aktenmaterials anfänglich sicher verblüffend wirken wird, sich sehr bald in die Sache finden werden, bezweifle ich keinen Augenblick; bin vielmehr der Meinung, daß das neue Verfahren ihnen alsbald eine vorzügliche Schulung in schneller, unparteiischer und treffsicherer Verhandlung auch verwickelterer Angelegenheiten gewähren wird. Jedenfalls dürfte die Kunst des Inquirierens, die heute manchmal sehr zu wünschen übrig läßt, bei dem neuen Verfahren erhebliche Fortschritte machen. Nun gibt es aber zweifellos Strafsachen, bei denen das Material ein derartig umfassendes und in seinen Einzelheiten verwickeltes ist, daß ihre sofortige Beherrschung die Fähigkeiten auch des gewandtesten Vorsitzenden übersteigen würde. In derartigen Fällen, die unbedingt zu den großen Ausnahmen gehören, kann die Prozeßordnung ein Zwischenverfahren vorsehen, zu dem Zwecke, um das gesamte Behauptungs- und Beweismaterial der Prozeßgegner vor Durchführung der eigentlichen Hauptverhandlung zu sichten und so dem Verhandlungsleiter die Möglichkeit übersichtlicher und praktischer Disposition des Prozeßstoffes zu gewähren.

Große Bank- und Mordprozesse 2c. würden Anlaß zu derartigen Maßnahmen bieten können; wegen dieser Möglichkeit braucht man aber nicht den ganzen Strafprozeß mit weitläufigen Prozeduren zu versehen, muß vielmehr diese Ausnahmefälle auch einer Ausnahme-Prozedur unterwerfen. Selbstverständlich würde die Anordnung eines derartigen Zwischenverfahrens — für welches der Zivilprozeß die Analogie des vorbereitenden Verfahrens in Rechnungssachen bietet — nur von dem erkennenden Gericht, also in einer Hauptverhandlung, getroffen werden können. Uebrigens wird, wie ich besonders betonen will, bei dem von mir vorgeschlagenen schleunigen Verfahren in Strafsachen die Hauptarbeit in Bewältigung der Aufgabe der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung, nicht aber dem richterlichen Verhandlungsleiter zufallen, da die Vermeidung häufiger Vertagungen der Hauptverhandlung beide Prozeßparteien zwingen wird, mit äußerster Sorgfalt die Hauptverhandlung vorzubereiten und Behauptungen und Beweise beizeiten so zu gruppieren, daß die Erledigung der Sache regelmäßig in einer Verhandlung erfolgen kann. Die Staatsanwaltschaft wird hierfür schon aus dem Grunde auf das äußerste besorgt sein, weil Nachlässigkeiten so kostspieliger Art,

wie die mangelhafte Vorbereitung einer Hauptverhandlung, sich an dem schuldigen Beamten schwer rächen würden. Der Angeklagte aber hat im allgemeinen das Interesse das Verfahren schleunigst zu Ende zu bringen und wird unter der sachverständigen und verantwortlichen Führung des Verteidigers kaum Anlaß zu Beschwerden geben.

Das Verfahren in der zweiten Instanz muß, da diese Instanz als Berufungsinstanz eine Nachprüfung der Sache sowohl in tatsächlicher wie auch rechtlicher Beziehung zu gewährleisten hat, in seinen prinzipiellen Grundlagen dem Verfahren in erster Instanz entsprechen. Die Abweichungen ergeben sich aus der Natur der Sache und laufen im großen und ganzen auf folgende Punkte hinaus:

1. Die Grundlage des Verfahrens bildet nicht die Erhebung der Anklage, sondern die Einlegung der Berufung, welche nach den Prinzipien des Parteiprozesses nicht durch Erklärung oder Eingabe bei dem erstinstanzlichen Gericht, sondern durch Zustellung eines bei dem Berufungsgericht einzureichenden, mit Terminsnotiz zu versehenden Schriftsatzes zu geschehen hat. Die Zustellung erfolgt an den Prozeßgegner; zur Wahrung der Berufungsfrist genügt jedoch die Einreichung bei dem Berufungsgericht.

Die Prüfung der Frage, ob die Berufung frist- und formgerecht eingelegt sei, hat das Berufungsgericht vorzunehmen.

Beide Prozeßparteien haben das Recht der Anschlußberufung, welches Recht die jetzige Prozeßordnung der Staatsanwaltschaft nicht gewährt. Es liegt jedoch kein Grund vor, die Staatsanwaltschaft in dieser Beziehung schlechter zu stellen als den Angeklagten oder die Verteidigung.

2. Da es sich um Nachprüfung der in erster Instanz bereits einmal verhandelten Sache handelt, muß den Ausgangspunkt des Verfahrens die Feststellung dessen bilden, was die erste Instanz ergeben hat. In Anerkennung dieses Gesichtspunktes hat das jetzige Prozeßrecht an den Anfang des Berufungsverfahrens die Berichterstattung eines Gerichtsmitgliedes über die Ergebnisse des bisherigen Verfahrens gesetzt. Dies Verfahren entspricht nicht dem Prinzip der Parteitätigkeit, hat aber praktische Vorzüge, da der Schwerpunkt des Berufungsverfahrens nicht darin liegt, genau zu erfahren, was die erste Instanz ergeben habe, sondern darin, festzustellen, ob die Wiederholung der Verhandlung zu einem anderen Resultat zu führen vermöge. Bei dieser Sachlage ist aber nicht recht einzusehen, warum die richterliche Berichterstattung

unter Parteikontrolle nicht eine genügende Klarstellung der Ergebnisse erster Instanz verschaffen sollte. Uebrigens begnügt man sich in dem jetzigen Berufungsverfahren fast stets mit der Verlesung des Urteils erster Instanz und dabei wird es wohl auch in Zukunft sein Bewenden haben.

3. Falls die Berufung nicht nur Nachprüfung der rechtlichen Grundlagen der Entscheidung erster Instanz zum Gegenstand hat, vielmehr die tatsächlichen Unterlagen der angefochtenen Entscheidung angreift, macht sich eine Wiederholung und eventuelle Ergänzung der Beweisaufnahme notwendig. Da die praktische Bedeutung des Rechtsmittels in diesem Falle davon abhängt, daß diese Beweisaufnahme eine möglichst gründliche und umfassende sei, so muß an dem Grundsatze festgehalten werden, daß alle von den Prozeßparteien zur Stelle geschafften Beweismittel von dem Berufungsgericht auch benutzt werden müssen und daß ein Ermessen des Gerichtshofes nur dann eintreten darf, wenn — nach stattgehabter Beweisaufnahme — neue Beweisanträge gestellt werden, die sich auf nicht parate Beweismittel beziehen. Denn jede andere Beschränkung der Prozeßparteien in ihrem Beweisrecht — sei es, daß diese Beschränkung dem Vorsitzenden oder auch nur dem Gerichtshof anvertraut werde — kann nur die Wirkung haben, daß unter Umständen dem Recht Gewalt angetan wird, indem der Gerichtshof auf Grund der Ergebnisse des ersten Verfahrens sich der Notwendigkeit einer nochmaligen Beweisaufnahme überhoben zu sehen glaubt. Die Erfahrung lehrt aber, daß Irrtümer an allen Punkten des Verfahrens sich ereignen können, so daß niemand vorher wissen kann, ob das Ergebnis einer wiederholten Verhandlung dasselbe oder ein von dem ersten abweichendes sein wird.

Das Privatklageverfahren würde sich von dem Offizialverfahren dadurch unterscheiden müssen, daß die Parteien jedes Vertreterzwanges enthoben sind. Privatkläger und Privatangeklagter können daher vor dem Gericht persönlich ihre Sache verfechten. Um nicht praktisch zu einem Anwaltszwang zu gelangen, würde es notwendig sein, die Gerichtsschreibereien in ähnlicher Weise, wie dies jetzt im amtsgerichtlichen Zivilprozeß der Fall ist, zur Verfügung der Parteien zu halten. Im Uebrigen würde es zu weit führen, die weiteren Abweichungen vom Offizialverfahren hier zu besprechen, da die Materie so umfangreich ist, daß sie eine besondere Abhandlung erfordert.

IV. Die Beschlüsse der Kommission zur Reform des Strafprozesses.

Die im Februar 1903 auf Veranlassung des Reichsjustizamtes zusammengetretene Kommission zur Reform des Strafprozesses hat inzwischen ihre Arbeiten beendet, deren Resultate in gedrängter Uebersicht von Kammergerichtsrat Dr. Kronecker-Berlin, einem Mitgliede der Kommission, wie bereits berichtet, im zehnten Jahrgang der Deutschen Juristenzeitung vom Jahre 1905 Nr. 9 veröffentlicht worden sind. Neuerdings sind auch die Protokolle dieser Kommission, herausgegeben vom Reichs-Justizamte, erschienen. Ich will versuchen, diejenigen Beschlüsse der Kommission, welche für das größere Publikum Interesse haben, einer Besprechung zu unterziehen und zwar von denjenigen Standpunkten aus, welche in meinen vorhergehenden Erörterungen eingenommen sind.

I. Die wichtigsten Beschlüsse der Kommission bewegen sich auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und werden von dem Berichterstatter folgendermaßen zusammengefaßt:

„Die Kommission war einstimmig der Meinung, daß die Mitwirkung von Laien an der Strafrechtspflege — abgesehen von der Revisionsinstanz — nützlich und in größeren Sachen unentbehrlich ist. Sie entschied sich ferner einstimmig dafür, daß die Mitwirkung von Laien nur in der Form der Schöffengerichte erfolgen darf. Eine Beibehaltung der Schwurgerichte erschien ausgeschlossen.

Demgemäß sollen bei allen Verhandlungen Schöffen mitwirken. Nur in Uebertretungssachen und im abgekürzten Verfahren hielt man den Wegfall der Laien in erster Instanz für unbedenklich und wünschenswert.

Mit großer Mehrheit beschloß ferner die Kommission, gegen alle Endurteile erster Instanz die Berufung zuzulassen. Bei der Verhandlung und Entscheidung in der Berufungsinstanz sollen in allen Sachen Schöffen mitwirken.

Als erkennende Gerichte werden vorgeschlagen:

A. Für die erste Instanz:

a) der Amtsrichter allein bei Uebertretungen und im abgekürzten Verfahren;
b) kleine Schöffengerichte: 1 Amtsrichter, 2 Schöffen;
c) mittlere Schöffengerichte: 3 Landrichter, 4 Schöffen;
d) große Schöffengerichte: 3 Landrichter, 6 Schöffen.

B. Zur Entscheidung über die Berufung:

a) gegen die Urteile des Amtsrichters in Uebertretungssachen: 1 Landrichter, 2 Schöffen;

b) gegen die Urteile des Amtsrichters in anderen Sachen und gegen die der kleinen Schöffengerichte: die mittleren Schöffengerichte;

c) gegen die Urteile der mittleren Schöffengerichte: die großen Schöffengerichte;

d) gegen die Urteile der großen Schöffengerichte: 3 Landrichter, 8 Schöffen.

Alle Schöffengerichte, mit Ausnahme der kleinen, werden bei den Landgerichten gebildet."

Zu diesen Beschlüssen ist zu bemerken:

1. Wenn die Kommission der Meinung ist, daß die Mitwirkung von Laien an der Strafrechtspflege erster Instanzen nützlich und in größeren Sachen unentbehrlich ist, so ist diese Meinung zwar anerkennenswert, keineswegs aber den Kernpunkt der Sache treffend. Denn bei der Frage, in wessen Hände, als Urteilsinstanz, die Strafrechtspflege gelegt werden soll, ist nicht entscheidend der technische Gesichtspunkt, wer zu dieser Aufgabe das beste Wissen mit sich bringe, sondern der politische Gesichtspunkt, wem diese Macht, über den Staatsbürger Strafen verhängen zu können, anvertraut werden dürfe. Dies zu betonen ist heute um so notwendiger, weil nicht nur die Beschlüsse der Kommission, sondern auch andere einflußreiche Publikationen den Anschein erwecken, als handele es sich bei der Frage der Strafgerichtsorganisation nur um ein technisches Problem. Aus diesem Grunde hält ja auch die Kommission Laien nur zur Mitwirkung berufen und dokumentiert schon in der Wahl der Bezeichnung „Laien", daß sie das ganze Problem als ein rein technisches auffaßt; wobei also nur zu untersuchen sei, inwieweit die, gleich Priestern, das Recht verwaltenden Berufsjuristen die Mitwirkung von Laien zu dulden hätten. Ich habe in meinen bisherigen Erörterungen diesen Auffassungen gegenüber genügend zum Ausdruck gebracht, daß eine richtige Strafgerichtsorganisation von dem Gedanken beherrscht werden muß, unabhängige, vorurteilsfreie und zugleich geschäftsgewandte Gerichte für dies schwere und verantwortungsvolle Amt zu gewinnen. Diese Aufgabe kann niemals in einer das Volk befriedigenden Weise gelöst werden, wenn der

Schwerpunkt der Entscheidung in die Hände von Beamten gelegt wird.

2. Die einstimmige Ueberzeugung der Kommission, daß diese Mitwirkung von Laien nur in der Form der Schöffengerichte erfolgen dürfe und daß eine Beibehaltung der Schwurgerichte ausgeschlossen erscheine, hat mich in meiner Ansicht, daß das Schwurgericht die prinzipiell richtige Grundform der Strafgerichte sei, durchaus nicht erschüttert. Vielmehr habe ich sofort den Eindruck gewonnen, daß die endgültige Beseitigung des den Juristen sehr unbequemen Schwurgerichts der Zweck der Reform ist und daß mit Rücksicht auf diesen Zweck die Strafkammern zum Opfer gebracht werden sollen. Dieser Eindruck ist durch die Protokolle nur verstärkt worden, da die Kommission zwar die auch von mir eingehend gewürdigten Mängel des heutigen Schwurgerichts mit vernichtender Schärfe ins Treffen führt, den Wurzeln des Uebels aber in keiner Weise nachgräbt und somit auch keine Verbesserungsmöglichkeit einsieht. Wie groß die Animosität der Kommission gegen das Schwurgericht ist, erhellt daraus, daß die Protokolle sich zu der Behauptung versteigen, wenn die Sprüche der Geschworenenbank mit Gründen versehen werden müßten, würden die Schwurgerichte von der allgemeinen Empörung des Volkes längst beseitigt sein. Es ist von mir mit hinreichender Deutlichkeit betont worden, daß die heutigen Schwurgerichte bei ihrer mangelhaften Besetzung der Geschworenenbank in manchen Fällen ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein dürften, sodaß ich mich von dem Vorwurf einseitiger Parteinahme für das Schwurgericht als solches frei weiß. Auch vermeine ich mit dem Vorschlag öffentlicher Beratungen und Abstimmungen der Geschworenen allen Willkürlichkeiten des Schwurgerichts einen kräftigen Riegel vorgeschoben zu haben. Ich glaube daher der Ansicht der Kommission gegenüber zum Ausdruck bringen zu dürfen, daß das Volk in seiner großen Majorität mit den Schwurgerichten, selbst in ihrer heutigen Verfassung, durchaus zufrieden ist, keineswegs aber mit den Strafkammern, deren Urteile nur zu häufig eine bittere und in vielen Fällen begründete absprechende Kritik erfahren. Es muß daher den Anschein gewinnen, als ob der ganze Ansturm gegen die Schwurgerichte von den Juristen ausgeht, die zwar die berufenen Beurteiler der technischen Mängel dieser Institution, keineswegs aber die geeignete Instanz für die Frage ihrer Beibehaltung oder Beseitigung sind. Von der wissenschaftlichen Objektivität der Kommission wäre

übrigens zu erwarten gewesen, daß sie sich mit der Verbesserung des heutigen Schwurgerichts eingehend beschäftigt hätte. Daß diese Angelegenheit keine hoffnunglose war, habe ich ja durch meine Verbesserungsvorschläge bewiesen.

3. Die von der Kommission vorgeschlagenen Schöffengerichte können, falls die von mir hervorgehobenen Mängel des Auswahlverfahrens nicht beseitigt und falls Oeffentlichkeit der Beratungen und Abstimmungen nicht eingeführt wird, unter keinen Umständen akzeptiert werden. Außerdem leiden sie an einem erheblichen Ueberfluß von Berufsrichtern, in welcher Beziehung ich auf meine früheren Ausführungen verweise. Die Unannehmbarkeit von Schöffengerichten, deren Schöffen, wie bisher, durch Verwaltungsausschüsse ausgewählt werden und deren Beratungen und Abstimmungen sich der Oeffentlichkeit entziehen, habe ich ebenfalls schon früher betont. Ich will hier nur noch darauf aufmerksam machen, daß die Beseitigung von Schöffen, welche sich dauernd den Auffassungen der juristischen Mitglieder des Gerichtshofes widersetzen würden, unschwer bei dem bisherigen Auswahlverfahren zu erreichen wäre, sofern derartige Elemente überhaupt auf die Richterbank gelangen würden. Dabei denke ich natürlich nicht im Entferntesten daran, daß unsere Justizbehörden gewissermaßen Proskriptionslisten mißliebiger Schöffen führen würden, glaube mich aber nicht darin zu täuschen, daß das geltende System der Wahl durch Verwaltungsausschüsse mit innerer Notwendigkeit dahin führen wird, die Auffassungen dieser Verwaltungsausschüsse über die Qualifikation zum Schöffendienst zu den maßgebenden zu machen. Daß diese Auffassungen *einseitige* sein können, versteht sich von selbst. Die andere Gefahr, welche die vorgeschlagenen Schöffengerichte in sich bergen, ist die, daß die Juristen der Richterbank mit Leichtigkeit das Uebergewicht über die Schöffen erlangen werden, wie dies ja tatsächlich im bisherigen Schöffengericht der Fall ist. Der Deutsche ist von Natur friedfertig, gesetzesfreudig und zu großer Unselbständigkeit durch den musterhaften Mechanismus unseres Beamtentums, besonders in Norddeutschland, erzogen. Es wäre ein wahres Wunder, wenn es den juristischen Mitgliedern der geplanten größeren Schöffengerichte nicht alsbald gelänge, die Masse der zur Mitwirkung berufenen Schöffen zu ihren Auffassungen zu bekehren und zu einer ihnen unbedingt ergebenen Gefolgschaft zu gestalten. Damit hätten wir aber in Bälde den Standpunkt erreicht, daß unsere Strafjustiz,

die heute nur in den Schöffengerichten und Strafkammern dem entscheidenden Einfluß der beamteten Richter untersteht, in vollem Umfange in die Hände des beamteten Richtertums gelangte. Ich kann mich mit dieser Perspektive nicht befreunden und hoffe, daß das deutsche Volk genügende politische Klugheit besitzt, um dies gefährliche Experiment prinzipiell abzulehnen, da alle Kautelen, auch die von mir vorgeschlagenen, nur als Notbehelfe angesehen werden können.

4. Da nach dem Vorschlag der Kommission auch die Berufungsschöffengerichte bei den Landgerichten gebildet werden sollen, damit aber die juristischen Mitglieder der Berufungsgerichte dem Richterbestande des Landgerichts entnommen werden müssen, erhebt sich das von mir schon hervorgehobene Bedenken, daß es diesen Berufungsgerichten, soweit sich die Berufung gegen die Entscheidungen der mittleren und großen Schöffengerichte richtet, an der erforderlichen Selbständigkeit und Autorität mangeln werde. Die Erheblichkeit dieses Bedenkens wird um so einleuchtender, wenn man sieht, daß in einer neuerlichen Besprechung der Kommissionsbeschlüsse, die von Herrn G. Lindenberg, Senatspräsidenten beim Kammergericht zu Berlin, in Nummer 13 der Deutschen Juristenzeitung von 1905 begonnen worden ist, die Berufung gegen die Urteile der großen Schöffengerichte unter anderen mit folgenden Gründen abgelehnt wird:

„Man bedenke nur, daß nach den Vorschlägen der Kommission „die großen Strafprozesse, die in vieltägiger Verhandlung sich „abspielen und leider die Sensationslust fördern, zweimal durchzunehmen sein werden und zwar in demselben Gerichtssaale, „nur vor anderen Richterkräften. Jedermann kennt den Verlauf „der ersten Instanz, und nun soll das ganze Drama noch einmal „sich entwickeln! Daß das niederdrückend langweilig sein würde, „müßte in den Kauf genommen werden. Aber liegt nicht die „Gefahr vor, daß in solchen Sachen, deren nochmalige Verhandlung in der Berufungsinstanz mit Notwendigkeit vorausgesehen werden muß, die erste Instanz in eine Art Vorverfahren „sich zurückbildet, daß Staatsanwalt und Verteidiger, Vorsitzender „und Richter in dem Bewußtsein erlahmen, es sei ja doch ausgeschlossen, daß das Urteil erster Instanz rechtskräftig werde? „Man wende nicht ein, daß diese Erwägungen gegen jede Berufung sprächen. In allen Sachen geringerer Bedeutung muß „damit gerechnet werden, daß die erste Instanz endgültig Recht

„spricht. Wenn es sich aber um den Kopf handelt, dann liegt „der Schwerpunkt bei der Instanz, die zur endgültigen Prüfung „der Tatfrage berechtigt ist, und die erste Instanz bleibt ein „Versuchsballon."

Ich kann nicht leugnen, daß diese Sätze eines berufenen Beurteilers unserer Strafprozeßreform bei mir einige Verwunderung erregt haben; insbesondere ist mir die niederdrückende Langeweile, welche mit der nochmaligen Verhandlung von Kapitalsachen verbunden sein soll, unverständlich, da Kapitalsachen im allgemeinen nicht nur die Nerven des Angeklagten, sondern auch die Nerven der übrigen Prozeßbeteiligten anzugreifen, mindestens aber anzuregen pflegen.

Jedenfalls beweist das Mißtrauen, welches dieser Kenner berufsrichterlicher Anschauungen in die Ernstlichkeit doppelter Verhandlungen ein und derselben Strafsache unter der Führung eines demselben Landgericht angehörenden Richterkollegiums setzt, daß gerade in Kapitalsachen die Berufung nur dann Zweck hat, wenn die zu bildenden Instanzen vor einander den erforderlichen Respekt haben.

II. Anlangend die Untersuchungshaft hat die Kommission vorgeschlagen, daß wegen Fluchtverdachts die Untersuchungshaft nur dann verhängt werden dürfe, wenn bestimmte, diesen Verdacht rechtfertigende, aktenkundig zu machende Tatsachen vorliegen, und daß der § 112 Absatz 2 der Strafprozeßordnung, wonach der Fluchtverdacht in bestimmten Fällen keiner Begründung bedarf, wegfallen soll. Diese Vorschläge der Kommission enthalten erhebliche Verbesserungen und sind freudig zu begrüßen.

III. Die Verteidigung hat nach zwei Richtungen die Kommission beschäftigt. Einmal wegen der Frage, in wieweit die Verteidigung auch in den Sachen, welche vor den mittleren Schöffengerichten in erster oder vor den großen Schöffengerichten als Berufungsinstanz zu verhandeln sind, notwendig sein solle; sodann wegen der Frage, ob auch vor Eröffnung des Hauptverfahrens dem verhafteten Beschuldigten unbeaufsichtigter, mündlicher und schriftlicher Verkehr mit dem Verteidiger zu gestatten sei. In der zweiten Frage hat die Kommission sich in dankenswerter Weise auf den Standpunkt gestellt, das bisherige Mißtrauen fallen zu lassen und den Verkehr des verhafteten Beschuldigten mit seinem Verteidiger auch vor Eröffnung des Hauptverfahrens freizugeben. In der ersten Frage hat die Kommission die Verteidigung

dann für notwendig erklärt, wenn der Angeklagte taub oder stumm ist oder zur Zeit, wo die Bestellung des Verteidigers zu erfolgen hat, das achtzehnte (bisher sechzehnte) Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Daß die Kommission in der Frage der notwendigen Verteidigung oder des Verteidigungszwanges, soweit dieser noch nicht besteht, zu so unerheblichen Ergebnissen gelangt ist, hat seinen Grund darin, daß die Kommission in eine prinzipielle Untersuchung darüber, ob Verteidigungszwang vor allen bei den Landgerichten gebildeten Strafgerichten einzuführen sei, überhaupt nicht eingetreten ist. Diese Untersuchung würde allerdings die schwerwiegende Frage, ob der ordentliche Strafprozeß nicht als reiner Parteiprozeß zu organisieren sei, sofort zutage gefördert, damit aber wahrscheinlich die der Kommission bei ihrer Berufung gesteckten Grenzen erschüttert haben.

IV. In der wichtigen Frage, wie weit das Anklagemonopol und die Anklagepflicht der Staatsanwaltschaft aufrecht zu erhalten sei, hat sich die Kommission dahin entschieden, das Legalitätsprinzip beizubehalten, jedoch mit der Beschränkung, daß das Einschreiten mangels öffentlichen Interesses unterbleiben kann, wenn es sich entweder nur um eine Uebertretung oder um die Verfolgung einer Person unter 14 Jahren handelt und im letzteren Falle der Verletzte mit dem Unterbleiben der Strafverfolgung einverstanden ist.

Im Zusammenhang mit diesen Vorschlägen ist zu erwähnen, daß die Privatklage auf die Vergehen des Hausfriedensbruches (§ 123 Absatz 1 und 3 des Strafgesetzbuches) der gefährlichen Körperverletzung (§ 223a des Strafgesetzbuches) der Bedrohung (§ 241 des Strafgesetzbuches), der Sachbeschädigung (§ 303 des Strafgesetzbuches) sowie auf die Uebertretungsfälle des Mundraubes und Futterdiebstahls (§ 370 Nr. 5 und 6 des Strafgesetzbuches) ausgedehnt werden soll.

Die Kommission hat in beiden Lesungen die Einschränkung des Legalitätsprinzips, wie es in § 152 Absatz 2 der Strafprozeßordnung anerkannt ist, eingehend erwogen und hat insbesondere die Frage, ob durch umfangreiche Einführung einer subsidiären Privatklage sich eine Entlastung der Anklagebehörden ermöglichen lasse, eingehend geprüft. Unter einer derartigen subsidiären Privatklage versteht man das Recht der an Verfolgung einer Straftat interessierten Privatpersonen, die Verfolgung der Straftat im Wege der Privatklage aufnehmen zu

dürfen, falls die öffentliche Anklagebehörde die Verfolgung ablehnt. Die Einführung solcher subsidiären Privatklage war in der Kommission im weitesten Umfange beantragt worden und sollte insbesondere sämtliche Delikte wider das Vermögen umfassen. Die Kommission hat sich jedoch in ihrer Majorität (mit 12 gegen 9 Stimmen) nicht für Einführung der subsidiären Privatklage zu entscheiden vermocht, hat vielmehr als einzig empfehlenswerte Einschränkung des Legalitätsprinzips die bestehende prinzipale Privatklage bezeichnet, diese aber wiederum auf Vermögensdelikte, abgesehen von den Fällen der §§ 303 und 370 Nr. 5 und 6 des Strafgesetzbuchs, nicht ausgedehnt. Ich halte dies Resultat für bedauerlich, weil gerade auf dem Gebiete der Vermögensdelikte, wie ich bereits im ersten Teil dieses Aufsatzes ausgeführt habe, eine unerträgliche Ueberspannung des Anklagemonopols vorliegt. Es scheint aber, als ob die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eigentums ein Fundamentalsatz unserer gesellschaftlichen Auffassungen bleiben soll.

V. Die Kommission hat, wie Kronecker berichtet, die Vorschläge, welche eine Umgestaltung des eigentlichen Vorverfahrens (des Ermittelungsverfahrens und der Voruntersuchung), insbesondere die Einführung eines mündlichen kontradiktorischen Verfahrens bezweckten, abgelehnt. Dagegen soll das Zwischenverfahren völlig umgestaltet werden.

Die Tragweite dieses im wesentlichen negativen Resultats ist eine prinzipiell ungemein große, da hiermit der Gedanke, das heutige schriftliche Vorverfahren auf ein Mindestmaß einzuschränken und das Prozeßverfahren mit möglichster Beschleunigung in die mündliche Verhandlung einzuführen, von der Kommission fallen gelassen ist. Es bleibt daher im wesentlichen beim Alten, insbesondere bei der rein schriftlichen, äußerst umständlichen und daher zeitraubenden Voruntersuchung. In der ersten Lesung hatte ein Kommissionsmitglied umfassende Anträge auf Abänderung des Vorverfahrens durch Einführung einer nach englischem Muster gedachten mündlichen kontradiktorischen Verhandlung vor einem Einzelrichter gestellt und seine Abänderungsvorschläge im wesentlichen mit denjenigen Mängeln des Vorverfahrens begründet, welche auch von mir hervorgehoben sind. Die Kommission lehnte jedoch mit 17 gegen 4 Stimmen dies mündliche Vorverfahren ab. Aus der Begründung des Standpunktes der Majorität führe ich, um ein allgemeines Bild der Gedankengänge der Kommissions-Majorität

zu gewähren, die Band I Seite 160 der Protokolle mitgeteilten Schlußbemerkungen des Majoritätsvotums an:

„Endlich werde das Verfahren in größeren Sachen z. B. „in umfangreichen Bankprozessen oder in Prozessen, in denen „ein umständlicher und schwieriger Indizienbeweis zu führen sei, „praktisch ganz undurchführbar sein. In bedeutenderen Sachen „werde die Mehrzahl der Richter schon der Aufgabe, den Termin „im Vorverfahren ohne Unterlagen zu leiten, kaum gewachsen „sein. Die Leitung der Hauptverhandlung in diesen Sachen „aber sei ohne vorherige Prüfung der Aussagen der Zeugen „völlig unmöglich. Nur wenn der Vorsitzende das gesamte „Material übersehe, könne er es dem Gerichte übersichtlich vor„führen.

„Die praktische Durchführbarkeit der Vorschläge sei auch „deshalb zu bezweifeln, weil das dafür erforderliche Personal „nicht zu beschaffen sein werde. Eine Verminderung der Richter „würde das neue Verfahren kaum ermöglichen. Die Zahl der „Staatsanwälte werde aber einer erheblichen Vermehrung be„dürfen, da sie in jedem Beweistermin erscheinen und tätig sein „müßten. Ebensowenig werde es möglich sein, für eine aus„reichende Anzahl von Verteidigern Sorge zu tragen.

„Wenn aber auch diese Befürchtungen nicht in vollem Um„fange begründet sein sollten, so wäre zum mindesten die Ein„führung des mündlichen Vorverfahrens ein sehr gewagter „Schritt, dessen Folgen sich nicht übersehen ließen. Nirgends „sei bisher ein ähnliches Verfahren erprobt. Das alte deutsche „oder französische Recht, wie es vor Einführung des In„quisitionsprozesses gegolten habe, sei gegenüber den gänzlich „veränderten Verhältnissen ohne Bedeutung. Das englische „Vorbild könne gleichfalls schon deshalb nicht für maßgebend „erachtet werden, weil das dortige Verfahren mit Einrichtungen „zusammenhänge, die sich hierher nicht verpflanzen ließen, ins„besondere mit der vorzüglichen Ausbildung der englischen „Polizei und mit der freieren Stellung des englischen Richters „bei Verhaftungen.“

Drei Punkte fallen in dieser Begründung besonders auf, nämlich:

1. das geringe Zutrauen der Kommissionsmajorität in die Fähigkeit der Verhandlungsleiter, sich, sobald es sich um größere

Sachen handelt, ohne Aktenunterlage in dem Verfahren zurecht zu finden,

2. die Bedenken wegen Beschaffung des erforderlichen Personals und endlich

3. die Aengstlichkeit der Kommissionsmajorität gegenüber der Neuerung überhaupt, wobei das englische Vorbild wiederum mit der uns beschämenden Bemerkung abgetan wird, daß die vorzügliche Ausbildung der englischen Polizei und die freiere Stellung des Richters dort, nicht aber bei uns die Sache ermöglichten.

Ich bin zwar auch der Meinung, daß das in der Kommission vorgeschlagene mündliche Vorverfahren seine Bedenken hat und habe ja in meiner Skizze des erstinstanzlichen Verfahrens von einem derartigen Vorverfahren, welches leicht den Charakter einer ersten Instanz annimmt, Abstand genommen; dennoch meine ich, daß mit Gründen, wie sie die Kommissionsmajorität anführt, Prozeßreformen niemals abgelehnt werden dürfen. Was wäre aus der großen Zivilprozeßreform des vorigen Jahrhunderts geworden, wenn der Gesetzgeber mit derartigen Gründen operiert hätte? Daß die Kommissionsmajorität nach Ablehnung dieses mündlichen Vorverfahrens sich mit der Frage, ob ein gerichtliches Vorverfahren überhaupt notwendig sei, nicht beschäftigt hat, hat seinen Grund wahrscheinlich in der gebundenen Marschroute, welche der Fragebogen des Reichsjustizamts hier der Kommission auferlegte.

Die von der Kommission nach Ablehnung des mündlichen Vorverfahrens beschlossenen Verbesserungen im Ermittelungs- und Eröffnungsverfahren sind zweifellos dankenswert, können aber, nachdem das ganze schriftliche Vorverfahren bestehen bleiben soll, keine prinzipielle Bedeutung beanspruchen. Dies kann auch von dem mündlichen Eröffnungsverfahren nicht behauptet werden, welches in größeren Sachen vorgeschlagen ist.

VI. Die für die Hauptverhandlung von der Kommission beschlossenen Abänderungen sind von keiner prinzipiellen Bedeutung, im allgemeinen aber durchaus zweckmäßig und billigenswert; insbesondere gilt dies von den vorgeschlagenen Verschärfungen der Vorschriften über die Urteilsfassung. Die Urteilsgründe sollen, wenn der Angeklagte verurteilt wird, die für erwiesen erachteten Tatsachen so angeben, daß ersichtlich ist, auf welche Tatsachen sich die Feststellung jedes einzelnen Merkmals der strafbaren Handlung stützt. Die Urteilsgründe sollen ferner angeben, weshalb die einzelnen Tatsachen für erwiesen erachtet sind und diese Vorschrift

soll auch für die Feststellung eines im Strafgesetz nicht ausdrücklich als Tatbestandsmerkmal aufgestellten Vorsatzes gelten.

Dagegen halte ich den Vorschlag der Kommission, den Umfang der Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung vor den mittleren und großen Schöffengerichten dem Ermessen des Gerichtshofs zu überlassen, selbst unter den von der Kommission vorgesehenen Kautelen für nicht unbedenklich. Denn den Mißständen, welche zu dieser Beschränkung des Beweisrechts Anlaß gegeben haben, ist auf andere Weise abzuhelfen, insbesondere durch die Herbeiführung eines besseren Verhältnisses zwischen dem Gerichtshof und der Verteidigung und durch Einführung des Verteidigungszwanges. Man darf nicht deswegen, weil in dem einen oder anderen Strafprozeß der Angeklagte oder die Verteidigung den Gerichtshof mit überflüssigen Beweiserhebungen chikaniert haben, gleich das ganze Beweisrecht beschränken, zumal unsere Berufsjuristen eine bemerkenswerte Neigung haben, den Entlastungsbeweis einzuschränken und in diese Neigung auch die Schöffen oder Geschworenen leicht hineinziehen könnten. Es wird daher besser sein, in dieser Beziehung es beim alten bewenden zu lassen. Daß die Kommission den Ausschluß der Oeffentlichkeit in Beleidigungssachen sowie im Verfahren gegen Personen, welche das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, bei Antrag eines Prozeßbeteiligten und bei mangelndem Widerspruch der andern Prozeßbeteiligten, im Privatklageverfahren aber sogar auch dann, wenn lediglich *ein* Prozeßbeteiligter dies beantragt, gestatten will, ist durchaus richtig. Denn das Interesse der Gesamtheit an der Oeffentlichkeit von Gerichtsverhandlungen muß unter Umständen den privaten Diskretionsinteressen weichen; die Kommission hat hierbei in ihren Vorschlägen keineswegs die zulässigen Grenzen überschritten.

Im Uebrigen hat die Kommission im Vorverfahren nur eine erweiterte *Parteienöffentlichkeit* eingeführt, mit der Frage aber, ob eine Erweiterung der Oeffentlichkeit in der Hauptverhandlung bis in das Stadium der Beratung und Abstimmung des Gerichtshofes hinein, empfehlenswert sei, sich mangels Anregung durch den Fragebogen überhaupt nicht beschäftigt. Es ist mir auch höchst zweifelhaft, ob irgend ein Kommissionsmitglied aus sich heraus diese Frage aufgeworfen hätte, da der Zug der Zeit, wenigstens in Juristenkreisen, nicht nach *Erweiterung* sondern nach *Einschränkung* der Oeffentlichkeit von Gerichtsverhandlungen geht.

VII. Für die **Berufungsinstanz** hat die Kommission konsequenterweise strengere Durchführung der Mündlichkeit in der Hauptverhandlung insofern beschlossen, als eine Verlesung von Schriftstücken nur in demselben Umfang zulässig sein soll wie in erster Instanz. Wenn die Kommission dagegen eine Verbesserung des bisherigen Verfahrens darin erblickt, daß die Berichterstattung über die Ergebnisse der ersten Instanz durch ein richterliches Mitglied in Wegfall kommen soll, so kann ich mich dem nicht anschließen. Denn die bisherige Berichterstattung durch den Richter unter Parteikontrolle hat keine Mißstände gezeitigt, hat vielmehr erhebliche praktische Vorteile gegenüber einer Partei-Berichterstattung, die leicht zu unnötigen, kontradiktorischen Auseinandersetzungen führen kann. Die von der Kommission im Interesse strengerer Durchführung der Mündlichkeit des Verfahrens beschlossene Aufhebung des § 366 der Strafprozeßordnung bedingt keineswegs die Beseitigung richterlicher Berichterstattung.

Der Beschluß der Kommission, auch nach Ablauf der Berufungsfrist Anschlußberufung der Staatsanwaltschaft zuzulassen, wird auf mancherlei Widerspruch stoßen. Die Kommission hofft, wie Kronecker berichtet, daß der Angeklagte sich von der Einlegung einer unbegründeten Berufung eher abhalten lassen wird, wenn er weiß, daß der Staatsanwalt auch nach Fristablauf durch Anschlußberufung eine höhere Bestrafung herbeiführen kann. Ich habe schon früher bemerkt, daß Anschlußberufung zu gestatten sei und halte diese Auffassung, nicht aus den etwas engherzigen Motiven der Kommission, sondern aus den Grundsätzen des Parteiprozesses für berechtigt.

Ich will hiermit die Besprechung der Kommissionsbeschlüsse, die in ihrem weiteren Inhalt mehr juristisch-technischer Natur sind, abbrechen.

Ueberschaut man das Werk der Kommission, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß, abgesehen von den die Gerichtsorganisation betreffenden Vorschlägen, die Kommission sich in großen **Prinzipienfragen** unfruchtbar erwiesen hat; auf dem Gebiete der Gerichtsorganisation aber bewegt sich die Kommission, meiner Meinung nach auf abschüssiger Bahn. Zweifellos trifft für diese Unfruchtbarkeit die Kommission nicht allein die Schuld, vielmehr ist dies Resultat in erster Linie dadurch bedingt worden, daß die vom Reichsjustizamte ausgearbeiteten und der Kommission vorgelegten Fragen von vornherein das Arbeitsgebiet

beschränkt haben. Ueber diesen Eindruck eines völligen Versagens in grundlegenden Fragen kann auch die beim Studium der Protokolle sich geradezu aufdrängende Ueberzeugung von dem unendlichen Fleiß, den umfassenden Kenntnissen und der über alle Zweifel erhabenen Gewissenhaftigkeit der Kommission nicht hinweghelfen. Man könnte sogar sagen, daß die Kommission, welcher nur Fachleute angehört haben*) an einem Ueberfluß von Fachwissenschaft gelitten hat, sodaß es von Vorteil gewesen wäre, ihr einige Nichtjuristen von öffentlicher Bedeutung beizuordnen, welche in dem Streit der juristischen Meinungen die Rolle der Unparteiischen hätten spielen können, andererseits aber auch in der Lage gewesen wären, mit freierem Blick das große Ziel einer grundsätzlichen Reform unseres Strafprozesses im Auge zu behalten. Man kann der Kommission unmöglich die Anerkennung versagen, daß sie ihren im wesentlichen konservativen Standpunkt in eingehendster Weise begründet hat und sicher von der Richtigkeit ihrer Beschlüsse, die zumeist mit großen Majoritäten erfolgten, felsenfest überzeugt war. Dennoch halte ich die übergroße, manchmal sogar ängstliche Vorsicht der Kommission gegenüber grundlegenden Reformen für höchst bedauerlich; denn nur durch solche Reformen unseres Strafprozesses kann, wie ich bereits in der Einleitung dieses Aufsatzes betont habe, eine dauernde Besserung herbeigeführt werden. Nun kann man ja darüber zweifelhaft sein, ob der Weg zur Gesundung in einer

*) Zur Zeit der Berufung gehörten der Kommission als Mitglieder an: 1. Bassermann, Rechtsanwalt in Mannheim, Mitglied des Reichstages; 2. Baumbach, Oberjustizrat, Königlich Sächsischer Oberlandesgerichtsrat in Dresden; 3. Baumstark, Rechtsanwalt und Fiskalanwalt in Karlsruhe; 4. Behringer, Königlich Bayerischer Landgerichtsdirektor in München; 5. Dr. Buff, Großherzoglich Hessischer Landgerichtsrat in Darmstadt; 6. Dr. von Calker, ordentlicher Professor der Rechte an der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg i. E.; 7. Gammersbach, Rechtsanwalt in Cöln; 8. Gröber, Königlich Württembergischer Landgerichtsrat in Heilbronn, Mitglied des Reichstages; 9. von Hecker, Königlich Württembergischer Oberstaatsanwalt in Ulm; 10. Himburg, Königlich Preußischer Amtsgerichtsrat in Osterburg, Mitglied des Reichstages; 11. Kaufmann, Reichsgerichtsrat in Leipzig; 12. Dr. Kronecker, Königlich Preußischer Kammergerichtsrat in Berlin; 13. Lenzmann, Justizrat, Rechtsanwalt in Lüdenscheid, Mitglied des Reichstages; 14. Dr. Nagel, Reichsanwalt in Leipzig; 15. Dr. Opfergelt, Königlich Preußischer Amtsgerichtsrat in Geilenkirchen, Mitglied des Reichstages; 16. Dr. Oppermann, Königlich Preußischer Landgerichtsdirektor in Berlin; 17. Dr. Rintelen, Geheimer Oberjustizrat, Königlich Preußischer Kammergerichtsrat in Berlin, Mitglied des Reichstages; 18. Tauchert, Königlich Bayerischer Erster Staatsanwalt in Nürnberg; 19. Dr. Wach, Königlich Sächsischer Geheimer Rat, ordentlicher Professor der Rechte in Leipzig; 20. Wachler, Geheimer Oberjustizrat, Königlich Preußischer Oberstaatsanwalt in Berlin; 21. Dr. Wolffson, Rechtsanwalt in Hamburg.

Verstärkung des Einflusses der richterlichen Beamten auf den Strafprozeß oder in einer Befreiung des Strafprozesses von amtlicher Vormundschaft und in Erziehung des Volkes zu freierer Betätigung seiner Rechte liegt. Die Kommission hat sich in ihrer überwältigenden Majorität für den ersteren Weg entschieden, will daher in den von ihr geplanten Schöffengerichten die gesamte Strafrechtspflege dem direkten und wahrscheinlich entscheidenden Einfluß richterlicher Beamten unterwerfen, hat ferner in der umfassenden Aufrechterhaltung des Legalitätsprinzips und des schriftlichen Vorverfahrens die alten Garantien starken amtlichen Einflusses anerkannt und gekräftigt, sowie endlich überall da, wo sich ein Streben nach freierer und unmittelbarer Betätigung der Kräfte geltend machte, sich ablehnend verhalten. Ich bin, wie ich wiederholt in diesen Erörterungen zum Ausdruck gebracht habe, ein Anhänger des zweiten Weges, der zur Freiheit und damit zur Kraft führt. Nur ein Volk, welches in allen seinen Institutionen sich zur Freiheit zu erziehen strebt, daher dem Beamtentum den denkbar geringsten Einfluß einräumt und stolz darauf ist, die Entscheidung der wichtigsten Fragen des Gemeinwesens den Staatsbürgern anvertrauen zu können, ist wahrhaft stark und unüberwindlich. Niemals kann ein noch so wohl organisiertes, in sich gefestigtes und moralisch intaktes Beamtentum diese Kraft eigener Initiative ersetzen. Auf Grund dieses Glaubensbekenntnisses halte ich eine wahre Reform unseres Strafprozesses, der ein nicht unwichtiges, oftmals hochpolitisches Instrument öffentlichen Lebens ist, nur dann für gegeben, wenn sie beruht auf Einschränkung, nicht der Autorität, wohl aber des direkten Eingreifens des Beamtentums und Stärkung des Einflusses und der Betätigung des Bürgertums. Das Beispiel unserer angelsächsischen Vettern diesseits und jenseits des Meeres kann uns lehren, wie solche Reform möglich sei und braucht keineswegs sklavisch nachgeahmt zu werden, um unserem Volke einen seiner Individualität und geschichtlichen Entwicklung entsprechenden Strafprozeß zu gewähren.

Die Wandlung religiöser Stimmung im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Von

Johannes Wendland.

Die wissenschaftlich-philosophische Wandlung im 19. Jahrhundert ist häufig klar dargestellt worden, am schönsten in Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker". Es war eine Wendung von den Spekulationen über das Uebersinnliche zur Erkenntnis der sichtbaren Welt. In der Hinwendung zur Naturwissenschaft und Technik, zu den Machtkämpfen der Realpolitik, im Kampf des vierten Standes um eine Hebung seiner Lebenshaltung trat der Umschwung der Zeiten deutlich zu Tage. Die Richtung zur Empirie, die Ablösung des gesamten Daseins von jedem jenseitigen Grunde ist das Charakteristikum dieser Bewegung. Philosophisch kam sie im Positivismus und Neukantianismus zum Ausdruck. Im Betrieb der Einzelwissenschaften trat gegenüber der rastlosen Einzelforschung das Bedürfnis einer Zusammenfassung zurück. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts beginnt allmählich und immer stärker die Erkenntnis zu erwachen, daß unser gesamtes Dasein in einem überempirischen Grunde wurzelt. Man sieht ein, unsre gesamte Kultur verflacht, wenn man sie von dem tragenden Grunde einer jenseitigen Welt loslöst. Der Mensch ragt vor allem als moralisches Wesen in das Transzendente hinein. Eine Grundlegung der Ethik ohne metaphysisch-religiöse Grundlage ist bis jetzt noch nicht gelungen. Aber auch die Naturwissenschaft fühlt wieder das Verlangen, an den abschließenden letzten Fragen der Weltanschauung mitzuarbeiten. Sie wird wieder wie am Anfange des 19. Jahrhunderts zur Naturphilosophie. Der Ruf: Zurück zu Kant! wird immer deutlicher durch den Ruf: Zurück zu Fichte und Hegel! abgelöst; jedoch mit dem Unterschiede, daß die

neukantische Bewegung, wenigstens in ihren Anfängen, die richtig interpretierte „Kritik der reinen Vernunft" für den endgültigen Abschluß der neuzeitlichen Philosophie hielt, während der neu erwachte philosophische Idealismus an Fichte, Hegel und Schleiermacher anknüpfen und die von ihnen begonnene Bewegung in zeitgemäßer Form weiter führen will. In der Zeit der Vorherrschaft der Naturwissenschaft, des Positivismus und Neukantianismus lag das religiöse Interesse am tiefsten danieder. Mit der erneuten Wendung des Daseins zur Transzendenz hin erstarkte auch der religiöse Sinn aufs neue. So zeigt das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts eine starke Bewegung zur Religion hin. Ebenso stark ist aber die Abwendung von den überlieferten Ausdrucksformen der Religion. Die Antworten vergangener Zeiten genügen nicht. Gerade das Verlangen nach Wahrheit im religiösen Leben verbietet das einfache Herübernehmen der Lösungsversuche der Vergangenheit. Der Umbildungsprozeß ist noch im vollen Gange. Aber das Bedürfnis nach einem neuen, dem religiösen Empfinden unserer Zeit entsprechenden Ausdruck der religiösen Wahrheit ist in den weitesten Kreisen wach und muß zu einer klaren, verständlichen Ausdrucksform gelangen.

Nach der Meinung vieler Theologen handelt es sich nur um eine neue Formulierung des zu allen Zeiten sich gleich bleibenden religiösen Erlebens, also nur um eine neue, durch die Wandlung der Philosophie und allgemeinen Weltanschauung notwendig gewordene Fassung des sich ein für allemal gleichbleibenden christlichen Grundprinzips. Nun ist freilich der Zusammenbruch des überlieferten Dogmas schon eine folgenschwere Tatsache. Nur noch die Mehrzahl der amtlich eingeführten Lehrbücher für den Religionsunterricht sowie der Kirchenregierungen glauben diesen Tatbestand ängstlich verhüllen oder ignorieren zu müssen.

Noch wichtiger jedoch als alle philosophisch-theologischen Wandlungen, freilich auch ungleich schwieriger zu erfassen, sind die Wandlungen der religiösen Grundstimmung selber. Und doch scheint mir eine solche von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur zweiten deutlich bemerkbar zu sein. Auf sie möchte ich im folgenden aufmerksam machen mit der ausdrücklichen Anfrage an alle, die dem religiösen Leben unserer Zeit aufmerksam folgen, ob ihnen meine Beobachtungen zutreffend zu sein scheinen.

Der große religiöse Aufschwung am Anfang des 19. Jahrhunderts wird von der Gestalt Schleiermachers beherrscht. Er

findet das gemeinsame Wesen aller verschiedenen Aeußerungen der Frömmigkeit darin, daß wir uns schlechthin von einer höheren Macht abhängig fühlen. Dies Gefühl der Abhängigkeit erscheint bei ihm nirgends als ein peinigendes, den Menschen drückendes oder einschränkendes. Vielmehr freudige Ergebung ist die Grundstimmung seiner Frömmigkeit. Daß der Mensch einen Wert vor Gott hat, daß er über die gesamte Kreaturwelt erhaben ist, kommt bei Schleiermacher nicht zur Geltung. Wunschlose Ergebung, Dankbarkeit, Harmonie mit der Welt, Seligkeit und Frieden im Gefühl der Uebereinstimmung mit Gott ist nach ihm das Ziel der Erlösung, das Höchste, was der Mensch in der Religion erreichen kann.

Diese Aeußerungen Schleiermachers scheinen mir charakteristisch zu sein für die religiöse Stimmung, die bisher im Christentum geherrscht hat. Es wurden fast ausschließlich die weiblichen Tugenden des Christentums, Ergebung in Gottes Willen, geduldiges Ertragen des Leidens, ferner der gefühlsmäßige Ertrag des Christentums, innerer Friede und selige Freude gepredigt. Der Gewinn des Christentums wurde mehr in innerer Gefühlsseligkeit als in aktiver Leistung gefunden.

In den vorwiegend pietistisch gerichteten Kreisen wurde die Sündenvergebung als Grundbegriff der christlichen Lehre aufgefaßt. Damit fiel wieder alles Gewicht auf den gefühlsmäßig zu erfahrenden Trost der göttlichen Gnade gegenüber der Unseligkeit der Gottesferne. In der Ethik wurde der Begriff der Heiligung als beherrschender Zentralbegriff hingestellt. Dieser aber weist wiederum nach innen auf die Beherrschung und Veredelung des Trieblebens, nicht nach außen auf eine wertvolle Lebensleistung hin. Es trat überhaupt nicht hervor, daß der Mensch durch sein Christentum verpflichtet wird, auf dieser Welt etwas Wertvolles zu leisten. Es schien zu genügen, wenn er nur im seligen Frieden seiner Gottesgemeinschaft gewiß war.

Verhängnisvolle Folgen dieser Verkürzung des christlichen Lebensideals traten im Lauf des 19. Jahrhunderts deutlich zu Tage. Die im Erwerbsleben stehende Männerwelt konnte bei einer derartig gerichteten Predigt unmöglich die Verbindung zwischen dem Christentum und ihren Berufsidealen finden. Im besten Falle ging beides beziehungslos neben einander her. Weichen Gemütern blieb das Christentum eine ästhetische Verklärung für Sonntags- und Feierabendstunden. Dem Erwerbs-

leben schien das Christentum eher feindlich als fördernd gegenüberzustehen. Man glaubte, es verbiete, nach Mehrung der Lebensgüter, nach Ausdehnung der wirtschaftlichen Betriebe, nach Erhöhung der Lebenshaltung zu streben. So wurde das Christentum als eine kulturfeindliche, in das Leben der Neuzeit nicht mehr passende Erscheinung verworfen.

Noch schlimmere Wirkungen hatte die Predigt des Duldens, Sich Ergebens, Sich Fügens in den Willen Gottes in dem aufstrebenden Arbeiterstande. Hier war man nicht mehr gewillt, sich demütig in den Weltlauf zu ergeben in dem Glauben, daß hinter diesem Weltlauf die ordnende Hand Gottes zu spüren sei. Früher haben die Menschen sich leichter in das Unvermeidliche gefügt. So berichtete z. B. E. Sulze auf dem 22. deutschen Protestantentage am 6. Oktober 1904 in Berlin: *) „Ich habe in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts Zeiten der Arbeitslosigkeit und der Hungersnot miterlebt. Ich habe Männer gesehen, die unter Tränen um Arbeit baten. Aber nicht Erbitterung, sondern stille Ergebung war ihre Haltung." Die Zeiten haben sich gewandelt. Inzwischen ist das Selbstgefühl des Menschen, das Gefühl persönlichen Wertes dem Weltlauf gegenüber gewachsen. Ich kann hierin nur einen bedeutsamen Fortschritt im Lauf des 19. Jahrhunderts erblicken. Der ideale Kern der neueren Arbeiterbewegung liegt meines Erachtens darin, daß das Gefühl des Wertes der Persönlichkeit den Massen mehr und mehr zum Bewußtsein kommt. Sie lassen sich nicht mehr willenlos knechten und unterdrücken, weder von Menschen noch von unpersönlichen Mächten wie dem Kapital, der Weltkonkurrenz, den Produktionskrisen. Sie wollen mehr sein als bloße Handlanger des unpersönlichen Arbeitsprozesses. Dies berechtigte Streben hat die kirchliche Verkündigung in den entscheidenden Jahren, als die Arbeiterbewegung sich bildete, nicht anzuerkennen gewußt. Daß der Mensch einen höheren Wert habe als die unpersönliche Kreatur, war in Schleiermachers Verkündigung nicht zum Ausdruck gekommen. Die überlieferte Erbsündentheorie hatte sogar das Gefühl der Würde des Menschen möglichst zu ersticken gesucht. Die Predigt von der Seligkeit eines mit Gott versöhnten, mit dem Weltlauf in Harmonie lebenden Menschen hatte die aufstrebenden Mengen nicht nur nicht anziehen können, sondern im Gegenteil

*) Die Ueberwindung des Atheismus. Berlin, Schwetschke, 1904. S. 4.

mit Haß gegen alles Kirchentum erfüllt. Die offizielle Kirche schien mit der die Arbeiter unterdrückenden Klasse verbündet zu sein, denn es wurde nur die Predigt der Geduld und Ergebung vernommen. Daß das Christentum den Menschen in seinem berechtigten Vorwärts- und Aufwärtsstreben stützt, daß Tapferkeit, Unnachgiebigkeit, Beharrlichkeit und unverzagtes Aushalten christliche Tugenden sind, pflegte in jener Zeit nicht gepredigt zu werden.

Auch Schopenhauer sah an dem Christentum nur die milden, weiblichen Züge: Mitleid mit dem Leidenden, Sich an dem Feinde nicht rächen, lieber Unrecht dulden als Böses mit Bösem vergelten. Diese dem Christentum mit dem Buddhismus gemeinsamen Züge traten in jener Zeit in den Vordergrund. Das, was dem Christentum seinen überragenden Wert über die höchsten Formen indischen Denkens gibt, die Gewißheit, daß der Mensch einen der Welt überlegenen persönlichen Wert besitzt und zur Herausarbeitung dieses Wertes berufen ist, trat gänzlich zurück.

Die in den 50er bis 70er Jahren zum Höhepunkt gelangte Abwendung der gebildeten und der im Erwerbsleben tätigen Männerwelt vom Christentum hat somit außer der orthodoxen Verengung einerseits die Eingangs berührte Abwendung des Zeitalters von allen transzendenten Fragen, andererseits die Verkürzung des christlichen Ideals ins Weichliche, Gefühlsselige hinein zur Ursache.

Besonders deutlich wird diese Tatsache daran, daß eine so edle, nach nichts als Wahrheit und Vertiefung unseres Kulturlebens strebende Persönlichkeit wie Friedrich Nietzsche von Anfang seiner schriftstellerischen Wirksamkeit an mit dem Christentum keine Berührungspunkte hat. Im Laufe seines Wirkens jedoch wächst er zum fanatischen Bekämpfer des Christentums heran. Alle ungesunden Tendenzen unserer Kultur wurzeln nach ihm im Christentum. Die immer hitziger werdende Feindschaft Nietzsches gegen das Christentum erklärt sich mir aus der doppelten Ursache: 1. Das Streben der Zeit nach einer durchgehenden Immanenzierung des Daseins, nach Loslösung des Lebens von jeder Verankerung im Jenseits erreichte bei Nietzsche den Höhepunkt.*) Er erkannte aber viel klarer als andere, daß die Jenseits und Diesseits verbindende Metaphysik im Christentum wurzelt. 2. Nietzsche sah im Christentum nur die weichlichen, femininen Seiten. Seine antifeministische

*) Vergleiche J. Goldstein, Zum Kulturproblem der Gegenwart. Jena, 1899. Seite 81 f.

Tendenz,*) sein Kampf gegen romantische Gefühlsverweichlichung, seine Sehnsucht nach allem männlich Gesunden, Starken und Lebenbejahenden führte ihn dazu, das Christentum zu verwerfen, das er unter Schopenhauerschem Gesichtswinkel als die weiche Religion des Mitleids mit dem Leidenden sah. Die neueren Veröffentlichungen über Nietzsche haben klar ergeben: es ist durchaus falsch, wenn man Nietzsches Kampf gegen das Christentum daraus erklären will, er habe in seiner Jugend das Christentum in orthodoxer Verkürzung oder pietistischer Verengung kennen gelernt und sich darum später mit Leidenschaft und Erbitterung gegen diese unfrei und unwahrhaftig machende Lebensform gewandt. Bei der Mehrzahl der Antichristen unserer Zeit dürfte diese Erklärung zutreffen. In der Gegenbewegung unserer Zeit gegen die Religion steckt, wie Eucken**) treffend hervorhebt, „ein starker Affekt für die Wahrheit und Wahrhaftigkeit des Lebens", dem man eine von unserer Zeit nicht mehr zu erlebende veraltete Glaubensform aufzwingen will. Gerade bei Nietzsche trifft jedoch diese Erklärung nicht zu. Das Christentum ist ihm, besonders in der Gestalt seiner Mutter, der nach des Vaters frühem Tode die ganze Erziehung zufiel, in einer milden, freundlichen, gemütsinnigen Wärme entgegengetreten. In seinen Jugendjahren hat er selbst mit vollem Herzen am Christentum gehangen. In zarten Frauenseelen war ihm das Christentum zunächst als schützender Hafen der Seele, als tröstende, Ruhe und Frieden bringende Macht erschienen.***) Nietzsche war nun selbst eine zarte, mehr weibliche als männliche Natur. Man sollte also erwarten, daß gerade diese Seite am Christentum ihn dauernd anzuziehen vermöchte. Aber Nietzsches Philosophie wird zum großen Teile verständlich als eine Sehnsucht nach den Charakterzügen, die ihm selber fehlten. Das Ideal des vornehmen, starken, an Leib und Seele gesunden, nicht durch kleinliche Rücksichtnahme sich bindenden Uebermenschen entspringt aus der tiefen Sehnsucht eines von Leiden heimgesuchten Kranken. Von seiner größten Wandlung, der Abwendung von Richard Wagner spricht er selber deutlich im Eingang des zweiten Bandes von „Menschliches, Allzumenschliches". Die Abwendung von dem jämmerlichen Schauspiel des hilflos unter dem Kreuz zusammengebrochenen Wagner sei für ihn eine Genesung von dem Femininischen und schwärmerisch Zuchtlosen

*) Vergleiche dazu H. Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. Berlin, 1902.
**) Lebensanschauungen der großen Denker. 4. Auflage. Seite 498.
***) Vergl. Fr. Rittelmeyer, Nietzsche und die Religion. Ulm, 1904.

dieser schwülen, romantischen Kunst gewesen. Aus ähnlichen Gründen verwarf er das Christentum. Er wollte nicht in dem ruhigen, schützenden aber verweichlichenden Friedenshafen des Christentums bleiben; die Fahrt ins offene Meer schien ihm gefahrvoller aber auch wagemutiger zu sein.*) Wäre das Christentum in jener Zeit allgemeiner nicht bloß als tröstendes und Frieden bringendes Element, sondern als Erschließung höchster, weltüberwindender Kraft vertreten worden, so hätte wahrscheinlich auch Nietzsche ein engeres Verhältnis zu ihm gewonnen.

Seit Nietzsches Auftreten, teilweise direkt durch seinen Einfluß hat man in der christlichen Verkündigung fast allgemein den herrschenden Mangel zu ergänzen gesucht. Was im 19. Jahrhundert noch von männlichem Christentum übrig geblieben war, ging zurück auf den im 18. Jahrhundert volkstümlich gewordenen und noch heute in dem gesunden Bürgertum lebenden Rationalismus. Die früheren sentimentalen Neigungen der Aufklärungszeit waren abgestreift. Berufstreue, Gewissenhaftigkeit, Gottvertrauen waren die Tugenden, die die Rationalisten nicht bloß predigten; sie waren dem Bürgertum wirklich ins Herz geschrieben. Anstatt nun an den Rationalismus anzuknüpfen und ihn zu vertiefen, wie es z. B. De Wette, Hase, Reuß**) u. a. wollten, hatte der neu erwachende Pietismus im Bunde mit der repristinierten Orthodoxie nichts wichtigeres zu tun, als blind gegen alles, was rationalistisch klang, zu wüten und es als unchristlich zu verwerfen. Der Rationalismus hatte es jedenfalls verstanden, eine enge Verbindung zwischen christlichem Glauben und bürgerlichem Beruf zu ziehen. Er war praktisch brauchbar, wenn er auch nicht in die tiefsten, dem Christen erreichbaren seelischen Stimmungen hineindrang. Die seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts immer stärker einsetzende pietistische Polemik hat zwar unserem Volk den gesunden rationalistischen Untergrund seiner Frömmigkeit nicht zu nehmen vermocht, aber doch viele insofern irre gemacht, als sie von nun an sich nicht mehr als Christen im Vollsinn des Worts fühlen zu dürfen glaubten. Vor allem der allmählich in alle Kirchenregierungen eindringende orthodoxe Pietismus hat die noch heute bestehende Abneigung des Bürgertums gegen alles offizielle Kirchentum hervorgerufen. Dagegen sind weder der Pietismus

*) Vergl. Rittelmeyer a. a. O.

**) Vergl. z. B. den schönen Briefwechsel zwischen Reuß und Graf. Gießen 1904. S. 26 f.

noch die repristinierte Orthodoxie im 19. Jahrhundert jemals volkstümlich geworden. Die pietistische Forderung, daß das religiöse Grundgefühl des Christen ein tiefes Zerknirschtsein über sein Sündenelend sein müsse, hat niemals weiteren Kreisen einleuchten wollen, ebensowenig der als einmalig oder wiederholt geforderte Umschlag der Stimmung von tiefer Sündentrauer zur um so seligeren Freude des unverdienten Begnadigtseins. Ebenso ist das mit mehr oder weniger Abstrichen erneuerte alte Dogma von der Trinität, von der Person Christi als einem mixtum compositum aus zwei Naturen, von der einmaligen Erlösung aller Menschen durch Christi Blut jemals etwas anderes gewesen als ein Lehrgesetz, dem sich einige aus Gehorsam gegen die nun einmal bestehenden kirchlichen Vorschriften willig beugten. Heute gibt es nur noch eine Großmacht, die der Orthodoxie vielleicht noch für einige Jahrzehnte ihre Herrschaft sichern wird, nämlich die Unwissenheit, die Unbekanntschaft weiterer Kreise mit den Formen, wie evangelisches Christentum ohne Orthodoxie und ohne Pietismus vertreten wird.

Der Theologe, der am kraftvollsten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein männliches, kräftiges Christentum vertreten hat, ist Albrecht Ritschl. Der Kampf gegen den Pietismus, den er für einen in die evangelische Kirche hineingedrungenen Fremdkörper ansah, hat sein Lebenswerk von Anfang bis zu Ende bestimmt. Was er an die Stelle setzen wollte, war der männliche, kämpfende, weltüberwindende Glaube Luthers. Tatsächlich hat er das Luthertum in stark modernisierter Form vertreten. Er strich die steten Beängstigungen des Menschen über seine Sünde, wie sie bei Luther selber und vielen seiner Nachfolger auftreten. Er stellte zwar noch die lutherische Rechtfertigungslehre in den Mittelpunkt, aber er fand die Probe der Rechtfertigung nicht mehr in seligen Gefühlen des Begnadigtseins, sondern seiner eigenen nichts weniger als gefühlsweichen, vielmehr herben Natur entsprechend in treuer Arbeit im Berufe und Bewährung des Gottvertrauens in allen Lebenslagen. Tatsächlich traten damit die gesunden alten, rationalistischen Frömmigkeitsideale in vertiefter Form in den Mittelpunkt der Frömmigkeit. Vor allem jedoch wird das neuzeitliche persönliche Lebensideal, das Suchen nach einer kraftvollen Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit, aufs innigste mit dem religiösen Leben verbunden, ja, es tritt in das Zentrum der Religion selber hinein. Das Christentum ist nach Ritschl darum die höchste

Religion, weil es uns das gibt, wonach von jeher die Menschen trachten, nämlich geistige, selbständige Persönlichkeiten zu werden; ein geschlossenes Ganze, eine originale Größe zu werden, das verbürgte das Christentum. Durch treue Arbeit im irdischen Beruf, durch Standhalten allem Leide gegenüber und durch Vertrauen auf Gottes Vorsehung gewinnt der Mensch eine erhabene Stellung über der ganzen Kreatur. Der Mangel, der noch bei Schleiermacher vorhanden war, daß der Mensch einfach in die Reihe der Weltwesen eingeordnet wurde und in gleicher Weise wie sie von Gott abhängig sein sollte, war hier ergänzt.

Das Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit von einer höheren Macht hatte bei Schleiermacher nur freudige und demütige Ergebung in Gottes Walten geweckt. Am Ende des 19. Jahrhunderts zeigt Sascha Schneiders Zeichnung „das Gefühl der Abhängigkeit" eine völlig andere Stimmung. Ohnmächtig und schlaff, mit Ketten gebunden gibt der Mensch den Kampf gegen das drohend ihn anblickende übermächtige Schicksal auf. Ein anderes religiöses Ideal war nötig, das dem Menschen Widerstandskraft im Kampf des Lebens geben konnte.

Ein solches wurde gefunden. Seit dem Lutherjubiläum von 1883 erkannte man in immer weiteren Kreisen, daß das Beste in Luthers Frömmigkeit sein Mannesmut, seine weltüberwindende, auch den Tod nicht scheuende Heldenkraft war. Sie erwuchs ihm aus dem sicheren Gefühl, daß sein Lebenswerk ein Kampf für Gottes Sache war. Darum wußte er in den entscheidenden Zeiten seines Lebens von Gottes Macht sich getragen. Dies gab ihm das Gefühl der Unbesiegbarkeit. Etwas von dieser siegesmutigen Stimmung der mit Gott geeinten Kraft klingt noch hin und wieder bei einigen Liedern Paul Gerhards hindurch, z. B. „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich." Das Lied, das Gustav Adolfs Heerscharen sangen, wird von derselben Stimmung durchzogen: „Gott ist mit uns und wir mit Gott. Den Sieg wollen wir erlangen." Ernst Moritz Arndts männliche Frömmigkeit ist wieder auf denselben tapferen Ton gestimmt. Die dazwischen liegende pietistische Zeit deutet alle christlichen Empfindungen ins Sentimentale, Rührselige, Tränenreiche um, wie die Mehrzahl der für unsere Zeit ungenießbaren Kirchenlieder beweisen.*) Unserer germanischen Art entspricht allein diese starke, freudige Art

*) Vergl. Bonus, Deutscher Glaube. S. 217.

der Frömmigkeit. In allen Lebenskämpfen einen Rückhalt bei Gott haben, ja, die eigenen Lebensaufgaben als von Gott gegebene Notwendigkeiten verstehen, nur in dieser Form wird unser deutsches Volk sich das Christentum aneignen können. So drückt es z. B. Frenssen*) gelegentlich aus: „Unser Herz bei Gott, und unsere Hände gegen die Hunde, gegen alles Schlechte; das ist das Christentum.“ Niemand aber hat in entschiedenerer Weise diese Art der deutschen Frömmigkeit vertreten als Arthur Bonus, der das Beste in seiner Geistesrichtung bemerkenswerterweise Albrecht Ritschl, Lagarde und Nietzsche zu verdanken sich bewußt ist.**) Nach Bonus muß die Verdeutschung der Frömmigkeit in uns einen unbeugsamen Willen zur Macht und Gewalt der Seele wecken, „zu innerstem und höchstem Stolz und Trotz, zu einer Gesinnung, die Gott sich nicht als Feind fühlt, sondern als Bundesgenossen, die mit beiden Füßen fest vor ihm steht und ihm gerade ins Auge schaut.“ Die Lehre, daß ein Verzweifeln an der eigenen Kraft die Grundstimmung des Christen sein müsse, sei aus einer müden, dekadenten Anschauung erwachsen. „Für unser deutsches Gefühl treten Selbstachtung und Selbstvertrauen nur in vorübergehenden Gegensatz zu Gottesfurcht und Gottvertrauen. Fern von ziellosem, gottlosem Trotz soll ein mit Gott verbündeter Trotz uns stark machen.“ „Der deutsche Christ steht aus wie Luther und Ernst Moritz Arndt.“ „Uebervoll von trotziger Kraft und Uebermensch fühlt er sich selbst und deshalb liebt und fürchtet er den Gott, von dem er seine Kraft sich gegeben weiß. Er schaut ihm gerade und aufrecht ins Antlitz. Von daher versteht der Deutsche auch Christus und — versteht ihn recht. Der Deutsche wird entweder den starken und freien Gott finden, der ihn auch stark und frei macht, oder er wird sich gegen Gott erklären. Denn der deutsche Atheismus ist nicht überhaupt gottlos, er ist nur den Gott los, der Sklaven will und sklavischen Selbstverzicht.“ ***) „Werde hart, werde hart, wie dein Gott, du weiche, waschlappige Frömmigkeit meines Volkes und zeige deine harten Formen, jedes Stück die seine!“ †)

Von hier aus öffnet sich uns ein charakteristischer Durchblick

*) Jörn Uhl S. 188.
**) Vergl. „Zwischen den Zeilen“, besonders Band II. „Deutscher Glaube.“ „Der Gottsucher.“ „Religion als Schöpfung.“ Ferner: „Zur Germanisierung des Christentums.“ Christliche Welt 1899; bes. Sp. 173.
***) Christliche Welt 1899 Sp. 173.
†) Deutscher Glaube S. 191.

durch die Religionsgeschichte. In zwei Typen*) hat die Religion sich geschichtlich ausgeprägt. In den semitisch-orientalischen Völkern wurde der Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen auf das Stärkste empfunden. Die Gottheit wurde in den semitischen Religionen als das übermenschlich Erhabene aufgefaßt, der der Mensch nur winselnd und kriechend im Gefühl seiner Nichtigkeit nahen dürfe. Ganz anders in den arisch-indogermanischen Religionen. Hier tritt das freudige Gefühl der Verwandtschaft Gottes und des Menschen voran. Das Ideal-Menschliche ist das Göttliche. So empfanden es die Griechen. „Wir sind göttlichen Geschlechts.“ Diesen höchsten Gedanken des Griechentums eignete Paulus (nach Apostelgeschichte 17,28) sich vom Griechentum an. In der Vorstellung des heiligen Geistes als einer im Menschen wohnenden, ihn mit Kraft und Frieden erfüllenden Macht vertrat Paulus**) erstmalig platonisch-stoische Anschauungen, deren Herkunft aus dem Griechentum man sich gar nicht bewußt wurde, weil die ganze Zeit gebieterisch die Herübernahme des besten Ertrages der griechischen Religion forderte. Dies griechische Gut wurde bald zum gemeinchristlichen Besitz. Dies freudige Gefühl des Getragen- und Erhobenseins von der göttlichen Macht können wir Germanen unserer Geistesart nach nur innerhalb des schaffenden, tätigen Lebens erfahren, nicht in dem von Griechenland ins Christentum eingedrungenen Ideal der Kontemplation oder der mystisch-ekstatischen Gotttrunkenheit. In Luthers Person kreuzten sich noch die beiden typischen religiösen Stimmungen, das männlich aufrechte, weltfreudige, kämpfende Christentum und das alt-semitische Gefühl der Selbsterniedrigung und völligen Verworfenheit des Menschengeschlechts. Auf etwas Aehnliches hat schon A. E. Berger in seiner schönen Lutherbiographie aufmerksam gemacht. Er bemerkt zu dem durch ein Gewitter hervorgerufenen Entschluß Luthers, ins Kloster zu gehen: „Wir erkennen in dieser Gewitterszene gewissermaßen ein typisches religiöses Urphänomen aus der Epoche des mythenbildenden Naturalismus wieder: der naive Mensch im hilflosen Gefühl der absoluten Abhängigkeit zu Boden geworfen, erschüttert von der Uebergewalt eines Unbegriffenen, Unberechenbaren, dies Unbegriffene als Persönlichkeit fassend ... und diese Persönlichkeit sich zu versöhnen, sich geneigt zu machen trachtend durch Gebet,

*) Vergl. dazu C. P. Tiele, „Einleitung in die Religionswissenschaft“. Deutsch von Gehrich. Gotha, 1899. Band I, S. 134 ff.

**) Vergl. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. S. 584 ff.

Gelübde und Opfer".*) Ich sehe zugleich in dem Zittern vor Gott, in dem bis zu krankhaften Beängstigungszuständen sich steigernden Sündengefühl, in der in der Schrift „De servo arbitrio" vertretenen Anschauung der Gnadenwahl Gottes als eines Willkürakts, durch den einige beseligt, andere verdammt werden, die Nachwirkungen semitischer Religionsstimmung. Schon Paulus, das größte Vorbild für Luther, vereinigte beide Seiten in sich. Die semitische religiöse Anschauung hat ihren charakteristischsten Ausdruck im Römerbrief, Kapitel 9, gefunden: der Mensch ist rechtlos vor Gott; er ist wie Ton in der Hand des Töpfers. „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." „So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstockt, welchen er will." Der moderne Pietismus mit seinem als Probe der Christlichkeit angesehenen stetigen Sündengefühl, die noch heute stark nachwirkende augustinische Theorie von der Erbschuld, nach der Gott das Recht haben soll, um Adams Sünde willen alle Menschen ins ewige Verderben zu werfen, sind die deutlich bemerkbaren Ausläufer dieser altsemitischen Anschauung von Gott und Mensch.

Seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts etwa finde ich einen männlicheren, kräftigeren, germanischer Geistesart entsprechenden Ton in der Verkündigung des Christentums in weiten Kreisen vertreten. In der Literatur galt zwar noch weiterhin eine müde, gebrochene, dekadente Stimmung als die dem Christentum entsprechende. Aber die scharfe Polemik Nietzsches zeitigte doch ihre guten Früchte. Man sah ein, daß man das christliche Ideal zu sehr ins Weichliche verzeichnet hatte, daß ein hilfloses Zusammenbrechen des Menschen nicht die Probe auf sein Christentum sein könne.**) Und so nahm man Züge des Nietzscheschen freudigen starken Uebermenschen in das Christliche Lebensideal auf; oder vielmehr man erkannte, daß sie bereits in der Art, wie die besten Deutschen das Christentum sich angeeignet haben, drin liegen. Ueberraschend schnell haben wohl auch die Bonusschen

*) „Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung." Band I, S. 57.

**) Auch H. St. Chamberlein vertritt ein weltfreudiges deutsches Christentum in schöner Weise. Der Christ „nimmt einen Kampf auf; und da genügt nicht die Demut. Wer Christo folgen will, braucht vor allem Mut, Mut in seiner geläutertsten Form, jenen täglich von neuem geglühten und gehärteten inneren Mut, der nicht allein im sinnenberauschenden Schlachtgetöse sich bewährt, sondern im Dulden und Tragen, und in dem wortlosen, lautlosen Kampf jeder Stunde gegen die Sklaveninstinkte in der eigenen Brust. Das Beispiel ist gegeben. Denn in der Erscheinung Christi finden wir das hehrste Beispiel des Heldenmutes." (a. a. O. S. 207; vergl. S. 645.)

Gedanken gewirkt, daß die Religion vor allem fest und klar, tapfer und berufsfreudig machen müsse, leuchtete allen ein, sobald es erst einmal klar und deutlich ausgesprochen war.

Wollen wir an der Zukunft der Religion nicht verzweifeln — und dazu ist, meine ich, kein Grund vorhanden — so dürfen wir sie nur in dieser männlich tapferen Gestalt vertreten. Für ein derartig gefaßtes Ideal können auch die aufstrebenden Arbeitermassen sich begeistern. Wenn der einzigartige Wert der Menschenseele der Grundgedanke des Christentums ist, so ist das Streben einer ganzen Menschenklasse, aus untermenschlicher Gedrücktheit zur Möglichkeit der menschheitlichen Bildung zu gelangen, das wichtigste Ereignis der Gegenwart, dem jeder Christ mit Freude zujubeln müßte. Daß die Arbeitermengen mit dem Kirchentum, wie es gegenwärtig noch herrschend ist, sich nicht befreunden können, wird man begreiflich finden, solange jeder freiere Luftzug von oben her künstlich unterdrückt wird. Und auch die christliche Verkündigung konnte die vorwärtsstrebenden Mengen nicht gewinnen, solange das Christentum mehr im Gehorchen und Sichbeugen als im Erwerben geistiger und sittlicher Kraft gesehen wurde. „Es ist doch nicht die heile Gottlosigkeit, sondern ein sehr gesunder und gut deutscher Instinkt, wenn unsere Arbeiter sich aus allen Kräften gegen die Zumutung wehren, um Gottes willen ihren „Herrn" gehorsam zu sein „mit Furcht und Zittern als Christo"".*) Wenn nun in der Gegenwart eine freiere freudigere Grundstimmung im Christentum vertreten wird, so steht zu hoffen, daß das Christentum sowohl der Arbeiterwelt wie der ganzen gebildeten Männerwelt in anziehenderem Lichte sich zeigen wird. Vielleicht wird der der ganzen Arbeiterbewegung als treibende ideale Kraft bereits einwohnende Glaube an eine bessere Zukunft, an den Sieg von Gerechtigkeit und Wahrheit noch deutlicher hervortreten und dann seine Verwandtschaft mit christlichen Gedanken erkennen.

„Das Christentum geht noch auf Kinderschuhen, kaum dämmert seine Mannesreife unserem blöden Blicke."**) Das germanische offene weltfreudige Christentum, das in der Entfaltung der edelsten menschlichen Kräfte die Offenbarung des Göttlichen sieht, hat noch eine große Zukunft. Dies Christentum ist kein Fremdkörper im Kulturleben der Gegenwart; es ist geeignet, unserem gesamten geistigen Leben Halt und Weihe, Richtung und Vertiefung zu geben.

*) Bonus in der Christlichen Welt 1899 Sp. 172.
**) Chamberlain. S. 190.



Delphi.

Von

Otto Schroeder.

In einem Winkel der riesigen Felsspalte zwischen Parnaß und Kirphis lag die „felsige Pytho" Homers wie das heutige Delphi. Zwei Zugänge verbanden das Heiligtum mit der Welt, ein östlicher, von Chalkis und Athen durch Böotien, und ein westlicher von Krisa oder Kirrha, wo zugleich die von Norden über Amphissa kommende Handelsstraße, drei Stunden von Delphi, das Meer erreichte. Man sieht, die Weltabgeschiedenheit war nur scheinbar: gerade zu der Zeit, da Delphi auf seiner Höhe stand, da es eine von prophetischen Männern, in Delphi selbst und außerhalb, getragene delphische Religion gab — das war die Zeit vor den Perserkriegen, die Zeit namentlich der Kolonisation des Westens —, gerade damals brauste dicht an Delphi vorbei der volle Strom des Lebens.

Die delphische Landschaft ist oft geschildert worden; sie hat nicht ihresgleichen, und hatte es wohl nie. Ob man von Osten oder von Westen kam, es zeigte sich, bei einer Wendung des Weges, stets das ganze Bild auf einmal: im Vordergrunde, tief eingeschnitten das Bett des Pleistos, dann, dem jäh ansteigenden Gelände mühsam abgerungen, die Wohnstätten der Delpher; in der Mitte, von mächtigen Stützmauern getragen und gehalten, der heilige Bezirk, mit den „Schatzhäusern" und den Hallen, mit den hochragenden Denkmälern und dem Apollotempel, dessen Breitseite vor allem den Blick auf sich zog; endlich, das Ganze großartig umrahmend, die beiden schroffen Felswände der Phädriaden, und da, wo sie zusammenstoßen, die Kastaliaschlucht, die ihr nie versiegendes Wasser in den Pleistos ergießt. Man muß wohl längere Zeit in Delphi zugebracht, muß auf- und abziehende Unwetter, alle Tages- und Jahreszeiten dort erlebt haben, nicht zu reden von

dem, was man im eigenen Innern hinzubringt, um einigermaßen den Reichtum von Stimmungen zu erschöpfen, die dem antiken Wallfahrer aus diesem Bergwinkel entgegenströmen mochten.

Noch vor weniger als zwanzig Jahren lagen auf der heiligen Stätte die Hütten von Kastri. Die französischen Ausgräber mußten das ganze Dorf kaufen und in einiger Entfernung den Bewohnern neue Häuser bauen, ehe sie das Werk begannen, das vor kurzem seinen Abschluß und in einem schlichten Museumsbau seine Krönung fand.

Ein rascher Gang durch das Ausgrabungsfeld, wobei wir uns vor allem an das halten wollen, was wir an Ort und Stelle oder im Museum mit Augen sehen, mag solchen, die wohl von Delphi gelesen und gehört, doch seinen heiligen Boden nie betreten haben, eine Vorstellung geben, wie viel wir schon jetzt den französischen Ausgrabungen verdanken; über viele Einzelfragen wird sich erst urteilen lassen, wenn die Publikationen, namentlich der Inschriften, vollständig vorliegen.

Wir nähern uns Delphi von Osten, wie die aus Böotien kommenden Pilger. An dem Dreiweg, wo Oedipus seinen Vater erschlug, ist es noch immer nicht geheuer: „hier ward vor Zeiten ein Räuberhauptmann erschlagen; lang ist es her, wohl an fünfzig Jahre!“ meint das Volk. Bei dem stattlichen Dorf Aráchowa steigen wir zum Pleistostal nieder. Felsgräber und Sarkophagtrümmer verraten uns, daß wir Begräbnisstätten der Delpher passieren. Noch einige Minuten, und wir blicken, über das Marmariá genannte Trümmerfeld einiger Vorstadtbauten hinweg, auf die Terrassen des eigentlichen Delphi. Gleich am Anfang der Marmaria meldet uns, in delphischem Dialekt, ein Grenzstein, daß wir uns im Bezirk der Athene Ergáne befinden, also der Beschirmerin des Kunsthandwerks, namentlich des Stickens und Webens. In dem eben genannten Arachowa blüht heute eine eigene Heimatindustrie: Teppiche, Pferdedecken, Satteltaschen, aus derbem Stoff, in kräftigen Farben, buntgestreift, slavische Bauernkunst ohne Zweifel, doch nicht ganz unwürdig der Athene.

Unter den weitern Bauten, von denen teilweise beträchtliche Reste erhalten sind, interessiert zunächst ein zweiter Athenetempel, der Athene Prona(i)a, nach Pausanias; in welchem innern Verhältnis diese Göttin zum Haupttempel (Naos) stand, ist nicht ohne weiteres klar. Aber ohne weiteres muß jedem einleuchten, der Augen hat, daß der Rundtempel neben der Pronaa ein Werk aller-

ersten Ranges war; nach den Quadern, die an Ort und Stelle liegen, und nach den Teilen von Wand und Sims, die im Museum aufgerichtet stehen, kann man sich wohl ein Bild machen: in der Bauart mit dem Polykletischen Rundbau von Epidaurus verwandt, in der Vornehmheit und Sauberkeit der Durchführung an die allerbesten Arbeiten des V. Jahrhunderts heranreichend. Eine Besonderkeit des Baues, der mit seiner Verbindung von dorischen Außen- und korinthischen Innensäulen ins IV. Jahrhundert gehört, liegt darin, daß die helle marmorne Rundmauer auf einem Teller von festem, schwarzem Gestein aufsitzt, der im Innern den Fußboden bildet und außen unter der schönverzierten Stoßkante der Mauer unterfutterartig herausragt.

Aus der Marmaria tritt man in das etwas tiefer gelegene Gymnasion: Höfe sind erkennbar mit angrenzenden Zimmern, eine Badanlage mit Schwimmbassin und Duschen, einstmals vom Wasser der Kastalia gespeist, endlich eine lange Säulenhalle: junges Volk von mancherlei Mundart mag sich hier zeitweise getummelt haben, zur Vorbereitung auf die Wettkämpfe um den pythischen Lorbeer.

Auf neugebahntem Wege schreiten wir zur Kastalia hinan: ein Trunk, gemischt aus frommem Schauder und gemeinem, irdischem Durst, und ein rascher Blick in die Felsschlucht, die in Nischen und dergleichen alte Verehrung der Quellnymphe bezeugt, dann weiter, zum Eingang in den heiligen Bezirk!

Ein geräumiger schöngepflasterter Vorplatz sagt uns, daß wir uns am Haupttor befinden: hier ordneten sich also die Prozessionen, bevor sie singend die heilige Straße betraten, am lieblichsten in den althergebrachten Mädchenreigen, den „Lorbeerträger" an der Spitze, den Vertreter des Gottes.

Wir treten ein und beschreiten die heilige Straße, großenteils noch die alten, breiten Steine. Zu beiden Seiten der Straße zahlreiche Sockel verschwundener Standbilder, so gedrängt, daß nicht selten eins das andere verdeckte, einige in geraden Reihen, andere in Halbkreisen zu geschlossenen Gruppen geordnet. Dann beginnt die Reihe der sogenannten Schatzhäuser, sämtlich der älteren Zeit angehörig, unbekannter Bestimmung; am einfachsten werden wir sagen: sikyonisches, knidisches, athenisches Haus. Hervor ragt unter ihnen in jeder Beziehung das knidische, dessen Benennung übrigens nicht über jeden Zweifel erhaben ist: erhalten sind die Fundamente, die beiden Karyatiden der Vorhalle, der größte Teil des Frieses, das Giebelfeld, die Dachbekrönung. Die

Aufstellung der Reliefs im Museum und die großenteils in Gips ausgeführte Rekonstruktion der Fassade ermöglicht ein genaueres Studium und gibt eine volle Anschauung; aber man muß die Fundberichte nachlesen, um sich einen Begriff zu machen von den Mühen dieser Herstellung: waren doch die einzelnen Bruchstücke oft weit verschleppt worden und lagen nun verstreut und mit anderem vermengt. Am meisten interessiert der Fries: auf dem Stück, das, an der Ostseite des Hauses, von der Straße aus zuerst sichtbar war, erkennt man den Kampf griechischer Helden um den Leichnam eines Troers (Euphorbos); Götter und Göttinnen — Ares, Zeus, Athene unterscheidet man mit Sicherheit — auf Stühlen sitzend schauen sie zu, wenn man nicht aus Kampf und Götterversammlung zwei getrennte Szenen machen will. Schmerzlich ist, daß man über die einst in Farbe aufgetragenen Namen, die vor Luft und Regen nicht genügend geschützt, auch nicht sogleich sorgfältig gebucht, scheint es, da sie bald nach der Ausgrabung erloschen sind, nichts Authentisches erfährt. Viele stehen jetzt auf dem Marmor mit Bleistift nachgetragen, von zweifelhafter Urkundlichkeit. — Der Nordfries, der einst die Straßenfront zierte, bietet eine Gigantomachie, prächtige Arbeit, auf blauem Grunde, in kräftigem, vielfach noch durch gelb und rot gehobenem Relief, mit kühnen Ueberschneidungen: einmal erscheint hinter den Beinen der weitausschreitenden Gestalten ein Hund in vollem Laufe. Die Giganten haben hier die Gestalt behelmter und gepanzerter Krieger; gegen sie kämpfen Aeolus, der Windgott, und, im Pantherfell auf einem Löwengespann, Dionysos, dann Herakles, Hermes, Athene und, nebeneinanderschreitend, Apollon und Artemis, alle in lebhaftester Bewegung. — Der Südfries stellt den Leukippidenraub dar, ein bis in die Neuzeit beliebtes Thema, das namentlich in zwei Fassungen umlief: 1. Mädchenraub, Spottreden der Apharetiden, Rinderraub, Kampf, oder 2. Entführung der Bräute der Apharetiden, Verfolgung der Räuber und Kampf. Da das Relief nicht die Mädchen unter ihren Gespielinnen zeigt, sondern berittene Verfolger, so muß man hier, wie bei dem Relief von Gjölbaschi, die meist für jung geltende zweite Fassung voraussetzen. — Der westliche Streifen, also der Fries der Vorderseite, ist am unvollständigsten erhalten: links und rechts ein Flügelgespann mit einer Göttin, bei dem linken, der Athene gehörigen steht noch Hermes, hinter Athene, nach der Mitte, erkennt man noch eine männliche Gestalt, die einen Stab oder eine Keule trägt, — man spürt, ohne

den Vorgang mit Sicherheit deuten zu können, doch die prächtige dekorative Wirkung. — Das Giebelfeld hat zum Mittelpunkt den Dreifußraub, einen noch unerklärten, aber gewiß irgendwie mit dem Dorerzuge und mit vorübergehenden Mißhelligkeiten zwischen Apollon und dem Dorergott zusammenhängenden Mythus. Herakles hat den Dreifuß über die Schulter gehängt und schreitet eilig nach rechts, das Haupt zurückgewandt im Unmut gegen Apollon, der mit beiden Händen sein Eigentum festhält; zwischen den Streitenden steht, beide um Hauptes Länge überragend, Athene — der Kopf fehlt, aber die Deutung unterliegt keinem Zweifel —; mit der Rechten fällt sie Apollon in den Arm, die Linke ist nicht sichtbar, aber soviel ist klar: die Göttin schlichtet den Streit. Minder klar ist das Verhalten einer vierten Gestalt, hinter Apollon, Artemis vermutlich, die seltsamer Weise ihren Bruder statt des Dreifußes festzuhalten scheint; aber da dies eben im Relief nicht gut ausführbar war, sollte jenes vielleicht das selbe bedeuten. — Das Giebelrelief hat das eigentümliche, daß die Gestalten in ihrer oberen Hälfte durch Weglassung des Reliefgrundes zu Rundfiguren geworden sind; aber das Werk gehört wohl keinem anderen Künstler, jedenfalls keiner anderen Zeit an, als der Fries, d. h. Mitte oder Ausgang VI. Jahrhunderts.

Aelteren Datums ist das sikyonische Haus, das nach eingemauerten Werkstücken zu schließen, an der Stelle eines noch älteren zu stehen scheint. Die erhaltenen Reliefplatten zeigen eine altertümlich minutiöse Arbeit; eine berührt sich inhaltlich mit dem Südfries des Knidierhauses: Kastor, Polydeukes und ein Apharetide, Idas, ziehen mit den gemeinsam geraubten Rindern davon; es ist eine dritte Fassung der Sage.

Das athenische Haus ist unter den genannten das größte und das jüngste, obwohl keineswegs jungen Datums: man wird die Errichtung des Baues, der, wie das sorgfältig anatomische Präparat der Ausgrabung erkennen läßt, über einem älteren Baue steht, jedenfalls vor die Perserkriege zu setzen haben. Es hat eine bevorzugte Lage: in dem Augenblicke, da die heilige Straße in scharfem Knick nach Nordosten umbiegt, um serpentinenartig die Höhe zu gewinnen, schreitet man auf das athenische Haus zu, das noch durch eine Terrasse über das Straßenniveau hinausgehoben, einen ungemein würdigen und festlichen Eindruck macht. Von den alten Werkstücken hat sich soviel zusammengefunden, daß ein Wiederaufbau möglich ist: Schon jetzt stehen die Wände in halber

Höhe, die neueingesetzten Stücke in einer Gipsmasse hergestellt; davor die beiden dorischen Säulen, die wie bei dem Knidierhaus die Karyatiden, mit den Antenpfeilern das Dach der Vorhalle tragen. Von dem Reliefschmuck ist, außer einer reitenden Amazone vom Dachfirst, ein großer Teil der Metopen erhalten mit Darstellungen von Herakles- und Theseusabenteuern (Geryones, nemeischer Löwe, und Amazone, Minotaurus), in etwas steifer Ausführung. Südlich vor dem Hause liegt ein Sockel mit der Inschrift: „Athener dem Apollon, von den Medern Siegesbeute der Marathonschlacht." Kenner schließen aus den Schriftzügen auf eine gegen Ende des IV. Jahrhunderts ausgeführte Erneuerung der alten Weihinschrift. Der Sockel muß die Beutestücke getragen haben; mit dem Hause selbst hat die Inschrift nichts zu tun.

Unter den Trümmern des athenischen Hauses sind ein paar Steine ans Licht gekommen, die allein schon ausreichen, diese delphische Grabung vor allen anderen glücklich zu preisen, Steinplatten mit eingegrabenen Liedern. Im ganzen haben sich in Delphi vier Lieder gefunden, zwei davon mit den Gesangnoten, die wir mit ziemlicher Sicherheit transponieren können, schwerlich zu dauernder Bereicherung unserer Konzertprogramme — denn die Musik, vielleicht schon an sich nicht sonderlich hochstehend, ist für uns schwer genießbar —; aber den Wert dieser Funde für die Wissenschaft der Musik- und der Versgeschichte und des Kultus berührt das ja nicht. Von den beiden ohne die Musik erhaltenen Liedern erfahren wir die Namen der Dichter: Philodamos von Skarphos und Aristonoos von Korinth. Das älteste und zugleich dichterisch wertvollste ist das leider arg verstümmelte Lied des Philodamos, in dem angehängten Ehrendekret bezeichnet als „Paean auf Dionysos",

den in Theben, juchheiho!
Semele, die junge Mutter,
Zeus dem Weltenvater schenkte;
es tanzten die Götter,
es jauchzten die Menschen
bei seiner Geburt.

Wir schreiten weiter, vorbei an dem „Felsen der Sibylle", dahinter sich die einst auf hoher Säule stehende Sphinx der Naxier wiedergefunden hat, über einen kreisrunden Tanzplatz hinweg, zu einer neuen Stiftung der Athener. Eine Inschrift meldet: „Athener weihten die Halle und die Waffen und die Schiffs-

schnäbel (?), erbeutet von den Feinden." Die Schriftzüge deuten auf ein beträchtliches Alter; aber die farblose Bezeichnung der „Feinde" läßt uns über den Anlaß der Weihung leider im Dunkeln: Salamis, auf das man wohl geraten hat, scheint ausgeschlossen. Die Halle, mit ihren schlanken, weitgestellten Säulen, kann nur ein Holzdach getragen haben.

Angelehnt ist diese kleine Ruhmeshalle der Athener an die Stützmauer der Tempelterrasse, die sogenannte Polygonalmauer, deren Wandfläche zu den schon früher bekannt gewordenen Freilassungsurkunden benutzt wurde.

An der Ecke der Mauer führt ein etwas steilerer Anstieg auf die Höhe des Tempels. Zur Rechten hat sich der quadratische Unterbau der Schlangensäule gefunden, die einst den goldenen Dreifuß von Platää trug. Mancher wird die Säule aus Konstantinopel kennen, wo sie den Byzantinern eine Weile als Brunnenrohr gedient hat, wird dann auch einige von den Namen der Griechenstädte gelesen haben, die an dem Freiheitskampfe teilgenommen hatten, voran Lakedämon, Athen, Korinth, und aus Herodot und Thukydides wissen, daß ursprünglich auf dem Dreifuß selber eine etwas anmaßende Inschrift des spartanischen Führers stand mit dem Anfang „der Griechen Oberfeldherr", was dann selbst den Spartanern zu stark war.

Noch einige Schritte bergan, und wir stehen neben dem Chier-Altar vor der Ostseite des Tempels. Wer, durch Pausanias Reisehandbuch verführt, den alten Alkmeonidentempel wiederzufinden gehofft hatte, mußte bitter enttäuscht werden. Aber wohl allen hat hier die Ausgrabung eine Enttäuschung gebracht: die Grundmauern und eine Anzahl weit verstreuter Säulentrommeln, das ist alles. Der Schmerz wird gelinder, wenn man erkennt, daß diese Reste nicht einmal dem Tempel des vierten Jahrhunderts angehören, dessen Baurechnungen sich unter den Inschriften gefunden haben, sondern erst der römischen Kaiserzeit. Aber es sollte doch auch eine angenehme Ueberraschung geben. Der alte Tempel, dessen Bau im VI. Jahrhundert attische Emigranten übernommen hatten, und dem sie, um sich den Gott zu verpflichten, statt der ausbedungenen Sandstein- eine Marmorfassade gegeben hatten, mit all dem, was das große V. Jahrhundert noch daran und darinnen sah, war verschwunden; der Tempel des IV. Jahrhunderts, dem vermutlich die von Pausanias beschriebenen Giebelskulpturen, Apoll mit Mutter und Schwester und den neun Musen

und Dionysos mit den Thyiaden, angehörten, war verschwunden, von irgend welchem Skulpturenschmuck hatte sich überhaupt „nicht ein Finger“ gefunden: plötzlich tauchen aus alten Erdaufschüttungen (IV. Jahrhunderts?) auf: Fragmente von archaischen, fein polychromen Marmorfiguren, ein Hirsch und ein Stier, beide im Rücken von einem Löwen gepackt, die Gruppen antithetisch, dann Rosse für ein Paar von Zweigespannen, dazu je ein Knecht, unbekleidet, dann ruhig dastehende Frauen, in Tracht und Haltung den Votivfiguren der Akropolis verwandt, alles das, nebeneinander angeordnet, zwei Drittel etwa der vorauszusetzenden Länge des Giebelfeldes vom Alkmeonidentempel füllend. In einer sorgfältigen Untersuchung kommt der Leiter der Ausgrabung Theoph. Homolle zu der Vermutung, daß hier Reste des östlichen Giebelfeldes vom Alkmeonidentempel gefunden seien, und daß in der Mitte jener einem Kampf zuschauenden oder ihn symbolisierenden Gestalten. wie im Giebelfeld des Knidierhauses, der Dreifußraub wäre dargestellt gewesen. Es fanden sich ferner, in derselben Technik, Fragmente aus Tuff: Athene in lebhafter Bewegung, ein niedergestreckter Gegner (Enkelados), Reste von Gespannen und von einem Raubtier, das in eine Ecke des Giebelfeldes gehören mag, und zwar in die der Athene entgegengesetzte. Daraus schließt man auf einen Gigantenkampf, hüben Athene, drüben eine andere Gottheit (Dionysos?), je mit einem Gegner und einem begleitenden Gespann, in der Mitte Zeus. Die Hauptsache, die Wiederauffindung von Resten des Skulpturenschmuckes vom Alkmeonidentempel, scheint festzustehen und ist dann sehr wichtig.

Der berühmte „Erdnabel“ des Tempels, im Altertum vielfach und auch noch in neuester Zeit als symbolisches Kuppelgrab des Pythondrachens gedeutet, wird ein uraltes Götterbild gewesen sein, wie der Stein des Eros in Thespiae, der Kegel Apollons anderswo. Jetzt hat sich davon im Osten des Tempels eine ziemlich junge, scheint es, Nachbildung gefunden, mehr eichel- als kuppelförmig, überzogen mit einem Relief von Wollbinden.

Was nördlich vom Tempel stand, mag durch Erdbeben und abstürzende Steinmassen arg zersprengt und durcheinander geschüttelt worden sein. Zunächst zwei Dreifußbasen mit Inschriften: „Gelon, Deinomenes Sohn, weihte dem Apollon, von Syrakus.“ — „Dreifuß und Siegesgöttin arbeitete Bion, Diodors Sohn, von Milet“; ferner: „Hiaron, Deinomenes Sohn, weihte . . .“, der Rest verstümmelt. Nach einem literarisch überlieferten, natürlich

dem Simonides zugeschriebenen Epigramm waren es ihrer vier; und von einem dritten Sockel haben sich in der Nähe Bruchstücke gefunden. Das hübsche, aber unbedeutende Epigramm lautet:

Gelon und die Brüder, Hieron,
Polyzelos, Thrasybulos,
Stolze vier Deinomeniden,
Weihten der Dreifüße vier.
Nieder warfen sie den Erbfeind,
Liehen treu der Griechenfreiheit
Ihres Armes starke Hilfe,
Wehrten ab der Knechtschaft Joch.

Dicht daneben scheint die Säule gestanden zu haben, die man im Museum wohl mit Recht in den hellenistischen Saal gestellt hat: ein kannelierter Schaft, in fünf Absätzen von ungeschlachten Akanthusblättern umkränzt — man denkt sofort an moderne Siegessäulen; aber der Gedanke verfliegt wieder bei dem Anblick der schlanken drei Tänzerinnen, die auf dem obersten, kapitellartig ausladenden Akanthusringe stehen. Die Säule wird, gleich der Schlangensäule, einen Dreifuß getragen haben.

Aus dem, was sonst sich noch oberhalb der Tempelterasse gefunden hat, seien drei Statuen herausgehoben, in ihrer Art jede ersten Ranges. Mit einem Wort läßt sich der Antinous erledigen: wohlerhaltenes Marmor-Konterfei des schönen Bithyniers. Eine reiche Literatur hat sich bereits gebildet um die Reste der acht, neun Marmor-Standbilder des „thessalischen Weihgeschenks“. Darunter ist, bis auf linke Hand und rechten Unterarm fast unbeschädigt, eine edel athletische Gestalt; dazu gehörte eine Inschrift, von der in Pharsalos eine Dublette aufgetaucht ist mit einer Variante gerade in der Zahl der pythischen Siege: „fünf nemeïsche, drei pythische, fünf isthmische Siege“ nennt die delphische Inschrift, „fünf nemeïsche, ebensoviel pythische, fünf isthmische“, die pharsalische, die noch den Namen des Künstlers hinzufügt, und das ist: Lysippos. Der Schluß scheint unabweisbar: die delphische Statue ist eine Wiedergabe des pharsalischen Erzbildes, und die delphische Inschrift eine Korrektur der pharsalischen. Als Stifter nennt sich in Delphi Daochos, durch den Zusatz „thessalischer Tetrarch, Deputierter der Amphiktyonen“ datiert auf die Zeit um die Schlacht bei Chaeronea. Sein Ahnherr, Agias, dem die erwähnte Inschrift gilt, muß etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts gehören: Lysippos hat ihn als einen Herakles oder Hermes gebildet.

Wo sind die Bronzen geblieben, deren besonders viele die Siegesstraße mehr bevölkern als zieren mochten? Sie übten wohl die größte Anziehungskraft namentlich auf die römischen Tempelräuber. Eine hat uns, scheint es, frühzeitige Verschüttung gerettet, den „Wagenlenker". In der Nähe fanden sich noch Bruchstücke und auf einem Steinsockel die Standspuren eines Viergespanns, ferner eine jugendliche Hand mit dem Rest eines breiteren Leitriemens, endlich eine vorn verstümmelte [], in der ersten Zeile noch auf Rasur () stehende Weihinschrift:

(Polyzal) [Deinomenes Sohn]
[Seinem Bruder zum Gedächtnis]
Weihte hier mich Phoeb=Apollon:
Segn' ihn, segenreicher Gott!

Der hier vermutungsweise eingesetzte „Bruder" ist der uns von den Dreifüßen (des Himerasieges 480) bekannte Gelon, Fürst von Syrakus, gestorben 478. Aber auch ohne diese Datierung zeigt uns der Lenker die ganze Hoheit und Strenge der vorphidiasischen Kunst. Das Ganze muß einen großartigen Anblick gewährt haben: ein ruhig dastehendes oder, wahrscheinlicher, langsam einherfahrendes Viergespann, die beiden Handpferde von Burschen geleitet; auf dem Rennwagen, hoch das Gespann überragend die vom Fuß zum Gürtel absichtlich überlang gebildete Gestalt des Lenkers. Das talarartige Gewand, bestimmt den Körper des Lenkers gegen die von den galoppierenden Pferden geschleuderten Erdklumpen und Steine zu schützen, fällt in strengen Falten herunter und gibt der Gestalt in ihrem unteren Teil etwas säulenartiges. Oben ist es an Brust und Schultern mehrfach umschnürt, damit der Wind sich nicht darin verfange; sehr wirksam treten durch die Schnürung die kräftigen Schultern heraus, über denen auf nervichtem Nacken ein Kraft und Sinnenschärfe atmendes Haupt emporsteigt, geschmückt mit einer silbern ausgelegten Binde, Siegerbinde vermutlich. Die Füße des Lenkers stehen beide fest auf, aber nicht mit Schultern und Augen parallel, sondern der rechte Fuß voran. Deutet dies darauf, das zur Linken etwa noch jemand auf dem Siegerwagen stand? König Gelon oder eine Nike? oder war die etwas schräge Stellung der Füße den Lenkern eigentümlich, die auf diese Weise etwas fester stehen mochten? Für solche Dinge hatten die griechischen Künstler ein Auge: man denke nur an die schräge Flügelstellung der (aus Olympia bekannten, in

Delphi, wo auch ein Exemplar stand, bis auf den hohen dreikantigen Sockel leider nicht wiedergefundenen) Nike des Paionios und erinnere sich eines in schrägem Fluge zu Boden gleitenden Vogels.

Die französische Ausgrabung von Delphi, methodisch vollendeter als die von Delos, ist zweifellos in den Erfolgen glücklicher gewesen als die deutsche von Olympia. Als der Antinous eben aus dem Boden gestiegen war, hieß es in einem Huldigungszuruf: Vous avez trouvé Votre Hermès! mit weit größerem Rechte hätte man dies bei drei, vier anderen Funden ausrufen dürfen; nicht zu reden von dem Gesamtbild der heiligen Stätte, das in zehnjähriger entsagungsreicher Arbeit wiedergewonnen zu haben, ein Ruhm ist, dem gegenüber es in der ganzen gelehrten Welt nichts anderes gibt als neidlose Anerkennung.

Ueber die Reform der inneren Verwaltung in Preußen.

Von

Geh. Oberfinanzrat O. Schwarz.

I.

Als in den 70er Jahren in Preußen durch die sogenannte Kreisgesetzgebung für Kreis und Provinz lebensfähige Kommunalverbände geschaffen wurden, und zugleich infolge der Einführung des Laientums, der Dezentralisation und der Rechtskontrollen in die Verwaltung die Köpfe des Behördenkörpers sich mehr als verdoppelten — zu den vier Behörden: Landrat, Regierung, Oberpräsident und Minister kamen hinzu der Kreisausschuß, Bezirksrat,*) Bezirksverwaltungsgericht,*) Provinzialrat, Oberverwaltungsgericht — wurde schon damals die Frage erörtert, ob nicht gegenüber dieser Kompliziertheit der Verwaltungsmaschine eine Vereinfachung des Instanzenzuges der bestehenden Verwaltungsbehörden angezeigt sei. Vor allen Dingen waren es hannoversche Abgeordnete, welche nach den Erfahrungen in ihrer Heimat den Schwerpunkt der Verwaltung in die Kreis- und Provinzialinstanz verlegen und die Regierungsinstanz auf den Charakter der hannoverschen Landdrosteien zurückbilden wollten. (AH. 1879/80 Sten. Ber. S. 876, 877 (v. Bennigsen) und AH. 1867 Sten. Ber. S. 462 (Grumbrecht), s. auch AH. Sten. Ber. S. 422 und 424 (Twesten).

Auch die Wissenschaft trat für diese Ideen ein (S. Hermann Schulze in seinem bekannten Preußischen Staatsrecht, Leipzig 1872 Bd. 1, S. 260 und 264).

Selbst in Regierungskreisen fand die Anschauung Eingang, sodaß dem Entwurfe zur Provinzialordnung vom 22. Januar 1875 (AH. Drucks. Nr. 14) als Anhang A die Grundzüge eines

*) später zum Bezirksausschuß vereinigt.

Reorganisationsplanes beigegeben wurden, welche sowohl die Schulangelegenheiten, wie die Domänen- und Forstsachen von der Regierung abzweigen, besonderen Provinzialbehörden übertragen und nur die Geschäfte der ersten Abteilung bei dem Regierungspräsidenten belassen wollten. Während aber in dieser Denkschrift die Notwendigkeit der Reorganisation überzeugend nachgewiesen wurde, hielt der spätere Entwurf eines Gesetzes über die Reorganisation der allgemeinen Landesverwaltung vom 5. Dezember 1879 (A.H. Aktenst. Nr. 62) die Beibehaltung der Bezirksinstanz in dem alten Umfange aufrecht und führte in den Motiven mit gleicher Ueberzeugungstreue alle diejenigen Gründe auf, welche sich gegen eine Lostrennung der zweiten und dritten Abteilung und gegen eine Verlegung dieser Behörden in die Provinzial-Hauptstadt geltend machen ließen.

Seitdem ist die Frage der Reorganisation indessen nicht von der Tagesordnung verschwunden. Vor allem sind es zwei Parlamentarier, der frühere Seehandlungspräsident Freiherr von Zedlitz-Neukirch und Regierungsrat Dr. Lotz, welche mehrfach im Parlament und in Zeitschriften für eine Reformierung der allgemeinen Verwaltungsbehörden unter Stärkung der Kreis- und Provinzialinstanz eingetreten sind und in ihren Zielen nur insoweit auseinander gehen, als Lotz die Regierungspräsidenten (mit etwa dem Geschäftsgebiet der früheren ersten Abteilung) beibehalten wissen will, während v. Zedlitz grundsätzlich die Abschaffung der Regierungsinstanz ins Auge faßt und nur als Uebergangsstadium die Regierungspräsidenten mit beschränktem Geschäftskreise bestehen lassen möchte.*)

Entspringen diese Reformvorschläge denn nun wirklich einem praktischen Bedürfnisse oder beruhen sie bloß auf Erwägungen theoretischer Art?

Ebenso wie es dem Arzte für innere Krankheiten meist schwer fallen wird, Gestalt und Gestaltsveränderung der inneren Organe des Patienten von außen mit Sicherheit festzustellen, ebenso schwierig ist es bei einer komplizierten und vielseitigen Verwaltungs-

*) Neuerdings haben auch Carl Klonau — Pseudonym? — in den Grenzboten und Reg.-Pr. a. D. von Arnstedt i. Verwaltgs.-Archiv 1904, S. 311 ff das Thema behandelt. Beide glauben indessen die Reform der inneren Verwaltung unter Forterhaltung der gegenwärtigen Behördenorganisation lediglich durch zweckmäßigere Geschäftsverteilung unter den Behörden, Vereinfachung des formalen Geschäftsganges, Abänderung der Bestimmungen über Vorbildung der Verwaltungsbeamten usw. durchführen zu können.



maschinerie, aus dem Aufbau der Behörden, den allgemeinen Bestimmungen und Regulativen selbst abzulesen, ob und wo Mängel in der Organisation vorliegen. Der Beobachter muß sich hier, wie der Arzt, in erster Linie an symptomatische, aus der Tätigkeit des Organismus hervorgegangene Erscheinungen halten, und versuchen, diese Symptome sachgemäß zu bewerten und daraus richtige Rückschlüsse auf die Fehler und Mängel der Organe zu ziehen.

Symptome, die auf eine Mangelhaftigkeit unseres Verwaltungsorganismus schließen lassen, zeigen sich nun unseres Erachtens zunächst in den abfälligen Urteilen weiterer Kreise der Allgemeinheit über die Tätigkeit unserer allgemeinen Verwaltungsbehörden.

Wir rechnen dahin in erster Reihe die vielfachen Klagen darüber, daß zu sehr vom grünen Tische verwaltet werde. Denn welcher andere Vorwurf wird hiermit erhoben, als daß diejenigen Instanzen, die allein in der Lage sind, auf Grund ihrer Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zweckmäßige Entscheidung zu treffen, nicht selbst mit dieser betraut sind, sondern die Sachen solchen Behörden zur Entscheidung vorlegen müssen, die wesentlich auf Grund schriftlicher Berichte und von abstrakten Gesichtspunkten aus, d. h. eben vom grünen Tische verfügen?

Auch die Klagen über den sogenannten Assessorismus, die allerdings in erster Linie auf nicht genügende Berücksichtigung der technischen Elemente in der Behördenorganisation abzielen, richten sich doch zum teil ebenfalls dagegen, daß jüngere juristisch vorgebildete Beamte der höheren Behörden in solchen Fragen mitzuentscheiden haben, die eine längere und eingehendere Kenntnis der lokalen Verhältnisse voraussetzen.

Dahin gehören ferner die vielfachen Beschwerden über zu große Langsamkeit im Geschäftsgange unserer Regierungsbehörden, die im schärfsten Kontrast mit der Schnelligkeit steht, mit der sich heute der Geschäftsgang im gewerblichen und wirtschaftlichen Leben vollzieht.*) Wenn auch Herrn Geheimen Oberregierungsrat von Massow („Revolution oder Reform") zugegeben werden kann, daß von den Erfindungen der Neuzeit, Telephon usw., noch nicht überall genügender Gebrauch gemacht wird, so ist doch der wesentlichste innere Grund der Klagen darin zu suchen, daß bei vielen

*) Ein Beispiel auf dem Gebiete des Kassen- und Rechnungswesens s. bei Hövermann. Zur Reform des Etats Kassen- und Rechnungswesens. Bonn 1905. S. 42, 43.



Entscheidungen nicht nur eine, sondern mehrere Instanzen beteiligt sind, was an sich zeitraubend wirkt, zugleich aber auch die Verantwortlichkeit für die prompte Erledigung bei der einzelnen Instanz abschwächt.

Auch sind hierhin zu rechnen die Klagen über die Kompliziertheit des Verwaltungsapparats, die in einer übergroßen Zahl von Instanzen beruht.

Aber nicht nur in Kreisen des Publikums, auch in der Beamtenschaft selbst machen sich seit längerer Zeit derartige Krankheitssymptome bemerklich. Gerade in diesen Kreisen hat man, um in dem v. Zedlitzschen Bilde („Pr. Jahrb." 1902 Bd. 107 S. 24) zu bleiben, vielfach das Gefühl, „daß die Mühle noch klappert, daß sie aber nicht mehr das entsprechende Mehl liefert", wie in früherer Zeit.

Hier ist zuerst zu nennen die allgemeine Klage bei den Behörden über Vermehrung des Schreibwerks. Freilich hat man, wie häufig auch im ärztlichen Wirken, das Symptom für die Krankheit selbst gehalten und geglaubt, dem Uebel durch allgemeine Verfügungen steuern zu können, welche eine kürzere Fassung der Berichte, Verminderung der Floskeln, Kürze der Ausdrucksweise vorschreiben. Was wollen aber alle diese kleinen Mittel besagen, gegenüber dem Mehrschreibwerk, welches allein dadurch entsteht, daß irgend eine Gruppe von Verwaltungsangelegenheiten, die von der lokalen Instanz recht wohl erledigt werden könnten, einer höheren Instanz zur Entscheidung zugewiesen wird? Die Vielheit der Instanzen hat zur Folge, daß nach obenhin zahlreiche Berichte und Zwischenberichte nötig werden, daß andererseits nach unten hin, um jede Instanz auf dem Laufenden zu erhalten, häufig Ministerialverfügungen drei-, viermal abgeschrieben und weitergegeben werden müssen, bis sie wohl zuletzt in der untersten Instanz — wie ich dies selbst einmal bei der Revision eines Landbürgermeisteramts in der Rheinprovinz erfahren habe — einfach in den Papierkorb geworfen werden, um die Akten nicht zu sehr zu belasten. In der Eisenbahnverwaltung hat man richtiger erkannt, daß die Vermehrung der unnützen Arbeit und die Vielschreiberei vor allem die Folge einer zu großen Instanzenzahl ist und hat 1894 die im Jahre 1879 geschaffene Instanz der Betriebsämter wieder beseitigt, wodurch diese Verwaltung (trotz gleichzeitiger Vermehrung der Direktionen von 11 auf 20) zugestandenermaßen nicht nur verbilligt, sondern auch vereinfacht und verbessert worden ist.

Zu den Krankheitssymptomen gehören ferner die vielfachen Klagen über die Ueberlastung einzelner Ministerialressorts mit erstinstanzlichen Entscheidungen. Auch dieser Umstand läßt darauf schließen, daß die provinziellen Behördenbezirke nicht entsprechend abgegrenzt sind, um den Behörden den nötigen Ueberblick und genügende Vergleichsmomente zu verschaffen, ohne die ihnen eine selbständige Entscheidungsbefugnis in vielen Fällen nicht eingeräumt werden kann. Die Belastung der Ministerialreferenten mit derartigen Angelegenheiten hält sie natürlich ab, ihre Arbeitskraft den wichtigen Aufgaben eingehender zu widmen und z. B. aus dem Studium fremder Staaten und Verhältnisse größere und weitere Gesichtspunkte für die Bearbeitung der Ressortgegenstände zu schöpfen.

Die Klage der Regierungspräsidenten an den größeren Regierungen über die Unübersichtlichkeit des Geschäftsbetriebes an ihrer Behörde gehört ebenfalls hierher.

Endlich ist eine gewisse Unzufriedenheit symptomatisch, die sich unter den höheren Beamten der Regierungsinstanz, besonders an mittleren und kleineren Regierungen vielfach bemerkbar macht, und die sich in einem starken Drängen nach der selbständigen und verantwortungsreichen Stellung eines Landrats, sowie in einem fortwährenden Hasten nach neuen Dezernaten äußert. Daß dadurch die Qualität der Leistungen dieser Beamten nicht gefördert wird, liegt auf der Hand. Der Wert und die Wirksamkeit einer Beamtenschaft ist eben in hervorragendster Weise bedingt durch die Organisation, welche dem Beamtenapparat zugrunde liegt. Das Gefühl, an einer Stelle zu stehen, welche ihren Befugnissen, ihrem Geschäftskreise nach einschränkend und hemmend wirkt, vermindert die Arbeitsfreudigkeit eines Durchschnittsbeamten ebenso sehr, wie die Bedeutung, Zweckmäßigkeit und der Umfang eines Amtes seine guten Eigenschaften zu wecken und zu steigern pflegen. Gerade an den mittleren und kleineren Regierungen wird sich bei dem Regierungsbeamten das Gefühl leicht geltend machen, daß er dem mit den lokalen und wirtschaftlichen Verhältnissen seines Kreises genau vertrauten Landrat oft mehr hindernd, als förderlich gegenübersteht, eine Empfindung, die sich durchaus mit den Anschauungen deckt, die man in Kreisen der Landräte über die Tätigkeit der Regierungsdezernenten häufig vertreten finden kann. An den Regierungen der großen Industriebezirke liegt die Sache vielfach anders. Hier „wächst der Beamte mit seinen höheren Zwecken".

Die vielseitigeren Verhältnisse, verbunden mit einer größeren Leichtigkeit für den Beamten, infolge eines engmaschigen Eisenbahnnetzes in stetigerer, persönlicher Verbindung mit Landräten und Bürgermeistern zu bleiben, geben dem Regierungsdezernenten sehr viel mehr das Bewußtsein, daß er den unteren Instanzen wirklich tätig und fördernd zur Seite tritt. Auf der anderen Seite freilich wird gerade bei diesen Regierungen die Oberinstanz der Oberpräsidenten oft als entbehrlich und störend empfunden, da die Verhältnisse des Bezirkes an sich schon der Regierungsinstanz einen genügend weiten Ueberblick über das Ganze, das nötige Vergleichsmaterial usw. zu bieten geeignet sind.

II.

Wir haben zum Teil schon angedeutet, auf welche Mängel in der Verwaltungsorganisation sich all diese Symptome zurückführen lassen, wo mit anderen Worten der Sitz der Krankheit zu suchen ist. Zwei Hauptfehler sind es unseres Erachtens, an welchen unsere gegenwärtige Verwaltungsorganisation leidet. Einmal haben wir zu viele Instanzen. Sodann ist der Bezirk unserer wichtigsten Provinzialinstanz, der Regierung vielfach zu klein, um eine hinreichende Entlastung der Zentralinstanz zu gestatten, und hat außerdem den noch schwerwiegenderen Mangel, daß er sich nicht mit dem Bezirke eines höheren kommunalen Verbandes deckt.

Zu 1. Wenn ein Verwaltungsapparat nicht zu kompliziert und zu schwerfällig arbeiten soll, so dürfen außer den lokalen Behörden nur zwei, höchstens drei Oberinstanzen (einschließlich der Zentralinstanz) bestehen. Die Organisation der inneren Verwaltung im Anfang des 19. Jahrhunderts in Preußen, wie sie aus der Stein-Hardenbergschen Reformgesetzgebung hervorgegangen ist, kannte denn auch nur zwei Oberinstanzen, nur zwei Brennpunkte der inneren Verwaltung. Das waren einmal die Regierungen, und sodann die Ministerien. Die Zwischenglieder zwischen Ministerien und Regierungen, die Oberpräsidenten, stellten sich im wesentlichen nur als Kommissare der Minister und als Aufsichtsbehörden über die Regierungen, nicht als selbständige Instanzen dar, und ebenso hatten die den Regierungen unterstehenden Landräte ausgesprochenermaßen nur als commissarii loci der Regierungen zu fungieren und standen zu ihnen etwa in dem Verhältnis wie die Souspräfekten zu den Präfekten in Frankreich. Infolge der Kreisgesetzgebung aus den 70er Jahren und der damit zusammen-

hängenden Verwaltungsorganisation hat sich aber die Stellung der Landräte ebenso, wie diejenige der Oberpräsidenten wesentlich verändert. Die Oberpräsidialinstanz (einschließlich Provinzialrat) erhielt selbständige Entscheidungsbefugnis vor allen Dingen auf dem Gebiete der kommunalen, standesamtlichen, polizeilichen, katholisch-kirchlichen Angelegenheiten, einzelner Schul-, gewerblicher Angelegenheiten usw. Dazu kam die Geschäftsvermehrung, die sich aus ihrer Stellung gegenüber dem in seiner Bedeutung und seinem Geschäftsumfange fortwährend wachsenden Provinzialverbande ergibt. Die Landräte wurden in einer ganzen Anzahl von Verwaltungsangelegenheiten zum Teil allein, zum Teil im Verein mit dem Kreisausschusse selbständig entscheidende Instanz, Angelegenheiten, die so zahlreich und bekannt sind, daß ich sie hier im einzelnen nicht aufzuführen brauche. Auch bei ihnen kam die Geschäftsvermehrung hinzu, die aus ihrer Stellung als Spitze des ebenfalls an Bedeutung fortgesetzt wachsenden Kreis-Kommunalverbandes folgt. Kein Wunder, daß sich die Zahl der dem Oberpräsidenten beigegebenen höheren Beamten allein in den letzten 15 Jahren etwa verdoppelt hat! Und wie gewaltig hat in dieser Zeit das Bureaupersonal bei den Landräten zugenommen!

So hat denn die neuere Gesetzgebung dahin geführt, daß über den lokalen Gemeindebehörden heutzutage nicht weniger als vier Oberinstanzen aufgebaut sind, daß wir nicht mehr, wie 1817, zwei, sondern vier Brennpunkte der inneren Verwaltung haben. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß in der Oberpräsidial- wie in der Kreisinstanz ein dauerndes Expansivbedürfnis besteht, was sich einerseits in Klagen der Landräte über Belästigung und Hinderung durch die Regierungsinstanz, und andererseits bei den Regierungen in Klagen über die zu starke Einmischung der Oberpräsidenten in ihre Angelegenheiten äußert. Und dieses Ausdehnungsbedürfnis entspricht, wie anerkannt werden muß, in der Tat einer inneren Berechtigung! Es wird in Zukunft nicht abnehmen, sondern sich immer stärker geltend machen. Der v. Arnstedtsche Vorschlag (a. a. O. S. 322), die Zuständigkeiten der Oberpräsidenten wieder einzuschränken, erscheint daher gänzlich abwegig. Im Gegenteil, das Drängen der Provinzial- und Kreisinstanz nach ausgedehnterer, intensiverer Wirksamkeit auf der einen Seite, die Mängel, die sich in der Regierungsinstanz geltend machen, auf der anderen Seite weisen nur zu deutlich

darauf hin, wo die entwicklungsfähigen Keime für die Zukunft liegen, und je eher die Organisation diesen Fingerzeigen folgt, um so besser ist es.

Damit kommen wir zugleich zur Erörterung des zweiten Fehlers unserer gegenwärtigen Organisation, welcher darin liegt, daß der Hauptträger der provinziellen Verwaltung, der im grunde auch heute noch die Regierung ist, nicht mit dem Bezirke eines höheren Kommunalverbandes zusammenfällt. Denn das Bedürfnis, welches sowohl der Landrat wie der Oberpräsident haben, selbsttätig Entscheidungen herbeizuführen, findet seine Hauptnahrung in der *engen Fühlung, welche diese beiden Instanzen mit der Bevölkerung und ihren Wünschen* durch das Mittel der kommunalen Vertretungen, Ausschüsse und Abgeordneten haben, sowie in der Möglichkeit, bei ihren Entscheidungen vermöge ihrer genaueren Kenntnis der kommunalen Verbandsverhältnisse, ihres Einflusses auf diese Verbände und damit der leichteren Flüssigmachung von Geldmitteln in vielen Fragen der staatlichen Verwaltung eine sachlichere Entscheidung zu treffen, ihre Ziele wirksamer durchzuführen, als es die Regierung vermag, der die enge Fühlung mit jenen Verbänden und ihren Vertretern fehlt. So ergibt sich z. B. aus der Tatsache, daß alle größeren Meliorationen Zuschüsse von der Provinz erhalten, während die Meliorationssachen in der Regel in der Regierungsinstanz eingeleitet und vorbereitet werden, der Mangel, daß der Verwaltungsdezernent der Meliorationssachen am Oberpräsidium öfters in die Lage kommt, Meliorationssachen vertreten zu müssen, auf deren Einleitung er keinen Einfluß gehabt hat. So empfindet ferner der Regierungsdezernent in landwirtschaftlichen Unterrichts- und sonstigen Angelegenheiten, in Handels- und Gewerbe-, in Anstaltssachen, Wohltätigkeitssachen, in Armensachen, in Kleinbahn- und überhaupt in Verkehrsangelegenheiten, endlich auch in der sozialpolitischen Fürsorge (Alters- und Invaliditäts-Unfallversicherung) und in vielen anderen Angelegenheiten, welche in größerem oder geringerem Zusammenhange mit Veranstaltungen stehen, die von dem Provinzialverbande unterhalten werden, den Nachteil der mangelnden persönlichen Fühlung mit den Organen und Beamten des Provinzialverbandes.*)

Auf der anderen Seite ist es durchaus verständlich, daß der

*) Auch für die Dezernenten beim Bezirksausschusse trifft dies zum Teil zu.



Landrat, welcher in engster Fühlung z. B. mit den Schulinteressenten steht, den Wunsch hat, darüber, wann, wo, in welcher Weise Schulbauten aufgeführt werden sollen, welche Schulgemeinden zu unterstützen seien, selbständig Entscheidung zu treffen; nicht mit Unrecht traut er sich in diesen Sachen eine größere Urteilsfähigkeit zu, als dem Regierungsdezernenten, der die lokalen Verhältnisse meist nicht genügend übersehen kann, — ganz abgesehen von dem häufigen Wechsel im Schuldezernate, der in der heutigen Stellung der Schulabteilung zu der Regierung zum großen Teil begründet ist.

Wir unterlassen es wegen Raummangels, weitere Einzelheiten hier anzuführen, sind aber überzeugt, daß jeder Verwaltungsbeamte weitere Fälle aus seiner eigenen Kenntnis der Dinge hinzufügen kann.

III.

So sind wir lediglich aus der Betrachtung der einheimischen Verhältnisse dazu gelangt, die Verminderung der Oberinstanzen in der Provinz auf zwei und die Uebereinstimmung der Bezirke dieser beiden Instanzen, soweit das nicht schon der Fall ist, mit höheren Kommunalkörpern für richtig halten zu müssen.

Bevor wir indes näher auf die Frage eingehen, wie diese beiden Instanzen zu gestalten, wohin sie zu verlegen seien, wird es gut sein, noch einen kurzen Blick auf die Verwaltungsorganisation anderer europäischer Großstaaten zu werfen. Im nebenstehenden ist eine Zusammenstellung gegeben über Namen und Zahl der Provinzialinstanzen der inneren Verwaltung in den Staaten England (mit Wales), Frankreich, Oesterreich (ohne Ungarn), Belgien, Italien, Spanien, Preußen und Bayern, ferner über die durchschnittlichen Flächengrößen der einzelnen Bezirke, sowie über die durchschnittliche Höhe der Einwohnerzahl. Auch ist angegeben, welche dieser Verwaltungsbezirke sich mit den Bezirken höherer Kommunalverbände decken. Unerwähnt gelassen sind die lokalen Gemeindeverbände und Behörden, weil diese als eine gewissermaßen natürliche Einrichtung allen Staaten gemeinsam sind. (Auch unsere Landbürgermeistereien, Amts- und Amtsvorsteherbezirke rechnen wir dahin.)

Was geht nun aus dieser Tabelle hervor? Wir ersehen einmal, daß keines der genannten Länder außer Preußen in der Provinz mehr als (nominell) zwei Oberinstanzen über der Lokal-

Länder	Verwaltungsbezirke	Anzahl	Größe in 1000 ha	Einwohnerzahl in Tausenden: 1900 bis 1901	Bemerkungen
England (mit Wales)	a) Grafschaftsbezirke (neue),†) — zugleich kommunal —	62	233*)	293*)	Daneben 67 städtische Grafschaftsbezirke (county boroughs) mit zus. 9,1 Mill. Einwohnern und mit dem Recht, besond. Quarter Sessions u. besond. commissions of the peace.
	b) petty sessional divisions,††) — nicht kommunal —	757	ca. 23	ca. 20	
Frankreich	a) Departements, — zugleich kommunal —	87	622*)	400*)	
	b) Arrondissements, — nicht kommunal —	362	148	108	
Oesterreich ohne Ungarn	a) Statthaltereien, — zugleich kommunal: Länder —	14	1804**)	1553**)	einschließlich der großen Städte.
	b) Bezirkshauptmannschaften, — zugl. kommunal nur in 3 Ländern: Böhmen, Galizien und Steiermark —	357	83	58	daneben 33 Städte mit eigenem Statut und zus. 3,1 Mill. Einwohnern.
Belgien	a) Provinzen, — zugleich kommunal —	9	327	744	
	b) Verwaltungsarrondissements, — nicht kommunal —	40	74	153	die Stadt Brüssel nicht eingerechnet.
Italien	a) Provinzen, — zugleich kommunal —	69	415	471	
	b) Verwaltungskreise 197, bezw. in den Provinzen Venetien u. Mantua Distrikte 87 — nicht kommunal —	284	100	114	
Spanien	Provinzen, — zugl. kommunal —	49	1029	380	
Preußen außer Hohenzollern	a) Provinzen, — zugleich kommunal —	12	2914**)	2537**)	Berlin nicht eingerechnet.
	b) Regierungsbezirke, — nicht kommunal —	34	997*)	918*)	
	c) Landkreise — zgl. kommunal —	484	71	52	daneben 85 Stadtkr. m. 222932 ha. Fläche und 8,6 Mill. Einwohnern.
Bayern	a) Regierungsbezirke, — zugleich kommunal: Kreise —	8	948	772	
	b) Distriktsbehörden, — zugleich kommunal —	161	?	29	daneben 42 unmittelbare Städte mit 1,4 Mill. Einwohnern.

†) Die Bezirke der Quarter sessions der Friedensrichter sind weit zahlreicher als die Grafschaften, da auch eine große Anzahl von Städten (39), die nicht county boroughs sind, das Recht besonderer Quarter sessions besitzen. Im ganzen gibt es 183 Quarter sessions-Bezirke.

††) Die petty sessional divisions (kleinere Amtsbezirke der Friedensrichter) beziehen sich weder auf die county boroughs, noch auf die in Anmerkung † gedachten Städte, und umfassen auch weitere 178 Städte nicht, welche das Recht der selbständigen commissions of the peace besitzen.

*) Je die beiden größten und kleinsten Bezirke nach Größe, bezw. Einwohnerzahl nicht mitgerechnet.

**) Den größten und kleinsten Bezirk je nach Größe bezw. Einwohnerzahl nicht eingerechnet.

instanz besitzt (Spanien kennt sogar nur eine höhere Provinzialinstanz). Gehen wir näher auf die Obliegenheiten der Behörden ein, so werden wir sogar finden, daß die untere Behörde meist nicht einmal selbständige Instanz ist, daß also — ausgenommen Bayern — auch da, wo zwei Instanzen sind, tatsächlich nur ein Brennpunkt der inneren Verwaltung vorhanden ist.

Das zweite, was uns die Tabelle lehrt, ist, daß in allen diesen Ländern diejenige Verwaltungsinstanz, bei welcher der Schwerpunkt der innern Verwaltung in der Provinz liegt,*) örtlich übereinstimmt mit einem höheren Kommunalverbande. Auch hier macht lediglich Preußen eine Ausnahme, wo sich die Regierungsbezirke mit einem kommunalen Verbande nicht decken. Das Beispiel der Organisation der meisten europäischen Großstaaten deutet also ebenfalls darauf hin, daß zwei provinzielle Oberinstanzen über den Gemeinden als ausreichend gelten müssen, und daß am leistungs- und entwicklungsfähigsten sich diejenigen Verwaltungsinstanzen erwiesen haben, welche in engster Fühlung mit einem höheren Kommunalverbande stehen.

IV.

Nun ist klar, daß wenn man dem Gedanken näher treten will, nur zwei Oberinstanzen in der Provinz zu belassen, in Preußen die Kreisinstanz unter allen Umständen beibehalten werden muß — wenn auch vielleicht unter Vergrößerung einzelner besonders kleiner Kreise —, da diese Instanz sich im Laufe der Zeit bei uns als so kraftvoll, so lebens- und bildungsfähig erwiesen hat, daß man schon bei Erlaß der Kreisgesetze in den 70er Jahren den Schwerpunkt der eigentlichen Provinzialverwaltung in sie zu legen beabsichtigte. Im Gegenteil werden ihre Befugnisse vor allem auf dem Schulgebiete noch zu erweitern sein, wenn man nicht in der Dezentralisationsgesetzgebung, wie v. Zedlitz richtig sagt, „auf halbem Wege stehen bleiben“ will.

Schwieriger ist die Frage, wohin die höhere Instanz zu verlegen, wie sie zu gestalten sein wird.

Bei einem Vergleiche der Größe unserer Verwaltungsbezirke mit den übrigen europäischen Großstaaten, wie sie unsere Tabelle gestattet, fällt in die Augen, daß unsere Regierungsbezirke an Größe und Einwohnerzahl hinter den österreichischen Statthaltereien

*) in der Tabelle gesperrt gedruckt.

zurückstehen, dagegen im Durchschnitt an Größe bezw. Einwohnerzahl nur etwa den Provinzen in Belgien und den Regierungsbezirken in Bayern gleichkommen, während sie die italienischen und spanischen Provinzen, die französischen Departements und noch mehr die Grafschaftsbezirke in England an Einwohnerzahl und — außer Spanien — auch an Flächeninhalt erheblich übertreffen.

Diese Tatsache scheint auf den ersten Blick geeignet, gegen eine Vergrößerung des höheren provinziellen Verwaltungsbezirkes über den Regierungsbezirk hinaus zu sprechen und vielmehr einer noch weitergehenden Verkleinerung der Regierungsbezirke das Wort zu reden. Eine eingehendere Prüfung der ausländischen Verhältnisse führt indessen zu anderen Resultaten:

Bei weitem am kleinsten sind die Grafschaftsbezirke in England. Indessen stehen gerade die englischen Grafschaften im Grunde unseren Kreisen sehr viel näher als unseren Regierungsbezirken, wie dies schon Gneist in seinem Englischen Verwaltungsrecht Bd. I S. 220 hervorgehoben hat. Stehende Provinzialbehörden, wie bei uns, gibt es in England überhaupt nicht,*) die Geschäfte werden vielmehr vom Zentrum aus mit Hilfe von Inspektoren verwaltet, welche zum Teil ambulant, zum Teil ständig an Provinzialorten angestellt sind und dem Ministerium Bericht erstatten. Diese Einrichtung trägt also gewissermaßen erst den Keim zu einer Präfekten- bezw. Provinzialverwaltung im Sinne der kontinentalen Staaten in sich.**)

Die Vergleichbarkeit der englischen Grafschaften mit unseren Kreisen hat noch zugenommen, nachdem infolge der Neuorganisation 1888 mehrere der alten Grafschaften durch Teilung verkleinert und außerdem 67 — nach den neuesten Parlamentspapieren 69 — Städte mit etwa $^1/_4$ der gesamten Einwohnerzahl zu selbständigen Grafschaften erhoben worden sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß, wenn auch der Durchschnitt der Einwohnerzahl in den gegenwärtigen Grafschaften annähernd 300 000 Seelen ausmacht, doch eine große Anzahl von Grafschaften, besonders in Wales, vorhanden ist, die nicht mehr als 40—100000 Einwohner zählen (ähnlich unseren Kreisen), während andere freilich an Größe unseren Regierungsbezirken und selbst Provinzen nicht nachstehen. Auch insofern läßt sich der englische Grafschaftsbezirk nicht ohne weiteres mit unserem Regierungsbezirke vergleichen, als die Grafschaften in

*) Gneist a. a. O. S. 220.
**) Gneist a. a. O. II S. 900. Redlich, Engl. Lokalverw. 1901. S. 623.

erster Linie kommunale Körperschaften sind, deren Organe aber zugleich eine große Anzahl von Angelegenheiten, die bei uns rein staatlichen Behörden zufallen, zum Teil allein, zum Teil, wie die Polizei, in Verbindung mit staatlichen Behörden (den Quarter Sessions der Friedensrichter) gemeinsam verwalten. Diese Quarter Sessions Bezirke (der Friedensrichter), die, wie die Tabelle angibt, noch viel zahlreicher sind als die Grafschaften, lassen sich natürlich, zumal sie zugleich richterliche Bezirke sind, noch weniger in Vergleich mit unseren Regierungsbezirken stellen.

Wenden wir uns den kontinentalen Staaten zu, deren innere Verwaltung der unserigen ähnlicher organisiert ist, als die englische, so finden wir in Frankreich, wie in Italien und Spanien die durchschnittliche Einwohnerzahl der höheren Verwaltungsbezirke in einer Höhe, wie sie etwa unsere Regierungsbezirke zur Zeit ihrer Einrichtung im Anfange des 19. Jahrhunderts aufwiesen (4—500000 Einwohner),*) und daß sie an Flächeninhalt hinter unseren Regierungsbezirken meist zurückstehen (s. a. Belgien). Dabei darf man nicht übersehen, daß sowohl in Frankreich, als in den anderen romanischen Staaten der Präfekt, Gouverneur usw. schon aus dem Grunde nur einem verhältnismäßig kleinen Bezirke vorstehen kann, weil seine Tätigkeit quantitativ eine sehr viel umfangreichere und qualitativ eine sehr viel intensivere ist als diejenige unserer Regierungspräsidenten. Denn einmal ist der Präfekt der provinzielle Vertreter der Staatsregierung in allen Staatsgeschäften ohne Ausnahme. Alle Verwaltungsbeamte seines Bezirkes, auch diejenigen der indirekten Steuer, der Post, der Telegraphie usw., sind ihm untergeordnet, und er kann ihre Verwaltungsakte annullieren oder reformieren.**)

Intensiver ist sodann seine Tätigkeit insofern, als der Unterpräfekt (Arondissement-Kommissär in Belgien) keine selbständige Instanz bildet, wie unser Landrat, sondern lediglich der Stellvertreter des Präfekten in dessen Abwesenheit ist. Er hat nicht das Recht, Polizeiverordnungen zu erlassen, ist nicht Vorgesetzter des Maire, und da, wo ein Präfekt seinen Sitz hat, gibt es charakteristischerweise überhaupt keinen Unterpräfekten, weil hier eine Stellvertretung eben nicht

*) Ein Drittel der Departements haben aber weniger als 300 000 Einwohner, 5 weniger als 200 000 Einwohner.

**) Block, Dictionnaire de l'administration française 1898. S. 888.

nötig ist.*) Der Präfekt ist endlich auch noch der ordentliche Vertreter des mit dem Departement übereinstimmenden höheren Kommunalverbandes, vertritt diesen in Rechtsstreitigkeiten und legt dem Generalrat des Departements das Budget zum Beschluß vor. Kurz, er hat auch hier die action, der Generalrat und die commission départementale sind auf die délibération beschränkt. In Italien ist der Präfekt nur Staatskommissar, steht dem Prov.-Verband aber doch näher, als unser Reg.-Präsident.

Nach alledem kommt die Stellung des Präfekten in vieler Hinsicht derjenigen unseres Landrats näher, als der des Regierungspräsidenten. Der Präfekt steht gewissermaßen zwischen beiden.

Die mannigfachen Vorteile des französischen Systems sollen nun keineswegs verkannt werden. Indessen ergeben sich doch für dieses System, besonders aus dem Umstande, daß das Departement zugleich den höchsten provinziellen Verwaltungsbezirk und Kommunalverband darstellt, auch mancherlei nicht unerhebliche Nachteile.

Bei so kleinen Verwaltungsbezirken, wie sie typisch in der Mehrzahl der französischen Departements vorhanden sind (nur 19 von 87 haben über 500 000 Einwohner), ist zunächst eine Dezentralisation der Staatsgeschäfte in weit geringerem Maße möglich, als bei Bezirken, die infolge ihrer Größe eine stärkere Einheitlichkeit in den Entscheidungen, größeren Ueberblick, zahlreichere Vergleichsmomente gewährleisten. In Frankreich hat deshalb die Zentralinstanz eine noch viel größere Zahl von Angelegenheiten erstinstanzlich zu entscheiden, als bei uns,**) was sich zum Teil nur ermöglichen läßt durch Vermittlung eines großen Heeres von Inspektoren, die, wie in England, zum Teil ambulant, zum Teil an Ort und Stelle fungieren und die Zentralinstanz fortgesetzt über die Verhältnisse der Provinz informieren müssen.

Aber auch auf die Entwicklung der höheren kommunalen Verbände müssen das französische System und die damit im Zusammenhang stehende Kleinheit der höheren Verwaltungsbezirke nachteilig einwirken.

Geht man nämlich davon aus, daß staatlicher und kommunaler Verwaltungsbezirk zweckmäßigerweise sich decken, so hat die Kleinheit des provinziellen Verwaltungsbezirks den Nachteil, daß die höheren

*) Mayer, Theorie des französischen Verwaltungsrechts, Straßburg 1886.

**) Man klagt dort über eine „apoplexie au centre et de la paralysie aux extremités". S. Rudloff, in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1905. III. Heft S. 423.

Kommunalverbände leicht zu klein für die Erfüllung größerer Aufgaben und zur Entlastung des Staatsganzen werden. So gehören u. a. nicht zu den Aufgaben der (87) Departements in Frankreich, der (69) Provinzen in Italien: Landesmeliorationen, Flußregulierungen, Entschädigung bei Rotz- und Lungenseuche; die Verbände sind nicht im Besitz von Taubstummen- Blindenanstalten; es gibt keine Prov.-Feuersozietäten, Landschaften u. s. f.*)

Auf der andern Seite verhindert es die Kleinheit der französischen Departements, der belgischen, italienischen und spanischen Provinzen, daß zwischen ihnen und dem Gemeindeverbande ein leistungsfähiger kommunaler Zwischenverband sich bildet, wie dies in unseren Kreisverbänden der Fall ist. In Frankreich wie in Belgien und Italien sind die Arrondissements reine Verwaltungsbezirke und haben keinen kommunalen Charakter, — ein Zustand, der von einsichtigen Kennern der dortigen Verwaltungsmaschinerie lebhaft beklagt wird.**)

Auch in England sind die Grafschaften in der Regel zu klein, als daß sich Kreisverbände in unserem Sinne unter ihnen hätten ausbilden können. Man hat dort als Unterabteilungen eine ganze Reihe von Zweckverbänden: Armenbezirke (Poor law Unions: 657), die etwas größer sind als die Sessional Divisions (kleinere Amtsbezirke für die Friedensrichter), daneben Gesundheits- und Wegeverbände (sogenannte Urban- und Ruraldistrikts, deren es einschließlich der municipal boroughs zirka 1800 gibt), Schulbezirke (2553) usw. In Frankreich hat man sich neuerdings ebenfalls mit der Einrichtung solcher Zweckverbände (Gesetz vom 12. März 1890 syndicats de communes) zu helfen gesucht, Zweckverbände, die sich nicht einmal mit den Departementsgrenzen zu decken brauchen.***)

Ein Vergleich mit all diesen Verwaltungssystemen zeigt hiernach, daß dem unsrigen unleugbar große Vorteile innewohnen, wenn man sich nur entschließen kann, den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen der neuzeitlichen Entwicklung Rechnung zu tragen und unter Verschmelzung der beiden Mittelinstanzen, wie

*) Vergl. hierzu auch Brusa, der in seinem Staatsrecht des Königreichs Italien in Marquardsens Handbuch 1892, S. 339 ausdrücklich auf den zu geringen Umfang der dortigen Provinzialbezirke für die Erfüllung höherer Aufgaben hinweist. Auch Realpolitiker, wie Minghetti, erstrebten Vergrößerung der Prov.-Bezirke. Raudots Versuch, in Frankreich die Provinzen (24) wieder einzuführen, scheiterte vor allem an politischen Erwägungen. Journ. offic. 1871. S. 1616, 1637, 1686.

**) Block a. a. O. S. 204, s. auch Brusa a. a. O. S. 314.

***) Block a. a. O. S. 1730, P. Dechanel, La décentralisation 1895. S. 34.

sie gegenwärtig im Oberpräsidium und der Regierung zwischen Kreis und Zentralbehörden bestehen, zu einer einzigen zugleich diese neue Instanz mit dem höchsten kommunalen Verbande in der Provinz in Uebereinstimmung zu bringen.

V.

Um dieses Ziel zu erreichen, kann man nun entweder vom Regierungsbezirke ausgehen, was unter Aufhebung der Oberpräsidien*) zu einer Verkleinerung (Verdreifachung) der höheren Kommunalverbände (Provinzialverbände) führen müßte, oder man kann sich an die Provinzen anschließen, was die Verlegung des Sitzes der höheren Verwaltungsinstanz von der Regierungs- in die Provinzialhauptstadt bedingen würde.

Es mag dahingestellt bleiben, ob es nicht empfehlenswerter und — man denke an die annektierten Provinzen — möglich gewesen wäre, sich bei Neubildung der höheren Kommunalverbände in den 70er Jahren an die Regierungsbezirke anzulehnen, wobei eine Zulegung kleinerer Bezirke zu Nachbarbezirken (z. B. Erfurt, Stralsund, einige hannoversche Bezirke) grundsätzlich nicht ausgeschlossen zu sein brauchte.**) Gegenwärtig dürfte dieser Weg, nachdem die Provinzialverbände durch eine 30jährige hervorragende Entwicklung sich bewährt haben, für uns kaum mehr in Frage kommen. Denn es ist weit eingreifender und schwieriger, bestehende kommunale Bildungen, als bloße Verwaltungsbezirke zu verändern, was ja schon äußerlich darin hervortritt, daß die ersteren nur durch Gesetz, die letzteren im bloßen Verordnungswege abgeändert werden können. Nicht allein die Schwierigkeiten einer Vermögensauseinandersetzung, auch die Konsequenzen, die eine Teilung der Provinzen für zahlreiche andere staatliche und nicht

*) für die meines Wissens neuerdings nur Ronald Keßler in seiner Broschüre: Die preußische Selbstverwaltung und ihre Fortbildung. Berlin 1890. S. 30 ff. eingetreten ist, vgl. auch Schulze a. a. O. S. 264.

**) Japan, das sich auf so vielen Gebieten von den Errungenschaften der alten Kulturvölker des Westens das Beste ausgesucht und damit stark gemacht hat, hat sich bei der Organisation der inneren Verwaltung nach europäischem Muster einen Aufbau geschaffen, der einer Regelung der Frage im obigen Sinne ziemlich genau entsprechen würde. Bei ca. 46 Mill. Einwohnern ist es eingeteilt in 46 Präfekturen mit durchschnittlichem Flächeninhalt von 831 000 ha und durchschnittlicher Einwohnerzahl von 1 Million. Die Präfekturen zerfallen in 638, also etwa unsern Landkreisen entsprechende Grafschaften und 58 Stadtkreise — Präfekturen wie Grafschaften sind zugleich kommunale Verbände. Drei der Präfekturen sind bloße Stadtbezirke (Fu's): Tokio, Osaka und Kioto.

staatliche öffentliche Einrichtungen zur Folge haben würde, lassen eine solche nur nach reiflichster Erwägung aller in Betracht kommenden Interessen und bei dringendem Bedürfnis empfehlenswert erscheinen.

Allerdings liegt der Einwand nahe, daß bei der gegenwärtigen Größe unserer Provinzen der Abstand zwischen Provinz und Kreis ein zu großer sei, um einen genügenden Zusammenhang zwischen beiden Instanzen bestehen zu lassen.

Die Möglichkeit, die Verwaltung auch von einem sogar größeren Bezirke, als es die meisten unserer Regierungsbezirke und sogar Provinzen sind, einheitlich zu leiten, ist indessen praktisch nachgewiesen durch die Verwaltungsorganisation in Oesterreich, (s. Tabelle) wo zwei Statthaltereien (Länder) sogar je über 6 bis 7 Millionen Einwohner, zwei andere $2^1/_2$ bis 3 Millionen Einwohner bei einem Flächengebiete bis zu 5 195 000 ha (Böhmen) und 7 849 000 ha (Galizien) umfassen. Dabei ist besonders zu beachten, daß in Oesterreich früher in den größeren Ländern (Böhmen, Galizien usw.), Zwischenverwaltungsbezirke zwischen den Statthaltereien und den Bezirkshauptmannschaften bestanden, welche den Namen Kreise führten und etwa unseren Regierungsbezirken entsprachen, aber Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre wieder aufgehoben worden sind, weil sie nicht lebensfähig waren, sowie „zwecks tunlichster Vereinfachung des Geschäftsganges".*)

Im übrigen schwächt sich der Nachteil räumlicher Entfernungen durch die Verkehrsverhältnisse, durch die Einrichtungen und Erfindungen der Neuzeit, wie Telephon und Telegraph, von Jahr zu Jahr stärker ab. So könnte z. B. das Oberpräsidium mit allen oder doch den besonders exponierten Landratsämtern (bei Streiks) direkt telephonisch verbunden werden, und in vielen Fällen wird die Provinzialhauptstadt von einem Orte eines Regierungsbezirkes heute leichter oder doch ebenso schnell zu erreichen sein, als die Regierungsbezirkshauptstadt.

Wo in einzelnen Fällen die Verhältnisse (räumlicher Bezirk oder Einwohnerzahl) sich doch als zu groß erweisen würden, besonders da, wo sich auch bei einzelnen Aufgaben des Kommunalverbandes die Größe der Provinz nachteilig geltend macht, würde man sich allerdings nicht scheuen dürfen, eine Teilung der Provinz als Verwaltungs- wie Kommunalbezirk durchzuführen. So klagt

*) Ulbrich, Handbuch der österr. politischen Verw. I S. 315 ff.



man in manchen Provinzen, besonders da, wo stark wachsende Arbeiterbevölkerung vorhanden ist, bereits jetzt über die übermäßige Größe der Landesversicherungsanstalten. Wie soll es erst werden, wenn sämtliche Arbeiterversicherungszweige vereinigt, die Witwen- und Waisenversorgung durchgeführt und womöglich auch noch die Arbeitslosenversicherung in Angriff genommen wird? All diese Maßnahmen würden voraussichtlich das Tätigkeitsgebiet jener Anstalten ganz erheblich erweitern.

Hier sollte man rechtzeitig zur Teilung schreiten. Ein so unanfechtbares Recht, in ihrem gegenwärtigen Stande erhalten zu bleiben, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte, haben die Provinzialverbände in der Tat denn doch nicht. Sie stimmen durchaus nicht in ihrer Mehrzahl mit alten politischen Gebilden überein, im Gegenteil war man bei der Errichtung der Provinzen bemüht, im Interesse einheitlicher Verwaltung alte historische Verhältnisse zu durchbrechen. Auch tritt bei dem höheren Kommunalverbande der Selbstzweck nicht in demselben Maße in den Vordergrund, wie bei der Gemeinde; diese ist eine natürliche, auch unabhängig vom Staate entstandene und denkbare Bildung, der höhere Kommunalverband stellt dagegen eine Einrichtung „von Staates Gnaden" dar; zielbewußt geschaffen, um einen, Gemeinde wie Zentralgewalt entlastenden Mittelverband herzustellen, der sich auch Veränderungen gefallen lassen muß, wo wichtige allgemeine Staatsinteressen dies fordern. Tatsächlich ist ja eine Provinz, Preußen, im Jahre 1877 in zwei Provinzen (Ost- und Westpreußen) geteilt worden, allerdings zu einer Zeit, wo die provinzielle Selbstverwaltung noch in ihren Anfangsstadien stand.

VI.

Mit der bloßen Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Provinzialhauptstadt würde es nicht getan sein.

Wenn man größere Verwaltungsbezirke, als es die gegenwärtigen Regierungsbezirke in ihrer Mehrzahl sind, schaffen will, so ist es unumgänglich notwendig, einzelne Teile der allgemeinen Verwaltung zu spezialisieren und besondere Provinzialbehörden für sie einzurichten, wobei die Vorschläge, wie sie Lotz in Schmollers Jahrbüchern, Jahrg. 26 S. 248 f. aufgestellt hat, im allgemeinen zum Anhalt dienen mögen (Forst- und Domänenämter, direkte Steuerämter, Landeskulturämter, neu zu organisierende Medizinal-

kollegien*), provinzielle Strafanstaltsbehörden** usw.). Die Oberaufsicht über diese Spezialbehörden würde den Oberpräsidenten (Statthaltern oder wie man sie nennen will) zufallen, welche letzteren im übrigen nach dem Präfektursystem die kommunalen, polizeilichen und sonstigen der früheren Abteilung I der Regierung zugewiesenen Geschäfte zu führen hätten. Diese Spezialisierung würde unzweifelhaft für die sachgemäße Bearbeitung der betreffenden Geschäftskreise von größtem Nutzen sein. Vom Mittelpunkte eines größeren Bezirks aus, von der höheren Warte ist zweifellos ein besserer Ueberblick, eine einheitlichere Verwaltung zu erwarten; die Mitglieder solcher Behörden erhalten befriedigendere Arbeitsgebiete und infolge ihrer größeren Anzahl mehr gegenseitige Anregung; sie werden von kleinlicher Einmischung abgehalten; ständigere Elemente werden sich ihnen widmen — im Gegensatze zu dem in der gegenwärtigen Organisation begründeten, sachlich oft außerordentlich schädlichen häufigen Wechsel in den Regierungsdezernaten —, und endlich würde es sich überhaupt nur auf diese Weise ermöglichen lassen, für gewisse Gebiete, vor allen Dingen für die Schulverwaltung und für die Angelegenheiten der dritten Abteilung das kollegiale Verfahren auf die Dauer aufrechtzuerhalten, das doch bei diesen Verwaltungssachen vor dem Präfektursystem entschieden den Vorzug verdient. Im einzelnen verweisen wir hinsichtlich des Vorteils einheitlicher provinzieller Schulbehörden am besten auf die Seite 459 erwähnten Grundsätze von 1875. Als Hauptgründe kommen hier in Betracht: Notwendigkeit der Vereinigung der Fürsorge für die Bildung der Volksschullehrer (Seminare), welche bei den Provinzialschulkollegien beruht, mit der Verwendung der Lehrer im praktischen Dienst, welche jetzt den Regierungen obliegt; Notwendigkeit der gemeinsamen Leitung und Beaufsichtigung des höheren und niederen Schulwesens durch eine Behörde im Interesse einer einheitlichen Volksausbildung, Vereinigung der Leitung der inneren und äußeren Schulangelegenheiten in einer Hand, Forterhaltung des Kollegialsystems, Möglichkeit stärkerer Entlastung der gerade im Schulwesen sehr überlasteten Zentralinstanz.

Auch hinsichtlich der Domänen- und Forstsachen und der direkten Steuern (provinzielle Berufungs-

*) S. Schwarz & Strutz, Staatshaushalt, Band 2 Buch 1 S. 505/6.
**) S. ebenda Band 2 Buch 6 S. 1429.



kommissionen) lassen sich zahlreiche Vorteile besonderer provinzieller Behörden im Einzelnen nachweisen. Die gegenteiligen Ausführungen v. Arnstedts a. a. O. S. 337 f. halten wir nicht für beweiskräftig. Gerade auf diesen Gebieten ist eine durch Vergrößerung der Verwaltungsbezirke bedingte Entlastung der Zentralinstanzen (Ministerium bezw. Steuersenate des Oberverwaltungsgerichts) dringend geboten. Selbst die Verlegung des Bezirks-Ausschusses nach der Provinzialhauptstadt, welche zugleich den Fortfall des Provinzialrates ermöglicht, ist, bei Ueberweisung einzelner Geschäfte, vor allen der Angelegenheiten der kleineren Städte an die Kreisausschüsse und bei Bildung mehrerer Abteilungen (Senate) durchaus angängig und würde auf Einheitlichkeit und Sachlichkeit (s. S. 465 Anm. *) der Entscheidungen nur förderlich wirken, auch einer Entlastung des Oberverwaltungsgerichts die Wege ebnen.

Für den Oberpräsidenten, der an Stelle des Regierungs-Präsidenten die eigentlichen Regiminalgeschäfte der früheren ersten Abteilung wahrzunehmen hätte, würde die Loslösung von den künftig von besonderen Spezialbehörden wahrzunehmenden Verwaltungszweigen zugleich den erwünschten Vorteil haben, daß er sich den politischen und den heute so wichtigen sozialen Aufgaben um so eingehender widmen, im übrigen aber doch kraft seines Oberaufsichtsrechts die Fäden der ganzen Verwaltung in der Provinz in seiner Hand behalten könnte. Sollte es dabei sich für ihn als erwünscht ergeben, sich für einzelne Geschäftszweige sogenannter, keine selbständige Instanz darstellender commissarii loci zu bedienen, etwa nach Art der französischen und englischen Inspektoren, so würde dem — gleichviel, welchen Namen und Titel man ihnen gibt — grundsätzlich nichts entgegenstehen, wie ja auch bei der neuen Verwaltungsordnung der Eisenbahnen an Stelle der aufgehobenen selbständigen Betriebsämter bloße Betriebsinspektionen beibehalten worden sind.

Eine weitere Notwendigkeit der Verlegung der höheren Verwaltungsinstanz in die Provinzialhauptstadt würde sein, daß nicht nur, wie schon erwähnt, den Landräten und Kreisausschüssen ein größeres Maß von selbständigen Verwaltungsbefugnissen übertragen werden müßte, sondern daß auch die Stadtkreise eine selbständigere Stellung zu erhalten hätten, wie sie ihnen z. B. schon jetzt in England und Oesterreich zuteil wird.*)

*) Für die freiere Stellung der größeren Städte tritt auch v. Arnstedt, S. 327, ein, dessen Ausführungen wir in dieser Richtung durchaus beipflichten.

VII.

Der beachtenswerteste Einwand gegen eine Neuorganisation der Verwaltung im oben gedachten Sinne, der übrigens auch als Leitmotiv die Ausführungen der Begründung des Organisationsgesetzentwurfs von 1879 durchzieht, ist der, daß durch die Schaffung solcher Spezialbehörden ein Kampf aller Ressortzweige gegen einander hervorgerufen, die Einheitlichkeit der Verwaltung, die ja ein Hauptzweck bei der Bildung der Regierungen war, geschädigt und gefährdet werden würde. Indessen darf man nicht vergessen, daß die Gründe, die in dieser Richtung früher geltend gemacht werden konnten, heutzutage nicht mehr oder doch nur noch in abgeschwächtem Maße zutreffen. Wenn z. B. in jenen Motiven ausgeführt wurde, daß die Verbindung der Steuerabteilung mit der Regiminalbehörde (Präsident) eine richtigere, der Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen entsprechende Veranlagung sichere, so fällt dieser Gesichtspunkt nach den Grundprinzipien der heutigen Steuergesetzgebung ohne weiteres fort. Andererseits ist die Belastung der Staatssteuern, als welche heute nur noch die Einkommensteuer in Frage kommt, mit kommunalen Zuschlägen gesetzlich viel stärker eingeschränkt, als dies früher der Fall war. Schon gegenwärtig ist denn auch der Einfluß des Regierungspräsidenten auf die Steuerabteilung und sein Interesse für dieselbe ein minimales.

Ebenso sind heute die Schulverhältnisse durch zahlreiche Gesetze so eingehend geregelt, daß auch in dieser Beziehung die Möglichkeit der Einwirkung des Präsidenten auf die Schulverwaltung gegen früher stark herabgemindert worden ist.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Bedenken gegen die Nichteinheitlichkeit der Verwaltung sich bedeutend vermindern, wenn man nicht, wie dies die Grundzüge von 1875 wollten und auch Lotz befürwortet, die Regierungspräsidenten als *selbständige* Instanz fortbestehen läßt. Sind sämtliche höheren Provinzialbehörden in der Provinzialhauptstadt unter der Oberleitung des Oberpräsidenten vereinigt, so können Differenzen in Fragen von *grundsätzlicher* Bedeutung hier leicht ausgeglichen werden, während andererseits der in seinen Befugnissen zu stärkende Landrat Gegensätze, die sich aus *lokalen* Verhältnissen ergeben, ausgleichen kann, indem er im Kreisbezirke ebenso, wie in Frankreich der Präfekt für den Bezirk des Departements, die Staatsgewalt

in allen Ressorts vertritt, und alle Verwaltungsbeamten beaufsichtigt.*)

Wenn sodann geltend gemacht worden ist, daß die Unterstellung des Landrats unter mehrere Provinzialbehörden Unzuträglichkeiten zur Folge haben würde, so ist dem entgegenzuhalten, daß ja auch die Regierungen nicht einem, sondern mehreren Ressortministern unterstehen, ohne daß sich daraus Nachteile für die Verwaltung ergeben hätten. Auf das weitere in der Gesetzesbegründung von 1879 ausgesprochene Bedenken, daß die Aufhebung einer Provinzialinstanz der so erwünschten Dezentralisation insofern entgegenwirke, als dann wiederum in vielen Fällen die Minister in zweiter Instanz zu entscheiden hätten, ist zu erwidern, daß das Wesen der Dezentralisation nicht so sehr in der Entlastung der Zentralbehörde von Beschwerdesachen, als vielmehr in der Befreiung von nicht genügend wichtigen erstinstanzlichen Entscheidungen besteht.

VIII.

Wir können hiernach unsere Wünsche für eine Reform der inneren Verwaltung in Preußen dahin zusammenfassen:

1. Weitere Stärkung der Kreisinstanz unter Vergrößerung einzelner kleinerer Kreise,
2. Aufhebung der Regierungsinstanz und Verlegung des Schwerpunktes der höheren provinziellen Verwaltung in die Provinzialhauptstadt (nötigenfalls unter Beibehaltung von Bezirksinspektoren für einzelne Verwaltungszweige),
3. Schaffung einer größeren Zahl von Spezialbehörden in der Provinz unter gleichzeitiger Entlastung der Zentralinstanz, jedoch unter Oberleitung des Oberpräsidenten,
4. Teilung des provinziellen Verwaltungs- und Kommunalbezirks, wo dies im Interesse der Staats- und Kommunalverwaltung unvermeidlich ist.

Wir verhehlen uns nicht, daß eine Reform, wie die vorstehend befürwortete, noch eingehender Erörterung und Prüfung im einzelnen

*) Natürlich müßte dies zu einer dienstlichen Beaufsichtigung und geschäftlichen — nicht disziplinaren — Ueberordnung des Landrates über die technischen Beamten in der Kreisinstanz, bezw. zu Kreisschul-, Kreismedizinal-, Kreiskulturorganen mit dem Landrat an der Spitze führen. Auch die nicht kreiseximierten Städte würden seiner Oberaufsicht wieder zu unterwerfen sein. Gehalt und Rangstellung des Landrats wären entsprechend umzugestalten.



nicht nur von staatlicher, sondern auch von kommunaler Seite und aus den Kreisen der Laienelemente in der Staats- und Kommunalverwaltung bedarf, und daß sie noch mancherlei Schwierigkeiten begegnen wird, bevor sie Aussicht auf Verwirklichung haben dürfte. Es ist auch durchaus nicht unsere Absicht, etwa einer überstürzten Durchführung der Verwaltungsreform das Wort zu reden. Was uns veranlaßt, unseren Gedanken über das Für und Wider einer Reform unserer inneren Verwaltung Ausdruck zu geben, ist die Ueberzeugung, daß diese Frage nicht nur aus den zu Beginn der Abhandlung hervorgehobenen Gründen nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, sondern bei Gelegenheit aller wichtigeren, das Gebiet der allgemeinen Verwaltungsbehörden berührenden gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen, wie z. B. der schon oft geforderten Teilung der größeren Regierungsbezirke, der bevorstehenden Neuorganisation der Auseinandersetzungsbehörden, der Erweiterung der Schulgesetzgebung usw. in steigendem Maße Gegenstand der öffentlichen Diskussion werden wird.

Es ist klar, daß es für Entscheidung aller dieser Fragen von großer Bedeutung ist, ob man grundsätzlich an der gegenwärtigen Verwaltungsorganisation festhalten will, oder ob und welche anderen Endziele hinsichtlich der künftigen Entwicklung unseres Verwaltungsorganismus ins Auge zu fassen sind. So würde z. B., wenn man zu ähnlichen Ergebnissen gelangt, wie die vorliegende Studie, diese Entschließung, selbst wenn man unseren Vorschlägen nur zum Teil oder nur allmählich gerecht werden wollte, schon von großem Einflusse für die Frage sein, ob und welche Regierungsbezirke und in welchem Umfange sie zu teilen sein würden, an welchen Ort der Sitz der neuen Bezirke zu verlegen wäre usw.

Der v. Arnstedtsche Vorschlag (S. 316 a. a. O.), eine besondere Kommission zur Prüfung der Zuständigkeiten der Verwaltungsbehörden einzusetzen, erscheint uns nicht unbeachtenswert, nur würde erwünscht sein, daß in der Kommission vor allem auch genügend Parlamentarier vertreten wären, und daß die Erörterungen nicht vor der Frage einer Veränderung der gegenwärtigen Behördenorganisation Halt zu machen hätten.

Von der badisch-elsässischen Rheingrenze vor 1870.

Aufzeichnungen des badischen Ministers von Freydorf.

Mitgeteilt von

Heinrich v. Poschinger.

Man las in der „Freiburger Zeitung" vom 21. August 1835, daß am 27. desselben Monats das in Neubreisach garnisonierende Pontoniers-Bataillon Altbreisach gegenüber Uebungen auf dem Rhein gemacht, eine vollständige Schiffsbrücke zum Uebergang für Infanterie, Kavallerie und Artillerie über den damals sehr breiten und reißenden Strom geschlagen, und, nachdem sich außerdem eine große Volksmenge herüber und hinüber bewegte, wieder abgetragen hatte; daß ferner diese Uebungen am 28. August fortgesetzt wurden (an welchem Tage durch Umschlagen eines Schiffes sechs Pontoniers ertranken) und noch bis zum 1. September fortgesetzt werden sollten. Die von der badischen Regierung angestellten Nachforschungen ergaben, daß auf zufällig erhaltene Kunde von dem Vorhaben der französischen Militärbehörde der Regierungsdirektor zu Freiburg den Obervoigt von Breisach nach Neubreisach gesandt, und dieser den dortigen Kommandanten der Pontoniers bewogen hatte, für den Fall, daß die angeordneten Uebungen ein Betreten des badischen Gebietes durch die unter seinen Befehlen stehenden Mannschaften nötig machen sollten, das mündliche und schriftliche Gesuch um Erlaubnis zu solcher Ueberschreitung zu stellen, und daß der Obervoigt mit eventueller Ermächtigung des Regierungsdirektors diese Erlaubnis sogleich mündlich gegeben hatte. Das badische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sprach am 14. September 1835 dem Ministerium des Innern gegenüber seine Ansicht über diesen Fall dahin aus:

Daß eine, wenn auch an sich unbedenkliche Ueberschreitung der diesseitigen Grenzen durch bewaffnetes und kommandiertes Militär

einer auswärtigen Macht immer ein Vorgang sei, bei welchem es der Konsequenzen wegen mit Vernachlässigung der Formen nicht zu leicht genommen werden dürfe, damit fremde Militär- und Zivil-Autoritäten nicht verleitet werden, sich auch bei künftigen Anlässen darüber hinwegzusetzen. Es sei in politischer und militärischer Hinsicht nicht rätlich, zu derartigen Demonstrationen, welche zwar unter den damaligen friedlichen Verhältnissen keine Gefahr bringen, aber doch Aufsehen erregen könnten, — zumal, da von fremdem Militär der Grenzstrom des Großherzogtums und zugleich des deutschen Bundes überschritten und die Leichtigkeit eines solchen Uebergangs vor Augen gestellt werde, — mit allzu bereitwilligem nachbarlichen Zuvorkommen die Hand zu bieten. Ein Regierungsdirektor sei zur Erteilung einer solchen Erlaubnis nicht befugt, es müsse vielmehr entweder auf diplomatischem Wege oder durch das Großherzogliche Militärkommando, ohne dessen Benachrichtigung ohnehin nach den bestehenden Grundsätzen kein fremdes Militär das Gebiet des Großherzogtums betreten solle, die Ermächtigung S. K. H. des Großherzogs eingeholt werden.

Der einzelne Fall beruhte mit dem durch andere Umstände veranlaßten Wechsel in der Person des Regierungsdirektors zu Freiburg, er hatte jedoch die Folge, daß durch Erlaß des badischen Ministeriums des Innern vom 16. November 1835 die Regierungsdirektoren zu Freiburg und Rastatt und die Grenzämter angewiesen wurden, die Gesuche fremder Militärkommandanten um Erlaubnis zur Ueberschreitung der diesseitigen Hoheitsgrenze stets zur Einholung höchster Entschließung dem Ministerium vorzulegen.

Im Jahre 1838 wurde auf Ansuchen des Präfekten zu Straßburg nach kurzer Hand eingeholter höchster Ermächtigung vom badischen Ministerium des Innern dem Befehlshaber der französischen Artillerie in Straßburg die Erlaubnis gegeben, bei beabsichtigten Uebungen im Brückenschlagen eine Brücke unterhalb der Stadt Kehl auf dem rechten Rheinufer aufzulegen, und der Kommandant von Kehl wurde beauftragt, den fraglichen Uebungen kein Hindernis in den Weg zu legen. In der Folge wurde die Erlaubnis zur Ausdehnung solcher Pontonier-Uebungen auf die rechte Rheinseite zum Brückenschlag und zur Ueberschreitung des Rheins bei Kehl durch französische Truppen bald durch den Präfekten des Niederrheins beim badischen Kriegsminister (1845), bald mittels förmlichen Schreibens (1847), bald durch briefliche (1860) oder mündliche An-

frage des französischen Divisionsgenerals oder Obersten des Artillerie-Pontoniers-Regiments an den Kommandanten von Kehl (1863) nachgesucht, der seinerseits durch Meldung an das Kriegsministerium die höchste Genehmigung einholte.

Es hatte sich bis zum Beginn der 1860er Jahre ein ganz gutes Verhältnis zwischen den Bevölkerungen und Militär- und Zivilbehörden von Straßburg und Kehl gebildet. Insbesondere gingen die jenseitigen Behörden der diesseitigen Polizei und Gendarmerie bei Verfolgung auf französischen Boden geflüchteter Verbrecher sehr an die Hand, wogegen z. B. auch die badische Gendarmerie im Jahre 1857 fortgesetzte in der Münze zu Straßburg verübte Diebstähle und Unterschlagungen von Gold im Gesamtbetrage von 30 000 Franks zur Entdeckung und Bestrafung brachte.

Freilich wurde die Erhaltung guten Einvernehmens seitens der Badischen Militärbehörden auch dadurch erleichtert, daß französische Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche sich durch Zweikämpfe, Tätlichkeiten, Widersetzlichkeiten, Gesetzesübertretungen auf badischem Boden zu schulden kommen ließen, in der Regel, auch wenn sie diesseits verhaftet waren, von der Kommandantur Kehl mit Genehmigung des Kriegsministeriums an das französische Divisionskommando zur jenseitigen Untersuchung und Bestrafung abgegeben wurden. Der hauptsächlichste Grund der Befürwortung solchen Verfahrens war in der Regel der, daß im Falle längerer Festhaltung der betreffenden Militärperson auf diesseitigem Gebiete dieselbe außer der Strafe des verübten Vergehens noch die schwere Strafe der Desertion zu gewärtigen hatte.

Der Verkehr zwischen Straßburg und Kehl war stets sehr lebhaft und an den Pfingstmontagen, an welchen in Kehl ein Jahrmarkt abgehalten wird, füllte sich Stadt und Dorf Kehl, welche zusammen 4400 Einwohner zählen, mit 10—20000 Elsässern. Den französischen Soldaten war in letzter Zeit der Besuch dieses Jahrmarktes untersagt; die Offiziere kamen in Zivilkleidung und der Feier- und Markttag lief in der Regel, einige Taschendiebstähle ausgenommen, ohne erhebliche Störung und ohne Skandal ab. Dieser Verkehr steigerte sich noch seit Eröffnung der die französische Ostbahn mit der badischen Bahn verbindenden Eisenbahn von Kehl nach Straßburg.

Die feierliche Eröffnung und Einweihung dieser Bahn fand am 6. April 1861, einem schönen Frühlingstage, statt. Ich war unter den geladenen Gästen, sah erstmals die schöne auf vier

Pfeilern ruhende Gitterbrücke; vier Mann genügten, um das angeblich 6000 Zentner schwere Stück der Brücke, welches auf dem ersten diesseitigen Pfeiler ruhte, abzudrehen und dadurch die zum Durchlaß von Schiffen und zur Sicherung gegen feindlichen Ueberfall bestimmte Lücke und Unterbrechung herzustellen.

Inzwischen waren die französischen Gäste angekommen und die Festgenossen fuhren in langem Zuge über die mit Laubgewinden, deutschen, badischen und französischen Fahnen geschmückte Brücke hinüber nach Straßburg. Bei dem Festmale in der „Stadt Paris" sprach einer der Direktoren der Ostbahn, der Ingenieur Perdonnet, ein großer, stattlicher Mann, von dessen schön geformtem Kopfe noch volle graue Locken herabwallten, als er beim Rheinwein ein Hoch auf den Großherzog von Baden ausbrachte, den lebhaften Wunsch einer dauernden friedlichen Vereinigung der beiden großen Nachbarvölker aus. „Wir haben heute ein Stück der Rheinbrücke abdrehen gesehen; diese Vorrichtung soll zum Schutze gegen feindliche Einfälle dienen. Ich hoffe, wir haben heute diese Drehung zum ersten-, aber auch zum letztenmal gesehn." Als Herr Perdonnet erwähnte, die Rheinbrücke vermittle nicht nur den Weg nach Karlsruhe, sondern auch nach Stuttgart, München, Wien, fiel ihm ein Eisenbahnvorstand von Saarbrücken ins Wort: „et à Berlin!" Perdonnet erwiderte trocken, unter allgemeinem Gelächter „à Berlin? non!" Auch der Präsident des badischen Handelsministeriums, Staatsrat Weizel, gab in seinem beim Champagner ausgebrachten offiziellen Toast auf den Kaiser der Franzosen dem lebhaften Wunsche nach Erhaltung des Friedens und der Hoffnung Ausdruck, daß die Rheinbrücke bei Kehl nur dem friedlichen Verkehre dienen werde. Alle Stellen beider Reden, in welchen von Friede, Freundschaft und friedlichem Verkehr beider Nationen die Sprache war, wurden lebhaft beklatscht, und es haben dies vielleicht die anwesenden Vertreter der französischen Presse, Granier und Cassagnac, Nefftzer und Achard wahrheitsgetreu nach Paris berichtet. Nur am Ende des rechten Flügels des Hufeisens murrte eine Anzahl französischer Offiziere und brachte, da ihnen der erste Toast nicht zusagte und genügte, ihr besonderes „vive l'empereur" aus, mit dem sie aber isoliert blieben.

Im Theater, wo von $^1/_2$7 bis 12 Uhr zwei Ouvertüren, zwei Lustspiele, eine Oper, zwei Ballett-Szenen aufgeführt wurden, erregte die Ouvertüre zum Freischütz ungeheuren Beifall; sie mußte wiederholt werden. Der Sohn Carl Maria von Webers, Eisen-

bahndirektor von Dresden, war unter den Zuhörern. Die französische Oper, Le Caïd von Sauvage, Musik von Thomas, blieb mir durch ihren barocken Text im Gedächtnis. Sie spielt in Algier; der Caïd Aboul-y-Fao hat sich beim Volke so wenig beliebt gemacht, daß er bei jedem Ausgang eine Tracht Prügel erhält; jeder aus dem Volke, jeder Vorübergehende schlägt zu. Ein herabgekommener Friseur, Birotteau, mit seiner Geliebten Virginie (Mlle. Roziès „premier sujet du théâtre Lyrique") verbessern ihre Verhältnisse durch Verkauf eines Geheimmittels gegen Prügel, wofür der Caïd 40 000 Francs zu zahlen verspricht. Er bietet Herrn Birotteau später statt des Geldes, das ihn reut, seine Tochter Fatma zur Ehe an, die aber schon ein zartes Verhältnis zu dem französischen Tambourmajor Michel hat. Dieser Adonis führt sich im ersten Akte an der Spitze von zwölf Trommlern mit infernalischem Lärm auf die Bühne ein, spaziert und singt im übrigen stets in großer Uniform, den Stock mit silbernem Knopfe in der Hand, in den Frauengemächern des Caïd umher.

Am folgenden Tage, den 7. April, fuhren die französischen und deutschen Gäste, unter dem Klange der Musik des Badischen Leib-Infanterie-Regiments nach Baden. Der Pfeiler und die Drehbrücke, welche Tags zuvor besichtigt und in den Friedenstoasten erwähnt worden waren, flogen seither, am 22. Juli 1870, dem Tage des formellen Eintritts Badens in den Krieg mit Frankreich und der Abreise des französischen Gesandten von Karlsruhe, nachmittags 1/25 Uhr in die Luft. Das auf Anordnung des weiland Bundestags erbaute kleine Fort, in welchem sich die zur Ausführung der Füllung und Sprengung des Brückenpfeilers bestimmte Mannschaft gegen mögliche Störungen und Angriffe zu halten hatte, und welches unmittelbar nach der Sprengung verlassen wurde, war am 6. und 7. April 1861 Gegenstand vielseitiger spöttischer Bemerkungen. Schön war die Fahrt in 50 von uniformierten Postillonen geleiteten Wagen auf das alte Schloß, wo das Frühstück eingenommen wurde. Bei dem Diner in dem prachtvoll dekorierten großen Saale des Konversationshauses betonte Verdonnet in einem Toaste auf die badische Eisenbahnverwaltung, den kleinen Gegendemonstrationen des vorhergehenden Tages gegenüber, wieder das Verlangen nach Frieden und Freundschaft mit dem deutschen Volke, von dem die weitaus große Mehrheit des französischen Volkes beseelt sei. Rauschender Beifall begleitete

diese Worte. Die eifrigsten Imperialisten gaben auch diesmal keine Ruhe. Sie verlangten durch den Mund eines Telegraphendirektors einen Toast auf den Kaiser. Man erwiderte ihnen, daß die offiziellen Toaste gestern ausgebracht worden seien, und daß nach getroffener Abrede man sich heute auf gegenseitige Toaste der Direktionen zu beschränken habe. Einige Präfekten und andere Beamte verließen den Tisch und gingen, sich gegenseitig erhitzend und gestikulierend vor dem Konversationshause auf und ab. Während Perdonnet und die nicht offiziellen Franzosen das Ansinnen ihrer Landsleute selbst als übereifrig und taktlos abwiesen, beschwichtigte der Großh. Hessische Staatsminister Freiherr von Dalwigk den kleinen Sturm durch einen in französischer Sprache ausgebrachten Toast auf den Kaiser der Franzosen und den Großherzog von Baden. Er glaubte, daß wir dem Ersteren hauptsächlich deshalb zu Dank verpflichtet seien, weil er den Anfang gemacht mit Unterdrückung der Revolutionen. Diese Szene nahm in zum Nachteil des Hessischen Ministers entstellenden Erzählungen und mit manchen Zutaten ihren Weg in die Zeitungen.

Dieses Fest war zugleich eine Art Henkersmahl für den ranzösischen Divisionsgeneral Reibell, einen sehr tüchtigen und geachteten Offizier. Derselbe trat im April 1861 in sein 65. Lebensjahr ein und hatte, da sein Gesuch um eine Supplementar-Dienstzeit von 3 Jahren, welche ausnahmsweise vom Kaiser gewährt werden kann, abgeschlagen worden war, seinen Abschied zu erwarten. Er gab denn auch am 11. April das Kommando des Ober- und Unter-Elsaß an den General Graf d'Autemasse d'Ernonville ab.

General Reibell hielt gute Mannszucht in Straßburg und gute Nachbarschaft mit Baden. Er ließ eines Tages einem Offizier der Chasseurs, welcher sich durch unanständiges Benehmen im Theater und nächtliche Straßenexzesse bemerklich gemacht hatte, als derselbe eine der wöchentlichen Abend-Gesellschaften des Generals besuchen wollte, die Türe weisen. Das Offizierkorps des sechsten Chasseur-Regiments rächte sich durch demonstratives Wegbleiben von einem Feste, welches der General am Abende des 31. Dezember 1856 gab. Bei der Neujahrs-Cour des folgenden Tages begrüßte der General jenes Offizierkorps mit den Worten: „Meine Herren, ich habe Ihnen nichts zu sagen; als Neujahrsgeschenk schicke ich Sie in die Zitadelle. Gehen Sie!“ Am selben Tage hatte das sechste Chasseur-Regiment die schlechtere, entlegenere Kaserne der

Zitadelle zu beziehen, während das 31. Infanterie-Regiment von dort in die bessere, in der Stadt gelegene Kaserne der Chasseurs einzog.

Es gestaltete sich unter General Reibell ein so gutes freundnachbarliches Verhältnis, daß z. B. im Jahre 1857 vor dem Bestehen der Eisenbahn-Verbindung Kehl—Straßburg die Kommandantur Kehl ein für allemal zur Erteilung der Erlaubnis ermächtigt ward, die für die Straßburger Garnison bestimmten Sendungen von Frucht und Fourage durch französische Train-Soldaten abholen zu lassen.

General Reibell verschaffte einem Wildprethändler S. Walter von Kehl, dem im Dezember 1857 ein französisches Artillerie-Pferd, welchem er zu nahe gekommen, den Oberschenkel entzweigeschlagen hatte, eine Entschädigung von 1000 Francs.

Die Gerechtigkeit fordert, hier zu erwähnen, daß auch General Ducrot, auf den wir bald zu reden kommen werden, einem Fuhrmann M. Sommer von Dorf Kehl, welchem durch Ueberfahren mit einem Fuhrwerk der französischen Artillerie eine Rippe gebrochen worden war, eine Entschädigung von 300 Francs aus der Staatskasse verschaffte.

Einem Franzosen dürfte es schon schwerer werden, in einem deutschen Staate ohne genaue Nachweisung der Größe des Schadens, der Schuld eines öffentlichen Bediensteten und der Haftbarkeit der Staatskasse für dessen Handlungen in einem ähnlichen Falle zu einer entsprechenden Entschädigung zu kommen.

Bald nach dem Rücktritt des Generals Reibell fingen die Beziehungen zu Straßburg an kälter und unangenehmer zu werden. Im Dezember 1861 holte ein Kommandant der französischen Brückenwache einen französischen Soldaten, welcher wegen Exzesse und Widersetzlichkeit mit blanker Waffe in dem badischen Wachlokal festgehalten wurde, kurzweg auf badischem Gebiete ab. Freilich wurde durch Bestrafung des Soldaten mit vier Wochen Arrest und Zurückversetzung vom Grenadier zum Füsilier und des jenseitigen Wachkommandanten, eines Sergeanten mit Arrest und Degradation einige Genugtuung gegeben. Auch der badische Wachkommandant, welcher so gutmütig gewesen war, den Arrestanten gegen Bescheinigung auszuliefern, erhielt seine Strafe.

Im Oktober 1862 brachte der in Straßburg erscheinende „Courier du bas Rhin“ Angriffe gegen den Kommandanten von Kehl. Am 5. August 1863 hatte der „Alsacien“, indem er auf

den nahe bevorstehenden Ausbruch eines Krieges gegen Deutschland vorbereitete, das Verhalten badischer Offiziere und Soldaten zu tadeln. Bei der damals von General Mac Mahon auf dem Marsfelde (dem Polygon) abgehaltenen Heerschau hätten die in Kehl und Rastatt in Garnison stehenden preußischen und badischen Offiziere der ergangenen Einladung keine Folge gegeben. Während sonst beim Uebergang über eine von den Pontonniers geschlagenen Rheinbrücke die badische Besatzung von Kehl vor einem einfachen général inspecteur „in Schlachtordnung" (eine Kompagnie oder halbe Kompagnie Infanterie!) aufgestellt gewesen, der Kommandant von Kehl den General empfangen habe, worauf die beiden Stäbe auf französischen Boden zurückgekehrt seien, habe Marschall Mac Mahon bei seinem Uebergang über den Rhein nur vier Soldaten in kleiner Uniform und einen Unterleutnant getroffen, der sich hartnäckig geweigert habe, eine Einladung zum Diner anzunehmen. Mac Mahon habe dann angesichts solcher Beiseitesetzung aller internationalen Schicklichkeit den badischen Boden nicht betreten. Man werde gut tun, diesen Vorgang im Gedächtnis zu behalten, um in einem anderen Augenblick die geeigneten Schlußfolgerungen zu ziehen. Etwa denselben Artikel enthielt das „Frankfurter Journal" vom 6. August 1863 in einer Mitteilung aus Paris vom 4. August, welche sich hinwiederum auf eine Korrespondenz des „Temps" von Straßburg 1. August 1863 bezog.

Am 9. Oktober 1865 ging Graf d'Autemasse d'Ernonville zur Uebernahme eines anderen Kommandos von Straßburg ab. Statt des vermuteten Nachfolgers, Generals Grafen Wimpffen, wurde wider alles Erwarten der in Disponibilität gestellte junge General Ducrot zum Kommandanten der 6. Militär-Division ernannt. Derselbe zählte etwa 45 Jahre, hatte den größten Teil seiner Dienstzeit in Afrika zugebracht, die Feldzüge in der Krim und in Italien mitgemacht. Es verlautete bald, daß General Ducrot als echter Franzose und Chauvinist von Mißachtung alles Nichtfranzösischen, von Haß gegen Deutschland erfüllt sei und der Hoffnung lebe, sich gelegentlich einer Diversion in Süddeutschland den Marschallstab zu erobern. Er verschmähte das Anlegen des ihm im Jahre 1867 gelegentlich der Durchreise des Kaisers von Oesterreich verliehenen Großkreuzes des Ordens der eisernen Krone, einzig aus dem Grunde, weil die Insignien die Jahreszahl 1815 tragen.

Um dieselbe Zeit stand dem großen Militärkommando in Nancy

der Marschall und Senator Forey vor, ein Sechziger, dessen dienstliches Einkommen sich auf etwa 170 000 Francs nebst Rationen für zwölf Pferde belief. Die Gesellschaften und glänzenden Bälle, welche dieser Würdenträger gab, wurden erst vom Jahre 1867 ab, nachdem derselbe auf höhere Weisung zwei „zur Repräsentation nicht geeignete Damen", welche er im Schlosse unterhielt, aus seinen Salons entfernt hatte, auch von dem unabhängigen Teil der Gesellschaft von Nancy und Umgebung besucht.

Der Vorgänger des Marschall Forey war Marschall Canrobert, als sein Nachfolger trat im Beginn des Jahres 1868 Marschall Bazaine ein. Während General Ducrot einer der äußerlich stattlichsten Offiziere der französischen Armee war, wurde Bazaine als ein Mann mittlerer Größe, untersetzt und beleibt geschildert, dessen freundliche und wohlwollende Gesichtszüge übrigens im allgemeinen einen guten Eindruck machten.

Als der aus Mexiko zurückgekehrte Marschall Bazaine am 14. Februar 1868 in Straßburg erschien, um diesen Teil seines Militär-Distrikts kennen zu lernen, beobachtete, eingedenk des Rufes, welcher dem Marschall von der mexikanischen Expedition her anklebte, Militär und Bürgerschaft eine sehr kühle Haltung. Bei dessen Erscheinen im Theater wurde der bestellte magere Beifall durch Zischen übertönt.

Marschall Bazaine war in vier Tagen von Nancy über Luneville, Pfalzburg, Saverne nach Straßburg geritten und hatte unterwegs die Befestigungen der Soufflenheimer Linie besichtigt.

General Ducrot plagte die Garnison von Straßburg in dem Maße mit exercices de la petite guerre mit forzierten Uebungsmärschen in voller Ausrüstung und dergleichen, daß Desertionen außerordentlich zunahmen. Die Deserteure beklagten sich insbesondere auch über Mißhandlungen durch die Unteroffiziere.

Ein beim Militär und der Bürgerschaft mißliebiger, persönlicher Adjutant Ducrots, Rittmeister Neveolet vom 4. Kürassierregiment, wurde mit einer Mehrheit von nur drei Stimmen im Klub aufgenommen. Ein Bankbeamter Clément, welcher die Bemerkung machte: „zur kleinen Türe ist er hereingekommen, zur großen wird er hinausspazieren," wurde von Neveolet auf dem Theaterplatz mit Stößen und Ohrfeigen mißhandelt; Clément gab nebst Stockschlägen die Ohrfeigen zurück. Beide duellierten sich auf derselben Rheininsel, auf welcher kurz zuvor der Zweikampf zwischen dem österreichischen Botschafter, Fürsten Metternich und

dem Grafen Beaumont stattgefunden hatte. Reveolet blieb nach wie vor in seiner Stellung.

Ein Jahr zuvor, im Januar 1869, hatten Unordnungen, Reibungen und ein unehrenhafter Handel eines Capitaine d'Habillement mit einem Leutnant zur Entlassung mehrerer Offiziere des 96. Linienregiments geführt, welches kürzlich mit einem Offizierkorps, dessen größere Hälfte aus Korsen bestand, von Rouen nach Straßburg versetzt worden war.

Bei der Volksabstimmung vom 8. Mai 1870 für das Kaiserreich mit modifizierter Verfassung stimmte nicht nur die Hälfte der Zivilbevölkerung Straßburgs, sondern auch die Hälfte der Offiziere und Unteroffiziere der Pontonniers und die Mehrzahl des 16. Bataillons Chasseurs mit Nein.

Nach dem Jahre 1866 hatten deutsche Offiziere, welche die militärischen Zirkel in Straßburg und Nancy und das Lager von Chalons besuchten, Gelegenheit, die Eifersucht der französischen Offiziere auf die Leistungen und Erfolge des Feldzuges von 1866 wahrzunehmen.

General Ducrot, welcher jede freundnachbarliche Berührung mit den badischen Zivil- und Militärbehörden tunlichst mied, sich bei gelegentlichen Begegnungen auf die unumgänglichste militärische Begrüßung beschränkte, machte sich bald diesseits des Rheines in unangenehmer Weise bemerklich. Während er zuvor niemals zu Pferde in Kehl erschienen war, ritt eines schönen Tages, am 8. April 1868, General Ducrot mit acht Offizieren seines Generalstabes in Zivilkleidung über die Brücke, im Trabe durch Kehl hindurch gegen Sundheim, dann gegen die Südbatterie und den Mittelbau des Forts von Kehl und zurück über die Rheinbrücke gegen Straßburg. In damaliger Zeit, in welcher unterrichtete Personen einen nahen Krieg gegen Deutschland vorhersagten, dessen das Kaiserreich mit Rücksicht auf seine innere Lage dringend bedürfe, machte jener Spazierritt ein peinliches Aufsehen. Meldungen sprachen von einem Rekognoszierungsritt. Es war klar, daß das Fort von Kehl nebst Umgebung in jeder anderen Weise besser und ungestörter besichtigt werden konnte, als im raschen Vorbeireiten, und daß Karten und Pläne wohl schon vorhanden waren; es stand jedem badischen Offizier frei, in Straßburg und Umgebung, selbst in Uniform, allein oder in größerer Gesellschaft spazieren zu reiten; Vorschriften des Festungs- oder Garnisonreglements waren nicht verletzt worden und so fehlte ein Anlaß zu offizieller Be-

schwerde. Vertrauliche Bemerkungen hatten wenigstens die Folge, daß solche Husarenstreiche von da ab sich nicht wiederholten.

Es ist wahrscheinlich, daß General Ducrot in Begleitung eines Hauptmanns Schenkh vom 33. Infanterieregiment, eines guten Planzeichners, am 2. April 1868 die Festung Rastatt besucht und soweit wie möglich besichtigt hatte.

Kurze Zeit nach dem oben dargestellten Vorgang nahm General Ducrot eine andere Gelegenheit wahr, die Bewohner beider Rheinufer zu alarmieren. Er fuhr am 15. Mai 1868 in Begleitung seines Adjutanten, des Hauptmanns vom Generalstab, Bossart, des Geniedirektors Obersten Sabatier, welcher die Befestigungsarbeiten in Straßburg leitete, mit dessen Adjutanten, ferner mit dem ingénieur en chef Dubuisson in einem Schiffe der französischen Geniedirektion in voller Uniform auf dem Rheine von Hüningen nach Neubreisach, am 18. Mai von hier weiter den Rhein hinab bis zur Kehler Brücke, um am 20. Mai die Rheinfahrt bis Lauterburg fortzusetzen. In Hüningen hatte sich der Präfekt des Oberrheins Ponsard aus Kolmar, bei Kehl der Präfekt des Unterrheins de Pron aus Straßburg der Fahrt angeschlossen, an der auch je bis zur Grenze ihres Bezirks die Unterpräfekten von Mühlhausen, Hüningen, Schlettstadt und Weißenburg, sowie die maires der an den Rhein grenzenden Gemeinden, sowie der Kondukteur der Rheinbauten, Ingenieur Faller, teilnahmen. Es wurden die Rheinufer genau besichtigt, die Präfekten, Unterpräfekten und maires über die Terrainverhältnisse landeinwärts befragt. Auch diese Fahrt ward allgemein als eine Rekognoszierungsfahrt angesehen. Als solche wäre sie sehr überflüssig gewesen, da die Franzosen als Mitglieder der Rheinschiffahrtskommission behufs Vornahme der Rheinkorrektionen und Uferbauten im Besitze der besten und genauesten Karten über den Rhein und seine Ufer sein mußten, in denen man sich jedenfalls besser orientieren konnte, als aus den etwaigen Aufzeichnungen und Berichten des Generals Ducrot und seines Gefolges. Es wurde nicht ermittelt, daß auf dieser Fahrt badisches Gebiet berührt worden sei. Angeblich waren eine große Anzahl Gesuche der französischen Rheinufergemeinden um Herstellung und Reparatur von Dämmen und anderen Uferbauten eingekommen und galt die Fahrt der Untersuchung der Notwendigkeit und Dringlichkeit der verlangten Arbeiten. Jedenfalls war diese Untersuchung, welche sich von Zeit zu Zeit wiederholen sollte, niemals in so auffälliger

Weise und unter Mitwirkung des Divisionsgenerals und anderer höherer Offiziere vorgenommen worden.

Am frühen Morgen des 30. Mai 1868 fuhren zwei in Zivil gekleidete Herren, in denen man den Obersten der Pontonniers und den Rheinbauingenieur Faller erkannt haben will, in einem Kahne, das deutsche Rheinufer besichtigend, bis zu der Gemarkung des zwei Stunden unterhalb Kehl gelegenen Dorfes Honau. Hier stiegen sie ans Land und gingen, das Terrain besichtigend, eine halbe Stunde landeinwärts. Faller hielt eine Karte in der Hand, sein Begleiter machte Notizen. Beide Herren schienen über die Wahrnehmung sehr erfreut, daß ein früheres Altwasser trocken gelegt und eine Zufahrtsstraße über die Stelle geführt war. Sie kehrten zum Rheine zurück, schifften hinüber und flußaufwärts. Die fragliche Stelle ist nebst zwei anderen Uferstellen bei Kehl und Freistatt für den Rheinübergang einer Armee um deswillen besonders geeignet, weil auf beiden Seiten das Rheinufer trockenen Fußes und ohne Uebergang über Altwasser oder Kanäle erreicht werden kann.

Am 6. Juni 1868 fuhren abermals vier in Zivil gekleidete Herren von der Rheinbrücke bei Kehl hinab bis Honau, begnügten sich aber diesmal, das rechte Rheinufer mit Ferngläsern zu betrachten, ohne selbst ans Land zu steigen.

Diese Besichtigungen hatten angeblich den Zweck, einen für die Pontonnierübungen und zum Schlagen einer Schiffbrücke über den Rhein geeigneten Platz zu finden.

Im Juni 1868 meldeten die Zeitungen, daß Marschall Bazaine auf einer Inspektionsreise mit seinem Stabe von Schlettstadt nach Markolsheim geritten sei, sich von da aus auf die am rechten Rheinufer gegenüberliegende Ruine begeben habe, auf das linke Rheinufer zurückgekehrt seinen Ritt rheinaufwärts auf dem Rheindamme bis in die Gegend von Alt- und Neu-Breisach fortgesetzt habe.

Alle diese Vorgänge wurden in der deutschen, französischen, zum Teil auch in der englischen Presse besprochen. Natürlich fehlte es auch an Entstellungen und Uebertreibungen nicht, und es ließ z. B. der „Rheinische“ und der „Oberrheinische Kourier“ (Nr. 117 von 1868) den General Ducrot in Kehl mit seinem Stabe in voller Uniform erscheinen, die badische Schildwache moralisch niederreiten, sich bei dem lächerlichen Ding, das man den Kehler Brückenkopf nenne, höhnisch und bramarbasierend umsehen.

In den maßgebenden Kreisen von Karlsruhe machten jene Demonstrationen wenig Eindruck. Daß eine Partei in Frankreich zum Kriege mit Deutschland trieb, und daß Marschall Bazaine und General Ducrot ihre Interessen besser im Kriege als im Frieden verfolgen könnten, war schon vor dem April 1868 bekannt. Wenn solche kleine Neckereien gerade damals mit der Berechnung auf Duldung seitens der kaiserlichen Regierung unternommen wurden, so konnte das in der Meinung geschehen, daß kleine Einschüchterungs-Versuche und die Erregung von Kriegsbefürchtungen die großherzogliche Regierung in ihrer in der deutschen Frage verfolgten Politik irre machen und aufhalten, die Vertreter Badens im Zollbundesrat und Zollparlament, welch letzteres vom 28. April bis 23. Mai 1868 erstmals tagte, davon abhalten würden, einem von badischen Abgeordneten, darunter auch Minister, unterzeichneten Wahlprogramm entsprechend, auf Ausdehnung der Befugnisse jenes Bundesrates und Parlamentes, auf eine weitergehende Einigung der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde hinzuwirken.

Auch in Berlin, wohin jene Vorkommnisse als kleine Beiträge zur Orientierung mitgeteilt wurden, machte man davon nicht viel Aufhebens. Man besorgte nach damaliger Lage der Dinge nicht, daß die Kriegspartei in Frankreich in nächster Zeit die Oberhand gewinnen würde, hielt das Friedensbedürfnis des größeren Teiles der Nation noch für überwiegend und glaubte sich schon damals einem eventuellen Angriffe gewachsen, namentlich in der Voraussetzung, daß die Abwehr eines Angriffes in ganz Deutschland als eine nationale Pflicht aufgefaßt, mit dem Kriege zugleich die nationale Frage entschieden würde, daher im nächsten Kriege mit Frankreich der norddeutschen auch die süddeutsche Macht zuzuzählen wäre.

Dem französischen Gesandten, welchem man gelegentlich von jenen Vorgängen in der Richtung sprach, daß dieselben im Zusammenhalt mit den in der französischen Presse chronisch auftauchenden Kriegsgerüchten und Kriegsdrohungen unnötige Beunruhigung der beiderseitigen Bevölkerung verursachten, war es nicht schwer, dieselben als natürliche und zufällige Vorkommnisse zu erklären und an offizielle und offiziöse friedliche Kundgebungen aus maßgebenden Kreisen zu verweisen.

Die französischen Pontoniers hatten 33 Jahre lang Uebungen auf dem Rheine vorgenommen und Brücken vom französischen zum badischen Ufer geschlagen, ohne daß diesseits, wenn nur für letztere

Uebung die Genehmigung der zuständigen Behörde eingeholt war. Behörden oder Bevölkerung einen Anstoß nahmen. Das fand man jenseits ganz in Ordnung bis die badischen Pioniere in die Lage kamen, auch ihre Uebungen auf der badisch-französischen Grenze vorzunehmen. Die badischen Pioniere waren früher in Karlsruhe stationiert und machten ihre Uebungen vom badischen auf das bayerische Rheinufer bei Mannheim, wo auch das Material zu den Uebungen untergebracht war. Im Jahre 1867 wurden die beiden Pionierkompagnien nach Rastatt verlegt. Man suchte natürlich einen passenden Ort zu nautischen Uebungen in der Nähe der Festung und Garnison und glaubte solche in der Nähe der badischen Gemeinde Plittersdorf, bei der Einmündung der Murg in den Rhein gefunden zu haben.

Bekanntlich bildete der Talweg des Rheines die Hoheitsgrenze zwischen Baden und Frankreich; der ganzen Grenze entlang haben aber französische und badische Gemeinden und Privatpersonen, zum Teil von alters her, Grundeigentum dies- und jenseits des Rheines, welches unter der Hoheit des anderen Staates liegt und der Gesetzgebung dieses Staates unterworfen ist. Da der Talweg des Rheines wechselt, kam es vor, daß Rhein-Inseln heute unter badischer, morgen unter französischer Hoheit lagen. So gehörte das ziemlich wertlose, auf dem rechten Rheinufer gelegene Grundstück, welches zur Aufstellung einiger Baracken oder Zelte bei den vier- bis sechswöchentlichen Uebungen ausersehen war, der Plittersdorf gegenüber am linken Rheinufer gelegenen französischen Gemeinde Münchhausen. Als der Kommandant der Pionier-Abteilung sich mit dem Maire von Münchhausen wegen Pachtung jenes Grundstücks ins Benehmen setzte, erklärte dieser, daß er zu solcher Verpachtung einer Ermächtigung der kaiserlichen Regierung bedürfe, daß eine Verhandlung der beiderseitigen Regierungen vorangehen müsse. Die Militärverwaltung ließ angesichts dieser Weiterungen ihren ursprünglichen Plan fallen und wählte einen anderen Platz für die Uebungen aus.

Das Vorhaben und die Verhandlung mit dem Maire von Münchhausen war nach Paris gemeldet und bekannt geworden. Die französische und affiliierte deutsche Presse sprach von Anlage befestigter Lager am Rhein, von Errichtung badischer Uebungsplätze auf französischem Gebiete, von Aufregung in der elsässischen Bevölkerung.

Schon war die ganze Angelegenheit in der Presse zur Ruhe

gekommen, als zu Anfang Juli 1868 in Abwesenheit des französischen Gesandten, der erste Sekretär und interimistische Geschäftsträger, die Sache, eine Karte der Gegend der Uebungen in der Hand, im Auftrage des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Moustier, zur Sprache brachte. Der Geschäftsträger fand es zunächst auffallend, daß die badischen Pioniere ihre Uebungen nicht mehr, wie früher, bei Mannheim, sondern in Plittersdorf, an der französischen Grenze vornähmen. Durch die Ladung des Maire von Münchhausen zu dem Kommandanten der Pionier-Abteilung zu einer Besprechung über Benutzung eines Grundstückes der Gemeinde zu militärischen Uebungen, durch das Erscheinen eines Schiffes mit einem Offizier und Pionieren an der Mündung der Murg und durch Vornahme nautischer Uebungen sei die jenseitige Bevölkerung aufgeregt worden. Der Geschäftsträger gab zu, daß das Gebiet, auf welchem die Uebungen vorgenommen wurden und werden sollten, unter badischer Hoheit stehe, bemerkte indes, daß Frankreich und Preußen sorgfältig alles vermieden, was gegenseitige Empfindlichkeiten hervorrufen könnte, und es sei kein Grund abzusehen, aus welchem die Großherzogliche Regierung unter den damaligen Verhältnissen gerade jene Stelle zu den fraglichen Uebungen gewählt habe. Es wäre zu wünschen, daß die Uebungen an einer anderen Stelle vorgenommen würden. Es ergab sich im Laufe der Unterredung, daß die Sache auf Berichte und Betreiben der französischen Militärbehörden des General Ducrot, Marschall Bazaine, des Kriegsministers Niel von Marquis de Moustier aufgegriffen und bis zu diesem Punkte verfolgt war. Das Recht der badischen Militärbehörden zur Vornahme der Uebungen an der gewählten Stelle, auch wenn rechtsrheinisches Eigentum der Gemeinde Münchhausen dazu benutzt worden wäre, war nach oben dargelegtem Sachverhalt klar und wurde von dem Geschäftsträger auch nicht bestritten. Es war ferner darauf hinzuweisen, daß die französischen Pontoniers ihre Uebungen seit über 30 Jahren alljährlich dem badischen Ufer gegenüber machten, ohne daß die diesseitige Bevölkerung je darüber in Aufregung kam, ja, daß bei den französischen Uebungen in der Regel badisches Gebiet durch Brückenschlagen berührt wurde, was man stets auf einfaches Ersuchen mit Vergnügen gestattet hatte, während sich die badischen Uebungen auf diesseitiges Gebiet beschränkten. Man hätte hinzufügen können und kann das jetzt gestehen, daß die badischen Pioniere eine Brücke nur bis zur Mitte

des Rheines hätten schlagen können, daß sie nur in Verbindung mit den übrigen Abteilungen des früheren achten Bundesarmeekorps das zur völligen Ueberbrückung des Rheines nötige Material besaßen.

Wenige Tage nach dieser Unterredung, und ohne daß inzwischen ein neues Ansuchen oder eine neue Verhandlung stattgefunden hätte, zeigte der Maire von Münchhausen dem Kommandanten der Pionierabteilung an, daß er nun ermächtigt sei, das unter badischer Hoheit gelegene Eigentum der Gemeinde für die bevorstehenden Uebungen zu verpachten, sodaß diese nun in der ursprünglich beabsichtigten Weise vorgenommen werden konnten. Auf die gleichzeitige Anzeige der französischen Bezirksbehörde, daß es den badischen Pionieren gestattet sei, am jenseitigen Ufer anzulanden, erwiderte der Kommandant der Pionierabteilung, daß eine Ausdehnung der Uebungen auf das jenseitige Ufer nicht beabsichtigt werde. Dem Marquis de Moustier, dessen Weisungen an die Gesandtschaft möglicherweise auf unrichtigen Darstellungen beruhten, war der wahre Sachverhalt gelegentlich auch auf anderem Wege auseinandergesetzt worden.

Kaum war dieser Zwischenfall erledigt, als General Ducrot am 14. Juli 1868 dem Kommandanten von Kehl schrieb: Der französische Kriegsminister habe ihm mitgeteilt, daß nach einer Verständigung zwischen seinem und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten das Straßburger Pontonierregiment wie in den vorhergehenden Jahren seine Uebungen vornehmen könne, und daß dasselbe folglich ermächtigt sei, bei seinen nautischen Uebungen am badischen Ufer anzulanden (atterrir). Andererseits könnten auch die badischen Pioniere, deren „Schule“ an der Mündung der Murg errichtet sei, bei ihren Uebungen am französischen Ufer anlanden, der Kommandant von Kehl werde wohl von diesen Anordnungen Kenntnis haben; hätte derselbe Einwendungen zu machen, so werde ersucht, sie tunlichst bald zur Kenntnis des Generals Ducrot zu bringen.

Natürlich konnten zwei französische Ministerien unter sich kein Uebereinkommen über Gestattung der Anlandung am badischen Ufer treffen, hätten dies auch schwerlich getan. Der Kommandant von Kehl antwortete am 18. Juli 1868, daß ihm von einem Uebereinkommen des behaupteten Inhalts nichts bekannt geworden, daß laut Mitteilung des Großherzoglichen Kriegsministeriums die Großherzogliche Regierung nicht veranlaßt gewesen sei, um Gestattung des Betretens des französischen Ufers durch die badischen

Pioniere zu ersuchen, und daß derselben auch kein entsprechendes Ersuchen der Kaiserlichen Regierung zugekommen sei; daß daher bis auf weiteres, falls ein Betreten des Ufers des anderen Staates beabsichtigt werde, das bisher übliche Verfahren gegenseitig zu beobachten sei.

Inzwischen war am 16. Juli ein Oberst Fiévet, Kommandeur des 16. Artillerie- (Pontonier-) Regiments, bei dem Kommandanten von Kehl erschienen, um anzuzeigen, daß während der Anwesenheit des inspizierenden Generals der Artillerie die jährlichen Uebungen der Pontoniers im Brückenschlagen wieder stattfinden würden. Noch ehe die am 18. Juli von Karlsruhe abgegangene Ermächtigun zum Betreten des diesseitigen Ufers im Besitze der französischen Militärbehörde war und sein konnte, wurde am Morgen des 18. Juli 1868 etwa 6000 Schritte unterhalb der Kehler Brücke, bei Auenheim, eine Schiffsbrücke geschlagen, das badische Gebiet von französischem Militär (und Straßburger Damen) betreten, und dieses Manöver am 20. Juli wiederholt.

Außerdem wurde nachträglich eine schon im Juni 1868, ohne Einholung einer Erlaubnis an derselben Stelle, in Gegenwart des Marschalls Bazaine und Generals Ducrot stattgehabte probeweise Errichtung einer fliegenden Brücke mit Anlanden am badischen Ufer gemeldet.

Auch in diesen Fällen wurde keine offizielle und förmliche Beschwerde über das Verfahren des Generals Ducrot erhoben. Derselbe hatte sich immer noch an der Grenze des Rechtes und der bisherigen Uebung hin bewegt, keine recht greifbare Verletzung beider geliefert. In dem Schreiben vom 14. Juli war besonders der Ausdruck „atterrir“ zweideutig. Es konnte gesagt werden, daß damit nur die Befugnis in Anspruch genommen sei, bei nautischen Uebungen gelegentlich am badischen Ufer anzulanden, nicht auch Brücken bis auf dieses Ufer zu legen und mit Mannschaft auch anderer Waffengattungen darüber zu marschieren. Es schien wahrscheinlich, daß solche gelegentliche Anlandungen mit Kähnen und fliegenden Brücken und ein Aussteigen einiger Pontoniers am diesseitigen Ufer von jeher ohne vorgängige Anfrage und ausdrückliche Gestattung unternommen und geduldet worden seien. Man fand keine früheren Anzeigen, Anfragen und Ermächtigungen in bezug auf solche kleineren Uebungen vor, welche doch ohne Zweifel in früheren Jahren gleichfalls unternommen worden waren. Zudem wünschten die badischen Militärbehörden,

daß dergleichen Uebungen mit Anlanden am jenseitigen Ufer auch von den badischen Pionieren ohne vorgängige Anfrage und Abwarten einer förmlichen Erlaubnis vorgenommen werden könnten, daß man also bezüglich dieser kleineren Uebungen auf die von General Ducrot vorgeschlagene Praxis stillschweigend eingehe.

Freilich waren am 18. und 20. Juli förmliche Schiffsbrücken geschlagen worden; aber für die bezüglichen Anfragen und Gestattungen war in den letzten Zeiten keine feststehende, strenge Form beobachtet worden, man konnte sagen, daß durch die schriftliche Anzeige des Generals Ducrot vom 14., und mündliche Anfrage des Obersten Fiévet vom 16. Juli das Nötige geschehen sei, daß im Falle der Verweigerung auf den Brief des Generals Ducrot früher und sofort hätte Einspruch erhoben werden können; und endlich war am 18. Juli die ausdrückliche Erlaubnis gegeben, wenn auch bei Beginn der Aufführung der Brücke dem General Ducrot noch nicht bekannt. Es war durch keinen wirklichen oder tatsächlichen Protest der Kommandantur von Kehl ein Zuwiderhandeln gegen bisherige Uebungen und Gewohnheiten und gegen internationale Konvenienzen bezeichnet und festgestellt.

Zudem hatte sich bei gelegentlicher Besprechung die Aussicht eröffnet, daß demnächst ein Wechsel in den höheren Kommandostellen Frankreichs und eine Versetzung des Generals Ducrot zu erwarten sei. Eine nicht ganz fest begründete Beschwerde, der gegenüber eine Rechtfertigung gelänge, konnte unter den damaligen Verhältnissen leicht die Folge haben, daß General Ducrot mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung und auf die Kriegspartei in seiner Stellung belassen und gehalten werden mußte, und daß die Unregelmäßigkeiten und Neckereien sich mehrten. Eine solche Beschwerde konnte umsomehr unterbleiben, als das Schreiben der Kommandantur Kehl vom 18. Juli denn doch die Wirkung hatte, daß General Ducrot am 3. August 1868 schriftlich die förmliche Genehmigung zum Schlagen von Brücken und Uebergang von Truppen einholte, welche am 6. und 8. August unterhalb Kehl am Ausfluß des sogenannten kleinen Rheins vollzogen wurden.

Damit hatten die Uebungen des Jahres 1868 ein Ende und die Sache beruhte, bis am Morgen des 10. Mai 1869 ein Offizier mit 13 etwa 60 Mann enthaltenden Pontons im vollen Rheine Anker legten, an das badische Ufer, unweit der Kehler Nord-Batterie anlandeten und nachdem einige Mann ans Ufer gestiegen waren, nach einer halben Stunde zur Wiederholung der Uebungen

in den Rhein hinausfuhren. Auch jetzt erklärten sich die diesseitigen Militärbehörden damit einverstanden, daß stillschweigend in die von General Ducrot angenommene und angebotene Praxis eingetreten werde, wonach nautische Uebungen, bei welchen nur die andere Stromseite und das andere Ufer berührt werde, ohne daß ein Uebergang von Truppen über eine geschlagene Brücke stattfinde, gegenseitig ohne vorherige Anzeige und Einholung einer Erlaubnis vorgenommen werden könnten.

Nachdem am 31. Mai 1869 wieder zwei Offiziere mit 42 Mann Pontoniers in sieben Pontons am diesseitigen Ufer unterhalb der Nord-Batterie gelandet, dieses Ufer betreten hatten und auf der rechten Stromseite durch den Arm des Alt-Rhein bis Auenheim hinabgefahren waren, hielt man für zweckmäßig, daß die badischen Pioniere die Uebungen des Jahres 1869 gleichfalls auf die andere Stromseite und das andere Ufer ausdehnten und so, von dem gleichen Rechte Besitz ergreifend, die Gegenseitigkeit förmlich konstatierten.

Immerhin lief man bei der Persönlichkeit und den Tendenzen des Generals Ducrot Gefahr, daß auch bezüglich des Brückenschlagens und Uebergangs von Truppen Unregelmäßigkeiten wiederkehrten und ein Zustand der Unsicherheit geschaffen wurde, welcher beim Herannahen oder Ausbruch eines Krieges die Ausführung eines Handstreichs erleichtern könnte. Man beschloß daher, den Beginn der Uebungen der badischen Pioniere förmlich anzuzeigen und die Gelegenheit zu genauer Festsetzung des beiderseitigen Verhaltens zu benützen. Es wurde demnach die Kommandantur Kehl beauftragt, einen Offizier der Garnison mit den entsprechenden Eröffnungen zu General Ducrot zu entsenden.

Demgemäß richtete ein Oberleutnant am 13. Juni 1869 dem General Ducrot in Straßburg namens der Kommandantur Kehl aus, daß das badische Kriegsministerium den Pionieren die Weisung erteilt habe, ihre nautischen Uebungen zu beginnen, daß die Pioniere bei diesen Uebungen in derselben Weise auf französischem Ufer anlanden würden, wie die französischen Pontoniers seither auf badischem Ufer angelandet; daß aber bei größeren Uebungen im Brückenschlagen über den Rhein, namentlich wenn damit ein Uebergang von Truppen verbunden werde, das seitherige Verhältnis fortzubestehen habe, wonach solche Uebungen beiderseits nicht ohne vorgängige Anfrage stattfinden durften.

Um jedem — Mißverständnisse vorzubeugen, war der Inhalt

der Eröffnung in deutscher und französischer Sprache wortgetreu vorgeschrieben worden. General Ducrot erklärte sich mit dem Inhalte der Mitteilung, die er freundlich aufnahm, einverstanden.

Am 23. Juni wurde die badische Regierung durch eine telegraphische Anfrage aus Berlin überrascht, wonach ein badischer Offizier dem General Ducrot in Straßburg von einer bevorstehenden Ueberbrückung des Rheins Anzeige gemacht und diese Mitteilung mit den Worten eingeleitet habe: „Ayant été invité par le gouvernement Prussien à faire commencer les exercices des pontonniers sur le Rhin“ usw., und wonach die französische Regierung, welche geheime Verträge vermute, um Auskunft gebeten habe. Man hatte sich in Karlsruhe so gut vorgesehen, daß nicht nur nach nochmaliger telegraphischer Anfrage in Kehl versichert werden konnte, es sei von einer Anordnung des Gouvernement Prussien, das mit der Sache absolut nichts zu tun gehabt, mit keinem Worte die Rede gewesen, sondern daß auch umgehend Abschriften des dem badischen Offiziere erteilten Auftrages und der Meldung desselben über den Vollzug, mit wortgetreuer Angabe der dem General Ducrot gemachten Eröffnung, eingesandt werden konnten.

Erst jetzt wurde den Großherzoglichen Gesandten in Berlin und Paris von den neuesten Verhandlungen über die Pionierübungen auf dem Rheine Mitteilung gemacht, und nähere Nachforschungen ergaben, daß jene Version auf einer Meldung des Generals Ducrot an den Kriegsminister, Marschall Niel beruhte, daß der Minister des Auswärtigen Marquis de Lavalette sogleich ein Mißverständnis unterstellte, jedoch, eben um seinen Kollegen von der Unrichtigkeit der Behauptung des Divisionsgenerals von Straßburg überzeugen zu können, vertraulich um Aufklärung gebeten hatte.

In Paris hielt man immer noch ein „Mißverständnis“ seitens des Generals Ducrot für möglich; derselbe blieb in seiner Stellung, und man verzichtete badischerseits auf eine weitere Verfolgung der nur in sehr vertraulicher Weise zur Sprache gebrachten Angelegenheit hauptsächlich aus dem Grunde, weil im günstigsten Falle der Versetzung Ducrots der Nachfolger, welchen ihm Marschall Niel gegeben hätte, sich schwerlich sehr erheblich von ihm unterschieden haben würde. Es war dies zu der Zeit, als drei preußische Offiziere, welche den Uebungen im Lager von Chalons anwohnen wollten, ihren Besuch bei Marschall Bazaine

und die hinterlassenen Visitenkarten durch Ausweisung aus dem Lager erwidert erhielten.

Man brauchte eben in der Festung Straßburg, dem Ausfalltore nach Deutschland, einen General, welcher die Fähigkeit besaß, im Notfalle Händel vom Zaun zu brechen.

Den Aufklärungen, welche dem Marquis de Lavalette gegeben wurden, ward selbstverständlich hinzugefügt, daß, auch wenn etwa ein geheimer Vertrag zwischen Preußen und Baden bestände, dies als eine deutsche Angelegenheit eine auswärtige Macht in keiner Weise berühre.

So natürlich es den jenseitigen Militärbehörden erschien, daß die französischen Pontoniers seit 30 bis 40 Jahren alljährlich ihre Uebungen auf dem Rheine auf die deutsche Stromseite und auf das badische Ufer ausdehnten, Brücken schlugen, über welche Truppen aller Waffengattungen marschierten, so wenig konnten sich dieselben mit dem Gedanken befreunden, daß seit dem Garnisonwechsel des Jahres 1867 die badischen Pioniere sich herausnahmen, ihre weit bescheideneren Uebungen dem französischen Ufer gegenüber zu machen. Im Januar 1870 nahm der Kriegsminister Marschall Le Boeuf die Intervention des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Daru in Anspruch. Er konstatierte irrig, daß nach einer beiderseitigen Verständigung die badischen Pioniere am französischen Ufer landen und infolge einer gerechten Gegenseitigkeit das in Straßburg garnisonierende Pontonierregiment Schiffbrücken nach dem badischen Ufer schlagen dürfe. Nun seien aber nach einer Meldung des Geniekommandanten von Hagenau am 26. November 1869 acht Pontons, jeder mit vier Mann und einem Unteroffizier aus der Murg in den Rhein hinausgefahren und es sei denselben ein neuntes Schiff mit vier Offizieren, darunter ein Hauptmann vom Geniekorps gefolgt. Diese Flottille habe vom 26. November bis 7. Dezember 1869 von der Einmündung der Murg bis zwei Kilometer oberhalb Seltz (Bas-Rhin) Sondierungen vorgenommen. Nachdem diese Flottille am Abend des 7. Dezember nach Rastatt zurückgekehrt, sei sie am 9. Dezember wieder im Rhein erschienen, um ihre Sondierungen, diesmal rheinabwärts bis Maxau (bei Karlsruhe) fortzusetzen. Dort angekommen, seien Offiziere und Soldaten mit dem gesamten Material auf der Eisenbahn nach Rastatt zurückgekehrt. Es handle sich hier nicht um einfache Einübungen der Pioniere, sondern um fortgesetzte, mit vieler Sorgfalt und Ge-

nauigkeit ausgeführte Sondierungen. Solche Operationen sollten nur nach Verständigung zwischen den beiderseitigen Militärkommandanten erlaubt sein, zudem, wenn sie zu einer außergewöhnlichen Zeit vorgenommen würden und zu der Annahme verleiten könnten, daß sie einem anderen Zweck als bloßen Studien dienten.

Der französische Gesandte, welcher dieses Vorkommnis zu Anfang Februar 1870 mündlich und in freundlicher Weise zur Sprache brachte, bestritt auch diesmal nicht das Recht der Großherzoglichen Regierung, solche Uebungen ohne vorgängige Anfragen vornehmen zu lassen, glaubte aber, daß solche außergewöhnliche, längere Zeit hindurch fortgesetzte Operationen auf die Uferbewohner einen gewissen Eindruck machen und Verdacht erregen könnten. Es sei deshalb der Wunsch des Kriegsministers nicht ganz unbegründet, daß in solchen Fällen eine vorgängige Verständigung zwischen den beiderseitigen Militärbehörden stattfinde. Es konnte sogleich erwidert werden, daß, auch wenn Sondierungen vorgenommen worden seien, hiermit wohl nur einer Einübung der Pioniere im Sondieren bezweckt worden sei, und daß um so weniger Grund vorliege, weitergehende Absichten zu unterstellen, als die großherzogliche Regierung sich durch die Vermessungsarbeiten für die Rheinkorrektionen im Besitze alles zur Kenntnis des fraglichen Terrains nötigen Materials befinde.

Nach Mitteilung des Kriegsministeriums hatten denn auch die vorgenommenen Uebungen hauptsächlich den Zweck, den Pionieren Gelegenheit zu Sondierungen bei hohem Wasserstande und ungewöhnlich starker Strömung zu geben und die Resultate mit denjenigen zu vergleichen, welche sich bei früheren, zum Behufe der Rhein-Rektifikation vorgenommenen umfassenden und genauen Vermessungen ergeben hatten.

Indessen ergriff man diesseits gerne den gebotenen Anlaß, die beiderseitige Befugnis zur Vornahme von Pionierübungen auf dem Rhein noch genauer abzugrenzen und festzustellen, als bisher geschehen, da sich jenseits mehr Hang zur willkürlichen Durchbrechung der Schranken und zur Schaffung eines ungewissen, schwankenden Zustandes kundgab, als diesseits.

Es wurde dem Grafen Daru noch im Februar 1870 ein entsprechender Vorschlag der großherzoglichen Regierung mit dem Bemerken unterbreitet, daß letzterer jeder Gegenvorschlag erwünscht sei, welcher die gegenseitigen Befugnisse so präzisiere, daß den Anlässen zu Mißdeutungen und Mißverständnissen seitens unter-

geordneter Behörden möglichst vorgebeugt werde. Graf Daru versprach das möglichste in dieser Richtung zu tun, und am 10. Juni 1870 machte die französische Gesandtschaft zu Karlsruhe im Auftrage der kaiserlichen Regierung den Vorschlag, eine Konvention auf folgenden Grundlagen zu schließen:

„1. Jedes Jahr, vor dem Beginn der Uebungen werden sich die beiden Regierungen durch Vermittlung einerseits des Kommandanten von Kehl, andererseits des kommandierenden Divisionsgenerals zu Straßburg das Programm der verschiedenen Uebungen und Manöver mitteilen, welche im Laufe des Jahres von den Pontoniers auf dem großen Rhein vorgenommen werden sollen. Dieses Programm würde, sobald es beiderseits angenommen wäre, maßgebend für das laufende Jahr.

2. Im Falle einer durch unvorhergesehene Umstände veranlaßten Abänderung des Programms oder im Falle der Anordnung in dem Programm des regelmäßigen Dienstes nicht vorgesehener Manöver, sowie im Falle höherer Gewalt werden sich der Kommandant von Kehl und der kommandierende General von Straßburg ausnahmsweise über die Regelung der Abweichungen vom Programm verständigen.“

Dieser Vorschlag erschien nach jeder Richtung hin annehmbar, und nach Einholung der Zustimmung des Großh. Kriegsministeriums und höchster Ermächtigung des Großh. Staatsministeriums wurde mit Note vom 6. Juli 1870 dem französischen Gesandten die Bereitwilligkeit der Großh. Regierung erklärt, auf die angebotene Grundlage eine Konvention abzuschließen.

Um dieselbe Zeit war außerhalb Badens ein Vorwand zum Kriege gefunden worden. Die Neckereien bei Kehl und Straßburg, und deren Ausbeutung durch die französische Presse hatten wenigstens dazu gedient, der Kriegspartei Nahrung zuzuführen, das Volk in Atem zu halten und in weiteren Kreisen eine Stimmung vorzubereiten, welche einen unter beliebigen auch dem erbärmlichsten Vorwande begonnenen Krieg teils jubelnd begrüßte, teils wenigstens als ein längst erwartetes, den bisherigen künstlich erzeugten Zustand der Unsicherheit und bangen Besorgnis abschließendes Ereignis gerne hinnahm.

Die Würde des bibliothekarischen Berufes.

Von

Qu. Decimus.

Vor wenigen Tagen hat in Wiesbaden ein Bibliotheksmann seine Augen geschlossen, dessen Name in den letzten Dezennien ein Programm bedeutet hatte: Anton Klette, der Vorkämpfer für die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes. Er hatte, als er zu wirken anfing, die Auffassung vorgefunden, daß Bibliothekarsein nicht mehr als eine Nebenbeschäftigung für den Akademiker darstelle, daß jedem Gelehrten die Fähigkeit zu bibliothekarischer Betätigung selbstverständlich zuzutrauen sei. Als aber die Büchersammlungen größer und größer wurden und zahlreicher und anspruchsvoller die Benutzer, da führten Klette und andere, deren Namen noch heute einen guten Klang haben, die Auffassung zum Siege, daß es doch eine nicht verächtliche Kunst sei — das Sammeln, Ordnen und Verwalten von Bücherschätzen, und daß die Pflege und Verfeinerung dieser Kunst wohl den Lebensberuf eines studierten Mannes ausmachen könne. So wurde der Bibliothekar von heute. So war er wenigstens gedacht.

Die Ansprüche, die an die Ausbildung eines solchen Bibliothekars gestellt wurden, konnten nicht leicht zu hoch gegriffen werden. Wenn irgend einem, so tut dem Bibliothekar die gediegendste und umfassendste Bildung not. Dem suchte man Rechnung zu tragen: heute läßt ein Prüfungssieb mit dreifachem Gitter — Staatsexamen, Promotion, Fachprüfung — nur das feinste Material durch.

Kein Einsichtiger wird verkennen, von wie segensreichem Einflusse die Verwirklichung dieser Ideen von der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes auf unsere staatlichen Bibliotheken gewesen ist. Und doch scheint es mir, als ob das Bibliothekswesen in Gefahr stünde, dasjenige zu verlieren, wodurch es zur Blüte

gekommen ist: die volle Hingabe, die Begeisterung für den Beruf auf Seiten der Beamten. Gewiß, es ist jetzt reges Leben im Bibliothekswesen, aber man täusche sich darüber nicht, daß diese Regsamkeit an wenige Personen geknüpft ist, daß die überwiegende Menge der Bibliothekare den Aufgaben und Problemen des Faches gänzlich teilnahmlos gegenübersteht!

Was ist der Grund hierfür?

Es ist eine Eigentümlichkeit bibliothekarischer Intelligenz, daß sie ein gewisses selbstmörderisches Streben hat. Sie sucht sich selbst durch ihre Erfindungen überflüssig zu machen. Je besser eine bibliothekarische Institution ist, desto mehr schaltet sie Gedanken und — Gedankenlosigkeit aus, desto mehr wird sie Mechanismus. Feiner und einfacher Mechanismus, versteht sich. So fein und einfach, daß auch jemand mit einfach organisiertem Hirn die Maschine bedienen kann. — Wohlwollende Beurteiler werden erkennen, daß die durch die Selbständigkeit des Berufes geschaffene Fülle der gesiebten Intelligenzen eine Fülle von trefflichen Einrichtungen an den mit ihnen gesegneten preußischen Bibliotheken bewirkt hat. Sie können sich also vorstellen, in welchem Umfange bei der Bedienung der Bibliotheks-Maschine Handlangertätigkeit an die Stelle von geistiger Arbeit getreten ist.

Und noch ein Moment wirkte in diesem Sinne. Die wachsende Größe, die steigende Benutzung der Bibliotheken rief eine Differenzierung der Arbeiten hervor, ähnlich wie bei dem aus dem Handwerksbetrieb sich entwickelnden Großbetriebe. Der Schneidermeister von früher nähte an den von ihm verfertigten Gehrock den letzten Knopf selber an. Bei Wertheim sind viele Personen bloß mit Annähen von Knöpfen beschäftigt.

Der Grund für die Kalamität, die ich andeutete, liegt nun darin, daß die Unterrichtsverwaltung dem sich mit Maschinen und Arbeitsteilung entwickelnden bibliothekarischen Großbetrieb nicht durch die Anstellung geeigneten Personals gerecht wird. In unseren Bibliotheken werden viel zu viele Knöpfe von Schneidermeistern angenäht, statt von Nähmädchen! Ganz freilich hat sich die Behörde den Forderungen der Zeit nicht verschlossen. Vor einer Reihe vor Jahren ist in den Expedienten eine Beamtenkategorie geschaffen worden, die ihre Stelle zwischen dem wissenschaftlichen Bibliothekar und dem Diener hat. Der Expedient wird betraut mit dem Aktenwesen, der Registratur, Schreibarbeiten und ähnlichem. Auch mit Einstellung von Frauen als Hilfs-

arbeiterinnen ist manche Last mechanischer Arbeit dem Bibliothekar von der Schulter genommen worden. Aber das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt. Welche Unsumme an Schreibarbeit wird heute noch von wissenschaftlichen Beamten geleistet, welche Unmenge von Widerwillen wird tagtäglich von ihnen heruntergeschluckt, weil es zu wenig Expedienten gibt — an einer Bibliothek gewöhnlich nicht mehr als zwei!

Es mag unerhört klingen, aber es kommt nach meiner Ueberzeugung dem innersten Bedürfnis unserer Bibliotheken sehr nahe, wenn ich als Ziel uud Forderung der nächsten Zeit bezeichne: es sollen so viel geschulte Expedienten eingestellt werden, wie wir heute wissenschaftliche Beamte haben und umgekehrt.

Ich suche diese Sätze aus der Erfahrung zu begründen.

Die Organisation der bibliothekarischen Arbeit muß für den Bibliothekar in höchstem Maße unerquicklich sein. Man denke sich ein Amtsgericht, in dem abwechselnd der Richter und der Schreiber oder gar der Bote zu Gericht sitzen, eine Kirche, in der bald der Pfarrer, bald der Küster, bald der Kirchendiener auf die Kanzel steigt. So ist es in den Bibliotheken! — Das Aufstellen der von den Benutzern zurückgelieferten Bücher in den Magazinen liegt in der Regel den Dienern oder Expedienten ob; an einer Universitätsbibliothek wurde — wenigstens vor kurzem noch — nur der Bibliothekar dieses Dienstes für würdig erachtet. Das Ausleihejournal zu führen, d. h. die auf den Empfangscheinen verzeichneten Büchertitel in ein Buch oder auf Registerzettel zu schreiben, ist gewöhnlich Sache des Expedienten; aber auch dem wissenschaftlichen Beamten wird diese Arbeit, die täglich etwa $1^1/_2$ Stunden dauert, zugemutet. Daß man es ruhig dem Expedienten und Diener überlassen kann, die Bücher aus der Hand des Publikums zurückzunehmen und die Quittungen darüber auszuhändigen, ist durch lange Erfahrung an gewisser Stelle erprobt, aber so ziemlich überall wird noch heute dafür der Nachweis eines Oberlehrerzeugnisses, eines Doktordiploms und der wohlbestandenen bibliothekarischen Fachprüfung für nötig befunden. Nur zu einem ganz kleinen Teile hat man den Expedienten damit betraut, die zum Buchbinder wandernden Bücher im Buchbinderjournal zu verzeichnen oder die einlaufenden Zeitschriftennummern zu buchen oder das Rechnungswesen zu führen u. a. m.

Der Bibliothekar kann also in die Lage kommen, wenn er versetzt wird, die Arbeit, die an seiner früheren Stelle ein Unterbeamter tat, selbst an dem neuen Posten verrichten zu müssen.

Ja, hier und da läßt es sich nicht vermeiden — aus Mangel an Expedienten —, daß ein Bibliothekar den Unterbeamten an derselben Bibliothek in seinen Befugnissen vertreten muß.

Der bibliothekarische Beruf war immer ein entsagungsvoller. Aber wer früher Bibliothekar wurde, der tat es in der Absicht, anderen zu dienen und zu helfen, und fand sich damit ab, literarischer Kellner zu sein. Er fand sich auch damit ab, daß es ihm unter den Büchern wie einem Manne erging, der mit trockener Zunge am strömenden Quell sitzt und nicht trinken darf. Vor ihm steht ein mit Delikatessen besetzter Tisch; sein Appetit ist geschärft, seine Zunge etwas Feines gewöhnt durch langjähriges Studium. Aber er darf nichts essen. Vielleicht hin und wieder mal verstohlen einen Bissen vom Teller herunterlangen, einen Blick in ein interessantes Buch tun, das ihm durch die Hände geht. Aber auch damit fand er sich ab: bibliothekarische Arbeit an Büchern ist eben etwas anderes als wissenschaftliche. — Die Entwicklung der Dinge macht aber heute den Beruf noch unendlich dornenvoller, ja, sie beschwört die Gefahr herauf, daß er seine Würde als akademischer Beruf einbüßt. Früher behielten an kleinen Bibliotheken mit geringer Benutzung die paar Angestellten — wenn anders sie überhaupt Sinn dafür hatten — bei ihrer Tätigkeit innige Fühlung mit dem Leben des Bibliotheks-Ganzen. Nicht ausbleibende mechanische Arbeit wurde geadelt als Glied eines Ganzen wertvoller und befriedigender Tätigkeit. Wenn jener Schneider an ein von ihm verfertigtes Kunstwerk von Gehrock einen Knopf nähte, so schuf er künstlerisch; das Mädchen, das täglich an 100 fertige Kleider den Knopf näht, tut Sklavenarbeit. Und damit sind unter den Bibliothekaren die wenigsten geneigt sich abzufinden, daß sie tagaus tagein und Jahr für Jahr eine Arbeit tun müssen, die ein ehemaliger Unteroffizier oder eine Dame mit der Bildung einer höheren Tochter auch leistet!

Mit unerbittlicher Konsequenz entspricht dem Werte der Berufsarbeit die Würde der Berufsstellung. Und die des Bibliothekars ist denn auch danach! Nach innen wie nach außen. Bei keiner Behörde scheint mir in dem Verhältnis der unteren Beamten zu den höheren so wenig Ehrerbietung zu walten, wie in den Bibliotheken — entsprechend der substanziell so wenig differenzierten Tätigkeit. Und die äußere Stellung des Bibliothekars? Ich will hier nicht von Berlin reden, wo die Großheit der Verhältnisse genug gesellschaftlichen Freisinn erzeugt, um jeden gelten zu lassen als das, was er

gelten kann. Aber an den Universitäts-Bibliotheken, wo der einzelne sich eine gesellschaftliche Position nicht leicht anders als von der Basis seiner Amtsstellung aus schaffen kann, wird einem Menschen aus guter Familie oft genug die Schamröte ins Gesicht getrieben. Die Professoren können täglich den Bibliothekar bei seiner Arbeit beobachten. Kein Wunder denn, daß sie wenig Neigung zeigen, ihn für gleichberechtigt anzusehen. Kein Wunder, daß jeder junge Privatdozent sich für himmelhoch erhaben über den Bibliothekar hält. Kein Wunder, daß das Corpus academicum die Bibliothek entweder gar nicht oder sehr widerwillig zu sich rechnet, daß bei offiziellen akademischen Veranstaltungen wohl jeder inaktive General im Städtchen, aber nicht die Universitätsbibliothek eingeladen wird! Und wie hoch schätzt schließlich das vorgesetzte Ministerium selber die Arbeit des Bibliothekars ein? Bis heute hat es sich noch nicht erreichen lassen, daß der Bibliothekar im Gehalte dem schlechtest besoldeten akademischen Staatsbeamten, dem Oberlehrer, gleichgestellt werde.

Man wird mir vielleicht gegen diese Darstellung der bibliothekarischen Unbefriedigtheit und der daraus sich ergebenden Interesselosigkeit einwenden, daß doch eine recht beträchtliche Anzahl preußischer Bibliothekare Mitglied des Vereins deutscher Bibliothekare ist, der in § 1 seiner Satzungen wohl Interessen des Bibliothekswesens, aber nicht Interessen der Bibliothekare kennt. Nun, es ist nicht festzustellen, wie viele bei ihrem Beitritt zu diesem von Bibliotheks-Direktoren gegründeten Verein sich der schätzbaren Eigenschaft leichter Begeisterungsfähigkeit für Absichten und Ansichten von Vorgesetzten bedient haben; manch einer aber mag auch damals beigetreten sein trotz dieses § 1, der vielleicht meinte, Arbeitslust und Amtsfreudigkeit der Bibliothekare gehörten doch schließlich auch zu den „Interessen des Bibliothekswesens", und der die primitivste Pflege des Solidaritätsgefühls in einem solchen Verein seiner gänzlichen Vernachlässigung vorzog. Viele haben doch mit einem gewissen Vertrauen auf den Verein gesehen als auf die Stelle, wo einmal das zur Sprache kommen könnte, was wie ein Alb vieler Herzen bedrückte. Da hat es denn freilich manches schmerzliche und wohl auch bittere Achselzucken gegeben, als auf der diesjährigen Versammlung eine Dankadresse an das Ministerium beschlossen wurde. Denn bei aller freudigen Anerkennung, daß es jetzt in bibliothekarischen Dingen etwas rascher vorwärts geht, können doch solche von der einzigen Vertreterversammlung beschlossenen Vota an der Stelle, der sie gelten, eine verhängnisvoll falsche Vorstellung von dem

überwältigenden Dankbarkeits- und Glücksgefühl der unterstellten Beamten hervorrufen.

So viel von der Unzufriedenheit der Bibliothekare. Jetzt noch einige Worte von den Wünschen und Zielen.

Die erste Forderung, die man angesichts der dargestellten Verhältnisse meines Erachtens nicht unbillig finden kann, ist die: in allen preußischen Bibliotheken Unterbeamte an diejenigen Stellen zu setzen, wo sie sich in einer Bibliothek bewährt haben.

Ich meine aber, man kann noch viel weiter gehen. Bibliothekare und Unterrichtsverwaltung mögen doch einmal mit vorurteilsloser Eindringlichkeit die Frage prüfen: zu welchem Zweige bibliothekarischer Tätigkeit ist wissenschaftliche Vorbildung unerläßlich? Ich kann mir nicht denken, daß man zu einem anderen Ergebnis kommen sollte als dem: nicht bei allen, aber bei den allermeisten Arbeiten an der Bibliothek ist gesunder Menschenverstand und Gewissenhaftigkeit einem drei- bis vierjährigen Studium in der philosophischen oder sonst einer Fakultät vorzuziehen. Muß man z. B. Germanistik studiert haben, um einen nicht komplizierten Buchtitel in den alphabetischen Katalog eintragen zu können, oder klassische Philologie, um im systematischen Kataloge bei hundert Zeitschriften hundertmal Band 22.—1901 hinter Band 21.—1900 zu schreiben? Wenn also ein Bibliotheks-Direktor in der Lage ist, mit 8 oder 10 mit Geschick und Treue begabter Expedienten oder Sekretäre — die ja denn ihre Vorbildung nicht als Feldwebel, sondern in einer mehrjährigen bibliothekarischen Schulung empfangen haben könnten — und mit drei oder vier wissenschaftlichen Beamten zu arbeiten, so wird er nicht schlechter, sondern besser fahren als bei umgekehrtem Verhältnis.

Ein Beispiel aus der Praxis wird die Behauptung vielleicht einleuchtender machen. Ich hatte vor einigen Wochen Gelegenheit, die Kruppsche Bücherhalle in Essen kennen zu lernen. Wenn ich jetzt diese durch ihre glänzenden Leistungen bekannte Bibliothek hier zur Stütze meiner Ansichten aufführe, so möchte ich vorher dem Einwande vorbeugen, als lägen die Dinge in einer Volksbibliothek so völlig anders, daß sie zu einem Vorbilde für die Verwaltung wissenschaftlicher Bibliotheken überhaupt ganz ungeeignet sei. Ich verkenne nicht, daß die Universitäts-Bibliothek manche besondere Aufgabe zu lösen hat, zu der das ganze Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung nötig ist, aber ich bitte hier folgendes zu bedenken. Einmal besteht diese Büchersammlung zur Hälfte aus

wissenschaftlichen Büchern und die Bedürfnisse der etwa 800 höheren Beamten der Gußstahlfabrik stehen nicht hinter den Bedürfnissen unserer Füchse an den Universitäts-Bibliotheken zurück; und dann vor allem: die bibliothekarische Arbeit an einem Buche bleibt dieselbe, ob das nun Wundts Physiologische Psychologie oder Wolzogens Gloriahose ist, und die Ausleihung eines Buches an einen Schlosserlehrling erfordert keine geringere Feinheit der bibliothekarischen Buchführung als die an einen Universitätsprofessor.

An der Kruppschen Bücherhalle sind also außer dem Chef keine wissenschaftlichen Beamten. Die wichtigsten Geschäfte liegen in der Hand der buchhändlerisch vorgebildeten Assistenten. Sie katalogisieren, besorgen oder beaufsichtigen das Leihgeschäft, erinnern und mahnen die säumigen Entleiher, erledigen Desiderate und senden den „Abonnenten" Auswahlen ins Haus, sie führen Statistik, sie kontrollieren die Tochterausleihen und vermitteln den Büceraustausch mit ihnen, sie unterhalten den großen Zeitschriftenzirkel. Eine wichtige Persönlichkeit ist sodann der kaufmännisch geschulte Sekretär. Ihm ist die Buchführung anvertraut, er führt das Inventarium, er leitet das Rechnungswesen und führt das Buchbinderjournal. Den Posten „Bücheranschaffungen" des Hauptbuches spezialisiert er im Zugangsverzeichnisse. Außerdem leitet er die Schreibarbeiten bei der bedeutenden Korrespondenz. Diese genannten Beamten, deren Vorbildung sich durchaus nicht mit der unserer staatlichen Bibliothekare messen kann, werden dennoch mit mechanischen Arbeiten so gut wie gar nicht beschäftigt. Vielmehr kommandieren sie eine Schar von Hilfsarbeitern, die nach Begriffen von Staatsbibliotheken eine Armee darstellen, nämlich fünf Schreibern, vier Magazingehilfen, vier Dienern, vier Buchbindern, einem Heizer und etwa einem Dutzend Laufjungen.

Mit welchem Neide muß der Bibliothekar an einer Staatsbibliothek beobachten, wie hier das Problem gelöst ist, jedem eine seiner Fähigkeit und Bildung entsprechende Arbeit zuzuteilen, und wie diese Ressortierung auf die Frische und Freudigkeit des Arbeiters wirkt, so daß im Ganzen eine bibliothekarische Arbeit von hohem Werte geleistet wird.

Möchte doch auch bei den staatlichen Bibliotheken ein Versuch mit solcher Organisation gemacht werden! Hebung des bibliothekarischen Standes, aber auch Aufblühen der bibliothekarischen Arbeit und damit Zufriedenheit aller Bücherbenutzer würden die willkommenen Folgen sein.

Condillac und Buffon.

Eine tierpsychologische Studie.

Von

Christian Ernst in Metz.

Vor mehreren Jahren hat der Physiologe A. Bethe durch eine Aufsehen erregende Abhandlung: Dürfen wir Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben? (Arch. f. d. ges. Physiol., Bd. 70), eine Bewegung in die Tierpsychologie hineingetragen, die zeitweise einen sehr stürmischen Charakter angenommen hat und heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist. In diesem wissenschaftlichen Streite, in dem Bethe die psychischen Tätigkeiten der staatenbildenden Insekten auf einfache Reflexe zurückzuführen versuchte, bezeichnete er diese Insekten als Reflexmaschinen und bot damit seinen Gegnern, unter denen wir auf sehr klangvolle Namen stoßen, einen bequemen Angriffspunkt dar. Kühn wie seine Theorie war auch Bethes Vorgehen gegen die „früheren Autoren", von denen er sagt, daß den meisten Unbefangenheit und vorurteilsloses methodisches Vorgehen fehle, daß sie bis über die Ohren in Vorurteilen steckten und leichtfertige Erklärungen als Beweise hinnähmen. Diese harten Worte treffen ja leider auf eine Reihe von Tierpsychologen der alten Schule zu, und wenn man eine Liste der Autoren aufstellen wollte, die sich auf die gelegentlichen Wahrnehmungen unzuverlässiger Beobachter gestützt, oder selbst ungenau und unmethodisch beobachtet und dann aus einem unkontrollierbaren Gemisch von zuverlässigem und unzuverlässigem Beobachtungsmaterial falsche Schlüsse gezogen haben, dann würde das weitere, dem selbstbewußten Wort so leicht trauende Publikum manchen ihm vertrauten Namen finden.

Die Bekämpfung der Reflextheorie ging aber nicht von diesen populären Schriftstellern aus, die das Tier mehr mit dem Gemüt, als erkennend begreifen wollten, sondern von den Forschern, die

durch die Vielseitigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Arbeiten auf dem Gebiete der staatenbildenden Insekten mit Recht größtes Ansehen genießen, neben anderen den bekannten Ameisenforschern Forel und Wasmann und dem Bienenforscher H. von Buttel-Reepen, der sich durch eine überaus glückliche Verbindung von wissenschaftlicher Durchbildung und praktischer Erfahrung als Bienenwirt auszeichnet. Wenn auf der einen Seite Bethe das Verdienst hat, daß das Interesse für die populären Autoren abgeschwächt worden ist, die den psychischen Zusammenhang alles Lebenden durch eine unwissenschaftliche Vermenschlichung der Tiere herzustellen suchten, so verdanken wir ihm andererseits mittelbar eine Reihe ausgezeichneter Schriften der ihn bekämpfenden Forscher, die die Wissenschaft mit einer Fülle neuer, wertvoller Beobachtungen und Beziehungen gefördert haben.

Dieser in der Tierpsychologie geführte Kampf gegen die Mechanisierung psychischer Vorgänge erinnert lebhaft an einen ähnlichen Streit, der zur Zeit der französischen Encyklopädisten die wissenschaftliche Welt beschäftigte, und in dem sich keine geringeren gegenüberstanden als der Naturforscher Buffon und der Philosoph Condillac. Ein wunderlicher Zufall dabei, Bethes Reflextheorie bekämpfend tritt für ein Seelenleben der Tiere ein der Jesuit Wasmann, Buffons Automatismus widerlegt mit den scharfsinnigen Untersuchungen des Traité des animaux der französische Abbé E. B. de Condillac, dem als Begründer des modernen Sensualismus die Uebertragung sensualistischer Anschauungen auf die Tierseele nahe lag, und der durch logischen Ausbau der in seinen Hauptwerken für das Seelenleben des Menschen gewonnenen Grundlagen den organischen Zusammenhang alles psychischen Geschehens abzuleiten sucht. Abschließend heißt es am Ende des Traité d. a.*) vom Menschen, daß er zwar an Fähigkeiten und Kenntnissen alles überragt, aber im letzten Grunde doch seine vollständige innere Zugehörigkeit zu allem Lebendigen zeigt. Quoique le systême de ses facultés et de ses connoissances soit sans comparaison le plus étendu de tous, il fait cependant partie de ce systême général qui enveloppe tous les êtres animés; de ce systême où toutes les facultés naissent d'une même origine, la sensation

*) Die Titel der Hauptwerke Condillacs sollen kurz folgendermaßen bezeichnet werden: Traité des animaux mit Traité d. a., Traité des sensations mit Traité d. s., Essai sur l'origine des connaissances humaines mit Essai s. l. Die Zitate sind den gesammelten Werken, Paris 1798, entnommen.



où elles s'engendrent par un même principe, le besoin; où elles s'exercent par un même moyen, la liaison des idées.

Außer gelegentlichen Bemerkungen in dem Essai s. l. und dem Traité d. s. sind Condillacs tierpsychologische Anschauungen zusammenhängend dargestellt in dem 1755 in Amsterdam erschienenen Traité d. a. Dieser zerfällt in zwei Teile, von denen der erste bereits in der Ueberschrift, wie auch in der Vorrede, sich als Streitschrift gegen das „System" des Descartes und die „Hypothese" Buffons ankündigt, während der zweite mehr eine systematische Zusammenfassung der tierischen Fähigkeiten und Eigenschaften geben will. Verständlich und einer gerecht abwägenden Beurteilung zugänglich werden Condillacs Ausführungen also erst, wenn man sich einen Ueberblick über Buffons Tierpsychologie verschafft hat.

* * *

Buffons Lebenswerk, die Histoire naturelle générale et particulière, ist in der Zeit von 1749 bis 1788 in 36 Bänden in Paris erschienen und — bezeichnend für den Verfasser, den Intendanten des Jardin des plantes — in der Imprimerie royale gedruckt, während Condillacs Werk in Holland verlegt wurde, der „Zuflucht aller freieren Geister" damals. Es ist ein mühseliges Geschäft, wenn man zu einer Zusammenfassung von Buffons tierpsychologischen Ansichten durchdringen will. Denn einerseits fehlt es in der Histoire naturelle gänzlich an einer zusammenhängenden Darstellung des Gegenstandes, so daß man gezwungen ist, den an vielen Stellen zerstreuten Stoff zusammenzutragen, und andererseits begründen diese Zersplitterung des Stoffes, die lange, Meinungsänderungen begünstigende Erscheinungszeit des Werkes, nicht minder aber auch die Persönlichkeit Buffons einen Mangel an Einheit der Auffassung, der bisweilen zu bedenklichen Widersprüchen führt.

Wir gehen von den Gedanken aus, mit denen in Bd. II das Kapitel De la nature de l'homme abschließt. Dort heißt es, die Natur des Menschen ist so verschieden von der des Tieres, steht so sehr über dieser, daß sich zum Tier erniedrigt, wer diese zwei Naturen zusammenwirft. Ein solches Urteil wäre oberflächlich, wenn es sich nur auf den äußeren Vergleich der Körpergestalt, der Organisation, der Sinne u. dgl. stützte. Zur richtigen Beurteilung gehört Bekanntschaft mit den inneren, seelischen Eigenschaften, wie

wir sie von unserer Seele kennen, und da wir diese psychischen Vorgänge selbst, wie auch ihr Verhältnis zu den entsprechenden Erscheinungen der Menschenseele nie kennen lernen, können wir nur die Handlungen, denen die psychischen Vorgänge zugrunde liegen, bei beiden vergleichen und daraus unsere Schlüsse ziehen.

Es sind nun drei Lebensäußerungen, in denen Buffon eine solche Ueberlegenheit des Menschen über das Tier sieht, daß er daraus auf vollständige Wesensverschiedenheit schließen zu müssen glaubt. Der Mensch herrscht über das Tier, und zwar so unumschränkt, daß der stumpfsinnigste Mensch imstande ist, das stärkste oder geschickteste Tier zu leiten, während wir bei den Tieren nirgends einen Schein von Herrschaft vorfinden, keine Art von Dienstbarkeit bei den Verrichtungen, in denen das Dasein des Tieres aufgeht. Der Mensch unterscheidet sich ferner durch den bei wilden und zivilisierten Völkern allgemeinen Gebrauch der Sprache, die Fähigkeit, Gedanken durch das Wort auszudrücken. Hieran hindert das Tier nicht der Mangel der Organisation, wie ein Blick auf den Affen lehrt, sondern der Gedanke ists, der fehlt. Die Tiere sind unfähig, Vorstellungen zu bilden und mit ihnen zu operieren. Deshalb erfinden und vervollkommnen sie auch nichts, sie denken nicht nach und machen alles stets auf dieselbe Weise. Es gibt keinen stärkeren Beweis für die rein mechanische Natur des Tieres. Ya-t-il de plus forte preuve que leurs opérations ne sont que des résultats méchaniques et purement matériels? (II, 441)*). Nur wir ändern nach unseren individuellen Anlagen unsere Werke, unser Tun, frei und unabhängig einer vom andern.

Auf dieser, wie wir sehen werden, schwankenden Grundlage erbaut nun Buffon sein luftiges System. Der bei Mensch und Tier vorhandenen Verschiedenheit der Lebensäußerung muß eine gleiche Verschiedenheit der inneren Organisation entsprechen. Im Menschen wirkt ein ihm mit dem Tiere gemeinschaftliches animales Prinzip und ein nur ihm zugehörendes, ihn vom Tier unterscheidendes geistiges Prinzip. Das erstere, dem alle mechanischen Lebensäußerungen zugeschrieben werden, wird sens intérieur matériel genannt, mit dem Gehirn als Sitz, sodaß gewissermaßen das Gehirn als sechstes, inneres Sinnesorgan erscheint. Das geistige Prinzip ist der sens supérieur spirituel, die nur dem Menschen zukommende Seele. Das materielle Prinzip, das beim Tier alles wirkt, ist beim

*) Die Zitate sind der ersten Ausgabe der Hist. nat., Paris 1749 u. ff. entnommen.



Menschen dem spirituellen Prinzip ganz und gar untergeordnet, gehorcht diesem und tut sonst nur, was dieses nicht hindert (IV, 33).

Wie die inneren Organe, unterscheiden sich nun auch die Rückwirkungen auf Reize, die Empfindungen. Das Tier hat nur körperliche, sinnliche Empfindungen, sensations corporelles, der Mensch außer diesen innere, geistige, sensations intérieures (II, 451). Der materielle innere Sinn, der beim Tier einziges Prinzip, beim Menschen nur Mittel oder mittelbare Ursache des Handelns ist, empfängt von den äußeren Sinnen die Reizerschütterungen, die in diesen flüchtig, vorübergehend sind, in dem Zentralorgan aber deutlich und dauernd bewahrt werden, sich dort mit den Gefühlen der Lust und der Unlust verbinden und von da aus wiedergegeben werden können. Die Tiere können die Empfindungen aber nicht vergleichen, sie liegen unverbunden und werden ohne Ordnung reproduziert. Die Tiere haben daher auch keine Vorstellungen, kein Urteil, keinen Verstand. Sie haben auch kein Gedächtnis, mémoire, wie wir, denn das Gedächtnis besteht in den Spuren, die unsere Vorstellungen in unserer Seele zurücklassen. Den Tieren kommt nur Erinnerung, réminiscence, zu, das ist die Fähigkeit, die Reizerschütterungen, die in dem Gehirn bewahrt werden, in mechanischer Weise ordnungslos zu erneuern. Daher fehlt ihnen auch das Bewußtsein der Vergangenheit und die Vorstellung der Zeit, und der Inhalt ihres einfachen Bewußtseins hängt einzig ab von den gegenwärtigen Reizen und Empfindungen und den damit sich verbindenden Gefühlen (IV, 54). Hiermit rechtfertigt sich denn die Auffassung, daß das Tier ein rein materielles Wesen ist, das nicht denkt und nicht überlegt, und daß, da es doch handelt und sich zu Handlungen zu bestimmen scheint, das bewegende, bestimmende Prinzip rein mechanisch ist (IV, 23).

Aeußerungen des mechanischen Prinzips findet Buffon in den Assoziationen einfachster Art, der Nachahmung, der Sicherheit und Bestimmtheit des Handelns, der Gleichförmigkeit des Tuns, verbunden mit Mangel an Erfindung. Alles, was sich auf die Triebe des Tieres bezieht, reizt den sens intérieur sehr lebhaft, und der Hund würde sich sofort auf den Reiz wirkenden Gegenstand stürzen, wenn der sens intérieur nicht von früher her die Schmerzeindrücke bewahrt hätte, von denen diese Handlungsweise begleitet wurde. Dieser Hund ist eben kein gewöhnlicher Hund, sondern ein durch die Schmerzeindrücke veränderter Hund, modifié par les impressions

antérieures de douleur, und da er jedesmal geschlagen worden ist, wenn er seinen Trieben nachgab, so erneuern sich in ihm mit den inneren Bewegungen, die die Ursachen der Triebhandlung sind, die verbundenen Schmerzgefühle. Les ébranlemens de douleur se renouvellent en même temps que ceux de l'appétit se font sentir, parce que ces deux ébranlemens se sont toûjours faits ensemble (IV, 39). Diese Assoziationen beruhen aber nicht auf Gedächtnis, wie es der menschlichen Seele zukommt, sondern die früher gewonnenen, regellos und zusammenhangslos bewahrten Empfindungen werden durch die neuen Reize ohne Unterscheidung, also ohne Bewußtsein von Gegenwart und Vergangenheit erneuert. Leurs sensations antérieures sont renouvelées par les sensations actuelles, elles se réveillent avec toutes les circonstances qui les accompagnoient, l'image principale et présente appelle les images anciennes et accessoires, ils sentent comme ils ont senti, ils agissent donc comme ils ont agi, ils voient ensemble le présent et le passé, mais sans les distinguer, sans les comparer, et par conséquent sans les connoitre (IV, 61).

Am menschenähnlichsten sind die Tiere aber durch die Gabe der Nachahmung, die wunderbarste Wirkung der animalen Maschine, da sie, ohne auf Denken zu beruhen, das Tun des denkenden Menschen täuschend nachbildet. Qui copie de plus prés la pensée. Sie ist aber rein mechanisch und hängt von der Lebhaftigkeit ab, mit der Reize aufgenommen, und der Leichtigkeit, mit der sie wiedererweckt werden. Eine Bestätigung sieht Buffon in der Erfahrung, daß Kinder und solche Erwachsene, die wenig nachdenken, aber ein aufmerksames Auge haben und große Empfänglichkeit für Bewegungsreize mit der Gabe verbinden, sie äußerlich wieder darzustellen, leicht und gut nachahmen, gerade weil verständige Ueberlegung für das mechanische Nachahmen hinderlich ist. Daher in der Regel bei Menschen, die am wenigsten nachdenken, das Talent der Nachahmung am deutlichsten entwickelt ist und das Nachahmungstalent der Tiere nicht das Vorhandensein von Verstand, sondern gerade das Gegenteil beweist (par conséquant ce talent d'imitation, bien loin de supposer de l'esprit et de la pensée dans les animaux, prouve au contraire qu'ils en sont absolument privés. IV, 90).

Am deutlichsten tritt das mechanische Prinzip nach Buffon indessen in den oft erstaunlichen Aeußerungen des instinktiven Lebens zutage. Die instinktiven, in ihrem Zusammenhang der

Individualerhaltung und Arterhaltung dienenden Tätigkeiten laufen mit einer Bestimmtheit und Sicherheit ab, daß man sich diesen Zusammenhang nicht anders als mechanisch, ohne leitenden, bewegenden Gedanken vorzustellen vermag. La sûreté avec laquelle on suppose que les animaux agissent; la certitude de leur détermination, suffiroit seule pour qu'on dût en conclure que ce sont les effets d'un pour méchanisme (IV, 104). Denn unsere Einsicht fußt vielfach nur auf Mutmaßungen, führt uns zu zweifelhaften Meinungen und läßt dann nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse über die Zukunft zu. Die oft wunderbar und ohne Schwanken das Rechte, Zweckmäßige treffenden Instinkthandlungen müßten daher in einer weit höheren, überragenden Einsicht ihren Grund haben, wenn sie nicht mechanisch wären (IV, 103). Und die mit der Sicherheit des Handelns verbundene Gleichförmigkeit des Tuns, die zugleich alles Erfinden und alle Vervollkommnung ausschließt, bekräftigt die Ueberzeugung von dem mechanischen Ablauf der instinktiven Tätigkeiten. S'ils avoient la moindre étincelle de la lumière qui nous éclaire, on trouveroit au moins de la variété si l'on ne voyoit pas de la perfection dans leurs ouvrages (II, 441).

* * *

Diese nicht immer konsequent festgehaltenen Grundlagen von Buffons Tierpsychologie werden nun von Condillac im ersten Teil des Traité d. a. in der schärfsten Weise angegriffen. Schon in dem kurzen Vorwort finden wir eine Bemerkung, die, so kurz und flüchtig sie ist, die Abhandlung sofort auf eine bedeutsame Höhe hebt und uns ahnen läßt, was wir von diesem Denker zu erwarten haben. Zugleich erhalten wir einen Begriff davon, wie sehr Condillac seinem Gegner in scharfsinnigem Urteil überlegen ist, so sehr, daß er ihn häufig mit köstlichem Witz oder beißendem Sarkasmus abtut.

An der betreffenden Stelle sagt er anscheinend ganz schlicht: „Ich habe mich gehütet, dem zweiten, systematischen Teil die Ueberschrift De la Nature des Animaux zu geben; ich bekenne in dieser Hinsicht meine volle Unwissenheit und begnüge mich, die Eigenschaften des Menschen zu beobachten nach dem, was ich empfinde, und auf die der Tiere zu schließen nach Analogie". Das ist der erste Hieb gegen Buffon, dessen vierter Band der Histoire naturelle die Ueberschrift Discours sur la nature des Animaux trägt, der erste kritische Angriff auf Buffons unkritische Synthese.

In dem polemischen, auch gegen Descartes gerichteten ersten

Teil, beschäftigt sich Condillac mit diesem nur kurz und allgemein, fast als wenn es ihm nur darum zu tun wäre, in der Bekämpfung ungerechtfertigter Verallgemeinerungen einen passenden Uebergang zu Buffon zu finden. Descartes, der die Bewegungen der Himmelskörper durch Wirbel in den Strömungen des Weltäthers erklärt hatte, wird der Vorwurf gemacht, daß er in der Ausdehnung mechanischer Bewegungsgesetze auf belebte Wesen eine unzulässige Verallgemeinerung begangen habe. Derselbe Fehler wird später wiederholt auch Buffon vorgehalten, wie allgemein den „Philosophen", auf die Condillac überhaupt schlecht zu sprechen ist.

Wenn es ihnen gelungen ist, sagt er, einen Gedanken von allgemeinerer Gültigkeit zu finden, dann kennen sie in der Verallgemeinerungssucht keine Grenzen, wollen aus dem gefundenen Prinzip alles ableiten und enden dann mit Phantasiegebilden, die nur für sie selbst Gültigkeit haben, und die sie aus Eitelkeit nicht aufzugeben vermögen. Dahin kommen diese Philosophen, die aus unbestimmten, dunklen Begriffen und billigen Annahmen die Wahrheit deduktiv finden wollen und verächtlich auf die vorsichtigen Beobachter herabsehen, für die Beobachtung der Wirklichkeit oberster Grundsatz ist und die induktiv aus den beobachteten Tatsachen ihre vorsichtigen Schlüsse ziehen. Nach ihrer Meinung sind das nur beschränkte Geister, die nicht zu verallgemeinern verstehen (450). Ein nicht abzuweisendes Bedürfnis nach Zusammenfassung treibt sie immer wieder auf diesen verführerischen Weg der Verallgemeinerung, und wenn der sich mühende Geist ein umfassendes und erklärendes Gesetz gefunden zu haben glaubt, dann wird ihm Möglichkeit zu Wahrscheinlichkeit und Wahrscheinlichkeit zur Wirklichkeit. Es scheint ihnen, als habe Gott diese Gesetze aufstellen können. Und wenn er es konnte, mußte er es, schließen sie, die die göttliche Weisheit an der eigenen messen. Ce sont des lois auxquelles il semble que Dieu auroit pu donner la préférence; et, s'il l'a pu, il l'a dû, conclut bientôt le philosophe qui mesure la sagesse divine à la sienne. Diesen täuschenden Spekulationen zeitgenössischer Philosophen gegenüber wird Condillac nicht müde, immer wieder den Wert der Beobachtung, der Erfahrung als Grundlage alles Wissens hervorzuheben. Vergebens, heißt es später, ruft man, daß die Erfahrungen vermehrt, allgemeine Grundsätze und billige Hypothesen aber vermieden werden müssen: Die Bacon und Haller werden die modernen Physiker nicht hindern, schlechte Systeme aufzustellen oder zu erneuern.

Von den Elementen dieser Systeme, den abstrakten Begriffen Sein, Substanz, Wesen, Natur usw. hat Condillac eine sehr geringe Meinung; er spricht von ihnen im Traité d. s. als wesenlosen Hirngespinnsten, die nur die Philosophen fassen könnten. Ces sortes de phantômes ne sont palpables qu'au tact des philosophes (II, 8). Der unverbildete, nur der Erfahrung seiner Sinne trauende Mensch sehe in einem Körper nur die Vereinigung von Festigkeit, Ausdehnung, Teilbarkeit, Gestalt, Beweglichkeit u. s. f. Wenn man aber fragen würde, was ein Körper sei, dann würde er einfach antworten: dieses hier. Ein Philosoph würde in seiner gelehrten, darum aber nicht verständlicheren Sprache sagen, er ist ein Wesen, eine ausgedehnte, feste Substanz usw. Vergleichen wir diese beiden Antworten, so sehen wir, daß der Philosoph die Natur des Körpers nicht besser kennt als jener Mensch. Car dans le vrai, les mots être, substance, ne signifient rien de plus, que le mot cela (393).

Zu diesen unbewiesenen Systemen rechnet Condillac nun an erster Stelle Buffons Hypothese von den Empfindungen und stellt den bedeutsamen Satz auf: Die Tiere empfinden, und wenn sie empfinden, so empfinden sie wie wir. Der Unterscheidung von körperlichen und geistigen Empfindungen widerspricht unser Bewußtsein, das einheitlich ist und von solcher Zweiheit nichts weiß, uns also auch keine Kenntnis von unterschiedenen tierischen Empfindungen geben kann. Und das Körperliche der tierischen Empfindungen aus der angenommenen, aber unbewiesenen rein materiellen Wesenheit der Tiere abzuleiten, ist ebenso unlogisch. Dazu ist es ein Widerspruch in sich, den Tieren auf der einen Seite Empfindungen zuzugestehen, sie auf der anderen Seite aber als rein materielle Wesen hinzustellen. Als solche könnten sie auch nicht für ihre Erhaltung sorgen, da für die Selbsterhaltung, die das Zuträgliche aufsucht und das Schädliche zu meiden strebt, auf der Grundlage von Lust und Unlust ein gewisser Grad von aktivem Bewußtsein unerläßlich ist. Il est nécessaire d'accorder aux bêtes un degré de connoissance proportionné à leurs besoins. Alle Welt, fügt Condillac witzig hinzu, glaubt, daß die Tiere empfinden, die Scholastiker behaupten, daß sie empfinden aber nicht denken, und die Cartesianer halten sie für empfindungslose Automaten. Herr von Buffon kann sich für keinen der drei entscheiden, weil er dann bei den zwei anderen anzustoßen fürchtet. Er hält es also mit allen dreien, den Scholastikern, den Cartesianern und ein wenig mit aller Welt.

Aber den Tieren ist auch vergleichen der Empfindungen, vorstellen, urteilen und Gedächtnis nicht abzusprechen. Ersteres wird mit Buffons eigenen Worten bewiesen, der aus Mangel an Folgerichtigkeit in Band II gesagt hatte, der unbelebten Materie Gefühl oder Empfindung, oder Bewußtsein zuerkennen, schließe für die Materie die Fähigkeit ein, annähernd wie wir zu empfinden, zu denken und zu handeln, und der sich dann in Band IV gezwungen sieht, den Tieren in beschränkter Weise eine Art von Gefühl, Empfindung und Bewußtsein zuzugestehen. Weiter wird von Condillac nachgewiesen, daß auch nach Buffon die Tiere ebenso wie wir die Eindrücke der verschiedenen Sinne miteinander vergleichen und z. B. die Wahrnehmungen des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs durch die Tastempfindungen richtigstellen, so in dem Problem des Aufrechtsehens und Einfachsehens. Daß insbesondere der wichtige Vorgang der Objektivierung der Empfindungen, also die Uebertragung des innerlich Wahrgenommenen auf eine reale Außenwelt, wie bei uns, so beim Tier durch urteilen und schließen zustande komme.

Auch eine Unterscheidung des menschlichen und tierischen Gedächtnisses, für die genau besehen aller Anhalt fehlt, kann durch nichts belegt werden, auch nicht durch Berufung auf die Tätigkeit des hypothetischen sens intérieur matériel. Denn wenn das tierische Gedächtnis nur in der mechanischen Wiedergabe der dort aufgespeicherten Empfindungs- oder Reizerschütterungen bestände, dann hätte auch eine Uhr Gedächtnis, und wenn die Empfindungen in dem tierischen Zentralorgan ohne Ordnung und innere Verbindung aufbewahrt würden, welchen Wert hätten sie dann für Organismen, die nur durch geordnete und zweckmäßig verbundene und geleitete Lebensvorgänge fortbestehen können?

Ueber diese und andere Widersprüche und Inkonsequenzen, schließt Condillac, wird der Leser mit hübschen Phrasen weggetäuscht, so daß er arglos über die Irrtümer hinschreitet, das Buch reizend findet und auch dem Schlusse zustimmt, das ihm vorgelegte, auf Hypothesen ruhende System sei wirklich, weil es das des Schöpfers würdigste sei. Die phantasievoll ausschmückenden, die Einbildungskraft beschäftigenden Darstellungen wollten mit ihren kunstvollen Perioden und den mehr packenden als begrifflich treffenden Ausdrücken den Leser mehr blenden und einnehmen als überzeugen. Auf diesen Vorwurf kommt Condillac auch in der

letzten der 31 peinlichen Fragen noch einmal zurück, mit denen er das Schwankende und Widerspruchsvolle in Buffons Theorie noch einmal abschließend zusammenfaßt. Diese letzte Frage ist ein so hübsches, charakteristisches Beispiel Condillacschen Witzes, daß wir sie nicht übergehen möchten.

In dem Kapitel Des sens en général (III, 364) hatte Buffon versucht, ein Bild davon zu geben, wie die Sinnestätigkeiten eines erwachsenen Menschen, beispielsweise des ersten Menschen unmittelbar nach der Schöpfung erwachen. Diesen Menschen läßt Buffon erzählen, wie er aufwachte voll Freude und Verwirrung, wie Licht, Farben und Formen anfingen sein Auge zu entzücken, süße Harmonien sein Ohr ergötzten, wie er seine eigene Existenz, sa belle et grande existence, zu fühlen begann, indem er bei der Selbstbetastung Doppelempfindung wahrnahm, wie er sich nun aber, von einer unbekannten Gewalt getrieben, erhob und durch Anstoßen an den Außendingen der umgebenden fremden Körperwelt inne wurde. J'ouvris les yeux, quel surcoît de sensation! La lumière, la voûte céleste, la verdure de la terre, le crystal des eaux, tout m'occupoit, m'animoit et me donnoit un sentiment inexprimable de plaisir .... le chant des oiseaux, le murmure des airs formoient un concert donc la douce impression me remuoit jusqu'au fond de l'ame .... je marchois la tête haute et levée vers le ciel, je me heurtai legèrement contre un palmier; saisi d'effroi, je portai ma main sur ce corps étranger .... Nein, dieser Mensch, entgegnet Condillac, erwacht nicht voll Freude, denn um Freude empfinden zu können, müßte er seinen jetzigen Zustand mit anderen, früheren vergleichen können. Er unterscheidet auch nicht das Himmelsgewölbe von dem Grün der Erde, der krystallenen Flut der Gewässer, den Gesang der Vögel von dem Säuseln der Lüfte, weil er das Unterscheiden noch nicht gelernt hat. Er sondert diese Sachen nicht von einander und nicht von sich. Mußte dieser Mensch, der sich nun im Gefühl seiner belle et grande existence plötzlich erhebt und vorwärts schreitet, erst an einen Palmbaum stoßen, um einen fremden Körper zu fühlen, der ihm die Empfindungen des eigenen Körpers nicht zurückgibt und ihn die Außenwelt erkennen läßt? Pour découvrir un espace extérieur, faut-il qu'il s'y promène avant de le connoitre, et qu'il aille, la tête haute et levée vers le ciel, se heurter contre un palmier? Die Antwort auf diese, die bilderreiche Sprache Buffons

verspottende Frage hat Condillac selbst schon vorher gegeben. War es möglich, sagt er (506), daß diese Erfahrung der tastenden Hand vorbehalten blieb, mußte die Entdeckung fremder Körperlichkeit nicht schon der vorschreitende Fuß beim Gehen machen?

* * *

Im zweiten, systematischen Teil ist es, wie gesagt, nicht die Natur der Tierseele, die Condillac untersuchen will, sondern „die Entwicklung ihrer Eigenschaften, das System ihrer Kenntnisse, die Gleichförmigkeit ihrer Lebenstätigkeiten, die Beschränktheit ihrer Sprache, ihre Leidenschaften und die allseitige Ueberlegenheit des Menschen". Condillac geht wie im Essai s. l. von dem durch die Erfahrung bestätigten Gedanken aus, daß unter allen Tätigkeitsweisen der Seele die Empfindungen als die Grundlagen aller Vorstellungen, als die letzten Elemente der psychischen Tätigkeiten erkannt werden, und daß — ein ganz moderner Gedanke — diese Empfindungselemente stets von anders gearteten Gefühlselementen begleitet werden. Denn es gibt keine vollkommen gleichgültigen Empfindungen, und die verschiedenen Grade der Lust und der Unlust sind das Gesetz, nach dem der Keim unseres Wesens sich entwickelt (Traité d. s. 122).

Diese psychischen Elemente und der ihnen entsprechende Grad von Bewußtsein bilden aber auch die Grundlage der Seelentätigkeit des Tieres. So lehrt uns die Erfahrung, die mehr Beweiskraft hat als irgend ein aus allgemeinen Sätzen abgeleiteter Beweis. Denn Lust- und Unlustgefühle verbinden sich mit den ersten Wahrnehmungen und leiten zu den Bewegungen, die anfangs unbestimmt und ungeregelt sind. Das ändert sich aber, sobald das Tier merkt, daß sich mit besonderen Zuständen stets bestimmte Gefühle der Lust oder der Unlust verknüpfen. Dann sehen wir, daß es seine jetzige Daseinsweise mit vorgestellten früheren Zuständen vergleicht, sich an erlittenen Schmerz, an genossene Lust erinnert, das eine sucht, das andere meidet. Diese einfachen Bedürfnisse bestimmen es, auf diesem Interesse allein ruht sein Handeln. Il est tout occupé des plaisirs qu'il recherche et des peines qu'il évite: cet intérêt seul le conduit (527).

Wiederholen sich die Bedürfnisse, dann wird die Verbindung von Empfindungen, Gefühlen und Willensakten immer stärker,

sicherer und geläufiger, und was zuvor Ueberlegung war, wird dann mechanisch geübte Gewohnheit. La réflexion cède aux habitudes.

Das Interesse an Lust und Unlust ist aber auch ungesucht der beste Lehrmeister des Tieres. Wie sich die Bedürfnisse entwickeln, werden die Vorstellungen vielseitiger, treten mit einander in Verbindung, ändern sich gegenseitig ab und bilden durch Verknüpfung Vorstellungsfolgen, die ihrerseits wieder, durch gleiche Elemente verkettet, ein verzweigtes System, einen zusammengesetzten Komplex bilden. Dieser liaison des idées, der Quelle aller unserer Erkenntnisse (Essai s. l. 8) verdankt auch das Tier es, daß durch irgend ein Bedürfnis eine zweckmäßige Folge von Vorstellungen ausgelöst wird, die in einer das Bedürfnis befriedigenden Handlung ihren Abschluß findet. Chaque besoin est un centre d'où le mouvement se communique jusqu'à la circonférence (529).

Die Tiere erfinden also, wenn erfinden bedeutet vergleichen, urteilen, entdecken, ja sie erfinden selbst dann, wenn sie nur nach einem vorgestellten Bilde, einem Modell handeln, wie Biber und Vögel beim Bau ihrer Wohnungen. Aber die Tiere haben unendlich geringere Erfindung als wir wegen der geringeren Anzahl der Bedürfnisse und der geringeren Menge und Beweglichkeit der Vorstellungen. Si elles inventent moins que nous, si elles perfectionnent moins, ce n'est donc pas qu'elles manquent tout-à-fait d'intelligence, c'est que leur intelligence est plus bornée (531).

Auch der Instinkt wird als ein gewisser Grad von Intelligenz erklärt. Unter Ausschluß jedes „verborgenen Prinzips" werden die instinktiven Tätigkeiten auf vergleichen, urteilen und gewöhnen zurückgeführt. C'est en réflechissant que les bêtes l'acquièrent, sagt Condillac vom Instinkt und erklärt die erstaunliche Sicherheit, mit der die Instinkthandlungen ausgeführt werden, durch allmähliches Ausschalten der Ueberlegung bei gewohnheitsmäßiger Festlegung des Handelns. Und die große, uns oft unerklärbare Gleichförmigkeit des Tuns bei den einzelnen Tieren, die nicht auf Nachahmung zurückzuführen ist, ist bedingt durch die absolute Gleichheit der geringen Zahl der Bedürfnisse und die Einheitlichkeit der von diesen ihren Ausgang nehmenden Empfindungen und Gefühle.

Eine mächtige Triebkraft in der Entwicklung der menschlichen Intelligenz sieht Condillac in der großen Ausdrucksfähigkeit, Bieg-

samkeit und Geschmeidigkeit der menschlichen Sprache, durch die die Gedanken wie ein Saft von einem Glied zum andern strömen und Früchte treiben (541). Die Tiere haben zwar auch eine Sprache, lernen auch unsere Worte und Bewegungen, verstehen, was wir denken und wollen, aber ihre Sprache ist sehr unvollkommen, sie können sich nur eine mäßige Anzahl von Gedanken mitteilen. Ihre Sprachmittel sind unartikulierte Laute und Ausdrucksbewegungen des Körpers, und zwar so, daß dieselben psychischen Vorgänge immer mit den nämlichen Lauten oder Ausdrucksbewegungen verknüpft sind.

Daß die höchststehenden Tiere einen Teil unserer Sprache verstehen lernen, wird richtig so erklärt, daß sie in Organisation, Ausdrucksformen und Ausdrucksmöglichkeiten dem Menschen am nächsten stehen, seine Gedanken leichter aufzufassen vermögen und dann gewohnheitsmäßig durch Assoziation eine feste Verbindung zwischen Wort, Gedanken und Handlung herstellen. Ils se font une habitude de lier cette pensée au son dont nous l'accompagnons constamment (546). Weil sie die Bedeutung dieser Assoziation verkennen, haben viele ein so getrübtes, die geistigen Fähigkeiten des Tieres überschätzendes Urteil. Denn nichts täuscht über die Tierseele so sehr, als das scheinbar verständige, unserem Denken entsprechende Handeln, das in Wahrheit auf mechanischer Aneignung, auf eingeübter Verbindung von Reizen und Bewegungen beruht.

Deshalb ist der Abstand zwischen Mensch und Tier immer noch groß genug. Nur Toren erschrecken über die nahen Beziehungen zwischen dem Seelenleben des Menschen und dem der Tiere und weigern ihnen Gefühl und Intelligenz. Die in ihrer Befangenheit die Natur nicht sehen wollen, wie sie ist, gleichen Kindern, die sich in der Dunkelheit vor eingebildeten Gespenstern fürchten (550). Hoch über das Tier erhebt sich der Mensch durch die Möglichkeit, Gott als ersten, einzigen, ewigen Grund der Welt zu erkennen, durch die Kraft, seine Gesetze, die wir der Natur gewissermaßen eingeschrieben sehen, zu erkennen und zu befolgen. Und da wir in dem Weltgeschehen so vieles erleben, was mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist, so muß es für unverschuldetes Uebel und unbestraftes Laster, wenn es überhaupt eine Gerechtigkeit geben soll, ein ausgleichendes Jenseits geben. Die Seele des Menschen ist also unsterblich. Für das Tier, das kein

Sittengesetz kennt, gibt es kein Verdienst und keine Schuld, daher auch keine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits. Seine Seele ist sterblich.

Ein gleicher Abstand scheidet die Tiere von uns auch in den Leidenschaften und ihrer Wurzel, der Selbstliebe, die durch Abwehr des Unangenehmen der Selbsterhaltung dient. Diese Selbstliebe bezieht sich bei den Tieren nur auf physische Uebel und Güter, ihr Seelenleben ist nur auf den Augenblick gerichtet, folgt dem flüchtigen Reiz der Lust und Unlust. Flüchtig wie die Reize sind Furcht, Hoffnung, Liebe, Haß, Zorn, Aerger und Traurigkeit, die durch keine Ueberlegung geleitet und gezügelt werden. Ce ne sont que des habitudes qui les font agir sans réflexion (599).

Beim Menschen dagegen stehen die physischen Güter an Wert weit unter den sittlichen Gütern; die ersteren können menschliches Glück begründen, nur die letzteren können es vollenden. Durch die Vernunft lernen unsere Leidenschaften, daß etwas nur dann ein wahres Gut ist, wenn es rechtschaffen ist, und daß Glück nur da ist, wo Tugend ist. Nur aus der vernünftigen Ueberlegung entspringt die Freiheit, das wahrhaft Gute dem Angenehmen vorzuziehen, das Uebel zu wählen, wenn nur dieser Weg zur Tugend führt. Diese Freiheit hat das Tier nicht, es unterliegt, wenn es schwankt, dem stärkeren Reize der Lust oder des Schmerzes. Les circonstances commandent les bêtes: l'homme au contraire les juge, il s'y prête, il s'y refuse, il se conduit lui-même, il veut, il est libre (626).

* * *

Buffon hat auf die siegreiche Kritik Condillacs nichts erwidert, wie es überhaupt seine Art war, allen Kritikern ein vornehmes Schweigen entgegenzustellen. Daß dieses Schweigen nicht immer dem selbstsicheren Gefühl der Stärke entsprang, geht aus der Vorrede des 1756 erschienenen Bandes VI hervor, in dem die Verfasser, Buffon und sein Freund Daubonton, von den ihnen bereiteten Schwierigkeiten und dem von ihnen selbst bewahrten Schweigen sprechen und mit einer unverhüllten Resignation sich darauf berufen, daß sie bei ihrem Unternehmen keinen Ruhm gesucht hätten, sondern von dem Bestreben geleitet wären, in höherem Grade einer öffentlichen Pflicht zu genügen und den Beifall des Königs zu verdienen. Wir dürfen denselben Schluß auch aus dem

tröstenden Zuspruch von Freunden ziehen, so von Frankreichs größtem Lyriker aus der klassischen Schule, Ponce Denis Écouchard Lebrun, der Buffon in der Ode Sur ses détracteurs zuruft:

Buffon, laisse gronder l'envie:
C'est l'hommage de sa terreur:
Que peut sur l'éclat de ta vie
Son obscur et lâche fureur?
— — — — — — — —
— — Tu dois payer ta gloire,
— — — — — — — —
O dernier astre des Français!
— — — — — — — —
Malheur au mortel qu'on renomme.

Die unbarmherzige, auch in der Form rücksichtslose Kritik Condillacs hatte Buffon allerdings auch herausgefordert. Wie Condillac nach dem Erscheinen des Traité d. s. beschuldigt wurde, aus Diderots Lettres sur les sourds-muets entlehnt zu haben, so hatte Buffon verbreitet, daß er selbst die Lehre von den Empfindungen bereits erschöpfend behandelt habe, und daß Condillac unrecht tue, seine Quelle nicht anzuführen. Gegen den ersten Vorwurf wehrte sich Condillac durch die Réponse à un reproche etc., seine Antwort an Buffon war der Traité d. a.

An Angriffspunkten fehlte es dem scharfen Logiker, der statt der Verteidigung den Angriff wählte, nicht. Denn es ist nicht allein, wie schon erwähnt, die lange Erscheinungszeit der Histoire naturelle, die Aenderungen der grundlegenden Ansichten begünstigte, sondern es gebrach Buffon von vornherein an Festigkeit und Folgerichtigkeit der Meinung, was bei den spekulativen Ausführungen zum Teil auf mangelnde Bestimmtheit in der Begriffskonstruktion zurückzuführen ist, zum Teil aber auch seinen Grund hat in einer unwissenschaftlichen Scheu vor den Folgerungen, zu denen ihn seine Spekulationen führen könnten. So umgeht er eine klare, entschiedene Stellungnahme bisweilen mit einem ausweichenden je n'assurerai pas que oder je ne prétends pas assurer, und es berührt eigen, in dem Vorwort vom Jahre 1749 zu lesen, daß es wesentlich sei, dem Belehrungsuchenden Vorstellungen und Tatsachen zuzuführen, ihn aber vor voreiligem Aufsuchen von Beziehungen und Schlüssen zu behüten, weil das zu Vorurteilen und Widersprüchen mit der Wahrheit führe, und damit zu vergleichen, wie er selbst später diesen weisen Regeln gefolgt ist.

Die Scheu des Intendanten des Jardin royal des plantes,

als Schriftsteller öffentlich Anstoß zu erregen, war damals freilich begründet, wie das Schicksal Diderots lehrte, der in dem Erscheinungsjahr des ersten Bandes der Histoire naturelle im Gefängnis zu Vincennes schmachtete, und wie bald nachher Helvetius erfahren mußte, als sein Hauptwerk De l'esprit öffentlich verbrann wurde, und einige Jahre später Rousseau, da er wegen des Emile zu eiliger Flucht aus Paris gezwungen wurde. Von den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die damals Autoren und Verlegern in Frankreich von einer allzustrengen Zensur bereitet wurden, und wie diese durch Drucklegung in Holland und stillschweigend geduldete Einführung der Werke in Frankreich umgangen wurde, erfahren wir durch einen an Malesherbes gerichteten Brief Rousseaus vom 5. November 1760. Da heißt es von den Büchern, die in Frankreich gekauft, aber in Holland hergestellt werden: Ich verstehe sehr wohl, daß die französische Regierung die Herstellung da wünscht, wo der Verbrauch ist: aber das ist nicht möglich, denn sie selbst hindert es durch die Strenge der Zensur.

Ganz ist auch Buffon nicht um eine Maßregelung durch die Zensur herumgekommen, wie wir aus einer kurzen Korrespondenz mit der Pariser Fakultät der Theologie erfahren. Nachdem die Fakultät, heißt es in dem einleitenden Briefe, in den ersten Bänden der Histoire naturelle Grundsätze entdeckt habe, die der Religion widersprächen, und Buffon sich bereit erklärt habe, den Wünschen der Fakultät in jedem anfechtbaren Punkte zu genügen, würden ihm unter höchster Anerkennung seiner christlichen Gesinnung 14 Punkte vorgelegt, die mit der Lehre der Kirche nicht vereinbar schienen. Unter anderen finden wir da Gedanken wie: Die Gewässer des Meeres haben Berge und Täler gebildet. Kann man sich nicht denken, daß die Planeten einstmals dem Sonnenkörper angehört und sich dann in feuerflüssigem Zustande von ihm getrennt haben? Was sich von der mathematischen und physikalischen Gewißheit entfernt, ist nur Wahrscheinlichkeit. Die Existenz unserer Seele ist uns gewiß, die unseres Körpers und der Außenwelt zweifelhaft.

In seiner Antwort erklärt Buffon bei Besprechung der einzelnen Punkte, daß er nicht die Absicht gehabt habe, der heiligen Schrift, insbesondere der Schöpfungsgeschichte des Moses, zu widersprechen, daß es sich um philosophische Hypothesen handele, die an sich nicht denselben Wert beanspruchten, wie die geoffenbarten göttlichen Wahrheiten. Mit dieser Erklärung und dem Erbieten, sie in seinem nächsten Werke zu veröffentlichen, gibt sich die Fakultät zufrieden.

Am Schlusse des diese merkwürdige Korrespondenz beendenden Schreibens heißt es: La Faculté a reçû cette proposition avec une extrême joie, et elle espère que vous voudrez bien l'exécuter.

Daß die Lebensäußerungen, in denen Buffon eine grundlegende Verschiedenheit der Menschen- und Tierseele erkennen will, Herrschaft des Menschen, Fähigkeit der Sprache und des Erfindens und Vervollkommnens, hierfür eine hinreichende Beweiskraft nicht haben, ist schon berührt worden. Mit Recht nimmt Condillac auch für die Tiere Sprachbefähigung in Anspruch, und zwar muß ihnen Laut- und Zeichensprache zugesprochen werden, wenn Sprache allgemein als ein System von Ausdrucksbewegungen aufgefaßt wird. Dazu gehören dann auch die der Gebärdensprache des Menschen ähnlichen Ausdrucksformen der Tiere, die mit der Lautsprache in der Wurzel das Gemeinsame haben, daß sie den Charakter innerer Zustände ausdrücken. In diesem Sinne kommt bei Deutung der Tierseele der stummen Sprache der Tiere ein nicht zu unterschätzender psychologischer Wert zu, wie ja auch Psychologen und Psychiater darüber einig sind, daß das Mienenspiel, die Blicke, die Handlungen des Menschen zur Beurteilung seines inneren Wesens wertvoller sind, als das, was er sagt. So laufen auch beim Tier Laut- und Gebärdensprache als Vermittler psychischer Zustände ergänzend nebeneinander her.

Wie bei den höheren Tieren, den Hunden, Katzen, Pferden und Affen Laute und Gebärden als Mittel des Ausdrucks der Gemütsbewegungen dienen, darüber hat Darwin in seinem bekannten Werke in klassischer Weise berichtet. Aber auch das geordnete, staatenähnliche Zusammenleben der sozialen Insekten steht und fällt, wenn Mechanismus ausgeschlossen wird, mit der Möglichkeit gegenseitiger Mitteilung. Allen gemeinsam ist eine ausgebildete Fühlersprache. Bei den Ameisen, denen das Gehörvermögen zu fehlen scheint, läßt sich leicht verfolgen, daß das Zusammenwirken bei Aufsuchen von Beute, Bekämpfung von Feinden, Verteidigung der gemeinsamen Wohnung u. a. vielfach nach Mitteilungen durch die Fühler erfolgt, die neben dem sogenannten Berührungsgeruch in der Art und Geschwindigkeit der Bewegungen ein dem psychischen Inhalt entsprechendes Ausdrucksmittel besitzen.

Von den Bienen aber hat v. Buttel-Reepen überzeugend nachgewiesen, daß sie auch Gehör und dementsprechend eine entwickelte Lautsprache haben. Die bekannten Lautäußerungen der Bienen, der tiefe, langgezogene Klageton, der die Weiselunruhe angibt, das

behagliche Summen des weiselrichtigen Stockes, der freudige Sterzelton beim Wiederfinden der vermißten Königin oder der verlorenen Wohnung, der besondere helle, laute Schwarmton sind Volksgeräusche, die sich mit großer Schnelligkeit im Stocke fortpflanzen und den jeweiligen Zustand des Volkes genau charakterisieren. Und wie die Volksgeräusche von den Artgenossen aufgenommen und weitergegeben werden, so reagiert das Volk auch auf die Lautäußerungen der Königinnen, das Tuten und Quaken und die Angsttöne, in einer dem sozialen Gebilde zweckmäßigen Weise. Umfang und Bedeutung der Ausdrucksformen nehmen nun freilich rasch ab, sowie wir von den höher organisierten Tieren und sozial lebenden Insekten zu den tiefer stehenden Tieren übergehen. Aber wir können allgemein sagen, die Tiere denken und sprechen nicht wie wir, aber sie sprechen eine Sprache, die in Umfang und Charakter ihrem psychischen Inhalt an Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen, wie ihren beschränkten Bedürfnissen entspricht, und sie finden im Gebrauch ihrer Organe die zum Ausdruck dieser inneren Zustände notwendigen, aber auch genügenden Ausdrucksmittel.

Buffon irrt auch, wenn er einen durchgreifenden Unterschied in der doch recht beschränkten Herrschaft des Menschen über die Tierwelt erblickt, und weiter sagt, daß Beispiele des Herrschens im Tierreich selbst nicht vorkämen. Auch im Tierreich herrscht der Stärkere, Intelligentere über den Schwächeren, und das geht so weit, daß wir, abgesehen von der brutalen Ueberwältigung, ganz menschenähnliche Dienstbarkeitsverhältnisse antreffen, bei denen das eine Tier das schwächere ausnutzt und ausbeutet.

Dahin gehört die angeborene Neigung mancher kühner und mutiger Ameisenarten, die Nester bestimmter anderer Arten von ähnlicher, aber schwächerer Konstitution in wirklichen Kriegszügen zu überfallen, ganz junge Tiere und Puppen zu rauben, sie im eigenen Neste aufzuziehen und die entwickelten Tiere als Sklaven oder Gehilfen zu benutzen. Von Hilfsverhältnis kann man aber kaum mehr sprechen, wenn das Herrengeschlecht, wie die Amazonenameise, so sehr auf die Dienste der Sklaven angewiesen ist, daß es ohne sie zu grunde geht, weil die Amazonenameise den Freßinstinkt verloren hat und nicht mehr allein frißt, obschon sie es könnte. Daß manche Ameisen von dem süßen Absonderungssafte der Blattläuse, andere von dem der Wurzelläuse leben und daß sie diese ihre „Milchkühe“ von einer Weide zur anderen tragen, gehört zu den bekannteren Tatsachen. Auch manche Lebens-

erscheinungen, die bei Ameisengästen vorkommen und andere Arten der Symbiose, z. B. bei Einsiedlerkrebs und Seerose, zeigen, daß Leistung und Gegenleistung für beide Teile nicht immer gleich sind, sondern daß ein Teil der Dienste des Schwächeren auch durch den Schutz des Stärkeren ausgeglichen wird.

Nicht, daß ihm solche Beziehungen unbekannt sind, ist Buffon vorzuwerfen, wohl aber, daß er mit Verläugnung seiner eigenen Grundsätze das Beobachtungsgebiet ganz unwissenschaftlich einengt und die niederen Tiere von der Betrachtung ausschließt. Er tadelt sogar die Bewunderung, die manche Forscher für das vielgestaltige Leben der Insekten haben, und meint, ein Haufen Bienen habe nur die eine Beziehung zu uns, daß er uns Wachs und Honig liefere. On admire toûjours d'autant plus qu'on observe davantage et qu'on raisonne moins. Y a-t-il en effet rien de plus gratuit que cette admiration pour les mouches? . . . Cette république merveilleuse ne sera jamais, aux yeux de la raison, qu'une foule de petites bêtes qui n'ont d'autre rapport avec nous que celui de nous fournir de la cire et du miel (IV, 91). Nach ihm müßten die Insekten an letzter Stelle des Tierreichs stehen, wenn dahin nicht Geschöpfe wie Polypen und Austern gehörten, die, fast aller Sinne beraubt, höchstens als Halbtiere betrachtet werden könnten.

Die Fähigkeiten des Erfindens, Vervollkommnens und Lernens hängen bei den Tieren eng zusammen mit dem Problem des Instinktes. Dieses verwickelte Problem wird jetzt mit Recht aus dem Gebiet allgemein philosophischer Betrachtungen ausgeschieden und in das Gebiet der Spezialwissenschaften verwiesen, wo wir den Erscheinungen und Beziehungen näher stehen und eine befriedigende Deutung zuverlässiger erhoffen dürfen. So ungeklärt dieses Problem auch noch ist, so kann doch mit einer gewissen Sicherheit Buffon und Condillac gegenüber gesagt werden, daß es neben den Instinkttätigkeiten, die unerlernt mit mathematischer Sicherheit wie starre Mechanismen ablaufen, auch solche Tätigkeiten gibt, die neben dem Mechanischen eine gewisse Plastizität, den Umständen angepaßte Abänderungsfähigkeit der Psyche voraussetzen, und daß das, was wir beim Instinkt in ererbter Nervendisposition als überkommenes Erbgut von Generationen vor uns sehen, von diesen während sehr langer Zeiträume erworben, also erlernt worden ist in den psychischen Zuständen der Unbewußtheit, des Unterbewußtseins und eines den Tieren zukommenden, wenn auch noch so beschränkten Bewußtseingrades.

* * *

Wir wollen weiter Condillac nicht vorhalten, daß er zu der von ihm gerügten Unterscheidung von mémoire und réminiscence im Essai s. l. selbst Anlaß gegeben hat, auch nicht, daß auch er für das Verhältnis von Tier- und Menschenseele aus seinen Aufstellungen nicht die Folgerung gezogen hat; die strenge Logik erwarten mußte, aber wir möchten uns mit ihm doch noch darüber auseinandersetzen, daß er Buffon einseitiges, falsches Streben nach allgemeinen Gesichtspunkten und phantastisches Ausmalen der Wirklichkeit zum Vorwurf macht.

Der nüchterne Logiker Condillac kann Buffon hierin nicht gerecht werden, denn Buffon ist nicht nur Forscher, er ist auch Dichter, dem das Weltbild als Kunstwerk vor Augen steht. Bei Lebrun heißt es in der Ode an Buffon Sur une maladie violente:

Au sein de l'Infini ton Ame s'est lancée,
Tu peuplas ses Déserts de ta vaste Pensée.
— — — — — Pline Français.

und in einem an Buffon gerichteten Briefe (Corr. XXVI)

— — — j'adore la poesie.
Oui, Monsieur, c'est elle que j'admire dans une foule de morceaux vraiment sublimes de votre Histoire naturelle.

Und Goethe rühmt, er weiß aus dem einzelnen das Umfassende zu bilden, . . . seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, ineinander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht . . . . er nimmt die Außenwelt in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze. Mit diesen Worten ist Buffon von Goethe jedenfalls richtiger erfaßt worden, als es Humboldt getan hat, der für die künstlerische Auffassung der Natur doch sicher in Buffon ein Vorbild gefunden hat, und der ihn großartig und ernst nennt, aber mehr rhetorisch pomphaft als individualisierend wahr, mehr zur Empfänglichkeit des Erhabenen stimmend, als das Gemüt durch anschauliche Schilderung des wirklichen Naturlebens ergreifend.

Aehnliche Vorwürfe haben auch Voltaire und die Encyklopädisten*) gegen Buffon erhoben, und doch lag gerade in der mehr künstlerischen „Gesamtanschauung von der Natur des Erdballs und seiner Geschöpfe das Fördernde", das von Buffon ausging, und das Er-

*) Buffon war nicht Mitarbeiter der Encyklopädie, wie die Literaturgeschichte von Suchier angibt. Der dort genannte Artikel Nature ist mit O gezeichnet; er ist also von d'Alembert.

wachen des Naturgefühls und Natursinnes, das durch die leidenschaftliche Herzenssprache von Rousseaus erhabener Dichtung in weiteste Kreise hineingetragen wurde, war vorbereitet worden durch die liebevollen und glänzenden Schilderungen Buffons. Wir nennen neben den poesievollen Darstellungen, die die Haustiere als Gefährten des Menschen schildern, nur die im 35. Bande enthaltenen berühmten Epochen der Natur.

Was für Töne Buffon auch sonst anschlagen kann, mag ersehen werden aus der schönen Darstellung von Weisheit und Leidenschaft in Bd. IV, 45 und dem Dithyrambus auf die Liebe, Bd. IV, 80, den wir, da er charakteristisch und kurz ist, dem Leser nicht vorenthalten möchten:

Amour! desir inné! ame de la Nature! principe inépuisable d'existence! puissance souveraine qui peut tout, et contre laquelle rien ne peut, par qui tout agit, tout respire et tout se renouvelle! divine flamme! germe de perpétuité que l'Eternel a répandu dans tout avec le souffle de vie! précieux sentiment qui peux seul amollir les coeurs féroces et glacés, en les pénétrant d'une douce chaleur! cause première de tout bien, de toute société, qui réunis sans contrainte et par tes seuls attraits les natures sauvages et dispersées! source unique et féconde de tout plaisir, de toute volupté! amour! pourquoi fais-tu l'état heureux de tous les êtres et le malheur de l'homme?

Die oben angeführten Worte Goethes beleuchten zugleich eine Seite des Gegensatzes, in den bei Auffassung der Wirklichkeit der zergliedernde Verstand mit den Bedürfnissen des Gemütes und den Ansprüchen einer vorausahnenden Einbildungskraft tritt. In der Besprechung des wissenschaftlichen Streites zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilairie sagt Goethe: „Es offenbart sich hier der immer fortwährende Konflikt zwischen den zwei Denkweisen, in die sich die wissenschaftliche Welt schon lange trennt . . . der eine hegt das Ganze im inneren Sinn und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden.“ Der andere ist der auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende, Unterscheidende, Trennende, der eine Voranschauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen nicht gelten lasse und es als anmaßlich erkläre, einen Hauptbegriff fassen zu wollen, dem sich die Erfahrung nach und nach unterzuordnen habe.

Wie Goethe sich selbst zu dieser Frage stellt, kann nicht zweifelhaft sein. Er ist nicht nur Dichter, sondern als Denker auch der

vollkommene Wirklichkeitsmensch, der, mit allen Wurzeln im Realen stehend, in jeder Erscheinung des wirklichen Lebens etwas Bedeutungsvolles, des Bemerkens und Beobachtens Wertes entdeckte, dem zergliedernde Einsicht in das Naturganze tiefes Bedürfnis war, und der an keiner Einzelerscheinung gleichgiltig vorübergegangen ist. Aber ihm lieferte diese Analyse nur die Bausteine zu dem, was er an Buffon rühmt, der Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit. Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlasse, sich vor der Synthese fürchte, sei nicht auf dem rechten Wege, beide zusammen machten, wie Ein- und Ausatmen, das Leben der Wissenschaft, heißt es in „Analyse und Synthese". Eine falsche Hypothese sei besser als keine; nur wenn die Hypothese eine Art Glaubensbekenntnis werde, an dem niemand zweifeln, das niemand untersuchen dürfe, dann wäre sie das Unheil von Jahrhunderten. Willst du dich im Unendlichen zurechtfinden,

Mußt unterscheiden und dann verbinden.
(Atmosphäre.)

Und in der Geschichte seines botanischen Studiums erklärt Goethe die große Wirkung, die von Linné auf ihn ausgegangen sei, gerade durch den Widerstreit, zu dem er ihn aufforderte. „Das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zur Vereinigung anstreben." Denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen. Was, du Philister, sagt er in „Freundlicher Zuruf", du willst am Aeußeren haften bleiben, weil du verzagst, als erschaffener Geist ins Innere der Natur zu dringen, und glücklich bist, wenn sie dir nur die äußere Schale weist?

Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit Einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist.

So sehen wir, wie bei Goethe, dem das Leben das Höchste ist, das, was beim zergliedernden Erkennen in Gestaltungen und Erscheinungen auseinanderfällt, durch ein Herz und Gemüt befriedigendes Verbinden und Verketten zu höherer Einheit wieder zusammengefügt wird.

Aber der Dichter-Denker bleibt hierbei nicht stehen. Wenn ihm ein einzelnes Erlebnis „ein geheimes Gesetz, ein heiliges Rätsel deutet" und „die heiligen Lettern der Göttin sich ihm ent-

ziffern", wie es in dem Gedicht „Dich verwirret, Geliebte" heißt, dann setzt er auch das vorausahnende Schauen in seine Rechte. So war er ein Schauender wie Galilei und Newton, als er im Jahre 1790 aus dem Dünensande des Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Tierschädel aufhob und die Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln erkannte, und ebenso, als sich ihm im botanischen Garten zu Pavia bei Betrachtung einer Fächerpalme der Gedanke über die Entwicklung der Pflanzenformen mit solcher Lebhaftigkeit aufdrängte, daß er ihn auf der ganzen Reise leidenschaftlich beschäftigte.

Es sind ganz Prägungen von Giordano Brunos Geiste, wenn Goethe neben die Erkenntnis aus der Sinneserfahrung bedeutsam die Erkenntnis stellt, die aus dem inneren Erleben quillt, daß er den Zusammenhang der Dinge nicht nur durch den Weg von den sinnlichen Eindrücken zu den Ideen erfaßt, sondern auch durch inneres Schauen die Einheit des Alls und des Ichs unmittelbar erleben, das Göttliche im All und im Inneren des Menschen als dasselbe Eine ergreifen und den Menschen so über die Beschränkung der sinnlichen Welt ins Ewige hinausheben will.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Und wenn wir in „Ultimatum" lesen:

Ihr folget falscher Spur;
Denkt nicht, wir scherzen.
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

so glauben wir den Seher der Lehrlinge zu Sais zu hören, dem die Natur in Gefühl und Einbildungskraft sich so spiegelt, daß die Außenwelt mit dem Innersten des Menschen zusammenschmilzt.

Denn vornehmlich Novalis, der im Nachlaß Goethesche Behandlung der Wissenschaften sein „Projekt" nennt, sucht den Geist der Natur, der unter der Hülle der Erscheinungen verschleiert liegt, von dieser Seite zu ergreifen und zu umfassen und so über die Grenzen der Sinnenwelt hinauszugehen. Naturforscher und Dichter, heißt es in den Lehrlingen zu Sais, haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene gesammelt, gesichtet

und in wohlgeordneten, unsere Einsicht befriedigenden Systemen zusammengetragen haben, dasselbe haben die Dichter ergänzend zur täglichen Nahrung und Notdurft für das menschliche Herz verarbeitet. Sie haben das Zerstückelte, Tote der Natur noch über die Wirklichkeit hinaus beseelt, so daß, „wer ihr Gemüt recht kennen lernen will, sie in der Gesellschaft der Dichter suchen muß, dort ist sie offen und ergießt ihr wundersames Herz.“

Wer wie der Mystiker sich recht in die Tiefen des eigenen Gemütes versenkt, der sieht da, wo der nüchterne Forscher tote Zahlen, erstarrte Gesetze, Beziehungslosigkeit der Gestaltungen und Erscheinungen sieht, ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze, der schaut auf dem Grunde das einheitliche, das All durchflutende Leben, der erblickt über die Auswirkungen des göttlichen Lebens hinweg die heilige, ewig schaffende Urkraft der Welt. „Nichts ist dem Geist erreichbarer als das Unendliche“ (Fragmente). „Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen. Lernte der Mensch nur einmal fühlen! Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannigfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt.“

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Herausgegeben von Lic. F. M. Schiele. Leipzig 1905. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 8⁰. X. und 160 S. (Aus: Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren.)

Als die Juden in der babylonischen Gefangenschaft saßen, war Jahve ihnen unsichtbar geworden. Tempel und Altar standen nicht mehr in ihrer Mitte, und die Frömmigkeit, die mehr Spott und Plage eintrug als Gedeihen und Wohlergehen, konnte wohl als ein Wahn erscheinen. Wo war der Beweis für die Wirklichkeit ihres Wortes? Da haben sie sich aufgerichtet an den religiösen Erlebnissen der Vergangenheit. „Unsere Väter hofften auf dich, und da sie hofften, halfest du ihnen aus." Daß die Väter gesteuert waren nach diesem Stern und in den Hafen gekommen, das gab Mut in den gegenwärtigen Stürmen.

Manches in der Religionsgeschichte unserer Tage erinnert an jene Zeit. Die Bibel war unser Tempel und Altar, und sie ist es nicht mehr. Für den Protestantismus ist die Zeit der reinen Buchreligion vorüber. Man will die Religion als lebendige Erscheinung begreifen, und an den Tatsachen des Lebens soll ihr Wert sich erweisen. Da ist es natürlich, daß man mit gesteigertem Interesse sich umsieht nach den Zeugnissen der Väter. Ist ihnen der Glaube eine Lebenskraft gewesen? Hat für die Rüstigkeit, mit der sie des Lebens Herr wurden, auch der Glaube das seine getan? „Unsere Väter hofften auf dich, und da sie hofften, halfest du ihnen aus." Das Wort gewinnt ein neues Gesicht für Generationen, die ihr Lebensschiff nicht mehr verankern können vor einer unfehlbaren Bibel. Häufiger als sonst hört man heute betonen, daß Newton, daß Darwin, daß Goethe fromme Menschen waren. Und so ist ein Buch, wie Schiele es hier bietet, aus lebendiger Stimmung unserer Tage erwachsen, und für ihre Forderungen eine Wohltat. Eine Fülle von Geist tritt hier auf in tüchtigen, deutschen Männern, die ihren Mitmenschen etwas zu sagen hatten und ihnen ein Stück weiterhelfen konnten; und in ihnen allen ist

ein Gemeinsames mächtig, kommt zum Bewußtsein, gewinnt Sprache: der Glaube. So verschiedener Glaube, als die Namen verschieden sind: Luther und Goethe, Jakob Boehme und Adolf Harnack, Matthias Claudius und Friedrich Naumann, Hamann und Frenßen, Herder und Ranke. Die Alten und die Neuen, sie alle zeugen — von christlichem Glauben? Ich sage Ja und möchte wohl erweisen, wie die Vielgestaltigkeit, die lebendige Wandelbarkeit des christlichen Geistes gerade an dieser bunten Galerie höchst eigenartiger Gemälde, die Schiele uns zusammengetragen hat, anschaulich wird. Und die sprachschöpferische Kraft, die der christliche Geist bewährt je nach der Anlage dieser so verschiedenen Menschen. Wie er dem einen zum Schwert wird und dem andern zum Hammer, zur Sonne oder zum Stab, zum Fernrohr oder zum Mikroskop, zum Pinsel oder zur Orgel oder zur Posaune. Es wird wohl fühlbar, wie lebendig der Glaube im deutschen Volk gewirkt hat und lebt, da er so fruchtbar wurde an deutschen Klängen.

Das Buch ist zunächst für den Schulgebrauch gedacht, in erster Reihe an Lehrerseminaren. Es wäre schön, könnte es diesen Zweck erfüllen. Ich glaube aber, die praktischen Verhältnisse werden stärker sein, als die ideale Kraft des Wünschenswerten. Die Dürrsche Bibliothek mit ihrer verblüffenden Reihe tüchtiger Bände, von denen Schieles Buch einen ausmacht, wird einen schlichten Lesebuchprosaband, der neben Schulausgaben und einer Gedichtsammlung das dem Seminarunterricht nötige preiswert bietet, schwerlich verdrängen können. Umsomehr steht zu hoffen, daß der Deutschlehrer vom Gesichtspunkt der Sprache, der Religionslehrer von dem des Glaubens seinen Schülern Proben aus dieser trefflichen Sammlung mitteilt und so für später die Lust weckt nach Besitz und Genuß. Mehr aber noch ist das Buch eine Gabe für das Leben, für das gebildete Haus. Je moderner dies Haus ist, umsomehr.

Richard Kabisch.

Politik.

Politische Porträts von Theodor Barth. Berlin. Georg Reimer. 1904. S. 161.

Der Verfasser wirft selbst die Frage auf, ob die Reproduktion der in dieser Sammlung vereinigten Aufsätze, die in der „Nation“ und der „Cosmopolis“ veröffentlicht worden waren, der Mühe wert gewesen sei: „Der Journalist“, sagt Barth in der Vorrede, „überschätzt nur zu leicht die Lebensfähigkeit seiner Werke, und es gibt bereits so viele überflüssige Bücher, daß man sich hüten sollte, die Schaar um ein neues Buch zu vermehren“. In Wahrheit repräsentiert die kleine Schrift eine lebensvolle politische Individualität. Barth gehört zu den Führern einer Partei, von der sich die öffentliche Meinung im großen und ganzen abgewendet hat.

Jedoch besitzen die Ideen, für die von den Gesinnungsgenossen unseres Autors gekämpft wird, ein so gutes relatives Recht, die glänzenden Talente innerhalb der Freisinnigen Vereinigung waren so zahlreich und ein paar leitende Geister der Gruppe erscheinen noch immer als so hervorragend, daß ohne Kenntnisnahme von den Bestrebungen jener kleinen Schar niemand die deutsche Geschichte unseres Zeitalters objektiv zu würdigen imstande ist.

Barth freilich sagt: „Es gibt keine objektive Geschichtschreibung, hat nie eine solche gegeben und wird es nie geben." Er dürfte aber auf jeden Fall nicht in Abrede stellen können, daß es Gradunterschiede in der Objektivität gibt. Den besten Beweis dafür liefert sein Essay „Fürst Bismarck", den er an die Spitze der hier besprochenen Sammlung gestellt hat, als einzigen in dieser Form und Durcharbeitung noch nicht veröffentlichten Bestandteil. Trotzdem die Gruppe des Abgeordneten Barth während der letzten Periode der Bismarckschen Verwaltung von oben her verleumdet und unterdrückt wurde, gewinnt es unser Autor in der genannten Arbeit über sich, der staatsmännischen Größe des ersten Reichskanzlers und seinen Verdiensten um das Vaterland in beträchtlichem Maße gerecht zu werden.

Wenn unsere zünftigen Geschichtsforscher auf das dämonische Element in Bismarcks Natur kommen, so pflegt sich ein großer Teil von ihnen der realistischen Charakterisierung des Fürsten zu widersetzen, ebenso wie die ungeschminkte historiographische Betrachtung Friedrichs des Großen bei zahlreichen Männern von Fach auf Opposition stößt. Die freimütigen Urteile Barths über manche unschöne Charakterzüge und Handlungen des ersten Reichskanzlers verdienen die Aufmerksamkeit derjenigen Historiker, die auch nationale Helden und Gegenstände nicht ohne eine gewisse Dosis kritischen und skeptischen Geistes zu behandeln pflegen.

Die übrigen Aufsätze in der Barthschen Sammlung sind von ungleichem Wert. Besonders gut gelungen scheinen mir zu sein die Essays über Ludwig Bamberger, Georg von Siemens und Theodor Mommsen. Alle Zeit haben viele Deutsche, welche den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung ihre Stimmen verweigerten, den Ideen der Fraktion gleichwohl mehr oder weniger nahe gestanden. Kann die Barthsche Gruppe doch als die Erbin des 1866er Nationalliberalismus angesehen werden. Vielleicht blüht der Partei nach ehrenreicher Vergangenheit noch einmal eine große Zukunft, dank dem nationaldemokratischen Zug der Dinge und den geistigen Kräften, welche, wie wir sahen, dem vorderhand allerdings stark zusammengeschmolzenen Häuflein noch immer nicht mangeln. Freilich können derartige Hoffnungen nur in Erfüllung gehen, wenn gewisse in allerletzter Zeit vorgekommene Fehler sich nicht wiederholen. In dem Essay über Georg von Siemens beklagt Barth, daß in Deutschland die Kaufleute großen Stiles so selten sind, jene Führer des Handelsstandes, die das gesamte Wirtschaftsleben der Nation einheitlich aufzufassen

wissen, und die mit bahnbrechender Tatkraft weiten wirtschaftlichen Perspektiven gemäß zu handeln verstehen. In Deutschland, führt Barth weiter aus, ist das Emporkommen solcher weitblickender Kaufleute noch besonders erschwert durch die mancherlei Vorurteile eines Militär- und Beamtenstaats, der sich in die Rolle einer wirtschaftlichen Weltmacht noch immer nicht recht gefunden hat. Aber, so fragen wir, hat sich denn Barth schon in die Rolle eines verantwortlichen Politikers im Dienste einer wirtschaftlichen Weltmacht gefunden? Man lese in der „Nation" die Artikel, durch welche er die Marokko-Politik des Fürsten Bülow zu diskreditieren versucht, anscheinend aus untergeordneten innerpolitischen Beweggründen. Die aristokratischen Vorurteile gegen den Kaufmannsstand, bemerkt Barth in jenem Siemens-Essay, halten zahlreiche junge Deutsche von Bildung und Besitz von den führenden Stellungen im wirtschaftlichen Leben fern: „Nicht zum wenigsten daraus erklärt sich die kleine Zahl königlicher Kaufleute in Deutschland neben der Unzahl königlicher Kommerzienräte". So vermag sich nur ein Mann von Talent auszudrücken. Um so bedauerlicher, wenn eine Zeitschrift, welche die politische Erziehung der „königlichen Kommerzienräte" großenteils in der Hand hat, weltpolitischen Lebensfragen gegenüber einen subalternen Standpunkt einnimmt und die altbekannte Unfähigkeit des deutschen Liberalismus zur Behandlung von Machtfragen in der niederschlagendsten Weise aufs neue beweist. Die Freisinnige Vereinigung, wie sie momentan aussieht, stellt sich auch nicht als die Schmiede dar, in der die uns allerdings nötigen königlichen Kaufleute gehärtet werden. Emil Daniels.

Staatswissenschaften.

Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Von Dr. Jacob Strieder. Verlag von Duncker u. Humblot. XIV und 232 Seiten. M. 5.—

Sombarts vor etwa drei Jahren erschienenes Werk „Der moderne Kapitalismus" hat im Augustheft 1903 dieser Jahrbücher von ihrem Herausgeber eine Besprechung erfahren, die auf Grund wirtschafts-historischer Studien zu einer scharfen Ablehnung der Kardinalidee des Sombartschen Buches gelangte. In der vorliegenden Arbeit trägt ein begeisterter Schüler und Verehrer Sombarts exaktes Material herbei, um gleichfalls die Sombartsche Idee von der Entstehung des modernen Großkapitals aus der Bodenrente ad absurdum zu führen. Die Absicht hierzu lag dem Verfasser freilich fern, ein anderer Kenner mittelalterlicher Wirtschaftsgeschichte, Aloys Schulte, ist die Veranlassung gewesen, daß der Verfasser die Augsburger Steuerbücher des 15. Jahrhunderts zu einer Arbeit benutzte, um

uns von der Entwicklung des bürgerlichen Reichtums im Mittelalter, d. h. jener Zeit, in die auch Sombart die Anfänge der Entstehung der modernen großen Kapitalvermögen legt, eine exakte Vorstellung zu verschaffen.

Wir brauchen uns hier nicht mit der Untersuchungsmethode des Verfassers, die genau dargelegt wird, zu befassen, es interessieren uns vor allem die Resultate. Zunächst die Gesamtziffern über die Entwicklung des bürgerlichen Reichtums in Augsburg. Der Verfasser teilt sie aus methodischen Gründen in zwei Epochen, deren Ergebnis folgende Uebersicht gibt:

Steuerzahlende Bevölkerung in Augsburg im Jahre 1396: 2930 Personen, im Jahre 1461: 4730 Personen.

Besitzer eines Vermögens von 1200 ungar. Florins und darüber 1396: 74 und 1461: 160 Personen.

Das macht bei einem Bevölkerungszuwachs von 61,4 Proz. eine Zunahme der „Vermögenden" von 116,2 Proz.

Ueber die Folgezeit möge nachstehende Uebersicht orientieren, wobei die Minimalgrenze für die großen Vermögen mit dem Fortschritt des Geldwesens vom Verfasser erst auf 2400, dann auf 3600 Florins festgesetzt worden ist. Es besaßen

Jahr	Bürger	Summe der Vermögen			
1467	39	232 209	bis	464 418	Fl.
1498	99	956 168	„	1 912 336	„
1509	122	1 295 867	„	2 591 734	„
1540	278	5 110 783	„	10 221 566	„

Nach dieser allgemeinen Uebersicht, welche das rapide Anwachsen bürgerlicher Kapitalvermögen in der Zeit vom Ende des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zeigt, untersucht Strieder das Anwachsen einzelner Vermögen, um die Sombartsche Theorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, wonach die Geldaristokratie sich wesentlich mit der Geburtsaristokratie deckte, die aus den alten grundbesitzenden Familien der Stadt sich rekrutierte, und wonach das Handelskapital aus Grundbesitzeinkünften, aus akkumulierter Bodenrente, entstanden sein soll.

An drei verschiedenen Gruppen untersucht Strieder die Richtigkeit der Sombartschen Theorie und jede dieser exakten Untersuchungen führt zu einer Verurteilung der Sombartschen Auffassung.

Erstens weist Strieder an den nach Augsburg eingewanderten Landadligen nach, daß nicht der Wunsch, ihren Vermögensüberschuß im Handel nutzbringend anzulegen, sondern zumeist die Not, d. h. der Vermögensmangel, sie zur Einwanderung in die Stadt veranlaßte. Zweitens zeigt er an einer Reihe von Beispielen, daß auch der Uebergang grundbesitzender Augsburger Patrizierfamilien zum Handel in der Absicht erfolgte, ihre kleinen und kleinsten Vermögen durch berufliche Tätigkeit zu vermehren. Schließlich erweist der Verfasser an einer ganzen Reihe von Beispielen, daß eine große Zahl von sehr bedeutenden Kapitalvermögen

auch aus dem gewerblichen Handwerkerstande und aus dem „handwerksmäßigen Handel“ hervorgegangen ist, denen Sombart jede Fähigkeit zur Bildung großer Vermögen abspricht.

Die Widerlegung Sombarts kann nicht schlagender erbracht werden als durch die in dem vorliegenden Buche angeführten Tatsachen. Wählen wir um die Methode zu zeigen aus jeder Gruppe nur ein Beispiel aus.

Friedrich Ilsungs von Möhringen Güter waren durch lange Kriege soweit herunter gekommen, daß er sich entschloß, nach Augsburg zu ziehen. Das geschah 1178. Was aus dem Vermögensrest dieses Friedrich geworden, ist daraus ersichtlich, daß sein Nachkomme Jörg Ilsung 1398 noch nur einen Florin Steuer zahlte, im Jahre 1434 dagegen zahlte derselbe Jörg, der in Augsburg Handel trieb, 152 Florin; er blieb mit dieser Steuersumme der reichste seines Geschlechts.

Das Vermögen Sigmund Gossembrots, eines Mitglieds der Augsburger eingesessenen Geschlechter, der Handel trieb, betrug noch 1408 nur 600 Florins. Bei seinem Tode war sein Vermögen auf 3500 Florins angewachsen. Und 1498 war einer seiner Nachkommen der höchstbesteuerte Bürger Augsburgs.

Die Familie der Ehems entstammt dem Handwerk und zwar der Weberzunft. Der Begründer des Ehemschen Reichtums Thomas wandte sich dem Wollhandel zu. Im Jahre 1428 zahlte er $6^1/_2$, im Jahre 1480 aber 178 Florin Steuer.

Durch solche exakte Nachweise widerlegt der Verfasser die Sombartsche Theorie von der allein Kapital bildenden Grundrente und führt gleichzeitig zu dem positiven Resultat, daß gerade der Handel eine enorm Kapital bildende Kraft hat.

Es ist eine Ironie der Wissenschaft, daß ein Schüler Sombarts, der sich anschickt, die durch falsche Deduktion gewonnene Theorie seines Lehrers durch induktive Forschung als richtig zu erweisen, am Schluß seiner Arbeit findet, daß er den Bau seines Lehrers zerstört hat. Saul, der Sohn des Kis, zog aus, ein Fabel-Königreich zu suchen und brachte einen sehr nützlichen Esel heim.

Hjalmar Schacht.

Kolonialpolitik. Von Dr. Alfred Zimmermann. Kaiserl. Legationsrat a. D. in Berlin. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1905. XII und 424 Seiten.

In der bekannten Frankensteinschen Sammlung ist als achtzehnter Band der Volkswirtschaftslehre das vorliegende Werk erschienen, welches sich somit als Hand- und Lehrbuch charakterisiert. Der Versuch, die grundlegenden Fragen der Kolonialpolitik in wissenschaftlich lehrhafter Form darzustellen, der meines Wissens hier zum ersten Mal gemacht wird, ist zweifellos reizvoll und dankbar. Daß ein solcher erster Versuch in seiner

Ausführung trotzdem nicht allen Wünschen entsprechen wird, nimmt der Verfasser selbst als wahrscheinlich an. Und er wird es nicht verübeln, wenn wir dem Dank für sein Buch ein tüchtiges Maß Kritik „zur gefl. redaktionellen Verwendung“ bei späteren Auflagen hinzufügen.

Zuvor eine kurze Inhaltsangabe. Nach Erörterung des Begriffs und Zwecks der Kolonisation sowie der verschiedenen Arten von Kolonien behandelt der Verfasser die völkerrechtliche Seite des Kolonialbesitzes, die Regierung von Kolonien, die Arten der Kolonisation, die koloniale Handelspolitik, das koloniale Geld-, Münz- und Bankwesen sowie die Finanzen, endlich die Grundbesitz- und die Eingeborenenfrage.

In diesem Rahmen haben zweifellos alle kolonialpolitischen Einzelprobleme Platz und ihrer sind nicht wenige. Dennoch wird man, um sich über diese Probleme zu orientieren, teils sehr lange, teils auch vergeblich suchen müssen. Dies vornehmlich aus dem Grunde, weil das Buch zwar äußerlich nach Materien angelegt ist, inhaltlich aber sich in einer historischen Darstellung der Kolonialpolitik erschöpft. Und selbst da, wo am Schluß der historischen Ausführungen jeden Abschnittes der allgemein-theoretische Teil einsetzt, wird uns zumeist wenig mehr geboten als eine literarhistorische Uebersicht darüber, was frühere volkswirtschaftliche Schriftsteller über diese oder jene kolonialpolitische Frage gedacht oder geschrieben haben. Greifen wir als Beispiel das Kapitel über die „koloniale Handelspolitik“ heraus. Die ersten fünf Abschnitte desselben behandeln die Geschichte der kolonialen Handelspolitik in Portugal, Spanien, Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland und Frankreich. Im sechsten Abschnitt erwartet man nun das Resumé, erhält indessen nichts als die Wiedergabe anscheinend sämtlicher dem Verfasser bekannt gewordenen Theorien auf diesem Gebiet. Das Inhaltsverzeichnis für die letzten 13 Seiten dieses Abschnittes lautet wie folgt: „Freihändlerische Theorien J. Childs und D. Norths. Diese Theorien bleiben ohne praktische Wirkungen. Umschwung im 18. Jahrhundert. M. Decker. David Hume. V. de Mirabeau. Dieselben Ansichten vertritt F. Quesnay. Turgot bringt sie ebenfalls zum Ausdruck. Erschöpfende Zusammenfassung erfahren diese Theorien durch Adam Smith. Smiths Ideal kolonialer Politik. Einfluß seiner Lehren auf Grivel und J. B. Say. Brougham widerlegt ihn in einzelnen Punkten. Ansichten D. Ricardos und James Mills. Ausbau der neueren Theorie durch Bentham und Sir H. Parnell. G. C. Lewis, H. Merivale. J. L. Ricardo, Wakefild, Mills, Mc. Culloch, Bright. J. St. Mill. Fortleben der alten merkantilistischen Theorien in Frankreich.“ Eine eigene Ansicht spricht der Verfasser nicht aus. Wer nun nicht ganz genau weiß, welche koloniale Handelspolitik unter diesen oder jenen Umständen die beste ist, für den ist eben dieses „Hand- und Lehrbuch“ nicht geschrieben. Bezeichnend ist auch, daß die ersten fünf Abschnitte dieses Kapitels zusammen 25, der sechste allein dagegen 17 Seiten umfaßt. In allen 6 Abschnitten findet sich nicht *eine* handelsstatistische Tabelle.

Diese Art der Behandlung aber ist typisch für das ganze Buch. In allen Fragen sind gute historische Ueberblicke über die kolonialpolitischen Ideen der einzelnen Völker gegeben, schon nebensächlicher sind die historischen Tatsachen behandelt, völlig zu vermissen ist ein kritisches Urteil über beide, dagegen wird mit Sorgsamkeit jede einmal gedruckte kolonialpolitische Idee registriert. Von Bacon bis J. St. Mill, von Bodinus bis Leroy-Beaulieu wird uns nichts erspart.

Da ist es dann kein Wunder, wenn trotz des Umfanges des Buches die heute interessierenden Probleme der Kolonialpolitik sehr zu kurz kommen. Das ganze Kapitel von der „Regierung der Kolonien" behandelt im Grunde nur die Frage nach dem Verhältnis von Mutterland zur Kolonie, von den Problemen der Verwaltung der Kolonien selbst ist kaum die Rede. Ferner sind die zahlreichen, heute mit Recht im Vordergrund stehenden Probleme der zweckmäßigen wirtschaftlichen Erschließung der Kolonien so gut wie gar nicht berührt, geschweige denn ausführlich behandelt. Zur Charakteristik der Behandlung der so überaus wichtigen Bodenfrage in den Kolonien, mag der Hinweis genügen, daß die in der Frage der Bodenreform geradezu als Angelpunkt anzusehende bekannte Landordnung für Kiautschou im historischen Teil mit folgenden Worten: „Das Gouvernement hat dann am 2. September 1898 Vorkehrungen getroffen, um allen verfügbaren Grund und Boden seinerseits zu angemessenen Preisen zu verkaufen", im theoretischen Teil aber überhaupt nicht erwähnt wird.

Hätte der Verfasser sein Buch „Geschichte der kolonialpolitischen Ideen" genannt, so hätte man ihm uneingeschränktes Lob zollen müssen, zu einem Hand- und Lehrbuch der Kolonialpolitik indessen bildet es, man könnte sagen, den ersten Teil. Schließlich erscheint es mir für ein Hand- und Lehrbuch der Kolonialpolitik doch weniger wichtig zu wissen, daß im Jahre 1720 Brasilien unter dem Vizekönig in je 9 Statthalterschaften I. und II. Ordnung zerfiel, als die Maßregeln kennen zu lernen, welche zur Förderung von Produktion, Handel und Verkehr, Verbreitung von Kultur usw. in den Kolonien zu ergreifen sind. Wie wäre es deshalb, wenn der Verfasser für eine zweite Auflage den Stoff des vorliegenden Buches auf die Hälfte zusammenzöge und den freigewordenen Raum der Behandlung jener praktischen Kolonialpolitik widmete? Daß der Verfasser über die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten hierzu verfügt, daran ist nicht zu zweifeln.

Hjalmar Schacht.

Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn von Paul Fuchs. Mit 42 Abbildungen, 2 Skizzen im Text und 3 Karten. IV und 192 S. Berlin, Kolonial-Wirtschaftliches Komitee.

„Im Jahre 1899 fand in Blantyre (Britisch-Zentralafrika) eine Versammlung von englischen Interessenten statt, in der über eine Eisenbahnverbindung zwischen dem Nyassasee und dem Shire-Zambesi verhandelt wurde. Der Bevollmächtigte von Cecil Rhodes, Sir John Melcalfe, riet dabei von der geplanten Eisenbahn ab, mit der Begründung, daß dieselbe nicht mehr rentieren könne, wenn es den Deutschen einfiele, von Kilwa-Kissiwani zum Nyassa eine Bahn zu bauen. Als indessen in den folgenden Jahren nichts von einer deutschen Südbahn (in Ostafrika) verlautete, als jede Agitation für dieselbe mit Rücksicht auf die projektierte Bahn Dar-es-Salaam—Mrogoro unterbleiben mußte, und besonders als man sah, wie wenig Wohlwollen seitens unseres Reichstags Kolonialbahnen überhaupt entgegengebracht wurde, glaubten die Engländer, für absehbare Zeit von einer deutschen Nyassabahn nichts befürchten zu brauchen, und gingen nun rasch ans Werk." Fürwahr deutsche und englische Kolonialpolitik.

Die kleine historische Reminiszenz des Verfassers führt uns gleichzeitig mitten in das Problem der zentralafrikanischen Seenpolitik hinein. Die fruchtbaren und bevölkerten Gebiete des Tanganjika, Viktoria und Nyassa zu erschließen ist eine der Hauptaufgaben ostafrikanischer Kolonialpolitik. Während England im Norden durch die Ugandabahn, im Süden durch die Shire Highland Railway, von der vorstehend eben die Rede ist, mit aller Macht jene Gebiete der Küste des Ozeans und damit dem Weltverkehr näher zu bringen suchen, hat Deutschland bisher so gut wie nichts in dieser Richtung getan.

Die vorliegende Arbeit, auf Veranlassung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, dessen praktische kolonialpolitische Arbeit über jedes Lob erhaben ist, unternommen, stellt das Ergebnis einer sorgfältigen Studienreise des Verfassers dar, mit dem Zweck, die wirtschaftlichen Unterlagen zu schaffen, welche die baldige Herstellung einer deutsch-ostafrikanischen Südbahn rechtfertigen sollen. Wenngleich schon heute Elfenbein, Kautschuk und andere sehr hochwertige Produkte den teuren Trägertransport zur Küste vertragen, so ist doch klar, daß ein Massenexport billigerer, aber kaum minder wichtiger Güter, wie Baumwolle, Oelfrüchte, Getreide, Saaten usw., nur bei Schaffung billiger Transportwege, also vor allem einer Eisenbahn, möglich ist.

Daß an sich die Vorbedingungen für einen solchen Massenexport gegeben sind, wird in mustergültigen Studien über die einzelnen Bezirke des Seengebietes nachgewiesen. Freilich die Situation ist nicht so, daß es nur des Bahnbaus bedarf, um nun sofort reiche Transporte zu haben. Hand in Hand mit dem Bahnbau muß eine planmäßige Besiedelung der an der Bahn gelegenen ausgedehnten jetzt unbewohnten Gebicte mit Eingeborenen erfolgen. Aber diese Besiedelung wird durchaus keine großen Schwierigkeiten haben, wie

Erfahrungen in anderen Gebieten Ostafrikas gezeigt haben. Dazu kommt, daß der Neger durchaus arbeitswillig ist, wenn ihm Gelegenheit und Ermunterung zur Betätigung gegeben wird. Insbesondere günstig sind die Aussichten für Baumwoll-, Reis-, Sesam- und Erdnußkultur. Hierzu kommt noch der vorhandene große Kautschuk- und Pflanzenwachs-Reichtum.

Die Gründe, warum gerade die südliche Trasse für die ostafrikanische Seenbahn die geeignetste ist, werden auf das eingehendste dargelegt. Sie ist von allen bestehenden und projektierten Seenbahnen bei weitem die billigste und kürzeste für den Frachtverkehr. Die britische Ugandabahn zum Viktoria ist über 900 Kilometer lang und kommt nur für die nördlichen Länder am Viktoria und Kilimandjaro in Betracht. Die Shire-Zambesi-Bahn im Süden erfordert mehrfaches Umladen von Schiff zu Bahn und umgekehrt, da sie nur die nichtschiffbaren Strecken des Shireflusses zu umgehen gebaut ist. Auch ist diese Route wesentlich länger und teurer. Die portugiesische Nyassabahn im Norden von Portugiesisch-Ostafrika würde, wenn sie zustande kommt, gleichfalls erheblich länger werden als die deutsche Südbahn, deren Gesamtlänge nur 670 Kilometer sein würde. Hierzu kommt, daß die deutsche Südbahn in Kilwa-Kissiwani am Ozean sowohl wie in Wiedhafen am Nyassasee über gute Häfen verfügen würde, die ein direktes Umladen von Eisenbahn zu Schiff und umgekehrt gestatten würden. Ferner spricht die gesunde Lage der Häfen, das auf weite Strecken nachgewiesene Fehlen der Tsetse-Fliege und anderes für die deutsche Südbahn, namentlich im Gegensatz zur geplanten portugiesischen und zur Zambesi-Route, die vielfach durch ungesunde Gebiete führen.

Die Gesamtkosten der Bahn schätzt Fuchs auf 57 000 000 Mark gleich 85 000 Mark pro Kilometer. Würde man statt 1 Meter-Spur 75 Zentimeter Spurweite wählen, so würden sich die Kosten um 11—12 Millionen Mark verringern. Was die Rentabilität anlangt, so weist der Verfasser auf die blühende Entwicklung hin, welche die Usambarabahn im Norden der Kolonie gebracht hat. Bereits seit dem 1. April 1905 bedarf diese Bahn keines Reichszuschusses mehr. „Eine ähnliche Entwicklung", so schließt der Verfasser seine überzeugenden Darlegungen, „wird die Südbahn verursachen. Nicht nur Ungoni, das mit seiner intelligenten und fleißigen Bevölkerung auf dem besten Wege ist, eine Kornkammer der Kolonie zu werden, das Kondeland mit seinen prächtigen Aussichten auf den Gebieten der Viehzucht und Kautschuk-Plantagenkultur und die weiten Gebiete der Ruaha-Rikwasenke, die ein vorzügliches Baumwolland abgeben, werden dereinst die Erzeugnisse des Ackerbaus und der Plantagenwirtschaft zum Ozean und zum Teil nach Europa verfrachten können, sondern auch die nichtdeutschen Länder des Nyassasees und der Süden des Tanganjikasees werden durch eine ostafrikanische Südbahn zu neuem Leben erweckt werden."

Wir glauben, daß die Frage der ostafrikanischen Südbahn, die in der vorliegenden Arbeit neuerdings vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee mit erdrückendem sachlichen Material und mit nicht geringerer Energie, als

vordem von Hans Meyer, gefordert wird, zur praktischen Inangriffnahme reif ist. Möge sie gebaut werden, ehe sich der Verkehr an die englische Zambesiroute gewöhnt hat, wie es im Norden unserer Kolonie mit der englischen Ugandabahn gegangen ist. Hjalmar Schacht.

Auslands-Handelskammern. Bericht an die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin. Erstattet von Dr. Clemens Mayer. Berlin. Verlag von Georg Reimer. 1905. 78 Seiten.

In der nicht wenig zahlreichen Literatur über die Förderung des deutschen Außenhandels nimmt die vorliegende kleine Schrift als Materialsammlung einen verdienstlichen Platz ein. Es ist bisher keine Publikation erschienen, die in solcher Vollständigkeit und zugleich Uebersichtlichkeit alle erforderlichen Angaben darüber zusammenstellt, was in den einzelnen Industrie- und Exportstaaten aus privater oder staatlicher Initiative auf dem Gebiete der Errichtung von Handelskammern im Auslande geschehen ist.

Die Meinungen über die Ersprießlichkeit solcher Auslands-Handelskammern sind ja in Deutschland geteilt. Ich selbst neige der Ansicht zu, daß, wo nicht eine energische Initiative unter den deutschen Kaufleuten eines Auslandsplatzes vorhanden ist, jedes behördliche Eingreifen zur Bildung von Auslandskammern unterbleiben sollte. Aber auch sonst scheint mir der Nutzen ausländischer Handelskammern ziemlich problematisch. Er wird wie bei so vielen Unternehmungen zumeist davon abhängen, in welchen Händen sich die Leitung befindet. Die Berichte, welche Mayer über die Tätigkeit der Auslands-Handelskammern gibt, lauten nicht überwältigend. Sie beschränkt sich zumeist auf die Herausgabe einer kleinen Zeitschrift und auf die Erteilung von Kreditauskünften. Erstere Tätigkeit ist ziemlich überflüssig, letztere kann auf andere Weise ebensogut, wenn nicht besser, besorgt werden. Ich glaube beispielsweise, daß unterrichtete deutsche Firmen eine Auskunft der Banca Generale Romana in Bukarest höher eingeschätzt haben werden als eine solche der weiland deutschen Handelskammer in Bukarest.

Eine wesentlich andere Meinung muß bezüglich der Internationalen Handelskammern Platz greifen, welche an einzelnen ausländischen Handelsplätzen bestehen, namentlich solchen, die einen exotischen Charakter tragen wie Kairo, Konstantinopel, Yokohama, Hongkong usw. Hier gilt es vielfach gemeinsame Interessen der europäischen Kaufleute gegen Willkür und Uebergriffe wahrzunehmen, die von ansässigen Behörden und Bewohnern ausgehen.

Hjalmar Schacht.

Literatur.

Malwida v. Meysenbug. Himmlische und irdische Liebe. Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig.

Eine Reise nach Ostende (1849). Schuster u. Löffler. Berlin und Leipzig.

Als der Kampfesmut der Achtundvierziger geschwunden war, und bevor Fürst Bismarck durch Blut und Eisen, so ganz anders wie sie es einst geträumt, das neue Deutsche Reich geschaffen hatte, gab „die Idealistin“, wie wir aus ihren Memoiren ersehen, die Hoffnung auf, daß die Partei, um deretwillen sie sich von Familie und Vaterland losgerissen hatte, noch ferner eine Aufgabe habe, und kam zu der Ansicht, daß, was der deutsche Geist auf politischem Gebiet erreichen werde, immer mangelhaft bleiben müsse, und daß er die Vollendung seines Wesens in einer idealen Welt, im Reiche der Kunst und Wissenschaft, zu suchen habe. Ihre Anschauungen, die bis dahin politisch und religiös-radikal gewesen waren, wandelten sich in einen philosophisch-ästhetischen Idealismus; sie wurde eine begeisterte Anhängerin Schopenhauers und Wagners, und ihre einst so stürmische Seele wurde so voll von Friede und Harmonie, daß sie auf alle, denen es vergönnt war, ihr nahe zu treten, davon ausstrahlte, und daß keiner von ihr ging, ohne sich gehoben und beglückt zu fühlen. Nicht nur in ihren Memoiren, sondern in einer großen Anzahl von Werken, auch in Romanen und Dramen hat sie die Schätze ihres Geistes niedergelegt, und noch auf ihrem letzten Krankenbette — sie starb 1903 im 87. Lebensjahre — hat sie das vorliegende Buch „Himmlische und irdische Liebe“ vollendet, das mit erstaunlicher Geistesfrische geschrieben ist. Es versetzt uns nach Rom und schildert uns das Leben der dortigen Gesellschaft in den letzten Jahren der päpstlichen Herrschaft. Da Malwida v. Meysenbug auch als Romandichterin immer eine Idealistin bleibt und die Wege des Realismus verschmäht, so muten uns Handlung und Charakterentwicklung als gar zu unmodern an und wir vermissen sowohl das Bestreben, den Seelenregungen der handelnden Personen, — einer stolzen römischen Aristokratin, einer zarten, blonden Norditalienerin von bescheidener Herkunft und eines deutschen Prinzen, der beide liebt, aber beiden entsagt — bis in die kleinsten und feinsten Wurzeln nachzuspüren, als auch die Kunst, jeden seine eigene Sprache reden zu lassen. Aber alle, welche die edle und bedeutende Frau entweder persönlich oder nur aus ihren Schriften gekannt haben, werden ihr letztes Werk gewiß mit warmem Interesse lesen und es nicht ohne Rührung aus der Hand legen.

Das Tagebuch einer Reise nach Ostende ist unter den Eindrücken der Jahre 1848 und 1849 geschrieben, in denen Malwida v. Meysenbug leidenschaftlich Partei nahm für alle, die für Recht und Freiheit kämpften und litten. In ihren Memoiren erzählt sie, daß sie es 1850 verschiedenen

Freunden in Hamburg, wo sie ihren ersten Traum von Volksbeglückung und -veredlung austräumte, vorgelesen, und daß es deren Interesse so lebhaft erregt habe, daß sie sich Abschriften davon gemacht hätten. Die politischen und sozialen Verhältnisse innerhalb und außerhalb Deutschlands haben sich seitdem so verändert, daß viele von den Ideen, die damals durch ihre Neuheit auffielen, jetzt entweder Allgemeingut geworden oder gänzlich veraltet sind. Heute würde man dem Buch, obgleich es einen fast urkundlichen Wert hat für die, welche die geistigen Strömungen jener bewegten Zeit kennen lernen wollen, wahrscheinlich wenig Interesse entgegen bringen, wenn es nicht von der „Idealistin“ wäre und wesentlich zu deren Charakterisierung beitrüge.

Die Finsternis und ihr Eigentum. Von Anton von Perfall. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. Br. 1,80 Mk., geb. 2,60 Mk.

Dieser Roman behandelt ein wichtiges Problem des sozialen Lebens, die Frage, wie der Finsternis ihr Eigentum entrissen werden kann, d. h. wie die Kinder von Verbrechern von dem Fluche erblicher Belastung erlöst und der menschlichen Gesellschaft zurückgewonnen werden können. Wie das geschehen kann, wird uns, ohne daß die Tendenz jemals aufdringlich und der Ton des Buches zu lehrhaft wird, durch einen konkreten Fall vorgeführt, die Geschichte eines Kindes, das nach Abstammung und Anlage sicher dem Verbrechen in die Arme getrieben wäre, wenn nicht einsichtsvolle helfende Liebe es in den kritischen Augenblicken seines Lebens gestützt und auf dem rechten Wege erhalten hätten. „Nicht Wohltat — Pflicht“ wird das Lebensmotto des Geretteten, der als reifer Mann und anerkannte wissenschaftliche Größe seine reichen der Finsternis abgerungenen Kräfte ganz in den Dienst der Verwahrlosten und Enterbten stellt. Die Lösung eines so tiefernsten sittlichen Problems in einem Roman zu versuchen, war keine leichte Aufgabe, aber der Verfasser hat sie mit großem Geschick gelöst und wird sicher die Anerkennung weitester Kreise finden. Der naive Leser wird durch die spannende Handlung gefesselt werden, der nachdenkliche durch die feine psychologische Entwicklung der Charaktere, und der menschenfreundliche, dessen Herz so oft bedrückt wird durch den Gedanken an die vielen Unglücklichen, denen Oberflächlichkeit und Lieblosigkeit die Möglichkeit absprechen, sich zu nützlichen und geachteten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft durchzuringen, wird sich getröstet fühlen durch die freudige Zuversicht, die ihm daraus entgegenleuchtet, daß die Lebensbedingungen geändert werden können, die sie der Finsternis in die Arme treiben. Wer sich an der Erfüllung dieser sozialen Pflicht beteiligen will, der muß „jedes Vorurteil, jeden Widerwillen, jeden Haß abstreifen; nur drei Dinge dürfen in ihm wohnen: die Gerechtigkeit, die Wahrheit und die Liebe.“ — Dafür daß der Roman auch in stilistischer Beziehung einwandsfrei ist, bürgt der Name des Verfassers.

Ludwig Thoma. Pistole oder Säbel? und anderes. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1905.

Obgleich Ludwig Thoma, der Peter Schlemihl des Simplizissimus nicht gerade ein milder Spötter ist, und manche seiner gegen Torheit und Feigheit gerichteten Pfeile in gar zu ätzenden Witz getaucht sind, ist er doch immer ein wirklicher Künstler, der mit scharfem Auge Menschen und Dinge beobachtet und mit wenigen Strichen für uns lebendig zu machen weiß, was er gesehen hat. Er empfindet einen ehrlichen Aerger über The insolence of office and the spurns That patient merit of the unworthy takes; aber anstatt wie Hamlet darüber zu jammern, bricht er in ein befreiendes Lachen aus, in das wir, von seinem Humor gefangen, mit einstimmen. Mit feiner und witziger Bosheit und ohne zu sehr zu übertreiben hat er unvergeßliche Typen geschaffen. Dem Assessor Karlchen begegnen wir in „Pistole oder Säbel?“ als dritten Staatsanwalt, der, um einen guten Eindruck auf seinen Vorgesetzten zu machen — dieser qualifiziert nämlich die jungen Anwälte nach der Zahl der Anklagen, die sie erheben, 365 das Jahr gibt Note II, Majestätsbeleidigungen zählen dreifach — gegen den Redakteur eines Witzblattes die Anklage auf Majestätsbeleidigung erhebt und sich dabei so verheddert, daß er schließlich stecken bleibt und zu betäubt ist, um sich über die Freisprechung des Angeklagten noch sittlich entrüsten zu können. „Der Einser“ d. h. der königliche Amtsrichter Josef Amesreiter, der alle seine Examina mit I gemacht hat, und „Der Vertrag“ den der königliche Landgerichtsrat Alois Eichenberger, „ein guter Jurist und auch sonst von mäßigem Verstande“, mit einem Trödler über den Verkauf von alter Bettwäsche, Wert 2 Mk. abschließt, sind Werke eines echten Humoristen, und wer sich durch ein herzhaftes Lachen von allerlei Aerger befreien will, der lese diesen neuen Band von Ludwig Thoma.

Hans Heinzlin. Erzählung von **Wilhelm Fischer** in Graz. München u. Leipzig 1905 bei Georg Müller.

Ein feines und schlichtes Buch ohne alle Effekthascherei und Originalitätssucht, das Werk eines Schriftstellers, dessen Kunst mehr auf liebevoller und treuer Beobachtung von Charakter und Schicksal beruht als auf der Fähigkeit, uns Blicke in neue Gebiete des menschlichen Seelenlebens tun zu lassen oder durch Erfindung spannender Ereignisse zu fesseln. Hans Heinzlin, ein Bildschnitzer von großer künstlerischer Begabung, gelangt nie zu der Anerkennung, nach der er dürstet, weil er eigensinnig und schrullenhaft ist und seine Erfolglosigkeit stets anderen zur Last legt, statt ihre Ursachen in sich selbst zu suchen. Ohne die Klugheit und Liebe seiner Tochter würde er nach dem frühen Tode seiner Frau gänzlich in Unfriede und Unfreude versinken und dauernd arbeitsscheu werden, aber das Licht, das von ihr ausstrahlt, umleuchtet ihn so hell, daß er sich schließlich innerlich zurecht-

findet, wenn auch zu spät, um noch Erfolge zu erringen, und daß sich alle, die sein widerspruchsvolles Wesen so oft gekränkt hat, mit ihm ausgesöhnt fühlen. Der Dichter weiß uns so in die wunderlich bedingte Seele des armen Hans Heinzlin hineinzuversetzen, daß wir alle ihre Regungen mitempfinden und anstatt ihm zu zürnen nur mit ihm trauern über sein verfehltes Leben.

Glücksklee! Vier Sommergeschichten von Käthe van Becker. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagskonto, 1904.

Diese Novellensammlung gehört zu den Büchern, welche österreichische Kritiker Komtessen-Lektüre nennen, weil sie von den Töchtern der vornehmsten Gesellschaft gelesen werden können, ohne daß sie jemals dabei zu erröten brauchen oder veranlaßt werden, sich über das Los der Enterbten die hübschen Köpfe zu zerbrechen. Ein Neuland des menschlichen Seelenlebens wird uns nicht darin erschlossen und die große Stimmensymphonie unserer modernen Frauenliteratur wird nicht um einen einzigen eigenen Ton dadurch bereichert; aber die Verfasserin hat eine gewandte anmutige Art zu erzählen und weiß ihre Gestalten in Lagen zu zeigen, die ihr Inneres zu Tage bringen, das, wenn auch nicht besonders reich oder tief, so doch auch nicht zu alltäglich und unbedeutend ist. Die erste Erzählung, die der Sammlung den Namen gegeben hat, ist die hübscheste. Der verwöhnte widerspruchsvolle Regierungsassessor, der nicht heiraten will und sich schließlich doch in eine arme Offizierstochter verliebt und überglücklich ist, daß sie seine Liebe erwidert, und der treuherzig ostpreußische Gutsbesitzer sind lebenswahr und fein gezeichnete Typen der Gesellschaft, an denen man schon seine Freude haben kann.

Das sechste Gebot. Roman von Th. v. Sosnowsky. Berlin W., Richard Eckstein Nachf.

Dieser Roman versetzt uns in Wiener Offizierskreise und erzählt nach bekannten, wenn auch nicht berühmten Mustern eine Ehebruchsgeschichte, die mit einem Duell endigt, in dem nicht der Strafbare, sondern der Unschuldige erschossen wird, wie das ja im Leben vorkommt. Literarischen Wert hat das Werk, Machwerk wäre vielleicht das richtigere Wort, nicht, und auf ernsthafte Kritik kann es keinen Anspruch machen.

Marie Fuhrmann.

Dramen.

Carl Hilm. Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen. Verlag „Renaissance", Otto Lehmann, Schmargendorf-Berlin. 2. Auflage. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Hypatia. Ein Drama in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. Verlag „Renaissance". Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

„Der Sklavenkrieg." Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Verlag „Renaissance". Preis 2 Mk.

„Kain." Ein Drama in drei Aufzügen. Verlag „Renaissance". Preis 1 Mk., geb. 2 Mk.

Unter den überaus zahlreichen Dramen, die mir durch die Redaktion zugingen, schienen mir die bei weitem bedeutsamsten diese vier Dichtungen von Carl Hilm. Der Name ist ein Pseudonym; der Verfasser ein höherer österreichischer Offizier. Ein ehrlich und kraftvoll mit allen höchsten Aufgaben ringender Geist ist es, dessen interessantes Werden und Schaffen diese vier Dramen uns zeigen. In dem ersten, Giordano Bruno, das vor mehreren Jahren als Manuskript gedruckt wurde und jetzt in der zweiten Auflage vorliegt, werden wir sofort stark berührt von einer eigenen Atmosphäre von Reinheit, Harmonie und Kraft. Wir fühlen, daß wir uns einem Geiste mit starkem, innerem Leben gegenüber befinden. Und wenn der Verlag rühmt, daß Professor Ludwig Kuhlenbeck, der Giordano Bruno-Kenner, sich über das Drama dahin geäußert habe, „daß es neben der prächtigen dichterischen Gestaltung auch noch den Vorzug biete, daß der Verfasser die Weltanschauung Giordano Brunos durchaus gekannt und zum Ausdruck gebracht habe", so bedeutet das aus dem Munde des Giordano Bruno-Forschers gewißlich ein Lob. Mir aber schien das Wesentliche an diesem Weltanschauungsdrama, daß hier ein echter Dichter nicht die Weltanschauung eines andern, sondern seine eigene, selbsterlebte, vor uns entfaltet, seine lichte, wunderselige Weltanschauung, aus quellenhaftem Erleben ihm im Herzen entsprungen. Den Weg zu den Quellen mag der große Nolaner ihm gewiesen haben; er mag ihm die Quellen freigemacht haben. Oder auch: der moderne Dichter hat seine Weltanschauung, wie sie golden und lebendig ihm aufging, dann bei dem großen Genius, der vor drei Jahrhunderten lebte, wiedererkannt, sodaß er freudig dankbar seine Gestalt zum Träger derselben wählte, wenn es ihn nun drängt, wovon sein Herz voll ist, im Sange auszuströmen. Aber weil es ihm selbst im Herzen jung und lebendig immer neu quillt, deshalb geht ihm der Mund davon über.

Die dichterische Kraft Carl Hilms liegt in der Lyrik. Nach dem „Giordano Bruno" würde ich ihn überhaupt nicht für einen Dramatiker halten. Es scheint mir, wenn ein wirklicher Dramatiker den Stoff wählte, würde es ihm doch nicht in erster Linie auf das Weltbild ankommen, das in des Philosophen Bewußtsein wird und sich entwickelt, und in direkten

Worten ausgesprochen werden kann, sondern auf das Weltbild, das aus dem Widerspiel der ringenden Kräfte, in dem Aufeinanderwirken von Held und Masse, in dem tragischen Schicksal dieses Frühlingsgenius schweigend zu uns spricht. Das zu uns spricht in dem Kampf zwischen dem ewig emporringenden Lebendigen und dem starren Widerstand der dumpfen Schwere — die jetzt scheinbar siegt, — während in Wahrheit das äußerlich Unterliegende von innen her, als Verwandlungskraft, doch die Welt überwindet. Ein Stück, das die große Tragödie Giordano Brunos, des schaffenden Genius, als ein gewaltiges, freudiges Kampfspiel Gottes, ein Werdespiel der Gott-Natur, auffaßte und in Gestalten und Handlung ausdrückte, — das würde die Weltanschauung seines Helden predigen, und wenn nie ein direktes Wort von ihr gesprochen würde.

Carl Hilm aber befindet sich zur Zeit dieses Erstlingswerkes als Mensch in dem Stadium, daß er das Bedürfnis hat, seiner Weltanschauung in direkten, in jubelnden, in gottbegeisterten Worten Ausdruck zu geben. Er tut es nie aufdringlich, und, was ich kaum geglaubt hätte, es wird, obwohl die Dichtung ein Drama ist, nie langweilig. Das Ganze hat sich nach diesem seinem Hauptbestandteil organisch gefügt; in der Weise, daß die Ausführungen nicht als Ruhepunkte wirken (dazu wären sie zu häufig und zu lang), sondern selbst als Haupthandlung. Das Werden in Giordano Brunos Wesen und Philosophie steht ganz im Vordergrunde. Das ist die einheitliche Hauptwirkung, der die ganze Handlung zu dienen hat. So wird es natürlich ein lyrisches Drama. Aber es wird interessant. Mir wenigstens ist es das. Was freilich Menschen, denen diese Weltanschauung fern liegt, die, womöglich dogmatisch beengt, den Blick dafür nicht öffnen können, was sie dabei empfinden, ist eine andere Frage. Aber für die schuf es der Dichter nicht.

Es muß freilich der Zweifel aufsteigen, ob es praktisch war, diesem Stück wertvoller Weltanschauungslyrik die dramatische Form zu wählen. Aber bald fühlt man: das entspringt doch einer inneren Notwendigkeit. Sie wurde nicht durch die Bedingungen dieses Stoffes gegeben; aber sie lag in dieser starken Dichterkraft, die eine werdende ist, und die doch auf das Drama hinzielt, und uns auf diesem Gebiete noch Bedeutendes schaffen wird.

Die heimliche Furcht, mit der ich den „Giordano Bruno" ergriff, und die so nahe liegt, wo es gewagt wird, das Bild eines großen Menschen zu zeichnen: daß die lichte Freiheit seines Innenlebens nicht getroffen werden kann, weil es dem Maler an Farben dafür fehlt; daß minderwertige Züge sich einmischen, sobald überhaupt individuelle Züge gebracht werden, — diese Furcht erwies sich als grundlos. Man spürt es bald, daß hier ein sicherer Instinkt für innere Größe, ein unmittelbares Gefühl für Reinheit und Vornehmheit waltet. Wahrlich! Carl Hilm weiß uns einen großen Menschen erleben zu lassen.

Die lichte Schöne gerade, auch in dem menschlichen Ringen eines

Helden, der von solcher freudigen Weltanschauung durchglüht ist, sie war es, die ihn anzog. Sehr reizvoll wirkt der heimliche Humor, mit dem der Dichter die hohen Ideen, die die andern nicht begreifen, ihrem Schöpfer immer so ganz natürlich, so völlig selbstverständlich scheinen läßt. Obwohl er immer selig staunt, wenn sie ihm kommen; aber eben, weil es alles so selbstverständlich ist, und die Welt immer lichtvoller und einfacher wird. Der heimliche Humor auch, wenn das Götterkind Stunde und Umgebung völlig vergißt, sobald ihm von seinem Schauen das Herz überschwillt; wenn er nach der achtjährigen Kerkerhaft, als ihm der Tod verkündet wird, doch nur erst dem wohlwollenden Kardinal, der ihm den Inquisitor anmeldet, der noch einmal Widerruf anbieten wird — da er der einzige hier ist, der ihn verstehen kann, doch nur erst den wundervollen Gedanken beibringen muß, der ihm soeben aufgegangen und der den Schlußstein zu dem ganzen schönen Bau bildet. Danach wird er den Inquisitor schon würdig empfangen! Wir glauben es: dieses Menschen Innenleben ist so mächtig, daß ihm alles äußere darüber ziemlich unwichtig wird: auch Leben und Tod.

Darum aber finde ich es nicht ganz konsequent (und dies ist das einzige, was ich an der Gestalt auszusetzen hätte), daß er, allerdings acht Jahre vorher, den Tod der Geliebten so schwer nimmt; dieser Geliebten, die unglücklich verheiratet war und vor Schmerz starb, als er der Inquisition in die Hände fiel. Daß er gar sagt: „daß sie schmerzvoll vor der Zeit um ihn dem Sonnentag entsagen mußte!“ Einem Menschen mit seiner Weltanschauung ist der Uebergang aus der Zeit in die Ewigkeit kein Ins-Dunkel-gehn, sondern ein Ins-Licht-schreiten — „höheren Lebens Erwachen!“ sagt der echte Giordano Bruno.

Obgleich der Gegenstand des Stücks zum abstrakten Ausdruck verführt und der Veranschaulichung widerstrebt, sind die Verse von großer Schönheit. Manchmal wirkt der rhythmische Wechsel sehr günstig. Das Stück ist in klangvollen fünffüßigen Jamben geschrieben; wo aber das feurige Temperament den Helden fortreißt, läßt der Dichter den Rhythmus mit ihm gehen; z. B. in der schönen Liebesszene zwischen Giordano und Felice. Die Geliebte hat die Schönheit und Weihe der kirchlichen Religionsfeier und den unersetzlichen Wert derselben für die kindlich schwachen Geister geschildert:

In Frari war's, wo ich die Messe hörte:
Im weiß und goldenen Gewande stand
Der Priester am Altar, die Kerzen brannten,
Durch Weihrauchwolken zogen Sonnenstrahlen.
Und wunderbar, als dürften alle Seelen
Mit ihr empor, schwebt ob dem Hochaltare
Von Weihrauchduft und Sonnenglanz erhöht,
Des großen Tizian göttliche Assunta.
Da, rechts, wo sich zum Chor die Stufen heben,
Kniet stumm ein Bettelmann, ein greiser Krüppel,

Mit einem Antlitz, drauf geschrieben stand,
Es sei zu müd, in Schmerzen aufzuzucken.
Doch als der Priester nun den Segen gab,
Da lösten sich die traurigmüden Züge.
Das Aug' ward heller, und mit Hoffnungsglanz
Sah es empor, zur leuchtenden Maria.
Jetzt seh ich etwas hinter ihm sich regen,
Und vorwärts aus dem Schattendunkel trippelt
Und auf den Stufen kniet ein altes Weiblein.
Da küßt ein Sonnenstrahl die weißen Haare;
In dem verfallenen, armen Angesicht,
Den rotumrändert ausgeweinten Augen
Aufglänzt es, wie ein überirdisch Licht.
— Wenn unser Glaube fällt, was wird aus jenen?"

Der Philosoph hat darauf ernst, mit würdigendem Verständnis geantwortet, daß nicht er es sei, der diesen Glauben stürze. Natur selber vollzieht es, daß sie die Frucht zur Erde wirft, wenn sie reif ward,

„Daß aus dem heiligstarken Samen sich
Ein Neues bilde, blühend Frucht zu tragen.
— Die noch im alten Glauben Tröstung finden,
Sie seien nicht verspottet, nicht gestört:
Der blinde Glaube selbst ist eine Stufe
Der Menschenwürde und der Gottnatur,
Doch alle besseren Menschen müssen eilen,
Das neue Eden jenen aufzurichten,
Die heute schon das Flammenschwert der Wahrheit,
Die unerbittlich wachsende Erkenntnis
Aus ihrem Glaubensparadiese treibt.
Es muß die Menschheit hoch und höher steigen;
Belebend bricht ein helleres Licht herein,
Ein Strahl, der uns die oberen Stufen zeiget.
Schon strömen freie Geister ihm entgegen,
Die neue Schönheit jauchzend zu begrüßen
Als einen Widerschein des Göttlich-Ganzen,
Nach welchem wir, die Teile, ewig streben."

Da sagt Felice gerührt und dankbar:

„Giordano, wie seid Ihr emporgewachsen,
Seit Ihr dies neue, große Werk begonnen.
Fort ist der kleine Spott, und rein ins Freie,
Ins Göttlichgroße hebt sich Euer Geist."

Und er antwortet:

„Vielleicht, daß ich nur die Madonna fand,
Mit welcher alle Seelen aufwärts dürfen.
Ihr habt mich emporgerettet
Aus dem Dunst der nieder'n Sphäre,

Aus dem widrig kleinen Streit.
Höher habt ihr mich gehoben,
Als mich jemals meine Seele
Auf den eig'nen Schwingen trug.
. . . . Liebe sucht nicht Seelenfrieden,
Selbstisches Insichversenken,
Wie's die weisen Toren rühmen,
Weil die Liebe sie verschmäht.
Liebe strebt ins Unbeengte,
Weit will sie das Ich erweiten,
Kämpfen, wirken und gestalten,
Zeugen, schaffen und entfalten,
Will mit Macht die Welt bewegen,
Wer da liebt, der muß es fühlen:
Nicht sich selbst nur, auch die andern
Gilt es ringend loszulösen,
Mitzuführen, mitzureißen;
Daß der Strom der freien Geister
Lebenzündend, schönheitglühend
Sich erweite,
Wachsend breite,
Ueberhell ins Helle fließe
Und ins göttlich uferlose
Allumfassend glänzendgroße
Meer der Liebe sich ergieße."

Ein Zug nur wirkt für mein Gefühl seltsam unkünstlerisch. (Er kehrt in zwei späteren Dramen wieder.) Daß zum Schluß der Zuschauer angeredet wird! — Daß dieser Dichter zum Schluß der Menschheit als solcher gern etwas sagen möchte, glaube ich schon. Findet er aber kein anderes Mittel, als dies, das die künstlerische Illusion durchbricht? In der Dichtung wird doch alles erlebt! Was geht uns da die gemeine Wirklichkeit an, in der Zuschauer im Theater sitzen?

Auch Hypatia ist ein Weltanschauungsdrama. Und zwar ist der dankbare reizvolle Stoff so gewandt, daß, ganz anders wie bei Kingsley, der der großen Philosophin von Alexandria als Christ gegenübersteht und sie, die Heidin, unbefriedigt und in hoffnungsloser Sehnsucht sich verzehren läßt, der Dichter hier die Heldin zur Trägerin seines lichten, reinen Schauens macht, das hoch über dem Unterschied von Christentum und Heidentum steht. Die höchste Würdigung, die das Christentum in dem Stück erfährt, sie geschieht ihm von Hypatia. Die innigsten Worte der Liebe für Christi Lehre, der Klage über ihre Entweihung durch den Priester, hat sie. Aber über die Frage, ob sie sich taufen lassen solle, ist sie hinaus, — angesichts einer solchen Kirche gar. Da zankt man um Worte und weist die Stillen im Lande, die die echte Religion der Liebe

pflegen und am Dogmenstreit nicht teilnehmen wollen, weil sie ihn nicht verstehen, als Ketzer aus dem Lande. Da macht man zu Priesterfürsten solche, die nur den eigenen Vorteil suchen und das Volk, das sie leiten sollen, innerlich verachten; die damit prahlen, daß sie arme Sünder seien und — Stellvertreter Gottes den andern gegenüber. Ehrgeiz und Herrschsucht zerfrißt sie; Lügen und Ränke spinnen sie. Kein Mittel ist ihnen zu teuflisch, um ihrem egoistischen Zweck damit zu dienen, den sie mit dem Schein des Heiligen, ganz achtlos oberflächlich nur, umkleiden. Und daneben rasen die fürchterlichen Anachoreten, die Heiligen der Wüste, deren Augen glühend sind von der Wollust der Grausamkeit, die sie an allem sättigen, was einem guten Christen Gelegenheit zum Haß bieten kann: Juden, Heiden und Ketzern; — glühend sind ihre Augen von der Wollust der Selbstzerfleischung und der Gier nach der Märtyrerglorie. Daneben stehen die heidnischen Philosophen, die um Worte streiten; die an den Begriffen klügeln und grübeln, bis die zu Götzen werden, deren jeder seinen Kreis von Gläubigen versammelt,

„Die nun für ihren selbstgemachten Fetisch
Die Andersgläubigen und Gott bekriegen".

Unter ihnen licht und hehr Hypatia, die den Geist der wahren Philosophie in sich trägt; die zu den inneren Quellen dringt.

Die Wahrheit, daß ein ewiger Gegensatz ist zwischen der lebendigen Religion, der heiligen Gottesregung, des Ewigen Wirken in der Menschenbrust und „dem festumschriebenen Glauben, der urteilslos an dunklen Worten klebt" — sie bildet die Grundidee des Stückes. Es werden schöne und klare Worte darüber gesprochen. Als davon die Rede ist, daß der Priester den Christenglauben und die Wissenschaft zu einer höheren Einheit verbinden will, zu einer Lehre, die dem Forschergeiste wie dem Gemüt Befriedigung gewährt, „christliche Wissenschaft" wolle er sie nennen, antwortet Hypatia:

„Christliche Wissenschaft! Kind, das ist Wahnwitz!
Es kann die Wissenschaft nur eine sein,
Und mit dem Glauben hat sie nichts zu schaffen.
Ernst prüfend, wägend steht sie über Allem.
Mein Kind, die Wissenschaft ist keine Lehre,
Sie ist der Menschheit einsgewordenes Denken
Und der Entfaltung ihrer Gotteskräfte
Erhab'ne und beständige Offenbarung:
Des heiligen Geistes ewiggroßes Werden."

Dagegen antwortet sie dem Priester:

„Nichts trennet Religion und Wissenschaft,
Die beide, nach der letzten Wahrheit strebend
Und redlich zweifelnd, unermüdlich prüfend,
Zum einen Licht mit allen Kräften drängen.
Doch ewig feindlich gegen beide steht
Der finstere Glaube an das starre Wort."

Aber der Dichter redet in diesem Drama wenig in direkten Worten. Hier sucht er seine Weltanschauung durch das Stück selbst, durch seine Gestalten und ihr Schicksal, auszudrücken. Seine Hauptgestalten sind Vertreter jener feindlichen Mächte. Wie Naturgewalten stehen sie einander gegenüber, entbrennen wider einander aus innerster Notwendigkeit. Und da bedauere ich es, daß der Dichter nicht ganz konsequent, vielleicht nicht ganz bewußt dies Ziel verfolgt: daß er die Handlung selbst rein aus diesen innersten Notwendigkeiten der Gestalten sich ergeben ließe. Es wäre dadurch das Stück einfacher, großzügiger geworden; die Handlung eherner, wuchtiger, — so wie es für diese ganz gewaltige Dichtung sich gehört hätte. Sie wirkt jetzt ein wenig unruhig.

Das ist z. B. ein fremdes Element, daß Hypatia durch die Intrige des Priesters innerlich beirrt wird und daher ein Mißverständnis verwirrend zwischen sie und den jungen Dichter tritt, den sie liebt. Der Zug ist so gefaßt, daß er immerhin mit der Natur dieser Hypatia sich noch verträgt. Aber das Element, das mit innerster Notwendigkeit aus Hypatias Art in die Handlung fließen würde, wäre nicht, daß sie sich beirren läßt, sondern das Gegenteil davon. Wenn Kyrill Ränke spinnt, wenn er die Feindin durch seine listigen Bedingungen aus ihrer inneren Sicherheit zu reißen, sie seinen Zwecken willfährig zu machen sucht, mit der Absicht, dann jene Bedingungen zur Ehre der Kirche zu brechen, so quillt das mit Notwendigkeit aus seiner Art. Aber Hypatia, die dem geliebten Jüngling sagte, daß er nie schwören, nie versprechen solle, nie Lohn erhoffen und nie Strafe fürchten — wie man es ihn in der Kirche gelehrt — sondern nur immer seinem innersten Sehnen folgen, weil es von Gott ein Teil ist, — Hypatia sollten wir unbeirrt bleiben sehen. Das wäre das Charakteristische für sie. So erst würde sie ganz zur Trägerin der wahren Philosophie, die mit der wahren Religion immer zusammengeht. Die Handlung hätte sich dann ganz anders gewandt: einfacher wäre sie geworden; und die Wirkung ruhevoller, ungeteilter, mächtiger.

„Die Idee" eines Stückes im Sinne von Tendenz ist schrecklich: ist das Unkünstlerische an sich. Die Idee eines Stückes aber im Sinne einer Hauptwirkung, der jede Linie, jede Farbennüance in den Gestalten, jeder Zug im Geschehen sich organisch einzugliedern hat, sie ist dasjenige, was das Drama erst zu einer organisch lebendigen Welt macht. Sie gibt ihm das Einheitliche, ohne das es nicht lebt. Sie gibt ihm die einfachen großen Linien, ohne die es verwirrt.

Ich halte Carl Hilm für einen großen Dichter; und für einen Dramatiker. Sein lyrisches Können läßt er der dramatischen Wirkung zuliebe in diesem Stücke zurücktreten. Und ich glaube, daß das Drama, auch wie es jetzt ist, auf der Bühne eine ganz gewaltige Wirkung haben müßte. Nein, nicht ganz wie es ist: vereinfacht müßte es auf jeden Fall werden.

Von hoher Schönheit ist der lyrische Schluß, der dem an düsteren Farben und dämonischen Wirkungen reichen Stück einen lichten Ausklang gibt.

Das bedauere ich, daß die Zeichnung der furchtbaren Symptome innerer Fäulnis dieser Zeit des allgemeinen Verfalls, die der Dichter unheimlich wirkungsvoll zu machen versteht, einen so breiten Raum in der Dichtung einnimmt; daß daneben die reinen Gestalten fast eingeschränkt scheinen. Im allgemeinen findet man, daß Teufel lebendiger gezeichnet werden als Engel; und freut sich manchmal, wenn die Guten nicht zu lange allein da sind und auch wieder die Bösen kommen. Aber bei Carl Hilm haben die lichten Gestalten individuelles Leben und eine ganz starke positive Kraft. Und diese Kraft der Reinheit, die in seinen Gestalten lebt, ist bei allen anderen Vorzügen doch der Hauptruhm seiner Dichtung. Ich wenigstens, wenn ich in den letzten Wochen mich durch einen Wust von Alltagsgeschwätz durcharbeiten mußte, wie es einem wohl bei seinem kritischen Bemühen geschehen mag, griff zur Erholung gern nach den Hilmschen Büchern und suchte mir diese lichten Gestalten auf: um mich wieder daran zu freuen, daß Kraft der Reinheit etwas so wunderbar Wirkliches, golden Lebendiges, Schaffendes ist.

In dem Trauerspiel „Der Sklavenkrieg" sehen wir des Dichters Weltanschauung sich mit der sozialen Frage auseinandersetzen und zu einem Schluß kommen, der ihrer würdig ist. Doziert wird in diesem Stück gar nicht. Es spricht nur durch die Handlung, die klar und groß ist.

Freilich empfindet man gerade auch in diesem Stück, daß der Dichter noch nicht lernte, sich zu beschränken. Es ist alles zu breit. Nie unecht! nie langweilig! Aber der Reichtum quillt nach allen Seiten über. Es ist wirklich Reichtum, der überquillt! Aber wenn der Dichter die Kunst gelernt haben wird, die gerade der Dramatiker so nötig braucht: zu vereinfachen, werden seine Wirkungen viel kraftvoller sein. Welch eine Ueberfülle interessanter, lebendig-individueller Gestalten! aber unüberschaubar auf der Bühne in dieser Fülle, fürchte ich.

Auch die Schilderung des Gräßlichen (hier sind es die Gräuel des späten Rom) wirkt zu stark! ist zu breit. Beim Lesen gehts noch; diesen ersten Akt aber sehen? Auch starke Nerven könnten da versagen.

Menschlich sehr nahe treten uns die Hauptgestalten: die stolze kühne Gothenkönigin Domiris, die Priesterin, die das Schwert mit Siegeszauber segnet, die, als die Schlacht einmal zu weichen beginnt, selber dem Heere voranschreitet und es zum Siege führt, und in der Liebe zu ihrem Gatten so weich und innig als heldenhaft ist. Mit Lächeln liebt man die rührenden Gestalten des von Lichtbegeisterung ganz glühenden Ormuzdjüngers Phaeton und seiner lieblichen Braut Phyllis. Nur daß bei diesen poesievollen Figuren und ihrem Schicksal die Lyrik mit dem Dichter manchmal durchgeht, und daß hier die Reinheit etwas farblos blendend wird. Herrlich aber in seiner lebendigen Kraft ist er selbst, Spartacus, der Held des Trauerspiels. Der thrakische Königssohn war von den Römern nach Capua ge-

schleppt, um in der Fechterschule zum Gladiatoren ausgebildet zu werden. Es gelingt ihm zu entkommen. Und nun, in seiner glühenden Liebe zur geknechteten Menschheit, will er alle Sklaven Roms befreien und sie nach Thrakien führen, damit sie dort freie, glückliche Menschen seien — er nicht ihr König! Das ist ihm vergangen, als er Sklave war! Nein, sie alle sollen Brüder sein! Einen sozialen Staat will er schaffen. Er ist so schön in seiner freien, selbstsicheren Art, voll innerer Wahrhaftigkeit, selbstlos und gütig, fest und zielbewußt. Mit seinem königlichen Fehler: Gütergemeinschaft zu verkünden, die Zank unter den Kleinlich-Gesinnten stiftet; sich selbst, den König von Natur, für einen der Ihren zu erklären, der nicht mehr Ehre beansprucht als sie: was sie durchaus mißverstehen müssen. Tief und schön ist es, wie dieser Held so klar und sicher ist, so lange er seiner inneren Stimme folgt; bis er von äußerer Klugheit sich verleiten läßt, dieser Stimme, die stark ihm sagt: „Nach Thrakien!“ zum Trotz, dem Drängen seines Heeres nachzugeben, das sich vor dem Zug durchs unwirtliche Gebirge fürchtet und viel lieber, rachsüchtig! das Heer von befreiten Sklaven! das wehrlose Rom angreifen will; nachzugeben zugleich dem verräterischen Schmeicheln römischer Bundesgenossen und — vielleicht eigenem Ehrgeiz; nach Rom zieht, und siegt, und siegt, und siegt, und nun sehen muß, wie sein Heer von befreiten Sklaven, von solchen Siegen berauscht, jubelnd und plündernd sich auflöst, wie sie alle Zucht verlieren, ihn verraten, daß er den Glauben an sie aufgeben muß, die er befreien wollte, — und mit einer kleinen Zahl von Treuen unterliegt.

Groß und einheitlich ist diese Handlung und von tiefer Tragik. Dem stolzen Flug des edeln Helden, der geknechtete Brüder befreien will, damit sie wieder Menschen werden, — nicht die Macht Roms, entnervt wie es ist; nicht der Verrat der Bundesgenossen; die innere Kraftlosigkeit des eigenen Heeres bereitet ihm den Sturz. Denn Sklaven werden nicht Menschen von heut auf morgen, — und keine äußere Freiheit kann ihnen Menschenwürde geben, wenn sie die innere Freiheit noch nicht erwarben, die in Selbstzucht besteht. Still und klar leuchtet da die große soziale Ueberzeugung auf: Eine geknechtete Menschheit wird nie durch herrliche Führer zur Freiheit gelangen. Zur Freiheit muß die Menschheit selbst durch inneres Wachstum, sich selbst wandelnd und damit die Verhältnisse wandelnd, langsam, langsam sich hinaufarbeiten.

„Selbst erringen! Nur ein selbsterrungenes Eden ist ein Paradies.“ Das ist auch die Lösung für die furchtbar ernsten Daseinsrätsel, die in dem vierten der Dramen, Kain, aus der Menschenbrust erschütternd aufklagen.

Eine Zueignung von gewaltiger Schönheit widmet die Dichtung Byron:

„Du sangst das nächtig schöne Lied der Schmerzen,
Doch hast du nie das herbste Weh gekannt,



Warst nicht mit Himmelsglut im heißen Herzen
Ins Eisenjoch der engsten Pflicht gebannt.

Zum hohen Licht, zur großen Geistersonne
Zogst du empor mit wildem Flügelschlagen,
Du brachst ein Stück aus ihrem Flammenrande,
Es durch den Raum als Glutkomet zu jagen.

Zur Erde fiel der Himmelsglut ein Funke
Und in ein Herz, das müd' in Fesseln rang:
Da glomm er auf und wurde tönend Flamme,
Halb Liebesbrunst, halb wilder Zorngesang.

Ists Höllenglut, was mir im Innern flammt,
Kam Himmelskraft, mein Ewigstes zu retten?
Werd' ich ein Seligster? Bin ich verdammt?
Das Feuer sengt, es glühen meine Ketten."

Unserer ringenden Zeit steht der ringende Kain viel näher als der konfliktlose Abel. Diese kühne, schöne, sehr überlegene Dichtung faßt Kain als das Menschenkind, unruhvoll, weil es den unentdeckten Gott im Herzen trägt.

Da findet es sich auf der Erde, und hört die Offenbarung von Schöpfung und Sündenfall und ewigem Vertriebensein aus dem Paradies und begreift nicht: „Gott schuf uns doch —?" und sieht die egoistischen Kultusübungen, mit denen sie Gott günstig zu stimmen bemüht sind, und begreift nicht — und überall rauschen ihm die Rätsel, wie er um sich schaut zu der schönen Erde, die die Spuren davon trägt, daß sie uralt sei, nicht kürzlich geschaffen, sondern etwa nur umgebildet, und es treibt ihn zu wandern, zu suchen, zu entdecken, er weiß nicht was.

„Ins Ferne muß ich, Neues muß ich schauen.
O hätt' ich Flügel, um mich aufzuschwingen,
Die Sterne alle wollt' ich überfliegen.
Denn meine Seele quälet die Beschränkung,
Und marternd hängt an ihr des Körpers Last.
Frei will sie sein, das Weltall frei umfliegen,
Im höchsten Schauen die Zweifelqual besiegen."

„Ihr könnt mich nicht verstehn", sagt er traurig. Denn er findet sich umgeben von den guten, einfachen Menschen, die jeden Zweifel, wenn je einer kommt, mit inbrünstigem Gebet scheuchen und dann sich vor Gott in Furcht und Demut beugen. Er begreift nicht, wie sie immer Furcht und Demut haben können vor Gott. Das ist feig und niedrig. Man soll ihn ehren; fürchten soll man nichts. Und immer kommt ihm eine wunderbare Stimme und eine Erscheinung, die sein Antlitz trägt, und fordert ihn auf, zu kämpfen, gegen Gott und alles; aber ihm graut, er ist voll Liebe. Und in herzlicher Güte gegen die andern hört er auf ihre Bitte und läßt sich bewegen, sich selbst entgegenzuhandeln und Gott ein Opfer zu bringen; wie

geht es da schlimm aus! Denn als er beten soll, findet er nur Fragen und Anklagen wider Gott:

„Denn unvollkommen scheint mir deine Welt.
Bist du allwissend, kennst du doch das Beste,
Bist du allmächtig, kannst du's doch erschaffen,
Bist du allgütig, weshalb ward die Qual?
Drum weil ich nun versprochen, hier zu opfern,
Und gleich den Andern zu dir aufzuflehen,
So bitt ich dich, so bet' ich heiß zu dir:
Erlöse mich und alle Weltenwesen
Von Qual und Leid und mach uns frei und selig.
Doch willst du's nicht, zerschmettre diese Welt
Und dich, und laß das Leere sein für immer."

Das nennen sie nicht beten, das nennen sie lästern! Und er, er beschließt, nie wieder zu tun, was sie wollen, und nach ihrem Gott nicht zu fragen, sondern allein dem zu folgen fürder, was ihn führt, tief in der Brust, und will den Altar niederschlagen, — und der Andere! mit seiner ganzen Treue, mit seinem Leben schützt der doch seinen Altar, „ein Streiter Gottes!" — und so geschieht's.

Er wollte es nicht! er wußte es nicht! Wohl warnte es ihn innen, und trieb ihn doch! Und es konnte auch nicht anders kommen; das Lebendige ihm in der Brust, das Unentdeckte, und der Gott da über dem Altar — die mußten sich befehden!

Und er flieht von den Andern, ein Gezeichneter Gottes, nun erst allen grausigen Rätseln zur Pein gegeben.

Wir aber schauen die Lösung: Gott selbst war's, der diesen Brudermord wollte. Denn sündigen muß der Mensch, kämpfen, irren, ringen — damit er ringend sich ein neues Eden baue, das nun erst ein wahres Paradies sein kann! Darum ward ihm der Fluch, daß er ringend ihn in Segnung wandle! Dazu ward ihm der Tod, damit er leben könne! Und sich immer neu verjüngen, mit starkem, immer neu beseeltem Streben zur Geisterhoheit sich emporzubilden, den höchsten Gott, der ihm in der Brust keimt, zu entdecken, zeitloser Geist zu werden, der der Ewigkeiten Last zu tragen vermag, beseligt von Gottes Kraft.

Ich wünschte, daß Carl Hilm viele Leser finden möchte!

Doch denke ich dabei an das Wort Meister Eckharts: Wer aber dieser Wahrheit nicht gewachsen ist, der wird diese Rede nicht verstehen.

Als echten Dichter aber wird ihn jeder empfinden.

Gertrud Prellwitz.

Berichtigung.

Dem Direktor im Reichspostamt Herrn Gieseke, der als ehemaliger Schüler des Göttinger Gymnasiums bei genauer Erinnerung an die meisten in dem „Stück aus meinen Lebenserinnerungen“ im Augustheft dieser Zeitschrift vorkommenden Personen meine Mitteilungen mit freundlichem Interesse gelesen hat, verdanke ich die Richtigstellung, daß der hannoversche Justizminister, der (S. 304) im Jahre 1859 Albert Möser nach bestandenem Auditorexamen durch eine Willenskundgebung, die ich in diesem Falle als etwas illiberal bemängelte, zur Umsattelung gezwungen hat, nicht der spätere preußische Justizminister Herr Leonhardt gewesen sein kann, der nur von Oktober 1865 ab 3/4 Jahre hannoverscher Justizminister gewesen ist, sondern Herr v. Bar gewesen sein muß, der von 1858—1862 hannoverscher Justizminister war.

Ferner schickt mir der Kaiserl. Konsul a. D. Herr Dr. Eduard Grisebach folgende Berichtigungen:

Hans Herrig sei Ostern 1866, nicht 1865, von Göttingen nach Berlin zurückgekommen; er, Grisebach, habe auch schon in Göttingen, wo sie auch Nachbaren, die sich über die Höfe abrufen konnten, gewesen seien, mit Hans Herrig intim verkehrt.

Den von mir angeführten Brief Schopenhauers an Möser habe dieser bald nach 1888 wieder zurückerbeten und auch erhalten, weil er ihn verkaufen wollte. (Armut eines deutschen Dichters!)

Bernhard Försters Kolonie habe in Paraguay, nicht in Brasilien gelegen (was wohl allgemeiner bekannt sein wird).

Daß E. Grisebach die ihm von mir in der Rosmarienstraße bloß vorgeschlagene Wohnung nicht genommen hat, sondern sogleich nach Französischestraße 53 IV gezogen ist, dergl. ist wohl nur für nach Düntzers Art veranlagte Geister gegenüber Klassikern von Interesse.

Hameln, den 16. August 1905. Prof. Dr. Max Schneidewin.

Politische Korrespondenz.

Die russische Verfassung. Die Friedensverhandlungen.

Ein konstitutionelles Staatswesen ist nach modernen europäischen Begriffen organisch und untrennbar verbunden mit Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, ebenso wie mit Sicherheit der Person vor polizeilicher Willkür; eine moderne Volksvertretung ohne diese Rechte und Bürgschaften wäre wie ein Pferd ohne Knochen, eine Lokomotive ohne Räder, ein Fluß ohne Wasser.

Die neue Verfassung, die jetzt (19. August) für Rußland verkündet worden, ist tatsächlich ein solcher Widersinn — aber wohlgemerkt, ein Widersinn „nach modernen europäischen Begriffen“: es fragt sich, ob der Widersinn ein absoluter ist oder ob er unter den russischen Verhältnissen zu einem vernünftigen Sinn, zu einem lebendigen Organismus werden kann.

Das russische Volk soll nach einem Wahlmodus, der noch nicht recht klar geworden ist, (jedenfalls ist den unteren Klassen in den Städten, also besonders den Fabrikarbeitern **kein** Wahlrecht gewährt) eine **Volksvertretung** Duma, wählen, deren Kompetenz aufs Aeußerste beschränkt ist. Die Duma ist eigentlich kein Parlament, sondern eine Art Staatsrat; sie soll die überlieferte Autokratie des Zaren nicht aufheben; sie hat nicht beschließende, sondern nur beratende Funktionen; höchstens kann sie mit Zweidrittelmajorität in gewissen Dingen ein Veto ausüben. Die Oeffentlichkeit ist beschränkt, und auch die Beratungszeit für die einzelnen Gegenstände kann vom Zaren eingeschränkt werden. Der Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit ist also praktisch gedacht als eine volkstümliche Kontrolle der Verwaltung, des Beamtentums.

Nun wohl — das ist nicht nur eine sehr wichtige Funktion, sondern das ist auch nach den neueren Forschungen über 400 Jahre die Funktion des englischen Parlaments gewesen. Die englische Vulgata, von der sich auch Gneist noch nicht hat frei machen können, ist, daß das englische Parlament, wenn nicht seit der Magna Charta (1215), doch von Eduard I. (1297) an ungefähr das gewesen sei, was es heute ist. Das ist eine vollständige Fabel. Der heutige englische Parlamentarismus ist erst geschaffen worden durch die Revolutionen im 17. Jahrhundert, nach der Vertreibung der legitimen Dynastie. Bis dahin waren die beiden Häuser zwar zu-

weilen einflußreiche, dann aber auch wieder ganz in die Ecke gestellte Stücke in dem Regierungs-Mechanismus einer überaus starken monarchischen Autokratie. Das Steuerbewilligungsrecht ist dem Unterhaus nie prinzipiell konzediert worden, sondern es übte es nur gewohnheitsmäßig. Der „beschränkte Verstand der Untertanen“ solle nicht über hohe Staatsangelegenheiten urteilen wollen, ließ Königin Elisabeth durch ihren Kanzler ihrem Unterhaus entbieten (das Wort ist also keineswegs eine Erfindung des preußischen Ministers von Rochow) und das Unterhaus möge zu ihren Vorlagen ja oder nein sagen, nicht aber Reden darüber halten, wie sie ihm gerade in den Sinn kämen. Vom freien Wort und allem Anderen, was wir heute zu den verfassungsmäßigen Freiheiten rechnen, war im Volke gar nicht die Rede und auch für die Parlamentarier mußte Freiheit der Rede und Freiheit vom Personalarrest immer erst als besondere königliche Gnade erbeten werden. Anwesenheit von Ministern bei den Verhandlungen wurde nicht gewünscht, weil die Abgeordneten sich dadurch eingeschüchtert gefühlt hätten. „Morgen passiert meine Bill oder dein Kopf“, sagte König Heinrich VIII. zu einem Parlamentarier, der Opposition machen wollte: man sieht, das englische Parlament war einmal etwas anderes, als was wir heute Parlament nennen.

Eben dieser ältere englische Parlamentarismus ist es, den jetzt der zarische Autokratismus der öffentlichen Meinung in Rußland konzedieren will: es braucht ja nicht gleich der Kopf zu sein, den man dem Politiker abschneidet, der opponieren will: es genügt, wenn Herr Trepow die Peter-Pauls-Feste oder Sibirien in Aussicht stellt.

Das englische Volk hat sich Jahrhunderte lang jene Verfassung gefallen lassen — man kann aber vielleicht auch sagen: nicht gefallen lassen, denn etwa die Hälfte der Könige, die diese so wenig beschränkte Krone trugen, starben keines natürlichen Todes (man zählt von Eduard II. bis Richard III. sechs ermordete Könige, dazu Karl I.) — wird das russische Volk damit zufrieden sein? Das ist kaum anzunehmen, denn das, was die Verfassung gewährt, ist zwar keineswegs wertlos, aber gerade das nicht, was die Russen, die überhaupt politisch denken, heute begehren. Man sehe auf Deutschland: ist uns der Reichstag als solcher eine besonders teure Institution? Man spricht nie anders als im Ausdruck der Geringschätzung von ihm; die in dieser edlen Korporation vereinigte politische Intelligenz steht so tief wie möglich; mag Herr Liebermann von Sonnenberg in ihm die nationale oder Herr Bebel die internationale Pauke schlagen, es widert uns gleich sehr an; die wirklich wertvolle Mitarbeit an der Gesetzgebung wird aufgewogen durch manches Schädliche, was der Reichstag schafft und das Gute, was er verhindert; die Mitglieder selber schätzen ihre Tätigkeit so gering ein, daß immer nur wenige zur Stelle sind. Wenn wir den Reichstag trotzdem unter keinen Umständen entbehren wollen, so ist es, weil wir in ihm das Palladium unserer politischen Freiheit sehen, weil er das unentbehrliche Schlußstück in dem ganzen System unseres öffentlichen Daseins

mit freier Aussprache und selbständigen Persönlichkeiten ist. Ohne die Existenz eines Reichstages wäre auch die Preßfreiheit und die Gedankenfreiheit gefährdet. Den Russen will der Zar nun gerade diese Freiheiten nicht (mit Ausnahme der Religionsfreiheit, die schon vor einigen Monaten zugestanden worden ist), sondern bloß die „Duma" gewähren, von der man noch gar nicht einmal sagen kann, ob sie in der Gesetzgebung und Verwaltung mehr Schaden oder Nutzen stiften wird.

Man sieht: alle die Fragen, ob die Duma beschließende oder bloß beratende Kompetenz haben, ob sie nach diesem oder jenem System gewählt werden wird, ob sie öffentlich oder nicht öffentlich tagen wird, ob die Deutschen, Finnen, Juden, Polen, Baschkiren, Kalmücken, Tschuwaschen darin ebenfalls vertreten sein werden oder nicht, alle diese Fragen sind untergeordnet gegen das Grundprinzip, daß kein freies, öffentliches Leben damit verbunden, daß vor Allem die Zensur und die willkürlichen Verhaftungen beibehalten werden sollen.

Trotz alledem wird die Geburt der Duma ein höchst wichtiges Ereignis sein, nicht durch das, wozu sie bestimmt ist, sondern weil in ihr auf der Stelle der Kampf um den eigentlichen Konstitutionalismus aufgenommen werden wird, und dieser Kampf wird vermutlich zu denen gehören, die nie zu Ende kommen. Denn es ist weder anzunehmen, daß der Zarismus, der so überaus tief und stark im russischen Volkstum, Armee, Kirche, Beamtentum wurzelt, überwunden werde, noch daß die europäischen Elemente im Volke sich mit den jetzigen Konzessionen und der Duma zufrieden stellen lassen werden. Da werden sich dann im Kampfe neue Staatsformen bilden, sowie in Deutschland der Widerstreit der Ideen im 19. Jahrhundert die ganz neuen Formen eines Bundesstaates, anders als je einer gewesen ist, und eines konstitutionellen Lebens, ganz anders als in den parlamentarischen Staaten des europäischen Westens, entstanden sind. Kann man denn sagen, daß wir in Deutschland heute eine vollständige Preßfreiheit haben? Man braucht nur ein paar Nummern einer sozialdemokratischen Zeitung zu lesen und sich dabei zu vergegenwärtigen, daß solche Blätter bei uns zu hunderten existieren, um zu dem Schluß zu kommen, daß eine größere Preßfreiheit nicht wohl denkbar ist. Dann aber erinnert man sich wieder gewisser Strafprozesse und sieht, daß nicht nur Schranken, sondern sogar unerfreuliche Schranken existieren. Mit bestimmten Formeln oder nach feststehenden Schablonen ist das deutsche Staatswesen nicht zu definieren und ebenso wird es mit dem russischen gehen: so lange nur *ein* Prinzip in diesem Staat galt, die orthodoxe Autokratie, war alles klar und einfach — jetzt werden in fortwährendem Ringen miteinander Neubildungen auftauchen, die jedes überlieferten staatsrechtlichen Schemas spotten. Eine der allerwichtigsten Bestimmungen, die Ordnung des Wahlrechts in den nicht-russischen Landschaften, ist noch nicht heraus: will man sie durch künstliche Beschränkungen, gerade so wie die Fabrikarbeiterschaft, praktisch von der Duma ausschließen? Dann würde diese Institution natürlich an

Bedeutung sehr verlieren und die anarchistisch-revolutionäre Bewegung im Lande um so stärker bleiben. Nimmt man sie aber hinein, so fragt sich, ob die Duma nicht bald so arbeitsunfähig sein wird, wie die Parlamente in Oesterreich-Ungarn. Das Klügste vom russischen Standpunkt wäre wohl, sie hineinzunehmen (so wie man auch die Fabrikarbeiter nicht völlig vom Wahlrecht hätte ausschließen sollen) sie aber numerisch so zu beschränken, daß sie den Geschäftsgang nicht stören können.

Wie dem auch sei und was man nun auch beschließe: erst die Religionsfreiheit, jetzt die Duma: das alte Rußland ist begraben und ein neues will entstehen.

* * *

Die russisch-japanischen Friedensverhandlungen sind in vollem Gange und die Art, wie sie betrieben werden, läßt keinen Zweifel, daß es beiden Parteien ernstlich um eine Verständigung zu tun ist. Die Japaner zeigten ihren guten Willen von vornherein darin, daß sie den Russen nicht die Räumung der Mandschurei zumuteten. Zwar ist das Souveränitätsrecht Chinas wie üblich wieder an die Spitze gestellt, aber der wirkliche Sinn dieser territorialen Bestimmungen ist, daß die Russen den bei weitem größten Teil, wohl $^5/_6$ der Mandschurei mit ihrer geraden Bahnlinie von Moskau nach Wladiwostok behalten und nur das Stück südlich dieser Bahn mit der Zweigbahn von Charbin nach Port Arthur aufgeben. Das scheint auf den ersten Blick für die Japaner nicht ungefährlich; aber sie werden darauf rechnen, daß sobald sie einmal die Bahn vom Meere bis nahe an Charbin in den Händen haben, sie beim Heraufziehen eines neues Konflikts immer in der Lage sind, auch die russische Bahn in der Richtung auf den Baikalsee mit Uebermacht in ihre Gewalt zu bringen, so daß die Russen künftig nie wieder eine große Armee östlich des Baikalsees aufzustellen imstande sind. Was die Russen in Ost-Sibirien und in der Mandschurei behalten, ist zwar ein sehr großes, aber ganz zukunftloses Gebiet, nachdem ihm die Expansion nach Süden und der Weg zum Gelben Meer verlegt und abgeschnitten ist.

Die Forderungen, daß die Russen ihre in neutrale Häfen geretteten Kriegsschiffe ausliefern und für alle Zukunft sich eine Beschränkung ihrer Flotte in Ostasien auferlegen lassen sollten, haben keinen vernünftigen Sinn und sind offenbar nur gestellt, um nachgelassen zu werden.

Der Streitpunkt ist die Abtretung von Sachalin und die Kriegsentschädigung.

Da Sachalin in den Händen der Japaner ist und die Russen ohne Flotte schlechterdings nicht in der Lage sind, es wiederzunehmen, so können sie die Rückgabe der Insel nur erwarten in der Meinung, daß die Japaner den Frieden sehr dringend nötig haben. Wie sollen sie da gar an die Zahlung einer Kriegsentschädigung denken?

Kriegskosten zahlt ein Staat, der glaubt, nicht weiterkämpfen zu können und durch die Zahlung den Feind vermögen will, ein Gebiet, das er eingenommen, zu räumen. Japan hat aber nicht nur kein Gebiet inne, das es den Russen zurückzugeben hätte, sondern im Gegenteil, die Russen sollen in dem Frieden auch noch ein großes Stück der Mandschurei zwischen Charbin und Tieling, wo jetzt ihre Armee steht, den Japanern überliefern, ja es ist nicht einmal sicher, ob nicht die Russen auch von Nord-Korea noch ein Stückchen innehaben — und da sollen sie den Japanern noch Geld dazu geben? Das hieße, daß die Russen einen Sieg über die Japaner überhaupt nicht mehr für möglich halten, daß sie also auch für alle Zukunft in Ostasien von ihrer Gnade leben. Eine russische Armee von einer halben Million Streiter steht in vorzüglichen, seit Monaten befestigten Stellungen und soll Geld zahlen, damit die Japaner die Gnade haben, ihnen ungeschlagen den Abzug aus dieser Stellung zu gewähren? Seit einem halben Jahr sind die Japaner keinen Schritt vorwärts gekommen und die Russen sollten glauben, keinerlei Chancen zu haben, wenn die Gegner wieder anliefen? Man bezahlt unter Umständen für Niederlagen, die man erlitten hat, aber doch nicht für Niederlagen, die man vielleicht noch erleiden könnte — wenigstens nicht so lange man sich noch als Großmacht fühlt. Dabei bedenke man, was es neben dem Ehrenpunkt, neben der moralischen Bedeutung auch für die russischen Finanzen für ein Gewicht hat — eine Milliarde oder gar zwei Milliarden Schulden mehr!

Auf der anderen Seite ist es für die Japaner ebenso schwer, auf die Kriegsentschädigung zu verzichten. Japan ist ein sehr armes Land; um den Krieg führen zu können, hat es die äußersten Anstrengungen machen und seine Einkünfte einzeln verpfänden müssen; es mußte seine Kriegsbedürfnisse zum großen Teil aus dem Auslande beziehen und im Ausland das nötige Geld aufnehmen. Erhält es von dem besiegten Gegner keinen Ersatz der Kriegskosten, so muß es auf unabsehbare Zeit einen unerhörten Steuerdruck tragen und es ist fraglich, ob seine Volkswirtschaft die auswärtigen Zinsen überhaupt wird aufbringen können. Wie will die Regierung nach so glänzenden Siegen einen solchen Frieden vor der öffentlichen Meinung, vor dem Parlament verantworten?

Auf Sachalin und auf die Kriegskosten zugleich zu verzichten, scheint für die Japaner unmöglich: wenn sie aber, auf Kriegsentschädigung verzichtend, die Herrschaft über Korea, die Südmandschurei mit Port Arthur und endlich Sachalin als Kriegsgewinn heimbrächten, so wäre das doch wohl ein Siegespreis, den vom Standpunkt der Ehre auch das stolzeste Volk als genügend ansehen dürfte.

24. 8. 05. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Spitteler, Carl. — Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays zweite Auflage. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Jena, Eugen Diederichs.

Stephan, Horst. — Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte. M. 4.50. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Stern, Adolf. — Glück in Versailles. Nanon. Zwei Novellen. Mit einer biographischen Einleitung von Friedrich Bernt. Mit einem Bildnis Adolf Sterns. 20 Pf. In eleg. Ganzleinenband 60 Pf. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Söderblom, Prof. D. Nathan. — „Die Religion der Erde". (Religionsgeschichtliche Volksbücher III. Reihe, 3. Heft.) 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 21. Heft: Zur Geschichte und Dogmatik der Gnadenzeit. M. 4,40. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Traub, Lic. — „Die Wunder im Neuen Testament." (Religionsgeschichtliche Volksbücher V. Reihe, 2. Heft.) 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Wedekind, Frank. — Die vier Jahreszeiten. Gedichte. Geh. M. 3, geb. M. 4. München, Albert Langen.

Weiss. — Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Herausgegeben von Professor D. Johannes Weiss. 3. Lieferung (II. Band, 2. Abschnitt, S. 1—112). M. 1,20. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Bäumer, Dr. Gertrud. — Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte. M. 3,20. Leipzig. B. G. Teubner.

Boelitz, Martin. — Frohe Ernte. Noch einmal Verse. Brosch. M. 2,25, geb. M. 2,75. Minden i. M., J. C. C. Bruns.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe. Band I. M. 1. 5. Auflage. Berlin, Otto Liebmann.

Cervantes. — Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erleuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. 2. Band. M. 2,50. Strassburg i. E., J. Trübner.

Deutsche Arbeit. — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV. Heft X. M. 1. Prag, Karl Bellmann.

Deutsche Bücherei. — Band 29. Biographische Essays. Erste Reihe. Essays von Heinrich von Treitschke und Erich Marcks: Luther. — Fichte. — Treitschke. — Bismarck. Berlin, H. Neelmeyer.

Dittrich, Ottmar. — Die Grenzen der Geschichte. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Finnland. — Der finnländische Landtag 1904—1905. M. 1. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Flaubert, Gustave. — Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsch von Felix Paul Greve. Brosch. M. 3. Geb. M. 4. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Freimark, Hans. — Bunte Lieder. Brosch. M. 1. Geb. M. 1,50. Leipzig, Verlag des „Harmonium".

—„— Anderes und Drittes. Skizzen und Studien. Brosch. M. 1. Geb. M. 1,50. Leipzig, Verlag des „Harmonium."

Kossmann, Robby. — Züchtungs-Politik. M. 5. Schmargendorf, Verlag Renaissance. Otto Lehmann.

Lehmann, Konrad. — Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien. Drei quellengeschichtlich-kriegsgeschichtliche Untersuchungen. Mit 4 Uebersichtskarten, 5 Plänen und 6 Abbildungen. Geh. M. 10, geb. M. 13. Leipzig, B. G. Teubner.

Miessner, Wilhelm. — Der Andere. Novellen. Brosch. M. 3, geb. M. 3,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. 19. Band. 2. Heft. Riga, Nicolai Kymmels.

Müller, Dr. Franz. — Der russisch-japanische Krieg, seine Vorgeschichte, sein Ausbruch und seine Folgerungen. M. 1,50. Berlin, Hermann Walther.

„Mutterschutz". — Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. Halbjährlich (6 Hefte) M. 3; Einzelheft 60 Pf. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.

Obst, Georg. — Das Buch des Kaufmanns. Lieferung 5. M. 2,20. Leipzig, Ernst Poeschel.

Pahnke, K. H. — Willibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur 5jährigen Wiederkehr seines Todestages. 191 S. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Pilet, Otto. — Der Zuckerhandel. (B. G. Teubners Handbücher für Handel und Gewerbe). Geh. M. 1,80, geb. M. 2,20. Leipzig, B. G. Teubner.

Platzhoff-Lejeune, Dr. Eduard. — Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. M. 1,40. Giessen, Alfred Töpelmann.

Potthoff, Dr. Heinz. — Die Vertretung der Angestellten in Arbeitskammern. (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Heft 7 des II. Bandes, der ganzen Reihe 19. Heft. 30 Pf. Jena, Gustav Fischer.

Regensberg, Friedr. — Gitschin 1866. Mit Illust. von Geo. Lebrecht, 2 Karten und einigen an Ort und Stelle aufgenommenen Ansichten von L. Burger. Brosch. M. 1. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Frankhsche Verlagshandlung.

Richter, Wilhelm. — Preussen und die Paderborner Klöster und Stifter 1802—1806. M. 2,20. Paderborn, Bonifacius-Druckerei.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

122

Einhundertzweiundzwanzigster Band.

Oktober bis Dezember 1905.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1905.

Inhaltsverzeichnis

des

122. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Besprochene Werke.



Politische Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Kunst, Religion und Philosophie.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Es scheint die Zeit zu nahen, wo der Geist sich wiederum anschickt, neue Blüten zu treiben am Baume des Lebens und der Erkenntnis. Mit jedem Tage mehren sich die Zeichen, daß sich nach langem Winterschlummer die geheimnisvollen Kräfte des ideenschöpferischen Lebens, ewig jung und ewig schön, zu neuer Tat rüsten, und schon beginnen jene blinden Dämonen, welche so lange alle produktiven Mächte in die Fesseln der endlichen Natürlichkeit, Verständigkeit und Nützlichkeit geschlagen hatten, scheu vor den nahenden Genien des göttlichen Lichtes zurückzuweichen. Ein neuer Mensch will auferstehen, — ein Mensch, der endlich den Mut gewinnt, die tote Last der Vergangenheit entschlossen abzuschütteln, weil er zugleich das Vermögen in sich spürt, die bleibende Wesenheit, die Wahrheit des Vergangenen in einer ihm angemessenen Form neu aus sich zu gebären; ein Mensch vor allen Dingen, der den Gegensatz des endlichen und unendlichen Lebens tiefer zu erfassen und freier zu gestalten sich berufen fühlt.

Daß wir gegenwärtig am Beginn einer neuen Epoche stehen, die im Gegensatz zu der vorangehenden wieder von der ewigen Macht der lebenzeugenden Idee ergriffen und bewegt wird, ist zwar allen wahrhaft produktiven Köpfen längst kein Geheimnis mehr, aber das Bewußtsein von dieser Tatsache ist doch bisher aus dem Bannkreis der subjektiven Ueberzeugung, des lebendig inneren Ahnens und der instinktiven Erfassung kaum hinausgetreten. Nun aber veranlaßt uns das in den „Preuß. Jahrb." schon genannte Buch Dresdners („Der Weg der Kunst", E. Diederichs 1904) zu dieser immer mächtiger werdenden Bewegung prinzipiell Stellung zu nehmen. Denn dieses Werk breitet vom Standpunkt der bildenden Kunst aus helles Licht über die innere Natur dieses

Lebensprozesses und sucht die hierbei zu Tage tretenden Entwicklungskeime objektiv erkennbar zu machen; es will die Künstler auf den Weg des Lebens weisen, von dem sie abgeirrt sind, und den schaffenden Kreisen des Volkes bemerklich machen, welche große, ja entscheidende Bedeutung die Entwicklung und das Schicksal der Kunst für sie und all ihr Tun und Leben im gegenwärtigen Zeitpunkt hat. „Die grundlegende Auffassung des Buches", so bedeutet uns der Autor, „ist die der Kunst als einer Funktion des geistigen Organismus des Menschen, deren Gesundheit für seine Gesundheit unerläßlich ist, deren Schwächung oder Versagen zu seiner Erkrankung führt. Ich versuche zu entwickeln, daß die moderne Zeit unter einseitiger Entwicklung, ja Ueberspannung anderer menschlicher Kräfte die künstlerische Funktion vernachlässigt und gelähmt hat. So sind wir der eigentlich bildenden, der gestaltenden — der künstlerischen Kraft verlustig gegangen; so erklärt es sich, daß wir auf allen Gebieten des modernen Schaffens, in der Politik, in der Erziehung, im Rechte, im Wirtschaftsleben, bei ungeheueren Hilfsmitteln und gewaltiger Kraftanspannung doch stets auf den Punkt stoßen, wo wir nicht weiter können. Die Aufgabe der Kunst, deren Amt in der intensiven und vorbildlichen Ausübung der Funktion des Gestaltens besteht, ist es, diese Kraft wieder zu beleben, in Gang zu setzen und uns ihre Verwendung zu lehren. Wir werden nicht gedeihen, wenn wir nicht alle, jeder in seinem Bereiche und Berufe, Künstler werden. Das ist die große, die weltgeschichtliche Mission, die die Kunst, wie ich meine, gegenwärtig für unser ganzes Sein und Wirken, für alle Stände des Volkes vom Fürsten bis zum Arbeiter, für alle Probleme unseres nationalen und privaten Lebens zu erfüllen hat."

Dieses Werk ist eine bedeutsame und charakteristische Erscheinung der gegenwärtigen Literatur. Was hier über die Schule von Fontainebleau, über Millet und Meunier, über Menzel und Böcklin, über den Impressionismus und seine Ueberwindung gesagt wird, gehört zu dem Treffendsten, was darüber bisher veröffentlicht worden ist. Aber an sich ist das gar nicht die Hauptsache; und der würde dieses Buch nicht richtig würdigen, der es nur vom fachmännisch kunstgeschichtlichen Standpunkte aus beurteilte. Das Entscheidende ist vielmehr dies, daß der Verfasser uns zwingt, von dem gegenwärtigen Zustande einer bestimmten, wesentlichen Lebensfunktion aus, nämlich dem der bildenden Kunst, uns die verzwickte Lage der gesamten höheren Kultur zum Bewußtsein zu bringen.

Es ist ein glücklicher Griff, daß der beklagenswerte geistige Tiefstand der jüngsten Menschheitsbewegung hier eben nicht durch blasse, allgemeine Kritik, sondern an der konkreten Erscheinung der künstlerischen Entwicklung erkennbar gemacht wird. Denn auf diese Weise wird an den Hauptströmungen der bildnerischen Gestaltung objektiv veranschaulicht, daß das Lebensideal, welches von Luther und der Renaissance bis auf das ausgehende Zeitalter Goethes im Abendlande geherrscht hat, durch den ungestümen Drang aus dem Dunkel frisch auftauchender Kräfte zersetzt ist, ohne daß es bisher gelungen wäre, diese entfesselten Mächte in einer neuen Menschheitsidee organisch zu verbinden. Wohl dauern noch die Institutionen des Staates, des Rechtes und der sichtbaren Kirche, aber auch sie haben darunter zu leiden, daß das innere Band des Geistes fehlt, das den Menschen wieder mit dem Menschen zu wahrhaft lebenschöpferischer Tätigkeit vereinte. Das Wahrzeichen für diesen Mangel eines höheren Lebensideales ist nach dem Verfasser nun die schönheitswidrige Lebensführung des modernen Geschlechtes, die wiederum darin ihren charakteristischen Grund hat, daß ein noch des Maßes und der Form entbehrender Ueberfluß von Stoffen und Kräften ans Tageslicht gebracht ist. „Das Problem der geistigen Einigung Deutschlands bildet den Inhalt unserer Geschichte seit 1871, und die Frage, ob die Kunst die Kraft finden wird, unser Leben zu gestalten, es in den Dienst schöpferischer Ideale zu stellen, bildet den Brennpunkt dieses Problems, die große Lebensfrage unserer Zeit, der alle anderen Fragen untergeordnet, von der sie abhängig, ja deren Teile sie sind. Die Lösung dieser Aufgabe wird darüber entscheiden, ob die riesenhaft sich regenden Kräfte der Deutschen zu schöpferischem Wirken organisiert, ob wir aus gedrückten Sklaven des Lebens seine stolzen und freudigen Herren werden, ob wir einander verstehen und lieben lernen oder auch ferner als Fremde und Feinde nebeneinander leben werden, ob das Chaos unseres Daseins entwirrt und geordnet, ob unsere Gestaltungsohnmacht durch plastische Kraft ersetzt, ob die Häßlichkeit und Gemeinheit des modernen Lebens in Schönheit und Adel verwandelt wird, ob neben den griechischen, den italienischen, den holländischen, den französischen Menschen der deutsche Mensch treten soll, — kurz, ob das deutsche Volk jetzt die Bestimmung erfüllen, die Verheißung wahrmachen wird, die ihm vor vierhundert Jahren Luther und Dürer und in der jüngeren Vergangenheit Goethe, Beethoven, Bismarck und

Richard Wagner gaben. Die Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß es die bildende Kunst ist, der die schicksalsschwere Aufgabe zufällt, diese Fragen zu lösen und das neue deutsche Leben zu gestalten. Der Bismarck der geistigen Einigung Deutschlands wird ein bildender Künstler sein." — In diesem Sinne wickelt sich nun die Erörterung espritvoll und tiefgreifend ab, und auch wer mit dieser oder jener Einzelausführung sich nicht einverstanden zu erklären vermag, wird im Hinblick auf das Ganze freudig überrascht sein, mit welchem feinen Verständnis hier die bildende Kunst als Medium benutzt ist, die geistlose Positivität der modernen Lebensbewegung in ihrer ganzen Schärfe sichtbar zu machen. Und so ist dieses Werk ein eindrucksvolles ästhetisch-pädagogisches Memento für das im trüben Sinnennebel dahinwandelnde Geschlecht unserer Tage.

Nun aber entsteht die Frage, ob die bildende Kunst, wie sie zwar in ihren hervorragendsten Gestaltungen Natur und Charakter der gegenwärtigen Lebenszustände deutend zum Ausdruck bringt, — ob sie so andererseits und in Wahrheit auch heut noch diejenige Macht ist, die aus ihrem Schoße die zukünftige Menschheitsidee unseres von neuem der Erlösung bedürftigen Zeitalters zu gebären vermag. Der Verfasser des Buches „Der Weg der Kunst" ist felsenfest von diesem Glauben getragen, und er gibt selbst interessante und beachtenswerte Hinweise, wie er sich das Werden und Wachsen und Reifen dieser Frucht am Baume des Lebens denkt; auch untersucht er nicht erst, ob nicht für die Lösung jener Aufgabe mit gleichem oder höherem Recht die Religion und die Philosophie in Betracht kommen könnten, sondern er ersetzt sogleich die fehlenden Argumente durch das Pathos seiner vorgetragenen Ueberzeugung. Uns aber dünkt dieses Problem schwerwiegend genug, zu untersuchen, ob jener Glaube an die Kunst auch die Feuerprobe des denkenden Geistes zu bestehen vermag, oder ob die schöpferische Potenz des Lebens an dem gegenwärtigen Entwicklungszustande entsprechend, sei es in der Religion, sei es in der Philosophie, das Organ ihrer Offenbarung sich bereiten wird.

Daß die Kunst, die Religion und die Philosophie denselben Inhalt haben und sich nur in der Darstellungsform unterscheiden, ist eine Wahrheit, die nur derjenige noch bezweifeln oder bestreiten könnte, dem das tiefere Verständnis für diese drei Lebensgebilde völlig abginge. Nach alle dem, was schon von Plato an über den inneren Zusammenhang dieser idealen Mächte ausgeführt worden

ist, würde es sich daher nicht mehr lohnen, auf irgendwelche Einwände dagegen einzugehen, da diese doch nur von solchen stammen, deren Blick in den äußeren Unterschieden und Gegensätzen gefangen bleibt. Was indessen noch der Aufhellung bedarf, ist das innere Verhältnis dieser Lebensfaktoren zu einander und die Feststellung des Prinzips, nach welchem in der Menschheitsgeschichte die dominierende Vorherrschaft von der Kunst auf die Religion und von dieser auf die Philosophie übergegangen ist.

Wie überall, so hat es auch in der Entwicklung unserer abendländischen Kulturgemeinschaft einst eine Zeit gegeben, in der es im strengen Sinne weder Religion, noch Kunst, noch gar Philosophie gab. Mit dieser Tatsache findet sich die andere in Widerspruch, daß wir uns eine Menschheitsgeschichte zum mindesten ohne Spuren religiösen Glaubens im Ernst gar nicht zu denken vermögen. Wie ist dieser Widerstreit zu schlichten? — Er löst sich damit, daß es in jener urgeschichtlichen Epoche wohl schon eine allgemeine höhere Lebensfunktion gab, die das menschliche Bewußtsein, wenn auch in noch so dunklen Regungen, über das bloß animalische, endliche Dasein emporhob, — daß diese aber noch völlig undifferenziert war und sich daher nur unbestimmt, verschwommen und traumhaft äußerte. Es war das jenes Zeitalter, in welchem das höhere, die bloß tierische Existenzbedingung überschreitende Leben des Menschen in dem mythenbildenden Prozeß zum Ausdruck gelangte. Wie primitiv auch immer die Anfänge dieses Entwicklungsstadiums gewesen sein mögen, so haben sie doch die unermeßliche Bedeutung gehabt, daß sich mit diesem Schritt der Mensch erst endgültig über das Tier erhoben hat. Denn was unser Geschlecht erst wahrhaft über die Lebenssphäre unserer „Brüder, im stillen Busch, in Luft und Wasser“ hinausgehoben hat, das ist das dämmernde Erwachen des Unendlichkeitsbewußtseins in der Brust des endlichen Geschöpfes. Es ist das Schritt vor Schritt zunehmende Bewußtsein, daß die selbstische Existenz nicht das Wesen des Menschen ausmache, sondern daß er das Glied einer höheren Totalität sei und sich in seinem Dasein dadurch bestimmt finde. Der Mythus aber ist das noch alles in sich begreifende Produkt dieser menschenbildenden Bewußtseinsfunktion, und er ist zugleich die Keimzelle aller menschlichen Gemeinschaftsgebilde; denn dieselbe Bewußtseinsmacht, die in dem Individuum die heimliche Ahnung jenes Totalitätsbewußtseins hervorrief, hat dann als die natürliche Folge davon das über die bloß tierische Paarung hinaus-

gehende Gemeinschaftsgefühl erzeugt, daß der Mensch mit seines Gleichen überhaupt zusammengehöre. Die Bildung der Sprache, die Bildung von Sippen und Stämmen sind so die äußeren Wirkungen jener im Mythus sich objektivierenden höheren Lebensfunktion. Diesen Zusammenhang hat bereits Schelling erkannt, der in seiner Einleitung zur Philosophie der Mythologie sagt: „Was ist doch ein Volk, oder was macht es zum Volk? Unstreitig nicht die bloß räumliche Koexistenz einer größeren oder kleineren Anzahl physisch gleichartiger Individuen, sondern die Gemeinschaft des Bewußtseins zwischen ihnen. Diese hat in der gemeinschaftlichen Sprache nur ihren unmittelbaren Ausdruck; aber worin sollen wir diese Gemeinschaft selbst oder ihren Grund finden, wenn nicht in einer gemeinschaftlichen Weltansicht, und diese wieder, worin kann sie einem Volk ursprünglich enthalten sein und gegeben sein, wenn nicht in seiner Mythologie?“ — Was aber jener Denker nicht klar erkannt hat, ist die Tatsache, daß der Ursprung einer jeden Mythologie oder der gemeinschaftlichen Weltansicht ihrerseits wiederum sich in der Verlebendigung einer primitiven Art des Totalitätsbewußtseins zu erkennen gibt. Es ist daher auch nicht richtig, zu sagen, daß den Menschen das Denken oder die Vernunft vom Tier unterscheide, denn diese Funktionen gelangen auch in unserem Geschlecht erst sehr spät zu ihrer vollen Selbständigkeit und reinen Bestimmtheit; wohl aber beruht der Unterschied darauf, daß in der animalischen Existenz das Totalitätsbewußtsein noch nicht zum Durchbruch gekommen ist. Es ist die das Unendliche und Endliche des Lebens mit einander verschmelzende Totalitätsfunktion, welche den Menschen wahrhaft zum Menschen macht; und dieser in sich noch ganz unbestimmte Prozeß erlangt zuerst in der Mythenbildung konkrete Gestalt.

In dem Mythus produziert sich das Bewußtsein jener Lebenstotalität als solches; in der Sprach- und Gemeinschaftsbildung samt den primitiven Zuständen von Sitte und Recht treten dagegen ihre mannigfaltigen Wirkungen auf die äußere, objektive Naturbedingtheit des Lebens zutage. Nun aber macht die Entwicklung dieser den objektiven Lebenszusammenhang erzeugenden Wirkungen den Inhalt der menschlichen Geschichte aus, und daher ist diese in Wahrheit ein Produkt der Idee, sofern wir darunter jene das Unendliche und Endliche in sich vereinigende Funktion verstehen. Wer daher bestreitet, daß der Gang der Geschichte letzthin durch

Ideen bestimmt werde, dem bleibt der tiefere Sinn dieses Lebensprozesses notwendig verschlossen.

Was uns hier aber angeht, das sind nicht die Wirkungen der Totalitätsfunktion auf unsere äußere Naturbestimmtheit, sondern die Entwicklung ihres eigenen Wesens oder ihre fortschreitende Selbstbestimmung. Wenn gesagt wurde, daß jene höchste, spezifisch menschliche Lebenstätigkeit darin bestehe, das endliche Dasein nicht mehr bloß als solches zu erfassen, sondern zugleich mit seinem Gegensatz, dem Unendlichen, zu einem Ganzen zusammenzunehmen, so ergeben sich dann auf dem Wege dieser Entwicklung die bestimmteren Gegensätze der Natur und der Psyche, Gottes und des Menschen, der Sinnlichkeit und des Geistes, der Freiheit und der Notwendigkeit. Und während nun das endliche Wissen und das endliche Tun immer nur auf das eine Glied dieser Gegensätze gerichtet ist, z. B. nur auf das Wissen von der Natur oder nur auf das vom Geiste, äußert sich der höhere Lebenstrieb vielmehr dahin, die beiden Glieder dieser absoluten Gegensätze zugleich zu begreifen und in einer konkreten Einheit aufzuheben. Im Mythus aber produziert sich nur erst der noch ganz allgemeine, unbestimmte Gegensatz des individuellen und des allgemeinen Lebens zu der Vorstellung einer alles durchdringenden und alles beherrschenden natürlichen Einheit; jene konkreteren Gegensätze treten in ihm noch nicht selbständig in die Erscheinung. Erst mit dem Hervortreten der Kunst, der Religion und der Philosophie vollzieht sich die konkrete Selbstbestimmung der sich im menschlichen Geiste verwirklichenden Lebenstotalität.

Das höhere Leben, das Leben im Geist und in der Wahrheit ist daher nicht die individuelle, sinnliche Existenz, sondern es ist jene im Menschen zur Auslösung kommende Macht, die ihn treibt, die entgegengesetzten Momente des Lebens, das Einzelne und das Allgemeine, den Geist und die Natur, in ihrer Wesenseinheit zu begreifen und dem endlichen Dasein dadurch eine unendliche Richtung zu geben. Nun aber wäre das Leben in diesem Begriff gar nicht diese absolute Macht, wenn es als solches nicht auch zu objektiver Gestaltung käme. In der Tat aber geschieht dies eben in dem Prozeß der künstlerischen, religiösen und philosophischen Entwicklung, und daher sind die so entstehenden Gebilde auch der vollendetste Ausdruck der menschlichen Lebensentfaltung. Was im Mythus noch keimartig, unentwickelt, potenziell verschlossen liegt, so daß sein Gebilde weder reine Kunst, noch reine Religion, noch reine

Erkenntnis ist und doch wiederum die Anlage zu allen dreien, das erschließt sich in jenem trinitarischen Prozeß zu durchgängiger Bestimmtheit und zur Offenbarung der göttlichen Wahrheit des Lebens.

Von diesem Boden aus müssen wir nun das Verhältnis dieser drei schöpferischen Mächte zu einander zu verstehen suchen. Aus dem Wesen der mythischen Urkraft geht hervor, daß es alle drei mit der Aufhebung der Gegensätze des Unendlichen und Endlichen zu einer konkreten Totalität zu tun haben. Daraus ergibt sich aber, daß dieser Gegensatz entweder vom endlichen Dasein oder aber vom unendlichen Geiste aus ergriffen werden kann. Geschieht das erste, so kann das Endliche wiederum entweder in seiner Objektivität d. h. der Natur (mit Einschluß der menschlichen), oder in seiner Subjektivität d. h. der selbstbewußten Individualität zum Ausgang genommen werden; geschieht das andere, so kann das Unendliche nur so begriffen werden, wie es die endlichen Gegensätze selber denkend aus sich erzeugt und in sich aufhebt. Dieser Weg ist derjenige der Philosophie; die Einheit des Endlichen und Unendlichen in der objektiven Anschauung zu erfassen und zu gestalten, macht dagegen das Wesen des künstlerischen Prozesses aus, während die Religion diese Vereinigung in der subjektiven Glaubensvorstellung erfährt und produziert.

Der Künstler geht von dem sinnlichen Erlebnis und seinem Wahrnehmungsinhalte aus, aber sofern dies ein wahrhaft künstlerisches Erlebnis ist, bleibt er nicht an dem bloß endlichen psychologischen Vorgang haften, sondern wird an ihm der gestaltenden Kraft des einen, allerzeugenden, unendlichen Schöpfergeistes inne, der sich in einem solchen Vorgang oder Gegenstand nur in einer besonderen Weise determiniert hat. Eben dieses Innewerden, diese Fähigkeit, an einem Objekt der Sinneswahrnehmung den allschöpferischen Geist in einer anschaulichen Selbstbeschränkung gewahr zu werden, macht den Künstler. Und was er so darstellt, ist nicht der endliche, vergängliche Gegenstand, nicht die sich in jedem Augenblick verändernde Landschaft oder menschliche Gestalt, noch die zufällige Bestimmtheit der psychischen Erregung, sondern die das Weltall im Großen wie im Kleinsten organisierende Kraft, wie sie sich in einem gegebenen Sinneseindruck für ihn anschaulich produziert. Daher sind auch unter der Mannigfaltigkeit der Eindrücke diejenigen künstlerisch am fruchtbarsten, in denen jene gestaltende Macht am reinsten zum Ausdruck kommt; es sind die

Urphänomene, von denen Goethe so gern spricht. Und so sagt er einmal: „Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst so wie das Leben zerstört werde. Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein. — Es ist etwas bekanntes Gesetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Gesetzlichen im Subjekt entspricht. Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt." Jedes wahre Kunstwerk ist daher ein Gebilde, in welchem ein psychisches Phänomen so gestaltet ist, daß das schöpferische Urgesetz des unendlichen Geistes dadurch in einer konkreten Form zur Erscheinung gelangt und also der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen im schönen Gleichgewicht ist.

Die Religion hingegen ist nicht wie die Kunst an das substanzielle Leben der Natur, sondern an die Subjektivität des Unendlichen hingegeben. Sobald sie daher ihre noch vom Mythus beeinflußte Entwicklung hinter sich hat, muß darauf der Prozeß einsetzen, in welchem sie das im endlichen Subjekt sich manifestierende Unendliche ebenfalls als geistiges Subjekt, als Persönlichkeit bestimmt. Zunächst wird dann der Gegensatz zwischen der endlichen Persönlichkeit des Menschen und der unendlichen Persönlichkeit Gottes wie in der jüdischen Religion noch abstrakt äußerlich festgehalten, bis endlich der Punkt erreicht wird, wo diese Gegensätze sich fortschreitend durchdringend, in der Idee der gottmenschlichen Persönlichkeit ihr konkretes Ziel erreichen. Unter welchen geschichtlichen Anlässen sich auch immer diese Idee verwirklicht haben mag, so ist doch dies das wesentliche an ihr, daß dadurch eine ideale Glaubensvorstellung der gottmenschlichen Persönlichkeit produziert worden ist, durch die sich der Mensch einerseits des reinen Typus seiner Gattung bewußt wird und sich dadurch andererseits getrieben fühlt, diesen Typus in sich selbst zu realisieren. Wie also die Kunst die innere Durchdringung des Unendlichen und Endlichen in der Sphäre der objektiven Bestimmtheit des Geistes vollzieht, so die Religion in derjenigen der subjektiven Bestimmtheit.

Ehe wir nun zu der dritten Form übergehen, in der sich jener fundamentale Gegensatz in einer produktiven Einheit nach einer anderen Methode aufhebt, können wir hier schon die Frage aufwerfen, ob entweder die Kunst oder die Religion sich zur absoluten, obersten Führerin des Lebens zu entwickeln vermag, und wir wollen dann die geschichtliche Probe auf die sich ergebende Antwort machen.

Daß die Verwirklichung der Totalitätsfunktion des Lebens in der Form der Kunst wie der Religion notwendige Epochen in der Entwicklung des Menschengeschlechtes ausmachen und auch für die Erziehung jeder neuen Generation immerdar die Bedeutung unentbehrlicher Bildungsinstanzen bleiben werden, das kann als selbstverständlich angesehen werden. Ein Geschlecht, das der Erziehung des religiösen und künstlerischen Sinnes entbehrte, würde damit auch zur Aneignung aller höheren Bildung überhaupt unfähig sein und in die vollendete Barbarei versinken. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß nicht der Mensch durch die Kunst und Religion hindurch und über sie hinaus zu einem höheren Standpunkt gelangen könne. Und wenn wir nun das zuvor Erörterte daraufhin ins Auge fassen, so ergibt sich daraus schon, daß der Mensch weder auf dem Wege der Kunst noch auf dem der Religion zur wahrhaften Erfassung der Totalität des Lebens gelangt, — deswegen nicht, weil sowohl die eine wie die andere dieser Funktionen sich nicht aus der Totalität des Lebens selbst begreift, sondern nur aus einer ihrer besonderen Daseinsformen und zwar entweder der objektiven oder der subjektiven. Demnach geht schon aus dieser Tatsache mit unwiderleglicher Notwendigkeit die Erkenntnis hervor: weder die Kunst noch die Religion sind die höchste Form der Verwirklichung der Idee des Lebens.

Diese Einsicht wird dem nicht überraschend kommen, der mit dem Entwicklungsgang dieses Problems vertraut ist. Vornehmlich Hegel hat auch hier wie in so vielem anderen das richtige erkannt und hat wiederholt gezeigt, wie die Idee weder in der Form der Kunst noch in der Form der Religion ihre vollkommene Gestalt gewinnt. So sagt er von jener: „Die Kunst in ihren Anfängen läßt noch Mysteriöses, ein geheimnisvolles Ahnen und eine Sehnsucht übrig, weil ihr Gebilde noch ihren vollen Gehalt nicht vollendet für die bildliche Anschauung herausgestellt haben. Ist aber der vollkommene Inhalt vollkommen in Kunstgestalten hervorgetreten, so wendet sich der weiterblickende Geist von dieser Objektivität in sein Inneres zurück und läßt sie von sich fort. Solch eine Zeit ist die unsrige. Man kann wohl hoffen, daß die Kunst immer mehr steigen und sich vollenden werde, aber ihre Form hat aufgehört, das höchste Bedürfnis des Geistes zu sein. Mögen wir die griechischen Götterbilder noch so vortrefflich finden und Gott Vater, Christus, Maria noch

so würdig und vollendet dargestellt sehen, es hilft nichts, unser Knie beugen wir doch nicht mehr.“ Und sogleich erklärt er dann auch von der Religion: „Die Religion, in welcher Gott zunächst dem Bewußtsein ein äußerer Gegenstand ist, indem erst gelehrt werden muß, was Gott sei, und wie er sich geoffenbart habe und offenbare, versiert sodann zwar im Elemente des Innern, treibt und erfüllt die Gemeinde, aber die Innerlichkeit der Andacht des Gemütes und der Vorstellung ist nicht die höchste Form der Innerlichkeit.“

Indessen, so trefflich diese Worte auch sind, so haben derartige Anführungen doch das üble, daß ihnen leicht andere entgegengesetzt werden können, in denen das Gegenteil behauptet wird. Wir müssen daher der Sache selber auf den Grund gehen, um zu einer Entscheidung zu gelangen. In dem Mythus nun gestaltet sich allerdings die Totalität des Lebens, aber noch unklar und unbestimmt, noch ohne die Entwicklung durch die ihr immanenten Gegensätze des Objektiven und Subjektiven hindurch genommen zu haben. Dies geschieht zwar in dem schöpferischen Prozeß der Kunst und der Religion, aber abgesehen davon, daß sich die Lebenstotalität hierdurch nur erst auf die einzelnen, beschränkten Erscheinungssphären der objektiven Anschauung und der subjektiven Glaubensvorstellung projiziert, kennen wir damit noch nicht das innere Prinzip dieser ganzen Entwicklung und deswegen auch nicht das Ziel, auf das diese allumfassende Lebensbewegung hinsteuert. Erst mit der Ermittlung dieses Prinzips gewinnen wir daher den Maßstab, um zu entscheiden, was in dieser fortschreitenden Verwirklichung der Idee des Lebens nur Entwicklungsmoment und welches das Endziel sei.

Ist es nun richtig, daß schon in den primitiven Gebilden des Mythus die höchste, erst im Menschen sich auslösende Lebensfunktion auf die Ergreifung der Totalität des Lebens gerichtet ist, so kann die Entwicklung dieser das Weltganze in sich hineinbeziehenden Tätigkeit auch nur von dem universellen Triebe beseelt sein, keine Bestimmung des Lebens so bestehen zu lassen, wie sie ihm unmittelbar gegeben ist und ihm so als von einer fremden Macht gesetzt zu sein erscheint. Vielmehr muß jener Trieb darauf gehen, den Schein dieser fremden Unmittelbarkeit aufzuheben und alle Bestimmungen als solche zu begreifen, die sich der Geist des Lebens selbst gibt, um dadurch zur vollendeten Verwirklichung seiner selbst zu gelangen. Daß es in Wahrheit so ist, zeigt sich darin, daß

der Mensch alle unmittelbar gegebene Naturbestimmtheit als unerträglichen Zwang gewahr wird, den er sich dadurch aufzuheben getrieben fühlt, daß er alle diese Bestimmungen in solche des Geistes verwandelt. So hat z. B. die Naturwissenschaft, wie Justus Liebig treffend sagt, keine andere Aufgabe, als „zuletzt alle Naturerscheinungen in Begriffe aufzulösen". Der schöpferische Drang des Lebens, an seiner unmittelbaren Naturbestimmtheit den Schein der Fremdartigkeit aufzuheben und als Bestimmungen seiner selbst zu begreifen, ist aber das, was wir den allmächtigen Geist nennen. Der Geist ist die Wahrheit des Lebens. Er ist es, weil er zum Bewußtsein bringt, daß es nichts gibt im Himmel und auf Erden, als was durch ihn gesetzt ist, und weil er den Menschen erst dadurch zum wahren Menschen macht, daß er ihn treibt, den Zwang der unmittelbaren, sinnlichen Bestimmtheit der Welt und des Ichs in einen geistigen Lebenszusammenhang zu verwandeln und diesen in solcher Gestalt frei aus dem Geist zu bestimmen. Demnach können wir nunmehr sagen: Das Prinzip, die höchste Bestimmung des Lebens ist die Freiheit im Geist.

Erwägen wir dies aber, so liegt auf der Hand, daß weder die Kunst noch die Religion die Erfüllung dieses immanenten Lebensprinzipes sind. Sie sind notwendige, integrierende Momente in der Verwirklichung des Endzieles, das Leben in der Wahrheit seines Wesens zu gestalten; aber keine dieser beiden Lebensmächte ist von sich aus imstande, die Idee der Freiheit in ihrem ganzen Umfange der Verwirklichung entgegenzuführen. Die Kunst hilft mit, uns frei zu machen, indem sie uns über die Ungeistigkeit der Sinneswahrnehmung erhebt und unser Inneres dadurch in Schwingung versetzt, die eigene Natur dieser Geistigkeit gemäß zu gestalten; aber sie vermag uns nicht die volle Freiheit zu vermitteln, weil sie diese Geistigkeit noch nicht in und aus dem Geiste selber entwickelt, sondern sie noch erst in der sinnlichen Anschauung, d. h. einer sekundären Sphäre des Geistes zum Bewußtsein bringt. Denn da die Bestimmtheit der Anschauung selbst noch als etwas unmittelbar Gegebenes, uns Aufgezwungenes erscheint, so vermag deswegen auch die Kunst den Schein der Ungeistigkeit, der den Naturobjekten anhaftet, durch ihre anschauliche Darstellungsform nicht völlig zu beseitigen. Zutage tritt dieser unüberwindliche Rest von Unfreiheit darin, daß der schaffende Künstler dieses Innewerden des Naturgeistes als die Offenbarung einer fremden Macht, als die

Wirkung eines höheren Genius empfindet, und daß die übrigen Menschen sich immer erst durch ein außer ihnen gegebenes Kunstwerk, also auch durch eine fremde Macht, zum geistigen Hören und Schauen des Natürlichen anregen lassen müssen. — Ebenso hilft sodann nach der anderen Seite hin auch die Religion mit, uns frei zu machen, indem sie den Menschen von der Ungeistigkeit seiner endlichen Subjektivität erlöst und ihn in der Stunde der Andacht mit dem unendlichen Subjekt oder der geistigen Persönlichkeit Gottes vereint; eine Vorstellung, die dem Individuum im Glauben seiner Gemeinde objektiv vermittelt wird. Aber auch dieser Weg führt uns nur auf eine höhere Stufe zur Freiheit empor, noch nicht in das Reich der Freiheit selbst. Der Geist ist hier allerdings tiefer gefaßt als in der Kunst, weil er nicht bloß als Naturgeist objektiv ergriffen, sondern vielmehr als unendlich schöpferische Subjektivität vorgestellt wird, die zugleich damit jene Substanzialität der Natur in sich selber trägt und aus sich heraus bestimmt. Dadurch jedoch, daß das religiöse Wissen von der göttlichen Persönlichkeit des Geistes nur ein solches des vorstellenden Glaubens ist, wie sich dieser in der sinnlichen Vorstellungssphäre der Religionsgemeinschaft im Anschluß an geschichtliche Erlebnisse entwickelt hat, — dadurch ist die Subjektivität des unendlichen Geistes auch noch nicht aus der dem endlichen Subjekte immanenten Geistigkeit selbständig begriffen, sondern dem Individuum noch in der sinnlichen Vorstellungshülle des jenseitigen Gottes äußerlich gegenüber gestellt. Es gelangt so nicht zum Bewußtsein, daß jeder Mensch den gottmenschlichen Geistestypus ursprünglich schon in sich selber trägt und ihn frei aus sich zu entwickeln hat. So sehr daher auch immer die Religion im Laufe der Zeit die Glaubensvorstellung vergeistigt hat, so ist sie wegen ihrer Gebundenheit an das vorstellende Wissen dennoch nicht die Verwirklichung der Freiheit des Lebens im Geiste, sondern sie bleibt als solche, wie Schleiermacher mit Recht gesagt hat: schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl.

Aus dieser prinzipiellen Untersuchung geht hervor, daß in der Entwicklung des menschlichen Totalitätsbewußtseins, als dessen besondere Gebilde die Kunst und die Religion aus dem Mythus hervorgehen, tatsächlich Epochen notwendig sind, in denen sowohl diese wie jene einmal die höchsten Wertbestimmungen für das Leben zu produzieren hatte. Es muß demgemäß die Kunst, als sie die Herrschaft über das Leben gewann, als sich in ihr die höchste Kraft der Idee des Lebens erfaltete, von sich aus auch den Fort-

gang der religiösen Mythenbildung bestimmt haben, und es muß ebenso die Religion, als sie ihrerseits die Führung übernommen hatte, umgekehrt zugleich kunstbestimmend gewirkt haben. Wie spät aber auch immer, so mußte für beide Lebensmächte dann auch einmal die Zeit kommen, wo die Gestaltung der führenden Lebensbestimmungen weder aus der einseitigen Form der einen noch der anderen fernerhin mehr hervorzugehen vermochte. Dies muß nun eine Epoche sein, in welcher der Geist des Lebens darüber hinaus ist, sich nur als begeistert anschauender oder andächtig vorstellender Geist zu verwirklichen, sondern wo er dazu gelangt, sich statt in den bloßen Erscheinungsformen des Lebens schließlich in der Wahrheit seines Wesens, das ist aber in der Totalität des schöpferischen Denkens, zu begreifen.

Daß es so ist, wird durchaus von der geschichtlichen Entwicklung unserer abendländischen Kulturgemeinschaft bestätigt. Was die europäische Kultur von der ihr vorangehenden außereuropäischen Epoche charakteristisch unterscheidet, ist der Fortschritt des geistigen Totalitätsbewußtseins von seiner bloß sinnlichen Verwirklichung im Mythus zur freien Entfaltung im Selbstbewußtsein des Einzelnen. Nichts kennzeichnet die Erhebung des abendländischen über das morgenländische Menschentum so fundamental wie die Befreiung des Individuums aus seiner substanziellen Gebundenheit. Auch das Tier ist Individuum, aber natürliches, nicht geistiges Individuum. Zwischen diesen beiden Stufen liegt jene lange Entwicklung des Menschen, in welcher er das in ihm in irgend einer Form zur Auslösung kommende Totalitätsbewußtsein zunächst nur sinnlich verlebendigt durch die mythische Vorstellung einer alles durchdringenden und alles beherrschenden Lebensmacht. Objektiv aber kommt die Wirkung dieser unendlichen Kraft eben darin zum Ausdruck, daß die Gewalt dieser höheren Vorstellung den Menschen an den Menschen bindet und das natürliche Individuum so durch eine zwecksetzende Idee in ein vernunftverwirklichendes Gesellschaftswesen (ζῶον πολιτικόν) verwandelt. Es sind die substanziellen Formen der Volks-, Kultus-, Rechts- und Sittengemeinschaft, die auf diese Weise geboren werden. Und indem nun der Mensch diese lebendigen Gemeinschaftsformen als Ausdruck seines Gattungsbewußtseins erzeugt und sich dann fernerhin in dieser Erzeugung von ihnen bestimmt findet, entäußert er sich damit seines natürlichen Individualitätsbewußtseins, ohne zugleich das geistige damit zu erlangen. Auf dieser Stufe ist der Mensch daher auch noch keine freie, sich selbst

bestimmende und für sich selbst verantwortliche Persönlichkeit, sondern lediglich integrierendes Glied einer Sippe, eines Stammes, einer Nation, so daß er mit seiner ganzen Existenz in einer solch substanziellen Gemeinschaft aufgeht. Das natürliche Selbstbewußtsein des Menschen ist so in dem mythologischen Zeitalter durch die Erzeugung des sinnlichen Totalitätsbewußtseins aufgehoben; aber es ist nur darin aufgehoben, um in einer höheren Form daraus wiedergeboren zu werden.

Diese Auferstehung hat das Individualbewußtsein, nachdem seine natürliche Daseinsform Schritt vor Schritt an den von der mythischen Substanzialität erzeugten Totalitätsformen aufgeopfert war, in Hellas erlebt in der Wiedergeburt zur geistigen Subjektivität. Es ist der Hellene, der Schöpfer des abendländischen Menschentums, der zuerst die selbständige Bedeutung seiner Subjektivität gegenüber dem einseitigen Zwange der ständischen, staatlichen und kultischen Gemeinschaftsformen geltend gemacht hat. Und was ist es denn, weswegen wir zu immer erneuter Bewunderung der hellenischen Kultur hingerissen werden, zu jener unverwüstlichen Freude an den Homerischen Gedichten, an den plastischen Schöpfungen, an den Erzeugnissen der dramatischen Kunst und nicht zuletzt an der sich aus der mythischen Gebundenheit befreienden Philosophie, — worin anders hat dies seinen letzten gemeinsamen Grund, als daß sich in diesen Gebilden das Erwachen des Menschen zu seiner wahren Totalität, das Erwachen des Individuums aus der allgemeinen Substanzialität des Lebensgeistes zu einer, diese mitumfassenden, geistigen Subjektivität kundgibt. Es ist der neue, der freie, geistige, seiner selbstbewußte Mensch, der uns aus all diesen Produktionen so sieges- und lebensfreudig anblickt, daß wir in der Betrachtung der Entwicklung unseres Geschlechtes hier erst die Empfindung bekommen: das ist Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Bein. In den Perserkriegen aber ist der Entscheidungskampf gekämpft worden zwischen dem asiatischen und dem europäischen Menschen, zwischen dem substanziellen, unter nationaler und theokratischer Despotie lebenden Herdenmenschen und dem selbständig geistigen Individuum. Von da ab hat der abendländische Geist den Fortschritt der Weltgeschichte bestimmt.

In dieser allmählichen Entwicklung des Menschen aus seiner mythischen Substanzialität zur geistigen Subjektivität mußte nun einmal ein Zustand eintreten, in welchem diese beiden Mächte sich noch das schöne Gleichgewicht hielten, so daß der Hellene einerseits

bereits die Freiheit und schöpferische Kraft seines geistigen Selbstbewußtseins zu betätigen begann, andererseits diese Betätigung aber noch in ehrfurchtsvoller Uebereinstimmung mit der geheiligten Sitte und dem mythischen Glauben der Väter, wie mit der öffentlichen Rechts- und Lebensordnung hielt. Das war jene Epoche der hellenischen Kultur, die von der Schöpfung der Homerischen Gedichte bis zum Ausgang des Perikleischen Zeitalters reichte. Hier war der außerordentliche Fall gegeben, in welchem zwei entgegengesetzte Lebenskräfte ihre beiderseitige Selbständigkeit noch unangetastet bewahrten, zugleich aber in vollkommener Harmonie zusammenwirkten. Die eben hervortretende Subjektivität war noch nicht bis zu dem extremen Punkt vorgedrungen, wo sie das Recht für sich in Anspruch nimmt, das Maß aller Dinge zu sein, und die Substanzialität der von den Altvorderen überkommenen Lebensformen war noch tatkräftig genug, um die Ueberzeugung von der Notwendigkeit ihres Daseins aufrecht zu erhalten und so dem Ueberschwang des Subjektivismus die Wage zu halten. Der vollendete Ausdruck eines solchen Zustandes aber, in welchem von den entgegengesetzten Momenten der Freiheit und Notwendigkeit, der Sinnlichkeit und Sittlichkeit, der natürlichen Objektivität und geistigen Subjektivität des Lebens, noch keines das Uebergewicht über das andre gewonnen hat und doch beide ihre volle Aktivität in der Erzeugung gemeinsamer Lebensgebilde entfalten, kann nur der schöne Mensch sein. Denn Schönheit ist ja nur die Bezeichnung dafür, daß sich das Spiel entgegengesetzter Kräfte im edlen Gleichmaß befindet. Die anschauliche Objektivierung dieses Gleichmaßes nennen wir aber Kunst.

Diese Tatsache, daß sich in jenem Zeitalter das schöpferische Totalitätsbewußtsein in der Kraft künstlerischer Gestaltung offenbart, tritt darin am kenntlichsten zu Tage, daß die mythischen Göttergebilde allmählich hinter die von der Kunst geschaffenen persönlichen Götter zurückzutreten beginnen. Der olympische Götterkreis der homerischen Gedichte und der plastischen Kunst verdrängt immer mehr die alten Kulte, indem er sich dieser bemächtigt und sie stürzt oder innerlich umbildet. Das Wesentliche an dieser Schöpfung ist aber dies, daß die überlegene Macht der Subjektivität in diesen Gestalten siegreich durchbricht, ohne sich noch der natürlichen Lebenstotalität prinzipiell zu entfremden. Ist aber das Höchste, was eine solche Epoche zu produzieren vermag,

die Einheit des Unendlichen und Endlichen in künstlerischer Form und zwar deswegen, weil Kunst eben die Veranschaulichung eines solchen Zustandes ist, in welchem sich Natur und Geist, Substanzialität und Subjektivität in harmonischem Gleichgewicht finden, so haben wir auf dieser und zwar nur auf dieser Entwicklungsstufe den einzigartigen Fall, in welchem die Kunst die oberste Führerin des Lebens ist und von sich aus den Fortschritt der religiösen und denkenden Erkenntnis bestimmt. Diese Epoche geht dann mit dem Auftreten der Sophistik in Athen zu Ende, und es ist hinfort nie wieder eine Zeit gekommen, in welcher die Menschengeschlechter ihre Gottheit als eine Offenbarung der Kunst empfangen hätten.*)

Vergegenwärtigen wir uns dabei immer wieder, daß der Charakter des göttlichen Lebensprozesses, wie er sich in der Menschheitsentwicklung abspielt, die fortschreitende Vergeistigung der Natur ist, so leuchtet ein, daß die erste große Kulturepoche dadurch bestimmt sein muß, daß der Geist aus seiner Naturbedingtheit Schritt vor Schritt heraus entwickelt wird bis zu dem Extrem, wo er dieser seiner natürlichen Bedingtheit im endlichen Dasein als unendliche Bedingung abstrakt gegenübertritt. Auf diesem Wege der Differenzierung zwischen Natur und Geist muß die Natur zunächst immer mehr entgeistigt und der Geist immer mehr der Natur entfremdet werden. In der Mitte dieses Prozesses aber liegt jenes Stadium, wo das Naturbewußtsein noch lebendig genug ist, um sich mit der Subjektivität des Geistes, und der Geist noch natürlich genug, um sich mit der Substanzialität des Naturbewußtseins eins zu fühlen. Das aber ist nur möglich im Reich der Anschauung, welche das Band ist zwischen unserer äußeren Sinnwelt und unserer inneren Geistigkeit. Macht aber die Vergeistigung des Naturlebens in der Form der Anschauung das Wesen der Kunst aus, so ist auch von dieser Seite aus klar, daß nie wieder

*) Ich freue mich, darauf hinweisen zu können, daß in dem Aufsatz „Weltanschauung und Kunst“ von B. v. N. („Preuß. Jahrb.“ Augustheft 1905) ebenfalls die Ansicht vertreten wird, nur bei den Hellenen sei die schöpferische Kraft des Göttlichen an erster Stelle durch die Kunst zur Anschauung gebracht worden. So heißt es (S. 255): „Vor Tausenden von Jahren, da gab es einmal eine Zeit — für die Kunst die höchste Periode, für die Menschheit nicht die glücklichste! — wo den Kulturvölkern die Kunst die eigentliche, die Offenbarerin des Göttlichen war. — Die Kunst war das eine große, wirksame Mittel der Annäherung an das Göttliche, das die Menschheit aus sich heraus gewinnen konnte. Und wie nahe — was wir Menschen nahe nennen! hat sie einige, hat sie in Griechenlands bester Zeit die Elite des Volkes herangeführt!“

so wie für die Hellenen die Bedingung gegeben sein kann, daß die künstlerische Gestaltung die höchste Form des Lebens zum Ausdruck zu bringen vermag. Denn niemals wieder kann die fortschreitende Entwicklung des Weltgeistes auf einen Standpunkt gelangen, auf dem der Geist die Sinnennatur als eine ihm gleichwertige Lebensmacht anzuerkennen vermöchte. Er kann seine Befreiung vielmehr nur darin finden, daß er sich allein als das absolute Leben begreift, und daß er alle Naturbestimmtheit nur als eine seinen ganzen Reichtum enthüllende Selbstbestimmung erkennt und verwirklicht. Daher könnte die Kunst allein dann wieder die Königin des Lebens werden, wenn der schöpferische Geist auf die Stufe des anschauenden Geistes zurücksänke; und damit ist schon gesagt, daß ein solches Kunstzeitalter kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt wäre. Aber die bloße Annahme eines solchen Rückganges ist schon eine Sünde wider den heiligen Geist, und sie ist so verwegen wie die an Heraklit gerichtete Frage, ob wohl die Sonne aus ihrer Bahn geraten könne; worauf er nur erwiderte: dann würden die Erinnyen kommen, sie wieder einzuränken.

Schon bei den Hellenen selber aber trat es klar zu Tage, daß der Einfluß der Kunst auf die Leitung der fortschreitenden Subjektivierung des Lebens versagte. Es waren die großen Tage der hellenischen Entwicklung, als das eben zur Freiheit erwachende Individuum sich noch selbst im Einklang hielt mit den väterlichen Satzungen und Ordnungen. Die Erhebung des künstlerischen Schaffens zur Unabhängigkeit von dem alten kultischen Zwange und die Anfänge der freien philosophischen Spekulation sind die köstlichen Blüten dieser Zeit. Die eigenste Schöpfung des zum Durchbruch gekommenen Individualitätsbewußtseins war aber die subjektive Lyrik, die es hier zum ersten Male wagte, des Menschen eigene Leiden und Freuden im Liede zu künden. Immer stärker jedoch machte sich, besonders seit den Perserkriegen, der Trieb des Individualismus geltend gegenüber den substanziellen Mächten des Lebens, gegenüber den alten Geboten, Rechten und Sitten; und ehe dieses Gleichgewicht noch völlig gestört war, hat dann die Kunst, schon nahe am Ausgange ihrer urschöpferischen Epoche, das letzte und vielleicht gewaltigste Produkt erzeugt, jenes Produkt, das bereits über die künstlerische Stufe hinaus auf eine erhabenere Lebenssphäre hinweist: die Tragödie. Denn innerlich ist die Entstehung der tragischen Kunst veranlaßt durch den damals bereits hervortretenden Widerspruch zwischen den objektiv sittlichen Mächten

und dem sich immer selbstsüchtiger dagegen erhebenden Individualismus. Aber die Tragödie wäre keine echte Kunst mehr, wenn sie nur diesen Widerspruch des Lebens zum Ausdruck brächte; ihr innerer Zweck ist vielmehr die Versöhnung dieses von da ab nun immer wiederkehrenden Gegensatzes in der Menschheitsgeschichte, und diese Versöhnung ist der Sieg der sittlichen Weltmacht in dem Tode des selbstsüchtigen Individuums. Nun aber hat jene ewige Macht ihr Dasein nur in und durch die menschlichen Individuen; es kann also in dem tragischen Tode nicht auf den Untergang des also gearteten Menschen schlechthin abgesehen sein, sondern was stirbt, ist nicht das Individuum überhaupt, sondern nur die Selbstsüchtigkeit an ihm. Demnach bleibt in diesem Tode die reine Kraft der Subjektivität erhalten, und der Sieg der sittlichen Lebensmächte über die individuellen Triebe hat also seine wahre Versöhnung darin, daß der Tod der selbstsüchtigen Individualität zugleich die Vermählung jener substanziellen Sittlichkeit mit der also gereinigten Subjektivität darstellt. Jede echte Tragödie weist daher in ihrer Katastrophe auf die Wiedergeburt einer höheren ihrer Selbstsucht abgestorbenen Subjektivität hin; aber die schöpferische Verwirklichung dieses neuen Lebens liegt jenseits der Grenzen der Kunst. Zur Auferstehung der Menschheit in dieser reineren Sphäre bedarf es der Verlebendigung einer höheren Kraft.

Was der seherische Geist der attischen Tragiker vorausgeahnt und in der Schöpfung des Dramas zum Ausdruck gebracht hat, daß die schrankenlose Selbstsucht des Individualismus im Leben des Einzelnen wie in dem des Staates zum Untergange führen muß, das ist dann in dem Falle Athens am Ende des Peloponnesischen Krieges tatsächlich in Erfüllung gegangen, und keine Kunst hat diesen Zusammenbruch des althellenischen Lebens mehr zu verhindern vermocht. Denn nimmer ist die Kunst imstande, den einmal erwachten Trieb des Individualismus von seiner rücksichtslosen, auf Kosten der ganzen Welt sich durchsetzenden Selbstverwirklichung zurückzuschrecken, bloß damit die schöne Harmonie mit den substanziellen Lebensmächten aufrecht erhalten werde. Diese Bewegung des Lebens führt freilich in den tiefen Abgrund der Ursünde, der gottentfremdeten Selbstsucht, aber sie bedeutet der vorangegangenen Zeit gegenüber dennoch einen Fortschritt, weil nur durch diesen Sündenfall hindurch der Aufstieg zu einer höheren Lebenssphäre möglich ist. Und das ist nun der unver-

welkliche Lorbeer des Hellenentums, daß es nicht nur die Befreiung des Individuums verwirklicht und dieser Tat in der künstlerischen Schöpfung des Gottes als des schönen Menschen Ausdruck gegeben hat, sondern daß es vielmehr noch dem sich notwendig in die Selbstsucht verstrickenden Individuum dann auch den Weg bereitet hat, zu den lichteren Höhen des Lebens emporzusteigen.

Es waren die Sophisten, welche die künstlerische Einheit des Volksgeistes aufgelöst haben, indem sie das Extrem des selbstsüchtigen Individualismus zum Prinzip des Lebens erhoben. Sie haben diese Bewegung freilich nicht geschaffen, denn sie ging aus der Natur der Sache selbst hervor, aber sie haben sie mit Gewalt beschleunigt. Mit dem theoretisch und praktisch verteidigten Schlagwort, daß das Individuum das Maß aller Dinge sei, brachten sie mit einem Male zum Bewußtsein, was sich vielfach noch erst leise auf dem Grunde der Volksseele regte. So sind sie die Propheten der Sünde gewesen, welche die Hellenen ihren alten Göttern abwendig gemacht haben. Aber dieser Schritt mußte einmal geschehen, sollte der Mensch zum Bewußtsein seines wahren Wesens gelangen; denn der Geist des Lebens verwirklicht sich wahrhaft nur als subjektiver Geist. Daher sind die Sophisten doch auch wieder Diener der Wahrheit gewesen, und ihre wie alle Sünde besteht allein darin, daß sie nur die halbe Wahrheit erfaßten und eben diese Hälfte für das Ganze ausgaben. Denn es bereitet sich hier die Einsicht vor, daß die Totalität des Lebens nur im Geiste zureichend begriffen werden kann, und dieser erlangt seine konkrete Vollendung erst im Geist des Einzelnen oder in der Subjektivität, welche die Momente der Substanzialität, Objektivität usw. in sich aufgenommen hat. Die Sophisten machten nun wohl die Subjektivität als das entscheidende Prinzip des Lebens geltend, aber noch vermochten sie nicht zu erkennen, daß das wahre Sein des Lebens sich wohl in der Subjektivität des unendlichen Geistes, aber nicht in der endlichen, empirischen, psychologischen Subjektivität des natürlichen Menschen erschließt. Eben darin bestand die Halbheit und der bloß negative, zerstörende Charakter ihrer öffentlichen Wirksamkeit.

Das Totalitätsbewußtsein, das uranfänglich im Mythus noch unbestimmt hervorgetreten war, dann aber durch die Schöpfung der sich im Hellenentum zur Freiheit erhebenden Kunst seine erste Bestimmtheit in der Form der objektivierenden Anschauung erhalten

hatte, war also nunmehr im Begriff, sich in einer neuen, vollkommeneren Form zu produzieren. Hatte die treibende Kraft des unendlichen Lebens zunächst aus der Erscheinung ihres mythisch-substanziellen Daseins heraus den Gegensatz des individuellen Subjektsbewußtseins erzeugt — in der Weise, daß beide Faktoren sich anfangs in künstlerisch-harmonischer Uebereinstimmung hielten, daß darauf aber die Subjektivität sich immer mehr als das entscheidende Prinzip des Lebens geltend machte —, so mußte ja nunmehr die ganze Menschheitsentwicklung sich darauf richten, die Lebenstotalität in der Form der Subjektivität zu verwirklichen und dieser dadurch eine die Substanzialität des Lebens in sich mitbegreifende Gestalt zu geben. Auf dieser Stufe mußte das den Menschen vom Tiere unterscheidende Totalitätbewußtsein dazu treiben, in dem endlichen Individualitätsbewußtsein das unendliche Subjektsbewußtsein, in dem sinnlichen, wahrnehmenden, psychologischen, das begreifende, geistige Selbstbewußtsein als die Wahrheit des göttlichen Seins zu verlebendigen. Dieses höchste, uns fort und fort beschäftigende Lebensproblem ist von Sokrates-Plato und Aristoteles zuerst gestellt worden, und zugleich verdankt die Menschheit diesen hellenischen Meistern auch die Entdeckung der allgemeinen Methode zur Bewältigung dieser Lebensaufgabe. Sie entdeckten, daß die Wahrheit und das Wesen des Lebens Geist ist, und daß alles, was ist, nur in und aus dem Geist ist. Darunter verstanden sie aber keine wesenlose Abstraktion, sondern das Leben, das zum Bewußtsein seiner selbst und damit zur wahren Realität gekommen ist. Diese Realität aber hat das Leben nur in der geistigen, die Totalität des Lebens in sich begreifenden Subjektivität.

Wir können nur kurz auf die weltgeschichtlichen Folgen dieser fundamentalen Einsicht hinweisen, aber indem das geschieht, weichen wir von der hergebrachten Ansicht in einem wesentlichen Punkte ab. Von den Kirchenvätern her stammt die Ansicht, daß die großen hellenischen Philosophen allerdings schon die Idee der göttlichen Wahrheit bis zu einem gewissen Grade erkannt hätten, daß diese dann aber durch die Offenbarung des Christentums der Menschheit erst in ihrer vollendeten Gestalt verkündet worden sei. Danach wäre dann die hellenische Philosophie nur eine unvollkommene Vorstufe der christlichen Religion. Die andere, modernere Ansicht ist die, daß die Philosophie und die Religion, wie Wissen und Glauben in einem festen Gegensatz zu einander stünden und daher

unabhängig von einander in ihrem Wesen und ihrer Entwicklung dargestellt werden müßten. Diese Behauptungen sind beide falsch; sie sind es deswegen, weil beide gleich einseitig sind und in dieser Einseitigkeit den Charakter der hellenischen Philosophie, wie der neueren mißverstehen.

Zu einer zutreffenden Auffassung dieses Verhältnisses werden wir erst dann gelangen, wenn wir allmählich einsehen lernen, daß die hellenische Philosophie sich von den ihr folgenden Entwicklungen der christlichen Religion und der modernen Philosophie wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie die Keime dieser beiden Entwicklungsstufen noch undifferenziert, in unentfalteter Gemeinschaft behandelt. Aus der hellenischen Philosophie ist bis auf den einen Punkt, der die differenzierende Entwicklung des Geistes in der Gestalt der Religion erzeugte, das Wesen der christlichen Religion als der Religion des Geistes hervorgegangen. Und erst nachdem diese Entwicklung zu Beginn der Reformation in ihren entscheidenden Zügen verwirklicht war, ist dann die Lösung des anderen Problems in Angriff genommen worden, das als die Vergeistigung der objektiven Lebensbestimmtheiten ebenfalls schon in der hellenischen Philosophie angelegt war. Die Bewältigung dieser Lebensaufgabe ist der modernen Philosophie zugefallen, und wie diese ihre Wurzel ebenfalls im Hellenismus hat, so hat sie andererseits die daraus bereits entwickelte Religion des Christentums zu ihrer unmittelbaren Voraussetzung. Die hellenische Spekulation muß als die noch ungesonderte Einheit begriffen werden, die dann durch die Entfaltung der christlichen Religion einerseits und andererseits durch die darauf folgende Vergeistigung der natürlichen Lebensmächte hindurch ihre entwickelte Wahrheit erst in der Philosophie der konkreten Selbstbestimmung des Geistes zu offenbaren hat.

Beruht die Bedeutung der mit Plato beginnenden Weltepoche letzthin darauf, daß das Göttliche des menschlichen Lebens, nämlich das die wahre Menschlichkeit ausmachende Totalitätsbewußtsein, nicht mehr in der sinnlichen Substanzialisierung des Mythus, noch in der anschaulichen Objektivierung der Kunst, sondern als der innere Grund, die wahre Wesenheit des Lebens, d. h. als Geist erkannt wird, so mußte sich diese höchste Lebenspotenz dem Stande der Entwicklung gemäß tatsächlich nach zwei Seiten hin als die absolute Macht zur Geltung bringen. Erstens mußte nunmehr in der sinnlich-psychischen Subjektivität des endlichen Menschen die Subjektivität des unendlichen Geistes zur be-

stimmenden Macht des Lebens erhoben werden; sodann aber mußte die Substanzialität der Natur und der natürlichen Lebensgemeinschaft fortab ebenfalls aus der Totalität des Geistes begriffen und dementsprechend gestaltet werden. Die hellenische Philosophie arbeitet von Plato ab an der Lösung aller dieser Probleme zugleich und stellt die Prinzipien für die durchzuführende Vergeistigung des Lebens auf; die Weltgeschichte aber hat dieses Bündel von Aufgaben der Menschheitsentwicklung aufgelöst, indem sie zunächst in einer viele Jahrhunderte umfassenden Bewegung die Idee der Vergeistigung des menschlichen Individuums allgemeingültig verwirklichte. In der Form der Religion und zwar in der des Logos-Christus ist der Typus des geistigen Menschen, der von den hellenischen Denkern nur erst abstrakt begrifflich herausgearbeitet war, als eine der Menschheit innewohnende, vom Glauben zu erfassende Idealgestalt ins Leben gerufen worden.

Wer einzusehen vermag, daß die Vergeistigung des sinnlichen Menschen tatsächlich die weltgeschichtliche Aufgabe ist, welche dem Christentum gestellt worden ist, der kann auch darüber nicht mehr länger in Zweifel sein, daß der wesentliche Anstoß zu dieser Erlösungsreligion, eben weil es sich in ihr um eine Erlösung des sinnlichen Menschen im geistigen handelt, von demjenigen Volkstum ausgegangen ist, von dem jenes geistige Totalitätsbewußtsein in Bewegung gesetzt worden ist. Gewahren wir doch auch, wie die großen Denker dieses Volkes von Anfang an darauf aus sind, dem Typus des geistigen Menschen eine bestimmte Gestalt zu geben. Wie es dann aber gekommen ist, daß das Glaubensbild des nach seinem Tode zum Messias erhöhten Jesus endgültig den Leib zu der Fleischwerdung des Logos abgegeben hat, mag hier auf sich beruhen. Genug! es ist geschehen, und es hat dann fast fünfzehnhundert Jahre gedauert, bis die Idee des geistigen Menschen durch die Erlösergestalt Christi in der abendländischen Menschheit so weit verlebendigt war, daß sie seitdem ein unveräußerliches Erbgut dieses Volkstums ist.

Was aber war damit erreicht worden? — Es war die eine der großen Aufgaben, die der Menschheit vom Hellenentum gestellt war, in der allgemeinen Form gelöst, daß jedem Menschen durch die Organisation der kirchlichen Vermittlung der Weg erschlossen war, sein sinnliches Dasein zu dem freilich aller natürlichen Individualität entäußerten Urtypus der geistigen Subjektivität

Christi zu erheben. In dieser Form der mittelalterlichen Religiosität ist demnach allerdings die Vergeistigung der menschlichen Persönlichkeit verwirklicht, aber noch durchaus abstrakt unter ausdrücklicher Verneinung der Welt und der eigenen Individualität; diese sind in den Vergeistigungsprozeß noch nicht mit hineinbezogen. Diese kirchliche Religiosität, in ihrer Vollendung gedacht, würde alle Individuen in dem einen, allgemeinen Christustypus untergehen lassen und sie so allerdings zu geistigen Wesen machen, aber auch alle nur zu ein und demselben Wesen unter Ausschluß aller spezifischen Besonderung. Der Katholizismus hat den Begriff der menschlichen Gattung im Geiste konstituiert; aber er hat dabei von der Vergeistigung der Art und Individualität ausdrücklich abstrahiert. Sobald daher jene allgemeine, abstrakte Vergeistigung des Menschen prinzipiell durchgeführt war, mußte das Leben von selbst dazu drängen, diesen Prozeß auf den ganzen Menschen auszudehnen, wie er nur als bestimmte Einzelheit wahrhaft lebt. Diese Epoche der Menschheitsentwicklung hat sich dann in der reformatorischen Bewegung durchgesetzt.

Erst auf dieser Stufe wird nun das Ziel erreicht, das der christlichen Religion von Anfang an gesetzt war, nämlich die konkrete Vergeistigung des menschlichen Individuums auf Grund der im Katholizismus vorangehenden abstrakten Vergeistigung der Gattung. Das wesentliche dabei ist, daß der in der Menschheit verlebendigte allgemeine Christustypus nunmehr dadurch individuelles Leben empfängt, daß in der freien Hingabe des natürlichen sündigen Menschen an jene ihm durch die gläubige Gemeinde vermittelte Idealgestalt eine innere Verschmelzung von charakteristischer Bestimmtheit eintritt. Der Urtypus des geistigen Menschen verwirklicht sich damit erst in der reichen Mannigfaltigkeit seiner individuellen Besonderung, und derjenige Teil der abendländischen Völker, der sich zum Träger dieser reformatorischen Entwicklung als fähig erwies, hat infolge dieser geistigen Potenzierung von da ab die Führung der Kultur übernommen.

Auf dem Uebergange von der Vergeistigung des durch die Kirche repräsentierten Gattungsbewußtseins zu derjenigen des Individuums ist dann wiederum der Fall eingetreten, daß das religiös-geistige Totalitätsbewußtsein und das natürlich-sinnliche Bewußtsein sich für eine kurze Zeit in dem Zustand der harmonischen Indifferenz befanden. Das war das Zeitalter der künstlerischen Renaissance. Dieser Name braucht nur genannt zu werden, um

in uns die Begeisterung für jene herrlichen Gebilde zu entfachen, in denen die göttliche Schönheit in der Fülle ihrer Gestalten vom Himmel auf die Erde herabgekommen zu sein scheint. Aber vergleichen wir die Renaissance nach ihrer universalgeschichtlichen Bedeutung mit der althellenischen Kunstepoche, so tritt sogleich unzweideutig zu Tage, daß die künstlerische Gestaltung selbst auf der Stufe der Hochrenaissance die ursprüngliche, freischöpferische Kraft, sich als oberste Führerin des Lebens geltend zu machen, nicht mehr wie im Altertum für sich in Anspruch nehmen kann. Von Homer bis zu Phidias ist in Wahrheit die Kunst selbständige Schöpferin und Bildnerin der Götter, dagegen von Giotto an bis zu den Ausgängen der Renaissance bleibt die Religion die das Göttliche zeugende und bestimmende Macht. Dem religiösen Totalitätsbewußtsein gegenüber stellen auch die Gebilde Rafaels und Michelangelos nur einen sekundären Wertfaktor dar. Maß und Gehalt der Schönheit wird von der Kunst nicht mehr durchaus autonom produziert, denn Natur und Geist als die in der Schönheit sich harmonisch aufhebenden Momente sind insofern der völlig freien Bestimmung der Kunst bereits entzogen, als das geistige Moment durch die Religion unantastbar fixiert ist und bleibt. Oder haben es etwa die Renaissancekünstler vermocht, die in der Form der kirchlichen Religion fixierte Geistigkeit aufzulösen und durch ihre Gestaltungen eine neue höhere Offenbarung des Geistes statt dessen durchzusetzen? Vielmehr ist der Geist der Religion durch diese Kunstepoche als solche in keiner Weise geändert worden, und als diese Reformation dennoch eintrat, da ist die schöpferische Kraft dazu einem anderen Quell entsprungen. Die Behauptung also, daß es die Renaissancekunst gewesen ist, die das Lebensideal des modernen Menschen bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt hat, ist ein schöner Wahn, und davon werden wir uns auch durch die schwärmenden Kunstschriftsteller nach der Art Ruskins nichts abdingen lassen.

Die Zeit, in der das Totalitätsbewußtsein seinen höchsten Ausdruck in der Form der Anschauung und demnach durch die Kunst erhält, ist aber von dem Punkt für immer vorüber, wo der Geist sich selbst nicht mehr bloß in der von ihm ausgehenden Anschauungsproduktion, sondern in seinem eigenen, inneren Wesen ergreift. Das geschah also zunächst in der Verwirklichung der Religion des Geistes oder des Christentums, in welchem das Totalitätsbewußtsein über alle unvollkommenen Religionsformen

hinaus sich zur Erkenntnis der Subjektivität des unendlichen Geistes erhebt und diese in der Christusgestalt lebendig vorstellig macht. Seinen Abschluß aber findet dieser religiöse Prozeß prinzipiell mit der reformatorischen Schöpfung, durch welche die religiöse Vergeistigung des ganzen Menschen mit Einschluß seiner sinnlichen Individualität, seiner natürlichen Zwecke und Bedürfnisse endgültig in Aktion gesetzt wird.

Nun aber gewahren wir seit der rationalistischen Epoche des achtzehnten Jahrhunderts, daß der Weltgeist sich anschickt, auch die Bahnen der religiösen Entwicklung zu überschreiten. Nicht, als ob nun das auf dem Wege der religiösen Bewegung Erreichte damit als ungültig ausgeschaltet werden sollte, sondern so, daß auf der Grundlage der Religion sich abermals der Aufstieg zu einer höheren Stufe vorbereitet. Denn, nachdem die Religion in der Schöpfung des Protestantismus den ganzen Umkreis ihres Gebietes ausgemessen hatte, drängte sich immer mehr und mehr die Einsicht auf, daß der unendliche Geist auch in der Form des religiösen Totalitätsbewußtseins noch nicht zur vollkommenen Erfassung seiner selbst gelangt. Man wurde allmählich inne, daß die Religion, weil sie nur auf die Vergeistigung des menschlichen Subjektes gerichtet ist, eine andere Seite des Lebens sich noch völlig selbst überläßt, nämlich die Natur und die natürliche Lebensordnung. Mit der Verwirklichung der Idee des Protestantismus gelangt das Individuum zwar endlich als religiöses Individuum zur Freiheit im Geist, nun aber entsteht die umfassendere, gewaltigere Aufgabe, die substanziellen Bestimmtheiten des endlichen Lebens, nämlich die physische Welt und die natürlichen Gebilde des Staates, des Rechtes und der Oekonomie, zugleich mit dem subjektiven Totalitätsbewußtsein aus der einen, allseienden und allschöpferischen Kraft des Geistes zu begreifen und auch ihre Wiedergeburt aus diesem Begriff zu erzeugen. So beginnt schon mit Galilei das naturwissenschaftliche Bestreben, die physischen Zustände und Vorgänge in empirische Begriffe zu verwandeln, und alsbald folgen auch die Versuche, das Wesen der Politik, des Rechtes und der Gesellschaft zugleich mit der Religion und Moral zunächst als Gebilde der natürlichen Vernunft oder des endlichen Geistes (Verstandes) zu konstituieren. Mit dem klassischen deutschen Idealismus hebt aber dann die neue Menschheitsepoche an, in welcher die Vergeistigung des subjektiven und substanziellen Lebens nicht mehr bloß auf dem Wege des empirischen Rationalismus, sondern aus dem schöpferischen

Wesen des unendlichen Geistes als dem einheitlichen Lebensgrunde in die Wege geleitet wird. War die theistische Theologie nur dazu gelangt, in der Religion die unendliche Subjektivität des Geistes zum Bewußtsein zu bringen, und hatte wiederum die pantheistische Naturspekulation nur die unendliche Substanzialität geltend zu machen vermocht, so wird der unendliche Lebensgeist nunmehr als jene die Subjektivität und Substanzialität zugleich in sich begreifende und entwickelnde Vernunfttotalität erkannt. Praktisch aber hat sich dieser Prozeß dadurch kund gegeben, daß wir gerade heut die noch unklaren Anfänge erleben, wie das natürliche Gebilde der ökonomischen Gesellschaftsordnung und damit auch erst das Recht und die Staatsverfassung eine Umbildung erfahren, in welcher das Prinzip der geistigen Lebenstotalität auch auf die natürliche Besitzordnung ausgedehnt wird.

Hatte sich bis dahin Staat, Recht und Gesellschaft wie ein natürlicher Organismus entwickelt, so daß die ursprünglichen Machtverhältnisse allmählich nach allgemeinen Rechtsbegriffen bestimmt wurden, so ist nun das Bestreben entfacht, auch diese substanziellen Lebensmächte von Grund auf nach allgemeinen Vernunftgesetzen umzugestalten und ihre bloß materiell-historische Entwicklung den allgemein geistigen Gesetzen zu unterwerfen. Es wird als ein Widerspruch empfunden, daß der Mensch, der durch die Kultur der Religion die Vergeistigung seiner inneren Subjektivität prinzipiell bereits erreicht hat, daß dieser sich nach der objektiven Seite hin durch eine Lebensordnung beherrscht findet, welche wesentlich aus den natürlichen Machtverhältnissen des historisch Gewordenen hervorgegangen ist. Damit hat die Weltgeschichte die Lösung des anderen Problems in Angriff genommen, welches von den hellenischen Denkern, und so zuerst in der Platonischen Republik, neben der Vergeistigung des Individuums zur Diskussion gestellt wurde. Wir übersehen heute, daß dieser substanzielle Vergeistigungsprozeß nicht eher in Bewegung gesetzt werden konnte, ehe nicht die Vergeistigung des Individuums allgemeingültig ermöglicht war. Nachdem das nun aber geschehen war, so daß das Individuum endlich als religiöses Individuum die Wiedergeburt aus dem Geist selbständig durchzusetzen vermag, ist seitdem ein neuer Mensch im Werden begriffen, ein Mensch, der sich bestimmt weiß, nicht bloß die subjektiv-religiöse, sondern zugleich die substanziell-soziale Vergeistigung des Lebens in einer höheren Form zu verwirklichen.

Es liegt aber auf der Hand, daß diese neue Gestalt des Lebens

sich weder in der Sphäre der objektiven Anschauung wie die Kunst, noch in der subjektiven Sphäre der Glaubensvorstellung wie die Religion zu entwickeln vermag; deswegen nicht, weil sie diese beiden Vergeistigungsformen in gleicher Weise als Bestimmungsmomente enthalten und überdies noch fähig sein muß, ihre eigene Totalitätsform mit dem Leben zu erfüllen, welche dem Geist nicht bloß in dieser oder jener Bestimmtheit, sondern in seiner Ganzheit innewohnt. Vermöchte der Geist des Lebens seine Totalität als anschauender Geist zu erfassen, dann würde freilich die Kunst die Führerin der Menschheit sein und bleiben, oder vermöchte er es statt dessen als vorstellender Geist, dann würde es die Religion immerdar sein; wer daher der einen oder der anderen diese königliche Rolle zusprechen möchte, der darf das nicht bloß mit espritvollem Pathos behaupten, sondern er müßte den Nachweis führen, daß die Anschauung oder die Glaubensvorstellung die wahre Form der Lebenstotalität sei. Das aber ist unmöglich; denn die einzige Form des Geistes, welche alle seine Lebensbestimmtheiten — die Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen, wie die Gefühle und Vorstellungen, Affekte und Triebe — in sich zu begreifen vermag, ist das konkrete Denken. Die Gestaltung des Lebens in der Freiheit des Geistes kann also auch nur in der Totalitätsform des Denkens ihre wahre Vollendung erreichen, und das ist die Sphäre der Philosophie. Damit ist freilich weder die empirische Psychologie gemeint, noch die formale Logik, noch sonst etwas, das sich auch den Namen Philosophie anmaßt, sondern allein die schöpferische Philosophie des spekulativen Denkens, und dieses Denken ist nichts anderes als das Wissen des unendlichen Lebens von seiner eigenen Selbstentwicklung. Diesen Begriff der Philosophie haben bereits die Hellenen aufgestellt, aber seine Bestimmungsmomente mußten sich in der Entwicklung des Lebens erst verwirklichen, ehe sich die Philosophie als die Wahrheit der Lebenstotalität durchzusetzen vermag. Dazu sind zweiundeinhalb Jahrtausende erforderlich gewesen, und die Menschheit als Ganzes ist heute erst im Begriff, über die anschauende und vorstellende Sphäre des Geistes hinaus sich zu der höheren Sphäre des schöpferischen Denkens zu erheben. Der neue Mensch, der in die Welt kommen soll, ist daher nicht wieder wie zur Zeit des älteren Hellenentums der künstlerische Mensch, noch wie im Zeitalter des sich verwirklichenden Christentums der religiöse Mensch, sondern es ist der höhere, jene Entwicklungsstufen in sich begreifende,

philosophische Mensch. Und ein solcher wird er sein, nicht weil nun auch ein jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher ein collegium logicum zu absolvieren hätte, sondern weil die gesamte Menschheit sich dazu getrieben findet, ihr endliches Leben samt allen Lebensverhältnissen im Größten wie im Kleinsten, innerlich und äußerlich, subjektiv und objektiv, aus der Einheit und Totalität des unendlichen Lebens denkend zu bestimmen. Es ist der philosophische Mensch, in dem auch der künstlerische und religiöse Mensch zu einem neuen, vollendeteren Dasein auferstehen wird.

Kunst, Religion und Philosophie haben allzumal das Göttliche zu gestalten, die Totalität des schöpferischen Lebens. In der Erzeugung des Mythus verlebendigt sich ihre noch undifferenzierte, in unbestimmter Geschlossenheit wirkende Kraft, und erst, nachdem dieser in der Gestaltung der freien Künste und Offenbarungsreligionen durch eine jahrtausendelange Entwicklung hindurch den Reichtum seiner Momente entfaltet hat, verwirklicht der im Mythus noch unbestimmte Begriff sein wahres, hüllenloses, allseitig bestimmtes Wesen schließlich in der allumfassenden Idee der schöpferischen Philosophie. Und wie die Kunst, lange nachdem sie ihre erste hellenische Blütezeit hinter sich hat, in der von der religiösen Idee beherrschten Menschheitsepoche ihre Wiedergeburt durch den religiösen Menschen feierte, so wird auch die Kunst und die Religion in dem kommenden Zeitalter, befruchtet von dem Geist des philosophischen Menschen, in neuer, herrlicherer Pracht emporblühen.

Wir sind damit zu einem Ergebnis gelangt, das dem Grundgedanken des Dresdnerschen Buches in gewissem Sinne widerspricht und dennoch in der allgemeinen Form mit ihm übereinstimmt. Denn, wenn der Verfasser die Erörterungen über den Zusammenbruch und die Wiederbelebung der schöpferischen Kraft auch hauptsächlich an seinem Lieblingsgegenstande, der bildenden Kunst, entwickelt, so geht doch aus dem Ganzen deutlich genug hervor, daß die Idee der Kunst für ihn eine umfassendere Bedeutung hat, nämlich jene die Totalität des Lebens gestaltende Schöpfertätigkeit. In diesem weiteren Sinne sind aber auch die Religion und die Philosophie, in nicht geringerer Weise als die schönen Künste, ein lebendiges Erzeugnis jener Totalitätsfunktion, und es ist eine Frage, die Dresdner gar nicht gestellt hat, ob nicht eine jener Mächte in noch höherem Maße berufen ist, einen neuen Menschheitstypus zu verwirklichen. Ihm ist eben speziell an der Ent-

wicklung der bildenden Kunst die Einsicht aufgegangen, daß unserem Zeitalter infolge der einseitigen Steigerung des Einzelbetriebes die schöpferische Kraft des Totalitätsbewußtseins verloren gegangen ist, und daß diese daher vor allen Dingen in der zukünftigen Generation wieder belebt werden muß. Er hat durchaus das Richtige getroffen, wenn er sagt: Will man die Summe der Veränderungen, die sich seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen haben, in wenigen Worten zusammenfassen, so darf man sagen, daß die Leistungsfähigkeit auf gewissen Gebieten der menschlichen Arbeit ungemein gesteigert worden, zugleich aber eine reißende ungeheure Schwächung der schöpferischen Kraft, soweit sie sich auf die Gestallung des Lebens im ganzen bezieht, eingetreten ist. Der ungemeinen Verfeinerung der wissenschaftlichen Methoden, der imposanten Entwicklung der Technik, dem großartigen Aufschwunge des wirtschaftlichen Lebens steht die Tatsache gegenüber, daß sich erst seit dieser Zeit unser Leben und die Werke, in denen es Ausdruck findet, so unendlich unvollkommen und hilflos im Vergleiche mit der Vergangenheit gestalteten. Noch bis gegen die Mitte des Jahrhunderts ist die Lebensführung des Menschen im ganzen übersichtlich, einfach und natürlich; dann aber wird es undurchsichtig, krampfhaft und ungesund, und es gibt keinen dieser Epoche entstammenden Menschen, dem nicht in Leben und Schaffen der Zug des Leidens und der Unrast aufgeprägt wäre. — Die merkwürdige Tatsache ist die, daß wir modernen Menschen, je weiter wir in der Erkenntnis der Natur vordringen, um so weniger imstande sind, sie durch Gestaltung zu beherrschen. Wir übertreffen alle Zeiten darin, sie zu zerlegen; allein wenn wir ihre Teile wieder zusammensetzen, so entsteht etwas Unorganisches, Häßliches, Gemeines.

In ähnlichem Sinne hat sich bereits der Kunsthistoriker Henry Thode in seiner Rede „Kunst, Religion und Kultur" ausgesprochen. Trotz der großen politischen, industriellen und technischen Errungenschaften, denen Deutschland gegenwärtig seine äußere Machtstellung verdankt, wird dennoch sorgenvoll bemerkt, daß das, was so hoch und herrlich dastehe und den Blick berausche, hohl und nichtig sei und den sittlichen Verfall in sich trüge, wenn der äußeren Macht nicht die innere Kraft entspräche. „Wir Deutsche stehen vor der entscheidenden Wendung unserer Geschichte, und alles kommt darauf an, wie wir uns verhalten. Alles Heil der Zukunft liegt in der Einsicht beschlossen: nur die Innerlichkeit macht uns der äußeren Weltstellung würdig, nur das Erstarken des inneren Lebens kann

uns vor der furchtbar drohenden Gefahr, daß wir unser Bestes im Aeußerlichen verlieren, erretten.“ Auch Thode lebt der Ueberzeugung, daß uns die Kunst die Führerin in jene Regionen sein werde, wo die Menschheit wieder belebt wird von jenem lauteren Streben nach der Tiefe. Aber gerade der bildenden Kunst spricht er diese Bedeutung ab und behauptet: „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, das bildnerische Schaffen des 19. Jahrhunders wurzelt nicht in der Tiefe, sondern schwebt an der Oberfläche, es ging nicht aus der Notwendigkeit des Volkslebens und allgemeiner Kulturideen hervor, wie unsere Musik und Dichtung des germanischen Protestantismus, wie die Bildnerei der Griechen, der Renaissance, sondern sie ist eine Erscheinung des Luxus. Daher auch an ihr nichts Sicheres, Festes, in sich Gegründetes ist; es fehlt ihr eben jene Beschränkung, welche die Konzentration und damit die Freiheit in der Gesetzmäßigkeit mit sich bringt. Die beständig wechselnden Theorien und Prinzipien verraten ihre Haltlosigkeit.“

Ohne uns nun in den Streit der Künste über ihren Vorrang einzulassen, muß doch zugestanden werden, daß in diesem Zeitalter der geistigen Unkultur sich allein noch in der Kunstbegeisterung der gebildeten Schichten eine Spur von dem echten deutschen Idealismus erhalten hat. Es sollten daher auch alle Bestrebungen nachhaltig unterstützt werden, die darauf gerichtet sind, diesen Zug zu den Tiefen des Lebens zunächst wenigstens in der Form einer immer weiteren Ausdehnung des Verständnisses für die Kunst zu fördern und zu stärken. Von diesen Unternehmungen stehen aber diejenigen, die F. Avenarius, der Herausgeber des Kunstwartes und der Stifter des Dürerbundes, ins Leben gerufen hat, allen anderen rühmlich voran. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß diese edlen Betätigungen im Dienste der Volkserziehung an ihrem Teile dazu beitragen werden, das göttliche Licht des Lebens bald auch auf den anderen Gebieten des schöpferischen Geistes wieder entzünden zu helfen.

Ist dies auch zugestanden, so darf doch darüber nicht verkannt werden, daß die entscheidende Wendung zur Vertiefung des Lebens in der Freiheit des Geistes heut weder von der Kunst, noch von der Religion, weder von dem anschauenden Geist, noch von dem der Glaubensvorstellung zu erwarten ist, sondern allein von der schöpferischen Kraft des denkenden Geistes. Kunst und Religion haben nach wie vor daran zu arbeiten, daß der schöne und der gläubige Mensch sich auch in der neuen Sphäre des fortschreitenden

Lebensgeistes entsprechend verwirkliche; die Verlebendigung dieser Sphäre selbst aber hängt von der Vergeistigung derjenigen Lebensmächte ab, die in ihrem unfreien, natürlichen Gewordensein noch nicht wiedergeboren sind, aus dem Totalitätsbewußtsein des freischöpferischen Geistes. Es sind dies die Mächte der gesellschaftlichen Produktion, die im Staat und im Recht die allgemeinen Grundlagen ihrer Ordnung haben. Sie sind freilich im Laufe ihrer Entwicklung keineswegs unberührt geblieben von dem religiösen und künstlerischen Sinn der Menschheit, aber sie sind dadurch allein dem Zwange ihrer willkürlich natürlichen Entstehung nicht enthoben worden. In dem Drange nach Vertiefung des Lebens handelt es sich heut vor allem darum, nun auch diese gesellschaftlichen Lebensgewalten in den menschlichen Vergeistigungsprozeß hineinzubeziehen, und das ist nichts anderes als die Vergeistigung des substanziellen Menschenwillens in der Bestimmungssphäre des denkenden Totalitätsbewußtseins. Das Organ dieser Lebensfunktion des schöpferischen Denkens ist die spekulative Philosophie, und daher ist der philosophisch bestimmte Mensch, der zugleich den schönen und den religiösen Menschen in sich begreift, erst der wahrhaft freie, sich frei aus dem Ganzen bestimmende Mensch. Was dem Genius Platos vorschwebte, war so, wie es ihm vorschwebte, Utopie; aber die ewige Wahrheit, die in dieser Hülle verborgen war, nimmt heut lebendige Gestalt an.

Die Neuregelung der handelspolitischen Beziehungen zu den Staaten Amerikas.

Von

Ernst von Halle.

Die Frage, wie wir unsere zukünftigen handelspolitischen Beziehungen zu Amerika regeln sollen, beginnt erst in den Mittelpunkt der Erörterung bei uns zu treten. Wir haben die letzten Jahre in ständigen Debatten über den Zolltarif und in Erörterungen über Handelsverträge mit den sogenannten Tarifvertragsstaaten verbracht, wir haben über Handelspolitik so viel gehört, daß uns zu hören fast nichts mehr übrig bleibt, und es erscheint beinahe als eine starke Zumutung, daß, nachdem sich eben die Wogen der Erregung auf handelspolitischem Gebiete ein wenig gelegt haben, die Oeffentlichkeit schon wieder beginnen soll, sich mit einem ganz neuen großen Teilausschnitt aus demselben Kreis von Problemen abermals eingehend zu beschäftigen. Fürst Bismarck hat ja einmal gesagt, es müsse eine Maxime der Politik sein, daß man der Oeffentlichkeit eine Abwechslung verschafft und nicht immer auf derselben Saite des Instruments spielt. Nun, der Uebergang auf die amerikanischen Gefilde wird immerhin zu einem Spiel aus einer andern Tonart führen. Etwas anders gruppieren sich dafür die Interessen auf beiden Seiten, und wenn sie bei uns für die verschiedenen Gewerbszweige zwar nicht durchweg gleichartig sind, so ist doch zu hoffen, daß diese sich nach außen kraftvoller zusammenschließen und gegenüber den draußenstehenden Mächten fester zusammenstehen werden. Die rechten Wege dafür zu suchen ist von einschneidender Bedeutung sowohl für den im allgemeinen an der Entwicklung seines Landes interessierten Politiker, wie für den auf die Zukunft seines eigenen Geschäfts bedachten Praktiker, welcher weiß, daß ein nennenswerter Teil unserer handelspolitischen Zukunft doch für alle Fälle auf dem Wasser liegt.

Was bedeutet Amerika für Deutschlands Handel und Wandel? Hierauf sachlich zu antworten, ermöglicht gerade ein auf Veranlassung der Hamburger Börsenhalle herausgegebenes, ziemlich umfangreiches Buch, in welchem eine Reihe von Fachleuten die Tatsachenmaterialien für die Beurteilung unserer kommerziellen Beziehungen zu allen Ländern der beiden amerikanischen Kontinente zusammengetragen haben. Der Titel ist: „Amerika, seine Bedeutung für die Weltwirtschaft und seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, insbesondere zu Hamburg."*) Dieser Sammelband, weniger eine leicht gefällige Lektüre als ein brauchbares Nachschlagewerk, will die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand unserer kommerziellen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika und den übrigen Staaten von Süd- und Mittelamerika einer ausführlichen Betrachtung unterziehen, und wer ihn genau studiert, wird sich hinsichtlich dessen, was die zukünftige handelspolitische Entwicklung leisten sollte und hoffentlich auch leisten wird, kaum noch einem Zweifel hingeben.

Fragen wir zunächst einmal: Was bedeutet Amerika für Deutschlands Handel und Wandel? Da ist es nötig, ein Paar summarische Zahlen zu geben. Deutschlands Spezialhandel im Jahre 1903 belief sich auf rund $11^1/_2$, 1904 auf $12^1/_5$ Milliarden Mark; davon waren $6^1/_3$ bezw. $6^7/_8$ Milliarden Mark Einfuhr und $5^1/_8$ bezw. $5^1/_3$ Milliarden Mark Ausfuhr. Die sogenannten Tarifvertragsstaaten, d. h. die Staaten, mit denen wir die mehr oder minder bewunderten Handelsverträge abgeschlossen haben, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, die Schweiz, Italien und Belgien, hatten 1903 zusammen mit Deutschland einen Ein- und Ausfuhrhandel von 3979 und 1904 von 4030 Millionen. Das ist im ganzen etwa ein Drittel, genau 34,7 bezw. 33,1 Prozent über welche durch die Tarifverträge bindende Abmachungen getroffen sind und wofür unsere Handelsbeziehungen für 12 Jahre festliegen. Es betrug die Einfuhr aus diesen Staaten ein Drittel und mehr, nämlich 35,8 und 33,1 Prozent unserer Gesamteinfuhren, die Ausfuhr aber ist verhältnismäßig etwas geringer. Sie betrug 1903 33,3 und 1904 33,1 Prozent unserer Gesamtausfuhren. Eine zweite Gruppe, die ich gleich hier vorwegnehmen will, weil sie einen weiteren sehr bedeutenden Teil unseres Handelsverkehrs repräsentiert, umfaßt das Vereinigte König-

*) Hamburg, Neue Börsenhalle, 1905. Teil I des Exporthandbuchs des Hamburgischen Handels. 5. Auflage, 1905—1907.

reich und seine Kolonien: das Größere Britannien (ohne Aegypten). Diese Gruppe war mit 2550 bezw. 2760 Millionen oder mehr als einem Fünftel an unserem Außenhandel beteiligt. Hier liegt die Sache aber ein wenig anders als bei den vorhin genannten Staaten, denn von dem Größeren Britannien führen wir ein 21,1 bezw. 22,3 Prozent unserer Einfuhren, dagegen führten wir nach dorthin aus 23,7 bezw. 22,6 Prozent unserer Ausfuhren. Dieses Gebiet ist also verhältnismäßig stärker an unserer Ausfuhr als an unserer Einfuhr beteiligt und zwar darum, weil wir vom Mutterlande selbst nur 13,2 bezw. 14 Prozent unserer Einfuhren erhielten, dorthin aber 19,3 bezw. 18,7 Prozent unserer Ausfuhren sandten. Bei den Kolonien ist der relative Einfuhrüberschuß nach Deutschland dagegen sehr stark, und absolut empfingen wir auch von dem Größeren Britannien für 130 bezw. 324 Millionen mehr Einfuhren als wir dorthin senden. Nämlich unsere Einfuhr betrug 1324 bezw. 1534, unsere Ausfuhr nur 1198 bezw. 1210 Millionen im Verkehr mit dem Größerbritischen Reich.

Die bisher aufgeführten Gebiete umfassen bereits 56 Prozent unseres ganzen Außenhandels, nahezu sechs Zehntel unserer Ein- und Ausfuhr; nur wenig mehr als vier Zehntel entfallen auf alle übrigen europäischen und überseeischen Länder. Wie steht nun Amerika hierunter?

Amerika allein, einschließlich der englischen Besitzungen, repräsentiert seinerseits einen Handelsverkehr von 20,5 Prozent unseres Außenhandels, sodaß für Asien, Afrika und Australien, ferner für die Nichttarifvertragsstaaten in Europa — das sind neben den skandinavischen Ländern und Holland, Frankreich, die pyrenäischen Länder, die Türkei und Griechenland — insgesamt weniger als ein Viertel übrig bleibt.

Im einzelnen gestalten sich die Zahlen unseres Außenhandels wie folgt:

	Einfuhr		Ausfuhr		Summe	
	1903	1904	1903	1904	1903	1904
Insgesamt	6321	6864	5130	5315	11451	12179
davon:						
Vertragsstaaten . . .	2267	2273	1712	1757	3979	4030
Großbritannien . . .	834	962	988	995	1821	1957
Größeres-Britannien .	1324	1534	1198	1210	2522	2744
Amerika	1583	1705	772	839	2355	2544
Vereinigte Staaten .	943	944	469	495	1412	1439
Britisch-Nordamerika .	10	9	36	23	46	32
Mittelamerika, Mexiko und Westindien . .	80	78	56	67	137	145
Südamerika	555	673	211	254	766	927

	Einfuhr		Ausfuhr		Summe	
	Prozente					
	1903	1904	1903	1904	1903	1904
Insgesamt	100	100	100	100	100	100
davon:						
Vertragsstaaten . . .	35,3	33,1	32,3	33,1	33,8	33,1
Großbritannien . . .	13,2	14,0	19,3	18,7	15,9	16,1
Größeres Britannien .	21,1	22,3	23,7	22,6	22,0	22,4
Amerika	25,0	24,8	15,0	15,8	20,5	20,9
Vereinigte Staaten .	14,9	13,8	9,1	9,3	12,3	11,8
Britisch-Nordamerika .	0,2	0,1	0,7	0,4	0,4	0,3
Mittelamerika, Mexiko und Westindien . .	1,4	1,1	1,1	1,3	1,1	1,2
Südamerika	8,5	9,8	4,1	4,8	6,7	7,6

Während das Verhältnis der Einfuhr zur Ausfuhr in Deutschland sich überhaupt etwa stellt wie 56 zu 44, mit den Vertragsstaaten wie 57 zu 43, und ungefähr ebenso mit dem Größeren Britannien, verhielt sich die Einfuhr aus Amerika zur Ausfuhr dorthin 1903 wie 67 zu 33 und 1904 gar wie 68 zu 32. Deutschland vermag noch nicht einmal ein Drittel seiner Einfuhren mit Ausfuhren nach Amerika zu decken. Wir empfangen von Amerika für mehr als anderthalb Milliarden Mark Waren, dagegen vermögen wir nur für etwa $^4/_5$ Milliarden Waren nach dorthin abzusetzen. Ein Viertel unserer Einfuhr, aber nur weniger als ein Sechstel unserer Ausfuhr entfallen auf den Handel mit Amerika. In den einzelnen Teilen des Doppelkontinents — abgesehen vom britischen Nordamerika, das zum Größeren Britannien gehört — liegen die Dinge nun keineswegs gleich. In Mexiko, Mittelamerika und Westindien nämlich vermögen wir einen verhältnismäßig großen Teil unserer Einfuhren mit Ausfuhren zu decken. Das Verhältnis steht etwa wie 56 zu 44. Bezüglich der Vereinigten Staaten dagegen verhalten sich unsere Einfuhren zu Ausfuhren etwa wie 67 zu 33 und bei Südamerika gar wie 27 zu 73. Nicht viel mehr als ein Viertel unserer Einfuhren können wir mit Ausfuhren bezahlen. Wenn wir in den letzten Jahren vielfach von einem Aufschwung unseres Ueberseehandels sprechen konnten, so ist unsere Warenausfuhr nach Amerika dabei entschieden nicht gerade das rühmlichste und verheißungsvollste Gebiet gewesen. In der Einfuhr haben wir allerdings einen Aufschwung genommen, der den Enthusiasten um jeden Preis, der unter allen Umständen Konsumtionssteigerung wünscht, mit Freude erfüllen muß; wie auch alle diejenigen, die ein Interesse daran haben, größere Lieferanten für Deutschland zu werden. Den Deutschen dagegen als Exporteuren

und Produzenten, als Arbeitgebern und Arbeitnehmern, bietet die Entwicklung keinen Grund zu ungemischter Freude.

Wie hat sich nun der Handel mit Amerika entwickelt? Ist das Verhältnis immer ganz gleich gewesen; haben wir immer von dorther soviel mehr empfangen als wir dorthin gesandt haben? — Nein, das ist nicht der Fall; diese Steigerung der Einfuhr, der zunehmend negative Charakter der Handelsbilanz ist erst eine Entwicklung der allerneuesten Zeit und beruht darauf, daß wir steigende Produktenmengen bezogen haben, während unsere Ausfuhren nach dorthin nicht in demselben Umfange gestiegen sind. Zum genauen Vergleich können wir nur die Zahlen seit 1889/90 heranziehen, — die Zahlen vor dieser Zeit lassen einen Vergleich nicht zu, weil Hamburg und Bremen damals noch nicht zum Zollinlande gehörten und sich dadurch ein erheblicher Teil unserer Außenhandelsstatistik verschob, die früher als Ein- und Ausfuhr der freien Städte angeschrieben wurde. Wir setzten 1889/90 von unserer Gesamteinfuhr mit Amerika um: 16,8 Prozent, dagegen von unserer Ausfuhr gingen hin 18,3 Prozent; wir sandten verhältnismäßig noch mehr nach Amerika, als wir von dort empfingen. Absolut stellten sich die Zahlen so, daß wir für 703 Millionen Mark Waren von ganz Amerika einführten und für 609 Millionen Mark dorthin sandten, aber das ist eine Differenz von nur 100 Millionen, und die heutige Differenz liegt zwischen 16 bis 1700 Millionen Einfuhr und ca. 800 Millionen Ausfuhr, beträgt also 800—900 Millionen zu unseren Ungunsten. Während damals der Verkehr mit Amerika im Verhältnis unserer Gesamtausfuhren günstiger dastand als bei unseren Einfuhren, hat sich heute das Verhältnis so gewandelt, daß die Schuld an unserer negativen Handelsbilanz von anderthalb Milliarden zu etwa drei Fünftel auf den Amerikahandel fällt.

Die Veränderung spielte sich in den drei großen Teilen Amerikas wie folgt ab: im Verkehr mit Nordamerika führten wir 1889/90 ein: 8,7 Prozent unserer Gesamteinfuhren, dagegen sandten wir nach dorthin mehr als $12^1/_2$ Prozent unserer Gesamtausfuhren. Heute dagegen beziehen wir von Nordamerika ein Siebentel unserer Einfuhr, senden dahin aber nur ein Elftel unserer Ausfuhr. Gerade in der nordamerikanischen Handelsbilanz hat sich das Verhältnis also außerordentlich zu unseren Ungunsten verändert. In Mexiko, Mittelamerika und Westindien ist es sich ungefähr gleich geblieben. Recht ungünstig hat sich dann

aber auch wieder die Sache in Südamerika gestaltet. Damals hatten wir 6,8 Prozent unserer Einfuhren aus Südamerika empfangen, und wir sandten dorthin 4,7 Prozent unserer Ausfuhr; heute dagegen empfangen wir von dort ein Elftel unserer Einfuhren, sandten aber 1903 nur noch weniger als ein Zwanzigstel unserer Ausfuhr dorthin. Im Verkehr mit Südamerika hat sich die Einfuhr von 285 Millionen bis 1904 auf 673, d. i. um fast 400 Millionen Mark gehoben; die Ausfuhr dagegen von 156 nicht ganz um 100 Millionen Mark gesteigert. Das sind wenig günstige Resultate, auch wenn wir sie nicht allein vom Standpunkt des Exportindustrialismus, sondern eine Einfuhrsteigerung im Interesse des heimischen Gewerbes und Konsums als unumgänglich ansehen. Aber wir müssen bedenken, daß wir einmal noch nicht hinreichend kapitalkräftig sind, um unsere steigenden Einfuhrüberschüsse mit den Zinsen unserer auswärtigen Anlagen beliebig zu bezahlen, und sodann, daß wir derzeit der Exportindustrien bedürfen, um unsere wachsende Bevölkerung im Lande zu beschäftigen und unsere Märkte zu regulieren. Wir werden weiter sehen, daß wir mit ernster Besorgnis auf die Dinge in Südamerika zu blicken haben.

Etwas günstiger ist die Entwicklung der Schiffahrt gewesen, die ja für den Handel eine erhebliche Rolle spielt, insofern sie mit ihrem Umsatz zu einem gewissen Teil dazu beiträgt, das Defizit abzumildern. Unser Schiffahrtsverkehr mit dem ganzen amerikanischen Kontinent ist bekanntlich das Rückgrat der überseeischen Reederei. Die Hamburg-Amerikalinie und der Norddeutsche Lloyd haben zwar heute die Hand auf der ganzen Welt, aber sie sind im wesentlichen durch den steigenden amerikanischen Verkehr groß und die führenden Schiffahrtsgesellschaften der Erde geworden, und er ist noch der Kern ihres Betriebes. Das ist ja schon ein schwacher Trost hinsichtlich der Handelsbilanz, aber für unsere ganze wirtschaftliche Situation reicht er nicht aus, denn eine nicht genügend Schritt haltende Entwicklung des Ausfuhrhandels ist eben für die gesamte deutsche Industrie bedenklich.

Es wäre zu wünschen, wir könnten etwas weiter in die Handelsstatistik hineingehen. Es ist das in dem Buche „Amerika rc." für Hamburg versucht, und für Bremen wird eine ähnliche Arbeit gemacht werden; aber für das gesamte Gebiet des Deutschen Reiches ist es, wie gesagt, leider unmöglich, nicht nur wegen der mehrmaligen grundsätzlichen Aenderung der Reichsstatistik im letzten Menschenalter, sondern auch weil die Lage Deutschlands hinter

Belgien und Holland die Einfuhren und Ausfuhren durch diese beiden Länder zum Teil als Handelsverkehr mit ihnen erscheinen läßt. Man kann den deutsch-amerikanischen Handelsverkehr zahlenmäßig und materiell nicht vollkommen klarlegen; immerhin möchte ich es versuchen, die Entwicklungstendenzen mit ein paar Worten zu charakterisieren. Der Aufschwung im deutsch-amerikanischen Verkehr beruht auf einer fast vollkommenen Verschiebung der Basis dieses Verkehrs in beiden Gebieten, sowohl in deren gegenseitigem Verhältnis zu einander, als vor allem in einer Aenderung des inneren Wesens der Volkswirtschaften auf beiden Seiten des Ozeans. Es reizt heute geradezu zum Lächeln, wenn man hört, daß Soetbeer bei seiner Aufzählung der Gegenstände des Hamburger Handels, die in den 30er und 40er Jahren nach Amerika hinübergingen, unter anderem bemerkt: „Von Zeit zu Zeit wird auch Getreide und etwas Wolle nach den Vereinigten Staaten exportiert." Auch mag man sich ins Gedächtnis zurückrufen, daß in der damaligen Zeit als einer der wichtigsten Einfuhrartikel Deutschlands der Kolonialzucker dastand, der teils aus Mittelamerika direkt kam, teils durch die Vermittlung nordamerikanischer Schiffe nach Hamburg und Bremen geleitet wurde. Wenn man sieht, welche Mengen von Getreide und Wolle von Amerika nach Europa gebracht werden, und welche Mengen von Zucker von Hamburg umgekehrt nach Amerika verschickt werden, so ist schon das für den Umschwung in der Konstellation außerordentlich bezeichnend.

Die Grundlagen der Ausfuhren aus Deutschland waren einstmals hauptsächlich Textilwaren, vor allem Leinen, daneben einige Baumwoll-, Woll- und Seidenwaren, Glaswaren, Quincaillerien, Spielwaren, Möbel, Musikinstrumente usw., auch kleine Mengen Eisenwaren, speziell Erzeugnisse der Kleinindustrie kamen in Betracht. Im Hinblick auf die deutsche Leinenausfuhr schrieb Soetbeer bezüglich Mexikos, es gäbe kein Land, von dem mehr für die deutsche Leinenexportindustrie zu hoffen oder zu befürchten sei, als dieses. Heute ist die deutsche Textilausfuhr nach Mexiko verschwindend, ja, wir lesen sogar, daß dieser und andere amerikanische Staaten, vor allen Dingen die Union, als Textilexporteure nach Mittel- und Südamerika und Ostasien als Konkurrenten auftreten, und mit Baumwollwaren in absehbarer Zeit auch in Europa zu erscheinen hoffen, ja daß die Union als Exporteur von Eisenwaren unsere Konkurrenz siegreich auf dritten Märkten und in Europa niederzukämpfen gedenkt. Mögen diese Gefahren auch nicht zu brennend sein.

Einst lediglich Exporteure gewisser, namentlich subtropischer und tropischer Rohprodukte, ferner von Edelmetallen usw., Importeure von Fabrikaten, wollen einige amerikanische Staaten heute doch in der That schon möglichst viel von ihren Rohprodukten zu Hause verarbeiten, ihre Importe entsprechend einschränken und womöglich Fabrikate exportieren.

In weniger als zwei Menschenaltern, und zwar vor allem in der Periode nach 1870, hat andererseits Deutschland, seit es aufhörte, Getreide ausführendes Land zu sein und einführendes Land wurde, das von den Vereinigten Staaten und Argentinien ständig in großem Stil, gelegentlich auch von Kanada, landwirtschaftliche Erzeugnisse bezieht, das auch in den Holzexporten nach Westeuropa, die wir früher hatten, ausgeschaltet ist und heute selber große Importe von Holz zu verzeichnen hat, bereits seinen inneren Charakter geändert. Der größte Einfuhrartikel, den wir heute besitzen, ist die Rohbaumwolle; für 337 Millionen Mark Rohbaumwolle wurde im ganzen durchschnittlich 1901—1903, für 471 Mill. 1904 eingeführt. Davon kamen reichlich drei Viertel aus Nordamerika; von unserer Weizeneinfuhr haben wir 1901—1903 57 Prozent, fast drei Fünftel, 1904 zwei Fünftel (stets für 100—150 Millionen) aus Amerika bezogen, an Mais über 70 Prozent (über 50 Millionen Mark), an Kaffee 80 Prozent (an 100 Millionen), Schmalz und Margarine (100 Millionen), Häute und Felle (90 bis 100 Millionen); ferner bezogen wir von dort in großen Mengen Schafwolle (100 Millionen), Salpeter (80—100 Millionen), Mineralöl (70 Millionen), Holz (50 Millionen), Kakao (25 Millionen), Tabak und Zigarren (40 Millionen), Baumwollsaatöl und Oelkuchen (30—40 Millionen), Terpentin und Harz (25—30 Millionen), Kupfer zu 90 Prozent (über 100 Millionen), Früchte und Konserven (20—25 Millionen), Kalk (18 Millionen) usw.; auch amerikanische landwirtschaftliche und Werkzeugmaschinen und Schuhwerk bilden noch nennenswerte Posten unserer Einfuhr. — Und ebenso wandelte sich die Ausfuhr. Wir senden nach Amerika im großen Stil: Baumwollwaren, noch immer für über 70 Millionen, aber sie bilden nur ein Viertel unserer Gesamtausfuhr an Baumwollwaren, bedeutend ist verhältnismäßig nur die Ausfuhr von Strumpfwaren und gewirkten Geweben hierhin; von unseren Wollwaren senden wir von 241 Millionen Gesamtversand jetzt nur noch für 18 Millionen nach ganz Amerika. Verhältnismäßig erheblich ist unsere Ausfuhr an Spielzeug, an Handschuhen. Von unserer Ausfuhr an Eisenwaren

gehen aber heute 12—14 Prozent (60—70 Millionen) nach Amerika; ferner erhebliche Mengen Porzellan und Glaswaren (an 40 Millionen), Chemikalien, Anilin und andere Farbstoffe für 60—80 Millionen. Absolut nicht ganz unbedeutend, dagegen im Verhältnis der Gesamtausfuhr nicht erheblich und relativ in Abnahme ist der Zuckerexport; weniger als 5 Prozent unserer Zuckerexporte gehen nach Amerika. Auch von den vielbesprochenen Kunstgegenständen, Büchern usw. und Papierwaren nimmt Amerika uns nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Ausfuhren ab. Daß wir für eine Anzahl von Millionen Reis nach Amerika exportieren, von wo wir einst importierten, ist wohl von einigem Interesse, da es den Stand unserer Veredelungsgewerbe beleuchtet. Von 17 Millionen ausgeführtem Reis geht mehr als ein Drittel nach allen Teilen von Amerika, unserem einstigen Lieferanten des besten Carolinareises; wodurch wieder einmal das englische Sprichwort beleuchtet wird: „The ways of trade are strange“.

II.

Der Wandel in der Weltwirtschaft ist heute ein ständiger und ununterbrochener. Wer weiß, was vor einigen Lustren die Nationalökonomie über den Welthandel vortrug, der weiß heute schon fast nichts mehr; wir müssen auf diesem Gebiet unsere grundlegenden Anschauungen häufig ändern, denn es handelt sich nicht um die unweigerliche Verfolgung von Prinzipien und Schulmeinungen, sondern um die zeitliche Würdigung komplizierter Tatsachengruppen und Interessenkreise; dementsprechend ist es die Aufgabe einer weitsichtigen Politik, daß sie nicht immer auf demselben Standpunkte verharrt, daß sie nicht das, was ihr vor 10 Jahren oder 30 Jahren richtig erschien, als ausreichendes Rüstzeug für die Zukunft benutzt. Sie glaubt nicht, mit bequemem Aktenlesen oder gar nur dem Heranziehen der letzten „Similia und Präzedenzen“ das Dasein fristen zu können. Aufgabe des heutigen Beamten kann es nicht sein, am grünen Tisch liebgewordenen Theorien nachzuhängen. Er hat Handel und Wandel in der ganzen Welt zu verfolgen.

Doch darum, weil dieses Studium der neuen Dinge und die ständige Berührung mit der Gegenwart nötig ist, darf man andererseits doch auch nicht die historische Seite der Sache vernachlässigen; und wenn wir versuchen wollten, in unserer Handelspolitik gerade Amerika gegenüber in dieser Hinsicht allzu einseitig vorzugehen, so

würden wir dabei nicht gut fahren. Ja, es läßt sich zeigen, daß wir durch eine Vernachlässigung der politischen Geschichte unserer Handelsbeziehungen bereits effektiven Schaden erlitten haben, und daß aus diesem Grunde sich das Wort erfüllt hat: Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, weh Dir, daß Du ein Enkel derjenigen bist, die 1827/28 gute Verträge geschlossen haben. Als vor ein-einviertel Jahrhundert Europa von der Befreiung der Vereinigten Staaten hörte, da war die Freude sehr wohl verständlich. Der Große Friedrich, der ein Realpolitiker war, wo es sich um die Interessen seines Landes handelte, wußte den Vorteil zu erkennen, der sich für sein Land darin bot. Von nun an konnten in der alten Welt nicht nur die Kolonialmächte mit überseeischen Ländern Handel treiben, sondern, obwohl die Flottenträume des Großen Kurfürsten zuschanden geworden waren, bot sich nunmehr die Möglichkeit, es jenen gleichzutun. So schloß er jenen Handelsvertrag mit Franklin, der eines der interessantesten Denkmäler des Vertragsrechts ist. Es ist ein Vertrag, in dem man sich mit unerhörter Liberalität die weitestgehenden Berechtigungen und Begünstigungen zugestand; was man ruhig tun konnte, da gar keine entgegenstehenden Interessen vorhanden waren. Es bestand kein Verkehr. Und daher konnten sich auch weder deutsche noch amerikanische Landwirte oder Industrielle irgendwie geschädigt fühlen. Andererseits hat aber auch dieser und ein nach seinem Muster später noch einmal wieder geschlossener Vertrag nicht viel genützt; denn es hat sich kein nennenswerter preußisch-nordamerikanischer Verkehr entwickelt, der seinen Weg vielmehr entweder über die Hansestädte oder über die belgisch-holländischen Städte nahm. So blieb der Vertrag lediglich ein bedeutsames völkerrechtliches Dokument. Hamburg und Bremen andererseits gelang es nicht, trotz des bestehenden Verkehrs zu vertragsmäßigen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten zu gelangen. Es bestand zwischen diesen Staaten und der nordamerikanischen Regierung ein angenehmer modus vivendi. Aber weil sie zu klein waren, wollte der damals schon sehr große Uncle Sam ihnen nicht die Ehre eines Vertrags zugestehen. Erst im Jahre 1827/28 kam für die freien Hansestädte ein Handelsvertrag zustande, und gleichzeitig ein solcher mit Preußen zum dritten Male. Die Gründe dafür lagen in der inzwischen veränderten Politik der Vereinigten Staaten, welche seit 1815 durch ihre zunächst auf die Schiffahrt bezügliche

sogenannte Reziprozitätsgesetzgebung in die Welthandelspolitik überhaupt einen neuen Zug brachten.*)

Die Verträge mit den Hansestädten stützten sich im Gegensatz zu den älteren preußischen auf einen bereits vorhandenen nennenswerten Verkehr. Schon in den Kriegen der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts war Hamburg als neutraler Platz besonders begünstigt. Die Bank von Hamburg war zeitweilig der Mittelpunkt des Weltkredits, und ein reger Verkehr herrschte auch nach 1802 nach Hamburg, nunmehr einem Hauptstapelplatz des überseeischen Welthandels, bis die Elbe blockiert wurde, und dann hinterher die Kontinentalsperre und die französische Okkupation allem Seehandel ein Ende machten. Mit dem Ende der napoleonischen Kriege nach 1815 fand ein neuer Aufschwung statt. Außer der Union und Haiti war inzwischen Brasilien zum unabhängigen Reich in Amerika geworden, mit dem man direkte, offizielle Verbindungen anknüpfen konnte. Das taten vor allem auch die Hanseaten. Etwa gleichzeitig wie mit den Vereinigten Staaten traten sie Ende der 20er Jahre mit Brasilien in ein vertragsmäßiges Verhältnis. Andererseits hatte im zweiten Jahrzehnt der Unabhängigkeitskampf begonnen, der bis 1830 das ganze spanische Mittel- und Südamerika selbständig machte und nur noch Kuba und Puerto Rico bei Spanien ließ. Damit war mit Ausnahme der übriggebliebenen Kolonialgebiete der Engländer und der kleinen Niederlassungen der Holländer, Franzosen und Dänen ganz Amerika aus dem alten Kolonialsystem losgelöst, dem Weltverkehr erschlossen, und schnell begannen wiederum auch die Hanseaten, durch Aufnahme des Verkehrs und Vertragsverhandlungen die Situation auszunutzen. Um diese Zeit konnte ein deutscher Schriftsteller mit Genugtuung ausrufen: „Durch die Befreiung des größten Teils Amerikas aus den Banden des Kolonialsystems erhielt Deutschland gleichsam Kolonien, und Hamburg konnte nun selbständiger in den Welthandel eingreifen." Ja, selbst Friedrich List wies gelegentlich darauf hin, Deutschland habe den großen Vorteil, daß es in seiner Handelspolitik nicht auf die Bedürfnisse und Wünsche eigener Kolonien Rücksicht zu nehmen brauche; es könne auf dem Boden der weitestgehenden Begünstigung in Verträge mit den Amerikanern eintreten.

---

*) Ueber diese ungemein wichtige, das moderne Reziprozitätsverhältnis begründende amerikanische Akte von 1815 vergl. z. B. W. W. Bates, „American Marine", S. 103 ff.

Die meisten amerikanischen Länder standen nun auf eigenen Füßen. Zu ihnen kamen seit den 50er Jahren in handelspolitischer Beziehung noch die britischen Kolonien in Nordamerika hinzu, welche in ihrer Zollpolitik dem Mutterlande wie fremden Ländern gegenüber gleichmäßig autonom wurden. Und in den übrigen Kolonialländern, speziell Holland und Dänemark, kam allmählich der Freihandelsgedanke zur Durchführung. So wurde auch der Handel mit den meisten Kolonien freigegeben.

Die unabhängigen Staaten hatten in der Folgezeit kaum ein Interesse daran, irgend eine andere Macht besonders zu begünstigen oder grundsätzlich zu benachteiligen; für sie galt der Satz: Jeder ist sich selbst der Nächste. Sie wollten eine Handelspolitik entwickeln, die ihnen persönlich den größten Vorteil brächte und verhinderte, daß sie in Abhängigkeit von irgend jemand gerieten. Deshalb räumten sie nach nordamerikanischem Vorbilde niemandem Spezialbegünstigungen ein, sondern zeigten sich im allgemeinen geneigt, Alle auf der gleichen Basis zu behandeln, die ihnen Reziprozität zuzusichern geneigt waren. In dieser Richtung gingen sie alle gleich vor. Zollpolitisch hingegen hat die nordamerikanische Union eine von den andern Staaten abweichende Politik eingeschlagen. In letzteren ließ man sich wesentlich durch die Frage der Staatseinnahmen leiten. In der Union dagegen ist man seit den Tagen des ersten großen Schatzsekretärs Alexander Hamilton, von dem in dessen berühmtem Bericht niedergelegten handelspolitischen System ausgegangen* und hat stets eine eigene auf die Förderung der heimischen Gewerbe gerichtete Politik getrieben, die sich als eine mehr oder weniger hochschutzzöllnerische Interessenpolitik zum Zweck der Entfaltung heimischer Produktion charakterisiert. Bald milder, bald stärker — man hatte bald verstärkte Hochschutzzölle, bald abgemilderte, die zugleich als Finanzzölle dienen sollten, — haben die Amerikaner die Töne ihrer Handelspolitik stets auf derselben Trompete geblasen. Nichtsdestoweniger haben sie, wie schon in dem Vertrag mit Friedrich dem Großen theoretisch, so später auch praktisch für die Entwicklung des Rechts der internationalen Handelsbeziehungen durch die Ausdehnung des ursprünglich für die Schiffahrt aufgestellten Reziprozitätsprinzips auf

*) Die beste Darstellung der älteren amerikanischen Handelspolitik findet sich in Ugo Rabbeno, „The American Commercial Policy“, ins Englische übersetzt nach der 2. Aufl., London 1895.

die Handelspolitik entscheidende Fortschritte verwirklicht. Ueber die ganze Welt verbreitete sich von hier aus der Grundsatz, daß man die Untertanen der beiderseitigen Länder für alle Arten von Abgaben usw. gleichmäßig behandelte, daß der Hanseat z. B. in Nord-, Süd-, oder Mittelamerika ebenso arbeiten konnte wie deren Untertanen in den Hansestädten, daß die nach Flagge und Herkunftshafen der Schiffe und Einfuhrfahrzeuge verschieden hohen Abgaben wegfallen sollten usw.; und man ist dann noch weiter gegangen zu dem Gedanken der sogenannten Meistbegünstigung, der Zusicherung des Rechts, daß der wechselseitige Verkehr nicht schlechter behandelt werden solle als der Verkehr mit anderen Ländern. In der Zollpolitik allerdings machte man dabei die Reserve, daß dies nur auf die allgemeinen Verkehrsgrundsätze und Zolltarife bezüglich sein solle, nicht aber die Möglichkeit ausschlösse, daß sich die vertragschließenden Staaten in Verträgen mit dritten Ländern von diesen spezielle Begünstigungen gewähren ließen, und diesen daraufhin besondere Gegenbegünstigungen zusagten; wobei allerdings der mit Reziprozität verknüpfte Meistbegünstigungsgedanke auch derart wirkte, daß festgestellt wurde, ein mit Meistbegünstigung bedachter Staat könne die von dem andern an dritte Staaten für Gegenleistungen gewährten Benefizien für sich gleichfalls erringen, wenn er bereit sei, seinerseits den Zugeständnissen des Dritten äquivalente Konzessionen anzubieten.

Die anderen amerikanischen Staaten waren damals auf einer anderen Entwicklungsstufe befindlich als die Vereinigten Staaten. Hier hatte der englische Krieg die Veranlassung zur Begründung eigener Gewerbe gegeben. Mexiko, die mittel- und südamerikanischen Länder traten in Jahrzehnte großer Unruhen ein, die bis an die Schwelle der Gegenwart dauerten oder gar noch heute fortdauern und während ihres Bestehens das Aufkommen von großen, leistungsfähigen heimischen Gewerben vollständig außer Frage stellten. Wir wissen z. B. wie Mexiko fortwährend Revolutionen preisgegeben war, bis Don Porfirio Diaz sie mit fester Faust zu unterdrücken verstand, wie andererseits in Venezuela nach der segensreichen Wirksamkeit des dortigen Don Porfirio, Don Guzman Blancos, der zeitweilig Ruhe und Gedeihen geschaffen hatte, heute wieder alles drunter und drüber geht. Nicht viel anders steht es noch in der Gegenwart mit manchen anderen Ländern der mittel- und südamerikanischen Gebiete. Präsidenten, die eine gewisse Ordnung schaffen wollten, sind in

jenen Staaten nicht immer sehr beliebt gewesen, noch haben sie sich lange halten können. Ein brasilianischer Staatsmann sagte mir einmal, für das Kaiserreich mit seiner Ordnung, Kontinuität und Ehrlichkeit sei das Land noch nicht reif gewesen. — Erst sehr langsam sehen wir eine größere Ständigkeit, wenigstens in einigen größeren südamerikanischen Ländern eintreten. Ein großer gewerblicher Aufschwung machte sich daher bis an die Schwelle der Gegenwart nirgend geltend, und immer wieder haben Revolutionen alles Errungene in Frage gestellt. Dementsprechend waren die großen europäischen Finanziers mit ihren Kapitalinvestierungen vielfach zurückhaltend. Wo sie aber weiter gingen, haben sie mehrfach in Argentinien, Brasilien, Venezuela und an der Westküste nach Perioden großer Gewinne auch wieder heftige Nackenschläge erhalten. — Für gewerbliche Unternehmungen großen Stils fielen die tropischen Länder für lange Zeit von selbst aus; man glaubte, sie wären von der Natur nur dazu bestimmt, Rohprodukte zu erzeugen, mit denen sie Außenhandel treiben konnten, aber alle industriellen Erzeugnisse von England usw. zu empfangen. Man sah das gewissermaßen als ausgleichende Gerechtigkeit der Natur an. So war hier von einer Schutzzollpolitik bis in die jüngste Vergangenheit nirgends zu reden, lediglich Finanzzölle wurden erhoben; wie primitive Staatswesen heutzutage ganz allgemein einen sehr überwiegenden Teil ihrer Gesamteinnahmen aus den Zöllen zu ziehen, und hierfür neben den Einfuhrzöllen auch erheblich das Mittel der Ausfuhrzölle von Stapelartikeln zu benützen pflegen, während in den Vereinigten Staaten allerdings die Erhebung von Ausfuhrzöllen von Anfang an verfassungsmäßig untersagt war.*)

In ihrer Grenzzollpolitik haben, wie gesagt, alle amerikanischen Staaten es bisher durchaus vermieden, durch besondere Begünstigung irgend einem Lande längere Zeit eine Vorhand- oder gar Monopolstellung zu sichern. So entstand ein System der Handels- und Schiffahrtsverträge, welche im allgemeinen jedem Staate, der zu entsprechenden Gegenerklärungen bereit war, Meistbegünstigung im

*) Auch wenn je etwa Tarifkämpfe zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten entstehen sollten, erscheint es ganz ausgeschlossen, daß letztere, wie man sogar gelegentlich von solchen, die es besser wissen sollten, äußern hört, daraufhin einen Ausfuhrzoll auf Baumwolle oder Kupfer legen könnten. Die dafür notwendige Verfassungsänderung setzt außer einer zweidrittel Majorität in beiden Kongreßhäusern die Zustimmung von drei Vierteln aller Bundesstaaten voraus, die in absehbarer Zeit niemals hierfür zu haben sein wird. Constitution of the United States. Art. I., Sec. 9.



amerikanischen Sinn, d. i. eine solche mit Reziprozitätsbeschränkungen, zugestanden. Auf dieser Grundlage haben sich die deutschen Beziehungen mit fast allen amerikanischen selbständigen Staaten entwickelt. Einzelne Vertragskündigungen und daran anschließende Zollkriege sind ja gelegentlich vorgekommen; in anderen Fällen hat man sich auch zeitweilig längere Zeit ohne vertraglich bindende Vereinbarungen beholfen. Die Beziehungen mit den Kolonialreichen Englands wurden seit den 60er Jahren dadurch wesentlich beeinflußt, daß man mit dem Mutterlande einen Handelsvertrag schloß. Durch den erhielt man auch in den Kolonien die Stellung der meistbegünstigtsten Nationen in dem Sinne, in welchem sie seit Anfang der 60er Jahre in Europa zugestanden wurde: unbedingte Meistbegünstigung, die auch alle Spezialvorteile, die Dritten zugestanden werden, der anderen Vertragspartei ohne weiteres zugängig machte und hier bei den zollpolitisch autonomen Kolonien sogar die Wirkung hatte, daß alle während der Vertragsdauer dem Mutterlande gemachten Zugeständnisse den meistbegünstigten Ländern ohne weiteres mitzufielen. Hierin wurde auch nichts geändert, als Kanada inzwischen im Gegensatz zum Mutterlande zur Ausbildung eines Schutzzollsystems übergegangen war, von dem England und die Vertragsstaaten gleichmäßig getroffen wurden. England mußte dies ruhig mit ansehen, weil sonst die Dominion sich womöglich der nordamerikanischen Union angeschlossen hätte.

Ein Ueberbleibsel des Kolonialsystems bestand seit den 70er Jahren in Amerika wesentlich nur noch in den spanischen Kolonien. Seitdem ist dies aber Spanien gegenüber weggefallen, indem Nordamerika die Gefälligkeit hatte, Spanien von den ständigen Lasten der Aufstände und Kriege in Kuba zu befreien und die Kolonien teils offiziell, teils als Protektorat sich genommen hat. Vorher hatten in diesen spanischen Kolonien die übrigen Länder durch Verhandlungen mit Spanien zwar nicht eine gleiche Behandlung wie die Spanier, doch die Stellung der meistbegünstigten Nichtspanier erhalten können.

Ein gewisser Wandel ist nun aber in einigen süd- und mittelamerikanischen Ländern inzwischen dadurch zu Tage getreten, daß sich in der jüngsten Vergangenheit nennenswerte Anfänge eigener Gewerbe zu zeigen beginnen. Doch zunächst noch einige Worte über die Entwicklung unserer Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten in der neueren Zeit.

III.

Ueber die Fragen der wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und der nordamerikanischen Union ist in der letzten Zeit eine größere Anzahl von Arbeiten erschienen. Wie die Dinge aber eigentlich gelegen haben und liegen, hat, glaube ich, mancher Schriftsteller, ja selbst diese oder jene Persönlichkeit aus den kompetenten Ressorts nicht gewußt und dementsprechend auch nur recht wenige der beschränkten Untertanen. Es ist ein erhebliches Verdienst der bekannten Neugründung, des „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins", hier neuerdings durch eine Veröffentlichung interessantes Material zur Klarstellung der faktischen Situation herbeigetragen zu haben. Sie wird uns geboten in einem Buche: „Die Meistbegünstigungsklausel, eine entwicklungsgeschichtliche Studie", von Dr. Glier. Das ziemlich umfangreiche Buch zeichnet sich nicht nur durch schönes Papier und guten Druck, sondern auch durch seinen recht wertvollen Inhalt aus und erörtert mit einer großen Fülle von Gelehrsamkeit die wichtigen Seiten unserer handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, Argentinien usw. Seine, da es einigermaßen kompliziert geschrieben ist und durch mancherlei Wiederholungen gelegentlich die Uebersicht beeinträchtigt, nicht ganz einfache Lektüre ist den Fachleuten dringend zu empfehlen.*)

Hinsichtlich unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ist man bisher im deutschen Publikum im allgemeinen von der Voraussetzung ausgegangen, daß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ein alter Handelsvertrag bestände. Demgegenüber betont Glier mit Nachdruck: Deutschlands handelspolitische Beziehungen zu den Vereinigten Staaten beruhen außer auf gewohnheitsmäßiger Entwicklung heute lediglich auf einer

*) Gegen das Buch lassen sich trotz seiner Verdienste einige Einwände erheben. 1. es geht bei der Aufspürung der Wurzeln der Reziprozität nicht auf die oben angedeutete Quelle des modernen Reziprozitätsgedankens, auf die innere amerikanische Gesetzgebung von 1815 zurück und hellt daher die Bahnen der älteren Gedankengänge nicht vollkommen auf, 2. hat es aber auch die Archivakten über die älteren Handelsverträge nicht benützt, die mancherlei Aufklärungen gerade über die früheren Anschauungen bieten können und der Forschung zugängig sind, 3. fehlt vollkommen die Erörterung der für die Entwicklungsgeschichte prinzipiellen Bedeutung des im letzten Momente in Washington zum Scheitern gekommenen, schon vollständig abgeschlossenen Tarifvertrages von 1845 zwischen dem Zollverein und den Vereinigten Staaten, und 4. passieren dem Verfasser auch gelegentlich Mißgeschicke mit seiner Uebersetzung aus dem Englischen, so z. B. verwechselt er das Wort „equality" mit „equity" und übersetzt Billigkeit statt Gleichheit usw.

besonderen Konvention von 1900. Bis zu dieser Konvention hatten sie acht Jahre lang auf der sogenannten Saratogakonvention von 1892 beruht. Seit der Begründung des Deutschen Reiches bis 1892 haben sie nicht auf vertraglicher, sondern gewohnheitsmäßiger Grundlage gestanden. Zwischen Preußen, den Hansestädten, Hannover, Mecklenburg, Oldenburg und anderen deutschen Staaten einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits waren früher, im Jahre 1827/28 und den 40er Jahren allerlei Handelsverträge geschlossen.*) In diesen haben die Kontrahenten auf der damals üblichen Grundlage mit bestimmten Modifikationen sich gegenseitige Meistbegünstigung unter Wahrung der reziproken Sonderbeschränkungen zugesichert. Sie sind aber, wie auch die Amerikaner später nachdrücklich betonen, nicht derart auf das Reich übergegangen, daß dieses nunmehr als Ganzes in irgend einen von ihnen eingerückt ist. Keine derartige Bestimmung ist in den Verträgen vorgesehen, noch ist hinterher eine entsprechende Deklaration ausgetauscht worden. Wenn man in der Folgezeit in Deutschland auch offiziell an der Fiktion festgehalten hat, es beständen Handelsvertragsbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, so war das ein völkerrechtlich nicht wohl verständlicher Irrtum; denn das Reich hat auf Grund der Verfassung die Regelung der handelsvertraglichen Beziehungen Deutschlands gegenüber anderen Ländern übernommen. Es ist darin in gewissem Umfang der Rechtsnachfolger des Zollvereins geworden, aber auch nur in gewissem Umfang; mit diesem aber bestand kein Vertrag und keinesfalls ist das Reich ohne weiteres der Rechtsnachfolger Preußens und anderer im Zollverein befindlicher oder außerhalb des Zollvereins stehender Staaten in Handelsverträgen. Das liegt auf der Hand, wenn man überlegt, daß zwischen den Vereinigten Staaten und den außerhalb des Zollvereins stehenden Staaten, Hamburg, Bremen oder Mecklenburg ja ein ganz anders lautender Tarifvertrag, ohne Meistbegünstigungs- oder Reziprozitätsklausel, hätte bestehen können. Dann hätten die Vereinigten Staaten gerade so gut reklamieren können, daß nunmehr ihr Verkehr mit Hamburg oder Mecklenburg sich auf Grundlage dieses Vertrages weiter regelte. Sie haben selber später gleichfalls eine ungenügende Kenntnis der deutschen Verfassung bewiesen, wenn sie annahmen, der Vertrag von 1828 mit Preußen bestände noch

*) Sie sind in dem Buche „Amerika, seine Bedeutung für die Weltwirtschaft usw." im einzelnen aufgezählt.

weiter. Sie sind aber hier durch die mangelnde Klarheit auf deutscher Seite selbst entschuldigt. Man muß mit allem Nachdruck betonen, daß vom 18. Januar 1871 an ein Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten de jure nicht bestand. — Dasselbe gilt auch gegenüber Argentinien, mit dem man gleichfalls heute noch in einem durch ältere preußische Verträge erklärten Verhältnis verkehrt. Es wäre ein völkerrechtliches Unikum, daß eine größere Einheit plötzlich und ohne weitere Deklaration als Erbe einer komplizierten Vielheit von Verträgen mit anders gearteten Staatsgebilden auftritt.

Als man Anfang der 90er Jahre mit der Union über die Neuordnung der Verhältnisse verhandelte, lebte man demgemäß nur in einem gewohnheitsrechtlich entwickelten, nicht aber vertragrechtsverbindlichen Zustand. Dieses gewohnheitsmäßige Verhältnis baut sich allerdings immer noch aus dem Geist der Bestimmungen der älteren Verträge auf, in denen festgesetzt war, daß man einander alles mögliche Liebe, Gute und Schöne tun wolle. Ueber das Konsularwesen hatte man nach Begründung des Reichs eine neue Konsularkonvention geschlossen, in der Handelspolitik dagegen wohl sich in der Zeit, als die Idealisten einer allgemeinen Handelsfreiheit zuzusteuern hofften, entsprechender Maßnahmen überhoben geglaubt. Die Amerikaner indes kultivierten diese Ansicht nur theoretisch, denn sie hatten nach dem Kriege einen hohen Zolltarif in Geltung, der damals durch die Währungsverhältnisse ihrer Papierwirtschaft für die in Gold zu zahlenden Zölle noch erhöht wurde. Sie haben an eine Verminderung der Zollsätze durchaus nicht gedacht. — Als dann seit den 80er Jahren allerlei Reibungen und Differenzen zutage traten, entwickelten sich bald aus dieser Situation Schwierigkeiten. Man sprach noch häufig von jenem Vertrag von 1827/28. Aber es stellte sich bald heraus, daß die beiden Länder ihn nur insoweit in den Vordergrund stellten, als sie sich Nutzen davon versprachen, und Amerika im ganzen von seiner angeblichen Weitergeltung wenig Aufhebens machte.

Hätte man die einfache Tatsache seines Erlöschens anerkannt, so hätte man natürlich alle jene Kontroversen über Meistbegünstigung und Reziprozität vermeiden können, die in den folgenden Jahren eine ungebührliche Rolle gespielt haben; ungebührlich selbst dann, wenn er etwa noch bestanden hätte. Es wurde gesagt, es gibt zwei Artikel in dem Vertrage, die sich widersprechen, die Artikel 5 und 9. Die Sache hat nun ja nur historischen Wert; sie war aber so: In

dem einen Artikel sicherten Preußen und die Vereinigten Staaten sich gegenseitige Meistbegünstigung für die Erzeugnisse des Bodens oder Kunstfleißes der beiden Länder zu, welche nicht mit anderen oder höheren Abgaben belegt werden sollten als dieselben Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes aus anderen Ländern. Im wesentlichen Gleichlautendes wurde zwischen den Vereinigten Staaten und den Hansestädten festgestellt. In dem anderen Artikel ward erklärt, wenn von einem der kontrahierenden Teile in der Folgezeit anderen Nationen irgend eine besondere Begünstigung inbetreff der Schiffahrt und des Handels zugestanden werden sollte, so solle diese Begünstigung sofort auch dem anderen Staat zugute kommen, „welcher dieselbe, wenn sie ohne Gegenleistung zugestanden ist, ebenfalls ohne eine solche, wenn sie aber an die Bedingung der Vergeltung geknüpft ist, gegen die Billigung derselben Vergeltung, genießen wird.“ Das heißt mit anderen Worten: Wenn Preußen mit Oesterreich in einen Vertrag tritt, in welchem es Oesterreich eine Ermäßigung der Getreidezölle von 5 auf $3^1/_2$ Mark gewährt, und Oesterreich bietet hierfür keine Gegenleistung, dann muß Preußen auch dieselbe Konzession ohne weiteres den Vereinigten Staaten machen, wenn aber Oesterreich als Gegenleistung dafür z. B. eine billigere Einfuhr von preußischen Textilwaren oder Maschinen gestattet, dann bekommen auch die Vereinigten Staaten die Ermäßigung der Getreidezölle nicht gratis, sondern nur, wenn sie beiderseits als entsprechend anerkannte Konzessionen zu machen bereit sind; und umgekehrt.

Nun hat man auf Seiten Deutschlands immer an dem Argument laboriert, durch den Artikel 5 sei die volle Meistbegünstigung zwischen beiden vertragschließenden Parteien gegenseitig festgelegt. Man hat den Amerikanern zeitweilig erklärt, der Vertrag von 1827/28 gälte selbstverständlich weiter, und darum hätten wir ein Recht auf gegenseitige volle Meistbegünstigung; demgegenüber haben die Amerikaner dann erklärt, davon könne gar keine Rede sein; wenn dieser Vertrag überhaupt noch Preußen gegenüber gälte, so ergäbe der Artikel 9, daß es sich um eine bedingte Meistbegünstigung in der Form der Reziprozität handle. Glier weist nach, daß dies, historisch richtig interpretiert, bedeuten würde, Preußen habe das Recht, zu verlangen, daß Amerika keine höheren Abgaben von ihm als von irgend einem anderen Lande verlangen dürfe, nicht aber verhindert sei, durch Reziprozitätsabkommen gewisse Verminderungen der allgemein geltenden Zoll-

sätze für besondere Gegenleistungen zuzugestehen. Wenn der Vertrag von 1827/28 noch gälte, müßte allerdings Preußen in die Lage versetzt werden können, durch entsprechende Gegenkonzessionen sich auch die gemachten Konzessionen zu sichern.

Wenn zwei Parteien verschiedener Meinung sind im internationalen Verkehr, dann hilft es nichts, wenn die eine Partei immer sagt: „Das ist meine Ansicht!“ und die andere: „Dies erkenne ich nicht an!“ So aber haben wir uns in der Tat gegenüber Amerika verhalten. Wir haben gesagt: „Dies und das ist unsere Interpretation, die Eure ist uns gleichgültig.“ Die Amerikaner haben dann 1891 erklärt: „Wir halten den alten Vertrag gegenüber dem Reich nicht für verbindlich, sondern es handelt sich nur um Verträge mit Preußen usw., und diese können dann auch nur eventuell für die Erzeugnisse Preußens gelten.“ Die völkerrechtliche Unhaltbarkeit dieser Theorie wurde oben betont. Des weiteren haben dann die Amerikaner sich bereit erklärt, Deutschland zwar nicht die Meistbegünstigung, wohl aber die durch die Reziprozität beschränkte Meistbegünstigung auf Grund neueren Uebereinkommens zu gewähren.

Schon Fürst Bismarck hat den amerikanischen Verträgen zweifellos keine große Bedeutung mehr beigemessen; zeitweilig sind die Vereinigten Staaten in der amtlichen Aufstellung der Länder, mit denen man im Meistbegünstigungsverhältnis stand, nicht erwähnt worden.*)

Und nun kommt das Unglaubliche. Man erkannte, nachdem in den 80er Jahren sich bekanntlich bereits einzelne Differenzen in der Handelspolitik ergeben, der McKinley-Tarif seit 1890 die Union zollpolitisch auf eine ganz andere Grundlage gebracht, andererseits in Europa die mitteleuropäischen Handelsvertragsverhandlungen zu dem Abschluß der ersten großen Tarifverträge geführt hatten, eine Neuregelung der deutsch-amerikanischen Beziehungen beiderseits als wünschenswert. Diese fand in der „Saratogakonvention“ tatsächlich statt. In dieser wurde, trotzdem die Amerikaner selbst sich schon nicht mehr für meistbegünstigt hielten, ihnen die aus den Handelsverträgen mit Oesterreich und den anderen Staaten sich ergebenden Zollermäßigungen gegen relativ irrelevante Gegenkonzessionen zugebilligt. Daß die Abmachung eine leoninische war, geht daraus hervor, daß uns von

*) Siehe Glier, a. a. O.



den Amerikanern nur für die wenige Millionen betragende Zuckereinfuhr die im McKinley-Tarif vorgesehene Zollfreiheit zugesichert wurde. Wären wir nicht zu einem Vertrage gekommen, so war die Union nach dem Tarif berechtigt, auf deutschen Zucker Zoll zu erheben. Bei uns dagegen erhielten die Amerikaner für ihre Getreideeinfuhr, die sich auf mehrere Hundert Millionen belief, die ermäßigten Zölle zugesagt. Und damit nicht genug, Deutschland hat ihnen auch noch alle anderen vertraglichen Ermäßigungen auf Industrieprodukte einseitig gewährt, ohne daß sie hierauf überhaupt auf Grund der Konvention auch nur irgend einen Anspruch erhoben haben. Ob man etwa vermeint hat, durch diese „Liberalität" die Amerikaner zu der deutschen Auffassung von der bestehenden Meistbegünstigung zu bekehren oder mit jenen Freihandelstheorien hausieren ging, die das England Cobdens und Gladstones in den 60er Jahren dazu veranlaßten, alle vertragsmäßigen, einzelnen Ländern zugestandenen Tarifermäßigungen zu verallgemeinern, mag der aktenlesende Historiker späterer Jahrzehnte ergründen.

Wir haben dann das Schauspiel gehabt, daß jahrelang im Reichstag nicht bloß von Abgeordneten, sondern auch von Bundesratsbevollmächtigten, mit dem Meistbegünstigungsbegriff weiter operiert wurde, welcher in der nunmehrigen Grundlage unserer handelspolitischen Beziehungen mit Amerika, der Saratogakonvention, überhaupt nicht erwähnt wird. Im Gegenteil läßt der ganze Tenor der letzteren erkennen, daß man in ihr auch nicht etwa eine Zusatzkonvention zu altbestehenden Verträgen erblickte, sondern eine neue Grundlage handelspolitischer Beziehungen. — Mit dieser Betrachtung erledigen sich auch alle jene Behauptungen, daß wir durch eine Kombination des deutsch-französischen Friedensvertrages mit dem amerikanischen Meistbegünstigungsvertrag der Union die betreffenden Konzessionen zu machen gehabt hätten. Denn, wieder die Geltung der alten Verträge angenommen, würde es sogar der amerikanischen Auffassung entsprechen, wenn die Spezialbestimmungen des Artikels 11 des Friedensvertrages, welcher Frankreich eine auf die Beziehungen zu gewissen anderen Ländern beschränkte Meistbegünstigung gewährt, für den deutsch-amerikanischen Verkehr keine Parallele bieten würde, insofern diese Spezialabmachung ein integrierender Teil des ganzen Friedensvertrages mit seinen Landabtretungen, Milliardenzahlungen usw. bildet.

Amerika wäre gewiß nicht bereit gewesen, als Gegenleistung für die Gewährung der besonderen reziproken Vorteile etwa

Pennsylvanien oder Texas abzutreten oder einige hundert Millionen Dollars zu zahlen. Für die Richtigkeit dieser Anschauung spricht übrigens, daß die Amerikaner, abgesehen von dem später annektierten Hawai, auch mit dem ausdrücklich als unabhängig anerkannten Staat Kuba einen Vertrag geschlossen haben, in dem sie sogar, was selbst dem bisherigen Geist ihrer Reziprozitätsverträge zuwiderläuft, gegenseitige Konzessionen stipulieren, die unter keinen Umständen irgend einem dritten Lande gewährt werden dürfen.

War schon die Saratogakonvention selbst kaum eine sehr vorteilhafte Abmachung, so wurde sie nach wenigen Jahren durch die Annahme des Wilson-Tarifs in Washington tatsächlich wieder hinfällig, indem die einzige Deutschland gemachte Konzession von Belang, die Zollfreiheit des Zuckers nicht nur wieder aufgehoben wurde, sondern alsbald auch eine besondere Abgabe auf den deutschen Zucker aus dem Grunde gelegt wurde, daß er eine Exportprämie genösse. Der Präsident Cleveland bezeichnete dies als den Vertragsbestimmungen zuwider laufend und suchte die Wiederaufhebung durchzusetzen, doch scheiterte er an den „süßen Argumenten", die sich im Senat seitens des Zuckertrusts geltend machten. Und statt die Konsequenzen der durch die Amerikaner tatsächlich erfolgten Wiederaufhebung der Saratogakonvention zu ziehen, oder wenigstens eine entsprechende Modifikation auch der deutschen Zollsätze gegenüber den amerikanischen Getreidezufuhren einzuführen, was die Regierung in Washington, sofern dies nur richtig vertreten wurde, höchstwahrscheinlich als berechtigt anerkannt haben würde, ließ man deutscherseits alle Begünstigungen trotzdem ohne weiteres weiter bestehen!

Auch in der Folgezeit hat man bei uns nicht versucht, mit einer klaren, großzügigen Politik den abermaligen Verschärfungen des Zolltarifs und seiner Handhabung in Amerika gegenüber Stellung zu nehmen, sondern man hat nur der deutschen Landwirtschaft, wie schon früher, auf dem Gebiet des Veterinärwesens kasuistische Zugeständnisse gemacht, die man, soweit es sich tatsächlich um den Schutz der deutschen Viehzucht und der deutschen Obstkultur handelt, durchaus billigen muß; sofern sie aber die Auslegung einer Politik der Beschwichtigung gegenüber der konservativen Partei und der Nadelstiche gegenüber dem Ausland zuließen, unzweifelhaft verfehlt waren.

Sachlich mußte man sich allmählich dazu bequemen, die Auffassung von Washington über die historische Entwicklung der Grundlagen und den Stand unserer Handelsbeziehungen als die materiell richtigere anzuerkennen. In allen Maßnahmen, die sich in Amerika an die Durchführung der verschiedenen Bedingungen des Dingley-Tarifs knüpften, gab es zu erkennen, daß es das derzeitige Bestehen eines unbedingten Meistbegünstigungsverhältnisses, das nicht durch die Möglichkeit von weitergehenden Reziprozitätsabkommen mit anderen Staaten eingeschränkt sei, nicht anerkenne; und Deutschland hat diesem Gesichtspunkt auch formell durch den Abschluß der Konvention von 1900 Rechnung tragen müssen. In dieser letzteren haben wir den Vereinigten Staaten neue Konzessionen nicht gemacht, was im Reichstag von hervorragend uninformierter Seite behauptet wurde; im Gegenteil, damals haben uns die Amerikaner in gewissem Sinne einen Freundschaftsdienst erwiesen; sie haben uns ohne Gegenleistung jene Konzession gemacht, die sie kurz vorher Frankreich gegen bestimmte Gegenleistungen gewährt hatten, nur auf die Zusicherung hin, daß wir ihnen während der Dauer der jetzigen zolltarifarischen Verhältnisse gegenüber Oesterreich-Ungarn usw. eine gleiche Behandlung wie diesen Ländern zuteil werden lassen würden. In gewissem Umfang ist in dieser Konvention auf beiden Seiten der Beweis der Absicht eines wechselseitigen Entgegenkommens zu erblicken, das bis zu der damals bald bevorstehenden Neuregelung unserer zoll- und handelspolitischen Verhältnisse eine angemessene Grundlage ungestörten Verkehrs schaffen sollte. Die Konvention geht zu Ende im März nächsten Jahres mit dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs und der Zusatzkonvention zu den älteren europäischen Handelsverträgen. Es erscheint mindestens zweifelhaft, ob die deutsche Regierung der Union durch eine neue Konvention die Fortdauer des Meistbegünstigungsverhältnisses unbedingt und einschließlich der den Tarifvertragsstaaten gewährten Reziprozitätsbegünstigungen ohne Zustimmung des Reichstages gewähren könnte, nachdem der frühere gewohnheitsrechtliche Meistbegünstigungszustand seit 1892 vorüber ist und nun die Konventionen erlöschen.

IV.

Die Frage rückt näher, wie man zu einem neuen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten gelangen kann. Aehnliche Erwägungen werden sich auch alsbald gegenüber Argentinien er-

geben, dem man deutscherseits gleichfalls infolge der historisch unrichtigen Interpretation der vertraglichen Meistbegünstigungsbestimmungen für sein Getreide usw. ohne weiteres gewohnheitsmäßig jene Ermäßigungen zugestanden hatte, die es von rechtswegen nur für äquivalente Gegenleistungen zu beanspruchen hat. Daß man angesichts der sich verhältnismäßig verschlechternden Lage, in welche der deutsche Export nach Süd- und Mittelamerika gegenüber anderen Ländern und im Verhältnis zur deutschen Einfuhr aus Südamerika gelangt ist, zu einer Fortsetzung jener „wechselseitigen und liberalen Politik" der unbedingten Meistbegünstigung der mittel- und südamerikanischen Staaten nicht imstande und geneigt sein dürfte, scheint keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. Auch hier muß in Zukunft den veränderten Verhältnissen der Weltwirtschaft Rechnung getragen und auf das bewährte ältere Mittel der Reziprozitätsklausel anstatt der unbedingten Meistbegünstigungsklausel, wie erstere auch de jure heute noch gegenüber Argentinien in Kraft wäre, wenn dieser ältere Vertrag überhaupt noch gälte, zurückgegriffen werden. Oder man wird zu erwägen haben, ob, was sich im Verkehr der europäischen Vertragsstaaten bewährt hat, nicht auch auf die amerikanischen Länder entsprechende Anwendung finden kann: der Abschluß von Tarifverträgen mit wechselseitigen Konzessionen, mit wechselseitiger Bindung und Ermäßigung bestehender Tarifpositionen.

Die Gedanken der napoleonischen Vertragsära mit ihrem Uebergang zur Weltwirtschaft auf Grundlage voller Handelsfreiheit, Einführung von Weltmünzen und ähnlichen schönen Zukunftsträumen sind dahingeschwunden. Auch das Größere Britannien hat schon in Amerika die ersten Schritte zu jener veränderten Handelspolitik getan, die einen größerbritischen Zollbund und einen stärkeren Abschluß nach außen bezwecken. In Kanada und Teilen von Westindien hat man dem Mutterlande größere Freiheiten gewährt als allen anderen Ländern und demgegenüber hält England an dem Standpunkt fest, dies widerspreche nicht dem Grundsatz der Meistbegünstigung in internationalen Verträgen.

Während sich in den Ländern, mit denen wir Tarifverträge schlossen, unsere Ausfuhr sehr günstig entwickelt hat, hat sich in den überseeischen Ländern, mit welchen wir Meistbegünstigungsverträge besitzen, bezw. welchen wir die unbedingte Meistbegünstigung über das Maß unserer Verpflichtung hinaus konzedieren, und denen,

mit welchen wir keine Verträge haben, unser Handel keineswegs so günstig entwickelt.

Bei einer Reihe von südamerikanischen Staaten kommt schließlich schon heute eine ganz veränderte Situation in Betracht. Nachdem sich, vielfach gerade infolge des längeren Bestehens hoher Finanzzölle, eigene Industrien bei ihnen entfalten konnten, sind sie auf dem Wege, auf gewissen Gebieten ein bewußtes Schutzzollsystem auszuarbeiten; bisher namentlich in der Textilindustrie; doch da man beginnt, die Rohmaterialien zu finden, werden sich alsbald auch Kohlen- und Eisenindustrien, und dann später Unternehmen zur Verarbeitung der Chemikalien und Forstprodukte usw. entwickeln. Es hat sich herausgestellt, daß sich an gewissen Wasserläufen und besonders begünstigten Punkten selbst der heißen Tropen, leistungsfähige moderne Fabriken einrichten lassen, wie ich mich auf meinen Reisen überzeugen konnte. Diese werden zwar meist von europäischem Kapital gegründet und von europäischem Geist geleitet und bringen diesen beiden Gruppen daher nennenswerte Erträge ein; es sind aber doch Erscheinungen, die für die zukünftige Handelslage von tiefgreifender Bedeutung sein werden. Das Schauspiel des Ringens nach industrieller Unabhängigkeit wird sich auf weiten Gebieten der süd- und mittelamerikanischen Länder ebenso abspielen wie im letzten Jahrhundert in Nordamerika.

Wenn wir uns fragen, wie wir in Zukunft unsere steigende Bevölkerung beschäftigen sollen, so müssen wir aus diesen Phänomenen und ihren voraussichtlichen Wirkungen die nötigen handelspolitischen Konsequenzen ziehen. Zum Teil läßt sich die Wirkung dadurch ausgleichen, daß wir mit unserem eigenen Kapital in verstärktem Umfang fortfahren, die neuen Gewerbe drüben zu leiten und uns tributär zu machen. Die Erträge können dann wenigstens die nötigen gesteigerten Einfuhren Deutschlands bezahlen. Auch hier sind aber gerade augenblicklich die Aspekten nicht allzu rosig. In dem Buche über „Amerika“ habe ich leider darauf hinweisen müssen, daß sich nicht nur der deutsche Ausfuhrhandel nach Südamerika unzureichend gesteigert hat, daß uns eine Reihe von anderen Nationen auf diesem Gebiete erfolgreich überflügelt hat. Neben England, welches heute in Südamerika übermächtiger als je dasteht, sind in zunehmendem Maße nordamerikanische, französische und andere Geschäftshäuser aufgetreten und beherrschen Märkte, wo einst die Hanseaten die hervorragendste Rolle spielten. Zu den

Importen aus jenen Ländern treten in steigendem Umfang solche aus Belgien und Holland, der Schweiz, Italien und Spanien.

Nicht minder bemerkenswert ist aber die Entwicklung der Kapitalanlagen. Es liegt wohl zum Teil an unserer Börsengesetzgebung, die verhindert, daß sich das deutsche Kapital neuerdings hinreichend schnell akkumuliert, zum Teil an gewissen ungebührlich aufgebauschten Unglücksfällen in der ersten Hälfte der 90er Jahre, daß Deutschlands überseeische Unternehmungen gerade in Amerika nicht so rasch fortgeschritten sind wie diejenigen anderer Länder. Wir sind noch immer nicht so kapitalkräftig wie die Londoner Banken und Bankiers, die für überseeische Geschäfte viel größere Kredite zur Verfügung stellen können. Ueberhaupt ist ja bei uns das sogenannte „Commercial Banking“ stark zurückgeblieben, und auch für ganz große Unternehmungen, Gewährung von Anleihen, Uebernahme von Eisenbahnunternehmungen, Anlagen von Fabriken im großen Stil, ist der Boden noch nicht so gut vorbereitet, wie namentlich in England und neuerdings in den Vereinigten Staaten. Es fehlt vielfach an Geld und an Vertrauen. Dies führt dazu, daß England und Nordamerika leichter bereit und in der Lage sind — ersteres Land mit eigenem, letzteres Land mit geliehenem Kapital, — große Risiken zu laufen und sich vielfach die Vorhand sichern. Sie sorgen dann dafür, daß die mit ihrem hergegebenen Gelde beabsichtigten Anschaffungen in den Werkstätten ihrer eigenen heimischen Industriellen bestellt werden, daß ihr Material bei dem Bau von Eisenbahnen, der Anlage von Fabriken, der Ausführung sonstiger privater Unternehmungen ausschließlich zur Verwendung gelangt, Betriebsleiter, Ingenieure usw. aus ihrem Lande beschäftigt werden.

Noch ein anderes Moment erschwert unsere Stellung in Südamerika, das sind die großen Einwanderungsströme, die heute von Südeuropa nach hierhin gehen. Nichts ist irriger als die Annahme, es entständen größere deutsche Gemeinwesen in Südamerika, im Gegenteil, so viele Italiener, Spanier und selbst Franzosen gehen jetzt dorthin, daß die geringe Auswanderung aus Deutschland, von der ausländische Gegner so viel törichtes Aufhebens machen, nicht annähernd ausreicht, auch nur das Verhältnis des bisherigen deutschen Elements irgendwie aufrecht zu erhalten. Diese ganzen Deklamationen und ebenso gelegentliche Behauptungen ungenügend informierter Deutscher werden nur an Ort und Stelle und in der Welt benutzt, um gegen Deutschland Stimmung zu

machen. Die Folge aber der tatsächlichen Entwicklung ist, daß der südeuropäische Handel und die südeuropäische Industrie in diesen Gebieten angesichts der bisherigen Neigungen und gewohnten Geschmacksrichtungen der romanischen Einwandererströme eine wesentliche Stärkung erhalten. So wäre es wohl aus Gründen der praktischen Handels- und Industriepolitik ernster Erwägung wert, daß man endlich einmal die deutsche Auswanderungsbewegung tatsächlich mehr nach Südamerika zu lenken versuchte, um hier in den nach wie vor von europäischem, aber auch von nordamerikanischem, politischen Einfluß vollkommen unabhängigen Staaten große konsumtionskräftige Gebiete für den deutschen Export in Zukunft offen zu halten.

Alle diese letzteren Punkte scheinen ja etwas von den Fragen der Handelspolitik im engeren Sinne, den Zoll- und Vertragsfragen abzulenken, doch wird das nur einer äußerlichen Betrachtung so erscheinen. Denn, worauf es ankommt, ist durch Verintensivierung der Beziehungen, durch stärkere Wiederauswanderung von deutschen Kaufleuten und Kapitalien jenen Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen eine gute Regierungspolitik etwas für unseren Außenhandel erreichen und unserer Industrie Absatzmärkte sichern kann. Vor Jahrzehnten haben die Hanseaten die Wege dadurch erschlossen, daß sie nicht erst warteten, bis die Regierung vorging, sondern daß sie sich selbständig zu Pfadfindern machten. Die Engländer haben auch von jeher so gehandelt, die Unterstützung erst gesucht, dann allerdings auch gefunden, wenn sie sie zum Schutz und zur Förderung von schon Vorhandenem gebrauchten. Ginge der Geist des selbständigen Vorgehens bei uns unter, dann könnten wir die Hoffnung auf große Erfolge über See ruhig aufgeben. (Wie hier eingeschaltet werden mag, sehe ich aus diesem Grunde in den Entwicklungstendenzen unserer ostasiatischen Wirtschaftsstellung auch keineswegs unbedingt günstige Erscheinungen.)

V.

Für unsere zukünftige Handelspolitik gegenüber den beiden amerikanischen Kontinenten ist es dringend wünschenswert, daß nicht nur durch Juristen die Frage geprüft wird, wie sollen die neuen Verträge aussehen. Es wird gelten, einen Kompromiß zwischen den Wünschen und Bedürfnissen zahlreicher Interessenten und jenen allgemeinen Maximen zu suchen und zu finden, welche unserer gesamten überseeischen Handelspolitik einen veränderten

Stempel aufprägen müssen. Als große Abnehmer, die wir heute sind, können wir mit ganz anderem Nachdruck als einst eine Wahrnehmung unserer Spezialinteressen suchen. Die Engländer haben günstige Verträge mit exotischen Staaten häufig durch eine geschickte Kombination kaufmännischer und kapitalistischer Argumente mit einem diplomatischen und machtpolitischen Rückhalt abzuschließen verstanden. In dieser Methode ist Deutschland noch zu unerfahren und jung. Sie entspricht noch, — man kann wohl sagen leider, — zu wenig seinen Traditionen.

Wenn sich zeigt, daß Deutschland heute im amerikanischen Handel nicht jene Stellung innehat, die es beanspruchen könnte, so muß auf alle Fälle eine solche Veränderung unserer Politik eintreten, daß wir durch die anscheinend beiderseits gleichmäßige Begünstigung stipulierenden Verträge in Wahrheit nicht so sehr viel mehr gewähren als erhalten. Wir haben neuerdings den beiden Amerikas von ihrer Ausfuhr einen sehr erheblichen Teil, nämlich ein Sechstel abgenommen, dagegen zu ihrer Einfuhr nur den zehnten Teil beigetragen.

Deutschland ist breiten Gebieten gegenüber unzweifelhaft der Gebende, und wenn es auch, außer, daß es ihnen gewisse Waren schickt und abkauft, nebenbei erhebliche Profite in der amerikanischen Schiffahrt macht, so schlagen diese doch nicht entsprechend zu Buch, und die erheblichen Teile deutscher Kapitalien, die in Amerika arbeiten, bringen uns zwar angemessene Erträge, aber sie stiften in den dortigen Ländern doch ungleich größeren Nutzen. Von den 7—8 Milliarden Mark, die Ende der 90er Jahre in überseeischen Ländern für deutsche Rechnung arbeiteten, entfielen reichlich zwei Drittel auf Amerika, und nur ein Drittel auf Asien, Afrika und Australien, und zwar auf die Vereinigten Staaten etwa 2 Milliarden, 1000—1200 Millionen auf Mittelamerika, der Rest auf Südamerika. Nur die kleinere Hälfte unseres im Auslande angelegten Kapitals arbeitet in überseeischen Ländern; in Rußland haben wir allein dann noch 6—7 Milliarden; weitere größere Summen in anderen europäischen Ländern; im ganzen wirkt Deutschland heute etwa mit 20 Milliarden im Auslande. Die Zinsen und Erträge dieser Summen gleichen heute unsere negative Handelsbilanz wohl ungefähr aus. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Kapitalien in gewissen Gebieten auch die Mütter künftiger Konkurrenz gegenüber Deutschland sind. Für die Frage der zukünftigen Beschäftigung und Ernährung der

heimischen Arbeiter im Lande kann ihre Vermehrung nicht allein als entscheidend gelten. Wir müssen notgedrungen dies Gebiet internationaler Betätigung weiter kultivieren, daneben aber mit Nachdruck darauf sehen, daß wir uns auch in den überseeischen Gebieten gesicherte und erweiterte Absatzmärkte schaffen.

Wir werden mit steigernder Bevölkerung Amerika ja immer mehr abkaufen müssen und mit steigendem Wohlstande auch immer mehr abkaufen können; demgegenüber können wir verlangen, daß man uns dort die Möglichkeit eines angemessenen und paritätischen Wettbewerbs mit anderen Ländern offen hält. Nichts scheint mir dabei weniger ratsam, als, was wir uns in Europa nur durch gegenseitige Konzessionen an handelspolitischer Position geschaffen haben, im Rahmen der abgenützten Meistbegünstigungsformel den amerikanischen Ländern ohne Gegenkonzessionen zugängig zu machen. Die nordamerikanische Politik sieht im Dingleytarif schon mit den Rohstoffländern besondere Reziprozitätsabkommen vor; sie war immer geneigt, mit den Nachbarstaaten oder auch mit allen amerikanischen Staaten besondere Spezialabkommen zu treffen, und hat hier viel einsichtsvoller gearbeitet. Ein unseliger Gelehrtenmißbrauch hat Nord- und Südamerika als einen Kontinent behandelt, dagegen Europa, Asien und Afrika, die doch mindestens in demselben Maße einen Kontinent bilden, bezw. nicht bilden, mit drei Namen belegt. Aus dieser Fiktion heraus konnte die Monroedoktrin neben politischen sich wirtschaftliche Ziele für Mittel- und Südamerika über die beiden Isthmen von Tehuantepec und Panama hinaus stellen, während bei uns der Gedanke einer Spezialstellung der Bewohner des europäisch-asiatisch-afrikanischen Kontinents gegenüber Amerika niemals ernsthaft in Betracht gezogen ist. Selbst für Mitteleuropa sind wir ja von einer wirtschaftlichen Monroedoktrin oder auch nur Nachbarschaftsbegünstigung unendlich weit entfernt, und die Entwicklung der Dinge weist uns darauf hin, nicht sie zur Grundlage unserer handelspolitischen Unternehmungen nach außen hin zu machen.

Was sollen wir nun Amerika gegenüber erstreben? — Bei der Entscheidung haben natürlich die Ansichten und Interessen auf beiden Seiten mitzusprechen, und diese werden nicht in ganz Amerika die gleichen sein und ebenso auf Seiten Deutschlands nicht gegenüber allen amerikanischen Staaten.

Im Vordergrund steht an Bedeutung weitaus die nordamerikanische Union. So ist das Vertragswerk mit ihr zunächst das

wichtigste. Darüber, daß ein Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten höchst wünschenswert ist, herrscht bei den Sachverständigen volles Einverständnis. Die deutschen Interessenvertretungen haben sich allgemein hierfür ausgesprochen, auch auf amerikanischer Seite liegen entsprechende Vorschläge vor. Der beste Sachkenner der nordamerikanischen Interessen auf diesem Gebiete, der Generalkonsul der Vereinigten Staaten, Herr Mason, kommt in seinem Bericht vom 15. Mai 1905 darauf hinaus, es sei wünschenswert und notwendig, daß wir nach Ablauf der deutsch-amerikanischen Konvention im nächsten März zu einem neuen Handelsvertrage gelangten. Er gibt der Meinung aller beteiligten Kreise Ausdruck, wenn er es als erstrebenswert bezeichnet, daß dieser Handelsvertrag in der Form eines Reziprozitätsvertrages auf der Grundlage gegenseitiger tarifarischer Bindungen zustande käme.

Es entspricht durchaus dem Charakter der amerikanischen Handelspolitik und ihrer bisherigen Auffassung von den bestehenden deutsch-amerikanischen Beziehungen daß der Bericht nicht annimmt, die Vereinigten Staaten könnten die unbedingte Gewährung der Vorteile, die Deutschland den Vertragsstaaten gegen Gegenleistungen konzediert hat, verlangen. In einer besonderen Liste sind zusammengestellt die bisherigen vertragsmäßigen Sätze, die Sätze des bisherigen deutschen Generaltarifs, die kommenden Generaltarifsätze und die kommenden Sätze der Vertragstarife mit den europäischen Vertragsstaaten für alle diejenigen Artikel, an welchen die Vereinigten Staaten Interesse haben. Es sind dies neben landwirtschaftlichen Produkten und Erzeugnissen landwirtschaftlicher Industrien, sowie der Forstwirtschaft, vor allem Erzeugnisse der Maschinenindustrie, Nähmaschinen, elektrische Maschinen, Werkzeugmaschinen und sonstiger Bedarf der elektrotechnischen Industrie, Eisenbahn- und sonstige Fahrzeuge und Schuhwerk. Die neuen Sätze des Generaltarifs, auf die Amerikaner entsprechend angewandt, ohne daß sie die Ermäßigungen durch entsprechende Gegenkonzessionen erreichten, würden für manchen amerikanischen Ausfuhrartikel eine erhebliche Belastung bilden. Auf anderen Gebieten würde, was der Bericht nicht anführt, die amerikanische Tendenz der Exporterweiterung im nächsten Jahrzehnt beschränkt und unterbunden werden. Deswegen läge es auch im amerikanischen Interesse, daß man sich die reziproke Meistbegünstigung sichere. Es ist dies, wie gesagt, die Anschauung der amerikanischen Interessenten und wohl auch zahlreicher maßgebender

Politiker. Wenn nun vor einiger Zeit der aus dem Amte scheidende Schatzsekretär, Shaw, eine Aeußerung in anderer Richtung tat, und diese mit großem Lärm nach Europa telegraphiert wurde, um hier schwachherzige Seelen mit Angst und Schrecken zu erfüllen, so brauchen wir das wohl nicht allzu tragisch zu nehmen. Die Amerikaner sind gewandte Pokerspieler und haben dabei jene Methode gelernt, die man „bluff" nennt, wobei man versucht, mit starken Nerven und großer Energie den Gegner zum Aufgeben des Spiels zu veranlassen, ohne daß man nötig hat, sachlich die Karten aufzudecken. Trotzdem das edle Spiel ja bei uns durch gerichtlichen Beschluß seines Charakters als Hazardspiel entkleidet und damit salonfähig geworden ist, scheint man ihm noch keine ausreichende Aufmerksamkeit in Interessentenkreisen gewidmet zu haben, und seine Verwendung in internationalen Verhandlungen nicht vollkommen zu verstehen. Herr Shaw soll gesagt haben, außer dem Präsidenten und einigen Getreideproduzenten sei in Amerika niemand für eine Tarifermäßigung zu haben, man hätte so glänzende Zustände unter dem Dingleytarif erreicht, daß man sich nicht zu einer solchen entschließen werde; und eine gewisse Interessentengruppe scheint zu wünschen, daß der Staatssekretär des Auswärtigen dem Lande die Unannehmlichkeit erspare, daß der Kongreß über eine Tarifabänderung abstimmen müsse, oder das Schauspiel, daß der Senat wiederum einen mühsam geschlossenen Handelsvertrag ablehnt, sich wiederholt. Vielmehr möchte sie, wenn nicht Deutschland alle von anderen Ländern erkauften Konzessionen den Vereinigten Staaten unentgeltlich macht, ohne weiteres einen Zollkrieg entbrennen lassen. Daß diese in einem Dinertoast oder amerikanischen, bestellten Telegrammen der Londoner Presse unverantwortlich geäußerten Anschauungen, welche mit den eigenen Grundsätzen der amerikanischen Handelspolitik nach jeder Richtung im Gegensatz stehen, auf die wirklichen Verhandlungen irgend welchen Einfluß haben könnten, scheint mir ausgeschlossen. Ich hoffe, auch die deutsche Regierung wird nicht mit Erklärungen sparen, wenn auch nicht, da das bei uns ja leider nicht Mode ist, in „After-Dinner-Speeches."

Unzweifelhaft sollen wir bei den Verhandlungen bereit sein, Nordamerika auf Wunsch ebensogut zu behandeln, wie irgend eine Nation, mit der wir besondere Abmachungen getroffen haben; aber nicht bereit aus einer unglaublichen Freigiebigkeit, die ihm

alles schenkt, was uns die Oesterreicher, Russen, die Schweiz usw. mühsam durch Konzessionen abgerungen haben, sondern unter der Voraussetzung entsprechender Gegenkonzessionen. Es entspricht durchaus nicht den Anschauungen Bruder Jonathans von „Fairness“, Leistungen ohne Gegenleistungen zu verlangen.

Nach welchen Richtungen diese unsererseits zu verlangen sind, dafür haben die Interessenten der Regierung wohl das nötige Material an die Hand gegeben. Es handelt sich keineswegs um übermäßige oder übertriebene Forderungen. Das Wünschenswerte würde ein langfristiger Tarifvertrag sein, in welchem gewisse Bindungen der Zollpositionen nach oben auf beiden Seiten festgelegt würden, in welchem Deutschland ferner der Union dieselben Konzessionen wie den übrigen Tarifvertragsstaaten und, wenn es etwa verlangt wird, auf einzelnen Spezialgebieten, bei denen wir es ohne eine allzuschwere Gefährdung der heimischen Industrien tun können, auch weitere Konzessionen gewährt. Andererseits werden wir von der Union bei gewissen Artikeln, die lange Jahre eine angemessene Ausfuhr aus Deutschland verzeichneten, in den allerletzten Jahren aber durch die prohibitiv wirkenden, ungeheuren Zollsätze drüben vollkommen ausgeschlossen sind, eine gewisse Ermäßigung zu verlangen haben. Es ist mir von Sachverständigen versichert worden, daß es eine ganze Reihe von kleineren Artikeln gibt, bei denen eine sehr mäßige Erniedrigung des amerikanischen Tarifs der deutschen Industrie einen leidlichen Absatz in den Vereinigten Staaten gestatten werde; während die inzwischen in Amerika in sich gestärkten Industrien dabei nach wie vor stark weiter geschützt, auf dem an Konsumtionskraft so rasch zunehmenden amerikanischen Markt ausgiebig ihre Rechnung finden würden. Drittens und vor allem aber muß ein solcher Vertrag gegenseitig bindende Bestimmungen über die beim Verzollungsverfahren zu beobachtenden Grundsätze enthalten. Die jetzt in Amerika gewählte Methode ist nach der Aussage aller Beteiligten, nicht nur der deutschen oder überhaupt der europäischen Exporteure, sondern auch der amerikanischen Importeure, eine Monstrosität, indem die Organe der amerikanischen Regierung sich dazu benutzen lassen, über die Bestimmungen des Gesetzes hinaus durch eine willkürliche Handhabung des Verzollungssystems zu Gunsten der amerikanischen Interessenten den internationalen Handel einzuschränken und zu schädigen. Die Methode, nach der die amerikanischen Wertzölle erhoben werden,

ist in der neueren Geschichte des Zollwesens der Kulturstaaten ein dunkles Blatt. Sie birgt nach sehr vielen Richtungen Schädliches und Unmoralisches in sich. Nicht ein bestimmter, den tatsächlichen Abschlüssen entsprechender Wert, sondern ein arbiträrer „Marktwert" wird der Verzollung in Amerika zugrunde gelegt. Um diesen zu ermitteln, hat man einmal das bekannte Verfahren eingeführt, daß man von den europäischen Exporteuren alle möglichen Detailangaben über Herstellungskosten und -Methoden der betreffenden Ware verlangt. Die Mitteilungen hierüber, die zum Teil wichtige Geschäftsgeheimnisse bedeuten, sind dann mehrfach notorisch den amerikanischen Konkurrenten zugängig geworden. Als einer der monströsesten Fälle ist mir jener mitgeteilt worden, daß ein amerikanischer Glasindustrieller sich in der Eigenschaft als Sachverständiger des amerikanischen Zollamtes in belgische Fabriken eingeschlichen und hier Geschäftsgeheimnisse und Verfahren ausspioniert hat. Sodann aber wird diesen von amerikanischen Konsuln in Europa beglaubigten Erklärungen — wie das auch sonst in Amerika mit eidesstattlichen Erklärungen üblich ist, in Europa aber ganz unerhört — drüben keineswegs der Charakter irgendwelcher Glaubwürdigkeit beigelegt. Sondern die Zollbehörden haben das Recht und benützen es unausgesetzt, die hier gemachten Angaben außerachtzulassen und andere als die gezahlten Preise willkürlich bei der Fixierung der Zollhöhe zugrunde zu legen, indem sie einen sogenannten amerikanischen „Marktpreis" konstruieren, der, entsprechend den Interessen der amerikanischen Industriellen, um den Zoll dadurch höher zu machen, willkürlich hoch angenommen werden kann.

Es liegt auf der Hand, welcher ungeheuerlichen Beeinflussung der Zollbeamten durch solch ein Verfahren Tür und Tor geöffnet wird, und selbst, wenn keinerlei Anzeichen dafür vorlägen, daß die kapitalkräftigen amerikanischen Trusts und Großunternehmer hier ihre Vorteile nachdrücklich wahrzunehmen verstehen, würde der naturgemäß patriotische und fiskalische Standpunkt der amerikanischen Zollbehörde eine nennenswerte Schädigungsgefahr für unsere Interessenten in sich schließen, die nebenbei durch die Schwierigkeit und Unsicherheit des Appellationsverfahrens noch gesteigert wird. Angesichts der außerordentlichen Gerechtigkeit und Sachlichkeit, welche die deutschen Behörden anerkanntermaßen in der Durchführung unseres so unendlich niedrigeren Zolltarifs durchweg obwalten lassen, können und müssen wir verlangen, daß auch in Amerika Methoden eingeführt werden, die Mißbräuchen und Will-

kürlichkeiten der Behandlung Tür und Tor verschließen. Gibt es doch zahlreiche Sachkenner, die erklären, jede zolltarifarische Abmachung mit den Vereinigten Staaten sei illusorisch, wenn man nicht auf diesem Gebiet Gewähren erhielte, ja, ein Bestehen auf den letzteren sei daher weitgehenden Forderungen auf nominale Tarifermäßigungen vorzuziehen.

Es ist nicht zu verkennen, daß eine vielleicht noch größere Schwierigkeit als bei der Frage einer Tarifermäßigung in einem Verlangen nach dem Abschluß eines langfristigen Handelsvertrags liegen könnte, denn ein solcher wäre zwar in den Vereinigten Staaten verfassungsmäßig nicht ausgeschlossen, — es sind solche langfristigen Handelsverträge in Kraft gewesen — immerhin können aber an den maßgebenden Stellen der Regierung Zweifel darüber bestehen, ob ein langfristiger Tarifvertrag mit den Tendenzen der derzeitigen amerikanischen Politik und Verwaltungspraxis vollkommen übereinstimmt. Ich glaube deshalb, wenn man zu einem langfristigen, zehnjährigen Vertrag nicht kommen kann, so müßte man sich mit einem kürzerfristigen begnügen, in welchem festgestellt wird, daß er im Fall der Nichtkündigung seitens einer der beiden Parteien zu bestimmten Zeitpunkten jeweilig auf etwa zwei Jahre weiterläuft. Da auf beiden Seiten die Absicht bestehen dürfte, ihn in Kraft zu lassen, würde ich hierin mehr eine formale Konzession an die Eigenart der nordamerikanischen parlamentarischen Verhältnisse, als ein Element gefährlicher Unsicherheit erblicken. Jedenfalls würde ein Entgegenkommen nach dieser Richtung hin möglicherweise den interessierten Gegnern eines Tarifvertrages ein bedeutendes Argument entziehen.

Hinsichtlich des allgemeinen Standpunktes gilt das betreffs der Union besagte mit mindestens demselben Nachdruck gegenüber dem andern amerikanischen Land, von wo wir größere landwirtschaftliche Zufuhren erhalten, Argentinien. Es liegt keinerlei Grund vor, diesem die speziellen Vorteile der Handelsverträge ohne Gegenleistungen zukommen zu lassen. Aus dem geltenden deutsch-argentinischen Vertrage heraus hat es kein Recht darauf, sondern die Begünstigungen sind ihm in der Caprivischen Zeit per nefas zugekommen. Wir müssen mit diesem Lande einen wohlvorbereiteten Tarifvertrag erstreben.

Wir leben in einer Zeit der „Do ut des"-Politik und können durch eine solche unzweifelhaft mehr als bisher erreichen. Es scheint mir recht wohl der Mühe wert, zu erwägen, wie wir unseren Zolltarif, der wesentlich auf unsere Bedürfnisse gegenüber den

europäischen Ländern und Nordamerika zugeschnitten ist, durch etwaige Abänderungen nach oben und nach unten auch gegenüber Argentinien und sonstigen überseeischen, uns Rohmaterial liefernden Staaten zur Erreichung bestimmter zolltarifarischer Abkommen benützen könnten. Es ist dies eine Zukunftsaufgabe, deren Lösung näher vor die Tür rückt und durch deren Erledigung wir einer Aenderung des Charakters unserer überseeischen Handelsverträge möglichst bald vorarbeiten sollten, um uns dann mittels solcher gesichertere Märkte in Süd- und Mittelamerika zu schaffen.*)

Mit einer Anzahl wichtiger Länder Amerikas, abgesehen von Kanada, nämlich Brasilien, Kuba, Peru, Venezuela, Panama, leben wir heute ohne Vertrag. Mit all diesen sowie den heutigen Meistbegünstigungsländern, oder doch einigen unter ihnen, dürfte sich Besseres wohl erreichen lassen, ehe wir von anderen Ländern hier kommerziell noch weiter zurückgedrängt werden.

Unsere Handelspolitik der letzten Jahre hat sich darauf beschränkt, zu sehen, wie viel sie von den Errungenschaften der vorigen Verträge in Europa retten könne, wenn sie den — meines Erachtens durchaus richtigen Standpunkt einer verstärkten Würdigung der landwirtschaftlichen Interessen — zolltarifarisch zur Geltung brächte. Weitere neue Ideen, die den weltwirtschaftlichen Wandlungen über See, oder den heimischen Bedürfnissen nach Ausgestaltung der überseeischen Beziehungen, dem veränderten Charakter unserer Gewerbeproduktion bei einer Bevölkerungsvermehrung von 11 Millionen seit 1890 Rechnung tragen, sind nach außen hin noch nicht zur Erscheinung gelangt. Vielleicht hält man sie weise für kommende

*) Ich darf hier wohl hinsichtlich der Agrarzölle erwähnen, daß ich schon im Jahre 1898 dem Minister Miquel meine Anschauung darlegen durfte, daß wir bei einem zukünftigen Zolltarif für landwirtschaftliche Produkte einen Maximalsatz, einen Minimalsatz und die Möglichkeit einer Erniedrigung dieses Minimalsatzes durch die Zulassung von Reziprozitätsermäßigungen feststellen müßten; etwa so, daß für Weizen der Maximalsatz von 8 Mark gegenüber den nicht meistbegünstigten Ländern zur Anwendung komme, der Meistbegünstigungssatz 6,50 oder 7 Mark betrage, ein spezieller Konventionalsatz bis zu 5½ Mark herunter, gegenüber Ländern mit Reziprozitätsabkommen für Spezialbegünstigungen ihrerseits konzediert werden könnte; während natürlich für Zollkriege die Möglichkeit der entsprechenden Erhöhung über den Maximalbetrag hinaus hierdurch nicht erschüttert würde. Der Gedanke schien Miquel damals durchaus einzuleuchten. Solche Normierung würde die Lage formell ein wenig klarer gemacht haben; sachlich ist ja aber auch der bestehende Tarif ausreichend, insofern die Ermäßigung auf 5,50 Mark zweifellos nur auf Grund von besonderen Gegenleistungen verlangt werden kann oder gewährt werden dürfte: Auch hinsichtlich anderer Rohstoffe könnten wir meines Erachtens versuchen, durch spezielle Einfuhrbegünstigungen Konzessionen für unsere Ausfuhren zu erhalten.

Aktionen in des Busens Innerm zurück.*) Ist das nicht der Fall, so bedeutet unsere Handelspolitik im ganzen, da sie gegenüber den Fortschritten des Weltverkehrs keine Fortschritte aufweist, einen Rückschritt, und dann hat auch die Landwirtschaft auf die Dauer keine Vorteile von der neuen Politik sondern leidet mit den andern Teilen des Reichs.

Die Aufgaben Deutschlands scheinen mir einigermaßen klar. Die Frage bleibt allerdings bestehen, ob es nicht möglich und rätlich wäre, daß wir mit den europäischen Tarifvertragsstaaten bei den überseeischen Verhandlungen ein wenig enger zusammen gehen. Sollen wir nicht versuchen, ein Vertragssystem mit einem oder mehreren amerikanischen Staaten, nicht nur für Deutschland zustande zu bringen, sondern gleichmäßig und schrittweise für alle oder eine Anzahl der europäischen Tarifvertragsstaaten? Dabei würde es sich nicht darum handeln, daß wir überall gleichmäßig vorgehen und überall gleiche Sätze fordern oder festlegen, sondern darum, gewisse außereuropäische Staaten an das Vertragssystem heranzuziehen. Oesterreich, die Schweiz, Belgien, Deutschland usw. zusammengenommen, sind gewiß eine Gruppe, der gegenüber man zu erheblichen Konzessionen geneigt sein wird, wenn sie sie gemeinsam mit dem nötigen Nachdruck verlangen. Repräsentieren sie doch die Nachfrage einer Bevölkerung von mehr als 150 Millionen, wozu Rußland eventuell mit noch weiteren 100 Millionen käme. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn wir einmal versuchten, mit den Nachbarstaaten bei einer solchen Gelegenheit Schulter an Schulter zu stehen.

Daß wir wirklich in der Handelspolitik einen frischeren Zug über See wehen lassen, der uns ein wenig weiter bringt, als eine teilweise Erneuerung dessen, was wir Anfang der 90er schon erreicht hatten, müssen die Praktiker erstreben in Wort und Schrift, nicht allein auf die Leistung der Regierung vertrauen, sondern mit den althanseatischen Methoden vorgehen, die sich auf eigene Faust zu helfen suchten. Sie könnten dies heute noch besser tun, weil sie die Hoffnung aus der Erfahrung schöpfen dürfen, daß im Notfall, und wenn man genügend schreit, der nötige Schutz der Regierungen ihnen zur Verfügung steht.

---

*) Vgl. auch meine Ausführungen hierüber in der „Deutschen Wirtschaftszeitung" Nr. 1 u. 2.



Wissenschaftliche Arbeitsbibliotheken.

Von

Richard Pietschmann.

Wiederholt haben in den letzten Dezennien die Tagesblätter sich mit dem Schicksale der Bibliotheken beschäftigt, die aus dem Nachlasse deutscher Gelehrten in den Besitz eines College oder einer Universität der Vereinigten Staaten übergangen sind, und bei der Besprechung wurde und wird meist nicht vergessen klagend hervorzuheben: Der Staat, dessen Obliegenheit zunächst gewesen wäre, dem Vaterlande diesen Besitz zu erhalten, habe zur Erfüllung dieser Pflicht sich außerstande erklärt. Der Ankauf sei von dieser Seite abgelehnt worden, wie es heiße, aus Mangel an Mitteln. Die Zunahme der Auswanderung deutscher Gelehrten-Bibliotheken wird kein Freund deutscher Wissenschaft ohne Bedauern und Besorgnis mitansehen. Aber was hilft es, welchen Sinn hat es, daß jedesmal wenn eine Erneuerung des schmerzlichen Vorgangs in Sicht kommt oder sich tatsächlich vollzieht, in verschärfter Tonart an Pflicht und Verantwortlichkeit staatlicher Behörden gemahnt wird als an das Selbstverständlichste von der Welt, als an ein nationales Axiom!

Der Ruf nach der Staatshilfe, dies Videant consules, überrascht ja heutzutage niemand. Wer aber einen Begriff hat von den Unsummen, die in dem als so materiell gesinnt verschrienen Lande jenseits des Atlantischen Ozeans zur Verfügung stehen, sobald es sich um Bildungszwecke handelt, — allein der eine Andrew Carnegie hat für Bibliotheken und andere Anstalten nachgerade nahezu tausend Millionen Mark hergegeben, — der kann nur lächeln zu der Vorstellung, eine deutsche Behörde habe die Aufgabe, aus den Mitteln, die unsere Staatshaushalte für Bibliotheks-zwecke erübrigen, amerikanische Angebote zu übertrumpfen. Wir haben allen Grund uns zu beglückwünschen, daß die große Mehr-

zahl der amerikanischen Bibliothekare vorläufig für diesen goldenen Ueberfluß ganz andere Verwendungen im Sinn hat als die, damit das wenige aufzukaufen, was es bei uns noch aufzukaufen gibt. Entgegenkommen würden sie genug finden. Wir haben Antiquare, die es im Verkehr mit drüben zu einem Jahresumsatz bringen, der das was die relativ bestdotierte unserer Universitäts-Bibliotheken zur gleichen Zeit für antiquarische Anschaffungen aufwendet, um das Vierzigfache übersteigt, erfolgreiche Bücherverteuerer, die bei jeder wichtigeren Versteigerung mit Vollmachten aus dem Auslande von so verblüffender Spannweite antreten, daß immer mehr unsere staatlichen Büchersammlungen auf ein Mitbieten einfach verzichten müssen.

Bei diesen Versteigerungen nun handelt es sich zumeist um Kostbarkeiten. Sind denn aber aus solchen auch jene Gelehrten-Bibliotheken zusammengesetzt, die à tout prix zu erwerben angeblich der Staat verpflichtet wäre? Oder würde nicht bei Licht besehen der Kampf darum seitens des Staats nicht bloß den Versuch mit untauglichen Mitteln, sondern in vieler Hinsicht auch den am untauglichen Objekt bedeuten? Gewiß ist zuzugeben, daß es auch in diesen Nachlaß-Bibliotheken nicht an Büchern fehlt, die nicht bloß höchst nützlich und brauchbar, sondern auch schwer aufzutreiben sind, daß überhaupt die Veräußerung an das Ausland, — um das nochmals auszusprechen — in keinem Falle leichten Herzens zu nehmen ist. Aber bei dem besten Willen, welche Verwendung sollte häufig gerade der Staat für diese Hinterlassenschaften haben? Die meisten sind im wesentlichen Arbeitsbibliotheken; sie enthalten das Handwerkszeug, das für seinen Berufsbedarf ein Forscher zusammenbrachte, — das heißt die Auswahl von Zeitschriften, Sammel- und Quellenwerken, von Lehr- und Nachschlagebüchern, von klassischen Untersuchungen oder Ausgaben und allerlei literarische Hilfsmittel, ohne die der Fachmann nicht auskommt, dazu die üblichen Rezensions- und Dedikations-Exemplare. Der Hauptsache nach bestehen sie also nicht aus Unersetzlichem, sondern aus Veröffentlichungen, mit denen wegen ihrer Unentbehrlichkeit für Lernende und Lehrende auch diejenigen Staatsinstitute, die damit zu bereichern angeblich Pflicht gewesen wäre, — die Königliche Bibliothek und die Universitäts-Bibliotheken, — längst sich versorgt haben, sich haben versorgen müssen. Viele Werke gerade dieser Art sind dort sogar bereits in mehrfachen Auflagen, andere selbst doppelt vorhanden, ein Exemplar zum Gebrauche im Lese-

saal, ein anderes zum Ausleihen nach Hause bestimmtes, im Büchermagazin. Im ganzen aber hält sich der Bücheranschaffungsfonds namentlich der Universitäts-Bibliotheken in so weitem Abstande von der Summe, die längst auf Grund exakter völlig einwandfreier Ermittlungen als die sachlich erforderliche Jahresdotation nachgewiesen ist, daß nach Möglichkeit auf doppelte Exemplare verzichtet wird, weil sonst die Neuanschaffungen noch mehr einzuschränken sein würden, als das ohnehin geschieht. Besteht eine Verpflichtung, so ist es mithin eher die, Erwerbungen von Büchersammlungen zu unterlassen, bei denen die wirkliche Vermehrung des notwendigen Bücherbestandes in unrichtigem Verhältnisse zu dem Ankaufspreise steht.

Das gilt vor allem für die Bibliotheken vielseitig wirkender oder in umfassenden vielbeackerten Forschungsgebieten heimischer Gelehrten, aber bis zu gewissem Grade auch für andere. Die indische Philologie hat ein Arbeitsfeld von unbegrenzter Ausdehnung, aber nicht vielen ist es erschlossen; und doch, von der Bibliothek des berühmten Sanskritisten Rudolf Roth war fast die Hälfte der Bücher Doublette zu dem Vorrate, den die süddeutsche Universitäts-Bibliothek, der sie einverleibt worden ist, schon besaß.*) Mit besonderer Vorliebe ferner sammelt der Spezialforscher Sonderabzüge von Aufsätzen aus Zeitschriften und ähnlichen Veröffentlichungen, während die Bibliotheken, einem Zuwachse dieser Art gegenüber, wenigstens bei uns sich eher ablehnend verhalten. Eine typische Spezial-Bibliothek, die der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, die eine Zeit lang zwar solche Heftchen gern in Aufbewahrung nahm, verbannt seit einer Reihe von Jahren aus ihren Katalogen alle Sonderabzüge, die nicht ein eigenes Titelblatt aufweisen.

Amerika hat auch in diesen Dingen die Nachteile und Vorteile seiner jüngeren Entwicklung. Soll in Palo Alto in Kalifornien an einer Hochschule, die erst seit 1891 besteht, an der Leland Stanford junior Universität, deutsche Sprache und Literatur gelehrt werden, so geht das schlechterdings nicht ohne zuvor wenigstens einen Teil all der Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen, die in unseren Universitäts-Bibliotheken längst aufgespeichert sind. Die 4200 Bände germanistischer Literatur aus dem Nachlasse des

*) Man hat dort diesen Ueberschuß mit Vorteil verkauft und aus dem Erlös andere Bücher angeschafft. Das ginge auch in Preußen, — geht aber seit dem Finanzminister Miquel nicht mehr.



Leipziger Professors Rudolf Hildebrandt, die dorthin übergeführt worden sind, haben dort naturgemäß einen ganz anderen, unbedingt höheren Wert als dieselben Bücher in Leipzig. Die Bibliothek Paul de Lagardes — um hier nur diese noch zu nennen — Deutschland zu erhalten war ein pietätvoller Wunsch, aber ihrer Zusammensetzung nach ließ sie sich nirgends so bewerten wie in Amerika, und noch mehr, der Erbin, der Lagarde-Stiftung, die darauf angewiesen war, daraus möglichst hohen Erlös zu ziehen, — und darauf kommt es doch auch leider an — konnte gar nicht besser gedient werden als durch diesen Verkauf.

Freilich — und hiermit komme ich auf das Ziel meiner Auseinandersetzung — um den Toten zu ehren hätte bei uns geschehen sollen, was drüben an der Tagesordnung ist. Ein wohlhabender Privatmann hätte die Summe zahlen sollen, die vom Auslande geboten wurde. Aber reiche Leute, die für Bibliotheken Interesse oder gar Geld und sogar viel Geld übrig hätten, sind bei uns — wenigstens vorläufig noch — dünn gesät. In den Vereinigten Staaten gibt es eine kleine Anzahl von Staatsuniversitäten. Aber gerade diejenigen hohen Schulen, die unseren Universitäten am nächsten stehen, nehmen auch nicht für einen Cent Staatszuschuß in Anspruch; und das gilt als das Richtige, denn es wird als selbstverständlich betrachtet, daß nur die finanzielle auch die politische Unabhängigkeit verbürgt und nur die politische auch die geistige. Soweit aber die reichen eigenen Mittel der Universitäts-Bibliotheken nicht ausreichen, erhalten sie ihren Zuwachs, und meist gerade den wesentlichsten, durch Schenkungen. So haben 1899 mehrere Privatleute die Summe von 10 735 Dollar zusammengeschossen, um dafür die wertvollen, namentlich an Werken über den christlichen Orient reichhaltigen Büchersammlungen des Comte Paul Riant — er hatte deren mehrere an seinen verschiedenen Wohnsitzen — zu erstehen und sie der Harvard Universität zu stiften. Den Betrag von 7250 Dollar brachten hierbei J. Randolph Coolidge aus Boston und der Professor A. C. Coolidge auf, von denen der erstere für dieselbe Bibliothek in demselben Jahre 445 Bände von Werken zur Geschichte des Osmanischen Reiches anschaffte, die aus der von Charles Schefer, dem Leiter der École des langues orientales vivantes in Paris hinterlassenen Büchersammlung herrührten, während dem Professor Coolidge die Bibliothek außerdem eine Reihe anderer Schenkungen verdankt, unter anderem 125 Bände und 1567 kleine Schriften in slowenischer Sprache, sowie Samm-

lungen aus der Literatur und Geschichte anderer Völker slavischer Zunge. Auch hat derselbe Gelehrte bei der Einweihung des Germanischen Museums der Harvard Universität im Jahre 1903 sich anheischig gemacht, zum Andenken an den Besuch, den seinerzeit Prinz Heinrich von Preußen dieser Universität abgestattet hat, eine Sammlung von 10 000 Bänden zur deutschen Geschichte zusammenzubringen, die der Bibliothek überwiesen werden und den Namen „Hohenzollern-Sammlung" führen solle. Er hat auch schon eifrig begonnen und bis jetzt 3925 Bände zusammengebracht, besonders durch Ankauf der hinterlassenen Bibliothek eines süddeutschen Professors. Den Gewinn, den auch diese Zuwendung für die Harvard Universiät ergibt, schlägt man mit Recht dort sehr hoch an. Besonders hob man mir übrigens dabei auch die Reichhaltigkeit an Sonderabdrücken hervor; da sei einmal alles beisammen, was zu Lebzeiten des früheren Besitzers über sein Hauptfach irgendwo erschienen sei, ein Standpunkt, dessen Berechtigung ich auch gar nicht anfechte. In annähernder Vollständigkeit werden Abhandlungen dieser Art Fachleuten immer bequem und willkommen sein, und sie sind unter Umständen anschaffungswert, wenn auch nicht für unsere Universitäts-Bibliotheken. Ist man beschränkt auf Staatsmittel, so wird man dem Angenehmen das Notwendige vorziehen und zunächst bedacht sein, statt der Abdrücke lieber erst die Zeitschriften zu bekommen, aus denen sie stammen; aber die hat die Harvard-Bibliothek auch.

Es sind das nur einige wenige Beispiele aus einer fast unermeßlichen Zahl. Wir würden allerdings im eigenen Lande für die hinterlassenen Hand- und Arbeitsbibliotheken unserer Gelehrten ebenfalls eine ausgezeichnete Verwendung haben, wenn auch nur etwas von dem Gemeinsinn und der Opferwilligkeit bei uns vorhanden wäre, die sich im Bibliothekswesen Amerikas ein staunenswertes Denkmal gesetzt haben, nur ein wenig von der dort so lebendigen Ueberzeugung, daß jeder, der auf diesem Gebiete tut was in seinen Kräften steht, das Gemeinwesen fördert, dem er angehört, wie es kaum in anderer Weise gefördert werden kann.

Recht viele unserer Stadtbibliotheken und manche andere nicht staatliche Büchersammlungen würden die meisten der Bücher, die dem Export nach Amerika verfallen sind, sehr gut haben brauchen können. Vor allem gilt das von zwei verschiedenen Klassen von Werken. Einmal würden das diejenigen wissenschaftlichen Werke sein, die geeignet sind, nicht bloß der Arbeit des Forschers, sondern

auch zugleich, wie man es in Amerika nennt, zu „nicht produktiven Zwecken" zu dienen, Werke, welche, geschichtlich betrachtet, auf ihrem Gebiete einen so wichtigen Fortschritt bedeuten, daß jeder Anfänger sie gern einmal in die Hand nimmt, auch die wichtigsten Fachzeitschriften und dergleichen mehr. Es ist nicht sachgemäß, daß immer wieder zunächst das eine Exemplar der betreffenden staatlichen Bibliothek herhalten muß, wenn am Orte gerade jemand in den Sinn kommt, aus dieser oder jener Grammatik die Anfangsgründe des Spanischen oder des Sanskrit erlernen zu wollen.

Eine zweite Kategorie von Werken, von denen viel mehr Exemplare allgemein zugänglich gemacht werden müßten, sind die Bücher, die unter den Begriff der Examensliteratur fallen. Man muß es mitangesehen haben, welche Nachfrage plötzlich, sobald das Thema der juristischen Prüfungsarbeit — um hier nur von dieser zu reden — gegeben ist, sich nach einer bestimmten Anzahl von Werken erhebt, z. B. den beiden vielzitierten über das römische Dotalrecht von Friedrich Wilhelm v. Tigerström und von Karl Czyhlarz. Welcher Eifer, welche Künste werden aufgewandt, um als der erste in Besitz des einen einzig sogleich erreichbaren Exemplars der Universitäts-Bibliothek — sagen wir einmal: zu Breslau — zu kommen und, bisweilen leider auch, um womöglich den Mitbewerber von der Benutzung auszuschließen! Ein Barmekide, der recht viele Bücher dieser Art aus allen Wissensgebieten aufkaufte und sie zu Nutz und Frommen der examengeplagten Menschheit einer öffentlichen Bibliothek zuwendete, würde sicherlich ein gutes Werk tun und zugleich die Staatsinstitute entlasten helfen.

Eine Stadtbibliothek, der ein Wohltäter die hinterlassene Bibliothek eines Professors oder andern Gelehrten zum Geschenk machte, würde schwerlich damit viele Doubletten erhalten, wenn man diejenigen Anstalten ausnimmt, die ihrem Ursprunge oder Wesen nach eigentlich Staats- oder Ratsbibliotheken sind, wie z. B. die Stadtbibliotheken von Hamburg und Frankfurt am Main. Angesichts der ins Ungemessene zunehmenden Menge wissenschaftlicher Veröffentlichungen kann es nicht die Aufgabe dieser großen Klasse von Bibliotheken sein, in wissenschaftlicher Literatur eine auch nur ganz relative Vollständigkeit oder Gleichmäßigkeit anzustreben. Alles Entlegenere können sie ihren Klienten ohnehin, wo keine Universitäts-Bibliothek am Ort ist, bei den Verkehrserleichterungen, die bestehen, jeden Tag von auswärts leihweise kommen lassen. Der Eifer, mit dem in den meisten unserer Stadtbibliotheken deutsche Literatur

gepflegt wird, hat volle Berechtigung. Aber das lediglich in literargeschichtlichem Sinne Merkwürdige, das infolge dieses Sammeleifers mit im Preise erheblich gestiegen ist, könnte getrost den rein wissenschaftlichen Büchersammlungen überlassen bleiben. Ihre Entwicklung wird sich vielmehr im wesentlichen in einer Richtung zu bewegen haben, die sie dem annähert, was man in Amerika die freie öffentliche Bibliothek nennt. Sie müssen trachten, im besten Sinne Volksbibliotheken zu werden, d. h. nicht etwa nun gerade bloß Armeleuts-Büchereien, was viele freilich unter Volksbibliothek verstehen, sondern Bibliotheken für jedermann. So sehr auch hier und da die einzelne Verwaltung, mehr oder weniger den amerikanischen Vorbildern folgend, geneigt sein wird, möglichst breite Schichten des Volks für die Benutzung des Buches zu werben, es bleibt immer noch Raum und Verwendung für streng wissenschaftliche Werke, für eine Reference-library, eine Abteilung zu gunsten derer, die sich mit allgemein verständlicher Lektüre nicht begnügen. Ist doch das Endziel, nicht bloß jedem Buche den rechten Leser, sondern auch jedem Leser das rechte Buch zu verschaffen.

Aber noch für ein anderes vielleicht noch mehr empfehlenswertes Verfahren liefert uns das Bibliothekswesen Amerikas Beispiele. Manch eine der umfangreichen Nachlaßbibliotheken, deren Verlust Deutschland zu bedauern hat, würde eine herrliche Grundlage gewesen sein, um darauf, und wenn auch die Anfänge noch so sehr etwas Einseitiges haben mochten, eine selbständige öffentliche Bibliothek wissenschaftlichen Inhalts aufzubauen. Solcher wissenschaftlicher „Auskunfts-Bibliotheken“ oder „Spezial-Bibliotheken“, die keine Unterhaltungs-Literatur führen, im übrigen aber zum Teil sehr mannigfache Bestände aufweisen, gibt es in den Städten der Union, besonders in den Staaten des Ostens, weniger in denen des Südens und Westens, eine verhältnismäßig große Zahl. Da erhebt sich in New York in der Fünften Avenue gegenüber dem Zentralpark der stattliche Bau, welcher die kostbaren Sammlungen — Handschriften, Bibelausgaben, Americana, seltene alte Drucke, Kupferstiche, Karten, auch Skulpturen und Gemälde — beherbergt, die James Lenox während eines langen Lebens mit großer Sachkenntnis und reichen Mitteln zusammenbrachte. Da ist die Ridgway-Bibliothek in Philadelphia mit 120 000 Bänden hauptsächlich geschichtlichen, literargeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Inhalts, die Bibliothek des Peabody-Instituts in Baltimore, die gegen 150 000 Bände zählt und ihre große Bücher-

halle, die als Lesesaal dient, von morgens 9 bis 10½ Uhr abends offen hält, die schmucke, gemütliche Behausung der Grosvenor-Bibliothek in Buffalo. In Chicago pflegt die reich dotierte John Crerar-Bibliothek hauptsächlich Naturwissenschaften, Technologie, Volkswirtschaftslehre und Handelswissenschaften, während die übrigen Wissensgebiete dort in der Newberry-Bibliothek vertreten sind, die es bereits auf rund 250 000 Bände gebracht hat; sie enthält unter anderm auch die hinterlassene Bibliothek Emile Dubois Reymonds. Das Gebäude der Grosvenor-Bibliothek ist meines Wissens aus Mitteln der Stadt errichtet, in deren Besitz die Bibliothek durch Vermächtnis überging. Zu keiner der andern Stiftungen ist auch nur das geringste aus öffentlichen Geldern hinzugetan worden. An Anlässen und Gelegenheiten, solche Schöpfungen ins Leben zu rufen, fehlt es auch bei uns nicht, auch wohl nicht an den nötigen finanziellen Mitteln in Privathänden; und mit dem Verständnisse für die hohen Aufgaben der Bibliotheken in der Gegenwart wird hoffentlich auch der gute Wille sich finden.

Göttingen, 10. Februar 1905.

Briefe von Johanna Kinkel an Willibald Beyschlag.

Mitgeteilt von

Professor **Pahncke**, Pforta.

Zur Einführung. Die „Preußischen Jahrbücher" haben schon früher (Bd. 97) Briefe von Johanna Kinkel gebracht, die mit Interesse gelesen worden sind; die nachfolgenden, an sich von nicht geringerer Anmut, gewinnen noch an Reiz durch die Person des Adressaten, Willibald Beyschlag, der damals ein junger Mensch, später im Leben und in der Wissenschaft eine Stellung gewinnen sollte.[1]) Wenige Striche werden genügen, um dem Leser den Hintergrund, auf dem diese Briefe entstanden, zu vergegenwärtigen.

Gottfried Kinkel, seit 1836 in Bonn als Privatdozent in der theologischen Fakultät habilitiert, hatte sich Herbst 1840 mit Johanna Mockel, der Tochter eines katholischen Bonner Gymnasialprofessors, verlobt. Diese war mit dem Buch- und Musikalienhändler Mathieux in Köln verheiratet gewesen. Aber die unglückliche Ehe wurde nach wenigen Monaten getrennt, und Johanna lebte seitdem im Hause des Vaters. (Bonn, Josephstraße 13.) Kinkel lernte sie im Frühling 1839 in einer Gesellschaft kennen, in der sie durch ihren Gesang die Anwesenden entzückte, auf ihn selber aber einen tiefen Eindruck machte durch den „funkensprühenden Reichtum ihres Geistes und durch ihre vom Leben ihr aufgedrückte tiefe Verstimmung". (Vergl. Otto Henne am Rhyn, Gottfr. Kinkel, S. 26.) Die Berührung jener Stunde war der Beginn eines Freundschaftsbundes, der dann zum erst stillen, dann öffentlichen Verlöbnis und weiter zur Ehe führte. Am 22. Mai 1843 wurden beide — Johanna war zur evangelischen Kirche übergetreten — in Bonn getraut. Emanuel Geibel war einer der Zeugen. Unsere Briefe sind in der jenem Ereignisse kurz voraufgehenden und nachfolgenden Zeit entstanden.

Johanna Kinkels begeisterte Charakteristik hat Adolf Strodtmann in seinem „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung", 2. Bd., Hamburg,

---

[1]) Vor einigen Wochen ist erschienen: „Willibald Beyschlag. Ein Gedenkblatt zur fünfjährigen Wiederkehr seines Todestages (am 25. November 1900)." Auf Grund von Tagebüchern, Briefen und anderen Erinnerungen. Von K. H. Pahncke, geistlichem Inspektor der königl. Landesschule Pforta. Mit sechs Abbildungen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 191 S.

gegeben. Auch Beyschlag in seinem „Aus meinem Leben“ nennt sie eine „poetisch und vor allen Dingen musikalisch hervorragend begabte Frau“, die im Grunde ihren Mann überragt habe; in ihr sei etwas „Geniales“ gewesen, was er nicht besessen. In Berlin hatte sie etwa 3 Jahre zu ihrer Ausbildung geweilt und war dort zu Familien der höchsten Kreise in Beziehung getreten, namentlich auch zu der „ewig jungen“ Bettina von Arnim. Meister wie Mendelssohn, von ihrem musikalischen Talente hingenommen, empfahlen sie. Dabei war sie Dichterin, die „kunstlos, aber wahr ihr Leid in naturwahren Tönen aussprach, die sie dann wohl auf dem Pianoforte begleitete und in die Stille der Nacht hinaussang“.

Mit Kinkel hatte Johanna am 29. Juni 1840 „ex improviso“ in der Scherzlaune einen kleinen literarischen Verein gegründet, den „Maikäfer“, auch kurzweg „Mau“ oder „Mawe“ genannt, in dem eine handschriftliche Zeitung unterhalten wurde mit dem Titel: Der Maikäfer, eine Zeitschrift für Nichtphilister. Johanna war die Regina, die Königin der Maikäfer, die Direktrix, die Leiterin des Vereins; Kinkel, der „Urmau“, war Minister und Redakteur der Zeitung. Allwöchentlich hatten die „Maikäfer“ einen geselligen Abend im Mockelschen Hause. Dort saß man zusammen bei einfacher Bewirtung, jeder mit seinem „Orden“ geschmückt, einer bunten Maikäferimitation am grünseidenen Bande. Zuerst wurden die während der vorhergehenden Woche gefüllten „Maublätter“ verlesen, Briefe auswärtiger Mitglieder eingesehen und gemeinsam in Poesie und Prosa, Ernst und Scherz beantwortet. War das geschehen, so las Kinkel meist vor, gewöhnlich etwas aus der neuesten Literatur, und schließlich ging Johanna ans Klavier und spielte etwa eine Beethovensche Sonate oder sang selbstkomponierte und andere Lieder, oder begleitete ein Volkslied, oder phantasierte auf dem Klavier, „eigene Erlebnisse und Hoffnungen oder die Charaktere ihrer Freunde musikalisch zeichnend“. Zweimal im Jahre, zu Neujahr gewöhnlich und am Stiftungsfest, fand dichterischer Wettbewerb unter den Maikäfern statt. Die Sieger erhielten Preise. Das Stiftungsfest bildete den Höhepunkt des Vereinslebens. Eine Reihe bedeutender junger Leute hat dem „Maikäfer“ während seines 7jährigen Bestehens angehört. „Unser Verein“, so läßt sich einmal die Direktrix über den Zweck der ganzen Veranstaltung vernehmen, „ist besonders mit Berücksichtigung solcher Kräfte gestiftet, welche noch nicht für die Oeffentlichkeit arbeiten. Darum hat sich unser Urteil von vornherein auf einen milderen Standpunkt zu stellen. Wenn wir in einem Mitgliede einen vollendeten Dichter voraussetzten, so würde manche Leistung das Prädikat „erbärmlich“ bekommen, die wir jetzt ganz lobenswert finden. Alles „Werdende“ — bedarf des Wohlwollens, der liebevollen Schonung.“

In den „Maikäfer“ trat im Dezember 1841 auch der Student der Theologie Willibald Beyschlag aus Frankfurt a./M. ein, und im September 1842 dessen Freund Albrecht Wolters aus Emmerich, ebenfalls Theologe. Beide bezogen im Herbst 1842 für zwei Semester die Universität Berlin,

wo sie mit dem damaligen Studenten der Geschichte Jakob Burckhardt aus Basel zusammentrafen, der im Sommer 1841 ebenfalls dem Maikäferbund angehört hatte. Letzterer verließ jedoch schon im April 1843 Berlin wieder, um über Bonn nach Paris zu gehen. Diese drei nun schlossen sich in Berlin zu einem „Filialmau" zusammen. Zahlreiche Maikäfersendungen gingen zwischen Bonn und Berlin hin und her, ebenso viele Briefe.

Bonn, den 27t. Sept. 1842.

Lieber Balder![1])

Wir haben es sehr komisch gefunden, daß Sie sich in Ihren Briefen immerzu entschuldigen, daß Sie schon schrieben, indeß Sie doch wissen mußten, daß wir Ihre lieben Blätter mit einem Freudensturm begrüßten. Wie traurig wir am 6ten Sept.[2]) heimgingen, wie manche Maikäfer-Thräne geflossen, das lassen Sie mich nicht ausführlicher berichten. Es mußte überstanden seyn, und wir sind ja alle sicher, daß Sie der Unsre bleiben, wie wir' nie ein Fünkchen von der Liebe zurück nehmen werden, die Ihnen gehört.

Es ist jetzt 2 Stunden vor dem Mau die Andern sagen, es sey noch nicht Stoff genug da, um Ihnen einen Mbr. (Maikäferbrief) zu schreiben. Vielleicht wage ich es hiermit allein, an Sie zu schreiben, in dem Vertrauen, daß Sie mir die getäuschte Hoffnung verzeihen, die ich Ihnen durch das dicke Paquet mache. Eschenburg[3]) hat vor einigen Tagen an den Urmau geschrieben; was, weiß ich noch nicht. Burckhardt[4]) hat ein ganzes Paquet Mitteilungen ge-

---

[1]) „Balder" ist Beyschlags Name im Maikäferbund. Vgl. „Aus meinem Leben" I S. 116. „Ich wurde", sagt Beyschlag dort, beider (Gottfried und Johanna Kinkels) Liebling in einem Maße, wie es wohl noch mit keinem Mitglied des Maikäferordens gewesen war. Sie hatten meinen Vornamen in den Namen des freundlichen nordisch-mythologischen Gottes Baldur umgebogen. Guten Abend, freundlicher Balder, hieß es, wenn ich kam. Gute Nacht, herziger Balder, wenn ich ging".

[2]) Am 6. September d. J. hatte „Balder" Bonn verlassen, um seine Studien in Berlin fortzusetzen. Ebend. I. 129.

[3]) Eschenburg (genauer: Behn-Eschenburg), zu Stralsund 14. Febr. 1814 geboren, studierte in Bonn Philologie und Philosophie. Einen jungen Privatgelehrten — „selbständig und feinsinnig" nennt ihn Beyschlag am obigen Orte I, 120. Nach beendigtem Universitätsstudium blieb er noch einige Zeit als Hauslehrer in Deutschland, um dann nach London überzusiedeln. (Vergl. den Schluß des Briefes.) Zu Ende seines Lebens († 23. Jan. 1873) ist er in Zürich als Dozent am Polytechnikum und der Universität. An seinem Grabe hielt Gottfried Kinkel die Leichenrede. Im Jahre 1843 erschien von ihm: „Zuleima, ein Jugendtraum im Kerker", eine Dichtung.

[4]) Jacob Burckhardt aus Basel, der spätere bekannte Kulturhistoriker, gehörte dem „Maikäferbund" im Sommersemester 1841 an und blieb noch lange korrespondierend und besuchend mit Kinkel und dessen Kreise in Ber-

schickt, worüber ich entzückt bin. Er ist einer unsrer Hauptsächlichsten. In jedem Brief erwähnt er mindestens 3mal seine zänkische Gräfinn. Wir glauben beinahe, daß er heimlich verliebt in dieselbe ist, und wollen ihn nächstens ganz unbändig damit necken. Ich wundre mich u. begreife doch auch wieder, daß selbst ein Mann durch die Gegenwart einer feindseeligen Persönlichkeit aus aller Fassung gebracht werden kann. Dies ist mir ein Trost, denn ich habe es oft für elende Schwäche des Geistes bei mir gehalten, wenn unter kleinlichem Verdruß, der einem von Personen kam, die Fähigkeit zum Schaffen gelähmt war. Ich hoffe, daß Ihr Umgang dem armen Burckhardt ein vorzügliches Gegengewicht seyn wird. Ein Trost ist ihm schon geworden: Den Emanuel Geibel hat er kennen lernen und sich näher an ihn angeschlossen. Wenn der länger in Berlin bliebe, so hätten Sie ein Pracht-Mitglied für den Filial-Mau.

Sie waren in Straßburg; ich unterdeß mit meiner Mutter in Cölln und Aachen. Auf der Eisenbahn habe ich Leuten, die nach Belgien reisten, Burckhardts Buch empfohlen, dessen Verbreitung wir uns sehr angelegen seyn lassen; (K(inkel) zitiert es in der Augsb. allg. Zeitung.) Den Saal im Tempelhof in Cölln nenne ich das schönste, was ich in dieser Art (auch in vielen andern Arten) je gesehen. Ich frage sonst nichts nach äußerer Pracht u. Herrlichkeit; hier aber war die Pracht so poetisch, daß man geblendet u. verzaubert stehen blieb. Man meinte bei irgend einem Chalifen aus 1000 u. 1 Nacht zu Gaste zu seyn. Ebenso interessant, wie der Eindruck, den das Ganze durch seinen Schein (der auf einer wirklich fabelhaften Täuschung beruht) macht, ist das Untersuchen der greifbaren Mittel, durch welche diese Phantasmagorie dargestellt ist. Da dieses Wunderwerk bald demoliert u. vielleicht nie wieder aufgebaut wird, so halte ich es nicht für gar

bindung. Er war 1841 (Herbst) nach Berlin gegangen, um dort seine Studien zu vollenden. Hier in Berlin hatte er eine Hauslehrerstelle in einem vornehmen (gräflichen) Hause angenommen, — Hans Trog (in seinem J. B., biographische Skizze, Basel 1898, S. 36) meint, es sei das „Perponchersche“ gewesen. Nach kurzer Zeit aber gab er dieselbe wieder auf und lebte nun ganz seinen vielgestaltigen Studien. Das Buch Burckhardts, von welchem in unserem Briefe die Rede ist, und das Johanna Kinkel auf der Eisenbahn nach Belgien Reisenden empfahl, war zweifellos das 1842 in Düsseldorf erschienene Büchlein: „Die Kunstwerke der belgischen Städte“, die Frucht einer im Herbst 1841 unternommenen Studienreise. Zum ersten Male entwickelte J. B. hier seine wunderbare Cicerone-Begabung. Vergl. Kinkels Ode an J. B. in dessen „Gedichte“ (7. Aufl. Stuttgart 1872).

zu strafbar, daß ich es Ihnen noch beschreibe. Um der Confusion möglichst zu steuern, erzähle ich vorerst, für was man alles ansah, dann: was für Stoffe es wirklich waren.

Der Styl der Bauart war maurisch, die Größe des Saals etwa wie der halbe Viereckspletz.[5]) Zu beiden Seiten gingen Säulenreihen, bunt bemalt u. mit goldnen Kapitälen. Hinter den Säulen war der Boden erhöht und trug mehre Reihen von Divans für die Zuschauer von dunkelblauem Sammt mit Goldrändern. In der Mitte war das Zelt des Königpaares: außen Purpursammt, innen weiß: Atlas, alles mit Gold u. Federn verziert. Oben das ganze Dach war durchbrochen, klar wie Spitzen, Holzschnitzwerk mit buntem Glas abwechselnd. Sämmtliche Wände mit Teppichen von Purpursammt mit Goldstickereien, schweren Franzen u. Quasten von Gold behängt. Außen vor dem Haupteingang war der Gang mit einem ungeheuern Spiegel ausgefüllt, halb von einem blau mit Silber durchwirkten Schleier verdeckt, wodurch der Saal unendlich wiedergespiegelt erschien. Die Schönheit der Verhältnisse, der Geschmack, mit dem die kleinste Einzelheit angeordnet war, der massive Reichthum der glänzenden Purpur- u. Goldstoffe, mit den zierlichsten Arabesken durchzogen, läßt sich gar nicht malen.

Nun aber kömmt die fast humoristische Wirklichkeit. Der Sammt (ausgenommen die Möbel, die ächt waren) an den Wänden war Thoas-Mantel-stoff. Die Stickereien los aufgepreßtes Schaumgold. Die schweren Franzen (jeder einzelne Faden) gerolltes Goldpapier, die Goldkordeln ordinäres Seil mit Goldschaum überzogen; die Quasten ebenso aus Holz gedrechselt. Das Holzschnitzwerk braunlackierter Pappendeckel. Das ganze Gebäude von Holz, Papier u. Futternessel. Zwar s o kostet es schon 10,000 Thlr., aber es sieht aus wie der Krönungssaal der Abassiden mindestens — wurden die gekrönt?

Ich habe dabei ungeheure Studien gemacht für zukünftige Aufführungen, wo Paläste vorkommen. Jetzt aber reut es mich, daß eine Seite darauf gegangen ist, wo ich Ihnen etwas bessres hätte schreiben können, als von dem dummen Saal.

Wenn Sie einmal Ihrer Subjektivität bewußter werden durch die ausschließliche Liebe zu irgend einem Objekt, so werden Sie sich nicht mehr daran stoßen, daß die Liebesbriefe der Bettina

[5]) Der „Viereckspletz“ ist ein noch heute in Bonn vorhandener öffentlicher Platz.

v. Arnim[6]) so sehr subjektiv sind. Ihnen ist der Zauber dieser wunderbaren südlichflammenden Natur noch nicht aufgeschlossen. Sie ist aber so vielseitig, daß Sie immer noch genug finden werden, um ihres Umgangs froh zu werden. Die Briefe an Fr. v. A., an Bardua's u. Henning's erhalten Sie hiermit. Von Bardua's lassen Sie mich noch sagen, daß sie selber als ziemlich ältliche Dämchen Ihnen vielleicht für jetzt ein seltsamer Umgang dünken mögen; das möge Sie nicht irren. Es läßt sich sehr nett mit ihnen plaudern. Sie sind beide von rechtlicher, edler Gemütsart, gescheidt, u. haben zu vielen ausgezeichneten u. berühmten Menschen in nahem Verkehr gestanden, z. B. mit Göthe. Man trifft die beste Gesellschaft dort, u. ihre vielfachen Verbindungen können Ihnen vielleicht noch andre Zirkel öffnen, wenn Sie das wünschen. — Hennings sind gar liebe gute Menschen; der Hausherr ist einer von meinen liebsten u. verehrtesten Freunden. Die Frau ist sehr gut, sehr angenehm u. freundlich, und von einer Natürlichkeit, die Einen in Berlin, wo man so viel Affektation findet, doppelt erfrischt. Die Töchter waren noch Kinder, als ich sie zuletzt sah; wie sie jetzt sind, möchte ich von Ihnen erfahren.

Ihre Beschreibung des Ständchens für Mendelssohn hat mich unsäglich ergötzt. Ich kann sie mit keinem humoristischen Ereignis erwiedern; etwa könnte ich erzählen, wie ich in Aachen einem Hochamt beiwohnen mußte, weil ich den Dom, seine Gemälde u. den Stuhl Carls des Großen sehen wollte. Vor mir saß gerade der

[6]) Johanna Kinkel hatte Beyschlag für Berlin mit Empfehlungen ausgestattet. „Aus meinem Leben" I, 138. Mit Bettina von Arnim konnte er sich nicht befreunden. Den Eindruck ihrer Schriften auf sich verglich er wohl mit der „Wirkung einer Flasche Schaumweins". Aber auch der Persönlichkeit selber und ihrer Art, über Menschen und Verhältnisse zu reden, vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen. Ebenda I, 170. Hierin sucht Johanna ihn umzustimmen. — v. Henning (Leopold) war Professor in Berlin. In einem Briefe an Beyschlag vom 2. Juli 1843 spricht sich Kinkel erregt wider ihn aus: ohne Zweifel sei er ein sehr weiser Mann, beziehe auch ohne Zweifel ein anständiges Gehalt als Ministerialrat und vermöge gleichfalls ohne allen Zweifel keine Verse zu machen. Darin liege der große Unterschied zwischen ihnen beiden, der es ihm — Kinkel — unmöglich mache, seinen Ratschlägen zu folgen, – Ratschläge, welche offenbar darauf hinausliefen, statt der Poetereien und Journalistereien positive wissenschaftliche Arbeit zu leisten. Johanna hatte zu Hennings — wohl von ihrem Berliner Aufenthalt her — ein besonders herzliches Verhältnis. (Vgl. Johannas Briefe an die Familie H. „Preuß. Jahrb." 97, S. 185f.) — Bardua, Karoline und Wilhelmine; seit 1819 in Berlin. Von Karoline (Malerin) hatte Goethe sich in Weimar malen lassen. Das Bild ist erhalten und im Besitze der Stadt Dessau. Um den Teetisch der Schwester Bardua sammelten sich bedeutsame Persönlichkeiten, wie A. v. Humboldt, E. v. Houwald, Fouqué u. a. (Vgl. Westermanns Monatshefte Bd. XXI. 1897.)

Paukenschläger, welcher zugleich in die Noten sah, bei dem Klingeln während der Consekration hinkniete u. an die Brust schlug, dann plötzlich aufsprang (wenn die 20 Takte Pausen zu Ende waren) u. auf den Pauken wirbelte. Mich reizte es zum Lachen, wie der Mann zwischen sein musikalisches u. katholisches Gewissen geklemmt war. Ein Offermann[7]) sah mich wüthend an, als sich mir merklich die Mundwinkel verzogen, denn ein Chor voll Domherren sangen unisono im tiefsten Baß etwas, das klang wie der Anfang meines Burgpfaffenlieds. Einige rothberockte Chorknaben wiederholten (wie es klang) 3 Oktaven höher dieselbe Melodie mit Stimmen wie Kornpfeifen. Von dem Fresen[8]) hab' ich so lange, so schrecklich lange keinen Brief mehr gekriegt, daß es eine wahre Grausamkeit ist.

Der Urmau ist sehr guter Dinge. Er reist morgen nach St. Goar zu Freiligrath. Es ist ihm herzlich zu gönnen, wenn wir 2 übrigen Käferlein auch sehr verwaist zurückbleiben. Er hat sich die Haare zu kurz schneiden lassen und sieht noch ein bischen aapig aus. Wir haben ein Glück[9]) gehabt vor ein paar Tagen; wahrscheinlich erzählt es Ihnen der Urmau bei Gelegenheit; nun sind wir so lustig wie die Kinder zu Weihnachten; wir tanzen und springen durch die kleinen Zimmerchen, daß die Fische bange werden in ihrem Glashäuschen. Alle Welt kömmt uns wieder so spaßig vor, daß wir ganz den Ärger an ihr verlernen. Selbst die Salzböcke dienen uns nur zum Gaudium in diesen hellen Tagen. Hell, obschon es draußen platzregnet, kömmt mir wieder alle Umgebung vor; dabei liegt die innerste Welt im schönsten Sonnenglanz. Lauter Hoffnung u. Freude spielt mir vor den Augen umher, wie Engelchen mit bunten Flügeln. Heute schrieb mir noch der Urmau: „Was sind wir doch glückliche Menschen; wenn ich schon daran denke, daß

---

[7]) Opfermann, Oppermann, Offermann = der beim Meßopfer beschäftigte Diener, Meßner. Grimm, Deutsches Wörterbuch Bd. 7. Sp. 1304.

[8]) Karl Fresenius aus Frankfurt a./M., damals Student der Naturwissenschaften, gehörte im Wintersemester 1840/41 und im Sommersemester 1841 zum „Maikäferbund", sowie zu einem „Singkränzchen" der Frau Mathieux. Fresén oder Zefrén wurde er im vertrauten Kreise gerufen. Er ist der spätere bekannte Wiesbadener Chemiker.

[9]) Das „Glück", auf welches hier angespielt wird, bestand darin, daß die Cottasche Buchhandlung Kinkels Gedichte definitiv in Verlag genommen hatte und auch sonst ihn für sich verwandte. In einem Briefe Kinkels vom 30. September des Jahres an Beyschlag heißt es: „Das freudige Ereignis, welches Directrix im Briefe erwähnt, ist Cottas Annahme der Gedichte, zugleich mit Engagement, an seinen Zeitschriften, vorzüglich der Augsburger, mitzuarbeiten unter so glänzenden Bedingungen, daß ich mich von diesem Tage an aus meinen Finanznöten gerettet ansehen kann".

wir in einer Woche zwei solche Briefe bekamen, wie die von Balder u. Burckhardt," rc. rc. rc.

Es mag wahr seyn, daß wir ein bischen unersättliche Geister sind; aber drum sind wir auch zwiefach gekräftigt u. beglückt, wenn uns einmal Luft aus allen Kanälen zuströmt. Andre Leute, die im Liebeslenz leben, wollen behaupten, man müsse dann einsam seyn, u. brauche keine Liebe der Freunde mehr außer der Einen, alles ausfüllenden Liebe. Das finde ich ganz verkehrt. Grade weil man liebt, ist das Herz erweitert, man ist begeisterter, reicher an Phantasie; und das sollte man allein genießen? nein, von diesem Überfluthen von Empfindung müssen alle Lieben u. Guten mit erwärmt werden, die nur in unsern Bereich kommen.

An den von ihnen geschenkten antiken Poesieen hab ich große Freude. Heute las ich K. draus vor. Besonders gefällt mir von Theokrit das Fragment aus Herakles u. Augeias. Ein Hexameter fällt mir alle Augenblicke ein, der mich an die klassischen[10]) Maubriefe erinnert. Es sagt Einer von den Hündchen:

„Ja fürwahr, wohl gaben die waltenden Götter den Menschen
Dies vortreffliche Thier zur Gesellschaft! wie es doch aufmerkt!"

Dies vortreffliche Thier — das klingt so wundervoll naiv. Es ist gar so köstlich, wie die Alten mit Göttern u. Thieren sich in einem steten Geselligkeits-Verhältnis fühlen. Hier schellt es, das wird der Urmau seyn. Richtig, nun fängt der Mau an. Adieu, ach — statt guten Abend.

Die Direktrix.

[10]) Die „Maikäferbriefe" tragen — je nach ihrem Inhalt — die mannigfaltigsten Namen. So finde ich z. B. auf den mir vorliegenden Blättern folgende Bezeichnungen: „Klassischer M. K. Brief"; „Romantischer"; „Verrückter"; „Pietistischer" M. K. B. mit dem Motto: Mein Sohn, die Welt ist eitel, Jes. Sirach am 24.; „Quarz" M. K. B. usw. Beyschlags Interesse für das klassische Altertum hatte sich in den Bonner Semestern vielfach betätigt. Er selber erzählt („Aus meinem Leben" I, 103), daß er mit Fresenius zusammen die sophokleische Antigone gelesen. Eine Frucht dieser Studien waren zweifellos die hier erwähnten „antiken Poesien", d. h. Uebertragungen ins Deutsche in gebundener Rede. „Theokrit", geb. 300 v. Chr. in Syrakus, ist der Begründer der bukolischen Dichtgattung, d. h. des Idylls, der Hirtendichtung.

Bonn d. 11t. Nov. 1842.

Lieber Balder!

Ohne vorherigen Eingang springe ich gleich mitten in die Beantwortung Ihres Briefes hinein. Ihre berauschte Stimmung beim Lesen der Bettina wird sich noch gesteigerter wiederholen, wenn Sie einmal das Phänomen persönlich gesprochen haben. Brachte ich ehedem einen Abend bei ihr zu, so begleitete sie mich wohl noch spät in der Nacht nach Hause, um ein Gespräch zu Ende zu spinnen. Dann fühlte ich keine Kälte, und das will viel sagen in einer Berliner Winternacht. Auch betrat ich mein einsames unheimliches Kämmerchen ohne Furcht vor Spitzbuben und bösen Dämonen, so hatte mich die Nähe der wundersamen Frau in einen erhöhten Zustand hinaufgezaubert. Man hat so 1000 labyrinthischen Gängen in seinem eignen Innersten nachzuspüren, wenn man mit ihr verkehrt. Welche Räthsel giebt sie einem auf? Sie führt uns an die Pforten einer süß-schaurigen Welt, deren traumhafte Existenz wir vorher nicht geahnt, und in der sie selbst ganz zu Hause scheint. Gefährlich ist sie dennoch, und viel Unheil wäre mir nicht geschehn, hätte ich diese Brentano's nie gekannt, die auf einem gespannten Haar von einem Kirchturm zum andern wandeln, und stets mit glühenden Kohlen spielen. Sey's; doch ich wäre auch nun nicht so glücklich, denn den Geist der Sinne aufzuschließen, dazu haben die wahrlich den Schlüssel vor allen Poeten auf Erden.

Was die niedlichen Lügen angeht, bin ich mehr Ihrer Meinung als Fresen's, dessen Theorie mir in dem Punkt spaßhaft vorkommt. Für ihn, als eine durch und durch redliche wahrhafte Natur, ist diese Theorie unschädlich, aber für's Allgemeine durchaus verkehrt. Bei so vielen (groß begabten Menschen sogar) habe ich eine seltsame Erfahrung gemacht: Sie suchen sich 1000 Verkehrtheiten damit zu entschuldigen, daß sie sagen: Ich bin wahrhaft mindestens. Aber die stets die Wahrheit im Munde führen, bei Andern die feinste Lüge durchschauen und rügen, die sind selbst die aller grandiosesten Lügner. Dies hat mich so scheu gemacht, daß ich mir selber nicht mehr traue, und nur noch sage, ich strebe nach der Wahrheit, wie man nach der Menschenliebe, der Demuth, der Gerechtigkeit strebt, und es erwarten muß, ob unsre bösen Neigungen uns zum Tugendgipfel hinanlassen. Wenn ich so es anhöre, wie Frauen, die 3mal mehr Verstand haben als ich, in einer so kolossalen Selbsttäuschung befangen, ihr ganzes Leben hindurch zu-

bringen können, so wird mir bange und ordentlich schauerlich zu Muth, weil ich alsdann eine leise Ahnung von dem unsichtbaren Zopf bekomme, den ich doch höchst wahrscheinlich ebenso unbewußt mit mir umher trage. Frau N. (im Orestius als Clytemnestra verewigt) führt als drittes Wort ihre Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit im Munde, während ihr 20 Lügen in Einem Athem über die Lippen sprudeln. Mit Bettinen habe ich noch unerhörtere Fakta in dieser Art erlebt, die ich kaum einem Menschen glauben würde, hätten nicht Augen und Ohren mich grausam überzeugt. Und doch hat sie den schärfsten Blick für die Lüge im fremden Individuum. Was soll man da sagen! Muß man am Ende auch gegen die Lüge tolerant werden, weil man sie unbewußt, wider den eignen Willen, im Fleisch u. Blut mit herumtragen kann? Diese Frage kann mich oft verrückt machen. Zuweilen unterscheide ich zwischen „verzeihlichen u. unverzeihlichen Lügen". Zu den 1ten gehört die Lüge aus: Uebertreibung, Sucht poetisch zu ergänzen (welches um des künstlerischen Zusammenhangs willen geschieht), endlich aus leidenschaftlicher Verblendung. Diese fahren einem aus dem Munde wie Vögel, wenn man den Vogelkorb öffnet, und sind nicht wieder einzufangen. Niedriger sind die: um des Vorteils willen, oder um einer Verdrießlichkeit zu entgehen; aber ganz unverzeihlich die Lügen, mit denen man Anderen Verdruß u. Schaden bereitet, u. die möchte ich schon dem Verbrechen gleich achten. Freilich, über die Existenz der Lüge bei Personen, die man sonst lieben und verehren möchte, kann man sich schwer trösten, und es bleibt einem nur das Eine Universalmittel zur Beruhigung, daß man bei sich anfängt im Kleinen wie im Großen den gehässigen schwarzen Fleck wegzuschleifen, und sollte man bis an's Lebensende daran zu arbeiten haben. — Hierin halte ich Sie für einen besonders glücklich begabten Menschen. Erstens daß Sie von Natur gar keine Neigung zum Unwahren haben, und Sie keine äußere Unruhe und übertriebene Lebendigkeit dazu hinreißt. Leute, die sehr rasch plaudern, haben diese Gefahr viel näher, die Sie gewiß n i e gekannt. —

Ihr Brief aus Berlin ward mir von K. mitgetheilt. Er entzückt mich durch seinen reichen Inhalt, und ängstet mich zugleich; denn was kann ich aus meinem jetzigen engen Leben Ihnen dafür bieten. Wieder fühle ich mich auf so manche Stätten versetzt, gegen die ich nicht ungerecht seyn möchte, wenn gleich das Gold meiner jetzigen Tage gediegner und unwandelbareren Glanzes ist.

Auch erinnerte ich mich wieder eines ganz gleichen Eindrucks, wie der, den Sie von dem durchreisten öden Lande schildern. Ist es nicht für einen Rheinländer ganz entsetzlich, wenn man nach dem Einschlafen in der letzten Berggegend im Postwagen erwacht, und zuerst Belitsch oder Grävenhäntchen oder ein andres Schaudernest gewahrt? Den Haß gegen Berlin selbst kann ich gar nicht theilen. Was der Stadt fehlt, ersetzt sie so ungeheuer, daß ich Niemanden zum Schimpfen berechtigt finde. Menschen sind da, das kann keiner läugnen, der redlich darnach gesucht hat. Daß jedes Individuum alle liebenswürdigen Eigenschaften in sich vereinigen sollte, das wäre auch an jedem andern Ort zu viel verlangt. Ich habe in Berlin geistreiche, redliche, gutherzige, witzige ꝛc. ꝛc. ꝛc. Leute gekannt. Freilich waren die gutherzigen nicht immer witzig, und die geistreichen nicht immer redlich. Treffliche Musik hab' ich da gehört, auch abscheuliche. Aber in Bonn machen sie meist nur abscheuliche Musik ohne die treffliche mitzugeben. Der Lenz ist überall schön, auch in Berlin. Bei schönem Wetter das erste Grün der Bäume auf blauem Himmelsgrunde zu sehn, das that einem genügsamen Herzen schon wohl. Drum braucht man doch nicht an den ewigen Erinnerungen untreu zu werden, die das Rhein-Eden uns in's Herz grub. Gott, wie seelenvergnügt konnte man seyn, wenn man so eine majestätische Straße von Berlin langsam durchschritt, die Säulen, Statuen, goldnen Inschriften in der Sonne funkelten, Berge von Apfelsinen aufgeschüttet lagen, blühende Rosenstöcke zum Verkauf an den Ecken massenweis standen; das gab unläugbar einen südlichen Schimmer. Musik hörte man so viel nah u. fern schallen, so schöne Gestalten begegneten Einem, so viel schöne Bilder betrachtete man sich im Vorbeigehen! Von Außen kamen einem täglich neue Anschauungen u. Gedanken zu; und was man in sich hatte, wer nahm es einem weg? warum sollte ein Ort das tödten können? Daß Berlin total prosaisch wäre, kann ich auch nicht zugeben. Man meint es wohl einmal in der ersten Zeit, die man da zubringt; aber mir ist's zuletzt ganz vergangen. Hätte ich nicht den Urmau hier, ich hätte trotz dem vielgeliebten Rhein, doch zuweilen eine Art Heimweh nach Berlin fühlen können.

Der Filialmau lasse sich unter vielen Dingen besonders das Liederspiel für Neujahr angelegen seyn. — Adieu, Ihr guten Leute miteinander, die wir alle so herzinnig lieb haben. Adieu, lieber, guter, treuer Balder! Herzlichst grüßt

die Directrix.

Bonn d. 10t. März 1843.

Lieber Balder!

Diesmal bekömmt Niemand vom Filialmau einen Brief von mir, als Sie. Dafür müssen Sie mich auch bei den beiden Andern auf's eindringlichste entschuldigen. Dazu gebe ich Ihnen hier den Stoff, indem ich Ihnen mittheile, daß ich unbändig viel Briefe zu schreiben hatte, die ich längere Zeit verschoben. Nun bin ich völlig ausgeschrieben, und sehne mich unsäglich den 2ten Akt der Assassinen[1]) anzufangen, die jetzt schon zu lange geruht haben.

In Seibt's[2]) Liederspiel waren mir just die Lieder das Liebste, die Sie zu bezweifeln scheinen. Einige nehme ich aus, welche Sie selbst schon ausfinden werden. Die ersten Dialoge haben zu viel Längen, ein Fehler, den fast alle Erstlingsdramen an sich tragen. Mit wenig Aenderungen könnte, glaub' ich, der „Rübezahl" zu einem vorzüglichen Operntext umgeschaffen werden. Seibt spinnt im Maw einen aus dem Leben gegriffenen Roman „Das kleine Schloß", welcher große Vorzüge hat. Die Haubtstärke Seibt's scheint: die Beobachtung. Einstweilen wendet sich diese noch etwas zu sehr auf die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten der Personen, u. ich gebe zu, daß dies eine untergeordnete Richtung ist. Doch halte ich ihn darum gar nicht für unfähig, sich den tiefern edlern Blick für das Hohe u. Schöne im Menschen anzueignen, wozu sich allerdings mehr gehört. Mir geht das Talent des Beobachtens ganz ab, wenn schon in einigen meiner kleinen Lustspiele, wie Kinkel mir sagt, das Gegentheil scheinen könnte. Aber diese meine scheinbaren Beobachtungen sind eher Dinge, die ich errathen habe, oder die sich mir durch 100fach wiederholte Erlebnisse aufgedrungen. Ich staune es in Seibt an, wie er ein deutliches Bild von Personen geben kann, die er kaum flüchtig gesehn. Noch immer habe ich Ursache, mit seiner Stellung zu uns zufrieden zu seyn. Er ist Gottfried sehr zugethan, und daß er dafür leidet, weiß ich auch; so muß ich ihn schon für diese

[1]) A. — ein von Kinkel gedichtetes Singspiel; die „Lieder" sind abgedruckt in Kinkels Gedichten. Am 26. Juli 1843 kam es zur Aufführung.

[2]) Wilh. Seibt, ein Schulfreund Beyschlags. „Ein feinsinniger, nach verschiedenen Seiten hin zum Kunstverständnis angelegter Mensch von entschieden poetischer Erfindungsgabe." Er war in Bonn 1841/42 Mitglied des Maikäferbundes geworden (Beyschlag, a. a. O. I, 68 f. 120). Zuletzt als emeritierter Lehrer zu Frankfurt a./M. (Joesten, Literar. Leben am Rhein. S. 94).

Festigkeit schätzen. — Anders sieht es mit Schöler[3]) aus, der mir gegründete Ursache zum Verdacht giebt. Was ich Ihnen hier mittheile, verarbeiten Sie in sich. Vorsicht brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen, denn Sie fühlen selbst, daß der Verdacht den Riß machen könnte, während es nun noch immer möglich ist, daß Schöler sich wieder zurecht findet. Schöler geht nie mit uns aus, er hat immer einen Vorwand nachzukommen, uns erst am andern Ort zu treffen; es scheint, daß er sich vor dem Tugendbund[4]) fürchtet, unser Recht anzuerkennen. Ist er schon von Natur ein grundehrlicher Kerl, so fehlt ihm doch alle Kraft, seine Ueberzeugung vor der Uebermacht der Bornirtheit zu verfechten. Und wer weiß, ob seine Ueberzeugung nur Stich hält, wenn der Einfluß der Gegenparthei stündlich auf ihn einwirkt, während er sich mehr u. mehr von G. zurückzieht. Neulich wollte er den Dienstag schwänzen um in's Theater zu gehn, während wir ein Stück mit vertheilten Rollen lesen sollten, u. längst eingeübt hatten. Wir gestanden es zu, u. wollten ihm zu Liebe die Lesung auf den Donnerstag verlegen. Er antwortete: „Ich weiß noch nicht, ob ich dann kann. Es wäre doch möglich, daß ich bis dahin zu etwas anderm engagiert würde." Dies war an einem Sonntag-Abend als G. sein ebenvollendetes wunderschönes Spessartmärchen vorlas, wo Schöler ebenfalls in der Mitte fortging, weil er mit den Tugendbündlern etwas vorhatte. Was hat man nun von dem Umgang eines solchen Menschen, der gar nicht versteht, was ihm

[3]) Albrecht Schoeler aus Winningen a. d. Mosel, damals Student der Theologie; er war Mitglied des „Maikäfer" vom Sommer 1842 bis Ende des Sommers 1844. Später ist er Pfarrer in Andernach, wo er 1863 gestorben ist. In weiteren Kreisen ist er bekannt geworden als der Verfasser der „Geschichte des Hunsrücker Chronisten".

[4]) Der „Tugendbund". Es bestand damals in Bonn eine Theologenkneipe, ein harmloser geselliger Verein meist aus evang. Theologen. Wolters, Beyschlag und Schöler gehörten ihm an. Durch ein paar aus Halle kommende ältere Theologen wurde daraus ein Prinzipienverein, in dem strengere Formen gehandhabt, schwarze Sammetbarette getragen und höchst ernsthafte Reden gehalten wurden. „Das Beste der alten Burschenschaften sollte wieder aufleben, religiös-sittliche Grundsätze vertreten werden, das Duell verpönt sein." Die in Bonn dominierenden Korps nannten ihn spottweise den „Tugendbund". Später brachte A. Schöler im Anschluß an Klopstocks Ode: Wingolf, die Halle der Freundschaft, diesen Namen in Umlauf. Die Verbindung erhob den Anspruch, daß „man mit allen ihren Mitgliedern Freundschaft haben und diese Freundschaft anderweitigen Beziehungen mit Nichtmitgliedern vorgehen lassen solle". Vergl. Beyschlags Erinnerungen an Wolters S. 5. 13. Das Verhalten Schölers erklärt sich wohl von diesem Postulat aus am natürlichsten, ohne Zuhilfenahme von Intrigen. Wolters und Beyschlag hatten von Berlin aus ihren formalen Austritt aus dem Verein vollzogen.

in Gottfrieds Theilnahme geworden ist, die er so elend fallen läßt. G. war ein Paar Tage ernstlich krank über diesen Abfall (ich kann's nicht anders ansehn,) im nächsten heiligsten Freundeskreis. Mir scheint dies von Umtrieben herzurühren, welche einige sehr unklare Köpfe angesponnen, die an den Studenten-Abenden von G. in ihrer ganzen Verworrenheit durch einen Disput vor der Gesellschaft lächerlich gemacht wurden, u. die ihm gegenüber kein Wort mehr zu erwiedern wußten, aber um so mehr Galle hinter seinem Rücken verspritzten. Dazu kömmt wohl, daß man Ihren u. Wolters Austritt aus dem Tgbd. wahrscheinlich G. zuschreibt. Alles dies Sektenwesen kömmt mir so fatal, so eigentlich unchristlich vor, weil gegen die Liebe, die Wahrheit und den Geist gerichtet. Es giebt heut zu Tage doch nichts boshafteres, perfideres, unversöhnlicheres als die krassen Orthodoxen. Nun in Gottes Namen, trotz aller Wespenstiche bleiben wir dennoch die Fröhlichen, die Beseeligten immerdar, und heften uns mit einem kindlichen Vertrauen, das sich nach jeder bittern Erfahrung stets frisch in uns wieder erzeugt, an alles Schöne u. Liebe in dieser blüthenreichen Welt.

Sie sollen einmal sehn, wie schön der Frühling selbst in Berlin seyn wird, u. wie in den Gängen des waldigen Parkes in der Morgenfrühe, wo es einsam ist u. die Nachtigallen schlagen, die Poesie Sie anhauchen wird, die Sie dort grade gar nicht erwarten. — Dem lieben Fresenio haben wir vor wenig Tagen eine Sendung Maubriefe, andre Briefe u. eine neue Komposition von mir zukommen lassen. Dabei befand sich eine versifizierte Beschreibung des hiesigen Carnevals, die ihm hoffentlich mit frischem Humor den Schulstaub ein bischen vom Herzen fächeln soll. Warum können wir doch nicht alle in eine Colonie versammeln, da unsrer doch so manche sind, die sich vom selben Liebesband umwunden fühlen. Ständen wir als Phalanx, was wollten uns die Salzböcke noch anhaben? — Kinkel hat mir Torstricks[5]) Brief über den „Julian" mitgetheilt. Mich entzückte der grandiose, wahrhaft künstlerisch angelegte Plan. Kinkel hat denselben Stoff (nur ganz anders gefaßt) längst unter seinen „Vor-

---

[5]) Torstrick (Adolf), Philologe, aus Bremen; er ist dort als Gymnasialprofessor gestorben, hochgeschätzt durch seine Aristotelesforschungen. „Unter der Hülle hanseatisch feiner Manieren und Hegelschen Jargons einer der edelsten, begabtesten und liebevollsten Menschen." (Beyschl. Erinnerungen an A. Wolters S. 17.) Im Sommer 1841 trat er Kinkel nahe. Dem Maikäferbund gehörte er nicht an.



sätzen" liegen. Wohl verstehe ich, wie man mit solcher Liebe an einen der großen Schatten aus der Geschichte sein Herz fesseln kann. Mir geht es so mit dem Hohenstaufen Friedrich II., der mein Liebling von allen ist, die je Kronen trugen. Mir zerfrißt es das Herz, wie er fast allein stand, die Macht der Wahrheit nur so wenigen Zeitgenossen über ihn das Auge öffnete, während der ungeheure, rohe Koloß, die Masse, blind wüthend ihn im ungleichen Kampfe ermüdete. Welch ein Deutschland könnte das seyn, wenn diese geistreiche Dynastie gesiegt hätte, während wir noch heute von den Dummheiten ärnten, die die Bettelmönche unter das Volk gesäet.

Neulich schickte mir ein Geistlicher eine Predigt, die er gegen die Hegelianer gehalten. So sehr ich diesen Mann persönlich verehre, ward's mir doch grausig zu Muth, wenn ich bedachte, daß sich so leicht der Kampf auf anderm Gebiet u. in andrer Form wiederholen könnte, den die Weltgeschichte bei jeder Reformation aufweist, wenn man die nichtverstehende Masse gegen die Vertreter einer Idee aufruft, die sie, die Masse, als Idee nicht faßt. Ich konnte nicht lassen, in meiner Antwort darauf aufmerksam zu machen, daß der Weltgeist u. der liebe Gott doch am Ende Eine Person seyen, daß das „Aufgeben des Individuums" u. das „Ersterben des Waizenkorns" so ziemlich die nämliche Lehre enthielten, u. wenn Christus sagt: Ich u. der Vater sind Eins — dies auch von den Pantheisten in ihrer Weise ausgelegt werden dürfe. Um den ganzen Streit wird Nichts viel anders werden, so lang die Leute sich über ihre Ausdrucksweise zanken u. raufen. Daß sie sich untereinander lieben, da kömmt alles drauf an; wenn sie sich erst friedlich vertragen, so baut sich die Welt von selbst. Wie in Kriegszeiten die Häuser u. Gärten verwüsten, so scheint's mir auch mit dem Gedankenkrieg auszusehn. Wo einer in des andern innerstes geistiges Eigentum einbricht, da wird Verwirrung u. Unkraut draus aufwuchern, während in Stille u. Ruhe der Glaube so schön dem Licht entgegenwächst. —

Was Sie über Bettine schreiben ist ganz meine eigne Empfindung. Nicht wahr, das Urtheil vergeht einem; man kann sie nur anstaunen. Hinterher ist's anders, aber im Zauberbann ihrer Gegenwart, da faßt einen der Schwindel. Grüßen Sie die Hochherrliche viel 1000mal von mir. Von der Tochter „Max" habe ich noch keine Antwort auf meinen letzten Brief. Können Sie dieselbe bei Gelegenheit schicklicherweise mahnen, so soll mir's lieb

seyn. — Daß auf den Maublättern kein Bildchen war, kann ich gar nicht verschmerzen, da ich wie ein Kind auf Bildchen erpicht bin. Holen Sie es bald nach! Sobald der Jahrgang vollständig ist, lasse ich ihn gleich den Andern mit Register versehn und einbinden, damit sich beim Stiftungsfest der Vorrath recht brillant den geblendeten Augen darstellt. — Ganz voll Erstaunen bin ich daß die chin: Komödie[6]) so viel Eindruck gemacht hat. Entschieden muß ich die mir zugeschriebene Absicht wegläugnen, daß ich in der Yang meine Feindin N habe schildern wollen. Erstens ist mir das gar nicht in den Sinn gekommen, u. zweitens sind Yang u. Fr. N zwei sehr auseinander liegende Charaktere, die sich höchstens in kleinen äußerlichen Nebendingen berühren, u. auch da ganz zufällig u. absichtlos von meiner Seite. Die N ist durchaus nicht in dieser Weise affektirt, hat keine sentimentale Spur, hat einen großen Verstand, ihre Liebenswürdigkeit liegt oben und imponirt selbst bis in lange Jahre der Bekanntschaft hinein. Was ich an ihr hasse, ist selbst noch im großen Styl und paßt nicht zu den kleinlichen Widrigkeiten der Yang. Gerechtigkeit muß seyn. —

Sie denken sich's gar nicht, wie ergötzlich mir heute Abend dies Plaudern mit Ihnen ist. Eine ganze Sammlung Ihrer Briefe liegt vor mir, an mich und an Gottfried geschrieben. Dann lese ich ein paar Seiten, und lasse Sie reden, dann erzähle ich wieder, was mir so einfällt. Es ist doch ganz, als wie wir sonst spazieren gingen, u. Epheu stahlen. Ihr vorletzter, langer, tiefgelehrter Brief an Gottfried ist mein haubtsächlicher Liebling, und ich kann mich gar nicht davon trennen. Der G. bekömmt ihn sobald noch nicht wieder. Daß ich großentheils klar verstehen konnte, was Sie über die Schelling'sche Philosophie schrieben, erfüllt mich mit besonderm Respect vor Ihnen, wie ich denn überhaubt die klaren Geister vor Allen schätze, u. nicht gern auf die Tiefe eines Raisonnements deswegen schließe, weil es unverständlich ist.

---

[6]) Die „chinesische Komödie". Wahrscheinlich ist darunter zu verstehen Johannas Stück: Der letzte Salzbock, politisches Drama in 5 Aufzügen, eine Satire. Der Held wirkt als Missionar in China. (Vergl. Joesten a. a. O. S. 97.) Die Dichtung ist 1843 den Maikäfern zu Gehör gebracht. — Wer die auch schon im 2. Brief erwähnte Fr. N. ist, muß Vermutung bleiben. In den 40er. Jahren wird wiederholt in den Briefen von Ernst Moritz Arndt (Meisner u. Gerds, E. M. Arndt. Berlin 1898) ein Professor der Medizin Naumann in Bonn genannt. Ob sie mit ihm zusammenhängt?



Auf Burckhardt's Kommen freuen wir uns Alle so sehr, daß es gar nicht auszumalen ist. Was für schöne Wanderungen sollen das geben, und wie wird sich Sinn dem Sinne aufschließen! Bitten Sie ihn nochmals um Vergebung der vielen Comissionen, die ich ihm aufgebürdet habe. Die Directrix.

Bonn d. 11t. Mai 1843.

Lieber Balder!

Dank für Ihre musterhafte Treue im Briefschreiben, und für Ihre Nachsicht gegenüber den Antwortenden. Wahrlich, wir sind nicht faul, u. noch vielweniger gleichgültig; aber die Zeit! die Zeit! die drängt sich immer enger zusammen und läßt uns nur Raum für ein Zehnteil unserer Pflichten. In den Maw haben wir alle seit undenklichen Zeiten nichts mehr geschrieben und schmachten drum nach Ihrer Sendung. Unsre Erfindungsquelle hat eine andre Richtung seither eingeschlagen; poetisches will nichts mehr zu Tage kommen. Doch halt — Burckhardt hat den Anfang eines Rococostücks verfaßt, Simson u. Delila, das in Orestiusform gemeinschaftlich fortgesetzt u. als Ableiter alles Hohns gegen die Philister dienen soll. Andreas[1]) sollte folgen, aber nach seiner Art verschleppt er's so lang, bis Allen die Lust vergeht. Urmau will in diesen Tagen den Romanzencyklus „Otto“[2]) vollenden, den er uns in Poppelsdorf vorzulesen begann, als Sie mit da waren. Dieser kömmt aber nicht in den Maw, sondern in die „Verona“ (herausgegeben zum Besten des hiesigen Münsters von Lersch[3]). Ich selbst konzentrire soviel Kräfte wie möglich auf die „Assassinen“ u. enthalte mich deshalb alles Poetisirens. Im Umriß sind sie fertig, auch ein gutes Theil ausgearbeitet. Seit Hälfte Januar habe ich etwa 150 Seiten Partitur geschrieben; das ist nicht wenig, wenn Sie bedenken, daß das Unterrichtgeben, Musikverein u. — der Brautstand rücksichtslos ihren Weg durch das Schaffen Tag für Tag hindurchnehmen. Das Spazierengehn kann man auch nicht lassen, wenn ein so un-

---

[1]) Andreas Simons, langjähriger Pflegesohn der Mockelschen Familie; später Professor der Baukunst an der techn. Hochschule zu Darmstadt.

[2]) Gemeint ist der 1843 entstandene Romanzencyklus „Otto und Adelheid“. Vergl. Kinkels „Gedichte“, Schluß.

[3]) Laurentius Lersch, † 1849 in Bonn; er ist der Begründer des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland; „Religiöse Gedichte“ hat er in den dreißiger Jahren erscheinen lassen, außerdem 1845: „Der gute Gerhard von Köln.“ (Joesten, a. a. O. S. 98.)

vergleichlicher Lenz den Rhein grüßt, wie der jetzige. Andreas u. ich haben wunderschöne neue Thäler und Dörfer entdeckt, die wir Ihnen alle zeigen wollen.

Seit die Rheinische Zeitung ihr Ende gefunden, ist die Kölner Zeit: ins Liberale umgeschlagen und arbeitet in der gestrigen Nummer mit wahrem Feuereifer drauf los, zu Ehren zu kommen, d. h. verboten zu werden. Es war grade Buß- u. Bettag, da wollte sie der Regierung auch einmal eine Predigt halten. Eine ganze Reihe von giftigen Artikeln kamen in Prozession hintereinander hergezogen. — Dieser Tage war ein Landschulmeister beim Urmau zu Besuch und erzählte voller Zorn, wie neue Instruktionen die Unterrichtsgegenstände beschränkten. Man fürchtet den schädlichen Einfluß des Denkens auf die Bauerkinder, wie's scheint. — Von allen Seiten hört man Klage, nur Geistesdruck u. politischer Jammer an allen Enden, und doch tönt von oben immer dieselbe Antwort: „das sind nur einige hohle unruhige Köpfe". Sogar einer großen Versammlung von Rechtsgelehrten ist neulich auf eine Petition eine derartige Antwort geworden. —

Burckhardts Anwesenheit hat einen neuen Schimmer auf unser Leben geworfen. Er ist ein so unerschöpflich geistreicher Mensch, wie ich — (wenige kenne, wollte ich eben sagen), doch da fällt mir ein, daß ich ja grade das zu meinen besten Glückseeligkeiten zähle, viele treffliche, begabte u. geistvolle Menschen unter meinen Bekannten u. Freunden zu wissen. Doch soll drum das Lob des Burckhardt nicht geschmälert werden, u. in Einem ist er ja doch kaum erreichbar, in der Weise nämlich, wie er im Gespräch seine Schätze die Andern mitgenießen läßt. Er spricht so viel, u. das ist eine große Tugend bei seinesgleichen, grade wie es bei Dummen unausstehlich ist. Er ist das im mündlichen Vortrag, was Sie im schriftlichen sind, lieber Balder. Dies ist meine Herzensmeinung, u. ich spreche sie drum hier aus, um Sie zu trösten, wenn Sie etwa meinen sollten, ich wolle durch Burckhardts Lob Sie indirekt um Ihrer Schweigsamkeit willen pisacken. Die eben auftauchende Erinnerung an die Nachmittage des vorigen Winters ließen mich die jetzigen Spaziergänge doppelt glänzend anerkennen. Andreas sprach gar nicht, Schöler (wenn er einmal da war) hie u. da ein Wort, u. Seibt wiegte sich auch meist im ruhigen Zuhören. Urmau und ich hielten also mit Anstrengung das Gespräch stets im Gang, welches insofern schwierig, da wir Beide uns gegeneinander in einsamen Stunden meist schon ausgesprochen, auch durch die

Lehrthätigkeit des Vormittags vom geistigen Ausspenden erschöpft waren, und nach frischem Stoff lechzten. Leider aber spürten die Andern keine Langeweile, beruhigten sich, da durch uns die Rede immer im Gang blieb, und ließen uns todterschöpft am Ende. Geht man einmal zusammen mehrere Stunden, so hat Jeder die Verpflichtung, am Faden zu spinnen, denn vernünftiges Denken ist ja doch unmöglich, wenn man nicht einsam ist. Freilich war das für die drei ebengenanten keine ganz leichte Aufgabe, besonders für Andreas, der in so sehr engen Kreisen lebt. Reisen gemacht haben, in verschiedenen Städten u. Verhältnissen gelebt haben, das bildet erst den Unterhaltungskünstler aus; das bloße Lesen u. Denken macht's nicht. Freilich hat der Eine mehr natürliche Anlage dazu als der Andre, doch thun Wille u. vor Allem Anerkenntnis der Nothwendigkeit des Mitsprechens in Gesellschaft auch das ihrige. Was nun die Damen angeht, so haben die noch eine viel schönere Manier Einem den Athem zu rauben, der das Gesprächsschifflein zu steuern unternimmt. Sobald viele (d. h. in vornehmen Cirkeln) beisammen sind, so fürchten sie durch ein lautes Wort die Würde des Moments zu verletzen. Jede wartet darauf, daß erst die Andre beginne. Dauert solche Schwüle lange, so opfre ich mich, nehme den Fluch der Unanständigkeit zum 1000stenmal auf mich u. rede über den Tisch herüber, in der Hoffnung, das Gespräch allgemein zu machen. Unter dem Schutz meiner (u. etwa noch der Hausfrau) Stimme fangen nun alle mit ihren Nachbarinnen zu flüstern an, lauter kleine Einzel-Conversationen. Sind sie nun im Gange, und man läßt das laute Gespräch einen Augenblick fallen, so verstummen plötzlich erschreckt auch wieder die leisen, u. alles ist im ersten Zustand. Zu zweien sich vortrefflich unterhalten, das kann jeder, wie es auch leichter ist, ein Duett zu komponieren, als ein Opernfinale, das mannigfaltig u. doch eine Einheit ist. Dafür ist ein solches aber auch ein unsterbliches Meisterwerk. Eine wahrhaft geistvolle in künstlerischer Form durchgeführte Unterhaltung mehrer Personen (etwa zwischen 4 u. 8 halte ich für einen der höchsten Genüsse. Eine fast ideelle war schon jene in Godesberg, als Fresen hier war. Eine ganz unsterbliche sollen aber neulich Kinkel, Simrock[4]) u. ein Engländer, Namens Gurney gehalten

[4]) Karl Simrock, Germanist und Dichter, der seinen literarischen Ruf durch die Uebertragung des Nibelungenliedes begründete. Aus dem preußischen Staatsdienste — er war Auskultator — entlassen wegen eines Liedes auf die Julirevolution, lebte er in Bonn, habilitierte sich dort später für altdeutsche Literatur (1850) und starb als Professor 1876. Dem Kinkelschen

haben, die (wenn ich nicht irre) ohne Unterbrechung von 3 Uhr an bis Eins, also zehn Stunden, gedauert hat, und alle höchsten Lebensinteressen umfaßte. —

Den Hofmann v. Fallersleben[5]) kenne ich persönlich. Seine ältern Gedichte hatte ich nur aus Kompositionen zu Gesicht bekommen, und mochte sie nie leiden. Sie wurden sogar von mir u. meinen Schülerinnen vielfach verhöhnt, u. wo wir nur seinen Namen bei einem Text sahen, da hatten wir schon ein Vorurtheil gegen das Gesangstück. Da komme ich vor 4 Jahren einmal zur Frau Ritschl[6]) (mit der ich damals noch verkehrte) und treffe einen höchst liebenswürdigen Mann dort, den man als Prof. Hofmann vorstellt. Ich dachte nicht an den Fallersleben, denn wie viele Hofmann giebt's außerdem! Nach kurzem Gespräch war ich völlig entzückt von dieser prachtvollen Persönlichkeit und ergoß mich (als er fort war, versteht sich) in Lobeserhebungen. Zu meinem Erstaunen hörte ich lange nachher, daß es H. v. F. war. Die Frau R. erzählte mir entsetzlich viel Schlechtes von ihm, von dem ich aber gleich keine Sylbe glaubte, denn der Eindruck, den Er machte, war zu aufrichtig u. treuherzig. Es scheint doch allenthalben das Schicksal der Genialen zu seyn, daß sie einen ganzen Teufelsschwanz von Verläumdung nachschleppen müssen. Das ist aber der Seegen davon, daß solche endlich unbefangenes Urtheil bekommen, u. durch keine böse Zunge mehr irre zu machen sind. Wen man erst selber schwarz gefärbt hat, der sieht klar durch die rußige Maske, die das Welt-Urtheil andern reinen Marmorzügen aufzwängte. Später aus den politischen Gedichten lernte ich Hofmann auch als Poeten schätzen. —

D. 13t. Mai — Heute ist ein Glückstag. Gottfried hat den „Otto" abgeschlossen. Ueberglücklich war ich, als er mir ihn vorlas. Dieser große „Otto" überbietet den „Schütz" in vielen Stellen, wenn auch nicht im Ganzen. Auch andre neue Gedichte theilte mir Gottfried mit. Demnach muß ich den Anfang dieses Briefes

---

Kreise stand er in dieser Zeit nahe; unter den „ernsten Richtern und schönen Preisrichterinnen", welche z. B. die Darbietungen am Tage des Stiftungsfestes zu beurteilen hatten, erscheint auch er. (Vergl. Beyschlag, Erinnerungen an Wolters S. 40.)

[5]) Hoffmann v. Fallersleben hatte Beyschlag in Berlin von Angesicht kennen gelernt und einer ihm zu Ehren gegebenen Festlichkeit mit Wolters beigewohnt. In Begeisterung berichtete er darüber an Johanna. (Vergl. Beyschlag, Aus meinem Leben, I S. 138.)

[6]) Frau des bekannten Philologen Fried. Wilhelm Ritschl. Seit 1839 weilte derselbe in Bonn als Professor der klassischen Literatur und Beredsamkeit.

wohl widerrufen. Wo eine Mutter ein gar zu schönes Kind hat, da höre ich oft den abergläubischen Ausspruch, das kann nicht leben bleiben. Heute schaute ich fast mein Glück so mistrauisch an; mir ward bange zu Muth, weil es allzu groß ist. Wie manches Treffliche hat Gottfried in diesem kurzen Jahr schon erschaffen, und wie viel Plane knospen an diesem unerschöpflich reichen Baume wieder Tag für Tag vor meinen Augen empor, die ich fertig begrüßen kann, eh es wieder Lenz wird. Ein solches Herz, solchen Geist und noch all das Andre zusammen, das ihn so lieb und hold macht, wenn ich's so überdenke, dann schrecke ich fast schauernd zusammen, daß Gott mir einen solchen Mann anvertraut! — Wenn wir scherzend stritten, wer den Andern am liebsten hätte, so mußte ich ihm wohl (gegen die Art liebender Frauen) es zugeben, daß er auch am stärksten in der Liebe ist, denn mich hat er viel zu lieb, u. ihn kann man gar nicht lieb genug haben. Wie ist es möglich daß Menschen so verblendet seyn können ihm weh zu thun! Nicht wahr, wir wollen ihn das Alles vergessen machen, wenn wir im Herbst alle beisammen sind u. er, wohin er sein Auge wendet, in ein treues Freundes-Gesicht schaut.

Adieu lieber Balder! Herzlich grüßt

die Directrix.

Schloß Poppelsdorf, 24t. Juni 1843.

Lieber Balder!

Nicht mein neues Glück[1]) trägt allein die Schuld, daß ich so pflichtvergessen dem Filialmaw gegenüber erscheine. Am meisten hat der Umstand mir die Zeit fortgenommen, daß sich die Schülerinnen so um mich gedrängt haben seit ich aus Bonn weggezogen.[2]) Man wollte mich vorher gerne zwingen in die Stadt zu kommen um Unterricht zu geben, und machte deßhalb allerlei Schwierigkeiten, z. B. „man könne doch die jungen Mädchen nicht allein durch die Allee gehen lassen". In der Voraussetzung also, daß Viele sich bei meiner Wohnungsveränderung zurückziehn würden, nahm ich fast alle neuen Meldungen an, und sehe mich nun plötzlich

---

[1]) Am 22. Mai 1843 waren Kinkel und Johanna in Bonn getraut worden. „Und sieh, nun ist es doch gekommen, was uns die Welt so schwer gemacht: nach all dem Kampf ist doch entglommen, die Fackel stiller Hochzeitsnacht", so sang Kinkel damals seiner Frau zu.

[2]) Nach Poppelsdorf.

inmitten einer unerhörten Lehrthätigkeit, da die ältern Schülerinnen, als sie sahen, daß ich fest blieb, alle ihre Stunden beibehielten. Fast meine ganze Beschäftigung theilt sich jetzt in Unterricht u. Haushaltung. Schreiben ist mir ein seltner Genuß geworden. — Lassen Sie mich Ihnen zuerst für Ihre unvergleichliche Reisebeschreibung der böhmischen Dörfer und Städte danken.[3]) Die Beschreibung unsrer Hochzeitsreise, mit der ich sie erwiedern möchte, ist leider für den Leser nicht so interessant, wenn sie gleich für uns ebenso vergnüglich war. So folgen Sie mir jetzt in Gedanken durch das bescheidne Moselthal und eine Strecke den prächtigen Rhein hinauf, bis wir am Ziel, dem Lurleifelsen anlanden.

Auf der Fahrt von Bonn bis Koblenz erregte ein großer, dicker, philiströs aussehender Mann (zwar nur durch seine Toilette) unsre Aufmerksamkeit. Er war in eine weiß u. grau gestreifte Jacke und dito Botzius gekleidet, und trug einen hochaufgesträubten Voll-Haarwuchs wie ein Mohr. Bald nach Tisch begann er von neuem junge Hähnchen zu speisen u. trank viel Rheinwein dazu. Darauf ward er gesprächig u. unterhielt einen Schwarm junger Leute mit Anekdoten in französischer Sprache, welche jede Pointe mit Gelächter-Chorus bekrönten. Später hörten wir vom Kapitain, daß es Alexander Dumas sey. — Auf den Moselschiffchen waren wir höchst vergnügt. Wenig Gesellschaft u. gute Bewirthung hatten wir. Die Schiffe gehn so sanft wie von Schwänen gezogen. Burg an Burg reiht sich auf den Hügeln. In einem kleinen Städtchen war Kirmes, und drum die ganze Bevölkerung nebst Fahnen, Böllern u. Hornmusik am Ufer. Die Moseldörfer sind meist in dichte Gruppen von Nußbäumen gehüllt. Jedes hat irgend ein Burghaus oder andres Gebäude von höchst kurioser Form. Kapellen in Masse stehn am Ufer u. auf den Bergen. Sehr schön wechseln waldige Felsen, die den Fuß senkrecht bis in die Wellen hinabtauchen, u. gegenüber blumige Wiesen von größter Farbenbuntheit. Fast immer, wenn rechts ein schroffer Fels kam, zog sich links der Blumenstrand in weiß, gelb, roth u. blauen Streifen. Dann tauschten die Ufer wieder damit. Die Schlangenwindungen, die

[3]) Mit Wolters zusammen hatte Beyschlag im Frühling 1843 nach Schluß des Semesters von Berlin aus eine Ferienreise nach Dresden gemacht; 14 Tage weilten sie dort. Dann zogen sie über Pillnitz in die sächsische Schweiz, durchwanderten den Libethaler und Uttewalder Grund, erstiegen die Bastei und den großen Winterberg, und als von letzterem aus Böhmen vor ihnen lag, zogen sie nach Prag". (Beyschlag, Erinnerungen an Wolter. S. 26). Ueber diese Reise lag der Bericht Johanna vor.



die Mosel macht, sind so bedeutend, daß man bequem an einem Orte aussteigen, einen hohen Berg besteigen u. an der andern Seite nach einer Stunde das Dampfboot noch erreichen kann. Etwa so: Sehr oft sieht man rechts eine Burg oder eine Kapelle; nach langer Zeit sieht man die nämliche am linken Stromufer von der Kehrseite. In Traben, Trarbach gegenüber, blieben wir den Abend des Pfingstsonntags. Wir hatten hinreichend Zeit, nach Trarbach überzusetzen, und die Gräfinburg zu besteigen. In Trarbach sahen wir die wunderlichsten Häuser, an deren Betrachtung wir uns gar nicht ersättigen konnten. Eines stand mit Einer Ecke auf einer einzigen, kurzen, dicken, runden Steinsäule, welche 4 Stockwerke trug, von denen jedes, um ein gutes Theil überhängend, in die Straße hinausgebaut war. Erkerchen von allen Formen mit altfränkischem Holzschnitzwerk drängen sich aus den Giebeln, deren manche ganz mit Schiefer gedeckt sind. Dieser Schiefer ist in ganz kleine Plättchen geschnitten, welche theils oval, theils oben u. unten gespitzt, ein zierliches Bildwerk geben, das bei jedem Stockwerk in verschiedner Manier angebracht ist. Die Gräfinburg ist von einer Raubritterinn gebaut, die einen Streit mit einem Bischof hatte. Als dieser einmal eine Fahrt moselabwärts unternahm, ließ sie eine Kette über die Mosel spannen an einer schmalen Stelle ihres Gebiets, bei der er Nachts vorübermußte. Hier fing sie ihn wie einen Fisch im Netz u. hielt ihn auf ihrer Burg gefangen, bis er das Lösegeld herbeischaffte, von dem sie obengenannte Burg baute. Ferner mußte er selbst sich noch beim Papst verwenden, daß sie ungestraft davon kam. — Bei Trier sind Felsen u. Erdreich bluthroth. Darauf das frische Grün u. die vielen zerstreuten weißen Häuser geben ein köstliches heitres Landschaftsbild. Ich habe noch keine Stadt gesehn, die eine so glänzend schöne Lage hat. Kinkel sagt, daß diesseit der Alpen außer Nismes kein Ort einen solchen Reichthum von römischen Alterthümern hat. Die Porta nigra, von rohen Steinen aufgethürmt, der Circus mit seinen Thierkäfigen (noch sehr erhalten), die Thermen u. manche andre große und kleinere Spur römischen Lebens versetzten uns in einen Schauer welthistorischer Erinnerungen. — Die dortige Liebfrauenkirche nebst Kreuzgang ist so unbeschreiblich schön, daß ein Wesen, das Sinn für so etwas hat, beim ersten Anblick aufjauchzen oder weinen muß. Dies Gebäude ist allein schon der Reise werth. In der Bibliothek sahen wir eine in Metall u. Edelsteine eingebundne

7*

pergamentne Bibel, die Karl dem Großen gehört haben soll. Darin befinden sich die ältesten bekannten (?) deutschen Gemälde, in frischester Farbenpracht erhalten. — Auf dem Rückweg erreichten wir Koblenz früh am Nachmittage und bestiegen noch den Stolzenfels, wo jetzt ein vornehm aussehender Preuß den Fremden alles zeigt. Bald wird den Godesberg ein gleiches Jammergeschick treffen. Weh um die Einsamkeit der schönen waldigen Rheingebirge und die heiligen Steintrümmer, wo so manches Gedicht der Seele herauffstieg! — Geschmack und Kunstsinn übrigens hat unser König, das muß ihm der Deuwel lassen (wie sich der Urmau ausdrücken würde). Der sah mit finsterm Blick all die Pracht an und ärgerte sich, daß selbst dem geistigsten Menschen dennoch der Anblick so mächtigen Besitzes imponiert. — In St. Goar lebten wir schöne Tage mit Freiligraths, Geibel und einer dort ansässigen sehr liebenswürdigen u. bedeutenden Familie Heuberger.[4]) Freiligrath gedachte Ihrer mit lebhaftem Interesse. Freiligrath ist sehr liebenswürdig, besonnen, verständig in seinen Äußerungen; dies überraschte mich, denn seinem frühern Rufe nach hatte ich ihn mir wild gedacht. Seine Donna ist ein Juwel unter den Frauen. Schön, würdevoll, anmuthig, klug, gebildet, seelengut und noch dazu wahrhaft bescheiden.

Den 1ten Juli. Für Ihren Brief nebst Konkurrenzarbeit herzinnigsten Dank. Andreas hat es übernommen, Ihnen das Stiftungsfest zu schildern, doch kann es nicht schaden, wenn Ihnen von allen Seiten die Bekräftigung zukommt, daß Ihre Novelle eine Krone des Tages war. Sie hat auf Alle einen ganz außerordentlichen Eindruck gemacht, und hätte man, vom Inhalt abgesehen, nur die künstlerische Vollendung berücksichtigt, so mußte Ihnen einstimmig der Preis zufallen. Der Geibel ist ganz hingerissen von Ihrem Werk, und freut sich sehr, Sie den Winter kennen zu lernen. — Hier folgen noch einige meiner besonderen Ansichten über die drei Novellen. — „Die Weinlese" von Schöler ist übervoll von Witz und giebt nur freundliche Eindrücke. Man schwimmt von A bis Z in Lust und Poesie. Die Sprache ist so originell, daß man gar keinen Standpunkt hat, von dem aus man sie vergleichen und beurtheilen könnte. Sie wird, was den Stoff angeht, zu allen Zeiten ihren Werth behalten, und fast jeden Leser interessieren. — Ein „Familienverhängnis". Der Stoff für unsre Zeit ganz vortrefflich gewählt. Jeder Gebildete kann sich

[4]) Landrat Heuberger zu St. Goar, mit Freiligrath und Geibel befreundet.



hineinempfinden. Meines Wissens hat ihn hier zum erstenmal die Poesie ausgebeutet. Herrlich ist, daß beide Partheien so höchst achtungswerth sind, keine Karrikatur erscheint. Der Vergleich mit „Golem" ist zwar blendend, doch dünkt er mir in Gustavs Munde dem Vater gegenüber nicht ganz am Ort. Die Lösung befriedigt das Gefühl nicht, doch muß man sich gestehn, daß dieser Konflikt unsrer Gegenwart keine Lösung hat, und somit die Novelle wahrhaft bleibt. (Einigemal übernahm mich beim Vorlesen so sehr die Rührung, daß ich nicht weiter lesen konnte. Doch brauchte ich mich der Thränen nicht zu schämen, da ich sah daß das Auditorium sich nicht stärker hielt als ich. Auch der starkmüthige Geibel mußte sein Auge trocknen.) Den tiefsten Eindruck von allen 3 Novellen hat mir diese gemacht, wenn ich schon mit objektiver strenger Gerechtigkeit der ersteren einen wichtigern Platz in der Literatur zugestehn müßte. Diese ist reicher, lebendiger, eigentlich poetischer, während das „Familienverhängnis" mehr dem Gedanken als der Poesie angehört. Ein großer Vorzug des letztern ist hingegen wieder, daß sie das Interesse auf Eine Idee, auf wenige Personen konzentrirt. — „Das kleine Schloß" von Seibt ist voll feiner Beobachtung, enorm reich an zierlich gefeiltem Detail, hat einige Stellen von unübertrefflichem Humor, sehr viel umherversprühte Witze; dies sind die Vorzüge, die ich voll anerkenne. Mir misfällt, daß ein Hauch von Medisance über allen Gestalten weht, daß zu viele Personen drin vorkommen die kein innres Band zusammenhält, die nur durch den äußern Zufall des Zusammenwohnens in flüchtige Berührung kommen und eben so verschwinden. Diesen Mangel verantwortet zwar Titel u. Vorrede, doch ist mir's damit nicht entschuldigt, daß soviele Figuren verschwendet sind aus denen man drei wohlgeformte Novellen hätte staffiren können.

Schöler scheint sich uns wieder mit voller Seele zugewandt zu haben. Es war nur ein Schwanken in seine Gebeine gefahren, und das kann verziehen werden. Meine größte Anerkennung hat er sich durch die Novelle erzwungen. Wenn Einer so was leisten kann, so hab' ich ihn gleich von Herzen lieb.

Adieu, bester Balder, grüßen Sie den Wolters, und schreiben Sie uns bald wieder. Ich verspreche mir einen Pracht-Winter von Eurer Wiederkunft.

Die Direktrix.

In dem Freundschaftsverhältnis zwischen Beyschlag und Kinkel waren Mißklänge entstanden. Ersterer hatte gemeint als „Freund" Kinkel Vorstellungen über seine theologische Stellung, sein Verhalten zur Bonner theologischen Fakultät, über seine literarischen Beschäftigungen (auf Kosten der Theologie) usw. machen zu müssen. Johanna hatte in einem Brief vom 16. August 1843 diesen Beyschlagschen „Angriff" abgewiesen. Das Schreiben war sehr kühl und abweisend gewesen, mit „Geehrter Herr Beyschlag" beginnend und einem kalten, förmlichen Abschluß endend. Beyschlag hatte darauf geantwortet und den Weg zum Herzen der Bonner Freunde von neuem gesucht, indem er allerlei Mißverständnisse aufklärte. Die Folge davon war ein lieber Brief Johannas vom 13. September 1843 gewesen, der mit der Versicherung begann, „der letzte Rest von Bitterkeit" sei aus ihrer Seele gewichen. Dadurch war aber das Thema über die Auffassung von Christentum und Kirche zwischen beiden angeschlagen. Johannas Anschauungen werden im vorliegenden Briefe am deutlichsten ausgesprochen. Darum mag er hier folgen.

d. 24. Juni 1844.

Lieber Balder!

Es ist eine Unart der Hausfrauen, sich so sehr von den kleinen Pflichten hinnehmen zu lassen, daß sie die großen darüber hintansetzen. Zu den letzteren gehört auch die, sich zu den lieben Freunden stets in einem klaren Verhältnis zu erhalten, und die habe ich verabsäumt, indem ich Ihren Brief so lange unbeantwortet ließ.

Mir scheint es, daß die Misklänge die Sie noch einmal erwähnten, ausgeklungen haben, wenigstens habe ich mich ganz behaglich endlich hineingefunden, daß Sie etwas anders geworden als vor 2 Jahren, und schätze den neuen Balder eben so wie den alten. Die Aeußerungen über Ihre Geistesrichtung, (Sie bezeichneten dieselben als eine Art Mitleid mit einem vermeintlichen Rückschritt) die Ihnen wehe gethan, muß ich mir allerdings als etwas zu schroff vorwerfen, da ich noch gar nicht der Zeit so fern stehe, da ich mich mit Gottfried auf ähnlichem Standpunkt befand. Ich glaube, daß Sie jene Anschauungsweise ebenfalls wieder verlieren werden, und sollte drum lieber zu heftigen Widerspruch vermeiden, der ja ohnehin unnöthig die Gemüther verletzt. Aus Ihrem Briefe habe ich mich überzeugt, daß Sie es ehrlich mit

Ihren Ueberzeugungen meinen. Dies ist mir ein großer Trost, da ich den quälenden Gedanken nun entschieden wegweisen kann, daß irgend ein äußeres Motiv, Ihnen selbst unbewußt, Sie vermocht hätte, sich in etwas Unwahres hinein zu zwingen. Anstatt die einzelnen Punkte Ihres Briefes hervorzusuchen, die mir unverständlich oder unrichtig erschienen, will ich versuchen, Ihnen vorher darzulegen, wie ich das Christenthum in der Seele trage; vielleicht geben Sie zu, daß es doch keine pure Einbildung ist, wenn ich noch darinnen zu stehen glaube, (was Sie mir abstreiten wollen.)

Ich halte Christum nur für einen natürlich erzeugten und geborenen Menschen, aber für den trefflichsten, der je gelebt hat. Es braucht nicht des Glaubens an ein nichtsbedeutendes Wunder, um sich dem höchsten religiösen Genius anzuschließen, und sich treu zu bemühen, seiner Lehre nach zu leben. Ich finde auch nicht, daß die Leute, die sich zeitlebens abmühten, das Unwahrscheinlichste von ihm wahr zu finden, drum strenger seine Lehre befolgten; im Gegentheil, das Beweisen und Streiten um seine Göttlichkeit raubt nur die Zeit, die so viel besser auf Nachahmung seiner Menschlichkeit gewendet würde. Der Kern seiner Lehre ist die Liebe, und was erzeugte in der Welt mehr Haß, als das Aufdringen der Glaubensartikel. Kann denn einer glauben, was ihm vorgeschrieben wird? muß er nicht glauben, was ihm das wahrscheinlichste ist? Da nun eben so viel verschiedne Köpfe als verschiedne Anschauungen sind, so kann ich unmöglich Vernunft darin finden, einen allgemeinen Kirchenglauben aufzustellen, und die zu verurtheilen, die sich dem nicht fügen wollen.

Unbedingt der Bibel glauben ist ja noch verkehrter als ein unbedingtes Glauben an die Weltgeschichte späterer Tage, und wenn sie vom klarsten und redlichsten Forscher geschrieben worden. Wir erleben ja jeden Tag, daß Dinge, die vor unsern Augen geschehen sind, schon am 3ten Tag in der entstelltesten Weise beim Publikum zirkuliren. Wo mir also etwas berichtet wird, das gegen den Menschenverstand streitet, so vermuthe ich zunächst: hier ist eine Lüge oder ein Misverständnis im Spiel.

Freilich erkenne ich dem Menschenverstande enge Grenzen zu, und ahne ein Unendliches, das weit über seinen Begriff hinausgeht. Hier aber in dieser Sache finde ich das nicht; sie hat zu viel Aehnlichkeit mit frühern und spätern Irrthümern, die sich kein Mensch mehr zu erklären bemüht.

Sie verzeihen es eher (sagen Sie) Ihren andern Freunden, die auf wissenschaftlichem Wege dahin gekommen sind, an der bibl. Geschichte zu zweifeln, und den kirchlichen für einen untergeordneten Standpunkt zu halten. Wenn das eine Verpflichtung wäre, nichts zu verwerfen, als was man 3 Jahre studirt hat, so könnte ja einer mit gleichem Rechte fordern, ich solle den Koran studiren, ehe ich mich weigerte, die mohamedanische Religion anzunehmen. Man kann ja an Einem Glaubensartikel genug haben um zu wissen: das taugt für mich nicht. In der Kirche kann ich mich nicht mehr erbauen, weil ich dort stets eine Lüge mit in den Kauf nehmen muß. Stets ist die Sittenlehre Christi (die ich gleich anerkennen will) in eine absonderliche abentheuerliche Historie gehüllt, die der Prediger mit der Prätension erzählt, keine Poesie, sondern ein wirkliches Faktum mitzutheilen. So scheidet sich mir Christenthum und Kirche, und ich könnte mich nur mit gutem Gewissen zu dieser bekennen, wenn sie den Mythus keck bei seinem Namen nennte.

Ich glaube, daß kein Mensch sich eine Vorstellung von einem Gotte, seiner Art zu seyn und zu handeln, machen kann. Daß ein Gott sey, kann ich nicht bezweifeln, aber wie er sey, das mir auszumalen, fände ich sehr unfruchtbar, und unverzeihlich unbescheiden, wenn ich eine solche Vorstellung andern als eine gültige aufdringen wollte. Und das thut die Kirche, oder die einzelnen Menschen, die nun den Klerus bilden und sich die Kirche nennen. Die haben sich eine Wissenschaft um übernatürliche Dinge ausgesonnen, und fordern eine Herrschaft über fremde Geister vermittelst dieser Lehren. Solange sich das ein hervorragender Geist erlaubt die Schwächern zu unterrichten, so finde ich das ganz in der Ordnung; aber daß die Weisheit soll zu Schanden gemacht werden und die Dummheit verklärt, daran glaube ich abermals nicht.

Der Dr. Strauss erscheint mir gescheidter als die Synoptiker, er überzeugt mich mit stichhaltigen Gründen, daß die Synoptiker sich häufig geirrt haben, und ich kann nicht eine Sünde begehen, wenn ich hier das annehme, was mir das wahrscheinlichste ist.

Was Sie von der Sündhaftigkeit der Menschen-Natur sagen, das finde ich ganz richtig, aber sehe keine Heilung darinnen, daß ich sie einem Andern aufbürde, nur eine Faulheit. Dies demüthigende Gefühl steter Reue muß ich tragen, oder mit allen Kräften nach Weiterbildung ringen. Mehr kann der kirchliche Christ

auch nicht thun; der Stolz auf den Glauben und dies Herabschau'n auf den Zweifler ist ein arger Egoismus. Daß Christus die Unsterblichkeit verdient, glaube ich gern. Jedem Lumpen, der an ihn als Gottessohn glaubt, möchte ich drum so hohen Lohn nicht zutrauen.

Den Edlen und Guten, die ich verehre, ach auch mir selber, möchte ich (so wenig ichs verdiene) ein ewiges Bewußtsein, ein Fortschreiten durch alle Zeiten ersehnen, aber wie könnte ich's fordern, oder mir einbilden, ich könnte es dann fordern, wenn ich mich in eine Kirche zwängte? Das ist alles Gnade, was uns auf Erden oder dereinst von Glück zufällt, alles Gute Pflicht, das wir thun, alles Schlimme Sünde. Was darüber hinausgeht, sind Räthsel, die gewiß am wenigsten gelöst werden, wenn man sich im ewigen Kreis der alten Dogmen umherdreht.

Die Art, wie Sie in Ihrem Briefe die christl. Kirche darstellen, hat etwas so rührend Schönes, daß man sich gern dazu überreden möchte, dieses sey Wahrheit, was die poesiereiche Spiegelung in einer jugendlich reinen, liebenswürdigen Seele ist. Doch leider hat uns die Kirche nicht dieses ideale, mütterlich lächelnde Antlitz gezeigt, sondern all ihre Anmaßung, Heuchelei, die Widerwärtigkeit des Hochmuths, mit der sie in der Geschichte von jeher um ihrer Macht willen das Schönste geopfert hat. Diese Kirche ist die Karrikatur ihres Stifters. Kann ich den Stifter ohne sie erfassen, oder nur mit der unsichtbaren Kirche, die aus den gleichgesinnten Geistern besteht, warum soll ich den Schlamm und Schutt mit fortschleppen, der sich angehängt hat? — Sie werden auch nicht unangefochten bleiben, und über Kurz oder lang um des ächten Christentums willen in den Kampf mit der christl. Kirche treten müssen.

Ihr Wort „die Frauen müßten ja alsdann auf einer sehr niedrigen Stufe der Frömmigkeit stehen, wenn begriffliches Denken dazu gehörte", möchte ich so beantworten, daß allerdings die Mehrzahl der Frauen nicht besonders fromm ist, daß die liebenswürdigen Frommen unter denselben, die ich kannte, stets besonders geistig gebildete waren, und die Andern von der Art, daß sie Einem alle Frömmigkeit verleideten. —

Ein Gemüths-Bedürfnis ist mir noch kein Beweis, daß etwas wahr sey. Der Türke giebt sein Sinnen-Bedürfnis auch nach dem Tode nicht auf; er läßt sich seinen dritten Himmel nicht rauben. Was ihm die Sinne sind, ist uns vielleicht das Gemüth, und das

kann uns ebenso unbarmherzig weggeschnitten werden, als dem Türken seine Houris. — Wenn ich auch zuweilen daran verzweiflen möchte, daß der Himmel meiner Kindheit mir nicht mehr glaubhaft ist, so muß ich mich doch davon losmachen als von einem Hirngespinnst. Ich läugne nicht die Möglichkeit (wer erschöpfte die?) aber ich kann nichts zuversichtlich annehmen, was so sehr das Gepräge einer kindlichen Vorstellung hat. —

Ihre Meinung, ich vertheidigte den Atheismus, beruht auf einem Misverständnis. Ich bete einen unsichtbaren unbekannten hohen Schöpfergeist an, aber verwechsle ihn nicht mit dem mythischen Gott des alten Testaments, der im neuen nach Art des Zeus eine Erdenjungfrau freit und einen menschlichen Sohn hat. Das krampfhafte Festhalten an diesen Fabeln scheint mir die Ausbreitung des Christenthums am meisten zu hindern. Die höchste Wahrheit ist noch nicht erreicht, und drum kann noch eine einfachere und reinere Religion kommen, der man den Weg nicht mit den alten Brettern versperren soll. Einstweilen ist jeder verpflichtet wegzuräumen, damit der Wahrheitgeist Raum finde, denke ich. Darin werden Sie hoffentlich auch nicht unredlich seyn, und Ihr Märtyrthum auf sich nehmen, sobald Sie anfangen, Mythen und Historisches zu scheiden.

Johanna Kinkel.

Schloß Poppelsdorf, 20. Nov. 1844.

Lieber Balder!

Welche goldne Tage waren das, als unser Freundeskreis noch versammelt war, als man in lauter Geist und Poesie lebte, und, nach welcher Seite man hinschaute, immer in ein geliebtes Auge blickte! Sie kennen es gewiß auch schon, daß man in einem neuen Zustande glücklich seyn kann, ihn um Alles in der Welt um kein Häärchen anders möchte, und dennoch mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach der Vergangenheit zurückschauen kann. Wenn ich mein Kind auf dem Schooße halte, es mich mit seinen Aurikeln-Augen ansieht, und es sich in allerlei holden unverständlichen Lauten abmüht meinen Liedchen Antwort zu geben, so fühle ich mich reicher als ich je geträumt. Schaue ich dann wieder nach den Bergen und dem Strom hin, wo ich in Tagen der Freiheit fröhlich singend mehr flog, als wanderte, so wird mir eng und weh in den Mauern, die mich nun schon so lange, lange gefangen halten. Mein Gemüth

ist vollbefriedigt, aber ich schmachte, schmachte nach Geist. Neulich habe ich drei angefangene Briefe an Sie nacheinander zerrissen, weil ich mich meiner Heruntergekommenheit bis zu Thränen schämte. Ihnen Mittheilungen machen, die Sie interessirten, kann ich nicht, denn außer meinen Klav: Stunden thue ich nur ganz materielle Arbeit. Das Denken ist mir auch abgeschnitten, weil ich die Amme unterhalten muß, um sie über die feindseelige Verachtung der Köchinn zu trösten. Wollen Sie mich nun trotz der Armuth meiner Antworten dennoch großmüthig nicht verkümmern lassen, so halten Sie Ihr Versprechen und schreiben mir über den Eindruck von Sallets Buch.[1]) Vergessen Sie auch nicht das Maw-Mährchen und Liedchen für den Mibes.[2])

In diesem Augenblicke geräth das Schloß in großen Alarm. Es heißt: ein Minister werde sogleich das Kabinet und den Garten besehn; zu dem Ende sollen schleunigst dem Mibes seine Windeln von der Bleiche entfernt werden. Das können die Wäscherinnen gar nicht begreifen, daß diese Gegenstände geniren, und ich erkläre es ihnen folgendermaßen mit großer Ernsthaftigkeit: „Aha, ich weiß schon, das ist der Minister! Der ist in seiner Jugend mit dem Kopf auf einen Bleich-Pfosten gefallen, und da hat der etwas an sich behalten. Wenn er Wäsche auf dem Rasen sieht, so muß er Purzelbäume schlagen.“ Dies Mährchen verbreitet sich jetzt schon auf der Galerie.

Andreas ist wohl und fleißig. — Kinkels Vorlesungen sind stark besucht; er selbst außerdem sehr thätig. — Von Ackermann[3]) ist noch immer keine Nachricht eingetroffen, was uns viel Sorge macht. — Der Maw hat noch nicht begonnen. Wolters läßt sich selten sehn. — Nun flüchtigstes Lebewohl von der

Direktrix.

---

[1]) Friedrich von Sallet, † 1843. Seine erste, ins Jahr 1835 fallende Veröffentlichung waren Gedichte. Sein Hauptwerk ist wohl das 1842 erschienene „Laienevangelium“. Aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde die „Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“, Leipzig 1844. Ob auf dies letzte hier Bezug genommen wird? Oder ob das „Laienevangelium“ gemeint ist?

[2]) „Mibes“ ist Johannas Erstgeborener (Gottfried). Vergl. in Kinkels Gedichten das am 11. Juli 1844 niedergeschriebene: „An meinen Jungen.“ „Wie das Jahr sich hat gewendet, Ist die heilge Drei vollendet: Nun hinweg mit allem Harme, — Liegt mir doch ein Bub im Arme.“

[3]) Ernst Ackermann aus Lübeck; er studierte Theologie und war in Berlin mit Burckhardt, Wolters und Beyschlag in Beziehung getreten. „Ein reich begabter, aber dämonischer Mensch, der im Pantheismus lebte und webte.“ Später war er in Bonn und trat zu Kinkel in Beziehung. Es wird erwähnt, daß er an dem Stiftungsfest (1843) ein Märchen vorgelesen habe: „Die letzten Romantiker und die letzten Abergläubischen“.

Lieber Balder!

Es ist so lang geworden, bis ich Ihren Brief beantworten konnte, daß Sie sich Ihrer Fragen kaum noch erinnern werden. Nicht wahr, Sie rechnen die Zögerung nicht mir, sondern nur dem Mib' an, und glauben mir, daß ich Ihnen gegenüber dennoch unwandelbar dieselbe geblieben bin.

Sie haben mich beschuldigt: Ich legte bei der Werthschätzung der Mädchen einen allzumännlichen Maßstab an, — ich schätzte überhaupt wenig Frauen; — würde bei einem strittigen Fall eher 10 Mädchen als Einen von Ihnen Lügen strafen. Ich glaube, daß Sie mir Unrecht thun. Wenn ich Eine eine ausgezeichnet vortreffliche Frau nenne, so meine ich damit nicht blos, daß sie an Verstand oder Talenten ausgezeichnet, sondern vielmehr im Charakter es sey. Es kann ihr an bedeutendem Geist fehlen, sie darf nur nicht grade dumm seyn, denn mit der eigentlichen Dummheit verträgt sich keine edle Eigenschaft. Mit einem Wort, ich setze bei der Werthschätzung der Frauen dieselbe Forderung voraus, die man an jeden Menschen zu richten hat: Die Redlichkeit. In ganz ungekünstelten Zuständen mag man die auch bei den Gewöhnlichen finden, leider aber ist sie in der Gebildeten Gesellschaft fast nur noch Errungenschaft der Charakterstarken.

Wenn ich nun mit sehr geistvollen und interessanten Frauen den Umgang abgerissen habe, weil es mir unausstehlich war, auf einem durch Lüge ausgehöhlten Boden zu wandeln, so vergebe ich dergleichen noch viel weniger solchen weiblichen Persönlichkeiten, die für den größten Mangel, den der Ehrlichkeit, nichts in die Wagschale zu werfen haben als etwas äußere Anmuth. Den zweiten Vorwurf könnte ich glänzend abpariren, wenn ich Ihnen ein Verzeichnis all der Frauen und Mädchen hier aufschreibe, die ich liebe und schätze. Darunter sind schöne und häßliche, talentvolle und talentlose. Die alten Frauen will ich Ihnen nicht zur Verehrung (wenigstens wie Ihr junges Herz sie bedarf) aufstellen; aber warum haben Sie denn Auguste Heinrich*), diese Perle unter den Mädchen, so gar nicht beachtet? Die liebe ich nun. Weil wir also nicht just zusammentreffen, meinen Sie gleich, ich liebte überhaupt keine Mädchen. Oder müssen die Mädchen durchaus schön seyn? Da

---

*) Auguste Heinrich gehörte von Anfang an neben Mala Thormann, Anna Goldfuß, Linda Bernd und Anderen zu dem Freundinnenkreis Johannas. In seinen Gedichten (7. Aufl. Stuttgart 1872) hat Kinkel sie gefeiert als „die Freundin treu und fest". „Nie hat dir je die Lüge die weiße Stirn entweiht und deine klaren Züge trotzen der nebligen Zeit."

sind Adele, Mela u. Betzi Thormann, die finde ich anmuthvoll, die haben Geist, Herz, Charakter, Alles was ich nur schätze, vereinigt. Und so noch manche, noch viele. Was macht man überhaupt für einen lächerlichen Unterschied in der Schätzung eines Mannes oder eines Weibes! Wie gründlich sucht der Mann einen Freund, dem er sich hingeben soll, zu erforschen, seine Handlungs- und Sinnesweise nach allen Seiten hin zu prüfen; und bei dem bei weitem wichtigern und gefährlichern, bei der Wahl der Geliebten, reichts hin, ein Gesichtchen zu sehn um ihr alles, das Höchste und Edelste, ohne alle Garantie zuzutrauen. Wie übel würden Sie es uns nehmen wenn wir von dem feinen adlichen Provil eines preußischen Lieutenants ohne weiteres hingerissen wären, und wie misdeuten Sie es uns armen Frauen oft als Misgunst, wenn wir nicht gleich entzückt Eine als Freundinn in unser Herz schließen mögen, die auch eine Art von Lieutnants-Erfolgen bei weiblich fühlenden Männern macht. — Ich würde allerdings eher 10 Mädchen der Maße Lügen strafen, als Sie (wie Sie richtig behaupten). Das gilt aber nicht von allen Mädchen und Männern überhaupt. Z. B. Angela Oppenhoff (?) kann garnicht lügen, der glaube ich Alles aufs Wort. Die Männer, die doch mehr denken, als die Frauen, lügen deßhalb nicht so leicht, weil sie fester unterscheiden, was Lüge ist. Ich weiß Frauen, die sich einbilden, die heiligste Wahrheit zu reden, aber eine ganze Menge von Vorbehalten für Nicht-Lügen ansehen, die es doch sind. So weiß ich eine sonst treffliche Person, der gar nicht begreiflich zu machen ist, daß auf der Gränze Spitzen einschmuggeln, ein Betrug ist. Wie viele meinen, es sey keine Unwahrheit, dem Besucher sagen zu laßen, man sey nicht zu Haus, wenn er in dem Augenblick unbequem kömmt. Hier im frommen musikalischen Kränzchen loben sich Pietistinnen untereinander Clavierspiel und Gesang der lieben Töchter mit Händedruck und freudigen Blicken, den sie unausstehlich langweilig finden. Nun gar, wo ein Mädchen das Vergnügen in seiner fadesten Gestalt, oder „das Allgemeinbeliebtseyn" zum Lebenszweck erkoren hat, da kann sie gar nicht aus diesem Gewirre von 100 kleinen Lügen und Gemeinheiten herauskommen, in dem das Leben in der alltäglichen Gesellschaft besteht.

Die Schwierigkeit im Sallet, die Sie erwähnen, hatte ich auch schon empfunden. Wenn Gott überall ist, so muß er also auch in den Atheisten und Verkehrtheiten stecken, denen Sallet den Gott im Busen abspricht. Es ist zu fatal, daß man nirgendwo ein ganz genügendes findet, daß sich nicht in den eigenen Widersprüchen auflöst. Nur ist das ja leider die Eigenschaft aller Systeme, aller Religionen. Je mehr man sucht und grübelt, je mehr fühlt man sich ohne Stütze, schwebend, und ich begreife es, daß man sich drum eine Stütze weiß machen kann.

D. 27. Feb.

Ihre Beurtheilung des Sallet hat mir hohe Freude gemacht, um so mehr, da bei allem Interesse mit dem ich das Buch las, mir doch eine dumpfe Stimmung davon zurückgeblieben war, weil so vieles darin mein Verstand nicht bewältigen konnte. Die Gedanken, die Sie an die Lesung knüpften, sind so überaus klar, daß sie auch mir meinen Standpunkt erhellten, wenn er schon ein bischen seitwärts dem Ihrigen ist. Hier ist ja unser ewig strittiger Punkt. Sie sprechen mir die Religion ab, weil ich sie von der Kirche trenne, und m i r thuts immer weh, daß ich Sie im Kirchlichen befangen weiß.

Doch was sollte das unserm Vernehmen schaden, wenn ja sogar der Justinus Kerner und der Dr. Strauß Feunde sind.

Im Maw geht's fröhlich zu, nur herrschen Simrocks Arbeiten etwas zu sehr vor, und ich finde, daß die andern Mitglieder dadurch nicht genug Gelegenheit zum Mittheilen bekommen. So ein Heldengesang nimmt vorgelesen einen sehr großen Raum weg. N a c h kleineren Piquanterin würde er schmecken wie Fleischspeisen nach dem Deßert. Rücksichtsvoll bittet man deßhalb immer zuerst den literarischen Veteranen das Seine vorzutragen, und darüber gehn viel Kaufmannsche Späße, viele von den feinen geistigen Blüthen aus Wolters' mystischen Zaubergärten verloren. — Der Urmaw hat 2 Bücher im Druck, und ist von Correkturen gehetzt wie der Hirsch in Tristan und Isolde. Sein „Ahrbuch"[1]) packt ihn von der einen Seite beim Ohr, während die „Kunstgeschichte" ihm von der andern die Zähne in den Schenkel setzt. Die Literatur-Vorlesungen

[1]) Gemeint ist „Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben", und „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern".

gehn morgen über 8 Tage zu Ende. Der regste Besuch derselben hat sich bis jetzt erhalten, trotz mancher feindlichen Mächte: 1) kamen Mäuse unter dem Katheder hervorgekrochen und ängsteten die Damen der ersten Reihe: 2) erschien ein feindseeliges Gedicht im Wochenblatt, das aber so dumm war, daß Niemand wußte, was es eigentlich wollte: 3) mußte K. die Tendenzen des jungen Deutschland besprechen. Die frivole Auffassung der Ehefrage, die er als historisches Moment in der Literatur erwähnt, misverstanden einige Schaafe als seine Gesinnung. Darauf geriethen die Kafeeweiber in Aufruhr, und der Caplan Michelis ging privatim umher, um gegen die Vorlesung zu predigen. 4) erregte ein mitgetheilter Gesang aus Simrocks Heldenbuch einiges Entsetzen unter den Prüden. 5) möge uns Gott gegen die Polizei beistehen wenn im Letzten K. hinter die politischen Dichter kommt! —

Der Mib' ist jetzt in seine jauchzende Periode eingetreten. Er kräht vor Lebensluft oft Stundenlang, wird stämmig und rothbackig, und hat die schönsten blauen Augen. Der Junge macht mich überseelig; Abends wenn ich ihn im Schlaf betrachte, wie er so dick und friedlich daliegt wie ein Dompröbstchen, so freue ich mich schon wieder auf den andern Morgen, wo er hell auflacht, wenn man ihn aufnimmt, und mit Aermchen und Beinchen wibbelt. Er hat schon 2 Zähnchen, und versucht sich mit den Füßen aufzustemmen, wenn man ihn empor hält. Er ist ein geborener Fastnachtsgeck; allerlei Späße macht er, und gibt sich offenbar Mühe, einen damit zu amüsiren.

Andreas ist fleißig am Lithographiren. Zuweilen veranstaltet er auf seiner Kneipe Maler-Akademieen, wo er mit Wolters und Al. Kaufmann Dutzendweis Mawbildchen leistet. Zum Stiftungsfest dürfen wir doch auf Sie rechnen? Dann sollen Sie all die Herrlichkeiten sehen.

Die Aufführung der Jessonda[2]) ist sehr glücklich gelungen. In der nächsten Woche führen wir Oberon auf. Komödie ist nicht von den Maikäfern in diesem Jahr gespielt worden, auch keine Charaden: ein unerhörter Fall. Kinkel hat sich dafür in der plastischen Kunst versucht, und mir vor mein Fenster auf die Galerie einen koloßalen Schneemann gesetzt. Er ging wie ein Michelangelo mit dem Stecheisen um den Block, und meißelte

[2]) Geibels Jessonda.

einen Jupiter-Olympius-Kopf heraus. Jetzt ist der letztere geschmolzen und nur der Torso steht noch da. Dieser Schneemann erregte bei den Schloßbewohnern die verschiedensten Gefühle. Die Pförtnersfamilie kam mit Kind und Kindeskind mehrmal den Tag die Treppe herauf und weidete sich am Anblick des Monstrums; aber Treviranus wandte, so oft er vorbei mußte, entrüstet den Blick ab.

Leben Sie wohl, bester Balder, und schicken bald etwas in den Maw.

Die Direktrix.

Die Versuche einer politischen Unterweisung in den deutschen Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. Paul Rühlmann.

Von mehreren und beachtenswerten Seiten wird gegenwärtig nach politischer Bildung, nach politischer Erziehung des deutschen Volkes gerufen. Kein geringerer als des Reiches verantwortlicher Kanzler, Graf Bülow, hat in seinen glänzenden Reden vom 9. Dezember 1904 diesen Ruf erhoben: „Was der Deutsche früherer Zeiten über seine Nachbarn dachte, das ist ziemlich egal, der hatte keine große Bedeutung. Heute aber muß die deutsche Nation die Fenster ersetzen, die ihre Presse einschmeißt. Dieses Gefühls der Mitverantwortlichkeit für den Gang der auswärtigen Politik müssen wir uns noch mehr bewußt werden." Auch vom Grafen Posadowsky vernehmen wir gelegentlich ähnliche Töne. Wie der Ruf nach politischer Bildung und die Forderung der politischen Erziehung ein Teil des großen politischen Umdenkungsprozesses der Gegenwart ist, die Zusammenhänge zwischen Imperialismus, öffentlicher Meinung und politischer Bildung habe ich an anderer Stelle dargelegt.*) Hier handelt es sich um die historische Seite der Forderung der politischen Erziehung. Wie unsere jüngste Gegenwart im allgemeinen so außerordentlich viel Analogien mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt, so auch in diesem Punkte: Der Ruf nach politischer Bildung ist durchaus nicht neu, er ist bereits in Deutschland schon einmal ertönt, leise und vereinzelt im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, lebhafter und allgemeiner unter der Herrschaft des Merkantilismus. Die äußersten Grenzen bilden die allerdings möglichst approximativ gedachten Zahlenangaben von 1650 und 1800. In dieser Zeit die Forderung des politischen Unter-

*) Dr. Paul Rühlmann: Parteien — Staat — Schule: Zusammenhänge zwischen Imperialismus und Schulpolitik. Berlin 1905, Gerdes u. Hödel.

richtes darzustellen — es scheint eine Eigenart der deutschen Schulgeschichte zu sein — soll hier versucht werden. Absichtlich ist gesagt worden, die Forderung des politischen Unterrichtes; denn die Beachtung des für die Schulgeschichte so wichtigen Gesichtspunktes, zu scheiden zwischen Theorie und Praxis, zwischen den Forderungen einzelner erleuchteter Männer und dem durchschnittlichen Unterrichtsbetriebe, ist für diese Untersuchung ganz besonders geboten; denn hier handelt es sich fast ausschließlich um theoretische Forderungen von Politikern und Pädagogen, selten kann man in der Praxis eigentlichen politischen Unterricht nachweisen. Meist ist es nur ein Abfärben dieser Forderungen auf die Unterrichtsziele der Geschichte und Geographie. Um so größeres Gewicht ist deshalb bei dieser Arbeit darauf gelegt worden, die pädagogischen Forderungen aus der allgemeinen geistigen Haltung der Zeit abzuleiten, eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten bei der Vielgestaltigkeit der geistigen Strömungen im 18. Jahrhundert der Verfasser sich wohl bewußt ist.

Für die innere Gliederung ergab sich als Klarheit schaffender Gesichtspunkt die Frage: Für wen und aus welchem Grunde wird politischer Unterricht gefordert? Die Staatstheorie des 17. Jahrhunderts fordert politischen Unterricht nur für die künftig zur Regierung berufenen Kreise; die sich bildenden großen Territorialstaaten mit dem absoluten Fürsten an der Spitze brauchen technisch-politisch geschulte Beamte. Hingegen erstrebt die Staatstheorie des 18. Jahrhunderts politischen Unterricht für alle, auch für die regierten Kreise; der Wohlfahrtsstaat mit seiner Lehre von der Volkssouveränität will politische Einsicht aller seiner Glieder.

Diese zwei Strömungen sind nicht immer scharf zu scheiden, sie laufen nebeneinander her und ergänzen und befruchten sich wohl auch gegenseitig; innerlich bedeuten sie jedoch etwas wesentlich verschiedenes. Zeitlich früher ist natürlich die erstere: politischer Unterricht für die Regierenden. Zunächst soll die Frage erörtert werden: Wann und in welchem Zusammenhange tritt diese Forderung auf?

Die Forderung des politischen Unterrichtes für die Regierenden im Lichte der Politik des 17. Jahrhunderts.

Die ersten Rufe nach politischem Unterricht in den Schulen ertönen leise zuerst um 1650. Sie stehen in einem innern Zu-

sammenhange mit dem Aufkommen des neuen staatlichen Ideals, des absoluten, monarchischen Territorialstaates, das sich wesentlich von dem Staatsideal der Reformation unterscheidet, das vor 1650 so ziemlich unbeschränkt geherrscht hatte; nämlich: der Staat ist der executor legis divinae (Melanchthon). Der Fürst ist summus episcopus, seine höchste politische Pflicht ist, die reine Lehre seiner Untertanen zu überwachen. Er treibt also konfessionelle Politik, seine ausführenden politischen Organe sind Theologen, die Superintendenten des 16. und 17. Jahrhunderts, die Gesetze gleichen moral-theologischen Abhandlungen. Dieser Aufgabe der praktischen Politik entspricht auch die Entwicklung der Politik als Wissenschaft. Eine eigentliche, autochthone politische Wissenschaft gibt es nicht. Sie ist zufällige Nebenbeschäftigung der Theologen, die ancilla theologiae. Die typische Erscheinung hierfür ist der kursächsische Kanzler Melchior von Osse (1506—1557). Außer der großen Anleihe, die die Politik des 16. Jahrhunderts bei der Bibel und den Kirchenvätern, besonders bei Augustin, machte, besteht ein ebenso sklavisches Abhängigkeitsverhältnis zu der Antike und dem römischen Recht. Die damaligen Lehrbücher der Politik sind naive Kompilationen von Zitaten aus der Bibel, aus Augustin, aus Aristoteles und dem Corpus Juris. Sucht man für diese antikisierend-kompilatorische Richtung nach einem Typus, so würde Philipp Camerarius (1557—1624) zu nennen sein. Natürlich ist die gesamte staatswissenschaftliche Literatur lateinisch, eine intensive Beschäftigung mit politischen Fragen ist also nur dem Gelehrten möglich. Im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, im Zeitalter der reinen Lehre, war also politischer Unterricht weder nötig, noch eigentlich recht möglich.

Dies wird anders mit der Beendigung des 30jährigen Krieges. Alle staatsmännischen Blicke richteten sich damals nach Westen. Hier steigt ein neues staatliches Gebilde empor, der absolute Staat mit dem souveränen Fürsten an der Spitze. Dieser Staatsbegriff lehnt alle transzendentale Bindung ab, ist also rein weltlich, allein gestellt auf Erdenglück und irdische Macht. Der neue Staat beschränkt sich ferner durchaus nicht mehr wie im Zeitalter der Reformation auf Städte- und Universitätenpolitik, seine Domäne ist das neu erstehende, möglichst großräumig gedachte Territorium. Der Träger dieses neuen Staatsgedankens ist der absolute Fürst. Dessen Stützpunkt aber, das Rückgrat seiner souveränen Vollgewalt, ist das stehende Heer. Für dieses Heer die Mittel zu beschaffen, gilt es —

die brandenburg-preußische Behördenorganisation zeigt dies ganz deutlich —, die Finanzverwaltung des Landes zentral zu organisieren und dann weiter auszubauen. Hierfür aber reichte die theologisch-philologische Schulung der Staatsbeamten des 16. Jahrhunderts nicht mehr aus; denn die Handhabung eines so komplizierten Gebildes wie die neugeschaffene Steuerverwaltung erforderte eine Beamtenschaft mit technisch-politischer Schulung und somit — als letztes Glied in der Folgerungskette — politischen Unterricht. Die gleiche Notwendigkeit lag auch vor auf dem Gebiet der äußeren Politik. Seit der Reformation hörten die internationalen Verwicklungen nicht auf, besonders war dies der Fall im 30jährigen Kriege. Die langen Friedensberatungen erforderten ein diplomatisch geschultes Gesandten-, Berichterstatter- und Agentenwesen.

Im Zusammenhang mit diesen wesentlichen anderen Zielen der praktischen Politik mußte sich auch der Charakter der Politik als Wissenschaft wandeln. Verhältnismäßig schnell lösen sich die Abhängigkeitsbeziehungen von Theologie und Philologie. Die Politik wird nicht mehr getrieben als ein Nebenamt, ihr widmen sich jetzt Männer als Lebensstudium. Sie baut sich auch nicht mehr auf antiken und biblischen Zitaten, nein, vergleichende Beobachtungen von In- und Ausland, vor allem den beiden Musterstaaten von damals, die Volkswirtschaften von Holland und Frankreich, sind Quelle der politischen Erkenntnis. Das Latein fällt weg, der Politiker des 17. Jahrhunderts schreibt deutsch. Hierdurch erhält die Politik einen wesentlich populären Charakter. Politische Studien werden Modestudien, „Naturrecht und Statistik", die damalige Bezeichnung für Staatsrecht, sind die Schlagwörter des Tages. Bei Christian Weiße heißt es: „Jedweder Junge bekümmert sich umb die Welthändel". (Die drey klügsten Leute von der ganzen Welt. Augsburg 1710. S. 115.) Und in einer anonymen Schrift „Der politische Näscher" (Leipzig 1679. S. 11) wird charakteristisch gesagt: „Was die Politic ist, das wollen izt auch die K i n d e r wissen".*) Der Typus dieser Art Politik zu treiben ist Seckendorff, von seinen Zeitgenossen „der große Seckendorff" genannt, und Pufendorf, der eigentliche Begründer der modernen deutschen Staatswissenschaft. Bezeichnend für das allgemeine staatswissenschaftliche Interesse ist die Auflagenzahl von

*) G e o r g S t e i n h a u s e n s Arbeiten in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1895. S. 22 und Zeitschrift für Kulturgeschichte. 1904.



dem Hauptwerke Seckendorffs, vom „Teutschen Fürstenstaat“; noch bei Lebzeiten des Verfassers wurde es fünfmal aufgelegt.

Drängte also das neu aufkommende Ideal des absoluten, zentralisierten Fürstenstaates hin auf die Forderung des politischen Unterrichts, so machte der Verselbständigungsprozeß der politischen Wissenschaft diesen inhaltlich erst möglich. Wie kommt nun dieser Forderung die Entwicklung der Pädagogik entgegen?

Die Forderung des politischen Unterrichtes für die Regierenden im Lichte der Pädagogik des 17. Jahrhunderts.

Der Kenner der reformatorischen Pädagogik wird einwerfen, daß bereits verschiedene Reformatoren von der Notwendigkeit politischer Unterweisung überzeugt gewesen seien. In diesem Sinne habe Luther anerkennenswerte Worte für die politische Bedeutung der Geschichte, für das witzig und klug werden aus denselben Historien; nach Melanchthon gar „möchte die Welt die Sonne leichter entbehren, als das bürgerliche Leben die Geschichte“. Dies sind vereinzelte Aeußerungen Einzelner, — Beweise für das intuitive Vorwärtsweisen des Genius — im Lichte des Gesamtschaffens der Reformatoren, und nach deren Denken vor allem der nachlebenden kleineren Geister ergibt sich ein ander Bild, ein Bild, in dem die Forderung politischer Unterweisung keine Stätte haben konnte.

In außerordentlich scharfen Gegensatz zu der reformatorischen Unterrichtspraxis — so schroff wie selten in der deutschen Erziehungsgeschichte — stellt sich das durch den neuen Begriff des zentralisierten absoluten Staates aufkommende Erziehungsideal des 16. und 17. Jahrhunderts, das des vollendeten Hofmannes, des galant homme. Am getreuesten die Gedanken seiner Zeit wiedergebend, hat Veit Ludwig v. Seckendorff*) in seinem „Fürstenstaat“ (1656) dieses neue Erziehungsziel gezeichnet. In der ihm eignen durchaus nüchternen und klaren Weise fordert er neben der durchschnittlichen Allgemeinbildung des 17. Jahrhunderts für die Söhne des Herrenstaates, für „die, so zur Regierung erzogen werden“: Latein, zum wenigsten, daß sie es wohl verstehen und zur Notdurft ihre Meinung darin entdecken können, denn solche Sprache

*) Der Ansicht Paulsens (I, 496 f.), daß die Erziehungspläne von Leibniz typisch sind für die pädagogischen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts kann sich der Verfasser nicht anschließen. Er hält sie für außerordentlich schnell hingeworfene Ideen des sehr jugendlichen Leibniz, die deshalb die pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit nur in Verzerrung wiedergeben können.

ist ihnen wegen stattlicher Bücher, die darin geschrieben sind, vieler Handlung, die im Reich mit fremden Nationen fürgehn, auf Reisen und im geistlichen Regiment unentbehrlich", ferner gründlichere Landeskunde und Geschichte, „summarische Unterweisung dessen, was recht und billig ist, aus göttlichen, natürlichen und Landrechten, Kriegswissenschaft, endlich, Welt- und Reichsgeschichte mit Geographie und Chronologie, Politik, Beredsamkeit, Sprachen". In der Vorrede zu Christoph August Hermanns „Politischen Philosophus oder vernunftmäßige Anweisung zur Klugheit im allgemeinen Leben" wird von einem Politiker verlangt, daß er Jurist sei und „Orator", sonderlich aber zugleich die Geographie, Genealogie, neue Historie und Heraldic, welche man Politische studia nennt, verstehe." (Zeidlers Universal-Lexikon XXVIII, 1528 ff.). Vergleicht man dieses Erziehungsziel mit dem der Reformatoren, so ergibt sich, daß die Sterne der Reformation stark im Erbleichen sind, Frau Theologia und ihre Tochter, Frau Philologia, die beiden Schulgöttinnen des 16. Jahrhunderts, sie herrschen durchaus nicht mehr unbeschränkt. Hingegen ist die Zunahme des politischen Elementes im Unterrichtsziele evident, ja, das Charakteristische des Erziehungsideals überhaupt ist die Betonung der politischen Bildung. Dies zeigt sich einmal in der Forderung gesonderten politischen Unterrichts: Unterricht in Politik, in „göttlichen, natürlichen und Landrechten", sodann in der politischen Färbung fast sämtlicher übrigen Unterrichtsfächer, vor allem der Geschichte und der Geographie.

Wie dieses ganz allgemeine Bild im einzelnen sich wandelt, wie der politische Unterricht eventuell in der Praxis aussieht, soll im folgenden Kapitel gezeigt werden.

Die praktischen Versuche.

Es wird zu untersuchen sein die Gestaltung des politischen Unterrichts in den Ritterakademien und in der Fürstenerziehung, sowie die Einwirkungen der Forderung auf den Unterrichtsbetrieb der Gelehrtenschulen.

I. Ritterakademien.

Die Ritterakademien, jene episodischen Erscheinungen in der deutschen Schulgeschichte, zeigen den inneren Zusammenhang zwischen dem Aufkommen des neuen Staatsideals und der Forderung des politischen Unterrichtes ganz besonders deutlich.

Der neue Staat brauchte nach zwei Seiten hin ausführende Organe, Offiziere für sein stehendes Heer, Beamte für seine Landesverwaltung. Beide Institutionen, Heer und Verwaltung, waren zentralistisch organisiert, das Zentrum war der fürstliche Hof. Der ganzen Tradition und geschichtlichen Lage der Dinge nach war zu diesem Hof-, Heer- und Verwaltungsdienst an erster Stelle befähigt der Adel. Die Entwicklung des Staates Brandenburg-Preußen zeigt besonders deutlich, wie sich unter dem Einfluß der Hohenzollern der frondierende märkische Ständeadel allmählich umwandelt in den glänzenden preußischen Heer- und Beamtenadel. Für diese neuen Aufgaben, die dem Adel aus dieser politischen Konstellation erwuchsen, genügte die einseitig formalistisch-philologische Ausbildung der Gelehrtenschulen der Reformation nicht; man gründete deshalb neue Anstalten eigens zu diesem Zwecke, die Ritterakademien. Uns interessiert in diesem Zusammenhange nicht die Frage, wie die Ritterakademien ihre Zöglinge auf die künftige Stellung als Hofmann und Offizier vorbereiteten, sondern, wie man sich die spezifische Bildung des fürstlichen Beamten dachte, d. h., wie sich der politische Unterricht gestaltete.

Politische Unterweisung ist Lehrgegenstand der Ritterakademien in allen drei Phasen ihrer Entwicklung gewesen; in der Frühzeit der Entwicklung, in der Blüteperiode und in den aus ihnen hervorgegangenen Militärakademien und Kadettenanstalten.

In die Frühzeit führt uns der Studienplan des Collegium illustre zu Tübingen. Es war 1589 vom Herzog Christoph begründet und sollte der Ausbildung des gesamten deutschen Herrenstandes dienen. In dem Plane dieser Anstalt werden als wichtigste Unterrichtsgegenstände gefordert: Kenntnis des römischen Rechts, Staats- und Lehnrecht, ferner Politik und Geschichte. Es sind dies also die allgemeinen juristischen Disziplinen, die eigentliche Staatstheorie und als Hilfswissenschaft Geschichte. Ebenfalls in diese Vorperiode ist das „Fürstliche Ausschreiben vom Jahre 1618" zu setzen, das den Unterrichtsbetrieb des Collegium Mauritianum zu Kassel regelt. Es fordert, daß vier Lehrer bestellt werden sollten: ein gelehrter Theolog, ein professor ethices et politices, ein professor physices und ein professor logices. Dem Lehrer für Ethik und Politik — eine bis Ende des 18. Jahrhunderts ganz gewöhnliche Verbindung — wird folgende Aufgabe zugewiesen: Er soll „eine gewisse Ethicam methodice conscriptam in einem Jahr zu Ende bringen, in

folgendem Jahr aber ein Compendium Politices et Oeconomices aus dem Aristoteles oder einem anderen guten Autor proponieren." Diese Angaben zeigen deutlich die schon erwähnte Abhängigkeit der damaligen politischen Wissenschaft von der Theologie (denn unter der Ethik ist natürlich nur eine theologische zu verstehen), sowie von der Antike, Aristoteles ist noch das Maß des politischen Wissens.

Diese keimartigen Ansätze gingen zu Grunde, meist im großen dreißigjährigen Kriege. Die Zeit der politischen Betätigung war für den deutschen Adel damals noch nicht gekommen. Sie kam aber in dem Jahrzehnt nach dem 30jährigen Kriege. Da griff man die alten Ideale wieder auf. Die Gründungszahlen vieler Ritterakademien weisen auf diese Periode.

Den politischen Unterricht während dieser Blütezeit der Ritterakademien können wir am besten studieren an der 1687 mit Unterstützung der welfischen Landschaft gegründeten Ritterschule von Wolfenbüttel. Nach dem bei Koldewey II, 261 ff. abgedruckten Lektionsverzeichnisse bestand der politische Unterricht in folgenden Fächern: Dienstag, Mittwoch und Freitag 3—5 h principia ethices et politices abwechselnd mit ius privatum et publicum, Mittwoch und Sonnabend früh 5—7 h studium genealogicum cum historia et chronologia. Diese an sich zunächst leeren Angaben werden mit etwas Inhalt gefüllt durch die Bestimmungen der Schulordnung von 1688 (Vormbaum II. 735). Danach besteht ein Kursus in Privatrecht und einer in öffentlichem Recht. Das studium iuris privati hat sich zu beschränken auf den „usus hodiernus und was in Praxi obtiniere". Vorausgehen sollen diesem Lehrgang die Fundamenta Ethica mit besonderer Berücksichtigung der Actiones Morales. Dem Kursus im öffentlichen Recht sind vorauszuschicken die Praecepta Politica.

Aus diesen Angaben geht hervor, daß es sich nicht um ein wissenschaftliches Erfassen der juristischen Probleme handelt; bezweckt wird nur, den Akademisten die für die politische Einsicht nötige juristische Allgemeinbildung zu verschaffen. Daher die stete Betonung der Kürze und der Praxis. Außer diesen obligatorischen Fächern des politischen Unterrichts waren noch „Privatkollegia" vorhanden. Diese umfaßten Institutionen- und Pandektenexegese, Lehnrecht, Völkerrecht und ein Practicum Juris. Die Wahl dieser Kollegia war dem privaten Fleiß und Interesse überlassen.

Auch die Geschichte und ihre Nachbargebiete stehen im Dienste

der politischen Unterweisung. Dies zeigt sich zunächst in der Stoffauswahl. Diese erstreckt sich einmal auf die für den Politiker besonders wichtige jüngste Vergangenheit („die beiden letzten secula sind mit allem Fleiß zu proponieren"), sowie auf die Geschichte des eigenen Landes (historia circa regimina). Die politische Färbung des Geschichtsunterrichtes wird auch deutlich an der starken Berücksichtigung der Genealogie, Numismatik, Heraldik und Chronologie. Diese jetzt zu historischen Hilfswissenschaften 3. und 4. Ranges, zu wissenschaftlichen Liebhabereien herabgesunkenen Stoffe hatten noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein eine hohe, vor allem politische Bedeutung. Diese ist zu begreifen aus dem Wesen des alten „teutschen" Reichsrechtes. Münzen, Wappen, Stammbäume waren gewissermaßen Anschauungsmittel für den äußerst verwickelten Bau der staatsrechtlichen Verhältnisse im alten Reich. Deshalb war es z. B. eine notwendige Kunst für einen Politiker des 17. Jahrhunderts, Wappen lesen zu können. Für uns Kinder des 19. oder 20. Jahrhunderts ist die Bedeutung der gekreuzten Schwerter im sächsischen Wappen so ziemlich allgemein entschwunden, den Leuten von 1600 war es der sinnenfällige Ausdruck des politisch sehr wesentlichen und bedeutungsvollen kursächsischen Rechtes des Reichsvikariats. Nicht minder wichtig wie Heraldik und Numismatik war die Wissenschaft, einen Stammbaum richtig lesen und anfertigen zu können; denn fast alle Besitztitel ständischen Charakters mußten historisch-genealogisch begründet werden.

Solange das alte Reich bestand, ist eine übersichtliche Kenntnis dieser politisch-historischen Hilfswissenschaften immer Gegenstand der politischen Unterweisung gewesen. Die historischen und geographischen Lehrbücher von Hübner und noch von Büsching betonen stark diese Disziplinen. Sie sind sogar Lehrgegenstand der Realschulen gewesen (Fleckeisens Jahrbücher 1885 ff.). Das allmähliche Sterben des alten Reiches verurteilte auch sie zur Bedeutungslosigkeit. In diesem Zusammenhange ist es charakteristisch, daß Friedrich der Große — des alten Reiches größter Gegner — das Studium der Heraldik usw. von dem Unterrichtsplane der École des nobles streicht. (Oeuvres IX. 77 f.) Nicht nur die Stoffauswahl, auch die Behandlung desselben steht im Dienste der politischen Auffassung. Hatten die Reformatoren Geschichte theologisch-soteriologisch getrieben, d. h. hatten sie das allmähliche Ausgestalten des Erlösungsgedankens in der Welt gezeigt, so war jetzt die Methode politisch-pragmatisch. Man zeigte den Ursprung und das Wachstum der

Staaten; vor allem aber soll den Zöglingen klar gemacht werden, „wie sie in Décadence geraten“.

Die Ritterakademien haben ein höchst verschiedenes, im allgemeinen aber ein kurzfristiges Dasein geführt. Sie sind kaum länger als ein Jahrhundert von Bedeutung im Kulturleben gewesen. Sie gingen zugrunde zunächst an äußeren Verhältnissen, vor allem aus Mangel an Schulzucht; sodann aber nahm ihnen die Universitätsreform seit Thomasius, sowie die realistische Umgestaltung des Gelehrtenschulwesens auch die innere Daseinsberechtigung.

In veränderter Form, mit besonderer Betonung des militärischen Elements, haben die Ritterakademien in den Kadettenanstalten und Militärakademien noch eine Nachblüte erlebt. Hier erhielt sich auch der politische Unterricht, wie man aus Poten zur Genüge ersehen kann, bis hinein in das 19. Jahrhundert. So hat der Lehrplan der sächsischen Kadettenanstalt in Dresden vom Jahre 1808 eine besondere Stunde für „Landes-, Staats- und Gesetzeskunde“.

Wenn für die Ausbildung der künftigen Regierungsbeamten politische Unterweisung vorgeschrieben war, so ist es klar von vorn herein, daß ihr auch an der Erziehung des Fürsten ein wesentlicher Anteil gewidmet sein mußte.

II. Fürstenerziehung.

Das Erziehungsideal des Fürsten stimmt — namentlich im 17. Jahrhundert — inhaltlich vollkommen überein mit dem des vollkommenen Hofmannes der Ritterakademie. So deckt sich Leibniz' Projet de l'éducation d'un Prince in allen Fragen des politischen Unterrichts mit dem Studienplane, den er für seinen Zögling, den Baron von Boineburg, entworfen hatte. („Unmaßgebliche Gutachten“)*). Höchstens in der Unterrichtsform machten sich Abweichungen von der Methode der Ritterakademien nötig.

Das 18. Jahrhundert verlangte neben den vom 17. Jahrhundert geforderten staatsrechtlichen Kenntnissen vom Fürsten vor allem auch umfassende nationalökonomische Bildung. Diese soll nach Basedows „Agathokrator oder von der Erziehung künftiger Regenten“ vermittelt werden im Anschluß an ein „Realkabinett“, an eine Sammlung sämtlicher Maschinen und Waren des künftigen Landes. Diese Grundlagen hatte der Prinz zu ergänzen durch

*) Paulsen I. 494.

Reisen („vom 11. oder 12. Jahre an muß er vielleicht zwei Monate in seinem Lande reisen"). Der eigentlich politische Unterricht erfolgt nach Basedow im Anschluß an das „historische Manuskript". Dieses Analogon zum Realkabinett sollte „zum Gebrauch für Fürsten, Regenten und Räte" aus den Landesarchiven zusammengestellt werden und zwar von einem Historiker und „einem philosophischen Menschenfreund". Es hat zu entfalten u. a. „die Geschichte der merkwürdigen Landesrevolutionen, der nach und nach abgeänderten Gesetze und Polizei, der Bevölkerung und des Finanzwesens; ferner „eine moralische Geschichte der Landesregierung" mit Beispielen für die einzelnen Tugenden und Laster eines Fürsten, so u. a. Beispiele des Geizes und der Verschwendung mit den Folgen; ferner die unvermeidlichen und vermeidlichen Ursachen der Landesschulden, eine Geschichte der Intoleranz mit Urteilen darüber, eine Geschichte der Wirksamkeit der Geistlichen und Beichtväter für den Staat und die Fürsten." Der ganze Vorschlag ist geboren aus dem philanthropischen Grundgedanken, alle unterrichtliche Tätigkeit anzuknüpfen an die Anschauung. Für die nationalökonomische Unterweisung ist das Veranschaulichungsmittel das Realkabinett, also naturkundliche und geographische Stoffe, für den eigentlich politischen Unterricht sollen es historische Beispiele sein.

III. Die Gelehrtenschulen.

Es ist schon rein theoretisch anzunehmen, daß eine so tief greifende Veränderung wie das Aufkommen des neuen Staatsideals, eine Veränderung, die die Ritterakademien schuf, die die Universitäten reformierte, nicht ohne Einfluß sein würde auf die Gestaltung des gelehrten Unterrichts. Paulsen hat die „Modernisierung der Gelehrtenschule unter dem Einfluß der höfischen Bildung und des Pietismus" eingehend geschildert. Aus diesen Darlegungen geht jedoch hervor, daß eine innerliche und somit wesentliche Aenderung nicht erfolgte, nur auf der Oberfläche kam es zu einigen Wandlungen. Dies zeigt sich deutlich am politischen Unterricht. Gesonderten politischen Unterricht gab es nicht, jedoch, da das Bedürfnis vorhanden war, half man sich auf zweierlei Weise: durch Privatkurse und durch politische Zustutzung der Geschichte.

In den Privatkursen wurden die sogenannten „galanten" Disziplinen, also auch Politik mit Moral, Naturrecht mit Oekonomik,

Geographie und Geschichte mit Genealogie und Heraldik, den Schülern der oberen Klassen gegen besonderes Entgelt gelehrt. Es war ein Entgegenkommen der alten Lateinschule gegenüber den Anforderungen der neuen Zeit; denn man sah mit Betrübnis, daß die Zahl der Söhne höherer Stände, besonders des Adels, die noch in den Zeiten der Reformation durchweg ihre Bildung in den Lateinschulen erwarben, immermehr zurückging. Den Lehrern konnte dies nicht gleichgültig sein; denn ihre soziale Stellung richtet sich mit nach der gesellschaftlichen Herkunft ihrer Schüler. Gerade die tüchtigsten und strebsamsten finden wir daher bemüht, durch Angebot eines Unterrichts in den modernen Bildungswissenschaften den Adel ihrer Schule wieder zuzuführen. Ueber diese Privatkurse sind wir jedoch nur mangelhaft unterrichtet, sie werden wahrscheinlich auch meist nur an größeren Schulanstalten stattgefunden haben, an den übrigen Schulen suchte man der Forderung des politischen Unterrichtes entgegenzukommen durch Fruchtbarmachen des Geschichtsunterrichtes für politische Belehrung.

Die typische Erscheinung hierfür ist die Gräflich-Waldeckische Schulordnung von 1704, die sich sehr eingehend über den Geschichtsunterricht ausläßt. Schon der Zweck, den nach ihr der geschichtliche Unterricht haben soll, zeigt die starke politische Färbung. Die Geschichte hat nach ihr die Aufgabe, zu vermitteln die Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten (notitia rerum publicarum), sowie politische Klugheit (prudentia politica). Dies letzte Teilziel soll erreicht werden durch Lektüre solcher Schriftsteller, die „die Requisita eines guten historici, als veritas, explanatio sive recensio omnium circumstantiarum et judicium de rebus gestis besitzen. Hierzu rechnet sie neben antiken und zahlreichen mittelalterlichen Historikern von den neueren einen Conring, Seckendorff und Pufendorf, also alles Leute, bei denen der staatliche Gesichtspunkt Ausgang der historischen Darstellung ist. Die Schulordnung verlangt ferner, der Lehrer solle „seine Discipulos anweisen, wie sie ein jeglich Land politice betrachten sollen". Es werden nun 15 Punkte aufgezählt, die hierzu gehören: Die Staatsform, die Erbfolge, der Handel, die Gerichtsverfassung, die Steuerorganisation, die Einteilung der Verwaltung, die Religionsverhältnisse, die Schulen, die Wappen ꝛc. Diese ausgesprochen politische Behandlung der Geschichte erfolgte deshalb, weil sich historisch-politische Kenntnisse „für einen Teutschen, der in consiliis und Verschickungen sich dermaleins gebrauchen zu lassen gedenkt, sonderlich

zueignen". Politischer Unterricht ist also hier gefordert für die Regierenden, daneben findet sich aber auch folgende charakteristische Begründung: „Insonderheit muß der Teutschen Jugend der Zustand von Teutschland nach diesen Fragen (die erwähnten 15 Gesichtspunkte) bey Zeiten bekannt gemacht werden, sowohl weil es eine Schande ist, eher umb fremde Reiche als sein eigenes Vaterland sich bemühen als auch damit sie die Zeitungen und andre im Reich vorfallende Sachen verstehen und darüber ein gesundes Urtheil geben können." (Vormbaum III, 160.) Leise leiten diese Erwägungen über zu der Forderung des politischen Unterrichtes auch für die Regierten und somit zum II. Teil der Abhandlung.

Politischer Unterricht für alle Kreise.
Die psychologischen und staatstheoretischen Voraussetzungen dieser Forderung.

Es ist der Lauf fast einer jeden historischen Bewegung, daß sie zuerst einen aristokratischen und exklusiven Zug hat, dann aber nach und nach in die Breite geht und schließlich eine ausgesprochene demokratische Tendenz bekommt. Dieser allgemeine Satz gilt auch vom politischen Unterricht. Politischer Unterricht wird seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gefordert für alle Kreise, auch für die Regierten. Hinter dieser Forderung steht die Theorie vom Wohlfahrtsstaat und somit die große Strömung der deutschen „Aufklärung", und zwar sind es zwei Seiten derselben, die schließlich zu der Forderung hindrängen: die psychologische und die staatstheoretische.

I. Die psychologischen Voraussetzungen.

Im Gegensatz zu den psychologischen Anschauungen der Reformation wurzelte die Aufklärungspsychologie vollkommen und allein in der sinnlichen Welt, im irdischen Dasein. Und zwar sah man das eigentliche Wesensmoment der menschlichen Seele in dem Intellekt. Die andere Seite des seelischen Lebens, der Wille, wurde geleitet allein von dem Verstand. Diese unbedingte Prärogative des Verstandes bedeutet zunächst negativ: Alle psychischen Momente der Beharrung, des Gefühls, der Leidenschaft, die doch im politischen Leben von wesentlicher Bedeutung sind, sie werden von vornherein ausgeschaltet aus der Berechnung. Positiv aber gewendet erhielt man die Maxime: Man muß die Menschen nur

aufklären über das Zweckmäßige einer Handlung und der vom Verstand geleitete Wille wird tun, was man wünscht. Diese Vorstellungen immer intensiver und folgerichtig aufgebaut, führten von selbst zu dem Glauben an die unbegrenzte intellektuelle Entwicklungsfähigkeit des Menschengeschlechts. In dieser Glorie des allein und stets sieghaften Verstandes erhielt aber das einzelne Individuum ein bis dahin nie geahntes Bewußtsein seines Wertes, seiner Kraft, seiner Würde. In schlichter Weise, die Ideen aller Zeitgenossen wiedergebend, hat Salzmann das ethisch-psychologische Urteil über den Menschen in seinem „Karl von Karlsburg" ausgesprochen (2. Aufl. 1785. IV. 246): „Der Mensch ist von Natur ein gutartiges Geschöpf, das durch Vorstellungen sich lenken läßt".

Dieses neue Bild vom Menschen hatte natürlich eine ganz andere Stellung im Staate zur Folge. Es war jetzt nicht nur Klugheit des Staates, seine Glieder aufzuklären über das Wesen des staatlichen Lebens, nein, jetzt war es auch seine Pflicht, er war es der Menschenwürde jedes Einzelnen schuldig. Die Notwendigkeit des politischen Unterrichts ergibt sich also schon aus den rein psychologischen Gedankengängen der Aufklärung. Noch zwingender wird diese Notwendigkeit, wenn man den staatstheoretischen Voraussetzungen nachgeht.

II. Die staatstheoretischen Voraussetzungen.

Dieses neue Gefühl von Menschenrecht und Menschengröße suchte sich natürlich auf politischem Gebiete durchzusetzen. Der Ausdruck dieses neuen politischen Selbstbewußtseins war die jetzt allgemeine Annahme der alten Lehren von der Volkssouveränität, das Naturrecht wird herrschend. Dieses lehrte: das Volk als Kollektivum hat die Regierung geschaffen. Jedoch aus Zweckmäßigkeitsgründen gab die Gesamtheit aller die ursprüngliche Vollgewalt des Individuums auf und übertrug sie einer Regierung, jedoch zu dem ausschließlichen Zwecke, sie zum Wohle der Gesamtheit zu verwalten. Aus dieser Vertragstheorie, die im 18. Jahrhundert die Geister so ziemlich allgemein beherrschte, folgt der Satz: das Volk ist (die) Grundlage, Inhalt und Zweck des Staates, oder wie es Schlözer in seiner naiven Deutlichkeit ausdrückte: le peuple est tout. Hiermit war jede Regierungshandlung im einseitigen Interesse des Fürsten theoretisch ausgeschlossen, für alle staatlichen Maßnahmen gilt nur das eine Ziel, die Glückseligkeit der

einzelnen Glieder des Staates zu erhöhen. Lessing sagt in seinem „Ernst und Falk“: „die Totalität der Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staates; *außer dieser gibt es keine*“. Die Glückseligkeit des Menschengeschlechts besteht aber nach der Auffassung der Aufklärung in einer gewissen äußeren Wohlfahrt. Es bildet sich das neue Staatsideal des Wohlfahrtsstaates. Dieser aber mußte notwendig eine erzieherische Tendenz haben. Denn die oben angeführte Maxime, ins politische übertragen, heißt: Man muß die Menschen nur aufklären über die äußeren Bedingungen der Wohlfahrt, vor allem über die vernünftige Abgrenzung der gegenseitigen Pflichten und Rechte, dann ist die wesentliche Basis für die Wohlfahrt vorhanden. Also auch die Staatstheorie der Aufklärung drängt hin auf die Forderung des politischen Unterrichts.

Diese beiden Gedankengänge der Aufklärung laufen somit in eine pädagogische Spitze aus. Sie erklären vielleicht am besten den pädagogischen Charakter der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, des pädagogischen Zeitalters κατ' ἐξοχήν, vor allem die durchaus pädagogische Färbung der gesamten staatswissenschaftlichen Produktion dieser Zeit*). Deutlich zeigt dies vor allem eine Forderung, die der des politischen Unterrichts innerlich sehr nahe steht, die Forderung „persuasiver Gesetze“. Hatte schon Friedrich Wilhelm I. von Preußen seine Erlasse fast zu moralischen Abhandlungen erweitert, so waren Joseph II., das preußische Landrecht, Justi, Sonnenfels, Turgot auf diesem Wege weitergeschritten, was Wunder, wenn sich Jung zu der Behauptung verstieg: „Niemand ist zur Befolgung der Gesetze verpflichtet (die Gesetze will er „Beglückungsregeln“ genannt wissen), ehe er nicht ihre Wahrheit eingesehen“. Charakteristisch ist auch die Forderung Weckherlins, „Bürgerkanzeln“ zu errichten und „bürgerliche Pflichtenlehren“ zu verfassen. Schlettrian macht sogar den Vorschlag, diese „Grundlehren der wirtschaftlichen und sittlichen Ordnung“ dem Gesangbuch und der Bibel anzufügen.

Die Forderung des politischen Unterrichtes nach ihrer theoretischen Seite.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die Forderung von verschiedenen Seiten erhoben und theoretisch be-

*) Vergl. Reinhold Schumann, die Auffassung des Philantropismus von Gesellschaft und Staat. (Leipz. Dissertation 1905 S. 4 ff.)

gründet, besonders in den politischen Wochen- und Monatsschriften. So beschäftigten sich u. a. Iselins Ephemeriden lebhaft mit dieser Frage, immer und immer wieder taucht dieser Vorschlag auf, „die Gesetze des Vaterlandes möchten allen Klassen von Menschen von ihrer frühesten Jugend an bekannt gemacht und ihren Gemütern eingepflanzt werden“. (Ephem. 1777. IV, 176.) Der eigentliche Theoretiker dieser Richtung aber ist der preußische Staatsminister Freiherr von Zedlitz (1731—93)*).

Zu dieser Forderung gelangt er von zwei Seiten her, von seinem aufklärerischen Optimismus, sowie von seinem lebendigen preußischen Staatsgefühl.

Zedlitz verdankte seine Schulbildung der Ritterakademie zu Brandenburg a. H. und dem Carolinum zu Braunschweig. Dankbar hat er sich allezeit als Schüler dieser Anstalten bekannt. Hier hat er zunächst persönlich den Wert der politischen Unterweisung kennen gelernt, hier hat er aber auch die bestimmtesten Eindrücke für seine Weltauffassung erhalten. Diese Anstalten aber atmeten ganz den Geist der Aufklärung, und Aufklärer im edelsten Sinne des Wortes ist Zedlitz sein ganzes Leben geblieben. Sein Wirken ist getragen von dem blühendsten Optimismus, dem sichern Glauben an die unbegrenzte Veredelung des Menschengeschlechtes. Was Wunder, wenn er sich da die Erziehung dienstbar zu machen suchte auch für politische Zwecke!

Dieser idealistische Optimismus ist umso höher zu bewerten, als er im schneidensten Gegensatz steht zu der pessimistischen Beurteilung des Menschengeschlechtes von seiten seines königlichen Herrn. Friedrich der Große hielt von der Erziehung nicht viel, er war in pädagogischen Fragen, wie Paulsen und Cauer nachgewiesen haben, ein Dilettant, und zwar im schlechten Sinne des Wortes. Oftmals durchkreuzte er in wesentlichen Punkten aus kleinlichen Rücksichten die großangelegten Erziehungsreformen seines Ministers.

So verschieden die beiden Männer in Bezug auf die pädagogischen Grundanschauungen waren, eins hielt sie zusammen: das lebendige preußische Staatsgefühl. Der Staat ist Ziel und Quelle unseres Handelns; in den Erlassen Friedrichs des Großen kommt das Wort état zu mindesten einmal vor. Zedlitz war zwar

*) Vergl. Rethwisch, Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881 und allg. d. Biogr. Bd. 44, 744—481.

Schlesier von Geburt, doch Preuße seinem ganzen politischen Denken und Empfinden nach. Er sah die gewaltigen sittlichen Kräfte, die im preußischen Staate schlummerten und die der Siebenjährige Krieg geweckt hatte, er sah die ungeheuren Opfer an Gut und Leben, die der einzelne brachte und oftmals freudig brachte für seinen König und seinen Staat. Diese im höchsten Sinne moralischen Kräfte seinem Staate zu erhalten, sah er als seine eigentliche Aufgabe an. Als echter Aufklärer suchte er sie auf dem Wege des Unterrichtes zu lösen. Als er in die preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden war, führte er sich daselbst ein durch die höchst charakteristische Abhandlung: Est-il possible et serait-il utile d'enseigner ou d'inspirer le Patriotisme dans les écoles d'État monarchique? Diese Betrachtungen, außerordentlich breit und tief angelegt, von überzeugender Klarheit und patriotischer Wärme, enthalten die Gedankengänge, die zu der Forderung des politischen Unterrichtes führen sollten. Die Frage, ob Vaterlandsliebe lehrbar sei, beantwortet er durchaus mit Ja. Der Patriotismus ist ihm zunächst eine Leidenschaft. Wie hat man sich einer Leidenschaft gegenüber zu verhalten? Der Theolog verlange Ausrottung, der „Sensualist" befürworte ihre Pflege, der Philosoph aber sage: „Regle sie". In diesem Zusammenhange gleiche der Patriotismus stark der Religion. Wie nun aber Religionsunterricht den Irrungen religiöser Leidenschaft steure, so sei auch ein politischer Unterricht nötig, der die patriotische Leidenschaft regle, leite und auf schöne Ziele lenke. Ausführliche Angaben, Details, lehnt er ab, er will zunächst nur anregen, verspricht jedoch nächstens mit einem vollständigen Plan für den politischen Unterricht vor die Oeffentlichkeit zu treten, da die Angelegenheit für die Zukunft des preußischen Staates von höchster Wichtigkeit sei.

Der versprochene Ausbau dieser Ideen kam in einer zweiten Akademierede: Considérations sur l'état présent des écoles publiques et sur la possibilité de les rendre plus analogues et plus utiles à la vie civile (Mem. de l'Academie 1777). In der Publizistik ist sie bekannt unter dem allerdings etwas abweichenden deutschen Titel: „Ueber die Einrichtung einer Volkslehre in einem eigentlich monarchischen Staate." In dieser Form ist sie mehrmals abgedruckt worden, z. B. in Mosers „Neuem patriotischen Archiv" I, 280 ff., sowie in Dohms „Deutschem Museum" 1777 II, 30 ff.

In dieser Abhandlung zeigt sich Zedlitz durchaus als Anhänger

des Wohlfahrtsstaates. Nach den schon bekannten Gedankengängen dieser Staatstheorie enden auch seine Darlegungen in der Forderung des politischen Unterrichts. Er fordert vernünftige Einsicht in das Wesen des Staates, sowie in die Bestimmung des einzelnen Standes. Am Schlusse seiner Rede gibt er einen ausführlichen Lehrplan für den politischen Unterricht. Er sei hier vollständig wiedergegeben, weil er am prägnantesten die Ideen der damaligen Zeit wiedergibt.

Für die geringste Klasse: Deutliche Aphorismen, Sätze ohne Beweise, höchstens mit Stellen aus der Schrift belegt. Vom Monarch und Untertan. — Pflichten gegen die Obrigkeit. — Unbedingter Gehorsam gegen Gesetze, nicht gegen Personen. — Liebe und Zutrauen gegen vorgesetzte Personen. — Befugnisse und Rechte des Menschen, des Bürgers. Sicherheit der Person und des Eigentums. — Gewissensfreiheit. — Einfalt der Sitten dieses Standes. — Häusliche Ruhe. — Zufriedenheit und Unschuld.

Für die mittlere Klasse: Sätze in wissenschaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und Vernunft unterstützt. — Beitrag zur Wohlfahrt der Menschen. — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künste und Wissenschaften auf die Glückseligkeit des geselligen Lebens überhaupt, des Staates insbesondere. — Vergleichung der Regierungsformen. — Vorzüge der vaterländischen Regierung. — Liebe zum Vaterlande. — Bürgerliche Ruhe und Eintracht. — Verdienst und Belohnung.

Für die Klasse der Edelen: Dieselbe Form des Vortrages. — Verbindung der Völker. — Pflichten und Rechte des Staates gegeneinander. — Aufrechterhaltung der allgemeinen Ordnung — durch Gesetze und Handhabung der Gerechtigkeit, durch kluge Anwendung der Macht. — Sicherheit des Staates. — Verteidigung seiner Rechte. — Befugnisse des Krieges. — Pflichten des Kriegsmannes gegen Vaterland, gegen Feinde. — Aufopferung, Ehre und Nachruhm".

Dieser Plan beruht offenbar auf sorgfältiger Erwägung. Ein Fortschreiten nach Inhalt und Form ist deutlich zu erkennen. In die Augen fällt ferner sofort, daß es ein Staatsmann war, der diesen Plan erfaßte, und nicht ein Pädagog; denn das Urteil wird im allgemeinen wohl zutreffen, dem Zustande der damaligen Schulverhältnisse war er offenbar nicht entsprechend, die Ziele waren für alle drei Stufen zu hoch gesteckt.

Zedlitz hat dies auch eingesehen, denn nach zehnjähriger kultus-

ministerieller Erfahrung trat er noch einmal an die Materie heran in dem Aufsatz: „Vorschläge zur Besserung des Schulwesens in den Königlichen Landen." (Berlinische Monatsschrift, August 1787.) Die Forderungen betreffs des politischen Unterrichts erscheinen jetzt bedeutend herabgestimmt, allerdings auch klarer und gesichteter. So wünscht er für die „Land- und Bauernschulen" „einige Kenntnis der Landesverfassung, insoweit der Bauer deren bedarf, ferner die auf sie Bezug habenden Gesetze und Landesdikasterien, bei denen er in vorkommenden Fällen Schutz und Hilfe suchen muß." Noch deutlicher zeigt die Ernüchterung die Forderung für den „gemeinen Bürgerstand". Hier hält er für nötig „eine Kenntnis von den mit diesem Stande relativen Gesetzen und von der Landesverfassung, welche ohne alle andere Rücksicht schon den Vorteil haben würde, Vaterlandsliebe zu erwecken und diese Klasse von Menschen, welche die Landeseinrichtungen tadelt, zufriedener und zu deren Befolgung geneigter zu machen".

Wie viel von diesen Plänen in die Praxis gedrungen, ist nicht abzusehen; hierzu fehlt das Material. Aber wohl schwerlich werden die frederizianischen Unteroffiziere als Dorflehrer und die verkommenen Kandidaten der Theologie an den Stadtschulen den auf den Höhen der menschlichen Bildung sich bewegenden Plänen des idealistischen Ministers haben folgen können. Dazu hinderte ihn an der praktischen Durchführung sein Rücktritt, und sein Nachfolger war — Wöllner.

Trotz dieser geringen praktischen Bedeutung war die anregende Wirkung seiner Vorschläge eine eminente. Seine Arbeiten wurden oft abgedruckt und eingehend besprochen, Zedlitz selbst von seinen Zeitgenossen — mit Ausnahme vielleicht von Moser — in allen Tönen gefeiert und gepriesen. So nennt Dohm ihn „einen der hellsehendsten und erhabendsten Menschenfreunde unseres deutschen Vaterlandes und unserer Zeit, der das göttliche Vergnügen genießt, für die Glückseligkeit mehrerer Millionen Menschen zu arbeiten, der den Wert einer solchen Tätigkeit ganz zu schätzen und die edle Wollust derselben zu genießen weiß. Welche Erwartungen und schöne Aussichten darf sich der Philosoph erlauben, wenn er die Regierer der Menschen sich in seine Zirkel mischen sieht!" (Deutsches Museum 1777 II. Br.)

Die praktischen Versuche.

Die praktischen Versuche gestalten sich ganz verschieden nach Absicht und Erfolg in den einzelnen Arten der Schulen. Man

unterschied damals im allgemeinen nach der aus der Reformationszeit stammenden sozialen Dreiteilung drei Schulkategorien: Die Land- oder Bauernschule, etwa die heutige Volksschule, die Bürgerschule, heute etwa die Realschule und die Gelehrtenschule, das heutige Gymnasium.

I. Die Landschulen.

Der praktische Versuch, die einfachsten politischen Kenntnisse in den Volksunterricht einzuführen, ist schon sehr frühe gemacht worden und zwar in Gotha durch die Schulgesetzgebung des Herzogs Ernst um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Zwei Momente erklären dieses überfrühe Auftreten. Das eine ist ein persönliches; der politische Berater des Herzogs war der schon mehrmals erwähnte Politiker Veit Ludwig von Seckendorff. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die starke Betonung des politischen Elements im Gothaer Lehrplan auf seinen Einfluß setzt. Sodann würde anzuführen sein, daß der Herzog Ernst, der „Beternst", als der frühesten Entwicklungsstufe des Pietismus angehörig, schon alle Eigenschaften der pietistischen Bildung an sich trägt, die Betonung des wirklichen Lebens und somit auch der staatlichen Einrichtungen. Ueber den Inhalt der politischen Unterweisung können wir uns orientieren aus dem „Kurtzen Unterricht von natürlichen Dingen", 1657 auf gnädige Fürstliche Verordnung für Gemeine Teutsche Schulen im Fürstentum Gotha verfaßt". Der dritte Abschnitt derselben, 69 Paragraphen, handeln von dem „Unterricht, was etwann dem gemeinen Manne von Geist- und Weltlichen Landes-Sachen zu wissen von nöthen seyn möchte". Daselbst wird das Kind in klarer und vor allem anschaulicher Weise bekannt gemacht mit den wesentlichen Dingen der dörflichen Gemeindeverfassung. Es werden die Begriffe Erb-, Frei- und Laßgüter, Allmende, Kuppelweide usw. erörtert. Die Bedeutung der Grenzsteine und Malbäume wird dargelegt. An einem sehr kindfaßlichen Beispiele, an der Wahl eines Gemeindedieners werden die politischen Grundbegriffe, wie Stimme, Mehrheit, Partei usw. entwickelt. Dann geht das Büchlein über zu der komplizierteren städtischen Verfassung, zuletzt wird knapp und klar die Landesverfassung, das Kirchen-, Steuer-, Gerichts- und Heerwesen erläutert. Am Schlusse sind noch einmal die Pflichten der Untertanen, wie auch der Obrigkeit, apostrophisch zusammengestellt. Das ganze wird man als einen durchaus geglückten Versuch hinstellen

können. Der Gang ist methodisch richtig, der Inhalt klar umrissen, der Standpunkt unparteiisch und gerecht.

Wie dieser Stoff praktisch an die Kinder herangebracht wurde, das zeigt uns der „Schulmethodus". Danach mußten die Schüler diese Stoffe als Schreibübung zuhause abschreiben, beim Korrigieren in der Schule erklärte sie dann der Lehrer. In diesen politischen Schreibübungen sollten ferner abgeschrieben werden: wichtige Paragraphen aus der Fürstlichen Landesordnung, die Feuerlöschordnung, die Ratsordnung in den Städten, die Schulgemeindeinstruktionen in den Dörfern. Außerdem wurden diese politischen Stoffe als Leseübung verwendet, und endlich in den „Realien" an geeigneten Stellen eingeflochten.

Daß wir es hier mit einem wirklich durchgeführten Versuche und nicht mit einem Projekte, nur schwarz auf weiß, zu tun haben, das kann man aus der scharfen Schulaufsicht schließen, die Herzog Ernst für sein Fürstentum eingerichtet hatte.

Dieser außerordentlich frühe Versuch war natürlich nur auf die Person des Herzogs Ernst gestellt, dauernder Einfluß ist ihm nicht zuzusprechen.

Hundert Jahre später taucht die Idee einer allgemeinen politischen Volksbildung von neuem auf. Auch der „gemeine teutsche Stand", also wesentlich die Landbevölkerung und die unteren Klassen der Stadt, müssen über die politischen Pflichten und Rechte aufgeklärt werden, das ist die Forderung, die sowohl Zedlitz, als auch Rasewitz und Rochow stellen und zu verwirklichen suchen. Außer diesen allgemein philosophischen Gedankengängen führten soziale Erwägungen hin zu der Forderung des politischen Unterrichtes. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt leise die Anfänge der wirtschaftlichen Umbildung, die sich rapid im 19. Jahrhundert vollziehen sollte. Die Fülle der sozial Deklassierten bildeten die Bettlerscharen und das Armenunwesen der sechziger und siebziger Jahre. Die Hungerjahre von 1771/72 und 1784/85 machten die Not akut. Um in diesen Uebeln Wandel zu schaffen, suchte man den Stand aufzuklären über die Pflichten gegen den Staat und die Obrigkeit. Diesem Zweck sollten die politischen Katechismen*) dienen. Hier sei als Beispiel der „Speyersche" näher beleuchtet.

*) Diese politischen Katechismen sind eine interessante Episode in der deutschen Schulgeschichte und lohnten eine Spezialuntersuchung. Sie würden für Geschichte der Pädagogik und Publizistik gleich fruchtbar sein. Der Verfasser plant eine Neuherausgabe.

„Pflichten der Unterthanen gegen ihren Landesherrn. Zum Gebrauch der Trivialschulen im Hochstift Speyer. Auf gnädigsten Befehl. Bruchsal 1785.“ Wer das Büchlein verfaßt hat, wissen wir nicht. Es ist offenbar eine der Kreaturen der geistlichen Herren gewesen, wenn nicht vielleicht diese selbst. Das Büchlein zerfällt in 15 Abschnitte und ist in Frage und Antwort abgefaßt. Inhaltlich predigt es den Gehorsam gegen den Landesherrn in jeder Form, im Krieg und Frieden, als Soldat, als Handwerker, als Bauer. Die Notwendigkeit wird dargetan durch vernünftige Erwägungen, sowie durch Schriftzitate. Als besonders fluchwürdige Pflichtverletzung wird die Steuerhinterziehung und die Desertion behandelt, diesen beiden ärgsten Sünden ist zirka ²/₃ des Büchleins gewidmet. Die Eigenart des Werkchens kann nur durch Zitate aus dem Original ersehen werden. So heißt es z. B. im 7. Abschnitte „Von den Pflichten zu Friedenszeiten“:

„Was sind die Untertanen zu Friedenszeiten schuldig zu tun? Die Untertanen sind zu Friedenszeiten schuldig, ihrem Landesherrn Steuern, Zölle und andere Auflagen zu bezahlen. Ist diese Schuldigkeit in dem göttlichen Worte gegründet; denn der heilige Paulus schreibt: Gebet einem jeglichen, was ihr schuldig seid. Schatzung, dem Schatzung gebüret. Röm. 6. 7.

Hat Christus auch selber Zoll gegeben? Christus hat zu Kapharnaum für sich und Petrus den Zollgroschen bezahlet. Matth. 17. 23.

Wozu werden die Auflagen insbesondere verwendet? . . . . zu Unterhaltung des Hofstaates, zur Besoldung der Unterobrigkeiten, zur Bezahlung des Kriegsvolkes u. a. m. Wie können die Untertanen die Steuern am leichtesten bezahlen? . . . wenn sie fleißig sparen und unnütze Ausgaben meiden. Dürfen sich saumselige Untertanen beklagen, wenn sie zur Bezahlung gezwungen werden? Saumselige Untertanen sollen sich darüber nicht beklagen, weil die Zwangsmittel zur Wohlfahrt des Landes nötig sind.“

Dieser politische Katechismus, sowie ein ähnlicher, in Wien erschienener, erregten eine lebhafte publizistische Diskussion. Zunächst wurde über die Idee an sich gestritten, nämlich darüber, ob es möglich und wünschenswert sei, „das Volk allgemeines Staats- und Menschenrecht zu lehren“. Schlözer will diese allgemeine Frage aufgelöst wissen in drei: „1. Soll dem gemeinen Volk durch Stellen in Volksbüchern geradezu Anlässe gegeben werden, über Sätze zu grübeln, die zwar unstreitig wahr sind, aber durch Miß-

verstand dem Unaufgeklärten werden können, was ein scharfes Messer einem unverständigen Kinde? 2. Soll man ihm, wenn's ja sein muß, dergleichen Geheimnisse ganz oder nur halb sagen? 3. Darf man das Volk täuschen, ihm Unwahrheiten vorsagen oder notwendig dazugehörende Wahrheiten verschweigen?"

Klar ist aus diesen Fragen zu ersehen, Schlözer lehnt im Prinzip die Sache ab und zwar fürchtet er die Zweischneidigkeit des Unterfangens.

In Gegensatz zu ihm stellt sich auch in dieser Frage sein publizistischer Antipode Friedrich Karl von Moser. Er hegt (Patriot. Archiv 1784, 534 ff.) „den patriotischen Wunsch, daß einst für den deutschen Bürger und Bauern ein wahrer politischer Volkskatechismus erscheinen möchte". Jedoch zweifelt er an dessen Wirklichkeit, weil „wir nach der verschiedenen Schattierung der deutschen Staats- und Länderverfassung ebenso verschiedene Staats- und Volkskatechismen bekommen würden". Er hält also den Gedanken im Prinzip für richtig, nur aus äußeren Gründen hat er einige Bedenken.

So verschieden die prinzipielle Stellung ist, so einmütig ist man im Verurteilen des Speyerschen praktischen Versuches. Die härtesten Worte hat Schlözer. Er fragt spöttisch an, der doch so nötige Abschnitt „Von der Ehre, die Landesherren ihrem Volke schuldig sind", sei wohl vergessen worden. Der Katechismus sei nicht nur ein Crimen laesi generis humani, sondern auch ein Crimen Blasphemiae. (Staatsanzeigen v. 1785. 88.) Auch Moser ist es „ein Lehrbuch des Christ-Fürstlichen Sultanismus". „Viele der aufgestellten Sätze sind nicht nur philosophisch unrichtig und atmen den plumpsten Despotismus, sondern sie sind auch zum Teil Reichs-Gesetz- und Verfassungswidrig; die angeführten Beweisstellen und Beispiele aus der heiligen Schrift passen oft wie die Faust aufs Auge, sind verstümmelt angezogen und noch verkehrter angewandt." (Neues Patriot. Archiv. Bd. I. 317 f.) Trotzdem aber, trotz aller Entgleisungen im einzelnen, begrüßt er das Buch an sich mit Freuden. „In vielen Teilen menschlichen Wissens und Kultur kommt das geringere und unvollkommenere zuerst, das bessere und vollendetere hernach, warum nicht auch hier?" Er hofft, das Werk werde bessere Nachfolger sehen. Jedoch sein Wunsch hat sich nicht erfüllt, der Speyersche Katechismus blieb allein. Die außerordentlichen Schwierigkeiten sowohl des Inhalts wie der Form schreckten ab.

II. Die Bürgerschulen.

Während der Versuch des 18. Jahrhunderts, politischen Unterricht in den einfachen Volksschulen einzuführen, als gescheitert angesehen werden kann, liegen in den gleichen Maßnahmen für das mittlere Schulwesen zukunftweisende Momente. Hier sind die Wurzeln für das gerade in Deutschland so blühende kaufmännische Unterrichtswesen zu suchen; denn in den städtischen Schulen hatte der politische Unterricht einen starken nationalökonomischen Einschlag, die rein staatstheoretischen Elemente traten zurück zugunsten der Belehrung über die „ökonomische Wohlfahrt". Die Ueberschätzung derselben liegt in der gesamten Richtung der damaligen Zeit. So sind nach Weckherlin die mechanischen Künste achtungswerter als die sogenannten schönen Künste, „die Gelehrsamkeit steht der Oekonomie nach". Campe gar stellt den Erfinder des Spinnrades über den Schöpfer der Ilias.

Schon in den ersten Versuchen für diese Art von Schulen merkt man das Wehen merkantilistischer Luft. Der erste ausgeführte Plan einer Realschule stammt von dem Professor Groß in Erlangen und ist datiert vom Jahre 1740. Er führte den charakteristischen Titel „Entwurf eines Seminarii oeconomico-politici". (Leipziger Sammlungen von Wirtschaftlichen-, Polizei-, Kameral- und Finanzsachen I. S. 338 ff.) Die Schule war achtkursig und zu besuchen vom 9. bis 16. Jahr. Sie sollte hauptsächlich „der nicht studierenden oder politischen Jugend" dienen. Für die politische Bildung war durch folgende Klassen gesorgt: 1. die Staaten- und Zeitungsklasse, 2. die Rechts- und Polizei-Klasse*), 3. die Handlungs- und Commerce-Klasse, 4. die Wirtschafts- oder ökonomische Klasse. Die beiden letzteren beziehen sich auf speziell handelstechnische Bildung; sie bleiben deshalb in diesem Zusammenhange außer Betracht. In der Staaten- und Zeitungsklasse soll neben historischem, genealogischem und geographischem Wissen auch „eine politische Erkenntnis der vornehmsten Reiche und Staaten, besonders unseres deutschen Vaterlandes" vermittelt werden. Zu diesem Zwecke sei zu achten „auf die Regierungsart, das Interesse (d. i. die politische Konstellation),

*) Polizei ist hier im Sinne des 15.—18. Jahrhunderts gebraucht: im Sinne der altdeutschen Form des griechischen πολιτεία, lateinisch res publica. Vergl. Funk, die Auffassung des Begriffes Polizei im vorigen Jahrhundert. Zeitschrift für Staatswissenschaft 19, 480 ff.



die Stärke, die Fruchtbarkeit, die Kommerzien und die Bedürfnisse eines Landes".

Die Rechts- und Polizeiklasse hatte zunächst den rein praktischen Zweck, den einzelnen Berufen mit den nötigen juristischen Kenntnissen zur Hand zu gehen. Und zwar war den Bedürfnissen der verschiedensten Stände Rechnung getragen. Als philosophische Einleitung galten die Anfangsgründe des Naturrechts, den Interessen der Landwirte diente das Lehnrecht, für den Kaufmann war der Kursus im Wechsel- und Gewerberecht eingeführt, dem Verwaltungsbeamten war nötig die allgemeinste Kenntnis des Kirchen-, Prozeß- und Staatsrechtes. Neben dem rein praktischen Zwecke steht aber auch schon der staatliche Gesichtspunkt; denn „die politische Jugend bedarf der Erkenntnis des Polizei- und gemeinen Wesens".

Das Projekt sah natürlich wie zahlreiche andere, trotz lebhafter Diskussion, keine Ausführung, jedoch der Gedanke blieb erhalten. Er hat sich dann in der Realschulbewegung durchgerungen. Bereits drei Jahre später wurde in Berlin 1747 von Hecker, einem Schüler Franckes, „die ökonomisch-mathematische Realschule" eröffnet, die sich bald eines außergewöhnlichen Erfolges rühmen konnte. Hecker hatte sich freilich die etwas komplizierte Aufgabe gestellt, in einer Anstalt, in seiner „Realschule", ebensowohl den einfachen Handarbeiter, wie auch den nicht zum Studium bestimmten Bürgersohn, wie auch endlich den künftigen Gelehrten zu unterrichten und zu bilden, eine Aufgabe, deren Lösung sich nach einigen wunderlichen Experimenten als unmöglich erwies und die schließlich zur völligen Trennung der Schulgattungen führte.

Die konsequenteste Durchführung des Gedankens, dem Bürgerstande eine politische und nationalökonomische Bildung zu übermitteln, sie weist nach dem Norden, nach Hamburg und vor allem nach Dänemark. Hier, wo der Handel belebend einwirkte, wehte ein frischer Hauch, Seeluft, auch auf pädagogischem Gebiete. In Hamburg wirkte in diesem Sinne Wilhelm Büsch, in Kopenhagen Friedrich Gabriel Resewitz. Ueber ersteren fließen die Quellen sehr dürftig, umso besser ist unsere Kenntnis von den Reformideen Resewitz'. Sein Hauptwerk ist in diesem Zusammenhange „die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit." Copenhagen 1773. Gegenstand dieses Werkes ist das bis dahin arg vernachlässigte Problem der Erziehung des „Nährstandes". Im Mittelpunkte aber seiner Untersuchung steht ein ausführlicher „Studienplan einer

größeren Erziehungsanstalt für die gesittete Jugend in der Hauptstadt", der Lehrplan einer Realschule. In diesem nimmt die politische Unterweisung einen großen Raum ein. Neben einer „allgemeinen Sitten- und Klugheitslehre" mit den Elementen der Logik, Psychologie und Ethik steht der eigentliche politische Unterricht. Die Stoffauswahl für denselben zeigt einen klaren und maßvollen Kopf, sie ist die beste, die dem Verfasser begegnet ist. Von den Gesetzen will Resewitz behandelt wissen, „diejenigen, die jedem gesitteten Bürger zu wissen nötig sind: teils um sich der Rechte, die er hat, zu bedienen, teils um nicht unwissend wider das Gesetz zu seinem Schaden zu verstoßen, teils um die Hauptsachen eines Rechtsfalles zu beurteilen und sich der Chikanen nicht Preis geben dürfen.

Dahin rechne ich nun:

1. diejenigen Gesetze, welche die Form der Regierung und das Verhältnis der Obrigkeit zu den Untertanen bestimmen,

2. die, welche auf die Wohlfahrt aller Untertanen einen allgemeinen Einfluß haben, und deren sind mehrere als man glaubt: wer ihren Nutzen kennt und fühlet, der ist (umso) desto williger gehorsam,

3. diejenigen, welche die gegenseitigen Rechte der Bürger bestimmen,

4. die, welche das Erbrecht festsetzen,

5. die, welche die Form und Gültigkeit der Kontrakte, Testamente usw. verordnen und

6. endlich diejenigen, durch welche der Wert der Zeugen und Beweistümer bestimmt wird."

Und warum dieser ausführliche Unterricht in den Landesgesetzen?

„Wird der Nutzen der Gesetze allgemeiner bekannt, so wird auch das Glück, unter einer Obrigkeit zu stehen, immermehr geschätzt werden, jeder Untertan wird mehr Liebe und Ehrfurcht gegen die vaterländische Verfassuug haben, patriotisches Denken lernen und mit mehr Willigkeit gegen seine Obrigkeit Gehorsam beweisen."

Natürlich ist auch das Lehrziel des Geschichts- und Geographieunterrichtes eminent politisch, namentlich merkantilistisch gefärbt. Die bereits bekannten Forderungen kehren auch hier wieder: Alle philologischen und archäologischen Kleinigkeiten sind zu vermeiden,

die neuesten Zeiten sind zu betonen, und stets ist der staatliche und ökonomische Gesichtspunkt bei der Betrachtung anzuwenden. Neu und zugleich charakteristisch ist die Forderung eines besonderen Kursus in der „Geschichte der Handwerker und Künste", sowie eines sehr ausführlichen in der „Geschichte der Handlung".

Diese breite, zum Teil wörtliche Wiedergabe der Resewitzschen Gedanken ist deshalb erfolgt, weil der Verfasser in Resewitz den Höchststand der Entwicklung des politischen Unterrichtes sieht. Dem Plane eignet neben klarer Einsicht in das wirklich Erreichbare eine weithin schauende Perspektive. Es weht etwas von Zukunftsluft in ihm. Um so mehr ist zu bedauern, daß Resewitz kein Mann der Praxis war. Durch Kawerau (Kulturbilder aus der Aufklärung I, 105 ff.) wissen wir, daß die von ihm nach seinem Plane eingerichtete Schule in Kopenhagen nicht in den rechten Flor kommen wollte.

In diesen Zusammenhang würde noch gehören die Gestaltung des politischen Unterrichtes an den sogenannten Kameralschulen, wie z. B. eine in Lautern in der Pfalz bestand. Doch einmal ist über sie kein Material zu erlangen, sodann aber würde die Untersuchung einmünden in die Geschichte der staatswissenschaftlichen Fakultäten an den einzelnen Universitäten*).

III. Die Gelehrtenschulen.

War die Forderung des politischen Unterrichtes für die regierenden Kreise nicht ohne Einfluß gewesen auf die Ausgestaltung des gelehrten Schulwesens im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so läßt sich ein gleiches für die zweite Hälfte nicht behaupten. Wozu auch? Die Schüler der gelehrten Schulen kamen alle der Regel nach zur Universität. Diese aber waren seit der Thomasius'schen Reform im vollkommensten Sinne Pflegstätten der politischen Wissenschaft. Hier wurde von den eigentlich gelehrten Kreisen die allgemeine politische Bildung geholt. Zu gesondertem politischen Unterricht kam es deshalb an den Gymnasien nicht, er war nicht nötig. Nur eine besondere Kategorie des gelehrten Schulwesens dieser Zeit, die Philanthropine, bilden eine Ausnahme; hier war politischer Unterricht als besonderes Fach vorgesehen. Dies erklärt sich einmal aus

*) Karl Bücher, Ueber alte und neue Aufgaben der Universitäten. Leipziger Rektorrede 1903, S. 17 ff.

dem durchaus encyklopädischen Charakter dieser Unterrichtsanstalten, sie lehrten alles schlechthin Lehrbare. Sodann waren sie geboren aus einem gewissen Oppositionsgeist gegenüber den alten Lateinschulen. Darum pflegten sie etwas demonstrativ den modernen realistischen Geist. Hinsichtlich der Stoffauswahl bedeutet der politische Unterricht an den Philanthropinen durchaus keinen Fortschritt. Der Stoffplan Basedows (Elementarwerk I, 7) kann nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem von Resewitz aushalten. So stellt er, um nur eins zu erwähnen, die Hobbessche Lehre vom bellum omnium contra omnes ohne eine Spur von Verständnis direkt neben die diametral entgegengesetzte Thorie Rousseaus vom friedlichen, paradiesischen Naturzustand. Weiterhin war der geflissentlich zur Schau getragene Kosmopolitismus aller Philanthropinisten, die „Europäer erziehen wollen, die ihre Schulen Fideikommiß der Kosmopoliten" nennen, kein günstiger Nährboden für Erzeugung eines gesunden Staatsgefühls, trotzdem Basedow sehr viel vom „Staate" elaboriert*). Eine Bedeutung kann man dem Plane nur zusprechen hinsichtlich der Methode. Basedow versteht es ausgezeichnet, die schwierigen und abstrakten staatstheoretischen Begriffe durch geschickte Erzählungen anschaulich zu machen. Von demselben Grundsatz der Anschaulichkeit ist er auch geleitet, wenn er staatstheoretische Begriffserklärungen anknüpft an die Kupfertafeln seines Elementarwerkes.

Gegenüber diesem forcierten Modernisieren der Philanthropine behielten die übrigen Gelehrtenschulen ihren alten, stark konservativen Geist bei, sie gönnten dem politischen Unterricht kein Plätzchen in ihrem Bau. Ja, vereinzelt warnte man vor den „Unwahrheiten der Anwendung des Staatsrechts auf die Geschichte". (Hochstift-Münstersche Schulordnung von 1771: Ephemeriden 1776, 186 ff.) Nur in einem Punkte entzog sich auch das Gymnasium nicht dem Wehen des Zeitgeistes, in der allgemeinen Einführung der „Zeitungsstunde".

Die ersten Spuren des schulmäßigen Zeitungslesens finden sich schon bei Franckes Schuleinrichtungen. Die Waldeckische Schulordnung nimmt es 1704 offiziell in den Lehrbetrieb auf. Es wird aber auch empfohlen noch aus rein theologischen Rücksichten. Die Kinder sollen angeleitet werden, die Vorkommnisse als gött-

*) Vergl. hierzu bes. Schumann, a. a. O. S. 114 ff.



liche Strafen oder Belohnungen anzusehen. Einen Fortschritt zeigten die Bestimmungen von St. Anna zu Augsburg (1725). Das Zeitungslesen erscheint hier als „Recreation“. Der Rektor soll mit den Schülern, „unter oder nach dem Essen die Zeitung lesen und wo es nötig erläutern“. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts ist die Zeitungsstunde den anderen gleichwertige Unterrichtsstunde. So enthält z. B. der Stundenplan des Friedrich-Werderschen Gymnasiums von 1781 in der 4. und 3. Klasse je eine Stunde zum Zeitunglesen und „zur Erklärung der im täglichen Leben vorkommender Begriffe“. Diese Stunde erhält sich bis in das 19. Jahrhundert hinein, denn noch 1803 wird in den „Grundlinien eines Planes der neuen Bürgerschule zu Leipzig“ in der neuesten Geschichte betont, daß zur rechten Beurteilung des jetzigen Zustandes der vorzüglichsten Staaten Europas eine besondere Stunde zu Erläuterung der Zeitungen“ anzusetzen sei (Gedicke, Ges. Schulschriften I. 155 und Richter, Geschichtsunterricht im 17. Jahrh. S. 24).

Schlußbemerkungen.

Die Abhandlung hat uns in jene Zeit geführt, da der deutsche Untertan anfing, politisch zu denken. Der ganze blühende Optimismus, aber auch dann die ganze Schwäche und Unreife des neuerwachten politischen Sinnes, sie liegt auch über dem Versuch des politischen Unterrichtes. Die Frage nach dem Wesen und Daseinszweck des Staates wird überhaupt nicht gestellt. Das rationalistische Denken hat für das Gefühlsmäßige, Instinktive, das einem gesunden Staatssinn innewohnt, kein Organ. Es schien dies der Revolutionsgedanke und seine Publizistik bringen zu wollen. Um die Wende des Jahrhunderts tauchten die Gedanken des Nationalstaates, des Nationalsinnes, des Nationalgefühls, der Nationalerziehung auf. Die große napoleonische Durchrüttelung der deutschen Verhältnisse aber ließ diese Samen untergehen. Die aufkommende Romantik und die mit ihr verbundene Staatstheorie der Restauration hatten kein Verständnis für sie. Nur der Liberalismus, der Gedankenerbe der Aufklärung, hat die Forderung des politischen Unterrichtes nie aus seinem Programm fallen lassen, und die auf liberalem Boden stehenden Pädagogen kämpften immer und immer für sie. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist in den Gedankengängen des Liberalismus insoweit gefolgt, als sie das allgemeine, gleiche und

geheime Wahlrecht brachte. Das hieraus die Forderung einer politischen Unterweisung abgeleitet werden kann und abgeleitet wird, darf nicht überraschen. Inwieweit aber die Entwicklung der Staatstheorie diesen Tendenzen folgen wird, inwieweit ferner die praktische Pädagogik der ungeheuren Schwierigkeiten nach Stoff und Methode Herr wird, ist nicht zu sagen. Hier könnte nur eine eingehende Untersuchung über die Entwicklung der gegenseitigen Abhängigkeitsbezeichnungen von Politik und Pädagogik im 19. Jahrhundert einige allgemeinen Direktiven geben.*)

*) Vergl. hierzu Dr. J. Unold: Die höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates. München 1902 und Heinrich v. Treitschke, Politik I. /2. Paul Rühlmann: Parteien, Staat, Schule. Berlin 1905. S. 16 ff.

Die Erziehungsresultate eines Gymnasiums in einer preußischen Mittelstadt.

Von

einem alten Schulmann.

Ob es eine solche Statistik schon gibt, wie ich sie jetzt versuchen will, bezweifle ich, obwohl der statistischen Arbeiten auf pädagogischem Gebiete Legion ist. Ich bezweifle nicht minder, ob meine Statistik für sich allein Wert hat. Sie wird ihn aber sicherlich erlangen, wenn andere auf demselben Gebiete für dieselben Jahre ihre Notizen veröffentlichen. Und dieser Wert wird dann ein weit größerer sein, als der von vielen anderen, die nur das Vergangene einordnen, ohne in die Zukunft zu leuchten. Ich halte nämlich den Satz: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" für ein Wort, das überall seine Geltung hat und haben muß. Warum wendet man es nicht an auf Schulen, auf Lehrsysteme? In gewisser Beziehung waren die Schlachten Preußens und Deutschlands im 19. Jahrhundert eine Probe auch für das höhere und niedere Schulsystem, und man konnte mit den Resultaten zufrieden sein. Die Früchte der Schulzucht, Pflichterfüllung und Verständnis, traten leuchtend hervor und sicherten unserem Vaterland Sieg und Sieghaftigkeit. Nun können nicht immer bloß Kriege die Probe für die Rechnung bringen. Man versuche auch auf andere Weise sich darüber klar zu werden, ob die Schule ihre Schuldigkeit getan hat. Die Prüfungen stellen nur äußerlich fest, ob ein gewisses Maß von Kenntnissen erreicht ist, die Zeugnisse auch, ob ein gefordertes Wohlverhalten sich gezeigt hat; das Leben erst zeigt, wie weit die Schule imstande war, den Zögling so auszurüsten, daß er im Kampf mit den feindlichen Mächten sich behaupte und zu einem gewissen erwünschten, einigermaßen gesicherten Ziele gekommen ist. Gewiß ist es der Wunsch aller Menschen, glücklich

zu werden, aber niemals wird sich feststellen lassen, wie weit sie es sind, und alle Umfragen werden zu keinem Resultate führen. Es kommen ja auch außer der für das innere Glück so wichtigen Schule so viele andere Umstände in Betracht: Liebe, Gesundheit, Verhältnisse, so daß wir uns bescheiden müssen, bloß danach zu fragen: Wie weit war die einzelne — speziell die höhere Schule imstande, ihre Zöglinge nicht bloß mit dem erforderlichen Maße der Kenntnisse auszustatten — eine Forderung, der ja alle Schulen mehr oder minder unter staatlicher Aufsicht genügen müssen — sondern auch lebensflügge zu machen und zu einem gewissen gesicherten Port auf wenn auch nicht geradem, langweiligem Wege, so doch ohne allzu bedenkliche „Irrungen, Wirrungen" zu führen. Daß auch eine solche Statistik schwierig ist — wer sähe das nicht ein, der da weiß, wie viele Krankheiten und unvorhergesehene Umstände bei Entscheidung dieser Frage mit zu berücksichtigen sind? auch daß sie nicht zu stolz und vertrauensselig auf ihre Festsetzungen sei, kann ihr nicht oft genug zugerufen werden. Und doch läßt sich vielleicht auf den Geist einer oder mehrerer, vielleicht aller Anstalten, auf die Bedeutung des Lehrsystems für Körper und Geist, die Gewöhnung an Arbeit behutsam schließen, wenn man eine Reihe von Statistiken höherer Schulen vergleichen wollte.

Ich habe in 28½ Jahren 325 junge Männer im Alter von 18 bis 22½ Jahren das Gymnasium nach bestandener Reifeprüfung verlassen sehen, habe auch selbst in einem wichtigen Unterrichtsgegenstand ihr Sinnen und Denken kennen zu lernen versucht; daß sie mir mehr gewesen sind als Schemen, als dem Juristen die Akten, glaube ich dadurch zu beweisen, daß sie mir noch heute fast ausnahmslos vor der Seele stehen, daß ich mit vielen noch in geistigem Zusammenhang bin, daß ich endlich ihr Schicksal mit Teilnahme verfolgt habe. Und da ist es mir denn zunächst aufgefallen, wie selten mein Urteil, das wohl in der Regel auch das der übrigen Kollegen war, durch das Schicksal, das meinen Schülern geworden ist, rektifiziert zu werden brauchte. Wir haben niemals einen für minder begabt gehalten, der nun doch zu einer Leuchte geworden wäre, nie einen für leichtsinnig und schwach von Charakter, dessen Leben nicht die mehr oder minder traurige Bestätigung gebracht hätte, wir müssen auch bei den wenigen, die über „den Rat vierter Klasse" oder den „Rang der Räte vierter Klasse" hinweggestiegen sind, ja den „Ministerialräten" sich zugesellt haben — wir haben deren

drei — gestehen, daß wir bei ihrer Arbeitsfreudigkeit und ihrer tüchtigen Begabung ein solches Ueberschreiten der gewöhnlichen Grenzpfähle wohl begreiflich finden konnten. Höchstens könnten wir sagen, wenn wir unser Urteil an dem Schicksale — dem äußerlichen natürlich — messen, daß so mancher „Pfenning" schließlich zum Groschen geworden ist und manchen das Leben noch mehr in seine Arbeitsschule genommen und zu einer geachteten Stellung gebracht hat, der auf der Schule darin nur einen Anfang gemacht hatte. Freilich, wer hier auch nicht einmal diesen gemacht hatte und nur zum Zwecke des Examens sich bei vorhandenen Anlagen das Nötigste zusammengerafft hatte, — der ist kläglich auch im Leben gescheitert, wenn dieses auch sonst wohl im ganzen, wie ich schon sagte, milder geurteilt hatte, als einzelne allein auf ihr Fach blickende Lehrer.

Nun aber zu den Beweisen, so weit Zahlen es überhaupt vermögen. Die ältesten meiner Schüler auf diesem meinem — letzten — Gymnasium sind 49 Jahre, die jüngsten $18^{1}/_{2}$ Jahre. Von diesen 325 sind bisher gestorben 31*), d. h. 9,5 Prozent. Der Prozentsatz wäre nicht so hoch, wenn unter den 31 nicht 7 wären, welche ihrem Leben selbst ein Ziel gesetzt hätten, d. h. 2 Prozent. Beschäftigen wir uns zunächst mit diesen sieben, so waren drei davon gute Schüler, welche aber krankhafter Ehrgeiz schon damals beherrschte, durch den sie denn auch zugrunde gegangen sind. Bei drei war es Leichtsinn und die Liebe zu Ausschweifungen, deren sie nie mehr Herr wurden. Den siebenten haben wohl unglückliche Verhältnisse in Verbindung mit einer schon auf der Schule sichtbaren Willenslosigkeit einem weiteren Wirken entzogen. Wir müssen zu diesen sieben noch von den anderen Gestorbenen mindestens sechs hinzurechnen, die nicht eigentlich natürlich geendet haben. Sie zeigten schon in der Jugend ein solches Stürmen gegen die Gesundheit, daß sie nach kurzer Zeit ihrer schwächeren körperlichen Veranlagung erliegen mußten. Alle aber, die so früh von der schönen Erde scheiden mußten, hätten nicht mit Grund „Ueberbürdung auf der Schule" als Grund ihres Leidens angeben können, haben es auch nicht getan. Wo erbliche Belastung da war, wo Typhus und Auszehrung und Blutvergiftung ihr grausames Amt üben, trifft die Schule kein Vorwurf. Eher dort, wo krank-

*) Einen, der jetzt in Südwestafrika im Gefecht gefallen ist, lasse ich, da sein Tod zwar der rühmlichste, doch immer ein weder natürlicher noch verschuldeter ist, aus der Betrachtung ausscheiden.

hafter Ehrgeiz, frühzeitiger Genuß von Alkohol und bei geistigen Anstrengungen besonders gefährliche bittere Armut, wie bei diesen 13 Unglücklichen, ein frühzeitiges Ende herbeiführten! Wenn der sich ergebende Prozentsatz 4 Prozent, der ja allerdings noch zu günstig ist, weil bei den Abiturienten der letzten drei bis vier Jahre noch die Freiheitsprobe auf der Universität und im Leben nicht beendet ist, ein hoher ist, wenn nicht besonders unglückliche Umstände die vorhandene Anlage allzusehr begünstigten, trifft dann etwa die Schule, die Universität und deren Einrichtungen die Schuld? Die Universität mit ihren oft ausartenden Verbindungen hat sicherlich auch etwas Schuld, aber ich möchte ihr die Hauptschuld nicht geben, konnten mir doch bei den 13 unter den 31 Verstorbenen, also bei 4 Prozent der zu frühzeitig der Menschheit Entrissenen, teilweise sehr begabten, den Keim ihres Unterganges schon auf der Schule entdecken. Die Universität hat sicherlich dazu beigetragen, die Anlage zu befördern, die Armen ihrem Schicksal zuzutreiben, aber sie hätte es nicht vermocht, wenn diese Armen, die teils zu machtlos ehrgeizig für ihre nicht so sehr bedeutende Begabung, teils den Freuden des Alkohols schon auf der Schule sehr ergeben, teils zu arm waren, um ihren Begierden strafloser zu fröhnen, nicht schon unreif zu freiheitlicher Betätigung ihres Berufes gewesen wären. Aber auch die Lehrer und die Anstalt trifft nicht die Schuld. Leiter und Lehrer waren zum bei weitem größeren Teile sehr tüchtig im Amt und sorgsam in seiner Ausübung und streng auch auf das Außenleben der ihnen anvertrauten Jugend achtend. Es ist wohl das Haus und der ganze Geist der 70er und 80er Jahre, der da hinderte, daß verhältnismäßig Viele das Ziel erreichten und nicht vor der Zeit Schiffbruch litten. Es mag wohl auch in den 60er Jahren nicht anders gewesen sein, als daß von der studierenden und aus den Studien hervorgegangenen edlen juventus der Deutschen ein nicht zu geringer Prozentsatz für einen maßvollen Genuß der Freiheit nicht reif geworden war, sondern „verbummelte“. Und wenn ich an die Zeit meiner eigenen Schülertätigkeit auf einem Gymnasium des Nordens denke, an dem manche pädagogische „Leuchten“ unterrichteten, denen es an äußerer Anerkennung nicht gefehlt hat, dann kann ich nicht wie der Pharisäer selbstgerecht an meine Brust schlagen; nein, nihil inhumani a nobis alienum erat. Vielleicht aber, daß wir mehr ausgehalten haben und unsere Nerven — das

Wort habe ich während meiner Gymnasialzeit weder gekannt noch gehört — stärker waren, um größere Stöße auszuhalten!

Neben der persönlichen Belastung und Volkseigentümlichkeit war es aber doch wohl auch etwas das Schulsystem, das wir zu einer Untersuchung vorfordern müssen, wenn wir doch verhältnismäßig viele untergehen sahen. Denn ich habe von meinen lieben Schülern nicht bloß 31 vor mir sterben sehen und davon mindestens 13, ohne daß es vielleicht so früh die Natur gewollt hätte, sondern zu den 31 sind noch viele hinzugekommen, denen ihr Leben vielleicht selbst eine Qual ist, jedenfalls zu keinem auch nur erträglichen Schicksal geführt hat. Dazu rechne ich 24, das sind 7,3 Prozent, oder mit jenen 31 Verstorbenen zusammen: 17 Prozent, oder endlich, wenn von den 31 Verstorbenen 18 auf völlig natürliche Weise aus dem Leben schieden: 11 Prozent. Wenn man nun rechnen müßte, daß von 11 Abiturienten mindestens 1 das Ziel nicht erreichte, so ist das doch nicht so leicht zu nehmen. Es ist doch immer die beste Jugend, die ein so hartes Schicksal trifft. Was ist es nun mit jenen 24? Da sind 5 in solche Krankheit versunken, daß sie in Anstalten ihr Leben hinbringen. Da sind 18 teils durch Willenlosigkeit, teils durch Leidenschaften verdorben und verschollen oder etwas geworden, womit sie sich niemals befreundet hätten, wenn nicht ihr Lebensmut gebrochen war; und zwar 10 durch Willenlosigkeit allein.

Bei näherer Betrachtung der armen Schiffbrüchigen finden wir, daß unter ihnen natürlich wieder die Studierten die Mehrzahl bilden: bei den durch den natürlichen Lauf Verstorbenen waren von 18: studierte: 16, beim Baufach 1, beim Militär 1. Von jenen 13: 11 studierte, 1 bei der Post, 1 beim Militär. Von jenen 24 hatten studiert: 20, 3 waren Militärs, 1 Bauführer, im ganzen also von 55 Studierten: 47, also 85 Prozent, ein zu hoher Prozentsatz, selbst wenn man berücksichtigt, daß die bei weitem größere Mehrzahl der Gymnasialabiturienten natürlicherweise zum Studium abgeht. Von diesen Studierten, die durch eigne Schuld ihr Leben abgekürzt oder beendet haben oder durch krankhafte Veränderungen an der Erreichung der einfachsten Ziele gehindert sind, gehörten der juristischen Fakultät an: 15, der theologischen 3, der philosophischen 6, der medizinischen 6. Für Willenlosigkeit sind die juristische und philosophische Karriere gefährlich, für eine gewaltsame Abkürzung des Lebens die medizinische.

Es ist natürlich kein so großes Unglück, wenn ein junger Mann nicht so geradeaus zum Ziele gelangt, sondern auf einigen interessanteren Nebenwegen schließlich doch zum Examen und zur Erreichung des gebahnten Weges ins Leben kommt. Auch das ist nicht so tragisch zu nehmen, wenn die Herren, welche die Prüfung abnehmen, befinden sollten, daß diese nach einer gewissen Zeit zu wiederholen sei. Bekanntlich sind es nicht die Schlechtesten und Unbegabtesten, die die längste Zeit brauchen, und es ist kein Schade für den Menschen in ihnen, wenn sie die Universität als universitas auffassen, die sie sich nicht vorzeitig verengern dürfen. Aber es wird doch so manche Eltern geben, denen der Humor fehlt, dergleichen zu ertragen, und auch manche Schule, die ein Empfinden dafür hat, wenn so viele ihrer Schüler die Klippe des Examens nicht ohne Havarie umschiffen. Ich will daraufhin einmal die Liste durchgehen; die sollen unberücksichtigt bleiben, die der Tod dahingerafft, ebenso wie diejenigen, denen auch ein zweites Examen oder die gänzliche Aufgabe desselben kein Glück gebracht hat. Ausscheiden müssen natürlich alle diejenigen, die noch nicht 4 Jahre von der Schule fern sind, wobei ich bei den Medizinern natürlich nur das Physikum als Ziel setze. Es handelt sich jetzt also um: 286 Abiturienten. Von diesen sind mir 37 als solche aufgefallen, bei denen es gehapert hat, unter denen allerdings der eine oder der andere auch wieder durch erbliche Belastung seinem Berufe lange entzogen war (5). Von diesen 37 (fast 13 Prozent) waren Theologen 4, Militärs 7, Juristen 16, Philologen 11, Mediziner 1, Techniker 3. Ohne mich auf Prozente einzulassen, ist es klar, daß bei den Juristen und Philologen die Gefahr, nicht ohne Enttäuschung zum Ziele zu kommen, besonders groß ist. Zählt man die nicht so ganz nach dem natürlichen Lauf zum Tode schon bestimmten, die Verbummelten und diese nicht gerade leicht zum Ziele Gelangten zusammen, so ergibt sich 13+24+37 = 74, d. h. auf ungefähr 286: 26 Prozent, also mehr als ein Viertel.

Nun haben wir in diesen Jahren Aenderungen der Schulsysteme erlebt. Mit der Regierung unseres jetzigen Kaisers fiel der Lateinische Aufsatz. 1892 kam eine Reorganisation im Sinne der realistischeren Gegenwart, vom Jahre 1901 an haben wir eine neue Durchsicht der Pläne zu verzeichnen. Wenn der mit dem neuen Kaiser beginnende größere Sportbetrieb, die Lust und Liebe am

Rudern, Radfahren, Tennis, auch wohl am Turnen, welches allerdings wohl noch zu schulmäßig betrieben wird, wenn die Richtung der neuen Pläne sich schon äußerlich in den Erfolgen zeigen sollte oder könnte, müssen wir auf die Abiturienten von ungefähr 1895/1896 an bis zu den Abiturienten vom Jahre 1900 blicken: das sind bei mir die Abiturienten von Nr. 189--269, also 80. Von diesen 80 sind 3 gestorben. Von diesen Todesfällen war einer — ein natürlicher Tod, 2 endeten durch Selbstmord, also über 2 Prozent. Durch Krankheit haben schwer und für immer gelitten 3, doch ist bei keinem die Krankheit auf den Schulbetrieb zurückzuführen. Stark vom Ziele abgekommen sind 12. Zählen wir alle zusammen, so weit von einer gewissen Schuld die Rede sein kann, so finde ich 15 von 80, also 18 Prozent. Aber auch von den andern sind recht viele auf Umwegen erst zum vorläufigen Ziele gelangt und zwar 15, zusammen also 30, das gäbe noch einen schlimmeren Prozentsatz. Und doch kann ich dieser Zählung keinen besonderen Wert beilegen, da die Zahl der in Frage kommenden Prüflinge zu gering ist und die Wirkungen der Umgestaltungen doch noch nicht die gewünschten sein konnten. Wenn diese letzten 15 erst auf Umwegen zu ihren Zielen gekommen sind, so hatte dies auch vielfach den Grund, daß die Anforderungen der Prüfungen der Vanditen nicht in einem rechten Einklang zu den tatsächlich jetzt geringeren Leistungen in vielen in Betracht kommenden Fächern standen, daß ferner die Abiturienten, die oft an den verschiedenen Anstalten mehr oder weniger geübt waren, sich ja nicht zu „überarbeiten", das „Arbeiten selbst" noch nicht genügend gelernt hatten und nun erst die Erfahrung machen mußten, daß es im Leben nicht diese Rücksichtnahme gibt, die sie — vielleicht doch zu sehr — bisher auf der Schule kennen gelernt hatten. Ein Primaner zum mindesten ist körperlich so erstarkt, daß allzu weichherzige Rücksichten nicht mehr genommen werden sollten, und wenn er auch nicht immer arbeiten oder gar überlastet werden soll, so muß er doch den Willen zur Arbeit stärken und auch einmal seine Leistungskraft zeigen, ohne daß er selbst ängstlich nach der Uhr sieht, und die Zeit studiert, die er für diese Arbeit gebraucht hat. Jedenfalls habe ich dennoch die volle Ueberzeugung, daß es in der neuen Zeit, in der wir schon fast 10 Jahre leben, besser geworden ist, insofern ein schlimmes, herz- und gesinnungtötendes Verbindungsleben und die Freude am Alkohol vor den frischeren,

auch dem Körper neue Freuden zuwendenden Bestrebungen unserer Zeit geflohen sind. Gelingt es der Neuzeit, wenigstens für die beiden oberen Klassen durch geringere Sorge vor zu vieler geistiger Arbeit wieder mehr die Kraft und den Willen dazu zu stärken, dann ist die Schädlichkeit der alten Zeit dahin und kein neuer Schaden für die Jetztzeit entstanden.

Für die von mir behandelte Frage ist es nicht gleichgültig zu sehen, für welche Berufe die größte oder geringste Neigung sich zeigte. Darum eine kurze Zusammenstellung, die nur im allgemeinen Geltung beansprucht, da vielfach Uebergänge zu anderen Fakultäten oder Berufen (von der theologischen zur philologischen, vom Heeresdienst zum praktischen Leben u. a.) vorgekommen sind und noch vorkommen.

Das juristische Studium wurde am meisten begehrt (28 Prozent), dann kommt das medizinische mit 20 Prozent. Sind so die Hälfte unserer Abiturienten von diesen beiden Fächern in Anspruch genommen, so geht schon daraus hervor, daß sie den wohlhabenderen Ständen angehörten und namentlich vom Lande und aus größeren Städten hierher gegeben waren, was immerhin eine Rolle spielen kann, falls Einer die angeführten Resultate für weniger erfreulich als die anderer Anstalten ansehen sollte. Das Schulfach kommt dann mit 14,5 Prozent; die Theologie gar nur mit 11,7 Prozent. Dieser Wissenschaft sind die zum Heeresdienst Abgegangenen mit 13 Prozent, ebenso wie die zu anderen Berufen Uebergegangenen mit 13,8 Prozent überlegen. Daß aber auch zu diesen anderen, meist technischen Berufen das alte Gymnasium richtig vorzubereiten wußte, geht daraus hervor, daß von diesen Abiturienten der geringste Prozentsatz nicht zu dem erwünschten Ziele gelangte.

Notizen und Besprechungen.

Staatswissenschaften.

C. Schwarz und **Dr. G. Strutz**, Geh. Ober-Finanzräte und vortragende Räte im Finanzministerium. **Der Staatshaushalt und die Finanzen Preußens.** Unter Benutzung amtlicher Quellen. 10 Bände; Berlin, J. Guttentag, 1900—1904.

Die Verfasser, die beide schon durch schriftstellerische Behandlung von Finanzfragen in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, haben sich hier die Aufgabe gestellt, „ein vollständiges, sich möglichst an den Staatshaushaltsetat anschließendes Bild von der finanziellen Bedeutung und Entwicklung der einzelnen Zweige der Staatsverwaltung zu bieten; Entstehung, Werdegang und gegenwärtiger Zustand aller in dem Staatshaushaltsetat erscheinenden Verwaltungen sollen vom Gesichtspunkte der Staatsfinanzen für sich und in ihrem Zusammenwirken auf die Gestaltung des Staatshaushalts und der Finanzlage des Staates zur Darstellung gelangen.“ Eine gewaltige Aufgabe also, deren Erfüllung einen ganz ungewöhnlichen Aufwand an Arbeitsamkeit und Geduld erfordert hat und die den Verfassern jedenfalls umso schwerer angekommen ist, als sie gegenüber dem spröden und doch so umfangreichen Zahlen- und Tatsachenmaterial sich in dessen Wertung, zum Teil wohl mit Rücksicht auf ihre amtliche Stellung, ein starkes Maß von Selbstbeschränkung auferlegt haben. Nicht daß sie auf eine Kritik der Entwicklung, auf eine subjektive Beurteilung der vielfach hervorgetretenen Aenderungsbestrebungen verzichtet haben — namentlich Strutz hält da, wo er sich auf dem sicheren Boden seines Dezernats augenscheinlich bewegt, in der Behandlung der direkten Steuern, keineswegs mit seiner Meinung zurück und findet gelegentlich selbst recht kräftige Töne, und Schwarz kann manchmal ganz schwungvoll reden; aber über dem Ganzen liegt doch ein starker Hauch bürokratischer Trockenheit, der in den langen Zahlenreihen nicht recht Leben aufkommen läßt und deshalb die Lektüre des großen Werkes nicht gerade anziehend macht. Gerade das ist aber zu bedauern; denn unzweifelhaft haben wir es hier mit einer Arbeit zu tun, die das innere Wirken des preußischen Staats in allen seinen Teilen in historischem Aufbau erfaßt, deren gründliches Studium

daher allen denen nicht dringend genug empfohlen werden kann, die an der Gestaltung der Gegenwartsaufgaben positiv oder kritisierend mitzuarbeiten haben; auf die Praktiker des politischen Lebens ist das Werk in erster Linie berechnet und abgestellt.

Die Einteilung der Arbeit ist so, daß die sogen. Ueberschußverwaltungen (Domänen-, Forst-, Bergwerks-, Eisenbahn- und Steuer-Verwaltung nebst kleineren Annexen) sämtlich und von den Zuschußverwaltungen die Etats des Finanz- und des Justiz-Ministeriums durch Strutz, die übrigen Zuschußverwaltungen aber und der allgemeine, das Werk abschließende Band durch Schwarz behandelt werden. Jeder Verwaltung ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, dem Ganzen ein ausführliches Sachregister beigegeben worden; zudem schließt sich die Behandlung eng, manchmal selbst auf Kosten des sachlichen Zusammenhangs zu eng an das Etatsschema an, sodaß für die Benutzung des Werkes als eines Nachschlagebuchs gut vorgesorgt ist. Der Umfang der einzelnen Bände, die je eine besondere Verwaltung oder mehrere einander einigermaßen berührende Zweige in sich fassen, überschreitet nicht ein noch handliches Maß.

Innerhalb der einzelnen Abschnitte wird jedesmal an den Anfang eine knappe Darstellung der historischen Entwicklung des betreffenden Verwaltungszweiges gestellt; in wissenschaftlich anspruchsloser, für die Gegenwartsaufgabe des Werkes aber meist durchaus genügender Form. Von 1849 ab — „als dem Zeitpunkt, von dem an das Etatswesen der Beschlußfassung der Volksvertretung unterliegt" — werden dann die genaueren Angaben gemacht, bis schließlich für die jüngste Vergangenheit Jahr für Jahr durchgenommen wird — getrennt nach Einnahmen, Ausgaben und Gesamtergebnis der einzelnen Verwaltung. Dabei werden natürlich nicht etwa nur die Ziffern des Etats wiedergegeben; daneben wird vielmehr die Entwicklung der Einnahme- und Ausgabe-Quellen dargestellt: der Gang der Gesetzgebung, die Forderungen der Volksvertretung, der Einfluß des kulturellen und sozialen Fortschreitens. Die Ziffern selbst werden schließlich noch einmal in ausführlichen Tabellen am Schluß jeden Bandes zusammengefaßt; schade, daß der Text sich nicht mehr auf diese Tabellen stützt und von der Wiedergabe von Einzelzahlen nicht selbst in größerem Umfange absieht.

Die sachliche Behandlung der verschiedenen Verwaltungszweige ist, wie nicht anders zu erwarten, nicht ganz gleichwertig; man merkt doch, in welchen Gebieten die Verfasser sich zu hause fühlen und wo sie nur zu den Zwecken dieser Arbeit als Gäste eingekehrt sind. So hebt sich in der ersten Abteilung der Steuerband ganz merklich über die anderen Abschnitte heraus, und in der zweiten Abteilung ist das Kultusministerium am liebevollsten behandelt. Dagegen läßt namentlich die Behandlung der wichtigsten Einnahmequelle, der Staatsbahnen, manches zu wünschen übrig und zeigt einen so überaus eng-fiskalischen Standpunkt der Beurteilung, daß man den

Verfasser des Steuerbandes garnicht wiedererkennt. Was ist es denn z. B. mehr als eine inhaltleere Redensart, wenn das Gespenst „waghalsigen Experimentierens mit Tarifermäßigungen“ an die Wand gemalt und dagegen die Höhe der Eisenbahnschuld und die Gefahr technischer Entwertung des Eisenbahnbesitzes beschworen wird? Mit jener Phrase wird man doch wahrhaftig der beinahe wichtigsten Frage nicht gerecht, die gegenwärtig auf wirtschaftlichem Gebiet an die Staatsverwaltung immer wieder herantritt; gegen die Gefahr technischer Umwälzungen aber schützt sich ein vor- und umsichtiger Unternehmer durch starke Abschreibungen, in unserem Falle also durch starke Tilgung der Eisenbahnschuld, nicht aber durch ein schließlich unwirtschaftliches Festhalten an hohen Preisen. Und soll man es wirklich ernst nehmen, wenn gerade die Zeit eines ungewöhnlichen Verkehrsaufschwunges für besonders ungeeignet zu einschneidenden Tarifermäßigungen erklärt wird? Das ist doch nur die Katze, die sich in den Schwanz beißt. Halten läßt sich die Begründung der Abneigung nur, soweit sie sich auf die gänzlich unabsehbaren Ansprüche bezieht, die für Preußen aus der Reichsfinanzpolitik und aus der eigenen — Kanalpolitik herausspringen können; dann paßt aber die Charakteristik eines „waghalsigen Experimentierens“ wohl besser auf diese Politik, als auf die Tarifwünsche, deren Erfüllung sich doch immer in übersichtlichen Grenzen halten läßt.

Zeigt sich Strutz also in diesem Bande von der engherzigen und — man darf wohl sagen — unselbständigen Seite, so muß auch besonders betont werden, daß er in seinem eigenen Gebiet, bei der Behandlung der Steuern, die großen Gesichtspunkte für deren Behandlung durchaus in den Vordergrund rückt und auch mit der Kritik von Regierungsplänen nicht zurückhält; so in der Frage der preußischen Erbschaftssteuer u. a. m. Vollends wahrt er sich gegenüber Parlamentsansichten und sonstigen populären Strömungen die Selbständigkeit des Urteils, und ohne Scheu, manchmal geradezu schroff, gibt er ihm Ausdruck; so wenn er von der „beinahe komisch wirkenden Angst vor dem „„sozialistischen““ oder „„kommunistischen““ Charakter der Vermögenssteuer“ spricht oder wenn er der „von einem Miquel vielfach durchdachten, von großen Gesichtspunkten getragenen Reform“ der preußischen Stempelsteuer, die „vom Reichstag sozusagen improvisierten, einer zum guten Teil allerdings von der Börse nicht unverschuldeten Animosität, schiefen Auffassungen und mangelhaftem Verständnis der einschlägigen Verhältnisse entsprungenen und so gerade keine glänzende Bewährung der parlamentarischen Initiative auf steuerpflichtigem Gebiet darstellenden Erhöhungen und Verschärfungen der Reichsstempelabgaben“ entgegenhält. Selbst seinen sehr hoch von ihm geschätzten Meister Miquel behandelt er nicht kritiklos; obwohl erst unter dessen Regime ins Finanzministerium eingetreten, läßt er dem Vorgänger Scholz doch die Gerechtigkeit zu teil werden, daß er die Urheberschaft des neuen Einkommensteuergesetzes für ihn in Anspruch nimmt, und das erste Gewerbesteuergesetz bezeichnet er ziemlich unverblümt als eine Uebereilung.

Demgegenüber erscheint Schwarz als der vorsichtigere und — wenn man will — modernere Beamte. Hat er Einwendungen gegen parlamentarische Wünsche vorzubringen, so kleidet er sie in manches „möchte, könnte, dürfte“. Die Redensart von den „staatserhaltenden Parteien“ ist ihm noch nicht zu abgebraucht, um sie nicht auch selbst anzuwenden; durch bessere Glätte, aber auch durch größere Volltönigkeit hebt sich sein Stil merklich von dem seines Mitverfassers ab, der auch in der Form die ganze Nüchternheit altpreußischen Beamtentums aufzeigt. Dabei ist Schwarz in seinem Urteil nicht etwa unselbständig; es ist z. B. höchst bemerkenswert, mit wie guten Gründen er, der Ministerialbeamte, sich für eine stärkere Dezentralisierung einzelner Verwaltungszweige ausspricht, und auch die sonstigen Andeutungen, die er über seine Stellung zu einer Verwaltungsreform macht, spannen die Aufmerksamkeit auf die selbständige Behandlung dieser Frage, die er in Aussicht stellt.*) Andererseits verteidigt er z. B. auch die gewiß unpopuläre Heranziehung der Kommunalverbände, insbesondere der großen Städte, zu Lasten, die bisher der Staat allein getragen hat, ohne dabei die fiskalische Seite besonders zu betonen, mit Gründen, die mich wenigstens überzeugt haben. Und so ließe sich auch der zweiten Abteilung noch manches Beispiel dafür entnehmen, daß wir es hier tatsächlich nicht mit einem engbürokratischen Werk zu tun haben, daß es sich vielmehr lohnt, die spröde Außenschale zu durchbrechen und zu dem gehaltvollen Kern durchzudringen.

Köln, im September 1905. K. Wiedenfeld.

Staatswissenschaftliche Abhandlungen. Von Karl Theodor von Inama-Sternegg. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1903. M. 8. VI und 391 Seiten.

In der vorliegenden Sammlung hat der Verfasser eine Reihe von Aufsätzen aus den verschiedensten Gebieten der Staatswissenschaften und aus den verschiedensten Jahren seines wirtschaftspolitischen Wirkens zusammengestellt, offenbar in der Absicht, aus ihnen ein ungefähres Bild von der staatswissenschaftlichen Grundanschauung des Verfassers erstehen zu lassen. Die Auswahl ist bis auf einzelne Abschnitte des statistischen Teiles eine glückliche. In diesem letzten Teil überwiegt das methodische ein wenig und fällt darum aus dem Rahmen der übrigen Aufsätze etwas heraus, die, nach Inamas eigenen Worten, zum großen Teile für einen nicht streng fachmännischen Leserkreis geschrieben sind.

*) Eine Abschlagszahlung auf dieses Versprechen hat das Septemberheft der Jahrbücher gebracht. Gegen die dort gemachten Vorschläge scheint mir namentlich eine Konsequenz zu sprechen, die der Verfasser in einer Anmerkung erwähnt: die Gehalts- und Rang-Erhöhung des künftigen Landrats. Damit würde für die innere Verwaltung Preußens die letzte Möglichkeit genommen, initiativbegabte Beamte schon in verhältnismäßig jungen Jahren in selbständige Stellungen mit eigener Verantwortlichkeit zu bringen und ihnen so ihre Initiativkraft zu erhalten.



Ist es im übrigen nötig, etwas zur Kritik der Aufsätze zu sagen? Inama ist einer der Alten, die uns Jungen Führer geworden sind. Seine historische Forschungsmethode, seine exakte Kenntnis der statistischen Tatsachen, seine tiefe ethische Auffassung der sozialen Vorgänge spiegeln sich in jedem der vorliegenden Aufsätze wieder. Bei manchen ist die Lektüre geradezu ein Genuß.

„Nichts unterscheidet vielleicht die moderne Zeit so sehr von der vergangenen als die Ansätze zu einer kollektivistischen Weltanschauung gegenüber der individualistisch subjektiven, unter welcher wir Aelteren aufgewachsen sind. Die modernen Verkehrsmittel und technischen Fortschritte haben die Solidarität der Interessen in weiten Kreisen enorm gesteigert."

„Für ein Volk gibt es keine Launen und keine Genüsse; das Leben eines Volkes ist eine Summe großer Aufgaben, eine Kette von Pflichten. Darum kann auch sein Reichtum nie in etwas anderem bestehen, als eben in den materiellen Mitteln für diese Aufgaben. Die Idee eines Nationalreichtums, welcher das Volk der Arbeit überheben und ihm gestatten würde, in sorglosem Genusse sich seines Daseins zu erfreuen, — das wäre ein Widerspruch in sich selbst, eine Verleugnung des Grundcharakters alles Volkslebens, das eben unablässige Arbeit der Vollendung ist. Das war der verhängnisvolle Irrtum, welchem Spanien zum Opfer fiel . . ."

Prächtig in Sprache und Gedanken ist auch, was Inama von der Kreditgewährung im Gegensatz zum Almosengeben sagt. Er erinnert an das Wort Mohammeds, daß die Gläubigen für Almosen den zehnfachen, für Darlehen aber den achtzehnfachen Lohn im Himmel zu erwarten hätten, und fährt fort: „Wenn Sie den Beruf in sich fühlen, der Armut und dem Elend Hilfe zu bringen; wenn Sie mitarbeiten wollen an dem großen Werke der sozialen Reform, so treten Sie hinein in die Kreise der gesellschaftlich vereinsamten, aus denen die Armut täglich neu erwächst. Fragen Sie den verkommenden Handwerker, den hungernden Arbeiter, ob er denn keine Brüder, keine Freunde, keine Genossen seiner Lage habe? Predigen Sie ihm Liebe, Gemeinsinn. Lehren Sie ihn die Kunst, mit seinesgleichen sich zu verbinden und sich zu stärken in fester Gemeinschaft. Und dann, wenn Sie ihm Vertrauen schenken, geben Sie ihm keine Almosen, geben Sie ihm ein Darlehen und zwingen ihn, das Vertrauen zu bewahren, das Sie in ihn setzen. Und wenn Sie auch nicht an den großen Propheten glauben: seien Sie überzeugt, die Nachwelt wird Ihnen tausendfach danken und lohnen, daß sie von der sozialen Krankheit befreit worden ist, welche wir schon jetzt täglich vor unseren Augen wachsen sehen."

Richtpunkte für eine „hoffentlich" glückliche Fahrt nennt der Verfasser seine Aufsätze. Das sind sie.

Hjalmar Schacht.

Soziale Tagesfragen. Zwangslose Hefte, herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. 33. Heft. Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. Von Dr. August Engel. Mk. 0,80. M.-Gladbach 1905. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 100 Seiten.

Den Gang der Entwicklung des Detailhandels darzulegen und die Erfolg versprechenden Mittel und Wege zur Hebung des Kleinhandelsstandes anzugeben, ist die Absicht des vorliegenden Schriftchens. Unter den vielen Problemen von der „Hebung von Ständen" ist das vorstehend beregte zweifellos das unfruchtbarste. Ich habe stets das Gefühl, daß wenn der Kleinhandel nicht infolge seiner numerischen Bedeutung in der Politik als Wählerschaft eine gewisse Rolle spielte, sich nicht ein Drittel der Leute mit seiner „Hebung" beschäftigen würden, die heute mit so großer Hingebung um ihn bemüht sind.

Die vorliegende Schrift ergreift zwar nicht den Kern der Frage, ist aber im übrigen wenigstens so ehrlich, keine aussichtslosen Hoffnungen zu erwecken oder Lebensbedingungen vorzutäuschen, wo in der Tat keine vorhanden sind. Indessen tritt sie für eine energische Sonderbesteuerung der Warenhäuser und auch der Konsumvereine ein. Wenn man die an sich wirtschaftlich ungerechtfertigte und steuertechnisch unpraktische Warenhaus-Umsatzsteuer wenigstens noch mit gewissen sozialpolitischen Argumenten zu verteidigen vermag, so muß man eine Sonderbesteuerung der Konsumvereine doch aus sozialpolitischen Gründen auf das nachdrücklichste ablehnen. Argumente wie die, daß Konsumvereine, die eine erhebliche Anzahl von Gewerbetreibenden in ihrem Gewerbe ganz empfindlich beeinträchtigen und somit deren Steuerkräfte vermindern, deshalb verstärkt besteuert werden müßten, werden auch durch die Berufung auf den Minister v. Miquel, der sich dieses Arguments bei der Warenhaussteuer bediente, nicht schmackhafter.

Außer dieser Sonderbesteuerung einer überlegenen wirtschaftlichen Konkurrenz weiß der Verfasser von staatlichen Hilfsaktionen nur auf allgemeine, zum größten Teil bereits verwirklichte, gesetzgeberische Maßnahmen hinzuweisen wie Schutz gegen unlauteren Wettbewerb, Reform der Konkursordnung, strengere Beaufsichtigung des Hausierhandels, der in der Form des Detailreisens zweifellos vielfach zur Uebervorteilung des Publikums führt, Achtuhrladenschluß, Kaufmannsgerichte usw.

Sympathischer wird der Verfasser, wo er auf das Gebiet der Selbsthilfe kommt. Die Rabattsparvereine der Detaillisten, welche die Dividendenpolitik der Konsumvereine zu übertreffen suchen, ferner vor allem die Einkaufsgenossenschaften sind zweifellos sehr zweckmäßige Einrichtungen zur Stärkung der Konkurrenzfähigkeit. Die ersteren namentlich deshalb, weil sie den Bareinkauf der Kundschaft fördern und das rückständige lange Kreditgeben beseitigen, die letzteren, weil sie einen wirtschaftlichen Fortschritt großen Stiles bedeuten.

Ob es gelingen wird, auch Verkaufsgenossenschaften zu bilden, d. h. die Vereinigung zahlreicher Detailgeschäfte in einem Kaufhaus — der Hauptvorzug des Warenhauses — muß der Zukunft überlassen bleiben. Anfänge hierzu sind in einem privaten Unternehmen in Hagen i. W. vorhanden. Es darf auch beispielsweise darauf verwiesen werden, daß eine Reihe Berliner Spezialgeschäfte einen gemeinsamen Vorort=Packetversand eingerichtet haben.

Den eigentlichen Kern der Detaillistenfrage berührt die Schrift Engels leider nicht, obwohl er sich aus den mitgeteilten statistischen Daten mit Klarheit ergibt. Es gibt zu viel Detailgeschäfte, darin liegt das Elend. Von 1882 bis 1895 nahm die Bevölkerung des Deutschen Reiches zu um $14^{1}/_{2}$ v. H. In der gleichen Zeit aber vermehrten sich die Betriebe im Kurz= und Galanteriewarenhandel um 54 v. H., im Kolonialwarenhandel um 55 v. H., im Tabak= und Zigarrenhandel sogar um 75 vom Hundert. Das Hauptkontingent dieses Wachstums fällt auf die Klein= und Alleinbetriebe. Selbst wenn man in Rücksicht zieht, daß der Massenkonsum in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen ist, bleibt doch als Resultat, daß im Detailhandel eine ungeheure Ueberfüllung herrscht. Namentlich sind es zahlreiche deklassierte Angehörige des Mittelstandes, die in den Arbeiterstand „hinab" zu steigen sich scheuen und als letztes Mittel „einen kleinen Laden aufmachen". Diese unwirtschaftlichen Unternehmungen zu fördern liegt nicht die geringste Veranlassung vor.

Hjalmar Schacht.

Das Zeißwerk und die Carl Zeiß=Stiftung in Jena. Ihre wissenschaftliche, technische und soziale Entwicklung und Bedeutung für weitere Kreise dargestellt von Felix Auerbach. Mit 78 Abbildungen im Text. Jena 1903. Verlag von Gustav Fischer VI und 124 Seiten.

Allen Sozialpolitikern ist die Carl Zeiß=Stiftung eine vertraute Bekannte und das Zeißwerk eine der Musterwerkstätten deutscher Industrie. Um so willkommenere Aufnahme findet die vorliegende zusammenhängende Darstellung aus der Feder des Jenenser Professors Auerbach, der länger als ein Jahrzehnt die Entwicklung des Zeißwerkes aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Je mehr in jüngster Zeit Einzeldarstellungen über die technische und wirtschaftliche Entwicklung von Unternehmungen erschienen sind, um so größer ist das Interesse geworden, welches solchen Schilderungen entgegengebracht wird. Auch in der vorliegenden Studie ist es reizvoll, zu sehen, wie sich aus kleinsten Anfängen in einem Menschenalter ein Welt=Etablissement entwickelt. Die Herstellung der besten Linsen ist das Problem, dessen Lösung diese Entwicklung zu danken ist. Die Fabrikation von Linsen für optische Instrumente, ursprünglich eine praktische Fertigkeit, auf wissenschaftlich sichere Basis gestellt zu haben, das ist das Geheimnis des Zeißwerkes. Die Idee hierzu entstand

in dem Kopf von Carl Zeiß, einem wissenschaftlich ungeschulten einfachen Optiker. Ihre wissenschaftliche Lösung fand die Idee durch den von Zeiß gefundenen und an sich geketteten Theoretiker Ernst Abbe. Zu ihrer praktischen Durchführung endlich verhalf nicht zum wenigsten Dr. Otto Schott der nach zahlreichen wissenschaftlich-praktischen Versuchen das geeignete Glas zu schmelzen verstand. An diesen Versuchen hat übrigens auch durch pekuniäre Beihilfe das preußische Unterrichtsministerium ein Verdienst.

Die genannten drei Männer sind die Schöpfer des heutigen Zeißwerkes, das sie aus einer kleinen Mikroskopfabrik zur größten Fabrikationsanstalt für alle möglichen optischen Instrumente ausgestaltet haben.

Was uns nun an dem Zeißwerk noch besonders fesselt, ist die praktische Sozialpolitik, die es treibt, und als deren Schöpfer wohl Ernst Abbe, der nunmehr verstorbene, anzusehen ist. Als im Jahre 1888 Abbe alleiniger Leiter des Unternehmens geworden war, rief er die Carl Zeiß-Stiftung ins Leben, an die er im Jahre 1891 sein Eigentumsrecht an dem Zeißwerk abtrat. Somit ist Besitzer des Unternehmens eine juristische Person, eine Stiftung, an der alle Angestellte der Fabrik, ferner die Universität und die Stadt Jena Anteil haben. Die Leitung der Stiftung liegt in den Händen eines Großherzoglich sächsischen Kommissars und der Betriebsleiter, die über die genaue Befolgung der Statuten zu wachen haben.

Die einzelnen Bestimmungen des Statuts und die mannigfachen sozialpolitischen Einrichtungen des Unternehmens durchzusprechen, würde zu weit führen. Sie sind auch zumeist bekannt. Wir resümieren kurz die Gewinnbeteiligung der Arbeiter in Form einer jährlichen Lohnnachzahlung, die absolute politische und persönliche Unabhängigkeit der Angestellten vom Unternehmen, der achtstündige Arbeitstag, Urlaubsgewährung, Pensionsstatut, Fabriksparkasse, Hochzeits- und Jubiläumsgeschenke an die Angestellten, Gewährung von Bauhilfsgeldern beim Hausbau und vieles andere mehr. Besondere Erwähnungen verdienen die sehr erheblichen Zuwendungen an die Jenenser Universität und das von der Carl Zeiß-Stiftung errichtete Volkshaus, in dem sich Lesezimmer, Bibliothek, Versammlungsräume, ein physikalisches Museum, Kunstausstellungsräume usw. befinden.

Die kleine Schrift ist mit großer Lebendigkeit und eindrucksvoller Verehrung für die Schöpfer des gewaltigen Unternehmens geschrieben.

Hjalmar Schacht.

Die Organisation der Arbeiterbildung. Eine Kritik und Verknüpfung sämtlicher Arbeiterbildungsbestrebungen. Von Philipp Witkop, Dr. der Staatswissenschaften. Berlin 1904. Franz Siemenroth.

Der Verfasser hat den Versuch gemacht, alle vorhandenen Arbeiterbildungs-Einrichtungen zusammenzustellen. Darin liegt ein gewisser Wert.

Wenn der Verfasser weiter „das Ziel einer allgemeiner Arbeiterbildung bestimmt und zu zeigen versucht, wie die einzelnen Bildungseinrichtungen, einander ergänzend und kräftigend, uns zu diesem, ihrem gemeinsamen Ziele führen können", so wird man manchmal von ihm abweichen. Viele Wege führen nach Rom. Darin wird man nur einer Meinung sein, daß eine wirtschaftliche und soziale Hebung der unteren Volksschichten nicht möglich ist, ohne daß eine höhere geistige Bildung damit Hand in Hand geht. Umgekehrt ist eine geistige Hebung nicht zu erzielen, wenn nicht Lohnfrage, Wohnungsfrage usw. zuvor weiter gefördert sind.

Vom Kindergarten bis zu den Volkshochschulkursen spricht die Schrift nun eine Reihe Bildungsanstalten für die Arbeiterklasse durch und knüpft hier und da Forderungen daran, über deren alleinige Berechtigung man vielfach geteilter Meinung sein kann. Der Verfasser erstrebt ferner ein organisches Ineinandergreifen der einzelnen Einrichtungen. Neben den obligatorischen Fortbildungsschulen für entlassene Volksschüler verlangt er Haushaltungsschulen für Mädchen. Volkshochschulkurse sollen mit der Einrichtung von Volksheimen und Lesehallen zusammengehen. Alle Faktoren sollen von dem einheitlichen Gedankengang durchzogen werden, eine weitgehende großzügige Arbeiterbildung zu erzielen.

Auf die Einzelheiten einzugehen ist hier nicht vonnöten. Aber einen Gedanken möchte ich hier noch zum Ausdruck bringen. Gewiß können Staat und Gemeinde, denen der Verfasser weitgehende Aufgaben zuweist auch auf dem Gebiet der Arbeiterbildung vieles tun. Aber es ist ein grundverkehrtes Beginnen, der Arbeiterbevölkerung Bildung gleichsam von obenher eintrichtern zu wollen. Die Hauptsache bei allen Arbeiterbildungsbestrebungen ist, daß die Arbeiter selber dabei eine Initiative entfalten. Solange Behörden und Arbeitgeber aus politischer Engherzigkeit die heutige Führerschaft der Arbeitermassen zu ignorieren suchten, werden alle Bildungsbestrebungen Stückwerk bleiben. Arbeiterbildung kann nur im Verein mit den Arbeitern und Arbeiterführern getrieben werden. Und wie sehr die Arbeiter für ein solches Zusammenarbeiten vorbereitet sind, ersieht man aus den Leistungen, welche beispielsweise die gewerkschaftlichen Kreise auf dem Gebiete der Arbeiterbildung bereits aufzuweisen haben. Die Verquickung mit der Politik, die heute gang und gäbe ist, bildet das Haupthindernis einer erfolgreichen Arbeiterbildung.

Hjalmar Schacht.

Geschichte.

Feldmarschall-Leutnant Graf Leopold Kolowrat-Krakowsky. Meine Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. Herausgegeben von seinem Sohne Leopold Graf Kolowrat-Krakowsky. Wien 1905. Gerold u. Co.

Der Verfasser dieser Memoiren war Kommandeur des Regiments Erzherzog Ferdinand-Husaren Nr. 3 mit dem Standort Kaschau im nördlichen Ungarn, nahe der galizischen Grenze. Hier erlebte er die ungarische Revolution von 1848. Bei seiner ausgesprochen schwarz-gelben Gesinnung schmerzte es ihn tief, daß die in Ungarn stationierten Truppen von der Gesamtarmee getrennt und unter ein besonderes ungarisches Kriegsministerium gestellt wurden. In dem Offizierkorps des neu gebildeten ungarischen Heeres entwickelte sich bald ein moralischer Zersetzungsprozeß, indem ein Teil der Offiziere die Partei der Revolution ergriff, ein anderer dem Kaiser treu blieb und das der Krone aufgenötigte Kossuthsche Regiment nur mit Zähneknirschen ertrug. Diese peinvolle Lage empfand Oberst Kolowrat noch drückender, als er mit seinem Regiment nach Südungarn kommandiert wurde, wo sich, unter der heimlichen Konnivenz des Hofes, die Raizen (Serben) wider die Schaffung eines magyarischen Nationalstaats auflehnten. Kolowrat war in Ungarn populär, obgleich er eigentlich Böhme war; seine Familie besaß jedoch das ungarische Indigenat und die Magnatenwürde; beides durch Verleihung des Kaisers Leopold. So bemühte sich das ungarische Ministerium, Kolowrat für die Sache der ungarischen Unabhängigkeit zu gewinnen. Schließlich bot man ihm sogar an, ihn unter Uebergehung zahlreicher Vordermänner zum Feldmarschall-Leutnant zu befördern und ihm das gegen die Raizen zusammengezogene Korps zu übergeben.

Kolowrat aber warf sich auf die entgegengesetzte Seite und suchte sein Husarenregiment zum Kristallisationspunkt einer contrerevolutionären Bewegung unter den ungarischen Truppen zu machen. In dem Kriege gegen die Raizen scheint sein Verhalten geradezu verräterisch gewesen zu sein. Als der Kossuthsche Geist unter den Regimentern immer weiter um sich griff, erbot sich Kolowrat dem österreichischen Kriegsminister La Tour gegenüber, 1000 Mann Kavallerie und 3000 Mann Infanterie vom raizischen Kriegsschauplatze weg durch Slavonien und Kroatien nach Steiermark zu führen und so für den Kaiser zu retten, was zu retten war. La Tour gab keine Antwort auf diesen Vorschlag, und bald wurde es zu seiner Ausführung zu spät, indem sich das gesamte Militär einschließlich der Kolowratschen Husaren den magyarischen Tendenzen anschloß. Kolowrat mußte flüchten, wie schon vor ihm eine Anzahl von kaisertreu gebliebenen Offizieren ihre Fahnen verlassen hatte. Er begab sich nach Wien und erlebte hier vor dem Gebäude des Kriegsministeriums als Augenzeuge, wie die sich erhebende Ochlokratie den Kriegsminister La Tour an einem Gaskandelaber aufhing.

Von einem Autor, der sich seine politische Auffassung unter so stürmischen Verhältnissen gebildet hat, läßt sich kein unparteiisches Urteil über Menschen und Dinge verlangen. Was Kolowrat aber von dem Fanatismus und der Barbarei der ungarischen Rassenkämpfe erzählt, trägt den Stempel der Glaubwürdigkeit. Kolowrats Sohn, der die Aufzeichnungen seines Vaters durch einen Zufall wieder aufgefunden hat, bemerkt mit Recht: „Gerade heute bietet die Lektüre der „Erinnerungen" ein gewisses Interesse dadurch, daß Ungarn unter dem Namen desselben Führers wie im Jahre 1848 den Einheitsgedanken der Monarchie chauvinistischen Sonderbestrebungen zuliebe opfern will. Dieser große Einheitsgedanke liegt aber, wie mein Vater sich wiederholt ausgedrückt, in der Armee. . . . ." Die Kaiserliche Armee vertritt jedoch in diesen halbasiatischen Ländern nicht bloß die Einheit, sondern bis zu einem gewissen Grade offenbar auch die Kultur. Der Krieg zwischen Magyaren und Raizen wurde von beiden Seiten mit einem scheußlichen Blutdurst geführt. Besonders die Kommissäre der ungarischen Regierung begingen unverantwortliche Exzesse in der Unmenschlichkeit: „Eines Nachmittags", erzählt Kolowrat aus dem Feldzuge gegen die Raizen, kamen 20 Wagen mit gefangenen Raizen an; ich traf sie gerade auf der Straße vor dem Stadthause und (den Kommissär) Beöthy dabei, der sie zu übernehmen im Begriffe war.

„Was haben denn diese Leute angestellt?" fragte ich ihn.

„Es sind Raizen", antwortete er mir.

„Aber ihr Vergehen?" fuhr ich zu fragen fort.

„Ist das nicht genug, daß es Raizen sind?" sagte er.

„Aber was wollen Sie denn mit ihnen anfangen?" fragte ich weiter.

„Die lasse ich alle hängen", sagte er wieder.

„Aber bedenken Sie, was Sie tun; die armen Teufel haben ja nichts verbrochen", entgegnete ich.

„Nichts verbrochen? Sie sind Raizen, und das ist genug, um für den Galgen reif zu sein. Wir müssen die ganze Rasse vertilgen," antwortete er.

In diesem Sinne wurde von den magyarischen Autoritäten nicht nur gesprochen, sondern auch gehandelt. Man wird durch die Kolowratsche Erzählung von den Kommissären aus Buda-Pest mit der großen Trikolore, die Grausamkeit im Gerichtshof mit Feigheit in der Schlacht verbanden, an die Typen und die Gräuel des französischen Sanskulottentums erinnert; nur daß den magyarischen Terroristen neben der erbarmungslosen Gewaltsamkeit noch ein Zug von Unkultur anhaftet, eine gewisse Mikosch-Färbung: „Der in O-Becse stationierte Honvedmajor Damianich" — heißt es bei Kolowrat — „meinte, man solle alle hängen, bloß darum, weil sie Raizen sind, um diese Rasse zu vertilgen. Ich bekämpfte diese unsinnigen, wahnwitzigen Reden und sagte ihm endlich: „Woher kommt denn dieser unsinnige Haß, den Sie äußern, da Sie ja selbst ein Raize sind?" Darauf antwortete er mir: „Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich die Frucht eines vertrauten Umgangs bin den meine Mutter mit einem Offizier hatte, der ein Ungar von Geburt,

war, und mein Vater mir nichts anderes als den Namen gegeben und sein Blut nicht in meinen Adern fließt, ich müßte meiner Mutter im Grabe fluchen."

„So sprach dieser rohe, herzlose Mann und noch dazu in so gemeinen, unflätigen Ausdrücken, daß ich sie gar nicht wiedergeben kann und sie nur annähernd anführe."

So war ein großer und einflußreicher Teil der Leute, von denen Heine gesungen hat: „Wenn ich den Namen Ungar hör, wird mir das deutsche Wams zu enge; es braust darunter wie ein Meer; mir ist, als hörte ich Trompetenklänge." Freilich waren die Repressalien, welche die Raizen nahmen, ebenso fürchterlich wie die Orgien des magyarischen Rassenhasses. Besonders wahnwitzig tobten die heidnischen Instinkte beider Stämme in dem Marktflecken Tisza-Földwar, am Franzenskanal, wo dieser in die Theiß mündet. Als Oberst Kolowrat nach einem blutigen Gefecht den Ort betrat, erblickte er Ungeheueres: „Meine Feder sträubt sich, dies alles niederzuschreiben. Wir sahen Kinder an den Kirchtüren angenagelt, Mädchen, mit Zaunpfählen geschändet, nackt auf der Straße liegen, den Pflock noch im Leibe, Weiber mit abgeschnittenen Brüsten, Männer am Spieße und am Feuer röstend, andere entmannt usw. Wer diese Grausamkeiten verübt hat, ist wohl schwer zu sagen, nur soviel ist gewiß, daß beide Teile daran Schuld tragen.

„Wir waren kaum im Orte angelangt, als auch schon der raizische Teil brannte, welchen die Honveds, noch ehe wir es verhindern konnten, in Brand steckten, plünderten und Schändlichkeiten aller Art verübten.

Leider sahen wir auch hier traurige Beweise der Roheit von zu wilden Tieren gewordenen Menschen. Nachdem sie die (griechisch-katholische) raizische Kirche geplündert und auf den heiligen Altären ihre Notdurft verrichtet hatten, nahmen sie die Kirchengewänder, schnitten die goldenen oder silbernen Verzierungen herab und bekleideten sich zum Spott damit. Endlich nach vieler Mühe und nachdem die kaiserlichen Offiziere von ihren Säbeln gegen diese Exzedenten Gebrauch machten, gelang es, dem Wüten Einhalt zu tun. Zur Ehre der Linientruppen muß ich sagen, daß auch nicht ein Mann sich bei der Plünderung beteiligte."

An der Existenz dieser kaiserlichen Armee rütteln jetzt die Ungarn zu gunsten ihrer Honveds, die vor fünfzig Jahren gegen die Raizen gewütet haben wie vor drei Jahrhunderten Albas Söldner gegen die ketzerischen Rebellen in Holland. Denn nicht allein in Rußland und der Türkei unterdrücken und verfolgen sich die Nationalitäten noch heute auf die Weise barbarischerer Zeitalter, sondern auch in Ungarn sind derartige Zustände geschichtlich gegeben.

In dem zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten schildert Kolowrat die Operationen der Radetzkischen Armee gegen die Italiener, an denen er als General teilnahm. Ein wissenschaftliches Interesse bietet die Darstellung jener Begebenheiten durch unseren Autor nicht.

Emil Daniels.

Literatur.

Amiels Tagebücher. Deutsch von Dr. Rosa Schapire. R. Piper & Co., München.

Die Uebertragung dieser Tagebücher ist ganz vorzüglich und liest sich wie ein Original, aber ich frage mich vergeblich, warum die Uebersetzerin sich diese Arbeit, die gewiß nicht leicht war, eigentlich gemacht hat. Wer zu dem Genfer Professor der Aesthetik und Philosophie Henri Frédéric Amiel keine persönlichen Beziehungen gehabt hat und sie nicht französisch lesen kann, wird sie schwerlich lesen. Sie sind auch gar nicht dazu bestimmt, gelesen zu werden. Der Verfasser sagt selber, siehe S. 21, sie wären zu einförmig dazu und wiederholten sich zu oft. Er hat sie nur geschrieben, um sich von dem Drucke zu befreien, der auf ihm lastete, weil er nichts von alle dem erreichte, was er sich ersehnte, und zwar nicht, weil er mit zu vielen widrigen Winden zu kämpfen hatte, sondern weil er, wie er Seite 81 in ganz richtiger Selbsterkenntnis schreibt, „unentschlossen und mutlos, gänzlich unfähig zu wirklicher Tat war und die schreckliche Gewohnheit hatte, sich beständig selbst zu beobachten und zu analysieren". Von seinen Gedichten und Essays, die ich nicht kenne, heißt es in der Vorrede zu den Tagebüchern, daß sie gequält wirken, „weil sein freies Schaffen unterbunden war durch den Hintergedanken an den Eindruck, den es machen würde, und durch ein unendlich gesteigertes Verantwortungsgefühl", aber auch der vorliegende Band ausgewählter Stellen aus seinen Tagebüchern wirkt gequält und ist eine melancholische und ermüdende Lektüre. Daß die Uebersetzerin sie uns nicht in extenso gibt, ist für ihre Verbreitung gewiß ein Glück, denn sie umfassen einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren, und viele Bände davon zu lesen, wäre sicher für den lesefreudigsten Liebhaber von Tagebüchern eine schier unüberwindliche Aufgabe. Sie wünscht, daß sie in der Fassung, die sie ihnen gegeben, den Weg finden möchten zu denen, „die schwer tragen am Zwiespalt des Lebens", aber wäre nicht gerade solchen eine ermutigende, Kraft spendende Lektüre heilsamer? — Marie Fuhrmann.

Claudia Porticella. Ein Sang aus dem Trentino von **Arnold von der Passer.** Mit Text. Illustrationen von Theodor Kühne. Verlag von Johannes von Schalscha-Ehrenfeld. Leipzig 1905.

Wenn die erste Auflage dieser epischen Dichtung, wie ein ihr beigefügter roter Zettel des Verlegers verkündet, in zehn Tagen vergriffen war, und eine zweite Auflage notwendig erschien, so ist das ein Beweis, daß ein Sang von der Liebe Leid und tragischem Ende, und sei seine Weise auch noch so bekannt und abgesungen, immer noch viele Herzen gewinnt und Käufer findet. Eigentlich müßte man sich ja freuen, daß deutsche Jünglinge und Mädchen trotz aller Hyperbildung nach wie vor ihre Freude an einer uralten ohne alle pikante Würze erzählten Liebes-

geschichte in Versen haben, wenn es nur nicht zugleich bewiese, daß ihr Gefühl für das wahrhaft Schöne und Dichterische noch wenig entwickelt ist, und daß ein poetischer Hintergrund wie die blütenschimmernde Landschaft des Trentino und der herrliche Garda-See, und die historische Verbrämung — die Erinnerung an die stolze Patrizierin Claudia Porticella und ihre berückende Schönheit soll noch jetzt in den Sagen und Liedern des trientinischen Volkes lebendig sein — sie gar zu leicht hinwegtäuscht über die Verbrauchtheit der poetischen Motive und den Mangel jeglicher Eigenart in Form und Inhalt. Marie Fuhrmann.

Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Gesammelt und zum Besten der Schutzfürsorge herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg (Bayern). Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Stuttgart. Max Kielmann, Verlagsbuchhandlung. 1905.

Im Gegensatz zu Lombroso, welcher der Ansicht ist, daß alle Verbrecher infolge angeborener physischer und psychischer Veranlagung mit Notwendigkeit Verbrecher werden müssen, erklären deutsche Männer der Wissenschaft wie der Geheime Medizinalrat Dr. A. Baer, der langjährige Oberarzt am Strafgefängnis zu Plötzensee, daß es geborene Verbrecher nicht gibt, und daß die Unglücklichen, die die Gefängnisse und Zuchthäuser füllen, zum Teil dazu geworden sind, weil sie in einer Atmosphäre aufgewachsen sind, die ihr sittliches Gefühl abstumpfte, zum Teil durch Leichtsinn und die Unfähigkeit, sich die Folgen ihrer Handlung vorzustellen. Die vorliegende Gedichtsammlung, die dichterisch ziemlich wertlos ist, wenn auch durchaus nicht wertloser als zahllose andere Sammlungen, die den Büchermarkt überschwemmen, gehört zu den interessantesten documents humains, die man lesen kann, und gibt der deutschen Wissenschaft, die nichts von einem geborenen Verbrecher wissen will, durchaus Recht. Ihr Herausgeber, der seit 15 Jahren Strafanstaltspfarrer ist, erzählt in der Vorrede, wie diese Sammlung entstanden ist. In bayerischen Strafanstalten erhalten Gefangene, die einen bestimmten Lohnsatz erreichen, bei guter Führung auf ihren Wunsch ein Schreibheft, in das sie ohne alle einengende Kontrolle ihre Gedanken und Gefühle schriftlich aussprechen können. Einige vernichten es bei ihrer Freilassung, einige nehmen es mit, viele vergessen es in der Erregung der letzten Tage, die sie nur an die Entlassung denken läßt. Hin und wieder wird auch einem Gefangenen ein eingeschmuggeltes Heft abgenommen. Aus solchen Heften von 30 Gefangenen sind die Gedichte ausgewählt und abgeschrieben worden. Besonders wertvoll ist es, daß den Gedichten kurze Biographien ihrer Verfasser vorausgeschickt sind, natürlich ohne ihren Namen zu nennen. Wir ersehen daraus, daß die meisten von ihnen aus bürgerlich rechtschaffenen Familien stammen. Unterschlagung, Urkundenfälschung, Betrug, Diebstahl, Aneignung falscher Legitimationspapiere, Körperverletzung, Hausfriedensbruch und ähnliche Ver-

gehen haben sie ins Gefängnis und bei wiederholten Rückfällen ins Zuchthaus geführt. Daß von 100 Entlassenen 85 Prozent trotz vorzüglicher Führung im Gefängnis und der besten Vorsätze rückfällig werden, ist nach des Herausgebers Ansicht einzig und allein eine Folge der Vorurteile, denen sie begegnen und durch die sie mitleidslos der Verzweiflung überlassen werden. Wären die Vorurteile nicht so unüberwindlich und wäre die Fürsorge für sie besser organisiert, würden sicher mehr auf dem rechten Wege bleiben. Wenn sich 17 von den 30 Verfassern der Gedichte vollständig rehabiliert und es entweder in Deutschland oder im Auslande, in der Schweiz, in Argentinien oder Nordamerika zu einer geachteten Stellung gebracht haben, so verdanken sie es dem glücklichen Umstande, daß eine brave Frau, eine verzeihende Mutter oder ein andrer warmherziger Verwandter sie an der Gefängnispforte erwartete und ihnen den Weg zurück ins Leben ebnete. Einige sind aus dem Kerker ins Spital gekommen und dort an Schwindsucht oder einem Herzleiden gestorben; andere sind verschollen, d. h. der Herausgeber der Gedichte hat nicht erfahren können, was aus ihnen geworden ist. Nur wenige kommen im Gefängnis zu der Erkenntnis: „Es war nicht Anderer, nur meine eigene Schuld", die meisten denken: „Mich führte mein unselig Schicksal" und sind der Ansicht, daß sie nur getan haben, was viele Unbestrafte auch getan haben. Dem Bedauern, ihrer Familie Schande gemacht zu haben, begegnet man öfter als dem, Gottes Gebote übertreten zu haben. „Sühnen wollen, reuig dulden" wird für Blödsinn erklärt, da die Welt einen Bestraften doch ewig für einen Schurken halte. Hier und da aber betet einer, besonders solche, die durch Krankheit zu Todesgedanken gekommen sind, zum Heiland um Vergebung seiner Schuld und fühlt sich getröstet durch die Erinnerung an den Schächer am Kreuz, dem auch vergeben worden ist. In anderen jedoch erweckt der Gedanke an den Tod keine Hoffnung auf ein besseres Leben, sondern wie in dem Verfasser des Gedichtes „Letzte Bitte" nur den Wunsch namenlos, ohne Kreuz und ohne Stein begraben zu werden, um möglichst bald gänzlich vergessen zu sein. Auch an satirischen Gedichten fehlt es nicht. So verspottet das Gedicht „Gerettet" die Grausamkeit, schwer verwundete Mörder durch alle Hilfsmittel der medizinischen Wissenschaft dem Tode abzuringen, damit sie hingerichtet werden können; es schließt mit den Worten:

„Und Herr Staatsanwalt, ich bitte", hört man melden den Gelehrten,
„Delinquent ist nun gerettet und kann hingerichtet werden."

Einige Gedichte finden wahrhaft ergreifende Töne für die Sehnsucht nach Freiheit der Bewegung, Luft und Licht. Das Gedicht „Rückblick" (S. 31) „Warum grämt sich Dein Herz so sehr?" ist eine Variation des Goetheschen „Wie kommt's, daß Du so traurig bist?" Es schließt mit den Worten: „Wohl zu den Sternen blicke ich, Tief aus des Kerkers Nacht Und hoffe, daß auch einst für mich Der Freiheit Morgen lacht",

und wir freuen uns, aus den biographischen Notizen zu ersehen, daß der Verfasser, ein wegen Unterschlagung und Diebstahl verurteilter Schreiber, nach seiner vor 10 Jahren erfolgten Entlassung nicht rückfällig geworden ist und sich ehrlich durchbringt. So geben diese Gedichte einen wertvollen Aufschluß über das Seelenleben solcher, die mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten sind und ihre Schuld hinter Kerkermauern büßen, und der gelehrte Forscher sowohl wie der Gesetzgeber und Richter findet darin reiches Material zum Studium der Kriminalistik. Der Herausgeber der Sammlung spricht in der Vorrede den Wunsch aus, daß sie etwas beitragen möge zur Ueberwindung verkehrter Vorurteile und zur Reform des Schutzfürsorgewesens, zu dessen Bestem sie erschienen ist, und welcher Menschenfreund schlösse sich diesem Wunsche nicht von ganzem Herzen an?

Marie Fuhrmann.

Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Fünfter Band. „Glaubenslos?" Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1905.

Die Erzählung „Glaubenslos?" zeichnet sich wie fast alle Werke dieser gottbegnadeten Dichterin durch die schöne Ausgeglichenheit von Kraft und Wollen, von Inhalt und Form aus. Der Feinheit der psychologischen Analyse, auf welche die „Modernen" so viel Gewicht legen, kommt die Feinheit des dichterischen Ausdrucks gleich, die leider nur recht wenigen von ihnen eigen ist. Die Gestalt des milden, längst zum Frieden gelangten greisen Priesters und die des leidenschaftlichen, mit der eigenen Seele ringenden jungen Kaplans heben sich aufs wirksamste ab von den übrigen Bewohnern des hochgelegenen einsamen Alpendorfes. Das Zuständliche, die realen Seiten des bäuerlichen Lebens werden uns mit ebensolcher Lebenswahrheit und Deutlichkeit vorgeführt wie der Aberglaube, die Gehässigkeit und Roheit der bäuerlichen Charaktere. Der reichste Bauer des Dorfes, der gewalttätige Kogler, hat einen so widerspruchsvollen Charakter, daß es nicht leicht ist, sich in ihn hineinzufühlen, aber unglaubwürdig erscheint er nicht. Mit der tiefsten Teilnahme erfüllen uns die Seelenkämpfe des jungen Priesters, den bisher das selige Gefühl „des Zusammenhangs mit seinem Schöpfer immer treu erhalten hatte in der Pflichterfüllung und siegreich in der Versuchung", der nun aber durch das Entsetzen über die Gemeinheit und Bosheit so vieler seiner Pfarrkinder, bei denen seine besten Absichten oft das Gegenteil von dem erreichen, was er erstrebt hat, an Gott und Menschen verzweifelt und, weil er „glaubenslos" geworden ist, sein Amt niederlegen will, bis er die tröstliche Erfahrung macht, daß er doch wenigstens im Hause des Koglerbauern die harten Herzen erweicht und Gutes gewirkt hat. Wie die kluge Bäuerin erkannt hat, daß auch die Nichtsnutzigsten unter ihrem Gesinde gegen ihren Willen doch schließlich mithelfen müssen, daß es in der Wirtschaft vorangeht, so lernt er die menschliche Bosheit sub specie eterni zu

betrachten und die kleinen Ereignisse der Erde in den Ewigkeitsrahmen einzurücken, in dem sie in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen als in der Gegenwart. Er beschließt, an dem Platze auszuharren, der ihm zugewiesen ist, und wir verlassen ihn mit der Ueberzeugung, daß er, wenn ihm auch fernerhin schmerzliche Erfahrungen nicht erspart bleiben werden, doch nicht müde werden wird im Lieben und Hoffen, bis die Stunde seiner Ablösung schlägt und er eingeht in das Reich des Friedens.

Marie Fuhrmann.

Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege von 1804—1813. Herausgegeben von Edith Freiin von Cramm. Egon Fleischel & Co. Berlin 1905.

Daß die Schreiberin dieser Briefe, Philippine von Cramm, geb. von Griesheim, als sie 1881 in ihrem 91. Lebensjahre heimging, von ihrer Vaterstadt Braunschweig mit militärischen Ehren, wie sie sonst nur hohen Offizieren zu teil werden, zur letzten Ruhestätte geleitet wurde, ist ein Beweis, daß sie nicht nur eine durch wahrhafte Vornehmheit, Geistesgaben und Herzensgüte ausgezeichnete Frau war, wie es deren unter den deutschen Edelfrauen immer gegeben hat und hoffentlich auch fernerhin geben wird, sondern daß ihre Persönlichkeit und ihr Schicksal gleich außergewöhnlich gewesen sind. In ihrer Jugend eine viel gefeierte und umworbene Schönheit, die überall, wohin sie kam, Freude und Frohsinn verbreitete schien ihr das höchste Erdenglück beschieden zu sein, als der junge ritterliche Albert v. Wedell ihr Liebe und Treue geschworen hatte, aber nach kurzem Liebestraum erlebte sie das tragische Geschick, den Heißgeliebten fallen zu sehen und zwar nicht im Getümmel der Schlacht auf dem Felde der Ehre, sondern vor den Toren Wesels durch die mörderischen Kugeln französischer Schergen (1809). Lange schien es, als ob dieser fürchterliche Schlag ihre Gesundheit und ihren Lebensmut auf immer vernichtet hätten; aber schließlich lernte sie es, sich mit frommer Ergebung Gottes unerforschlichen Ratschlägen zu unterwerfen, und nach sieben Jahren reichte sie auf Wunsch ihrer Mutter einem ehrenwerten Standesgenossen, der lange um sie geworben hatte und ein liebevolles Verständnis für ihre schmerzlichen Erinnerungen besaß, die Hand und machte ihn sehr glücklich. Als er nach nur fünfjähriger Ehe starb, hat sie ihn bis an ihren Tod herzlich betrauert, wenn auch ihr liebevollstes Gedenken immer dem Geliebten ihrer Jugend ihrem „unvergeßlichen Albert" gehörte. Die vorliegenden Briefe von ihr, die eine ihrer Enkelinnen herausgegeben hat, werden sicher viel gelesen werden, nicht nur weil sie uns einen Einblick gewähren in das Seelenleben eines deutschen Edelfräuleins vor 100 Jahren, sondern weil sich ein inhaltsreiches Stück Weltgeschichte darin abspiegelt. Der erste Brief der Vierzehnjährigen an ihre Freundin ist am 10. November 1804 geschrieben; der letzte, vom 20. Oktober 1813, steht ganz unter dem Eindruck der Schlacht bei Leipzig,

deren Schrecken vor- und nachher — Durchmärsche, Verwüstung, tausende von Verwundeten und hungernden Gefangenen, die um Brot flehen, und denen man nichts geben kann, weil man sich schon lange selbst nicht satt ißt — die Familie v. Griesheim in Köthen, das an der Militärstraße lag, in ihrer ganzen Furchtbarkeit durchmachte. Daß die Enkelin sich durch das Bedenken, ob es auch wohl recht sei, „das innerste Empfinden und Erleben ihrer Großmutter der Oeffentlichkeit preiszugeben", nicht an der Herausgabe hat hindern lassen, wird ihr ein weiter Leserkreis danken. Erschüttert es uns schon aufs tiefste, wenn wir in einem Geschichtsbuch eine Schilderung des Rückzugs der Napoleonischen Armee über die Schneefelder Rußlands lesen, so ergreift es uns doch noch ganz anders, wenn eine deutsche Zeitgenossin, deren sämtliche Verwandte und Bekannte daran teilgenommen haben, erzählt, was Augenzeugen ihr davon berichtet haben, und was sie von dem Jammer der Zurückkehrenden schaudernd mit erlebt. Sie sitzt stundenlang am Fenster, um den einzigen geliebten Bruder zuerst zu erblicken, der täglich erwartet wird und der, da er in Wilna im Lazarett gelegen hat, vielleicht noch krank, jedenfalls aber gänzlich ermattet und zerlumpt zurückkehren wird, und da sieht sie dann zahllose Krüppel ohne Arme und Beine vorüberziehen, Kranke und Sterbende vom Wagen getragen werden und hört wahnsinnig Gewordene die Luft mit Wehklagen und Flüchen erfüllen (S. 156—162), ohne ihnen helfen zu können. Sie wartet und wartet, aber der Erwartete kommt nicht, und aus einer Anmerkung der Herausgeberin erfahren wir, daß er überhaupt niemals gekommen, sondern unterwegs verschollen ist. Wie die Tatsache, daß ein verwundeter Offizier, der Sohn einer hochgestellten adligen Familie, sterben und begraben werden kann, ohne daß seine Angehörigen ermitteln können, wo und wie, ein Licht auf die Verkehrsverhältnisse und Militärverwaltung jener Zeit wirft, das uns erkennen läßt, wie anders und wie viel besser diese seitdem geworden sind, so ist der Inhalt der Briefe auch noch in mancher anderen Beziehung kultur-historisch interessant. Philippine v. Griesheim ist, wie sehr sie auch geistig über viele junge Damen ihres Kreises emporragen mochte, doch ein Kind ihrer Zeit und empfindet und schreibt, wie man es damals im großen und ganzen tat. Daß Eltern das Recht haben, über die Hand ihrer Tochter zu verfügen, ohne deren Herz zu befragen, ist für sie selbstverständlich; daß ein junger Herr der heimlich Angebeteten beim Tanz die Hand zu drücken wagt, findet sie entsetzlich unpassend; daß ein Kavalier sich herausnimmt, in ein Buch, das er ihr schickt, einen Liebesbrief einzuschmuggeln, entpreßt ihr Tränen des Zornes, und sie hält sich für verpflichtet, das corpus delicti sofort dem Vater auszuliefern. Sie vergießt viel leichter Tränen und fällt viel öfter in Ohnmacht als junge Mädchen von heute, und man begreift, daß ein Riechfläschchen damals ein durchaus notwendiger Toilettengegenstand war, den man immer bei sich führte zur Bekämpfung etwaiger Schwächeanwandlungen. Die Sprache, besonders in den Briefen der ersten Jahre, macht uns oft lächeln, weil sie

stark an die der précieuses ridicules erinnert (z. B. der Schlußsatz: „Darf sich in Gedanken ein Ruheplätzchen auf Deinen rosigen Lippen erbitten. Deine Philippine?“), aber andererseits gibt diese Ausdrucksweise einer vergangener Zeit, die uns in ihrer ganzen Ursprünglichkeit daraus entgegentritt, den Briefen einen besonderen Reiz. Der Wunsch der Herausgeberin, durch ihre Veröffentlichung der geliebten Großmutter nach dem Tode in weiteren Kreisen die Anerkennung zu verschaffen, die ihr im Leben von Freunden und Bekannten zu teil wurde, wird sicher in Erfüllung gehen. Marie Fuhrmann.

Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. Mit einer biographischen Einleitung von S. M. Prem. München und Leipzig 1905 bei Georg Müller, Verlagsbuchhandlung.

Ist es seit dem großen wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands und der damit verbundenen Ueberschätzung materieller Güter für Schriftsteller und Dichter, welche die Kunst für eine heilige Angelegenheit unseres Volkes halten, die des Schweißes der Edelsten wert ist, bei uns zu Lande nicht leicht, gegen Wind und Wetter zu kämpfen und sich Gehör zu schaffen, so ist es jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle wegen der politischen Verhältnisse und des Lärms der Parteikämpfe noch schwerer, und das Schicksal Grillparzers, dem die Freude des gesicherten Ruhmes erst zu teil wurde, als er zu alt und verdrießlich war, sie zu genießen, ist dort noch immer typisch für solche, die abseits von der großen Heerstraße ihre eigenen Wege wandeln und es verschmähen, den Tagesgötzen zu huldigen. Auch der Tiroler Dichter Adolf Pichler hat, obgleich er 81 Jahre alt wurde, in seinem Leben niemals die verdiente Anerkennung gefunden. Als im Jahre 1900 die Zeitungen die Nachricht brachten, daß er gestorben sei, erfuhren manche literarisch ganz gebildete Leute außerhalb seiner engeren Heimat, erst, wenn nicht, daß er überhaupt gelebt hatte, so doch jedenfalls, welch ein bedeutender Dichter und tapferer Streiter mit ihm zu Grabe gegangen war. Ein Sohn kleiner Leute, hatte er es seinen Feinden zum Trotz, die sich das Wort gegeben hatten, ihn nicht aufkommen zu lassen, bis zum Professor der Naturwissenschaften an der Universität Innsbruck gebracht, aber seiner leidenschaftlich deutschen und antiklerikalen Gesinnung wegen blieb er den Regierenden stets verdächtig und galt nicht nur diesen, sondern auch vielen anderen noch immer für einen gefährlichen Menschen, als er die Teilnahme an den Tageskämpfen längst aufgegeben und sich in das stille Reich der Poesie zurückgezogen hatte. Hier versuchte er sich auf allen Gebieten. Von seinen Dramen haben nur einige einen schnell vergessenen Achtungserfolg errungen, da ihm der dramatische Nerv fehlte, und auch als Lyriker ist er niemals volkstümlich geworden, weil seine Gedichte, z. B. seine Elegien und Epigramme „In Liebe und Haß“ für ein Durchschnittspublikum zu gedankenschwer sind, obgleich sie durch Fülle der Ideen, Tiefe der Auffassung und Plastik des

Ausdrucks künstlerisch sehr hoch stehen; aber als epischer Dichter in Vers und Prosa hat er den Besten seiner Zeit genug getan und wird noch leben, wenn viele, die es gegenwärtig mit Hilfe einer geräuschvollen Reklame zu Ehre und Ansehen gebracht haben, längst vergessen sind. Seine Geschichten aus dem Tiroler Volk hat er sich sozusagen erwandert. Auf seinen mineralogischen und geologischen Streifzügen durch die Berge hat er Bauern und Jägern, Holzknechten und Sennern Geschichten abgelauscht, die er ausgestaltet und umgedichtet hat und die uns durch ihre Schlichtheit und Einfachheit entzücken und so wahr und naturgetreu sind, daß sie außer ihrem dichterischen auch noch einen kulturhistorischen Wert haben. Einen vollständigen Ueberblick über sein dichterisches Schaffen wird uns die Gesamtausgabe seiner Werke gewähren, die er noch selber vorbereitet hat und die jetzt im Druck ist. Adolf Pichler, den tüchtigen Menschen und bei aller Herbheit warmherzigen Deutschtiroler lernen wir aus den Aufzeichnungen kennen, die er unter dem Titel „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit" zur Veröffentlichung bestimmt und mit einem markigen Vorwort versehen hat. Werden sie außerhalb Tirols die zahlreichen Leser finden, die sie verdienen? Ich fürchte, nein. Der vorliegende Band, der 368 Seiten umfaßt, bringt zuletzt Briefe aus dem Jahre 1846, und wenn die Aufzeichnungen, wie sich annehmen läßt, in dem selben Tempo fortgeführt worden sind, müssen noch mehrere Bände folgen, um uns bis in das Jahr 1900 zu bringen. Wer aber hat heute noch Zeit und Lust, eine so weitschichtig angelegte Biographie zu lesen, selbst wenn sie nur Interessantes und für die geistigen Strömungen einer vergangenen Zeit Charakteristisches enthält? Und dies kann man von dem vorliegenden Bande keineswegs behaupten. Er enthält manches, was des allgemeinen Interesses entbehrt und nur diejenigen nicht langweilen wird, die Adolf Pichler und den Freundes- und Familienkreis, der ihn umgab, gekannt haben, und deren Zahl ist wohl kaum groß genug, um dem Buch eine weite Verbreitung zu sichern. Wenn es den Untertitel führte „Ein Buch des Andenkens für seine Freunde" und die Herausgeber hauptsächlich auf diese gerechnet hätten, würde ihnen die Enttäuschung erspart worden sein, die jetzt schwerlich ausbleiben wird.

Marie Fuhrmann.

„Jenseits des Alltags." Gedichte von Max Graf Bethusy-Huc. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Diese Gedichte tragen ihren Titel nicht mit Unrecht. Das Seelenleben, von dem sie Kunde geben, ist kein alltägliches. Der Dichter hat sich im Leben der Gegenwart vorurteilslos umgesehen, ist tief untergetaucht in den Strom der Zeit und der Ideen, die diese bewegen, und versteht es, seine Wahrnehmungen und Empfindungen „in das Gebiet des Schönen zu transponieren". Auch die Melodie und Rhythmik seiner Sprache sind „jenseits des Alltags". Marie Fuhrmann.

„Lieder aus einem Dorfe“ von Wolfgang Hercher. Berlin 1905. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung.

Wie so manches andere Mahnwort Schillers ist auch sein Epigramm:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?“

umsonst gesprochen worden. Nach wie vor läßt jeder Deutsche, der sich für lyrisch veranlagt hält und sprachgewandt ist, die Verse, die ihm nach seiner Ansicht gelungen sind, im Druck erscheinen, anstatt sie im Schreibtisch aufzubewahren und nur dann und wann einer mitfühlenden Seele etwas daraus mitzuteilen; aber Jamben und Trochäen oder auch schwierigere Versmaße ohne jede Eigenart in Empfindung und Ausdruck machen noch kein Gedicht; wer es nicht vermag, den Stoff, der sich ihm dargeboten in einen Aether der Stimmung zu erheben, wo er dichterische Flügel gewinnt, die den Leser oder Hörer mit emportragen, ist und bleibt ein Dilettant, und der ersehnte Dichterlorbeer wird ihm niemals grünen. Die „Lieder aus dem Dorf“, die nebenbei bemerkt ebenso gut aus jeder kleinen oder großen Stadt stammen könnten, bewegen sich meist in den alten ausgefahrenen Geleisen der Natur- und Liebeslyrik, doch sind manche von ihnen nicht ohne dichterischen Wert. Diejenigen aber, welche Lebensweisheit predigen, wie Seite 92:

„Wozu all das seichte Plaudern
Viel von Willen und Geschick?“ usw.

oder Seite 98:

„Wenn dir einmal mit treuem Sinn
Ein Freund ergeben ist,
Nimm ihn mit off'nen Händen hin,
Zu allem, wie er ist“ usw.

und ähnliche sind von einer geradezu schmerzhaften Trivialität.

Marie Fuhrmann.

Lyrik.

Benno Geiger. Ein Sommeridyll. (Das Jahr der Jugend. Erstes Buch.) Berlin-Charlottenberg. Verlag im Goethehaus 1904. Wohlfeile Ausgabe 2 Mk. Hundert Exemplare dieses „nach Angaben des Verfassers gedruckten Buches“ sind auf van Gelder-Papier abgezogen und in biegsames Leder gebunden nur direkt durch den Verlag für 10 Mk. zu haben.

Die anspruchsvolle Ausstattung des Buches, von jener gestelzten, gesucht modernen Art, die sich so gern für die eigentliche neue Kunst hält, entspricht genau dem Idyll selbst: Sein Gehalt an Handlung und Empfindung ist dürftig; aber nicht der Inhalt will die Hauptsache sein.

Hauptsache ist die preziöse Darstellung, die nach Bildern, die die Wirklichkeit neu im Charakteristischen erfassen, nach recht voller, neuer, seltsamer Anschauung, und nach unmittelbarem, lebendig machendem und zugleich möglichst auffallendem Ausdruck eifrig sucht. Und so wirkt sie denn oft gesucht, gestelzt, geziert. Dazwischen wächst auch manches Echte: allerliebste neue Bilder, oder wohl auch eine stille, ewige Schönheit. Das Buch wirkt auffallend ungleichmäßig: es ist nicht aus seinem inneren Leben sicher und gleichmäßig gewachsen. An einer Stelle heißt es:

Was sie gelächelt, hat der Weg vernommen,
Der von dem Felde nach dem Hause gleitet,

und nun wird des mangelnden Reimes wegen hinzugefügt: „Ich habe drum den Weg nie mehr genommen". Wie hilflos abstrakt dies „nehmen"! Welch ein peinlicher Mangel an Anschauung! Es geht dann weiter: „Doch war zu Hause schon das Mahl bereitet". Wie unklar wirkt dies „Doch"! denn hier ist von keinem Gegensatz die Rede. An einer andern Stelle heißt es: Die Seufzer der Luft tragen die Klänge „auf ihrem breiten Fittich ohne Feder". Welch ein wunderlich unnötiges Herabziehen in die nüchterne Deutlichkeit! Daß die Fittiche der Luft keine Federn haben, glauben wir schon. Der Dichter hat, trotz all seines redlichen Bemühens doch keine rechte Vorstellung davon, was eigentlich Poesie, was Prosa ist. Und so ziehn sich durch das ganze Buch Stellen, wo, dicht neben echter Schönheit, die Anschauung auf einmal aussetzt, die poetische Empfindung versagt. Und es wirkt im ganzen wie eine etwas mühevolle, interessante und nicht wertlose Studie moderner lyrischer Technik. Die rhythmische Begabung des Verfassers ist leider gering. Er glaubt zwar in moderner Weise durch Umstellung den Fluß des Rhythmus zu unterbrechen, um ausdrucksvoller zu werden; aber seine Abweichungen wirken mehr wie Unbeholfenheiten, wie Unfähigkeit, die Gebundenheit innezuhalten, als wie das kühne Spiel überlegener Kraft, die Gesetze durchbricht, weil sie sie beherrscht. Die Gewohnheit aber, die vielleicht auch modern sein soll, auf unbetonte Fürwörter und Bindewörter zu reimen, zeugt von einem noch empfindlicheren Mangel: dem an Sprachgefühl. Wie kann man den krönenden Schmuck des Reimes auf unbetonte Wörter legen!

Echo. Gedichte von F. und E. Littmann. Leipzig-Berlin. Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand. 1904.

„Wir nennen diese kleine Sammlung „Echo", sagt ein kurzes Vorwort, „weil die Lieder in ihr nur die urewig alten Gefühle zurückklingen, die die Jahrhunderte des Lebens durchhallen". Und das erste Gedicht (von F. Littmann) spricht von den immer wiederkehrenden Blüten, die jeder Frühling bringt, und deren doch jede ihren eigenen Duft hat. Eigenen Duft haben auch diese Lieder der beiden Schwestern. Es ist in der umfangreicheren Sammlung der ersten ein inniger zarter Duft von Wehmut

und Sehnsucht, der in der knapperen und fast noch wertvolleren der zweiten herber und kräftiger wird. Die Lieder sind nicht alle gleich wertvoll; auch mattere sind leider aufgenommen; aber die lebendigen überwiegen, und an dem Buch als Ganzem muß man seine Freude haben. Von rührender Poesie sind, in beiden Teilen, die Liebeslieder, erst dem Mädchen, dann dem Manne in den Mund gelegt, aus denen die Sehnsucht nach dem Einen, tief innen geschauten, urewig bestimmten, klar erkannten und draußen doch nie gefundenen Geliebten klagt; die suchend durchs Leben geht, immer innerlich gewiß und doch nie findend; aber in Gewißheit beglückt und in unerfüllter Sehnsucht überreich. — Tiefes, ernstes, ehrlich ringendes Gemütsleben voller Suchen und Fragen, dabei zart, rein und vornehm, das ist's, was aus diesen Liedern spricht und sie sehr sympathisch macht. Die Form ist einfach und schön. Nur vor dem Apostrophieren müssen beide Dichterinnen sich ernstlich hüten! Das erträgt die heutige Lyrik nicht.

Ernst Hoos. Gedichte. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin 1904.

Das Buch beginnt mit bösen Spottgedichten im Bänkelsängerton; witzigen Satiren auf unwahren Idealismus, auf dumpf gedankenlose Philisterhaftigkeit, auf Seelenarmut, Eitelkeit und Genußsucht, die sich mit billigen Phrasen vom Wahren, Guten, Schönen, von klassischen Idealen, von Wohlanständigkeit und Rechtgläubigkeit schönfärbt. Eine ganze Welt von Gestalten gleitet an uns vorüber, mit wenigen Strichen charakteristisch hingezeichnet, witzige Karikaturen, meistens sehr geistreich, manchmal auch ein wenig läppisch. Durch die schneidenden Satiren auf Kirchenlehren, die, voll innerer Widersprüche, von den Gedankenlosen gehorsam nachgeplappert werden, scheint der bittere Schmerz dessen zu zittern, der bei diesen Lehren einst Wahrheit gehofft und gesucht — wie auch bei allen anderen Spottgedichten eine heiße Liebe zum echten Ideal, ein großer Zorn über die Hohlheit und Oberflächlichkeit, über all die Unwahrheit des Menschenlebens, ein großes Mitleid mit all dieser Verirrtheit die Freude am Spott, die Freude an der sicher gezeichneten Karikatur sichtbar überwiegt. Ohne scharfe Trennung geht es in eine neue Gruppe von Gedichten über, in denen das Mitleid allein herrscht. Ein zorniges, tief verwundetes Mitleid. Die Entrüstung, die Empörung über die Unbarmherzigkeit der sattgegessenen Korrekten gegen die Entgleisten klingt manchmal wie ein wilder Schrei. Eine tiefe Menschenliebe läßt den Dichter immer die echte, unverlierbare Sehnsucht nach dem Guten im Herzen der Entgleisten sehen, und nun erklingen goldene Laute edelster Poesie. Wieder in unmerkbarem Uebergang geht es zu einer dritten Gruppe. Das sind Gedichte rein subjektiver Lyrik.

„Seht, um euch kämpft und hungert eure Zeit!
Ein ganzes Volk nach neuen Göttern schreit!
Wo ist das Herz, das ohne Leiden bleibt?“

Dieses edelste Mitleiden, zu dem sich die Gedichte der zweiten Gruppe hinansteigerten, wandelt sich in das tiefe Klagen einer Seele, die selbst ihren alten Gott verlor und ihren neuen noch nicht fand. Die an dem Finden für sich verzweifelt; aber an der Zukunft des Menschengeschlechts nicht verzweifelt: Er lächelt dem kommenden Geschlechte zu:

„Das mag die frühlingsstarken Arme heben,
Vom Himmel trotzen sich sein stolzes Recht.
Dann stirbt der letzte daseinskranke Knecht,
Und neue Götter wirken neues Leben."

Erschütternde Klage des Vergessenseins, der Enttäuschung eines kraftvoll und vergebens Suchenden in kranker Uebergangszeit bildet den Hauptinhalt dieser Gedichte. Die Form ist edel. In schönen Versen hören wir von wildem, heißem Verlangen und dem Sterben der Liebe in Enttäuschung; von dem Traum zweier Herzen, im andern die Heimat gefunden zu haben — und dem hoffnungslosen Weiterwandern nach einer Heimat, wenn sie ihren Irrtum eingesehen. Eine Prosaskizze zum Schluß, „Warum?", in realistischer Weise gezeichnet und von der großen Sehnsucht überleuchtet, stellt noch einmal die schmerzliche Frage auf, die Frage nach dem Sinn — ohne eine Antwort zu finden. — Ein inhaltreiches Buch! Es wirkt sicherlich am stärksten, wenn man es liest, wie ich es las: Von Anfang bis zu Ende, ohne ein Gedicht auszulassen und ohne abzusetzen. So ist es gemeint; so hält es den Leser in seinem Bann. So führt es ihn empor zu einem erschütterten Mitfühlen der Schmerzen dieser Uebergangszeit, wo sie lebendig erlebt wird, — von einem Kinde dieser Uebergangszeit. Dabei ist von Dekadence in dem Dichter keine Spur. Keine Spur von dem prismaartig gebrochenen Bewußtsein mit den schillernden Farben, und der eitlen Freude der Selbstbespiegelung, die bei dieser Gebrochenheit und den widerstreitenden buntfarbigen, trüben, kranken Reflexen selbstandächtig stehen bleibt und so schließlich oberflächlich wird. Jedes Gefühl kommt einfach und wahr aus der Tiefe. Darum ist auch der Haupteindruck nicht niederdrückend, er ist befreiend. Erfahren wir von des Dichters Müdigkeit, Enttäuschung und Bitterkeit, seiner daseinskranken Knechtschaft, so fühlen wir doch in seinen schönen Gedichten, wie die Ewigkeit, nach der er vergebens suchend durchs Leben geirrt und sich müde gesehnt, um die er spotten, hassen und verachten gelernt, an der er verzweifelt, wie sie ihm golden lebendig, Poesie schaffend, im Herzen blinkt — denn überall wo das Echte ist, da ist auch das Ewige.

Richard Schaukal. Ausgewählte Gedichte. Erschienen im Insel-Verlag im Jahre 1904. Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Es fehlt diesem Dichter durchaus nicht an eigener echter quellenhafter Poesie. Er hat schöne einfache Gedichte gemacht, nicht von besonders starker

Eigenart, aber von einer stillen inneren Wahrhaftigkeit. Wenn man dann aber solche Verse liest wie:

„Die Gedanken gehen
Wie auf Schleicherzehen
Zu dem Hafen meiner Träumerzille",

dann kommt's einem vor, als ob jene aus Versehen entstanden sind, und als ob, was er beabsichtigt, preziöse Affektiertheit ist. Dazu hatte er sicherlich Anlage zur Dekadence; und nun nicht eigene Kraft genug, um in den Einflüssen der dekadenten Schule das Ursprüngliche und Echte zu behaupten. — Eine starke Naturempfindung hat, wie immer bei den Dekadenten einen Stich ins Wollüstige; und wie immer bei den Dekadenten spielt die Phantasie pervers lüstern mit der Vorstellung von Verderbnis, Sünde, Grausamkeit und Tod. „Sein Märchenreich ist nicht von dieser Welt der ekel nüchternen Alltäglichkeit", wie immer bei den Dekadenten. — Recht störend wirkt das Fehlen der Kommas, an deren Stelle manchmal wunderliche Punkte treten, die da stehen, wo gewöhnliche Sterbliche den obersten Punkt des Kolons setzen. Ein echter Dichter sollte doch das Subjektive in der Empfindung und nicht in der — Interpunktion suchen.

Georg Sylvester Viereck. Gedichte. With an Appreciation by Ludwig Lewisohn, A. M. (Columbia University.) New York. 1904.

Die englische Einleitung weiß unser Interesse für die deutsch-amerikanische Poesie überhaupt zu erregen, die, inmitten einer englisch redenden Bevölkerung in deutscher Sprache entstehend, wie „Rosen im Schnee" blüht, nach dem Ausdruck von Konrad Nies in St. Louis, dem bedeutendsten deutsch-amerikanischen Dichter nach des Verfassers Urteil. Was aber dann die Einleitung über den Urheber dieser Gedichtsammlung, Georg Sylvester Viereck, einen Studenten des College in New York, sagt, macht den 20jährigen Jüngling zu wichtig. Gewiß, ein glückliches Formtalent ist in diesen Gedichten; auch ist die Ausdrucksweise zum Teil sehr intensiv, die Empfindung stark. Aber die Gefühlswelt ist die eines Zwanzigjährigen — und selbst dafür begrenzt; die Empfindungen sind noch unselbständig und konventionell. Wie gedankenlos geschieht die häufige Erwähnung des „Heilandes":

„So rot war nur das rote Blut,
Das aus des Heilands Wunden floß",

sagt er von einem geheimnisvollen Licht; nun meinetwegen; aber von seinem Schmerz darüber, daß er sich in der Geliebten getäuscht: er

„ist bittrer, als der Wermut war
Des Heilands auf der Totenstatt,
Ist bittrer als die Träne war,
Die er um uns vergossen hat."

Das ist geschmacklos! Aus dem ernstesten Erlebnis der Menschheit macht man nicht ästhetische Spielereien! Und in unserer Zeit kann ein 20jähriger Mensch auch schon zur Gestalt Jesu innerlich irgendwie Stellung nehmen: er läßt ihn sich entweder zur Lebensmacht werden und hat Ehrfurcht, oder versteht nicht und lehnt ab. Ob das ein echter Dichter mit eigenem, innerem Leben wird, muß sich jedenfalls erst erweisen. Dazu aber ist er zu schade: daß eine frühe Ueberschätzung ihm ein gesundes Werden unmöglich macht. — Der Einfluß der englischen Dekadenten ist sehr sichtbar.

Otto Julius Bierbaum. Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche. Im Verlage der Insel bei Schuster & Löffler. Berlin und Leipzig. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Otto Julius Bierbaum hat das Blut und den Ton eines Minnesängers; das ist angeborene Anlage und das ist durch Studium bewußt gewordene Kunst und Fertigkeit. — Die so umfangreiche Sammlung, vom Verlag sehr billig hergestellt, ist dazu bestimmt, den Dichter dem Volke nahe zu bringen; und in der Tat sind viele seiner Gedichte es wert, dauernd im Volke zu leben. — Nach einer schönen Einleitung, in der, als der reif gewordene Dichter der Lieder seiner Frühzeit gedenkt (die Sammlung enthält Gedichte von 1885—1900), die schönen Worte stehen: Und wenn er (der Leser) drüber lächelt,

„Lächl ich mit. Die jungen Mütter
Werden anders lächeln. Junge Mütter
Wissen um die höchsten Wonnen. Außer ihnen
Wissens nur die jungen Dichter."

Nach dieser anmutigen Einleitung erklingen vor uns viele, viele anmutige, humorvolle, innige, sinnige, neckische, fröhliche, leichte und anspruchslose, hie und da wohl auch ernste und tiefe, schöne Lieder; manchmal, echt volksliedartig, wie das ergreifend schöne einfältige „Gebet des gescheiten Ritters im Felde"; manchmal überraschend tief, wie der „Brautführer Tod" oder auch das „Faunsflötenlied"; oft aber auch ein wenig seicht, ein wenig spielerisch und redselig, und immer sehr liebenswürdig. Sein Glaube ist „Der große Pan, der heiter heilige Werdegeist". — Die Form ist überaus graziös, reizvoll und leicht.

Arno Holz. Des berühmten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte sämbtliche Freß-, Sauff- und Venus-Lieder, benebst angehänckten Auffrichtigen und Reuemühtigen Bußthränen. München. R. Piper & Co. 1904. Preis 1 Mark.

Da nun einmal das Formsuchen Arno Holzens besondere Spezialität ist — erfreulicher freilich waren seine Gedichte, ehe er aus Formsuchen

ging — und er auf diesem Gebiete nun zwar schon viel Verblüffendes, aber noch nicht so recht etwas Förderliches geleistet hat, während die Entwicklung der neuen Form bei denen, die gar nicht so krampfhaft suchen, sondern sie einfach wachsen lassen, ruhig und unaufhaltsam vorwärts geht, — so kann man den formsucherischen Scherz, den er sich hier gestattet hat, genau im Stil des 17. Jahrhunderts zu dichten, nur mit höchster Billigung hinnehmen, denn geistreich und geschickt durchgeführt wie er ist, kommt etwas sehr Ergötzliches dabei heraus. Diese Gedichte, der wunderlich gespreizten und doch auf uns auch wieder so naiv wirkenden alten Ausdrucksweise genau angepaßt, aus der altertümlichen Beschränktheit jener Vorstellungs- und Gefühlswelt heraus gedichtet und in der alten Orthographie gedruckt, sind oft sehr anmutig, — aber freilich auch sehr unpassend; sehr unpassend, aber freilich auch sehr amüsant.

Balladen und Schwänke von Oskar Wiener. J. C. C. Bruns' Verlag.

„Seinem herzholden und sehr wüsten Gevatter Schwanda, dem Dudelsackpfeifer der Vorstadtschenken", widmet der Prager Verfasser das Buch. Klangvolle Rhythmen sind es in bald gefälliger, bald kühn mitreißender Taktart, farbige Bilder, hochtönende Worte aus der Tradition der Ritter- und Schauerballaden-Dichtung, aber ohne inneren Abschluß, ohne poetische Pointe, rein um des Schwelgens im Hochtönenden und im Gruſligen und Grausigen willen; die „Schwänke" auch ein zielloses Schwelgen im Wüsten und Frechen; das Ganze salopp und flott zugleich, wie liederliches böhmisches Gesindel, verkommen und doch stolz von Gang, und doch nichts wert.

Gertrud Prellwitz.

Berichtigung.

Gegenüber dem Nachwort Dr. Bernhards zu meinem Aufsatz: „Amerika im Orient. Ein Wort zur Einschränkung und Ergänzung" (s. August-Heft dieser Zeitschrift) stelle ich noch einmal folgendes fest:

1. Der fortschreitende kulturelle Einfluß Amerikas im Orient, der unzweifelhaft vorhanden und auch durch das College in Beirut mitbedingt ist, darf nicht, wie es bei Dr. Bernhard geschieht, überschätzt werden.

2. Das College steht im engsten Zusammenhang mit der Mission und ist seiner Bestimmung gemäß selbst als Missions-Anstalt zu verstehen (as missionary, charitable and educational institution). Sein Zweck ist, durch Schule und Unterricht vor allem religiös-sittlich auf die Zöglinge einzuwirken und in toleranter, aber doch unzweideutiger Weise evangelisches Christentum und evangelische Gesinnung zu verbreiten (das geschieht durch die gemeinsamen Morgen- und Abend-Andachten, Gottesdienste, Bibelstunden, Sonntagsschulen usw.).

3. Die politischen und kulturellen Wirkungen, die eine so ausgedehnte Schul-Arbeit notwendig mit sich bringt (Berechtigungen, Diplome, großherrliche Bestätigung usw.), sind von Herrn Dr. Bernhard zu hoch angeschlagen. Die industriellen und kommerziellen Erfolge Amerikas im Orient, die Herr Dr. Bernhard aufzählt, haben zum großen Teil mit dem College wenig oder nichts zu tun.

4. Die von mir beim Religions-Unterricht behauptete Anpassungs-Methode (Stoffauswahl, Bevorzugung des Geschichtlichen vor dem Dogmatischen), die auch in anderen christlichen Schulen des Orients Anwendung findet, braucht durchaus nicht religiöse Oberflächlichkeit im Gefolge zu haben. Daß solche im College gepflegt wird, nehme ich in keiner Weise an, habe ich auch nie behauptet.

5. Ob die sog. „Elite" zum College hält, ist mir ganz nebensächlich. Das Wichtigste am College ist mir die religiös-sittliche Erziehung der jungen Leute, die im Orient so schwer, vielfach so erfolglos, aber doch so nötig ist und vom College mit großem Ernst und achtungswerter Treue getrieben wird. F. Ulrich, Beirut.

Berichtigung.

Bei Herrichtung meines Manuskriptes für den Setzer ist leider im Einleitungssatze ein höchst verdrießlicher lapsus calami — im eigentlichsten Sinne des Wortes — passiert, der mit der bekannten Sicherheit auch beim Korrekturlesen durchgeschlüpft ist. Der jüngst in Wiesbaden verstorbene Bibliotheksmann ist Theodor Klette, dessen Ableben das Andenken an seinen Onkel Anton Klette so lebhaft wachrief, daß ich die Namen verwechselte. Qu. Decimus.

Politische Korrespondenz.

Der Friede. — Die Zukunft Japans und Rußlands.

Die russisch-japanischen Friedensbedingungen sind ungefähr so ausgefallen, wie wir sie bereits in unserem vorigen Heft angenommen haben; nur in einigen Punkten noch günstiger und zwar erheblich günstiger für die Russen: sie haben nicht ganz Sachalin, sondern nur die südliche Hälfte der Insel abgetreten und Japan dabei die Bedingung auferlegt, daß es an der Meeresstraße, die nach Wladiwostok führt, keine Befestigungen anlegen darf, und sie haben vor allem als Grenze in der Mandschurei nicht einen Punkt nahe bei Charbin, sondern 240 Kilometer südlich von Charbin zugebilligt erhalten. Diese Differenz ist ganz fundamental, und soviel ich sehe, in der Presse noch sehr wenig gewürdigt worden. Nicht nur haben aber dadurch die Russen eine sehr bedeutende Landschaft mit der großen Stadt Kirin gewonnen, sondern die ganze strategische Lage ist eine andere geworden. Wäre, wie es anfangs hieß, das japanische Gebiet bis nahe an Charbin vorgeschoben worden, so hätten die Insulaner damit die Möglichkeit gehabt, in jedem Augenblick die große russische Bahnlinie von Europa nach Wladiwostok zu unterbrechen und dadurch die Aufstellung einer wirklich großen russischen Armee in Ostasien für alle Zeit zu verhindern. Jetzt sind sie von dieser Bahnlinie 240 Kilometer entfernt; das ist eine Strecke wie etwa Hannover—Berlin oder Berlin—Posen. Ehe sie bei einem neuen Kriege so tief in das feindliche Gebiet eindringen, muß eine so beträchtliche Zeit vergehen, daß mittlerweile bei Charbin eine bedeutende russische Armee versammelt sein kann. Die Russen sind also vermöge dieser Grenzverlegung nicht bloß eine ostasiatische Macht, sondern eine ostasiatische Großmacht geblieben. Sie sind nicht definitiv aus diesem Weltteil herausgeschlagen, sondern sie können den Kampf, sobald sie wollen, und ihnen der Moment günstig scheint, wieder aufnehmen. Das Programm, das japanische Patrioten verkündeten, Rußland in diesem Kriege so weit niederzudrücken, daß es niemals seine Revanche nehmen und Japan in Zukunft sicher vor ihm leben könne, ist nicht in Erfüllung gegangen.

Weshalb hat Japan, nachdem es schon auf jede Kriegsentschädigung verzichtet, auch noch ein solches Zugeständnis gemacht? Natürlich aus keinem anderen Grunde, als weil es sich nicht stark genug gefühlt hat,

mehr zu erzwingen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, fasziniert von den japanischen Siegen, hat seine militärische Superiorität in hohem Grade überschätzt und diesen Fehler nun mit den Tatsachen durch das zweite Mißurteil auszugleichen gesucht, daß aus „Großmut" die siegreichen Helden dem niedergeworfenen Feinde so leichte Bedingungen bewilligt. Wenn das wahr wäre, so hätte zweifellos die Tokioter Emeute recht, die den Ministern als Landesverrätern an den Leib wollte: kein Staatsmann hat die Befugnis, auf Kosten und Gefahr seines Landes und Volkes Großmut zu üben. In der Politik würde diese Tugend zum Verbrechen werden, und es kann daher gar nicht anders sein, als daß die japanische Regierung sich in der Lage gefühlt hat, den erneuten Waffengang mit den Russen auch um den Preis sehr großer Opfer zu vermeiden. Man wird annehmen dürfen, daß sie darüber mit dem Feldmarschall Oyama korrespondiert und daß dieser ihrer Auffassung zugestimmt hat.

Wie ist das aber möglich, nachdem die Japaner in allen Schlachten ohne jede Ausnahme gesiegt und die russische Flotte sogar völlig vernichtet haben?

Ich darf erinnern an die Ausführungen, mit denen ich von Anfang an den Krieg begleitet habe: die japanische Kriegsführung hatte zwei Gebrechen, die sie nicht zu den Früchten auch der glänzendsten Siege haben gelangen lassen: die Langsamkeit der Mobilmachung und das Fehlen jeder Verfolgung. Am 6. Februar begann der Krieg; erst am 1. Mai, nach fast einem Vierteljahr, war das erste größere Treffen am Yalu. Erst nach weiteren vier Monaten, 20. August bis 3. September war, zehn Meilen von der Küste, die erste große rangierte Schlacht bei Liaujang, und nach zwei weiteren großen Schlachten, am Schaho und bei Mukden, sind die Japaner bis zu etwa 35 Meilen von der Küste vorgedrungen, und weiter sind sie überhaupt nicht gekommen. Die Welt ist voll von Geschichten über die Unfähigkeit der russischen Administration, aber wenn man die Schlußergebnisse vergleicht, so findet man, daß die russische Administration unendlich viel mehr geleistet hat als die japanische. Die japanische hatte den Kriegsschauplatz vor der Tür und konnte ihn auf dem bequemsten Wege, zur See, erreichen; sie ist aber so langsam, d. h. also so unfähig gewesen, daß die russische auf ihrer eingleisigen, endlosen Eisenbahn immer wieder die gleiche Truppenzahl hat entgegenstellen können.

Taktische Ueberlegenheit und vorzügliche strategische Führung gaben den Japanern immer von neuem den Sieg — weshalb haben sie ihn niemals verfolgt? Irgend eine authentische Erklärung dieses Mangels ist mir bisher nicht bekannt geworden. Alle kriegsgeschichtliche und psychologische Erfahrung spricht dafür, daß nach einem so ungeheuren Siege wie bei Mukden, wo der feindliche Feldherr selbst, Kuropatkin, schließlich moralisch zusammenbrach, ganz geringe Kräfte genügt hätten, die geschlagenen Russen weiter und weiter zu treiben — man denke an Gneisenaus Trommler von Belle-Alliance — weshalb hat die Verfolgung am Rande des Schlacht-

feldes aufgehört, so sehr aufgehört, daß die japanische Armee sechs Monate lang nicht wieder in Bewegung gekommen ist?

Die rechte Würdigung dieser negativen Vorgänge führt zu einer plötzlichen Umkehrung der Fragestellung: weshalb haben eigentlich die Russen den Frieden geschlossen? Ihr Risiko bei Fortsetzung des Krieges war sehr gering; selbst wenn sie noch wieder ein oder zwei Schlachten verloren hätten, so hätte das den Japanern nach der bisherigen Erfahrung nichts als ein sehr schmales Stück Land eingebracht. Am nächsten liegt der Gedanke, daß die inneren Zustände den Zaren gezwungen haben auf den Frieden einzugehen. Aber das ist doch wohl nicht der Fall gewesen, denn man muß sich in Petersburg gesagt haben, wie schädlich es sein werde, mit der geschlagenen Armee heimzukehren und wie günstig es auf die öffentliche Meinung gewirkt haben würde, wenn man schließlich noch mit einem Sieg hätte auftrumpfen können. Wenn man also trotzdem sich nicht entschlossen hat, das Schicksal noch einmal herauszufordern, so kann der Grund wieder nur in der strategischen Lage selbst gesucht werden. Was hätte ein Sieg genützt? Ohne Flotte hätte man weder Port Arthur zurückerobern, noch, wegen der Unmöglichkeit der Verpflegung, Korea einnehmen können. Man hätte also im besten Falle die südliche Mandschurei und im nächsten Winter, sobald das Eis eine Brücke bildete, Sachalin zurückgewonnen. Damit aber wäre Japan nicht niedergekämpft gewesen; die Situation wäre gegen den Zustand, wie er jetzt ist, nicht sehr wesentlich verändert worden. So wichtig nun auch in moralischer Beziehung eine derartige Wendung geblieben wäre, die Chance war doch zu unsicher und die Kosten zu groß. Soll der Krieg mit dem kleinen gelben Mann in Ostasien überhaupt fortgesetzt werden, so war es offenbar für Rußland besser, jetzt eine Pause von einigen Jahren eintreten zu lassen. Verlieren tut Rußland in dieser Pause nichts, aber es gewinnt, daß es mittlerweile die sibirische Bahn zweigleisig ausbauen und sich eine neue Flotte schaffen kann — wohlgemerkt, wir sprechen vom Standpunkt desjenigen, der überhaupt an die Zukunft Rußlands glaubt, um uns klar zu machen, weshalb der Zar sich entschlossen hat, jetzt auf den Frieden einzugehen, ohne den Kampf bis zum alleräußersten durchzufechten.

Der Grundfehler, weshalb die Japaner mit Verzweiflung im Herzen diesen Frieden haben eingehen müssen, der bei allem Ruhm und allem Gewinn doch die Gefahr der Erneuerung des Ringens über ihrem Haupte schweben läßt, liegt, um es noch einmal zu betonen, in der Langsamkeit der Mobilmachung. Ich besorge, daß, als ich im Sommer vorigen Jahres die Meinung aussprach, daß, da die Japaner keinen schnellen Sieg erfochten, sie überhaupt nicht mehr imstande sein würden, die Russen niederzuringen, und sie nun Sieg auf Sieg an ihre Fahnen hefteten, mancher Leser dieser „Jahrbücher" an mir irre geworden ist. Aber so wenig ich solche Siege erwartet habe, die Hauptsache ist dennoch eingetroffen: die Entscheidung, so weit sie erfolgt ist, ist zur See erfolgt; zu Lande haben die Japaner

die Russen nicht wirklich niedergerungen: die Friedensbedingungen zeigen es mit vollkommener Deutlichkeit. Der Sieg von Liaujang ein Vierteljahr früher erfochten und bis Charbin verfolgt — und alles stünde heute anders. Als die Preußen nach dem Siege von Belle-Alliance mit dem Pariser Frieden unzufrieden waren, lag das an den Bundesgenossen, die Frankreich hatten schonen wollen. Wenn die Japaner heute mit dem Frieden von Portsmouth unzufrieden sind, so liegt das daran, daß ihre militärisch-administrative Gesamtleistung nicht auf der Höhe ihrer Tapferkeit und taktischen Geschicklichkeit gestanden hat.

Ob nun freilich der Friede, so wie er jetzt geschaffen, wirklich nur ein Waffenstillstand bleiben oder ob er doch den Uebergang zu einem Dauerzustand bilden wird, das hängt von sehr vielen und ganz unberechenbaren Umständen ab. Auch die Franzosen glaubten 1871 nur einen Waffenstillstand zu schließen, und alle Welt war überzeugt, daß binnen gar nicht langer Zeit der Revanchekrieg losbrechen werde, und es ist doch ganz anders gekommen. Die inneren Zustände sowohl in Rußland, wie in Japan, wie in China, wie die Weltpolitik auf allen ihren Feldern wird dabei mitsprechen, ob und wann die ostasiatische Fehde wieder aufgenommen werden wird oder nicht. Völlig sicher ist nur, und das ist die Summe unserer ganzen Betrachtung, daß Rußland sie wieder aufnehmen kann, daß es nicht aus der ostasiatischen Politik definitiv ausgeschaltet ist, und daß es nicht Ohnmacht, sondern ein wohlberechneter Schachzug war, wenn es jetzt auf den Frieden eingegangen ist.

Jetzt versteht man auch, weshalb Japan unmittelbar nach dem Friedensschluß einen neuen Bündnis-Vertrag mit England abgeschlossen hat. Daß England sich der Hilfe der japanischen Armee zur Verteidigung Indiens versichert, scheint sehr natürlich, aber weshalb suchen die Japaner die Hilfe der englischen Flotte, da sie doch selber den Russen zur See auf lange Zeit überlegen sind? Die Antwort liegt darin, daß der Vertrag auf zehn Jahre geschlossen ist, binnen welcher Zeit die Russen wieder eine Flotte haben könnten, und daß Japan auch heute der Anlehnung an eine europäische Großmacht trotz seiner Siege nicht entbehren kann. Japan wird im Innern fast ebenso schweren Zeiten entgegengehen wie Rußland. Es hat seine Kräfte überspannt und bedarf des englischen Kapitals, um die gewonnenen Gebiete wirtschaftlich nutzbar zu machen und sich selbst vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Die fehlende russische Kriegsentschädigung wird im japanischen Volkskörper ein äußerst quälendes Hungergefühl hervorrufen, das nur mit Brosamen von dem reichen Tische Englands einigermaßen gestillt werden kann. Die Japaner sind also von ihrem Ideal, Ostasien von Europa zu emanzipieren, und die gelbe Rasse unter ihrer Führung der weißen gegenüberzustellen, noch sehr weit entfernt. Nur mit ständiger ununterbrochener Hilfe aus Europa selbst vermögen sie das eben Gewonnene zu behaupten und sind der Zukunft keinen Augenblick sicher, sobald Rußland sich wieder konsolidiert.

Ist aber dazu die allerentfernteste Aussicht vorhanden? Soeben ist das Buch „Die Zukunft Rußlands und Japans“ von Rudolf Martin*) erschienen, in dem die Verhältnisse Rußlands in den allerschwärzesten Farben geschildert werden, und erregt allenthalben das größte Aufsehen. Mit diesem Buche müssen wir uns etwas eingehender beschäftigen.

Martin schildert den wirtschaftlichen und finanziellen Zustand Rußlands ganz in derselben Weise, wie es seit Jahren in diesen Jahrbüchern durch mehrere Mitarbeiter, besonders Paul Rohrbach, geschehen ist, dem er auch vieles entnimmt. Der Hauptpunkt ist, daß — ein in der Weltgeschichte noch nie dagewesener Fall — Zweidrittel der russischen Staatsschuld im Ausland placiert sind, daß, um den ungeheueren Zinsbedarf zu decken, Rußland exportieren muß, daß aber der Ueberschuß an Agrar=Produkten, das Einzige, was es zu exportieren hat, nur in guten Jahren ausreicht, jenen Bedarf zu decken. Mit den Zinsen der Stadtanleihen und Hypothekenbriefe, der Dividenden ausländischer Aktionäre, der Reisen der Russen im Ausland, der Regierungsbestellungen im Ausland, der Rhedereispesen betrug dies jährlich zu begleichende Saldo schon 1903 über 600 Millionen Mark. Da nun notwendig auch schlechte Erntejahre kommen, wo nur durch neue Anleihen die Auslands=Zinsen gedeckt werden können, so muß Rußland schließlich Bankrott machen. Der einzige sachliche Einwand, der bisher gegen diese Berechnungen öffentlich erhoben ist, ist das von Leg.=Rat Helfferich angeführte Argument, daß Rußland im letzten Jahrzehnt einen sehr starken Import an Industrie=Hilfsmitteln gehabt, daß dieser Import nicht mehr nötig sei und infolgedessen der Exportüberschuß auf die Dauer größer sein werde, als bisher angenommen. Aber selbst gesetzt, daß diese Tatsachen völlig zutreffend und richtig gewertet wären, so wäre bei den ungeheueren Summen, um die es sich bei dem russischen Exportüberschuß handelt, die Differenz doch viel zu gering, um ins Gewicht zu fallen. So stand es bereits vor dem japanischen Kriege. Martin hat nun angenommen, daß die Folgen dieses Krieges die russische Schuldenlast binnen nicht langer Zeit auf das Doppelte steigern würden, von $14^1/_2$ Milliarden Mark auf 25 bis 30 Milliarden. Gleich in einer seiner ersten Voraussetzungen, daß nämlich Rußland werde eine Kriegsentschädigung von mehreren Milliarden zahlen müssen, ist er nun bereits widerlegt, und auch sonst sind seine Berechnungen durchaus willkürlich. Aber die Hauptsache bleibt natürlich dennoch bestehen, daß nämlich der Krieg und das Retablissement von Armee und Flotte der alten russischen Staatsschuld notwendig mehrere Milliarden hinzufügen; auf 18 Milliarden Mark wird sie sicherlich kommen. Rußland hat nun das Glück gehabt, was Martin mit Recht sehr betont, daß das erste Kriegsjahr, 1904, eine sehr gute Ernte mit gleichzeitigen guten Preisen hatte;

*) Die Zukunft Rußlands und Japans. Soll Deutschland die Zeche bezahlen? Von Rudolf Martin, Regierungsrat im Kaiserlich Statistischen Amt. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 258 S.



infolgedessen hat der Krieg die russische Wirtschaft und die russischen Finanzen anscheinend gar nicht berührt. Der Export-Ueberschuß hat alle Zinsen gedeckt und noch Geld ins Land gebracht. Die russenfreundliche Presse in Deutschland ist nicht müde geworden, diese glänzenden Ergebnisse des Kriegsjahres dem Publikum immer aufs neue vorzuführen. Aber leider war das eben nur die Ernte des einen Jahres. Schon das Jahr 1905 ist sehr viel ungünstiger ausgefallen, und aus vielen Gouvernements wird geradezu Not gemeldet. Es darf als vollkommen sicher angesehen werden, daß in diesem Jahre der Export das Saldo nicht mehr decken und daß solcher Jahre noch sehr viele kommen werden.

Martin glaubt nun weiter eine durchgreifende Analogie der revolutionären russischen Bewegung zu der Bewegung in Frankreich vor 1789 nachweisen zu können. Das ist absolut falsch. Zwar hat der Verfasser aus Quellen geschöpft, die in der öffentlichen Meinung als gut und zuverlässig gelten, Sybel und Taine, aber in der Wissenschaft ist man sich längst darüber klar, daß die historischen Schilderungen dieser beiden Männer, so gelehrt und geistreich sie waren, auf diesem Gebiete keineswegs als maßgebend angesehen werden dürfen. Sybel gibt die ganz einseitige Auffassung des bourgeoisen Liberalismus der 60er Jahre, und Taines Gesichtspunkt, in jedem Bande wechselnd, ist überhaupt nur der des Effekts. Beide Werke bilden im Verständnis der wirtschaftlich-sozialen Genesis der französischen Revolution gegen Lorenz v. Steins schon in den 40er Jahren erschienenes großes Werk geradezu einen Rückschritt, und ganz vor kurzem ist von dem Freiburger Privatdozenten Adalbert Wahl der erste Band eines Werks „Vorgeschichte der französischen Revolution" *) erschienen, in dem die Sybel-Tainesche Auffassung quellenkritisch eingehend widerlegt ist. Alle Betrachtungen Martins über die russische Revolution als Nachbild der französischen sind daher von Grund aus verfehlt. Aber für den eigentlichen Zweck seines Buches macht das nichts aus, ja in gewisser Beziehung wird durch Ausscheidung dieser Betrachtung die Beweisführung nur noch straffer, denn bewiesen soll werden und bewiesen wird, daß Rußland notwendig binnen absehbarer Frist Bankrott machen muß und daß dieser Bankrott die Rettung Rußlands sein wird.

In dem Augenblick, wo Rußland seine Zinszahlungen einstellt, ist es wirtschaftlich gesund; mit einem Schlage sind nicht nur die Mittel für die Kriegsrüstung, sondern auch die Mittel für Kulturzwecke, die jetzt so bitterlich fehlen, zur Stelle. Der Gegengrund, daß der Kredit Rußlands für alle Zeit vernichtet sei, widerspricht aller Erfahrung. Staaten haben sehr oft Bankerott gemacht (Spanien, wenn ich mich recht entsinne, schon 83 Mal) und doch immer wieder Kredit gefunden. Der Bankrott braucht ja auch nicht gleich ein absoluter zu sein; schon eine Reduktion der Zinsen um ein Viertel würde genügen, die russischen Finanzen zu sanieren, und sich ohne jede

*) Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.



Schwierigkeit vollziehen. Der Hauptnachteil wäre die politische Verstimmung bei den Hauptgläubigern, dem Volke der Franzosen, die Hauptschwierigkeit wohl die Erschütterung des Kredits der russischen Sparkassen, die ihr Geld in Staatsfonds haben anlegen müssen. Aber auch darüber würde man wohl hinwegkommen. Die Hauptbetrogenen wären ja doch die Gläubiger im Ausland, und sobald sich einmal herausgestellt hat, daß die russische Volkswirtschaft die Zinsenlast schlechterdings nicht aufbringen kann, wird das russische Volk die Benachteiligung der eigenen Staatsbürger leicht genug ertragen in dem Bewußtsein, wie sehr das Ganze dabei auf Kosten des Auslandes gewinnt. Die französische Nationalversammlung in der großen Revolution hat sich einst so lange als irgend möglich gegen den Staatsbankrott gewehrt in dem Bewußtsein, daß weite Klassen des eigenen Volkes dadurch ruiniert werden würden. Die zukünftige russische Volksduma wird darin weit weniger empfindlich sein, weil sie am eigenen Leibe von dem Schaden nur so wenig zu verspüren hat, ja, sie wird, und das hat Martin vielleicht noch nicht genug betont, wahrscheinlich sogar ganz direkt auf die Zinsreduktion losgehen, weil sich sofort herausstellen wird, daß diese den einzigen Weg bietet, um einige Mittel für die so dringend begehrten Kulturausgaben, die die Autokratie bisher vernachlässigt hat, namentlich das Schulwesen flüssig zu machen. Wie teuer ein Volksschulsystem ist, wie schwer und langsam es zu schaffen ist, davon haben die russischen Liberalen sich bisher offenbar noch gar keine Vorstellung gemacht. Aber nicht bloß die Volksschule, sondern auch zahllose andere Gebiete des Lebens warten wie die ausgedörrte Steppe auf den befruchtenden Regen des Goldes. Die Beamtengehälter z. B. sind im russischen Reiche unhaltbar gering. Nur eine Zinsreduktion kann das Geld schaffen und mildert zugleich den dauernden, entkräftenden Abfluß der Steuererträge ins Ausland.

Die Verteidiger der russischen Finanzen pflegen sich auf die guten Abschlüsse der russischen Budgets zu berufen und meinen, daß nötigenfalls doch auch neue Steuern eingeführt werden könnten. Aber damit ist die Hauptsache verkannt. Vom Budget-Standpunkt sind die russischen Finanzen in der Tat noch nicht schlecht. Rohrbach hat sie seiner Zeit zu ungünstig beurteilt, insofern er den Unterschied zwischen dem eigentlichen Budget, dem Voranschlag und dem wirklichen Abschluß nicht genügend gewürdigt hat. Er hat zwar bereits erkannt, daß die Budgets absichtlich zu ungünstig aufgestellt seien, um nachher mit einem Ueberschuß zu prunken und dadurch den Kredit zu heben, hat aber noch nicht die nötigen Folgerungen aus dieser Einsicht gezogen. Die Verschleierungskunst der russischen Finanzminister ist eben nicht so leicht zu durchdringen. Korrigieren wir aber auch diesen Fehler und geben zu, daß bis zum Jahre 1904 die russischen Staatseinnahmen und Ausgaben in der Tat gut balanziert haben und die Eisenbahnen nicht, wie Rohrbach annahm, nichts, sondern wenigstens in Europa eine wirkliche kleine Rente gebracht haben, so ändert das doch

nichts an dem Hauptpunkt, der nicht budgetär, sondern volkswirtschaftlich ist, nämlich an der Zahlungsbilanz mit dem Ausland, dem jährlichen Zins=Tribut, den der Export=Ueberschuß nur ausnahmsweise zu decken vermag. Hier sind bisher alle Versuche, die Kritik an der Zukunft Rußlands zu widerlegen, gescheitert. Jetzt, nach dem Kriege, wird es umsoweniger gelingen.

Herr Martin hat sich also ein großes Verdienst erworben, daß er das deutsche Volk energisch auf diese Zustände aufmerksam gemacht und es verwarnt hat. Noch ist es Zeit, einen Teil des Besitzes an russischen Staatspapieren in Deutschland zu leidlichen Kursen abzustoßen und namentlich die Beteiligung an weiteren russischen Anleihen zu vermeiden. Trotz aller Uebertreibungen, Einseitigkeiten und offenbaren Fehler ist das Martinsche Buch, das glänzend geschrieben ist und manchmal zu wahrhaft lapidarer Formulierung seiner Thesen gelangt, eine gar nicht hoch genug zu wertende politische Tat. Damit ist nicht gesagt, daß nun die Regierung, die offensichtlich alles tut, um den russischen Kredit zu halten und zu unterstützen, im Unrecht sei. Gründe der auswärtigen wie der inneren Politik zwingen die Regierung zu dieser Haltung und sie kann garnicht anders. Ohne die Anleihe hätten uns die Russen niemals den für ihre Landwirtschaft so überaus ungünstigen Handelsvertrag bewilligt, und unsere ganze innere Politik hätte eine andere Konstellation bekommen. In der auswärtigen Politik liegt es auf der Hand, daß wir Anlaß haben, Rußland den Rücken zu stärken. Aber das darf nicht soweit gehen, daß das deutsche Volk verführt wird, seine ganzen Ersparnisse der Wohlfahrt dieser Nachbarn zu opfern. Die Regierung muß ihre Politik machen, aber im Volke müssen auch selbständige Kräfte und selbständige Köpfe vorhanden sein, die Gegenwirkungen ausüben und Schranken ziehen. Fürst Bismarck machte seiner Zeit seinen großen Feldzug gegen die russischen Staatspapiere, Graf Caprivi ließ sie wieder frei, Fürst Bülow wünscht sie heute zu stützen — was gäbe das für Zustände, wenn jedes Mal das ganze deutsche Volk blindlings der wechselnden Parole von oben folgte! Jeder der drei Kanzler hatte gute Gründe für seine Politik, aber die Verantwortung für die eigenen Vermögens=Anlagen muß jeder Staatsbürger selbst tragen, und kein Kanzler ist auch gemeint, sie ihm mit seinen Direktiven abzunehmen. Deshalb aber ist es schlechterdings nötig, daß immer wieder solche weltwirtschaftlichen Fragen, wie die der russischen Finanzen, von unabhängigen und uninteressierten Kritikern behandelt werden, wie diesmal von Martin. Was die „Preußischen Jahrbücher" darüber seit Jahren gebracht haben, ist nach Möglichkeit totgeschwiegen worden; Herr Martin hat das Verdienst, sich durch dies Buch, vielleicht auch etwas durch die Uebertreibungen, und, wie es scheint, auch durch eine nicht einwandfreie Reklame gegenüber den ungeheuren finanziellen und politischen Mächten, die die öffentliche Meinung entgegengesetzt zu dirigieren suchen, Gehör erzwungen zu haben und sein Warnruf wird dem

deutschen Volksvermögen einmal hunderte von Millionen, vielleicht Milliarden ersparen.*)

Fassen wir zum Schluß unser Ergebnis zusammen: es ist mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Rußland binnen nicht zu langer Frist Bankrott machen und sich seine Zinsverpflichtung um einen größeren oder geringeren Prozentsatz verkürzen wird. Schreitet die Revolution fort, so wird diese Wendung eintreten, weil die Anarchie den Staat zahlungsunfähig macht; entwickelt sich ein mehr friedliches, konstitutionelles Leben, so werden dessen Anforderungen zu demselben Ergebnis treiben. Aber selbst wenn die Autokratie sich wieder befestigt, so wird auch sie dem Volke den ungeheuren Tribut an das Ausland nicht auf die Dauer abdrücken können. So weit also ist der Pessimismus im Recht. Im Unrecht aber ist er mit dem Schluß, daß der finanzielle Bankrott auch den politischen und militärischen Bankrott Rußlands bedeute. Im Gegenteil, indem Rußland sich durch den finanziellen Gewaltstreich erleichtert, wird es sich politisch stärken und rangieren und dadurch auch sehr bald wieder Kredit gewinnen. Von dem Zusammenbruch seiner Großmachtstellung ist es trotz Niederlagen, inneren Revolten und finanziellen Nöten noch sehr weit entfernt.

21. 9. 05. D.

*) Durch einen mit allen Akzenten darauf hinweisenden Artikel der „Münch. Allg. Zeitung“ aufmerksam gemacht, habe ich noch eine in dem „Grenzboten“ (Nr. 36) erschienene Kritik des Martinschen Buches nachgelesen. Die auf der Oberfläche liegenden Fehler und Widersprüche Martins sind darin wirkungsvoll zusammengestellt; auf das eigentliche Problem jedoch, auf die Frage, ob nicht nach aller Reduktion seiner Behauptungen in der Sache schließlich Martin doch recht hat, ist die Kritik weislich nicht eingegangen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Schmarsow, August. — Grundbegriffe der Kunstwissenschaft. Am Uebergang vom Altertum zum Mittelalter kritisch erörtert und in systematischem Zusammenhange dargestellt. Geh. M. 9, geb. M. 10. Leipzig, B. G. Teubner.

Schmoller, Gustav. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 29. Jahrg. 3. Heft. Leipzig, Dunhker & Humblot.

Seillière, Ernest. — Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche. Autorisierte Uebersetzung von Theodor Schmidt 317 S. Berlin, H. Barsdorf.

Siebert, Dr. Otto — Ein kurzer Abriss der Geschichte der Philosophie im Anschluss an Rudolf Hayms philosophische Vorlesungen. Was jeder Gebildete aus der Geschichte der Philosophie wissen muss. 318 S. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1904. Riga. W. F. Häcker.

Spann, Dr. Othmar. — Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt am Main. (Problem zur Fürsorge. Abhandlungen der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt am Main. II. Band. 178 S. Dresden, O. V. Böhnert.

Sternberg, Graf Adalbert. — Politische Federzeichnungen. M. 2. Berlin, Hermann Walter.

Tille, Dr. Armin. — Wirtschaftsarchive. (Sozialwirtschaftliche Zeitfragen. Herausgegeben von Dr. Alexander Tille, Heft 5/6.) M. 1.60. Berlin, Otto Elsner.

Vierordt, Heinrich. — Ausgewählte Gedichte. Mit einem Vorort von Ludwig Fulda. Heidelberg, Carl Winter.

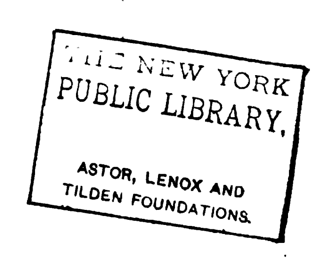
Vollmer. Lic. Hans. — Jesus und das Sacaeenopfer. Religionsgeschichtliche Streiflichter. 60 Pfg. Giessen, Alfred Töpelmann.

Wels, H. G. — Die ersten Menschen im Mond. Autorisierte Uebertragung von Felix Paul Greve. Brosch. M. 3, geb. M. 5. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Wiener, Oscar. — Das hat die liebe Liebe getan. Ein Liederbuch. M. 1.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Anderlind. — Leben, Wirken und Schaffen Ottomar Viktor Anderlinds. Kurz beschrieben von ihm selbst. 90 S. Leipzig und Breslau, Landwirtschaftliche Schulbuchhandlung Karl Scholtze.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffe. XXI. Band, 2. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Barella, J. C. — Die Teilung der Erde. 3. Aufl. M. 3,50. Dresden, E. Pierson.
Beiträge zur Arbeiterstatistik No. 2. Die Regelung der Notstandsarbeiten in deutschen Städten. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt Abteilung für Arbeiterstatistik. 181 S. Berlin, Carl Heymann.
Bibliographie der deutschen Universitäten. Bearb. von W. Erman u. E. Horn. III. Teil bearb. von W. Erman. Geh. M. 15, geb. M. 18. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Brandt, M. — England in deutscher Beleuchtung. Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung. 80 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.
Busse-Palma, Georg. — Brückenlieder. Ein Gedichtbuch. Geh. M. 2, geb. M. 3. München, Albert Langen.
Crucioli, Croce. — Sorrisi e Lacrime. cent. 60. Teramo, Prem. Tip. Economica.
Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalt Oesterreichs. Teil I: Der Besitzstand der Deutschen in Oesterreich. 5 Kronen. Reichenberg, Rudolf Gerzabek & Co.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang IV, Heft XI. M. 1. Prag, Karl Bellmann.
Die Hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Geb. M. 12. Leipzig, B. G. Teubner.
Dieterich, Albrecht. — Mutter Erde. Ein Versuch über Volksreligion. M. 3,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Dittrich, Ottmar. — Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Preis geh. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
Eschelbach, Hans. — In die Kaserne mit der Frau! 50 Pf. Berlin, Cöln-Leipzig, Albert Ahn.
Fink, C. — Der Ferne Osten, Herausgeber C. Fink. Band 3 Heft 6. Shanghai, Verlag der Ferne Osten.
Förster-Nietzsche, Elisabeth und **Peter Gast.** — Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe. Dritter Band 2. Hälfte. Briefwechsel mit Hans von Bülow, Hugo von Senger, Malwida von Meysenbug. Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler.
Friedmann, Oscar. — Das Dreieck. Ein Stück in drei Akten. M. 2. München, Albert Langen.
Gallavresi, Giuseppe. — Il Diritto elettorale politico secondo la Costituzione della Repubblica Cisalpina. 248 S. Milano, L. F. Cogliati.
Gastrow, Lic. Paul. — Joh. Salomo Semler in seiner Bedeutung für die Theologie mit besonderer Berücksichtigung seines Streites mit G. E. Lessing. M. 9. Giessen, Alfred Töpelmann.
Germanen-Bibel. — Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 3. und 4. Heftausgabe: Goethe. Zweite Auflage. Unter Mitwirkung deutschgesinnter Freunde herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Berlin, Volkserzieher-Verlag.
Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe, Bd. 39. M. 1,20. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta.
Gruber, Dr. Christian. — Wirtschaftsgeographie mit eingehender Berücksichtigung Deutschlands. Mit 12 Diagrammen und 5 Karten. Geh. M. 1,80, geb. M. 2,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Hashagen, D. Fr. — Nefanda — Infanda. Der »moderne« Roman und die Volkserziehung. Ein Protest. M. 2,40. Wismar, Hans Bartholdi.
Henne am Rhyn, Dr. Otto. — Aus Loge und Welt. Freimaurerische und kulturgeschichtliche Aufsätze. Geh. M. 3, geb. M. 4. Berlin, Franz Wunder.
Henschke, Margarete. — Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. 2. Aufl. Geh. M. 3, geb. M. 3,50. Leipzig, B. G. Teubner.
Hettner, A. — Das Europäische Russland. Geh. M. 4, geb. M. 4,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Howscha, Michel. — Babel, der echte Kommentar der Bibel. Erwiderung an Herrn Professor Delitzsch. 78 S. Königsberg i. Pr., Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt.
Jacobsohn, Siegfried. — Die Schaubühne. Jahrgang 1. No. 1. 20 Pf., vierteljährlich M. 2 Berlin, Verlag der »Schaubühne«.
Jahrbuch der Wohnungsreform im Jahre 1904. Zweiter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Dr. K. v. Mangoldt, verfasst von Otto Meissgeier. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Wohnungsreform (Verein Reichs-Wohnungsgesetz). M. 1. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Jahresbericht der Handelskammer in Cöln für 1904. Cöln, M. du Mont Schauberg.
Jerusalem, Dr. Wilhelm. — Die Aufgaben des Mittelschullehrers. Ein Vortrag. M. 1,40. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.
Internationale wirtschaftliche Konferenz. Verhandlungen am 18. und 19. Mai 1905 im Preussischen Abgeordnetenhause zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des internationalen provisorischen Komitees. 193 S. Berlin, Liebheit & Thiessen.
Koch, Heinrich S. J. — Die deutsche Hausindustrie. M. 1. M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland.
Koehler, Lic. Dr. Walter. — Katholizismus und Reformation. Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte. M. 1,80. Giessen, Alfred Töpelmann.
Kohlstock, Dr. Paul. — Ratgeber für die Tropen. 2. Auflage, bearbeitet von Dr. Mankiewitz. Geb. M. 7,50. Göttingen, Hermann Peter.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.



Kapitalismus und Protestantismus.



Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Daß der Geist des Kapitalismus allen Lebensmächten heut sein Gepräge aufgedrückt hat, wird auch derjenige nicht in Abrede stellen, dem diese Kulturerscheinung fast wie eine erneute Vertreibung aus dem Paradiese vorkommt. Das Charakteristische an dieser modernen Menschheitsbewegung ist der Umstand, daß dadurch eine neue Lebensmacht neben den bisherigen Gemeinschaftsfunktionen des Staates, des Rechts und der Kirche sich objektive Gestalt zu verschaffen begonnen hat: die unbeschränkte und unpersönliche Güterproduktion.

An der Umgestaltung der handwerksmäßigen Oekonomie in die kapitalistische Erwerbswirtschaft ist diese neu erwachte Triebkraft des Menschengeistes zuerst äußerlich wahrnehmbar in die Erscheinung getreten, und es mußte daher zunächst einmal die Aufgabe entstehen, dieses neue wirtschaftliche Phänomen gegenüber den übrigen substanziellen Lebensphänomenen der Politik, der Religion und der Ethik selbständig abzugrenzen und die Eigenart seiner kausalen Entwicklung aufzudecken. Das Verdienst, dieses Problem derart gestellt und das Fundament zu einer wissenschaftlichen Lösung gelegt zu haben, gebührt bekanntlich Karl Marx. Denn, was die fortschreitende Forschung gegen die von ihm fixierten Einzelergebnisse auch immer geltend zu machen hat, so bleibt diesem energischen Denker doch das Verdienst, die eigentümliche Natur der kapitalistischen Wirtschaftsform dadurch erst endgültig zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß er den Begriff der ökonomischen Entwicklung von aller Verschlingung mit der politischen und religiösen Moralistik absonderte und seine empirische Bewegungsform geschichtlich feststellte. Marx bezeichnete dieses Verfahren, das

selbstverständlich nicht völlig unvorbereitet von ihm entworfen worden ist, als die „materialistische Geschichtsmethode" und man muß zugestehen, daß diese Art der Geschichtsbetrachtung der wirtschaftlichen Untersuchung innerhalb der Grenzen angemessen ist, in denen dieses Gebiet ganz abstrakt für sich aufgefaßt wird. Eben dies ist aber zuvörderst nötig, um erst einmal das empirische Phänomen der Wirtschaftsentwicklung in seiner von den übrigen Lebensbeziehungen abgelöst betrachteten Eigennatur kennen zu lernen. Aber diese selbe Methode, deren Anwendung auf das Wirtschaftsgebiet innerhalb seiner ganz streng bestimmten Grenzen von so erfolgreicher Bedeutung ist, wird zu einem wahren Rattenkönig von Verwirrungen, wenn sie der auf die Totalität der menschlichen Entwicklung gerichteten Geschichtsforschung willkürlich und blindlings aufgedrungen wird. Die allein wahre Methode der universalen Geschichtsbetrachtung ist vielmehr der Begriff des Menschen, wie er zugleich ihr Objekt ist. Und zwar ist er ihr Objekt, sofern der konkrete Begriff des Menschen von ihr in der Mannigfaltigkeit der Individuen und ihrer wechselseitigen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der zeitlichen Entfaltung des allgemeinmenschlichen Wesens einheitlich erfaßt wird; ihre Methode aber ist er, weil der Mensch als Mensch konkreter Geist ist, so daß jene seine empirische Entwicklung in der Form der Zeit und der individuellen Vermannigfaltigung nur unter dem Gesichtspunkt der fortschreitenden Selbstbestimmung der Einheit und Totalität des Geistes zureichend begriffen werden kann. Eben deswegen kann schon die nationalökonomische Forschung mit der materialistischen Geschichtsmethode allein die ihr gestellte Aufgabe keineswegs bewältigen; denn sie hat das Phänomen der gesellschaftlichen Produktion der materiellen Güter nicht bloß in seiner abstrakt abgegrenzten Entwicklung zu bestimmen, sondern es muß außerdem diese gesellschaftliche Lebensfunktion, wie jede andere auch, im Zusammenhang mit der Totalität des Lebens nach ihrer konkreten Beziehung erkennbar gemacht werden. Dazu aber reicht die marxistische Abstraktionsmethode nicht mehr aus; dazu bedarf es der geistigen Totalitätsmethode.

In der Tat gewahren wir denn auch, wie die wissenschaftliche Nationalökonomie heut mit der Lösung dieses umfassenderen Problems beschäftigt ist. Denn das eben ist das Neue auf diesem Felde, daß man sich nicht mehr mit der bloßen Ermittelung der für die Wirtschaftsgeschichte in Frage kommenden Tatsachen

und ihrer kausalen Verknüpfung zu begnügen vermag, sondern daß man sich durch die gründlichere Erforschung des Gegenstandes selbst veranlaßt sieht, nunmehr die weitere Frage nach dem „Geist des Kapitalismus" aufzuwerfen. Und dabei stellt sich nun heraus, daß die Verabsolutierung der Wirtschaftsfunktion im wirtschaftlichen Kapitalismus nur das spezifisch Neue dieser jüngsten Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes ist, daß dieser selbe Geist aber ebenso auf die übrigen Gemeinschaftsfunktionen des Lebens, so auf die Kirche, den Staat, das Recht usw. seinen umgestaltenden Einfluß ausgeübt hat. Diese geistige, wieder auf die Totalität des Lebens gerichtete Bewegung ist freilich erst im Entstehen begriffen, aber es kann schon jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß damit eine neue spekulative Epoche der wissenschaftlichen Forschung ihren Anfang genommen hat. Worum es sich aber in diesem anhebenden Erkenntnisprozeß handelt, ist dies, daß die alte, lange zurückgedämmte Wahrheit in festerer Gestalt und gründlicherer Form sich wieder allgemeine Geltung verschafft, jene Wahrheit, daß der Fortschritt der Menschheitsgeschichte von Ideen und nicht von den sinnlichen Instanzen der Lebensgemeinschaft bestimmt wird. Die entgegengesetzten Methoden des Positivismus und Psychologismus, des ökonomischen Materialismus und historiologischen Kollektivismus, die jene sinnlichen Instanzen der Reihe nach als die Grundlage der wissenschaftlichen Erkenntnis proklamiert haben, erweisen sich abermals wieder als trügerisch. Denn die empirischen Wissenschaften selber gelangen, wie jetzt die Nationalökonomie, zu der Einsicht, daß die Wurzel aller Kulturentwicklung in dem sich fortschreitend verwirklichenden Wesen des Menschen, d. h. in der Selbstbestimmung des konkreten Geistes liegt. Eben das ist es auch, was die lichtvollen Denker von jeher unter „Idee" verstanden haben, nämlich: die Einheit der sich in der Mannigfaltigkeit der Individuen verwirklichenden Selbstbestimmung des Geistes.

Daß sich nun aber die Nationalökonomie über die gründliche und möglichst lückenlose Tatsachenforschung der Wirtschaftsentwicklung hinaus gedrängt sieht, die Entstehung der Wirtschaftsfunktion aus der Einheitsfunktion der Lebenstotalität zu bestimmen, dafür verweise ich gerade auf einen Forscher, der seinen empirischen Standpunkt mit allem Nachdruck geltend macht und fast ängstlich den Verdacht abzuwehren sucht, als ob ihm die Sammlung des Tatsachenmaterials nicht die alles beherrschende Hauptsache sei. Es ist W. Sombart, der in seinem umfassend angelegten Werk „Der

moderne Kapitalismus" erklärt: „Tatsachen, Tatsachen, Tatsachen mußt du bringen: Diese Mahnung hat mir bei Abfassung dieses Buches immerfort im Ohre geklungen." Aber gerade in diesem Werk wird unumwunden dargetan, daß auch die vollständigste Tatsachensammlung zur Feststellung des Wesens der sozialen Theorie nicht ausreiche, sondern daß zur Lösung dieses Problems von der Tatsache selber auf das Wesen ihres lebendigen Urhebers zurückgegangen werden müsse. So sagt Sombart (1, XVIII): „Das Erste, was mir der Betonung wert erscheint, ist dieses: daß wir uns niemals verleiten lassen sollten, als letzte Ursachen, auf die wir soziales Geschehen zurückführen wollen, etwas anderes anzusehen als die Motivation lebendiger Menschen. — Wollten wir irgend welche (äußere) Verursachung menschlicher Seelenvorgänge als tiefere Ursache sozialer Erscheinungen ansprechen (was sicher im Bereich der Möglichkeit liegt), etwa eine bestimmte technische Erfindung, so würden wir zu einem unbegrenzten Regressus gezwungen werden. Auch von diesem Uebelstande abgesehen, stießen wir bei unserem Bestreben, eine lückenlose Kausalkette herzustellen, sobald wir auf die das menschliche Seelenleben erst bestimmenden Faktoren zurückgehen wollten, stets auf die noch unüberbrückte Kluft der psychologischen Verursachung, die eine andere als die mechanische Kausalität ist. — Es empfiehlt sich daher, für die Erklärung der sozialen Erscheinungswelt als primär wirkende Ursachen oder treibende Kräfte menschliches Handeln bezw. die Motive oder Zweckreihen, unter denen es erfolgt, anzusehen." Liegt nun das Prinzip der materialistischen Geschichtsmethode in dem Satz, daß die ökonomischen Verhältnisse die Gesamttätigkeit des Menschen bestimmen, so ersieht man aus den angeführten Gedanken Sombarts, daß damit trotz der Forderung eifrigster Tatsachenforschung jenes Verfahren von Grund aus geändert ist. Das wird dann erst recht deutlich, wenn (2, 4) gesagt wird: „Wir sollten uns doch endlich daran gewöhnen, nur diese — die lebendigen Menschen — als treibende Kräfte in allem sozialen Geschehen anzusprechen; richtiger ihre Zwecksetzungen, ihre Wollungen. Alles andere — Technik, Bevölkerungsbewegung, Rechtsordnung — haben wir entweder in das Verhältnis der Wirkung jener treibenden Kräfte oder in dasjenige der objektiven Bedingung ihrer Wirksamkeit zu setzen." Das Bedeutsame hieran ist, daß die marxistische Geschichtsmethode auf diese Weise sich gerade vom Boden der ökonomischen Tatsachenforschung

aus als unzureichend erweist, und wenn der philosophische Leser an Sombarts „modernem Kapitalismus" etwas zu bedauern hat, so ist es der Umstand, daß in diesem Werk jenen wahrhaft „treibenden Kräften" nicht weiter nachgespürt ist, falls sich der Verfasser dies nicht für einen späteren Band vorbehalten hat.

Gegen diese Aufstellungen Sombarts könnte nun eingewandt werden, daß sie in dieser Form nur erst subjektive Behauptungen des Verfassers und als solche noch nicht geeignet wären, die positivistische Geschichtsmethode wankend zu machen. Dieser systematische Nachweis ergiebt sich jedoch aus einer ausgezeichneten Abhandlung, die Max Weber in dem Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (Bd. XX u. XXI) unter dem Titel: „Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus" veröffentlicht hat. In dieser Arbeit geht der Verfasser nunmehr tatsächlich den „treibenden Kräften" nach, welche die geistigen Motive für die kapitalistische Erwerbswirtschaft enthalten, und es ist ihm durch eine außerordentlich gründliche Untersuchung gelungen, einen wesentlichen Faktor der den Kapitalismus bestimmenden Idee mit überzeugender Gewißheit aufzudecken. Nicht mehr und nicht weniger hat sich aber dabei herausgestellt, als das gewiß überraschende Ergebnis, das in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Ein konstitutiver Bestandteil des kapitalistischen Geistes, und nicht nur dieses, sondern der modernen Kultur: die rationale Lebensführung auf Grundlage der Berufsidee ist geboren aus dem Geist der christlichen Askese." Zum Verständnis dieses Satzes muß nur noch hinzugefügt werden, daß unter „Berufsidee" hier die erst aus dem religiösen Bewußtsein des Protestantismus abgeleitete Pflicht zu verstehen ist, die der Einzelne der bürgerlichen Gemeinschaft gegenüber zu erfüllen hat, und unter „christlicher Askese" der aus dem Calvinismus stammende Heiligkeitstrieb des Puritanismus in seinen mannigfachen Erscheinungsformen. Der Geist des Kapitalismus ist danach gezeugt aus der Idee des Protestantismus und zwar aus der spezifischen Gestaltungsform, welche diese Idee unter dem Einfluß des reformierten Rationalismus empfangen hat.

Dieser Nachweis muß in den gläubigen Kreisen des Protestantismus zunächst wie ein lähmender Donnerschlag wirken, und wenn diese Darlegungen Webers gleichwohl als zwingend erachtet werden müssen, so kann in dem Herzen derer, die noch von echt protestantischer Gesinnung beseelt sind, dadurch nur die Empfindung

wachgerufen werden, daß nicht die genuine Idee des reformatorischen Glaubens, sondern ein wesentlich anders gearteter Nebenschößling mitgewirkt haben muß zur Erzeugung jenes materialistischen Typus des individualistischen Kapitalistentums, wie er uns heut vor Augen steht. Wo aber liegt der Keim zu dieser Abart? In der kapitalistischen Güterproduktion als solcher nicht, denn es wird uns ja gezeigt, daß diese ihre innere Veranlassung im „Geist“ des Kapitalismus hat, und daß dieser wiederum entsprungen ist aus der puritanischen Askese. Demnach muß von Anfang an der puritanische Protestantismus mit dem Widerspruch in die Welt gekommen sein, daß er einerseits weltgeschichtlich notwendig und andererseits doch eine Verkümmerung der reformatorischen Glaubensidee war, wie sie in Luther zum Ausdruck gekommen ist. Denn wie die puritanische Religiosität an sich auch immer gewertet werden mag, so wird doch nun erwiesen, daß aus ihr der kapitalistische Berufsgeist und aus diesem der moderne Berufsmensch hervorgegangen ist, der auch wieder seinen eigenen Willen, die Richtung seines tätigen Lebens von der äußeren, objektiven Macht der materiellen Gütererzeugung direkt oder indirekt bestimmt sieht. Damit aber ist das Gnadengeschenk der „Freiheit eines Christenmenschen“, auf das uns Luther, seligen Glaubens voll, verwiesen hat, wieder preisgegeben, und wir sind nicht mehr in der Liebe Gottes freie Diener unseres Nächsten, sondern wir sind Knechte jener grausamen Tyrannis der materiellen Gütervermehrung geworden. Von dem Ergebnis seiner Untersuchung tief bekümmert, schließt daher Weber seine Abhandlung mit den resignierenden Worten: „Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, — wir müssen es sein. Denn indem die Askese aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde und die innerweltliche Sittlichkeit zu beherrschen begann, half sie jenen mächtigen Kosmos der modernen, an technischen und ökononmischen Voraussetzungen mechanisch-maschineller Produktion gebundenen Wirtschaftsordnung erbauen, der heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dies Triebleben hineingeboren werden — nicht nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen — mit überwältigendem Zwange bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist. Nur wie „ein dünner Mantel, den man jederzeit abwerfen könnte“, sollte nach Baxters Ansicht die Sorge um die äußeren Güter, um die Schulter seiner Heiligen liegen. Aber aus dem Mantel ließ das

Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden. Indem die Askese die Welt umzubauen und in der Welt sich auszuwirken unternahm, gewannen die äußeren Güter dieser Welt zunehmende und schließlich unentrinnbare Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte. Heute ist ihr Geist — ob endgültig, wer weiß es — aus diesem Gehäuse entwichen. — Auf dem Gebiete seiner höchsten Entfesselung, in den Vereinigten Staaten, neigt das seines metaphysischen Sinnes entkleidete Erwerbsleben heute dazu, sich mit reinen agonalen Leidenschaften zu assoziieren, die ihm nicht selten geradezu den Charakter des Sports aufprägen. Niemand weiß noch, wer künftig in jenem Gehäuse wohnen wird, und ob am Ende dieser ungeheuren Entwicklung ganz neue Propheten oder eine mächtige Wiedergeburt alter Gedanken und Ideale stehen werden, oder aber — wenn keins von beiden — „chinesische" Versteinerung, durch eine Art von krampfhaftem Sich-wichtig-nehmen verbrämt. Dann allerdings könnte für die „letzten Menschen" dieser Kulturentwicklung das Wort zur Wahrheit werden: „Fachmenschen ohne Geist, Genußmenschen ohne Herz, dies Nichts bildet sich ein, eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben."

Wäre dies nun in der Tat das letzte Wort der universalen Wirkung des Protestantismus, wäre seine Idee erschöpft mit der Erzeugung des Berufsmenschen als eines Fachmenschen ohne Geist, eines Genußmenschen ohne Herz, dann freilich wäre diese ganze Bewegung nicht mehr als eine weltgeschichtliche Episode und noch dazu eine solche mit sehr häßlichem Abschluß. Aber so steht die Sache, Gott sei Dank, nicht. Denn hinter und über dem reformierten Rationalismus erhebt sich erst die tiefere und umfassendere Idee des ursprünglichen Protestantismus, wie sie nicht nur religiös in dem Geist Luthers, sondern auch künstlerisch in dem Geist Bachs, Schillers und Goethes und philosophisch in dem Kants, Fichtes und Hegels ans Licht der Welt getreten ist. Diese Idee ist noch ungemünztes Gold, aber wenn nicht alles täuscht, dann hat nunmehr die Stunde geschlagen, wo wir beginnen müssen, diesen Barren feste Prägung zu geben. Gerade das Ergebnis der Weberschen Untersuchung fordert dazu auf, die heilbringende Macht dieses spekulativen, antirationalistischen und antipositivistischen Protestantismus in der kernhaften Natur seines Geistes wieder sichtbar zu machen. Es ist dies jener spekulative Geist unserer Väter, von dem Adolf Harnack gesagt hat: „Wenn er sich die Ge-

schichte angeeignet hat, wenn er zunächst lauschend und lernend den ganzen Reichtum geschichtlicher Wirklichkeit und individueller Eigenart in sich aufgenommen hat, dann wird er, das steht außer jedem Zweifel, mit sieben Geistern zurückkehren, und es werden keine Teufel sein, sondern starke, lichte Geister". — Und nun kommt der Anstoß dazu, diesen Idealismus wieder von grund aus zu verlebendigen, gerade von einer Seite, von der man es am wenigsten hätte erwarten sollen: von einer empirischen Wissenschaft. Denn indem die nationalökonomische Forschung das Mene Tekel dieser empirisch-rationalistischen Epoche mit Flammenschrift an die Wand zeichnet, ist in die Bewußtmachung und Begründung dieses dekadenten Zustandes schon der entgegengesetzte Trieb mit eingeschlossen, die gefahrdrohende Einseitigkeit dieser positivistischen Lebenstendenz aufzuheben und zwar aufzuheben in der Verlebendigung der Totalitätsidee, als deren einseitiges Moment jene Tendenz zunächst Wirklichkeit erlangt hat. Und so soll nun hier einmal gegenüber der Einseitigkeit des reformierten Rationalismus die spekulative Idee des Protestantismus sichtbar gemacht werden.

Die Untersuchung Webers geht von der oft bemerkten und auch von Katholiken viel erörterten Tatsache aus, welche den vorwiegend protestantischen Charakter des Kapitalbesitzes und Unternehmertums sowohl, wie der oberen gelernten Schichten der Arbeiterschaft und namentlich des höheren technisch oder kaufmännisch vorgebildeten Personals der modernen Unternehmungen betrifft.*) In seiner gegenwärtigen Erscheinungsform ist aber der Kapitalismus diejenige Wirtschaftsart, in welcher der unbegrenzte Gelderwerb auch über die gewohnheitsmäßige Bedürfnisbefriedigung der Individuen hinaus und demnach unabhängig von ihnen als die Berufspflicht des Individuums gilt. Und da nun der Erwerb des Geldes um seiner selbst willen zum allgemeinen Maßstab der Berufserfüllung eines Jeden gemacht worden ist, so ist der Kapitalismus auf diese Weise die entscheidende Macht geworden, die ihren Einfluß nicht bloß auf die Unternehmer ausübt, sondern ebenso auf deren An-

*) Im engen Zusammenhange damit steht der Umstand, daß die katholische Bevölkerung an der Ausbreitung der oberen gebildeteren Volksschicht mit einem geringeren Prozentsatz beteiligt ist, als die Nichtkatholiken. Für diese Tatsache ist in einem von Justinus gezeichneten Aufsatze, Novemberheft 1896 der Preußischen Jahrbücher, „Die Ehelosigkeit der katholischen Priester" in durchaus überzeugender Weise der Grund geltend gemacht worden, daß der Teil der niederen Bevölkerung, der in den geistlichen Stand des Katholizismus eintritt, wegen des Zölibates nicht wieder wie die protestantische Geistlichkeit den höheren Berufsständen Nachkommen zuzuführen vermag.

gestellte und Arbeiter und indirekt auf alle Berufskreise überhaupt. In der Tat ist die kapitalistische Erwerbswirtschaft auch erst zur vollen Blüte gelangt, seitdem ihr „Geist“ alle Kreise und nicht etwa bloß die der Unternehmer erfüllt hat; insbesondere mußte erst eine spezifische Arbeiterschaft herangezogen sein, deren Erwerbstrieb selbst über die bloß gewohnheitsmäßige Bedarfsdeckung hinausgeht, und andererseits mußten auch die übrigen Kreise von dem Zuge zum Kapitalserwerb ergriffen sein, ehe diese Wirtschaftsform die Staats- und Rechtsordnung ihren Bedürfnissen entsprechend umzugestalten vermochte. Daraus ersieht man, daß die gegenwärtig am meisten in die Augen fallende Erscheinung, wonach einzelne Großkapitalisten fast im Golde ersticken, nicht gerade notwendig zur Sache gehört, und daß man sich daher hüten muß, diesen Punkt als die entscheidende Wesensbestimmung der kapitalistischen Wirtschaftsform überhaupt geltend zu machen. Kurz, die kapitalistische Produktionsweise als solche ist unabhängig davon, ob sie von Privatunternehmern oder von der Totalität der Gesellschaft betrieben wird. In der einen oder anderen Form aber muß sie in den Gang gebracht werden, und geschichtlich ist sie zunächst in der Gestalt von Privatunternehmungen verwirklicht worden. Ist nun die Frage nach dem Geist des Kapitalismus nichts anderes als die Frage, welcher neue Menschheitstypus die kapitalistische Erwerbswirtschaft erzeugt und zur bestimmenden Lebensmacht erhoben hat, so ist sie historisch damit gelöst, wenn gezeigt wird, wie dieser Typus sich empirisch bisher entwickelt hat; philosophisch aber erst dann, wenn die konstituierende Idee dieser noch keineswegs abgeschlossenen Typusbildung ihrer ganzen Bedeutung nach zum Bewußtsein gebracht wird.

Das gegenwärtige Gepräge des kapitalistischen Menschen ist nun dies, daß der unbegrenzte Gelderwerb nicht mehr als Mittel der Erfüllung menschlicher Berufspflicht, sondern schlechthin als Zweck gilt. Die Folge dieses Umschlages aber ist die gewesen, daß hierdurch der religiöse Ursprung des kapitalistischen Geistes unkenntlich geworden ist, eben weil an die Stelle der inneren Motivation die äußere, materialistische Zweckbestimmung getreten ist. Diese utilitaristische Wandlung hat sich etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen, und Weber zeigt durch den Abdruck einer von Franklin formulierten Anweisung geradezu urkundlich, wie das moderne Erwerbsstreben unter Abstreifung aller religiösen Begründung lediglich wegen des natürlichen Nutzens für

das Individuum hier als Berufspflicht geltend gemacht wird. Nur zur Probe seien daraus die charakteristischen Sätze angeführt: „Bedenke, daß die Zeit Geld ist. — Bedenke, daß Kredit Geld ist. — Bedenke, daß Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist. — Bedenke, daß nach dem Sprichwort ein guter Zahler der Herr von jedermanns Beutel ist. Wer dafür bekannt ist, pünktlich zur versprochenen Zeit zu zahlen, der kann zu jeder Zeit alles Geld entlehnen, was seine Freunde gerade nicht brauchen; — dies ist bisweilen von großem Nutzen. Neben Fleiß und Mäßigkeit trägt nichts so sehr dazu bei, einen jungen Mann in der Welt vorwärts zu bringen als Pünktlichkeit und Gerechtigkeit bei all seinen Geschäften; — außerdem zeigt dies, daß du ein Gedächtnis für deine Schulden hast, es läßt dich als einen ebenso sorgfältigen wie ehrlichen Mann erscheinen und das vermehrt deinen Kredit!" — Wird nun nachgeforscht, wo dieser kapitalistische Geschäftsgeist sich zuerst verwirklicht hat, so erfahren wir, daß diese Bewegung fast ausnahmslos von Zentren ausgegangen ist, in denen der Trieb puritanischer Glaubensbewährung innerhalb der reformierten Religionsgemeinschaften die ganze Lebensführung bestimmt hat. Auf diesen Zusammenhang hat schon Gothein in seiner Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes aufmerksam gemacht, wo (1, 679) gesagt wird: „Wer den Spuren kapitalistischer Entwicklung nachgeht, in welchem Lande Europas es auch sei, immer wird sich dieselbe Tatsache aufdrängen: die calvinistische Diaspora ist zugleich die Pflanzschule der Kapitalwirtschaft. Die Spanier drückten sie mit bitterer Resignation dahin aus: die Ketzerei befördert den Handelsgeist". Aber dieser Hinweis ist in weiteren Kreisen unbeachtet geblieben, bis nun Weber diesen inneren Zusammenhang zwischen dem reformierten Glaubensgeist und der Entstehung des kapitalistischen Geschäftsgeistes tatsächlich aufgedeckt hat.

In dieser äußerst sorgfältigen Untersuchung, deren Gang hier nur ganz kurz angedeutet werden kann, werden zwei Bewegungsmomente als die entscheidenden Triebkräfte herausgehoben: einmal der Nachdruck, mit dem die Pflicht bürgerlicher Berufserfüllung von dem religiös-sittlichen Standpunkt des gesamten Protestantismus aus gefordert worden ist, sodann die spezifische Ausprägung der Lehre von der vorherbestimmten Gnadenwahl, wie sie innerhalb der reformierten Glaubensgemeinschaften auf der Grundlage der Religionsauffassung Calvins ihre Ausbildung erhalten hat. — In-

dem daran erinnert wird, daß die religiös-sittliche Qualifizierung des weltlichen Berufslebens eine der folgeschwersten Leistungen der Reformation und speziell Luthers sei, wird in einer sehr dankenswerten sprachlichen Untersuchung gezeigt, daß nicht nur der Gedanke, sondern auch diese Anwendung des Wortes „Beruf" neu und nur den Sprachen der protestantischen Völker eigentümlich sei. Die Schätzung der Pflichterfüllung innerhalb der weltlichen Berufe als des höchsten Inhaltes, den die sittliche Selbstbetätigung überhaupt annehmen könne, sagt Weber: Dies sei es gewesen, was die Vorstellung von der religiösen Bedeutung der weltlichen Alltagsarbeit zur unvermeidlichen Folge hatte und den Berufsbegriff erzeugte. Es käme also in dem Begriffe „Beruf" jenes Zentraldogma aller protestantischen Denominationen zum Ausdruck, welches die katholische Unterscheidung der christlichen Sittlichkeitsgebote in „praecepta" und „consilia" verwirft und als das einzige Mittel Gott wohlgefällig zu leben, nicht eine Ueberbietung der innerweltlichen Sittlichkeit durch mönchische Askese, sondern ausschließlich die Erfüllung der innerweltlichen Pflichten kennt, wie sie sich aus der Lebensstellung des einzelnen ergeben, die dadurch eben sein „Beruf" werde.

Trotzalledem und alledem aber hat der lutherische Protestantismus eine neue objektive Lebensform nicht erzeugt. Er hat die christliche Idee der religiösen Vergeistigung nicht nur erweitert und vertieft, sondern prinzipiell verwirklicht, und er hat die substanzielle Sittlichkeit des Staats- und Rechtslebens von seinem religiösen Standpunkt aus gefestigt und mit neuer Kraft erfüllt, aber nicht hat er es bisher vermocht, neben dem Staat, dem Recht und der Kirche eine höhere Gemeinschaftsfunktion herauszugestalten, in der jene als Sonderfunktionen einer entwickelteren Lebenseinheit auch ihrerseits eine geistige Wiedergeburt zu erleben hätten. Die Idee, welche mit Luther in die Welt kam, ist zu mächtig, als daß sie die ganze Fülle ihres Lebensgeistes in einigen Generationen, ja selbst in einigen Jahrhunderten zu entfalten vermocht hätte. Es mußte erst langsam der Boden vorbereitet werden, damit diese Saat überhaupt hervorzukeimen imstande ist; es mußten Uebergänge und Vermittlungsformen geschaffen werden, damit durch solche Vorbereitungen die Kontinuität der Entwicklung gewahrt würde. Und nun zeigt es sich, daß der reformierte Protestantismus als der Träger dieses äußeren Vermittlungsprozesses hervorgetreten ist.

Daß der Calvinismus und die von ihm abhängigen Richtungen

diesen Uebergang zu bewerkstelligen vermochten, liegt letzthin daran, weil sie den Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Geist dadurch wahrten, daß sie noch auf dem Boden des religiösen Rationalismus stehen bleiben, und weil sie andererseits mit dem lutherischen Protestantismus durch die Geltendmachung der religiösen Glaubenssubjektivität in Verbindung treten und sich dadurch über die Sphäre der mittelalterlichen Religiosität erheben. Zum Ausdruck aber kommt dies darin, daß der reformierte Protestantismus noch an der rationalistischen Trennung zwischen Gott und dem Menschen oder m. a. W. an dem Dualismus zwischen dem absoluten Selbstbewußtsein und dem natürlichen einseitig festhält. Und daher ist auch der reformierte Glaube nicht wie bei Luther der Gnadenprozeß, in welchem der göttliche Geist mit dem menschlichen innerlich eins wird, sondern er ist nur eine die Richtung des menschlichen Selbstbewußtseins verändernde und mit der Gerechtigkeit Gottes in Uebereinstimmung bringende Kraft, so daß nicht eine wirkliche und zunehmende Vereinigung mit Gott, sondern nur eine gehorsame Unterordnung des an sich menschlichen Willens unter den ebenso an sich bleibenden Willen Gottes dadurch erwirkt wird. Die Eigentümlichkeit dieses verstandesmäßigen, rationalistischen Verfahrens zeigt sich also darin, daß von ihm überall feste absolute Unterschiede, so zwischen göttlichem und menschlichem Wesen, zwischen Leib und Seele, zwischen Geist und Natur, einseitig festgehalten werden, während in Luther bereits die tiefere, spekulative Einsicht aufgegangen war, daß es solche absoluten Gegensätze gar nicht gibt, sondern nur relative, und daß der ganze Heilsprozeß eben in der geistigen Aufhebung der sich fälschlich für absolut nehmenden, in Wahrheit aber relativen Besonderungen, so namentlich des natürlichen Menschen, besteht. Seinem inneren Charakter nach steht daher der reformierte Glaubensbegriff dem scholastisch-katholischen erheblich näher, als dem lutherischen. Daß er gleichwohl mit diesem in nähere Wechselwirkung getreten ist, liegt aber daran, daß die Ausschaltung der objektiven Vermittlung der sichtbaren Kirche in der Glaubensberufung als die Hauptsache des protestantischen Standpunktes aufgefaßt wurde.

Im Gegensatz zu dem Glauben Luthers ist daher dies das Charakteristische an der Grundauffassung des reformierten Protestantismus, daß der Gnadenakt der Glaubensberufung nicht als unmittelbare Gewißheit des Selbstbewußtseins zum Ausdruck kommt

und zwar deswegen nicht, weil dieser Glaube eben nicht die Verschmelzung des göttlichen Lebensgeistes mit dem menschlichen zum Inhalt hat, sondern lediglich in einer von außen kommenden Einwirkung auf die individuellen Kräfte des Menschen besteht, vornehmlich auf den Willen. Demnach kann dieser Glaubensstand auch gar nicht als solcher empfunden werden, sondern nur, sofern er sich an einer mit dem Willen Gottes übereinstimmenden Ausübung der menschlichen Willenskräfte bewährt. Die Forderung der Bewährung des Glaubens in guten Werken oder der positive Antrieb zur Askese entspringt daher analog wie im Katholizismus daraus, daß der Glaube eine zu den natürlichen Kräften hinzukommende Gnadengabe ist, die nach römischer Lehre durch die sichtbare Kirche vermittelt, nach reformierter durch göttliche Prädestination verliehen wird. Nur ist dies der Unterschied dabei, daß nach der scholastischen Auffassung die natürlichen Kräfte des Menschen schon von selbst die Richtung zum Guten eingeschlagen haben müssen, während die reformierte Ansicht dahingeht, daß die natürlichen Kräfte als solche böse sind und nur durch den Empfang jener vorherbestimmten Gnadengabe die Richtung zum Guten bekommen. Daraus geht zugleich hervor, daß die reformierte Prädestinationslehre nur indirekt mit der asketischen Betätigung des Glaubens in Zusammenhang steht, da jene in dem Lehrsystem Calvins im Grunde genommen das Ersatzstück für die ausgeschiedene Instanz der objektiven Vermittlung der Gnadengabe durch die Kirche abzugeben hat*). Es liegt aber dort wie hier in der Auffassung von dem Wesen des Glaubens selbst, daß er einer stetig fortschreitenden Bewährung in guten Werken bedarf, um überhaupt als lebendig empfunden zu werden.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Katholiken und Reformierten liegt demnach nicht in der Forderung der Glaubensbewährung an sich; er liegt vielmehr in dem Zweck, der dadurch realisiert werden soll. Nach katholischer Lehre nämlich geht diese Zweckbestimmung dahin, dem Reich Christi oder der Kirche dualistisch neben und über dem Reich der Welt die vollkommene Herrschaft zu erwirken; reformierte Tendenz ist es dagegen, die natürliche

*) Daß die calvinistische Lehre von der vorherbestimmten Gnadenwahl auch in den Kämpfen des großbritannischen Presbyterianismus praktisch nicht die Bedeutung gehabt hat, die ihr Weber im allgemeinen beizumessen geneigt ist, dafür verweise ich auf den sehr instruktiven Aufsatz „Anglikanismus und Presbyterianismus“ in der Sammlung „Historischer und politischer Aufsätze“ von Hans Delbrück (Berlin 1887).



Welt selber zum Reich Christi umzugestalten. Das ist also der Grund, weshalb die Glaubensbewährung dort eine überweltliche, hier eine innerweltliche Richtung annimmt. „Askese" aber wird aus diesem Bestreben erst, wenn sich die Kraft des Glaubens nicht bloß in gewohnter, gleich bleibender Stärke, sondern in stetiger Steigerung äußert: erst das Moment des stetigen Prozesses macht die Bewährung zur Askese. Dabei braucht nicht noch auseinandergesetzt zu werden, daß die Glaubensbewährung erst in der Askese ihre vollkommene Bewegungskraft erreicht. Nun aber liegt der Fortschritt der reformierten Askese gegenüber der mönchischen darin, daß diese Kraft im puritanischen Protestantismus in der Gesamtheit der Gläubigen in Aktion gesetzt wird, während sie im Katholizismus nur Lebensaufgabe eines besonderen Standes sein kann. Denn eine allgemeine Befolgung der katholischen Askese, auch nur des Keuschheitsgelübdes, würde gleichbedeutend sein — wenn nicht mit dem Aussterben des gesamten Menschengeschlechtes, so doch mit dem katholischen Menschentum; damit also würde sich die Kirche selbst zerstören. Die reformierte Askese dagegen ist darauf angelegt, allgemein zu werden, weil sie die natürlichen Grundlagen des Lebens nicht aufhebt, sondern eine innerweltliche Richtung hat; und je mehr sie sich in der Welt ausbreitet, desto mehr äußerer Nutzen muß auch aus dieser Berufsbewährung hervorgehen. Die mönchische Askese ist auf diese Weise prinzipiell aus einem bloß standesgemäßen Heiligkeitsstreben in eine allgemein menschliche Berufsbewährung umgeschlagen, und die opera supererogationis der Klosterleute verwandeln sich im Zusammenhang damit in die gesteigerte Gütervermehrung des bürgerlichen Lebens.

Für die Glaubensbewährung der Reformierten kommen demgemäß drei folgenreiche Momente in Betracht: sie wird erstens vom Glauben aus selbständig geformt, d. h. sie entnimmt ihre innerweltliche Bestimmung nicht aus der gegebenen natürlichen Ordnung des Staates, des Rechts, der Oekonomie usw., sondern aus der religiös-moralischen Fixierung, und ist so eine fides formata in neuer Gestalt; sie wird zweitens mit dem Antrieb zu einem stetigen Prozeß erfüllt und erhebt sich damit über die traditionell gewohnheitsmäßige Ausübung der Berufspflicht, und sie nimmt drittens einen substanziell-unpersönlichen Charakter an.

Die Bedeutung der ersten dieser drei Momente zeigt sich

darin, daß infolgedessen schließlich eine ganz neue Gemeinschaftsfunktion verselbständigt worden ist oder, besser, sich noch zu verselbständigen im Begriff ist, nämlich jene durch die Gütererzeugung bestimmte Gemeinschaftsform, welche wir unter dem Terminus der ökonomischen Gesellschaft kennen. Es ist das diejenige neue Erscheinung, von der Lorenz Stein gesagt hat: „die Gesellschaft sei diejenige Form der Einheit der Menschen, „welche allein fähig und deshalb dazu bestimmt ist, das höchst mögliche Maß der menschlichen Güter für die ganze Menschheit zu erwerben und dasselbe an die Einzelnen zu verteilen; — das vermag weder die Gemeinde, noch die Kirche, noch der Staat; hier ist die Stelle, wo die Gesellschaft als selbständige Gestalt des menschlichen Lebens ihren Platz, ihre Aufgabe, ihre begriffliche und materielle Notwendigkeit hat."

Bildet das erste Moment also den inneren Quell für die Erzeugung einer neuen Gemeinschaftsfunktion, so wird mit dem zweiten der subjektive Geistestrieb in Bewegung gesetzt, der auf die Erzeugung des „höchst möglichen Maßes der menschlichen Güter" gerichtet ist. Daß dieser stetig sich steigernde Bewährungsfortschritt, der dann schließlich ökonomisch gegenüber dem stabilen Handwerksgeist in dem progressiven Geist des Kapitalismus zum Ausdruck kommt, tatsächlich in der religiösen Anschauung des reformierten Protestantismus seinen Ursprung hat, dafür nur einige Hinweise. Auf die 115. Frage des Heidelb. Kat., warum die Gebote zu halten sind, erfolgt die Antwort: auf daß wir unser ganzes Leben lang unsere sündliche Art je länger je mehr erkennen und soviel desto begieriger Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit in Christo suchen. Danach, „quo in dies magis ac magis ad imaginem dei renovemur, donec aliquando tandem, postquam ex hac vita decesserimus, propositam nobis perfectionem laeti assequamur" (damit wir von Tag zu Tag mehr wieder zum Ebenbilde Gottes gemacht werden, bis wir das Ziel der Vollkommenheit nach diesem Leben selig erreichen). Sodann wird Cat. Genev. S. 149 gefordert, daß ein jeder von uns nach Maßgabe der ihm anvertrauten Gnade sein Leben zum höchsten, der Gerechtigkeit entsprechenden Grade entwickle und infolgedessen mit stetigem Eifer größere Fortschritte zu machen versuche (ut quisque nostrum pro modo collatae sibi gratiae ad summam rectitudinem vitam suam componere, et maiores subinde progressus facere, assiduo

studio conetur). In der Lausanner Ausgabe des Osterwaldschen Cat. wird zur Rechtfertigung ausdrücklich gefordert: faire tous les jours de nouveaux progrès dans la vertu. Es mag dies hier genügen, um zu zeigen, daß mit der Forderung der Glaubensbewährung überhaupt zugleich die Forderung ihres stetigen Prozesses in Bewegung gesetzt wurde. Nur aber durch diese progressive Glaubensfruktifizierung ist eine neue, überlegnere Tätigkeitsform in die Welt gebracht worden, während die „Bewährung" als solche sich auch in der stabilen, in traditionellen Bahnen verlaufenden Handwerkstätigkeit hätte darstellen können.

Das dritte Moment aber, der substanziell-unpersönliche Charakter der sich steigernden Berufsleistung, gibt dieser asketisch-innerweltlichen Tätigkeitsform erst ihre universale und zwar abstrakt-allgemeine Bedeutung. Denn, indem die fortschreitende Bewährung in guten Werken nicht nur von meinem eigenen Lebenszweck, sondern auch von dem meines Nächsten unabhängig gemacht wird und nur unter dem Gesichtspunkt der abstrakt-allgemeinen Zweckbestimmung des göttlichen Willens erfolgt, müssen mit der zunehmenden Ausschaltung der subjektiven Motive auch die religiösen immer mehr in dieser Art der Berufserfüllung verflüchtigt werden, da alle Religion nur in dem subjektiven Glaubensgefühl seine Wurzel hat. Schließlich entscheidet hier nichts mehr als der abstrakt-allgemeine Nutzen der absoluten Gütererzeugung, und indem sich diese Produktionsform dadurch von jeder partikularen Religionsbestimmtheit unabhängig macht, zwingt sie durch ihr sachliches Schwergewicht auch alle diejenigen in ihren Bann, die mit der religiösen Moralistik des Puritanismus als solcher nichts gemein haben. Wohl sollen nach der reformierten Lehre die Gottes- und die Nächstenliebe die wahren Früchte des Glaubens sein, just wie nach der scholastischen Glaubenslehre; aber sowohl die Liebe zu Gott als die Liebe zum Nächsten wird ganz abstrakt und unlebendig, denn jede direkte Beziehung von Person zu Person wird dadurch aufgehoben, daß sowohl die Beziehung des Einzelnen zu Gott als zu seinem Nächsten nur durch das Werk vermittelt wird. Dies tritt am einfachsten in der Antwort auf die 86. Frage des Heidelb. Kat. zu Tage: „Warum sollen wir gute Werke tun?" und da heißt es denn, nachdem als erster Grund die Dankbarkeit gegen Gott angegeben ist: „danach auch, daß wir bei uns selbst unseres Glaubens aus seinen Früchten gewiß seien, und mit unserem gottseligen Wandel unsern Nächsten auch Christo gewinnen".

Die persönliche Beziehung zu Gott im Glauben kommt also erst durch die guten Werke zur Gewißheit, und ob solche Werke wirklich meinem Nächsten zu Nutz und Frommen sind, liegt ebenfalls nicht in der Beziehung der Personen, sondern es ist Gott, der erst bestimmt, ob mein sittlicher Wandel dem Nächsten zugute kommen soll. Die Liebe zum Nächsten um des Nächsten willen wäre nach streng reformierter Auffassung lediglich Kreaturdienst. Diese Konsequenz der reformierten Glaubenslehre wird nicht selten mit einer geradezu erschrecklichen Herzenshärte in Predigten und religiösen Anweisungen vorgetragen, und daher stammt jene kalte, mitleidslose, selbstbewußte Frömmigkeit, die sich gerade in pietistischen und puritanischen Kreisen so oft gezeigt hat, ohne durch den Hinblick auf die persönliche Nächstenliebe des Heilands auch nur im mindesten wankend zu werden. Sehen wir aber von dem Charakter der Motive ab, so ist dadurch dennoch ein ungeheurer Fortschritt vollzogen worden: durch die Ausschaltung der persönlichen Selbstliebe und der persönlichen Nächstenliebe aus der progressiven Berufsbewährung hat die Gütererzeugung erst die ihrem Wesen entsprechende Bestimmung empfangen, die Totalität der Natur der Totalität der menschlichen Zwecke dienstbar zu machen. Denn der Wille Gottes, als dessen Werkzeug sich der Reformierte weiß, ist eben dadurch formal bestimmt, daß er auf die Totalität der Zwecke gerichtet ist; materiell aber dadurch, daß er die Totalität der Mittel d. i. die Natur diesem seinem Gesamtzweck gemäß gestaltet.

Entkleiden wir nun diese Idee ihrer spezifisch religiösen Motivierung und Formulierung, so erhalten wir die Idee des modernen Kapitalismus. Ich vermag das nicht besser zu illustrieren, als daß ich einige Stellen von Sombart anführe, in denen er das Wesen dieser Idee auseinandersetzt. „Es ist", sagt er (s. mod. Kap. I, 196), „vor allem wichtig zu erkennen, daß für jegliche in der kapitalistischen Unternehmung entfaltete Tätigkeit nicht mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen richtunggebend wirkt, sondern daß Quantum und Quale der Leistungen einer kapitalistischen Unternehmung nur noch unter dem unpersönlichen Gesichtspunkt einer Verwertung des Kapitals betrachtet werden dürfen. In der Ueberwindung der Konkretheit der Zwecke liegt die Ueberwindung ihrer Beschränktheit eingeschlossen.

Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. — Wie entscheidend wichtig aber die in der Zwecksetzung der kapitalistischen Unternehmung vorgenommene Verselbständigung des Sachvermögens ist, geht von vornherein aus der damit bezeichneten Tatsache hervor, daß in ihr die Möglichkeit einer Emanzipation auch von den Schranken des individuellen und damit zufälligen Könnens und Wollens überhaupt eingeschlossen liegt. Dafern das Wirtschaftssubjekt — der kapitalistische Unternehmer — gleichsam nur der Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist es auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können entscheidet notwendig über die im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung vollzogene Tätigkeit (wie etwa im Handwerk), sondern die durch die Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer Personen. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle kapitalistische Wirtschaft zu entfalten vermag. Und wie das Ausmaß des Vollbringens im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung ins schrankenlose geleitet wird, so wird auch in ihr die Energie der Zwecksetzung gleichsam objektiviert, d. h. abermals von Zufälligkeiten der Individuen unabhängig gemacht.“ Man muß nun in der Weberschen Abhandlung im Einzelnen nachlesen, wie diese grundlegenden Momente des vom Kapitalismus bestimmten Menschen samt und sonders in dem Typus des reformierten Puritaners ihren Ursprung haben, um schließlich den Zusammenhang dieses religiösen Lebensideals mit dem Wesen des Kapitalismus an ganz prägnanten Erscheinungen zu erfassen, nämlich an der Religionsanschauung des Nonkonformisten Richard Baxter einerseits und an der bereits erwähnten Anweisung von Franklin andererseits. Was dagegen noch des sicher begründeten Nachweises entbehrt, ist das Problem, weshalb der aus dem reformierten Rationalismus stammende ökonomische Rationalismus, wie er sich als Kapitalismus bestimmt, erst die religiösen Eierschalen abstreifen mußte, um zu seiner vollen, objektiven und universalen Aktionsfreiheit zu gelangen. Wir dürfen wohl hoffen, daß uns Weber auch darüber noch den gewünschten Aufschluß geben wird.

Die Folge der Objektivierung jener progressiven Berufsbewährung des Puritanismus in der kapitalistischen Erwerbs-

wirtschaft ist aber diese, daß der Mensch — wozu er eben nach der reformierten Lehre von Anfang an bestimmt ist — zum **bloßen Werkzeug oder Mittel** einer allgemeinen, die persönliche Freiheit ausschaltenden Lebensmacht herabsinkt und damit die köstlichste Idee der abendländischen Kulturentwicklung, die Vereinigung des absoluten Selbstbewußtseins mit dem endlichen Geist, zunächst wieder preisgibt. Der Reformierte achtet weder den eigenen Willen, noch den des Nächsten, sondern nur den abstrakt-allgemeinen Willen ohne konkrete Verschmelzung mit der menschlichen Person, und diese abstrakt-allgemeine Macht objektiviert sich ihm zuletzt in der abstrakt-unpersönlichen Form der absoluten Gütererzeugung. Mit dieser von ihm selbst verursachten Herrschaft der Sache über die Person erlebt so der Mensch einen zweiten Sündenfall, nur mächtiger und erschütternder als der erste.*)

Wo aber winkt die Erlösung aus diesem neuen Sündenfall? — Nirgends anders, als in der daraufhin erst ermöglichten Verwirklichung der Idee des lutherischen Protestantismus.

Diese Idee ist in der Welt erschienen, als die allgemeine Lebensordnung noch völlig unvorbereitet war, sie zu organisieren; sie ist deswegen anfänglich auch nur in religiös-subjektiver Form erfaßt worden, und nicht einmal als solche ist sie bis auf den

---

*) Mit zornigstolzer Mannhaftigkeit hat uns Rang in dem kraftvollen Aufsatz „Don Quichote, Politik und Seele" (Preuß. Jahrb. Juni 1905) die wahrheit- und freiheittötende Wirkung dieses reformiert-protestantischen Moralismus gezeichnet, indem er den heuchlerischen Charakter des selbstgerechten Profitgeistes, wie er im Anglikanismus zuerst zum Ausdruck gekommen ist, mit der versinkenden Gestalt der persönlichen Ritterhaftigkeit konfrontiert: — „Unehrlich und ungläubig und unmächtig, dazu hat das moralische England uns gemacht, die wir alle seine Schüler sind. Unehrlich ist dieses Pochen auf die moralische Gerechtigkeit des Sieges der Industriekultur. Denn selbst soweit Englands Kultur wirklich auf Arbeit, Fleiß, Industrie beruht und darin den Süden überragt, was hat das mit moralischem Verdienst, mit innerer Gerechtigkeit zu tun? — Aus Unglauben an Tatsachen gläubig an Moral — mit dieser Gläubigkeit erstickt England wahren Glaubensschwung. Denn dem Willen zum Glauben fehlt letztlich immer der Glaube. Ein Credo im Interesse des Kredits nimmt freie Gläubigkeit der Schenkenden, Erzeugenden, unter die rohe Berechnung des Nutzens gefangen. So haben unsere Männlichsten bisher, die Angelsachsen, noch höhere Männlichkeit verderbt, jedem Ringen um neue Lebensformen die falsche Aufgabe gestellt, vor der Welt sich als moralisch auszuweisen, Kühnheit als Lästerung gebrandmarkt, Heiterkeit verdüstert, den Ernst der letzten Leidenschaft beraubt." — Hart, aber wahr! Doch auch um dieser an sich berechtigten Klage willen habe ich die Feder ergriffen, um der Meinung zu begegnen, als ob Protestantismus und Moralismus, Protestantismus und der kapitalistische Geist puritanischer Askese schlechthin identisch wären. Die Idee des wahren Protestantismus, des von Luther ausgehenden, ist vielmehr von Grund auf antimoralistisch und hat ihr Ethos in der Erhebung des Menschen zur Totalität der freien Persönlichkeit.

heutigen Tag nach allen Seiten hin ausgestattet worden. Ja, man könnte eher sagen, daß sie auf dogmatischem Boden trotz all der scharfsinnigen und minutiösen Untersuchungen über die Bedeutung des rechtfertigenden Glaubens, der Versöhnung, der Buße, der Wiedergeburt, der Heiligung usw. eher wieder verdunkelt, als fortschreitend erleuchtet worden ist. Nur im Zeitalter des klassischen Idealismus, wo der Geist des Protestantismus sich in der Form der Kunst und Philosophie entfaltet hat, ist ein bedeutsamer Fortschritt zur ästhetischen und theoretischen Entwicklung dieser neuen Menschheitsidee gemacht worden. In der gegenwärtigen Lage aber, in der sich alles darum dreht, wie der Mensch von der dämonischen Herrschaft der Sache über die Person wieder erlöst zu werden vermag, kann diese Befreiung nur aus der allseitigen Verwirklichung derjenigen Idee kommen, in der die Knechtung der Person durch die Sache oder das Werk schlechthin aufgehoben ist. Das aber ist die Idee des lutherischen Protestantismus und des deutschen Idealismus überhaupt.

Wir müssen versuchen, dieses lebensschöpferische Geistesprinzip unter Ausschaltung des scholastischen Apparates der theologischen Dogmatik auf seinen simpelsten Ausdruck zu bringen. Frage sich deshalb ein jeder selbst, worauf alles Dichten und Trachten, alles Sinnen und Streben des menschlichen Lebens zuletzt hinausläuft, und der Geist der Geschichte, wie die göttliche Stimme des eigenen Herzens werden ihm so oder so nur die eine Antwort darauf geben: es verlangt der Geist des Lebens nach einer stetig fortschreitenden Befreiung des individuellen Selbstbewußtseins von den Schranken seines endlichen Daseins. Die mythische Naturreligion, dann die künstlerische Anschauungsreligion der Hellenen und die moralisierenden Gesetzesreligionen der Orientalen, endlich die kirchliche Glaubensreligion waren Entwicklungsstufen, welche auf diesem Wege bereits zurückgelegt waren, als sich Luther gedrängt fühlte, aus dem unerschöpflichen Schatze der christlichen Idee eine neue befriedigendere Form dieses Lebensproblems zu suchen. Und er fand sie in dem scheinbar so einfachen und doch so folgeschweren Erlebnis, daß nur der von der beschränkenden Macht des natürlichen, sündigen Daseins frei werde, der gänzlich im Guten wie im Bösen aufhöre, sich zu wollen und nur noch Gott wolle. Welch' ungeheurer Fortschritt liegt hierin! Daß der Mensch, der an und für sich böse handelt, ein Sünder sei, das war selbstverständlich; daß aber auch derjenige, der sich bemüht, als ein streng moralisch handelndes

Individuum dazustehen, trotz alledem und alledem nicht minder ein Knecht der Sünde ist, das schlägt aller natürlichen Ansicht geradezu ins Gesicht, damals wie heut. Und doch ist dies die Wahrheit! Denn das war eben die tiefere Einsicht, die in Luther durchbrach, daß das Individuum, das da Individuum bleiben will und sei es auch ein moralisches Individuum, eben deswegen sündig sei und bleibe, weil es dadurch sein beschränktes Ich gegenüber der göttlichen Totalität selbstsüchtig festzuhalten sucht. In nichts anderem aber als in diesem Behaupten der individuellen Existenz gegenüber der Allheit Gottes liegt der Ursprung der Sünde, und sündig ist daher nicht minder der moralische Mensch — wenn er auch scheinbar gerecht handelt — weil er immer noch die eigene Gerechtigkeit neben der Gerechtigkeit Gottes aufrecht zu erhalten sucht. Sünde ist daher auch der moralische Wille, und er ist es deswegen, weil er als solcher noch der Ausdruck der einseitig festgehaltenen Individualität ist, nicht aber derjenige des alliebenden Willens der göttlichen Totalität. Solange der Mensch noch sich will, seine Gerechtigkeit, seine moralische Unantastbarkeit, ist er ferner, selbst wenn er den Willen Gottes erfüllen möchte, gar nicht imstande dazu, weil ihm dieser so als abstrakte Allgemeinheit gegenübersteht und weil eben das Individuum, solange es ein solches bleibt, zu dieser sich nicht zu erheben vermag. Das aber würde demnach niemals geschehen können, wenn nicht andererseits auch der göttliche Wille sich dieser seiner abstrakten Allgemeinheit entäußerte und sich seinerseits mit dem menschlichen Willen zu konkreter Einzelheit verbände. Diese Verschmelzung ist nun in dem Idealtypus Christi, in seinem gott-menschlichen Willen offenbar geworden; es ist die sich persönlich in dem Menschen verlebendigende Geistesmacht Gottes, die so in der Gestalt Christi ergriffen wird, so daß in diesem religiösen Vereinigungsprozeß Gott aufhört abstrakter Gott zu sein, wie der Mensch abstraktes Individuum. Christus ist so die urbildliche Einheit Gottes und des Menschen, und nur, indem wir diese Einheit in uns und auf der gegebenen Grundlage unseres Lebens konkrete Gestalt gewinnen lassen, werden wir frei von den Schranken der individuellen Menschlichkeit und auch der selbstwilligen Moralität. Gott wollen heißt also aufhören sich zu wollen und auch von unserem Standpunkt aus zu wollen, vielmehr aber von der sich in uns vollziehenden Gestaltung des Christusmenschen aus zu wollen.

Seitdem Luther diese Erneuerung seiner religiösen An-

schauung erlebte, ist von da ab seine gesamte reformatorische Tätigkeit von diesem Kardinalpunkt aus bestimmt worden. Damit war für ihn alles Vertrauen auf die Moralbestrebungen, nicht bloß die individuellen und sozialen, sondern auch die religiösen grundsätzlich abgetan. Denn ihm war eben die Einsicht aufgegangen, daß der Moralismus, trotz seiner scheinbar guten Absicht, von einer gewissen Stufe ab die Verwirklichung reinerer Religiosität und aller fortschreitenden Lebensbefreiung schlechterdings zu hemmen beginnt. Dann tritt der Punkt ein, wo der tiefere Geist gewahrt: Es ist der Moralismus, der den Menschen hindert, wahrhafter Mensch zu werden. Denn ob dieses Bestreben dahin wirkt, daß ich mich selbst eines guten Wandels befleißige, oder daß ich das soziale Wohl zu fördern bestrebt bin, oder daß ich durch gute Werke der Gnade Gottes entgegenzukommen suche, stets hält es das individuelle Ich durch diese Reflexion auf sich selbst abstrakt-einseitig fest und verhindert es, dieses individuelle Selbstbewußtsein mit dem absoluten Selbstbewußtsein Gottes zu einer konkreten Einheit aufzuheben. Hatte es sich in der Entwicklung des Christentums bis zur Reformation im wesentlichen darum gehandelt, das Individuum als solches in eine harmonische, frommgläubige, demütige Uebereinstimmung mit der göttlichen Totalität zu bringen, so entstand nunmehr die gewaltigere Aufgabe, das Individuum selber zur Totalität aufzuheben.

Wir beginnen heut, nachdem die bloße Tatsachenforschung uns das innere Verständnis für die Entwicklung der Menschheitsidee lange verschlossen gehalten hat, erst wieder zu würdigen, daß die Reformation das genuine Entwicklungsprodukt des Katholizismus ist, das von diesem gezeitigt wurde, als die römische Kirche ihre Weltmission erfüllt hatte. Die weltgeschichtliche Aufgabe, welche diese Kirche zu verwirklichen hatte, war aber die innere Bändigung des barbarischen Individualismus der germanisch-romanischen Völkerbildungen. Keine äußere Gewalt wäre dazu fähig gewesen, wie es die Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums beweist; nur die Kirche hat es durch eine Energie sondergleichen vermocht, jene Barbarenstämme, denen die antike Kultur schon zu erliegen drohte, durch die Umwandlung des selbstsüchtigen in einen religiös-moralischen Individualismus für die gemeinschaftliche Lösung großer Kulturaufgaben zuzubereiten. Dieses Ziel war am Ausgange des Mittelalters prinzipiell erreicht, und nachdem so der Typus des katho-

lischen Menschen in den Nationen und Individuen verwirklicht war, mußte die fortschreitende Selbstentfaltung der sich in der Menschheit realisierenden Idee Gottes nunmehr selbst dazu übergehen, einen neuen, höheren Typus auf der erreichten Grundlage zu produzieren. Und da ist der erste Ansatz dazu — die primitive Grundform dieses werdenden Menschheitstypus — in dem Reformwerk Luthers in die Erscheinung getreten, indem dabei Fäden des hellenischen Christentums wieder aufgenommen wurden, die in dem römischen Katholizismus nicht weitergesponnen oder abgerissen worden waren. Es ist der Typus des protestantischen Menschen, der sich seitdem zu verwirklichen begonnen hat.

Die Produzierung dieses neuen Menschen hat notwendig die tiefe Umwandlung, die Erneuerung und Wiedergeburt des Individuums zur Voraussetzung, die dieses im Katholizismus erfahren hat. Diese Schöpfung des mittelalterlichen Geistes ist die Produktion des religiös-moralischen Menschen. Das ist nicht so zu verstehen, als ob der Mensch dadurch nun sogleich als ein Geschöpf solcher Art in die Welt träte, sondern es heißt, daß dem sinnlichen Individuum die Entwicklung zu einem religiös-moralischen Individuum als die wesentliche Bestimmung des Lebens von der Kirche allgemein zum Bewußtsein gebracht worden ist, wie sie sich denn auch die Leitung des Prozesses ausschließlich vorbehalten hat. Damit ist nicht mehr und nicht weniger erreicht, als die höchste Stufe, die das Individuum als Individuum überhaupt zu erreichen vermag. Die mönchische Askese aber gibt dabei durch die Befolgung der Gelübde diejenigen Mittel an die Hand, welche am meisten geeignet sind, alle Hindernisse zur Erlangung dieser vollkommenen Individualitätsstufe hinwegzuräumen. Was Luther nun erlebte und was er auf diesem Standpunkt der Entwicklung nur als frommer Katholik, als Priester und als Mönch erleben konnte, war die fundamentale Einsicht, — die erst nach der am Ende des Mittelalters erfolgten Durchführung des katholischen Lebensprinzips daraus hervorzutreten vermochte, daß der Mensch als Individuum, selbst mit Hilfe der mönchischen Askese, überhaupt sein wahres Wesen nicht zu verwirklichen vermag. Nicht durch die Erhebung der sinnlichen Individualität zur religiös-moralischen Individualität, sondern gerade durch ihre Aufhebung zur konkreten Totalität wird der Mensch erst wahrhaft frei. Das ist die Idee zur Ent-

wicklung des protestantischen Menschheitstypus, die so im Geiste Luthers zuerst zum Bewußtsein kommt.

Daß diese reformatorische Idee, die von dem Baum des Katholizismus selbst gezeitigte Frucht ist, geht daraus hervor, daß sie zwar in dem Genius Luthers ein Produkt lebendiger Erfahrung ist, aber nicht jener dürftigsten, allgemein sinnlichen. psychologischen Erfahrung, sondern vielmehr nur jener religiös geistigen Erfahrung, wie sie allein der katholische Mensch, ja eigentlich nur der Mönch zu machen imstande war. Denn ehe Größeres geboren werden konnte als das Individualitätsbewußtsein, mußte dieses erst selbst zur vollkommenen Entfaltung seiner sittlichen Kraft entwickelt sein, wie es in der mönchischen Askese tatsächlich geschehen war. Erst von dieser höchsten Steigerung individueller Spannkraft aus konnte sich dann die tiefere Erfahrung aufdrängen, daß das Ziel des Lebens in der Verwirklichung individueller Vollkommenheit überhaupt nicht erreicht werde. Diese Erfahrung löste sich dem Reformator in der für ihn so erschütternden Einsicht aus, daß die katholische Askese auf ihrer vollkommensten Stufe zwar alle dem göttlichen Gesetz widersprechenden Werke verhindere, daß sie nicht aber zugleich auch die böse Lust dazu oder die Begierlichkeit beseitige. Nicht jedoch diese Tatsache war das wesentliche; denn die Kirche hatte sich schon mehr als tausend Jahre eingehend mit diesem Punkt befaßt und schließlich erklärt, die Begierlichkeit sei die auch nach der Aufhebung der Erbsünde fortdauernde Strafe für den Abfall des natürlichen Menschen von Gott. Das war eine scholastische Erklärung, aber keine religiöse Erfahrung; und erst in Luther kam nun die lebendige Wahrheit dieses religiösen Phänomens zum Bewußtsein, weil der römische Katholizismus durch die Erfüllung seiner Mission zuvor den Boden dafür zubereitet haben mußte. Das Ergebnis dieser sich in Luthers Seele vollziehenden Entwicklung kann nun folgendermaßen zusammengefaßt werden: — Selbst wenn die religiös-moralische Vervollkommnung des Individuums etwa auf der Höhenlinie der mönchischen Askese als vollendet vorgestellt wird, so bedeutet uns dennoch das Gewissen, daß der Mensch damit die wahre Aufgabe seines Lebens nicht als erfüllt betrachten kann, weil selbst auf jenem höchsten Standpunkt die selbstsüchtige Begierlichkeit (die Konkupiszenz) nicht zum Schweigen gebracht wird. Wenn nun aber diese sinnliche Begierlichkeit mit dem Individuum sogar in dem Zustande der denkbar größten Perfektion so unausrottbar verknüpft bleibt, daß sie nur mit dem Individuum selbst

aufgehoben werden kann, so wird damit offenbar, daß nicht die religiös-moralische Vervollkommnung, sondern gerade umgekehrt die Aufhebung der individuellen Subjektivität die wahre Bestimmung unseres Geschlechtes ausmacht.

Luther erlebte dies in der Weise, daß er das böse Gewissen als die Folgeerscheinung der sinnlichen Begierlichkeit nur los zu werden vermochte, wenn er seine individuelle Subjektivität ganz aufhob in der geistigen Subjektivität der Gottessohnschaft. Er empfand; daß er, um der Sünden ledig zu werden, nicht nur aufhören mußte, der natürlich-sinnliche Luther, sondern sogar der religiös-moralische Luther sein zu wollen. Das jedoch wäre zunächst nur eine negative Regung gewesen; aber nun wurde er sich zugleich damit bewußt, daß diese ihn selbst negierende Lebensregung in Wahrheit schon die Wirkung einer positiven Macht sei, nämlich des in ihm fleischwerdenden Wortes oder Geistes Gottes, das seinerseits den alten individuellen Adam aufhebt, um den neuen geistigen in ihm zu gestalten. Das aus der individuellen Begierlichkeit resultierende böse Gewissen gewann daher für Luther eine ganz neue, unendlich wertvolle Bedeutung. Es wird ihm zum lebendigen Zeichen dafür, daß die überindividuelle Kraft des göttlichen Geistes darin bereits wirksam ist, um sich in ihm zu einem geistigen Subjekt oder zu einer konkreten Totalität zu verwirklichen. Wer daher ein böses Gewissen hat, in dem wirkt schon Gott, weil das Böse von dem Individuum als solchem gar nicht als Böses empfunden werden würde. Dieser Anfang eines wahrhaft neuen Menschen ist daher auch nicht Produkt der individuellen Willensfreiheit, sondern er ist das alleinige Erzeugnis des göttlichen Geistes, und endlich liegt in dieser so verstandenen Gewissensregung zugleich die Richtung auf das wahrhaft Gute, weil es nunmehr den Menschen dazu treibt, nicht mehr den eigenen Willen neben dem göttlichen zu einem moralisch-guten Willen machen zu wollen, sondern den Willen Gottes selber in sich Gestalt gewinnen zu lassen. Daß also die Begierlichkeit in uns ein böses Gewissen erzeugt, darin zeigt sich zuerst die negative Wirkung der Gnade des Wortes Gottes; ihren positiven Inhalt aber hat sie darin, daß eben damit der Gottessohn in uns auferstehen will, und indem wir uns dieser Gnadenwirkung in Treu und Glauben hingeben, haben wir damit zugleich die Sündenerlösung, weil dadurch ja die eigene sinnliche Individualität als der Quell der sündigen Begierlichkeit aufgehoben wird. Erst von diesem Stand-

punkt aus wird daher völlig erkennbar, weshalb das Gute des natürlichen Willens, wie das des religiös-moralischen dennoch von dieser höheren Warte aus immer noch Sünde bleibt, und zwar deswegen, weil nur der Wille Gottes gut und gerecht ist, und weil diesen Willen derjenige noch nicht hat, der bloß seinen eigenen Willen zu einem moralisch-guten Willen machen will. In diesem Sinne sagt Luther in dem Sermon vom 30. Nov. 1516: „Gerecht ist jemand noch nicht durch die eigene, in ihm als solchem oder durch die Gnade zustande gebrachte Gerechtigkeit, sondern er ist es allein in der Gerechtigkeit Gottes, vor der und in welcher er seine eigene Gerechtigkeit verloren hat, und als welche sie ihm zur Sünde geworden ist". Eben deswegen konnte nun auch dem Reformator der individuelle, sich in Liebeswerken gestaltende Glaube gegenüber dem sich in der Gerechtigkeit Gottes selber erfassenden Glauben nichts mehr bedeuten, wovon er im Kommentar zum Galaterbrief sagt: „Darumb ists nur ungeheuers unnützs gewesche, wie die tollen Sophisten vom fide formata, das ist, von dem glauben, der seine rechte Art und Gestalt von der Liebe empfahen sol, gelernt haben. Denn allein der glaube machet gerecht, der durchs Wort Christum ergreifet, und mit dem geschmückt oder gezieret wird, und nicht der glaube, der die Liebe in sich schleußt. Denn soll der glaube gewiß und beständig sein, so muß er sonst nichts anders ergreifen, noch sich an etwas anders halten, denn nur an den einigen Christum. Denn in not des Gewissens, kan er sonst auf keinem andern Grund bestehen, denn auf dieser edlen perlen allein. Derhalben, es schrecke einen das Gesetz und drücke in der Sünde last, wie seer sie immer künnen, so kan er dennoch, wo er Christum durch den Glauben ergrieffen hat, gleichwol nichts desto weniger jemanden rhümen, das er dennoch gerecht und from sei. Wie gehet aber das zu? und wodurch ist er so gerecht? Durch den edlen Schatz und Perle, so da heißt Jesus Christus, welchen er durch den glauben zu eigen hat." Der wahrhaft Gläubige will nicht mehr sich, sondern Gott; er will nicht mehr seinen eigenen Willen durch eigene Werke der Liebe moralisch gerecht formen, sondern er will nur den allein gerechten, allgemeinen Liebeswillen Gottes durch sich verwirklichen, und seine Individualität ist ihm nicht mehr religiös-moralischer Selbstzweck, sondern nur noch die Form, in der sich der Geist Gottes zu konkreter Subjektivität gestaltet; — in diesen drei identischen Sätzen ist die — eine neue

Menschheitsperiode inaugurierende — Idee des Protestantismus ausgesprochen.

Mit Luther erwacht so der Genius der deutschen Spekulation. Es ist das Leben selbst, das uns erst in dieser spekulativen Erfassung seine Wahrheit enthüllt und sie allem Rationalismus, dem metaphysisch-dogmatischen sowohl wie dem empirisch-psychologischen, verschlossen läßt. Hält der Verstand alle Gegensätze wie Gott und Individuum, Geist und Natur, Seele und Leib, Tugend und Sünde abstrakt fest und setzt sie nur in relative Wechselwirkung, so offenbart uns die spekulative Erkenntnis, daß alles Wirkliche vielmehr eine Einheit sich entgegensetzender Bestimmungen ist. Daher ist der Satz des Widerspruchs ein Verstandesgesetz, aber kein Geistesgesetz; er gilt nur für jene unlebendige Auffassung, wonach die endlichen Dinge und ihre Bestimmungen abstrakt auseinander gehalten werden, während in Wahrheit alles in stetiger Veränderung begriffen ist, so daß daher jeder in jedem Moment eine Vereinigung von Entgegengesetztem, ein coincidentia oppositorum darstellt. Das Leben kann deswegen nur zureichend begriffen werden, wenn es in der Entwicklung seiner entgegengesetzten Momente erfaßt wird, und wenn diese Momente nicht aus ihrem relativen Kausalverhältnis, sondern sub specie totalitatis bestimmt werden. Und eben diese Einsicht, die dann erst viel später von Fichte und Hegel methodisch festgelegt worden ist, bricht bei Luther gegenüber dem scholastischen Rationalimus instinktiv hervor und befähigt ihn erst so das religiöse Leben in seiner tieferen Wahrheit zu erkennen. So heißt es bei ihm schon frühzeitig (Weim. IV. 664): „der Anfang der Liebe und die Gewalt knechtischer Furcht sind zugleich da (simul stant), es nimmt also die Furcht in dem Grade ab, wie die Liebe zunimmt. Denn so ist es mit allen Tugenden, daß sie zugleich mit ihrem Gegenteil da sind (simul sunt cum suo vitio contrario) —. So besteht die Hoffnung mit dem Bangen, der Glaube mit dem Wankelmut, zumal in der Versuchung, die Geduld mit der Aufregung, die Sanftmut mit dem Zorn, die Keuschheit mit der Begierde, die Erniedrigung mit dem Selbstgefallen, . . . die Gnade mit der Sünde. Denn auch in der Natur ist es so, daß das Warme mit dem Kalten, das Weiße mit dem Schwarzen, der Reichtum mit der Armut, das Gesunde mit dem Kranken sich einträchtiglich vereinigt, und nur dadurch wird ein so bestimmtes als ein anderes bezeichnet,

weil es in dem Uebergange zu dem anderen begriffen ist; desgleichen wird es ein so bestimmtes genannt, weil ein solches dem einen entgegengesetzt, dem andern zugewandt wird. So wird jemand als ein Gerechter bezeichnet, nicht weil er es *ist*, sondern weil er es *wird*. — Und so haftet der Gerechte immer in der Sünde mit dem linken Fuß und dem alten Menschen nach, und in der Gnade mit dem rechten Fuß, die dem neuen Menschen nahe." Ferner heißt es in der Erklärung zum Römerbrief (Fol. 142), daß die Sünde zugleich beharrt und nicht beharrt (manet peccatum et non manet), daß sie zugleich aufgehoben und nicht aufgehoben wird (tollitur et non tollitur). Das Wesentliche aber ist, nicht daß der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen, des Ungerechten und Gerechten, des Individuellen und Göttlichen *da ist*, sondern daß er in einem stetigen Prozeß immer mehr *verschwinde*. Ein Zustand, der daher der vorangehenden Stufe gegenüber gerecht ist, ist inbezug auf die nachfolgende gleichwohl ungerecht, sodaß die *Sünde* in Wahrheit in dem Verbleiben auf einem bestimmten Standpunkt oder in dem *Aufhören des Fortschreitens* zum Guten besteht. „Daher kommt es", sagt er in der Auslegung zum 118. Psalm, „daß alles, was in dem gegenwärtigen Augenblick gerecht ist, inbezug auf den Steigerungsgrad, welcher im nächsten Augenblick hinzuzufügen ist, Sünde ist; wie denn der heilige Bernard richtig sage: — *Sobald du anfängst nicht besser werden zu wollen, hörst du auf, gut zu sein* —; denn es gebe keinen Stillstand auf dem Wege zu Gott, und das *Beharren selbst ist Sünde* (ipsa mora peccatum est)". In diesem Prozeß ist, so werden wir belehrt, ein und derselbe Punkt: gegenüber dem vorangehenden der Zielpunkt (terminus ad quem), in Hinsicht auf den folgenden aber der Ausgangspunkt (terminus a quo); nun aber sei der Ausgangspunkt die Sünde, der Zielpunkt dagegen die Gerechtigkeit, folglich sei die vorangehende Gerechtigkeit stets Ungerechtigkeit inbezug auf den nachfolgenden Entwicklungszustand. — Hiermit ist in der Tat der Grundgedanke aller spekulativen Erkenntnis ausgesprochen, jener große Gedanke, der dann erst von unserer klassischen Philosophie logisch klargestellt worden ist. Daß aber derselbe Zustand zugleich Gerechtigkeit und Sünde ist, daß überhaupt jeder Zustand eine Vereinigung von Gegensätzen ist, muß jedem Scholastiker und Rationalisten schlechthin unverständlich bleiben, weil ein solcher Begriffe wie Gerechtigkeit, nur als abstrakte Wesenheiten, nicht aber

ils konkrete Prozesse zu erfassen vermag. Alle Wirklichkeit aber ist onkrete Vereinigung von Gegensätzen, und der spekulative Begriff st die Erfassung dieses Entwicklungsprozesses. Das ist die grandiose Einsicht, die von Luther wieder, zunächst auf religiösem Gebiet, ils die der Wahrheit des Lebens allein entsprechende Erkenntnis-nethode zur Geltung gebracht wird.

Der spekulative Genius des deutschen Reformators hatte so ndlich an dem künstlichen Wehr die Schütze aufgezogen, hinter dem ich der Strom des Lebens nachgerade in ein stagnierendes Gewässer zu verwandeln drohte. Es begann damit die Befreiung von den Schranken des abstrakt religiösen Individualismus, in denen sich das menschliche Leben verfangen hatte, und es setzte eine neue Bewegung ein, deren schöpferische Idee darauf gerichtet ist, die abstrakten Gegensätze der sinnlichen Individualität und der geistigen Totalität in fortschreitender Entwicklung zur konkreten Einheit auf-zuheben. Diese geistige Totalität war religiös gegeben in der typischen Gestalt Christi. Demnach konnte die ganze Theologie Luthers nichts anderes darstellen, als den fortschreitenden Ver-schmelzungsprozeß des sinnlichen Individuums mit dem im Glauben lebendigen Sohne Gottes. Ich höre im Glauben immer mehr und mehr auf, dieses besondere, begierliche, selbstsüchtige Ich sein zu wollen und lasse statt dessen den Geist Gottes in diesem meinen Ich sich immer mehr zum Christus gestalten, so daß ich in diese Vereinigung von Tag zu Tag tiefer hineinwachsend, nicht mehr meine Gerechtigkeit, sondern die auf die Totalität des Lebens zielende Gerechtigkeit Gottes will —: das ist die spekulative Idee des religiösen Protestantismus.

Es ist nicht wohl zu verkennen, daß in dieser Idee des Pro-testantismus eine praktische Tendenz von ungeheurer Kraftfülle angelegt ist, und es ist daher um so erstaunlicher, daß es bisher nicht gelungen ist, diesen latenten Faktor in lebendige Energie umzusetzen. Denn, was ist die Gerechtigkeit Gottes anders als der Willensgeist, der die Entwicklung des Besonderen aus der Einheit des Ganzen derart bestimmt, daß der universell-göttliche Wille in dem partikular-menschlichen als die Wahrheit und Freiheit des Willens zur Herrschaft gelangt! Diese Selbstmitteilung Gottes an das individuelle Besondere ist die den Glauben im Menschen erzeugende Gnade, und daraus folgt dann für den Menschen, dessen Entwicklung diesen Gnadenstand erfaßt hat, daß sein Leben eine fortschreitende Selbstverwirklichung im Geiste des Ganzen ist.

Darin ist aber schon enthalten, daß das selbstsüchtige Streben nach Realisierung individueller Zwecke zugleich damit aufhört, weil der gläubige Mensch von der Ueberzeugung getragen ist, daß der wahre Zweck seines Einzellebens sich nur in der Uebereinstimmung mit der Verwirklichung der Zweckbestimmungen des Ganzen erfüllt. Die unendliche Bedeutung der praktischen Lebenstendenz, welche der Idee des protestantischen Menschheitstypus innewohnt, liegt also in der Erweckung des Geistestriebes, alle menschliche Tätigkeit von der Beschränkung auf Befriedigung bloß individueller und partikularer Bedürfnisse unabhängig zu machen und vielmehr jeder Arbeit, der dienenden wie der leitenden, den Charakter universeller Zweckbestimmung zu geben.

Daß diese Tendenz tatsächlich der Idee des lutherischen Protestantismus eigen ist, liegt eben in dem Grundprinzip, daß der wahrhaft gläubige Christ nicht mehr s e i n e Gerechtigkeit, sondern lediglich die Gerechtigkeit d e r T o t a l i t ä t G o t t e s zu verwirklichen habe. Wenn das aber so ist, wie war es dann möglich, daß jene praktische Konsequenz der reformatorischen Idee Luthers dennoch nicht lebendig entwickelt worden ist? — Das liegt im letzten Grunde daran, daß die objektive Gegeninstanz, der gegenüber Luther den Totalitätsprozeß der protestantischen Glaubensgerechtigkeit zunächst durchzusetzen hatte, die äußere Kirche und noch nicht die natürliche Weltordnung war. Denn die äußere Kirche hatte sich zwischen den Menschen und seine berufliche Vergesellschaftung als eine neue objektive Macht hineingeschoben, welche für sich die Alleinherrschaft über das ganze Leben in Anspruch nahm. Ihr schwebte dabei das Ideal vor, alle natürlichen Lebensorganisationen in einen einzigen Gottesstaat zu verwandeln und in dieser Weise das Reich Gottes bereits auf dieser Erde in die Erscheinung treten zu lassen. Gegen diese noch heut so viele Gemüter berückende Vorstellung lehnte sich Luther schließlich mit genialem Instinkt auf. Denn er erkannte je länger, je mehr, daß damit der universale Vergeistigungsprozeß des Lebens, der sich im Christentum durchzusetzen begonnen hatte, eben durch die selbständige Organisation der äußeren Kirche wiederum zu einer objektiv-sinnlichen Instanz zu erstarren drohte. Man muß die scholastischen Argumente kennen, mit denen die Verkirchlichung des Lebens bis auf den heutigen Tag mit Geschick und Salbung verteidigt wird, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche spekulative Kraft dazu gehörte, wenn Luther die kirchliche Vergletscherung des christlichen Geistes zielbe-

ußt zersprengte. Er fand sich dabei von der tieferen Einsicht er- :uchtet, daß der unendliche Geist, nachdem er im Christentum ndlich zum inneren Selbstbewußtsein erwacht ist, nicht abermals arauf gerichtet sein kann, sich in der selbständigen Organisierung er äußeren Kirche rückschreitend zu versinnlichen. Das aber ist ie Meinung der älteren und neueren Scholastiker, daß auf dieser Belt nun doch einmal alles nur in objektiv-sinnlicher Gestalt virksam zu werden vermag. Gewiß alles! nur nicht as unendliche Selbstbewußtsein des Geistes, das erst in der rotestantischen Glaubensgerechtigkeit wieder zur Geltung gebracht vorden ist. Der Geist auf dieser Stufe seiner Entwicklung hat ich nicht wieder selbst zu versinnlichen, sondern er ist gerade um- jekehrt darauf gerichtet, den in der Natur des Menschen und seiner natürlichen Vergesellschaftung zuvor objektivierten Geist in der Freiheit des unendlichen Selbstbewußtseins fortschreitend aufzu- heben und das Individuum dadurch zu einer Persönlichkeit zu ge- stalten, die sich selbst aus der Totalität des Geistes konkret be- stimmt. Diesen Freiheitsprozeß, diese Erlösung des Menschen von seinen endlichen, sinnlichen Schranken hindert aber die Kirche, indem sie den Geist durch ihre äußere Verselbständigung wieder versinnlicht, dadurch aber diese kirchliche Organisation des sittlichen Lebens der natürlichen Lebensorganisation dualistisch gegenüberstellt und den Menschen so abhält, die natürliche Weltordnung selber zu vergeistigen. War es daher die *religiöse* Tat Luthers, daß er in der Glaubensgerechtigkeit die Verschmelzung des endlichen Selbst- bewußtseins mit dem unendlichen Geist subjektiv-innerlich, in der Einzelpersönlichkeit, endgültig zum Bewußtsein brachte, so mußte die erste *sittliche* Konsequenz dieser Erneuerung des Lebens notwendig die sein, daß er die Selbständigkeit der mittelalterlichen Kirche von Grund auf bekämpfte. Und er hat sie bekämpft, einerseits weil diese Formierung der Sittlichkeit dem in der Glaubensgerech- tigkeit zur Wirksamkeit gelangten Geiste grundsätzlich widersprach, und andererseits weil die Verselbständigung der kirchlichen Sitt- lichkeit die innere Verschmelzung des Glaubensgeistes mit der Er- füllung der weltlichen Berufspflicht unmöglich macht. Was Luther demnach für die Entwicklung des sittlichen Lebens zu leisten hatte, konnte der Lage der Dinge nach nur eine vorbereitende Leistung sein, nämlich die Aufhebung der äußeren Kirche als einer gesetz- gebenden Macht der sittlichen Lebensgestaltung und, eng verbunden damit, das energische Bestreben, die bürgerliche Berufstreue auch

vom religiösen Standpunkt aus wieder zu Ehren zu bringen.

Es ist daher unzutreffend, wenn immer wieder die Meinung auftaucht, daß Luthers Tätigkeit „von dem Interesse an der großen religiösen Hauptfrage beherrscht wurde, daß sie also auf die Vielfältigkeit sittlicher Betätigung der Christen so gut wie gar nicht einging". Diese Auffassung beruht auf der abstrakt-unlebendigen Trennung von Religion und Sittlichkeit und übersieht, daß diese beiden Lebensfunktionen nur die verschieden gerichteten Aeußerungen derselben Grundkraft sind. Luther befaßte sich allerdings nicht mit der „Vielfältigkeit" sittlicher Betätigung, wohl aber mit der einen Riesenarbeit, die erst geleistet sein mußte, — nämlich mit der Entwurzelung der kirchlichen Werkgerechtigkeit, ohne deren Vertilgung sich die Glaubensgerechtigkeit nicht in ihrem ganzen Umfange sittlich zu entfalten vermag. Das war nicht mit einem Schlage zu verwirklichen und ist bis heute noch nicht vollendet, denn auch die protestantische Glaubenskirche ist immer wieder von dem dämonischen Triebe ergriffen worden, sich als ein selbständiges Institut äußerlich und unabhängig von der bürgerlichen Lebensgemeinschaft zu organisieren und damit auch eine besondere Lebensordnung neben den natürlichen Lebensordnungen aufzurichten. Diese Schwierigkeit, ja man kann fast sagen Unmöglichkeit, auf dem Boden der Organisation einer äußeren Kirche überhaupt vorwärts zu kommen, hat Luther wohl vorausgeahnt, als er sagte: „Mit der Zeit werden wieder Mönche kommen, nicht die vorigen, die wir im Papsttum gehabt haben, sondern andere. Denn die Welt kanns nicht anders; sie will die christliche Kirche äußerlich malen mit Geberden und Larven." Die protestantische Kirche in ihrer reinen Bedeutung ist Glaubensgemeinschaft, und das ist sie erst dann, wenn sie auch den letzten Rest, äußere Vermittlungsanstalt sein zu wollen, mit Stumpf und Stiel ausrottet; denn die amtlich geregelte Funktion dieser Gemeinschaft besteht lediglich darin, einerseits das im Glauben der Gemeinde als solcher lebendige Wort oder den Christusgeist den einzelnen Glaubenssubjekten zum Bewußtsein zu bringen und andererseits den gottmenschlichen Charakter dieser Gemeinschaft als Totalität durch die sakramentale Symbolik lebenskräftig zu erhalten. Ist aber die Vergeistigung des Lebens in kirchlicher Form ohne ihre Verselbständigung in einer äußeren Mittelsanstalt überhaupt nicht möglich,

so kann die Folge davon nur die sein, daß sich die Idee des Protestantismus dann in einer anderen Form verwirklicht. Bezeichnend dafür ist jedenfalls die Tatsache, daß auch die den Geist des Kapitalismus aus sich erzeugende Triebkraft der reformierten Glaubensbewährung sich erst universell entfaltet hat, nachdem sie die kirchliche Form etwa mit der Generation Franklins abzustreifen begann. Und so wird auch die sittliche Gestaltungskraft der Idee des lutherischen Protestantismus erst wahrhaft lebendig, wenn das vom Mittelalter her nachwirkende Bestreben der Kirche, sich neben der bürgerlichen Lebensordnung als selbständige, äußere Lebensordnung zu organisieren, außer Betracht gesetzt wird.

In den eigenen Ausführungen Luthers hat die sittliche Konsequenz der Glaubensidee zunächst nur negativ im Gegensatz zur kirchlichen Lebensordnung des Katholizismus zum Bewußtsein gebracht werden können, und daher sind die positiven Momente selber noch nicht innerlich-systematisch mit einander vereinigt worden. Was so geltend gemacht wurde, war die entscheidende Tatsache, daß die Veräußerung der religiösen Vergeistigung in der selbständigen Form der sichtbaren Kirche der unendlichen Natur des Geistes widerspricht und daher nicht zu einer wirklichen Befreiung des Lebens führt. Denn der unendliche Glaubensgeist wird durch diese objektiv-kirchliche Formierung wieder versinnlicht, veräußerlicht, verendlicht, und andererseits wird die in der natürlichen Vergesellschaftung sich äußernde sinnlich-sittliche Lebensordnung dadurch von der Gestaltung kirchlicher Lebensgemeinschaft grundsätzlich ausgeschlossen. Es mußte sich deswegen in der Reformation zunächst darum handeln, diesen beiden Lebensfaktoren die ihnen an sich zukommende Bedeutung im Gegensatz zur mittelalterlichen Kirche erst einmal zu sichern. Und so wurde von Luther zuerst und grundsätzlich zum Bewußtsein gebracht, daß die Verunendlichung des inneren Lebens im Glauben an sich nichts zu tun habe mit der äußeren Betätigung des endlichen Menschen in sittlichen Werken. Umgekehrt aber wird mit dem gleichen Nachdruck gefordert, daß die sittliche Erfüllung der bürgerlichen Berufspflicht als der für das endliche Leben von Gott eingesetzten Lebensordnung auch von dem Glaubensmenschen beansprucht werden müsse, da er durch seine individuell-sinnliche Natur zugleich in diesen endlichen Zusammenhang des äußeren Lebens hineingeboren ist. Damit war dem religiösen Glauben wieder die lediglich innere Sphäre der subjektiven Befreiung von den natürlichen, endlichen Daseinsschranken zu-

gewiesen, so daß keine äußere, objektive Macht mehr darüber zu befinden hat, und andererseits war der äußerlich bürgerlichen Vergesellschaftung des Menschen samt den daraus für ihn erwachsenden Berufspflichten der Charakter der von Gott eingesetzten Lebensordnung wiedergegeben.

Das bedeutet einen epochemachenden Fortschritt, insofern es dadurch endlich gelungen war, die religiöse und sittliche Funktion der Lebenseinheit von allen gegenseitigen Hemmungen und störenden Durchkreuzungen ein für allemal zu befreien. Die mittelalterliche Kirche hatte die Tendenz, den Glauben in sittlichen Werken zu verwirklichen und umgekehrt die sittliche Lebensgemeinschaft in eine äußere Glaubensgemeinschaft zu verwandeln. In der Reformation aber bricht die Erkenntnis durch, daß die religiöse Funktion des Menschenlebens nach innen gerichtet ist auf die Vergeistigung der in sich versenkten Subjektivität, und daß dagegen die sittliche Funktion nach außen geht auf eine Vereinigung der individuellen Mannigfaltigkeit in einer tätigen Vergesellschaftung. Daher gehört die sittliche Betätigung des Menschen nicht zum Wesen der Glaubensfunktion und die Subjektivität des Glaubens nicht zum Wesen der objektiv-sittlichen Vergesellschaftungsfunktion. Im Glauben vereinigt sich die endliche Subjektivität des Menschen mit der unendlichen Subjektivität Gottes zur inneren Geistestotalität; in der sittlichen Vergesellschaftung indessen vereinigt sich das Individuum mit der Mannigfaltigkeit der übrigen Individuem zur objektiven Willenstotalität. Der Gegenstand des religiösen Prozesses ist die Subjektivität des Individuums; der des sittlichen Prozesses dagegen die Vergesellschaftung des Individuums. Mit der reformatorischen Forderung der Berufserfüllung wird dadurch grundsätzlich zur Geltung gebracht, daß alle Sittlichkeit aus dem Wesen der Vergesellschaftung und nicht aus dem der Subjektivität entspringt. Wer sich als Einsiedler, als Anachoret, als Mönch der allgemeinen Vergesellschaftung des Lebens entzieht, handelt daher trotz aller bußfertigen Askese widersittlich. Es ist die große Tat Luthers, daß er neben der religiös-subjektiven Glaubensgerechtigkeit die berufliche Vergesellschaftung als sittliche Lebensfunktion des Menschen offenbar zu machen begonnen hat.

Soweit war Luther selbst gekommen; aber er hatte seinen Nachfahren damit ein Pfund überantwortet, mit dem sie noch nicht sogleich zu wuchern verstanden und es deswegen zunächst vergruben. Der Reformator hatte zwar die religiöse und sittliche

Funktion des Lebens wieder richtig in Gang gesetzt, aber er hatte sie noch nicht so verbunden, daß sie sich wechselseitig zu regulieren vermochten. Es blieb ein Misverhältnis zwischen diesen beiden Lebensfaktoren, das Luther nicht mehr auszugleichen vermocht hatte. Denn die Idee des Protestantismus, mit der er die Glaubensfunktion in eine neue Entwicklungsbahn geleitet hatte, war für die sittliche Berufsbetätigung nur soweit wirksam gemacht worden, daß diese dadurch überhaupt erst wieder als notwendig komplementäre Lebensfunktion zur Anerkennung gebracht wurde; sie wurde jedoch noch nicht über die natürliche Entfaltungsstufe, auf der sie sich befand, zugleich mit der Glaubensbewegung erhoben. Ist aber diese Idee als solche darauf gerichtet, das Einzelleben durch seine Vergeistigung zur Totalität zu erheben, so muß konsequenterweise auch die Vergesellschaftung des Lebens in diesen Vergeistungsprozeß hineinbezogen werden und kann nicht ferner seiner bloß natürlichen Entwicklung überlassen bleiben. Erzeugt daher die natürliche Vergesellschaftung des Individuums in der Famile, dem Stande, dem Staate usw. immer nur eine endliche, unvollkommene Sittlichkeit, indem der Einzelne dadurch gehalten wird, seine Berufserfüllung mit den Zwecken dieser partikularen Vergesellschaftungen in Uebereinstimmung zu bringen, — so entfaltet sich der Mensch erst dann zu einer sittlichen Totalität, wenn er sich in seiner Vergesellschaftung von allen partikularen Schranken und Hemmungen frei macht und seinerseits jedes andere Individuum wie das eigene als Organ seiner Menschheit zur Entwicklung kommen läßt.

Die natürliche Lebensordnung ist die aus der partikularen Vergesellschaftung, die vergeistigte Lebensordnung ist die aus der totalen Vergesellschaftung bestimmte Berufspflicht. Da diese Gemeinschaftsform aber geistiger, unendlicher Natur ist, so kann sie als solche auch gar nicht in die endliche, sinnliche Erscheinung treten; sie ist unsichtbar wie die Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen, und ebenso kann ihr Wirken nur darin bestehen, den politischen, rechtlichen, ökonomischen Funktionen der endlichen Vergesellschaftungen eine unendliche Bestimmung zu geben. Das aber kann allein dadurch geschehen, daß der Einzelmensch nicht nur als Mittel für die Zwecke der Totalität in Anspruch genommen wird, sondern daß er seiner allgemein geistigen Bestimmung nach selber als Totalität anerkannt und behandelt wird und wiederum selbst jeden anderen in der gleichen Weise bewertet. Nicht der allgemeine Nutzen, nicht die unendliche Gütererzeugung und eine dieser

Produktionsform entsprechende Güterverteilung samt der dadurch bedingten Besitzregulierung ist der letzte Zweck der geistigen Vergesellschaftung, sondern die Totalitätsentwicklung des Einzellebens. Die Idee einer solchen Entwicklung ist aber, anders wie die eines natürlichen Organismus, dadurch bestimmt, daß jeder Einzelne sich durch seine Vergeistigung zugleich zum Zentralorgan und zum Spezialorgan des unendlichen Lebensgeistes entfalte. Denn die Natur des unendlichen Geistes ist freie Selbstentwicklung in der Mannigfaltigkeit der Einzelgeister, und daher genügt es nicht, daß der Einzelgeist nur sich als Einheit, als Zentrum des Gesamtlebens erfasse, die Mannigfaltigkeit der übrigen aber nur als die seinem Ich dienenden Glieder. Es genügt deswegen nicht, weil dadurch immer nur die Entwicklung des Einzelgeistes als endliche Totalität, nicht aber die der unendlichen Einheit aller Einzelgeister verwirklicht würde. Der Mensch würde auf diese Weise immer nur ein endliches, relatives, wiederum von anderen solchen abhängiges Ganze werden, das die Entwicklung der unendlichen Totalität selber noch außer und über sich behielte. Das Leben des göttlichen Geistes zielt aber dahin, alle endlichen Stufen seiner Entfaltung hinter sich zu lassen; und daher ist auch die Entwicklung des Menschen als eines geistigen Wesens nicht damit beschlossen, daß er nur *sich* als ein endliches Ganzes verwirkliche, sondern daß er durch sich die unendliche Entwicklung des Gesamtlebens in fortschreitender Bewegung erhalte. Dies geschieht aber durch die geistige Vergesellschaftung, in welcher der Einzelgeist nicht bloß geistiges Zentrum, sondern zugleich ein dienendes Glied des Gesamtorganismus ist. Als solches wirkt der Einzelne nun auch seinerseits dazu mit, daß sich auch die übrigen Individuen als zentrale, selbständige Einheiten zu verwirklichen vermögen. Das eben ist der Sinn, wenn von der Vergeistigung der Totalität des natürlichen Lebens gesprochen wird, daß der göttliche Geist nicht bloß der Mannigfaltigkeit der endlichen Individuen abstrakt entgegengesetzt bleibt, sondern daß er sich in den Einzelnen selber verlebendige und so die natürliche Abhängigkeit der Individuen von dem Ganzen und von einander in die freie Selbstbestimmung aus der im Geiste gegenwärtigen Totalität des Lebens verwandle. Der Mensch wird frei und damit wahrer Mensch nur durch eine Vergesellschaftung, in welcher die Verwirklichung der Freiheit aller durch alle prinzipiell ermöglicht wird.

Die Religion und die sittliche Vergesellschaftung sind die

Mittel, um diesen Vergeistigungsprozeß zur Entfaltung zu bringen. Vermittelst jener wird das subjektive, vermittelst dieser das substanzielle Leben vergeistigt. Ihre Einheit aber ist der Mensch nach dem wahren Begriff seines Wesens. Infolgedessen ist der jeweilige Geistesstand des Menschen auch der Regulator zwischen diesen beiden Lebensfunktionen; und dieselbe Entwicklungsidee, von welcher der Fortschritt des religiösen Lebens bestimmt wird, muß daher auch die Entfaltung der sittlichen Funktion mit der gleichen Kraft des Geistes erfüllen. Nun ist die Idee des Protestantismus zunächst religiös zur Erscheinung gekommen und zwar als die gläubige Erhebung der inneren Subjektivität des Lebens zur gottmenschlichen Totalität, folglich muß diese Idee überhaupt darauf gerichtet sein, den Menschen in seiner lebendigen Einheit, also auch den sittlichen Menschen als Totalität zu verwirklichen. Daraus ergiebt sich aber weiter, daß der mit der reformatorischen Glaubensidee in Aktion gesetzte ethische Prozeß auch nicht mehr bloß die private, subjektive, endliche Moralität betreffen kann, sondern die sittliche Vergesellschaftung des Menschen mit der Totalität seiner Gattung. Wie der Protestant demnach im Glauben innerlich mit der Gerechtigkeit Gottes eins wird, so muß er sich äußerlich mit allen seinesgleichen einheitlich vergesellschaften, um diese Gerechtigkeit objektiv zu gestalten.

Nun aber ist die Gattung selber unendlich. Demnach kann ich mich mit ihr nur dadurch vergesellschaften, daß meiner eigenen Tätigkeit und derjenigen meiner natürlichen Vergesellschaftung in der Gemeinde, dem Staate usw. sowohl eine unendliche Richtung als ein unendlicher Zweckinhalt gegeben wird. Jenes geschieht, wenn die Berufserfüllung von der Rücksicht auf die privaten, partikularen Bedürfnisse unabhängig gemacht wird und ihre Befriedigung vielmehr in der unbeschränkten Entfaltung der persönlichen Leistungsfähigkeit findet. Ein unendlicher Zweckinhalt aber wird der Berufstätigkeit gegeben, wenn die Mehrwerte der persönlichen Leistung für die Totalität der Gesellschaft erzeugt werden, so daß es durch ihren allgemeinen, verhältnismäßigen Ausgleich jedem ermöglicht wird, die seinem Wesen entsprechende Berufsbestimmtheit zur vollendeten Verwirklichung zu bringen. Nur wenn ein Jeder Mehrwerte geistiger oder sinnlicher Art erzeugt und wenn diese Mehrwerte allen zur Ermöglichung ihrer eigensten Wesensbestimmung zu gute kommen, kann von einer Vergeistigung der natürlichen Vergesellschaftung die Rede sein.

Damit ist das ethische Prinzip aufgezeigt, das aus dem Grundtrieb des Protestantismus, aus jener Idee der Erhebung des Menschen zur geistigen Totalität, folgerecht entspringt. Dieses Prinzip ist von der theologischen Ethik des Protestantismus nicht entwickelt worden, deswegen nicht, weil auch der religiöse Glaubensbegriff über den reformatorischen Standpunkt hinaus nicht weitergestaltet worden ist. Wohl aber ist das Streben nach einer Vergeistigung der menschlichen Vergesellschaftung in unserer klassischen Dichtung und Philosophie in bedeutsamen Ansätzen hervorgetreten, und es würde eine reizvolle Aufgabe sein, zu zeigen, wie die Idee des Protestantismus in der dichterischen Anschauung Goethes und Schillers und in der philosophischen Entwicklung von Kant bis zu Hegel unter Abstreifung der theologischen Form eine machtvolle Vertiefung und Erweiterung erfahren hat. Auch das würde zu zeigen sein, wie insbesondere die nur halb begriffenen Gedanken Hegels auf die Begründung der sozialistischen Theorien eingewirkt haben. Davon muß hier abgesehen werden. Denn es sollte hier nur kenntlich gemacht werden, welche sittliche Konsequenz sich aus der Idee des lutherischen Protestantismus ergiebt, und vor allen Dingen sollte die Unterlage dafür gegeben werden, daß die reformierte Ethik mit ihren kapitalistischen Konsequenzen keineswegs den sittlichen Geist des Gesamtprotestantismus repräsentiert.

Was auf diese Weise erst deutlich zutage tritt, ist der Umstand, daß ebenso wie der reformierte Glaubensbegriff nur die eine Seite der Lutherischen Glaubensidee erfaßt, auch die reformierte Ethik nur diejenige Entwicklung des sittlichen Lebens objektiv zur Erscheinung gebracht hat, welche gerade dieser Einseitigkeit entspricht. Der religiöse Prozeß des reformierten Protestantismus bringt aber allein dies zur Geltung, daß die Glaubensvergeistigung ein lediglich *innerer, individueller Vorgang* ist, der *ohne die objektive Vermittlung der Kirche allein durch die Gnade Gottes* erwirkt wird; ihm fehlt dagegen gerade das Wesentliche der lutherischen Glaubensentwicklung, nämlich die innere Verschmelzung des Gläubigen mit Gott, und damit die Erhebung der Individualität zur Totalität. Der reformierte Glauben ist abstrakt-rational, der lutherische dagegen konkret-spekulativer Natur. In derselben Weise nun wie der Reformierte auch in der Glaubensberufung abstraktes Individuum bleibt, wie er nicht mit dem göttlichen Geist persönlich verschmilzt, sondern nur als endliches Wesen die Kraft erhält, sich dem un-

endlichen Machtwillen Gottes gehorsam unterzuordnen, — so ist ganz entsprechend auch die Tendenz der sittlichen Bewährung darauf gerichtet, die individuelle Willenstätigkeit lediglich als solche in den Dienst des unendlichen Willens Gottes zu stellen. Es fehlt daher diesem Willen noch der Trieb, selber substanziell-unendlich zu werden. In demselben Maße also, wie dem Glauben die Wesensbestimmtheit fehlt, die individuelle Subjektivität zur Totalität zu erheben, so ermangelt auch das sittliche Streben damit der substanziellen Unendlichkeitsbestimmtheit, durch die allgemeine Vergesellschaftung der Berufstätigkeit die Entwicklung des Gesamtlebens zum Gegenstand des Einzelwirkens zu machen.

Nun zielt tatsächlich der Geist des Kapitalismus, als der objektive Ausdruck der reformierten Ethik daraufhin, der individuellen Berufstätigkeit als solcher ohne Rücksicht auf die eigenen, privaten, partikularen Bedürfnisse eine unendliche Richtung zu geben und somit die Güterproduktion, in der Form der Geldvermehrung, ins Unendliche zu steigern. Andererseits aber fehlt diesem individualistischen Typus der unendlichen Erwerbswirtschaft noch der geistige Trieb, dieser progressiven Steigerung der Berufstätigkeit auch einen unendlichen Lebenszweck zu geben, und damit verkehrt sich der an sich segensvolle Fortschritt der kapitalistischen Tätigkeitssteigerung geradezu in einem Fluch für das Menschengeschlecht. Denn statt den Menschen zu befreien, verstrickt diese Art der Berufsbewährung ihn vielmehr in die schlimmste Sklaverei, die es gibt, in die Unterwerfung des Lebens unter die Sache. Es ist nicht der Proletarier allein, der so zum bloßen Lohnsklaven erniedrigt wird, weil ihm durch die kapitalistische Produktionsform jede innere, persönliche Beziehung zu dem Erzeugnis seiner Arbeit genommen wird; sondern auch der Großkapitalist wird der Sklave des Mammons, weil seine Berufstätigkeit ganz von der Vermehrung derjenigen Schätze in Beschlag genommen wird, welche die Motten und der Rost fressen. Ja, selbst den Formen der geselligen Freuden wird dadurch der Stempel der Gemeinheit aufgedrückt, weil die materiellen Güter und nicht diejenigen des Geistes den Charakter des Genießens bestimmen. Dennoch würde kein vernünftiger Mensch gewillt sein, die Lebensentwicklung auf die vorkapitalistische Produktionsform zurückzuschrauben, und darin liegt schon, daß nicht der Geist des Kapitalismus an sich die Schuld für die Verkümmerung des Lebens trägt, sondern vielmehr der Umstand, daß er in seiner absoluten Einseitigkeit ohne sein komplementäres

Geistesmoment zur Herrschaft gekommen ist. Dieses Komplement ist aber bereits enthalten in der Idee des lutherischen Protestantismus, in deren Konsequenz es eben liegt, daß derselbe Mensch, der sich im Glauben zur religiösen Totalität erhebt, sich auch in der Gestaltung seines Lebensberufes zur sittlichen Totalität erheben müsse. Und dies geschieht in der allgemeinen Vergesellschaftung der progressiven Berufserfüllung. Die Entwicklung zum Kapitalismus hat nur diese Steigerung der Berufsbewährung ausgelöst und objektiviert; dagegen fehlt ihm noch das Moment der allgemeinen Lebensvergesellschaftung, und in dieser Einseitigkeit liegt seine Härte, seine Unvollkommenheit, seine Unnatur.

Die ethische Tendenz des reformierten Protestantismus ist es, die dieses einseitige Moment der progressiven Berufsbewährung und damit den Geist des Kapitalismus aus sich hervorgetrieben hat. Damit ist also die sittliche Konsequenz dieser einseitigen Glaubensform früher verwirklicht worden, als der sittliche Ausbau der dem lutherischen Glaubensbegriff innewohnenden Menschheitsidee. Wir werden auch darin die leitende Hand Gottes zu erkennen haben, der die Entwicklung des Lebens der Fähigkeit der Gesamtheit und nicht derjenigen einiger fortgeschrittenen Köpfe gemäß gestaltet. Weil daher die Idee der Erhebung des Menschen zur geistigen Totalität in ihrer sittlichen Verwirklichung zwei wesentliche Momente hat, so mußte erst das eine, das näherliegende der progressiven Berufsbewährung zur Entfaltung gelangen, ehe die Notwendigkeit des andern und damit die ganze Wahrheit dieser sittlichen Idee zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Das ist auch letzthin der Grund, weshalb die sittliche Tragweite der lutherischen Glaubensidee von dem Reformator selber nach dieser Seite hin noch nicht völlig begriffen zu werden vermochte. Ihre einzelnen Momente mußten erst nacheinander zur Entwicklung kommen, ehe die ganze Fülle ihrer Bedeutung zur Erscheinung gelangen konnte, und das ist bis heute kaum geschehen. Die Idee des lutherischen Protestantismus ist ein Same für viele Jahrhunderte; nur etlicher davon ist bereits in die Scheuern gebracht, etlicher reift gegenwärtig der Ernte entgegen, und wir wissen noch nicht, wieviel erst zukünftig in die Saat schießen wird. Der reformierte Protestantismus hat nur eine Seite dieser Idee mit geschickter Hand ergriffen und mit zäher Tatkraft verwirklicht; aber das war sein Beruf, und damit hat er der Sache des ganzen Protestantismus gedient, wenn er auch selber nicht der ganze ist. Es ist die Frage aufgeworfen worden, „ob die Reformation über-

haupt in nur lutherischer Besonderheit durchzuführen und zu behaupten gewesen wäre gegen das tatkräftigere gesellschaftsbildende Prinzip im Katholizismus, wenn die spezifisch reformierte ihr nicht zur Seite gestanden hätte". Diese Fragestellung ist schief; denn zum Wesen der Idee gehört es eben, daß sie sich erst in ihrer Entwicklung verwirklicht. Wenn demnach der reformierte Protestantismus nicht erschienen wäre, so hätte die lutherische Glaubensbewegung alsbald ihrerseits die Ausgestaltung der sittlichen Entwicklung ins Werk setzen müssen. Dieser Prozeß wäre dann vielleicht langsamer, aber wahrscheinlich auch gleichmäßiger und harmonischer vor sich gegangen, wie das die protestantisch-philosophische Ethik unseres klassischen Idealismus bezeugt.

Es waren Bedingungen politisch-ökonomischer Natur, welche unter den zahlreichen Sonderbildungen des religiösen Protestantismus gerade die reformierte Konfession zu einer geschichtlichen Macht haben erstarken lassen. Dadurch ist dieser Nebenschößling üppig in die Höhe geschossen und hat das Wachstum des Hauptstammes beträchtlich aufgehalten. Heut aber liegen die Dinge so, daß die praktische Tendenz der reformierten Religiosität sich in der Erzeugung des kapitalistischen Geistes völlig objektiviert und erst dadurch die harte Einseitigkeit ihres Grundprinzips zum Bewußtsein gebracht hat. Denn wir würden diese Härte, diese Unterwerfung der Person unter die Sache, diese Verunendlichung der Gütererzeugung ohne die entsprechende Güterverteilung gar nicht so schwer empfinden, wenn nicht in der umfassenderen Idee des lutherischen Protestantismus bereits innerlich, subjektiv, religiös das Totalitätsbewußtsein des Menschen entfacht wäre, und wenn nicht erst von diesem Lebensgefühl aus die Ueberzeugung erweckt würde, daß das Individuum durch die kapitalistische Vergesellschaftungsform nicht zu der seiner inneren Freiheit gemäßen Verkörperung der sittlichen Freiheit gelange. Daß die Vergeistigung des Menschen in der Glaubenstotalität notwendig die Totalität der sittlichen Vergesellschaftung erfordere, diese Empfindung ist erst dadurch ausgelöst worden, daß die kapitalistische Lebensgestaltung trotz ihrer unbestreitbaren Vorzüge gegenüber den vorangehenden Zuständen dennoch dem Menschen nicht die Freiheit gebracht habe, auf die er seiner göttlichen Geistesbestimmtheit nach Anspruch erheben zu dürfen glaubt. Erst aus dem Gefühl dieses Mangels ist sichtbar geworden, welche sittliche Konsequenz in der protestantischen Idee der Lebenstotalität enthalten ist.

Mögen daher die Pessimisten auf der einen Seite und die

Uebermenschen auf der anderen über die Verkümmerung des Lebens in dem gegenwärtigen Entwicklungsstande jammern, soviel sie wollen; denn sie klagen doch nur, weil sie nicht tief genug zu schauen vermögen. Der besonnenere Denker hingegen gewahrt gerade in diesen erschütternden Regungen der noch unentfalteten Volksseele nicht bloß die negative Seite der Unbefriedigtheit, sondern vielmehr bereits den tätigen Genius einer neuen Lebensepoche, ohne den jenes Gefühl des allgemeinen Mißbehagens gar nicht da wäre. Nirgends aber ist zur Zeit diese bedrückte Lebensstimmung stärker als in den schaffenslustigen Kreisen des Protestantismus, und eben dies ist das sicherste Zeichen, daß sich neues Leben mit Macht Bahn bricht. Es ist die Zeit gekommen, in der die Idee des Protestantismus von der subjektiven Erfassung im Glauben zur objektiven Verwirklichung ihrer sittlichen Ausgestaltung überzugehen drängt, — zur Ausgestaltung der sittlichen Totalität des Individuums durch die Vergeistigung der beruflichen Vergesellschaftung.

Schon ist diese Bewegung im Gange; aber so, daß sie im abstrakten Gegensatz zu der materialistischen Einseitigkeit des kapitalistischen Individualismus selbst noch lediglich durch materialistische Vergesellschaftungstendenzen bestimmt ist, ohne bisher das sittliche Prinzip der geistigen Vergesellschaftung klar entwickelt zu haben. Darum kann nicht länger Zweifel darüber herrschen, daß es die wichtigste und gewaltigste Aufgabe der führenden Geister sein muß, dieses sittliche Prinzip zu einer praktisch alles beherrschenden Lebensmacht zu gestalten, wenn unser Leben nicht abermals dem Fluch der Einseitigkeit durch die Unterwerfung unter die materielle Gewalt der rohen Masse verfallen soll. Möge dann endlich zur Wahrheit werden, was Schiller bereits erkannt hat und was doch bisher unbeachtet geblieben ist: „Wenn die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit kein Abbruch geschehen; gleich weit von der Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen."

Agrarsozialismus und Bevölkerungssorgen in Frankreich.

Von

P. G. Hoffmann (Baden-Baden).

Die sächlichen Kosten eines Betriebes setzen sich ganz allgemein zusammen aus den Kosten des Betriebsmaterials und den Erneuerungskosten. Ebenso ist es mit der menschlichen Arbeit. Ihre Kosten setzen sich zusammen aus den Kosten der Nahrung des Arbeiters und aus den Kosten der Unterhaltung der Familie. Das ist die Grundlage aller Lohntheorie.

Aber in jeder Fabrik sind die Betriebskosten und die Erneuerungskosten andere, und noch verschiedenartiger ist die Art ihrer Berechnung. Mancher Fabrikant mag ein recht guter Praktiker sein. Wenn er falsch kalkuliert, geht das Geschäft schließlich in die Brüche. Dasselbe trifft zu in der Volkswirtschaft. Nicht nur die Kosten der Wirtschaften sind verschieden, sondern auch die Arten ihrer Berechnung. Und es fragt sich, was wichtiger ist, der praktische Betrieb oder die Weise, wie man Vorsorge trifft für Instandhaltung und für Erneuerung. Da ist es dann erstaunlich zu sehen, wie weit die Methoden auseinandergehen, die in den ersten Kulturstaaten angewendet werden, um den größten Nutzeffekt zu erzielen; und nicht minder die Verschiedenheit, mit der man für Abnutzung und Erneuerung vorsorgt. Die Nationalökonomen hören nicht auf, die Zustände in den Nachbarländern zu studieren, die Staatsmänner lassen nicht ab, sich bei ihren Vorschlägen auf die Einrichtungen der anderen Staaten zu berufen. Aber die tief in der staatlichen Entwicklung der Völker begründeten Klassen-Gegensätze beherrschen die Gesetzgebung der Praktiker und die Meinungen der Doktrinäre.

I.

Als der deutsche Reichskanzler am 1. Februar 1905 die neuen Handelsverträge dem Reichstage zur Beschlußfassung vorlegte, verteidigte er die Erhöhung der Getreidezölle mit einem Hinweis auf den wirtschaftlichen Aufschwung, der sich vollzogen habe in einer Periode, an deren Beginn wir vom System des Freihandels zu dem System des Schutzes der nationalen Arbeit übergegangen seien unter Wiedereinführung und allmählicher Erhöhung der Getreidezölle. Er hob hervor, daß sich die Lage der breiten Schichten der Bevölkerung in Deutschland während der letzten Jahrzehnte wesentlich gehoben habe und verwies schließlich auf Frankreich.

„Wie liegt die Sache in Frankreich? In Frankreich spielt der Weizen in der Ernährung der arbeitenden Klassen eine viel größere Rolle als bei uns. Trotzdem besteht in Fankreich seit Jahren ein Weizenzoll von 5,60 Mark für den Doppelzentner. Die Mehrheit der französischen Deputiertenkammer, die eine republikanische, radikale, demokratische Mehrheit ist, innerhalb deren die sozialistische Gruppe eine maßgebende Rolle spielt, hat vor nicht langer Zeit einen Antrag auf Herabsetzung der Getreidezölle mit großer Mehrheit abgelehnt, dagegen trotz des Widerspruchs der Regierung einen Antrag auf Erhöhung der Viehzölle mit ebenso großer Mehrheit angenommen."

„Die französischen Republikaner, Radikalen und Demokraten, denen doch gewiß das Schicksal der arbeitenden Klassen am Herzen liegt . . . die französische Volksvertretung glaubt nicht, daß die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen durch Getreidezölle beeinträchtigt wird. Eine solche, wie ich glaube, schiefe und irrige Auffassung überlassen die französischen Radikalen, die praktische Leute sind, ihren mehr doktrinär angelegten deutschen Gesinnungsgenossen."

Wie liegt die Sache in Frankreich? In der Tat, die französischen Radikalen sind praktische Leute, wenn sie in ihrem Lande davon absehen, die Getreidezölle zu bekämpfen. Aber würde man auch Radikale, sagen wir in England, als praktische Leute bezeichnen können, wenn sie im Parlament für Einführung von Kornzöllen und Erschwerung der Fleischzufuhr stimmen wollten?

„Der Franzose ist nach unsern Begriffen unglaublich geduldig in Bezug auf Nahrungsbesteuerung," sagte dort vor kurzem der leitende konservative Minister. „Man denke, obgleich Frankreich ein ebenso demokratisch regiertes Land ist wie unseres, ist dort

die Besteuerung der Nahrung ein Teil des normalen Systems." So gehen die Ansichten über die französischen Radikalen in den beiden großen Nachbarstaaten weit auseinander.

In Deutschland ist uns die Anschauung geläufig geworden, daß die Sozialdemokratie für den Freihandel eintritt. Seitdem der Sozialistenkongreß in Stuttgart 1898 auf Kautskys Antrag den Beschluß faßte: das Schutzzollsystem ist unvereinbar mit dem Interesse des Proletariats und begünstigt nur die Monopole und den Militarismus, seitdem haben sich die sozialdemokratischen Parteitage in immer heftigeren Erklärungen, nicht nur gegen Nahrungsmittelzölle, sondern gegen die Politik des Hochschutzzolles überhaupt ausgesprochen. Das hat dem Schutzzoll manche Freunde zugeführt. Es gibt viele Leute, die sich von freihändlerischen Anwandlungen losgemacht haben, weil sie nicht mit den Sozialdemokraten auf einer Bank sitzen wollen.

Im Grunde gibt es aber gar keinen größeren Feind sozialdemokratischer Bestrebungen als den Freihandel. Der freie Wettbewerb in Handel und Industrie ist unverträglich mit dem vom Sozialismus angestrebten gleichen Recht auf Daseinsgenuß für jedes Individuum. Denn das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte wird immer hier Kapitalien anhäufen, dort solche zerstören, das tauglichere Individuum zur Herrschaft bringen und so überall der Gleichheit entgegenwirken. Deshalb hat Karl Marx es auch ausgesprochen, daß, wenn der Sozialismus dem Freihandel anhänge, so geschähe es nicht, weil er davon eine Verbesserung für die Lage der Arbeiter erhoffe, sondern weil der Freihandel ein revolutionäres Agens bedeute, das die allgemeine Konkurrenz intensiver gestalte, den wirtschaftlichen Kampf anfache und die ökonomische Umwälzung beschleunige. Der französische Kollektivismus aber läßt auch das nicht gelten. Mit traditionellem Haß bekämpft er den Freihandel als die internationale Form der ökonomischen Anarchie, und Jaurès sagt: „Ich frage mich, ob nicht der Protektionismus in seiner Art in demselben Sinne, wie Marx meint, revolutionär gewirkt hat, indem er bei vielen Völkern unter dem Schutz der Zollschranken neue Industrien hervorbringt".

In Frankreich haben die Nationalökonomen freihändlerischer Richtung nicht aufgehört, die innere Verwandtschaft bloßzulegen, die zwischen Protektionismus und Sozialismus besteht. Sie weisen darauf hin, daß der Schutzzoll die staatliche Garantie eines Minimalprofits für das Kapital bedeutet, und daß der nationale Grundsatz

der Gleichheit als logische Folgerung für den Arbeiter die staatliche Festsetzung eines Minimallohnes begründet. Méline, der Vorkämpfer des Schutzzolls, aber selbst eifrigster Gegner der Sozialdemokratie hat darauf keine andere Entgegnung als die: „Das Land wird sich nicht abwenden vom Protektionismus. Aber wenn man ihm immer sagt, man könne nicht Protektionist sein ohne sich gleichzeitig zum Sozialismus zu bekennen, fürchten Sie da nicht, daß das Land schließlich antworten wird: Wenn dem so ist, so will ich lieber Sozialist sein als Freihändler? Deshalb meine ich, die Freihändler begehen eine souveräne Unklugheit, indem sie ohne Unterlaß Protektionismus und Sozialismus in Vergleich stellen. Sie liefern damit nur den Sozialisten die Waffen.“*)

Und in der Tat haben die Sozialisten diese ihnen gebotenen Waffen eifrig benutzt. Sie haben bereits 1848 das Recht auf Arbeit begründet mit dem Hinweis auf die Prämien, Diffenrentialzölle und Prohibitionen, die Bastiat als staatliche Garantie des Minimalprofits für die einzelnen Industrien bezeichnete. Sie haben 1887 den Ertrag der Getreidezölle für Métayers und ländliche Arbeiter gefordert. Sie haben 1892 im Marseiller Programm den Minimallohn für ländliche Arbeiter proklamiert und haben 1894 die Verstaatlichung des Getreidehandels beantragt.

Auf der anderen Seite haben die Schutzzöllner aber auch nicht aufgehört, den Protektionismus als eine Forderung der Arbeiter hinzustellen. Schon unter der Julimonarchie manifestierte Roubaix — die heutige Hochburg der Sozialdemokratie — gegen die Abschaffung der Einfuhrverbote mit der Phrase: „dem König, den wir lieben, zahlen wir ohne Murren schwere Steuern, dem Vaterlande verweigern wir nicht unsere Söhne; aber verschont unsere Arbeitsmittel! — Seid eingedenk, daß Herabsetzung der Löhne zweimal Lyon zur Empörung gebracht hat“. Und bei der Einführung des Siebenfrankszolles auf Weizen sagte Méline in der Kammer: „Was verteidigen wir in der Getreidefrage anders als den Lohn der ländlichen Arbeiter? Wenn Sie nicht die Zölle erhöhen, um das Gleichgewicht zwischen Preis und Kosten herzustellen, sind Sie genötigt, Ihren Arbeitern 25 Centimes-Löhne wie in Indien zu zahlen“.

In England hatte in früherer Zeit die revolutionäre Partei des Proletariats den Satz aufgestellt: Schutzzoll und Freihandel

*) In der Deputiertenkammer am 12. Februar 1894.



ist ein Streit unter Kapitalisten. Die Chartisten kämpften für politische Rechte, nicht für wirtschaftliche Interessen. Sie hegten tiefes Mißtrauen gegen die Abschaffung der Getreidezölle. Ihrer Auffassung folgend hat Marx in seinem „Kapital" daran festgehalten, daß die Agitation gegen die Korngesetze in England den Zweck verfolgt habe, die Löhne zu drücken. Er verzeichnet als geschichtliche Tatsachen nebeneinander: „1846 Abschaffung der Getreidezölle, 1847 Herabsetzung der Löhne um zehn und mehr Prozent zur Feier des Big Loaf". Aber die politische Umsturzbewegung der Chartisten ist aus Mangel an Nahrung zu Grunde gegangen, als in dem wirtschaftlichen Kampf zwischen zwei großen kapitalistischen Klassen der Freihandel zur unbeschränkten Anerkennung gelangte.

Nicht, daß der Sieg des Freihandels notwendig als die Ursache alles wirtschaftlichen Gedeihens anerkannt werden müßte. In England wurde die öffentliche Meinung in einer Zeit tiefster politischer Ruhe Jahre lang durch agitatorische Erörterungen aller der Argumente in Atem gehalten, die sich für die Wirkungen von Freihandel und Schutzzoll anführen lassen. Das Freihandelsprinzip gewann die Oberhand, gerade als eine ungeheure Verkehrsumwälzung einsetzte. Die öffentliche Meinung mußte die unerhört günstige Entwicklung der folgenden Jahrzehnte als Bestätigung der Freihandelsargumente empfinden. In jenem wirtschaftlichen Kampfe der Besitzenden untereinander war dem Volke der Sinn geschärft für ökonomische Fragen. Kein Mensch hätte von nun ab in England die Theorie verfechten können, daß Freihandel oder Schutzzoll den arbeitenden Klassen gleichgültig sein müßten.

Warum hat in England die Sozialdemokratie keinen Boden gewonnen? Weil das gemeinsame Interesse an den wirtschaftlichen Fragen dort hohe und niedere Gesellschaftsklassen mit einander verbindet; und weil das Prinzip der freien Konkurrenz nicht nur auf den Arbeitsmarkt beschränkt ist, sondern allgemein in wirtschaftlichen Dingen die Staatsgewalt eindämmt. Das oberste Prinzip des Freihandels ist dort zur Herrschaft gelangt und wirkt lähmend auf alle sozialistischen Bestrebungen.

In Frankreich gab es einen Kampf zwischen großen kapitalistischen Klassen nicht, weil es keinen Feudalismus mehr gab. „Die Julimonarchie war nichts als eine Aktienkompagnie zur Exploitation des französischen Nationalreichtums, deren Dividenden

sich verteilten unter Ministern, Kammern, 240 000 Wählern und ihrem Anhange."

Infolge dessen hat die Entwicklung dort einen ganz andern Weg genommen. In den Jahren, als in England die Anti Corn Law League ihre rege Tätigkeit entfaltete, beschäftigte man sich in Frankreich mit den verschwommenen Ideen des utopischen sentimentalen Kommunismus. Während die Männer, denen die wirtschaftliche und soziale Führung Englands in Zukunft anvertraut werden sollte, in dem Entscheidungskampf ob Industriestaat, ob Agrarstaat ihre Sporen verdienten, schrieb der zukünftige Kaiser Napoleon als Gefangener zu Hamm seine „Extinction du paupérisme", worin er die Arbeitslosigkeit durch ein System landwirtschaftlicher Kolonisation zu bekämpfen vorschlug.

Die bürgerliche Opposition in der Deputiertenkammer kämpfte nicht für wirtschaftliche Interessen, sondern für politische Rechte, für Ausdehnung des Wahlrechts. Odilon Barrot erzählt von der Revolution 1848: „Wir waren beide, Ministerium und Opposition, vor dem 24. Februar ohne Ahnung, welcher leidenschaftliche Haß und Neid die zahlreichste aller Gesellschaftsklassen bewegte. Wir hatten in der Opposition erkannt, daß das Volk in seinen politischen Rechten zu sehr beschränkt geblieben war, und wir kämpften für Erweiterung dieser zu engen Grenzen. Die Minister erklärten Ausdehnung der politischen Rechte für unnütz und gefährlich. Während man auf diesem Terrain kämpfte, agitierte das Volk nicht für Rechte, sondern für Interessen." „Man kann sich heute nicht über den wahren Charakter der Revolution von 1848 täuschen. Im ersten Augenblick hatte sie einen gewissen politischen Anstrich. Aber als sich die Mitglieder der provisorischen Regierung kaum im Stadthause versammelt hatten, enthüllte sich der wahre Charakter der Leidenschaften, die zur Explosion gekommen waren. Einige gemäßigte Republikaner, in gutem Glauben, daß es sich um eine radikalliberale Bewegung handele, sprachen zu der Menge, die sie umgab, von Rechten, Garantieen, Freiheiten, Nationalehre. Aber es wurde ihnen geantwortet: Mehr Lohn, weniger Arbeit, Darlehen ohne Zinsen usw."

Das waren die wirtschaftlichen Gegensätze in Frankreich. Hier standen sich nicht wie in England Grundbesitz und Großindustrie einander gegenüber. Der wirtschaftliche Gegensatz tat sich auf zwischen jener Klasse der Besitzenden, die unter der Julimonarchie durch den Zensus von 200 Franks direkter Steuern

als allein wahlberechtigter Interessentenkreis ausgesondert war mit ihrem Anhang einerseits — und den Arbeitern, Kleinbürgern und Kleinbauern andrerseits, die sich gegen die Ausbeutung der Großindustrie, des Großhandels und des Großgrundbesitzes zur Wehr setzten. An dieser Koalition gegen den Großbesitz nahm das industrielle Proletariat nicht den dominierenden Anteil wegen der schwach entwickelten auf Paris und wenige Departements beschränkten Großindustrie. Dagegen war der kleine und kleinste Besitzer, der Kleinhändler und der tagelöhnernde Landeigentümer um so stärker vertreten. Die übermäßige Zerstücklung des französischen Grundeigentums ist bekannt. Und was den Kleinhandel angeht, so sagt Léon Faucher darüber: „Das Uebel, das dem Handel unseres Landes anhaftet, das Uebel für die Konsumtion sowohl wie für die Produktion besteht in der Vielheit der Zwischenhändler. Ja, es muß gesagt werden, ein Wandel hierin läßt sich nicht durch Gesetze schaffen, nur die Sitten vermögen ihn zu vollbringen. In unserm Lande ist das direkte Arbeiten nicht beliebt. Ueberall, wo sich Gelegenheit bietet zu einem kleinen Geschäft, das jemandem die Aussicht eröffnet auf das, was man nennt sich etablieren, das heißt einen Laden aufzumachen, die Arme zu kreuzen und auf Kunden zu warten, wo sich dergleichen bietet, ist der Andrang allgemein. Wir sind leider vielmehr das, was man irriger Weise den Engländern nachsagt, wir sind eine Nation von kleinen Krämern und kleinen Händlern. Das ist das Uebel unserer Handelsorganisation, an dem, ich wiederhole es, Gesetze nichts bessern werden, aber worin das Geheimnis der traurigen Ergebnisse zu suchen ist, deren Ursache man so gern anderswo finden will."*) Das war der Nährboden der kommenden sozialdemokratischen Partei in Frankreich.

Ein so geartetes Kleinbürgertum war nicht empfänglich für freihändlerische Tendenzen. Die sozialistischen Doktrinen jener Zeit sind denn auch eng verknüpft mit wirtschaftlichen Anschauungen verkehrsfeindlichsten Gepräges. Proudhon, wenn er auch mit seinem Projekt der Tauschbanken dem Zwischenhandel zu Leibe ging, wollte dem Großkapital weder Zinsen noch Profit zubilligen und war der entschiedenste Gegner des Smithianismus. Louis Blanc bezeichnete die Konkurrenz in Handel und Industrie als das Verderbnis der gesellschaftlichen Ordnung, als eine Waffe lediglich bereitet, um

*) Nationalversammlung 14. Dezember 1849.

damit den Schwachen durch den Starken, den Armen durch den Reichen zu vernichten. Seine Folgerung daraus war der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit und die Forderung: Gleichheit des Arbeitslohns für alle. Er ist der erste, der dem französischen sozialistischen Empfinden, der Freihandel sei die wirtschaftliche Anarchie, in den Worten Ausdruck gibt: la concurrence est la guerre dans l'ordre des intérêts.

Es ist bekannt, wie die praktischen Schöpfungen dieser Doktrinäre, Proudhons Volksbank und Louis Blancs staatliche Organisation der Arbeit ein schnelles klägliches Ende genommen haben. Aber die Lehren Proudhons und Blancs sind tief eingedrungen in das französische Volk und haben die sozialistischen Anschauungen der arbeitenden Klassen dort drei Jahrzehnte lang fast ausschließlich bestimmt. Zwar gingen beide weit auseinander in der Anschauung von dem, was mit Staatshilfe und was entgegen jeder Staatseinmischung zustande kommen sollte. Aber in der Abneigung gegen die freie Konkurrenz waren sie einig.

Als nach sechzehn Jahren staatlicher Repression die erste sozialistische Kundgebung in Frankreich zustande kam — das Pariser Mémoire zum Genfer Kongreß 1866 —, wurde von ihr die Freihandelsbewegung des Kaiserreichs mit der Wendung abgelehnt: „Protektion und Freihandel ist ein Streit unter Kapitalisten." Die französischen Arbeiter stellten sich damit auf den Standpunkt, den die englischen dreißig Jahre früher eingenommen, aber seitdem längst verlassen hatten.

Der französische Sozialismus war zu jener Zeit nicht revolutionär, sondern doktrinär. Er stellte sich die Aufgabe, das Proletariat auf wissenschaftlichem Wege, womöglich friedlich zur Emanzipation zu führen. Das Jakobinertum der Blanquisten wurde von ihnen zurückgewiesen. Charakteristisch für diesen spezifisch französischen Sozialismus war die kooperative Idee und die Aufrechterhaltung des kleinen Grundeigentums.

Nun trat ihm in der Internationalen der Marxismus gegenüber, der die Forderung des Kollektiveigentums an Boden und Produktionsmitteln stellte und damit Eigenarten angriff, die dem französischen Volkscharakter angepaßt und teuer sind. Auf den internationalen Arbeiterkongressen gewann der Marxismus die Oberhand, aber die kleinbäuerlichen und kleinbürgerlichen Tendenzen der französischen Sozialisten verlegten dem orthodoxen marxistischen

Kollektivismus den Weg zur einheitlichen Organisation der Sozialdemokratie in Frankreich. Zwar gingen die Gegensätze der sozialistischen Wirtschaftsprogramme jener Jahre unter in der allgemeinen revolutionären Strömung, die kurz darauf gemäßigte Republikaner und fanatische Kommunisten jeder Färbung zum Sturz des Kaisertums vereinigte. Aber sie wurden auch während der ersten fünfundzwanzig Jahre der dritten Republik nicht ausgeglichen. Als der „Kollektivismus" sich etwa zehn Jahre später mit Marxistischem Programm als politische Partei konstituierte, glaubte er noch mit der Parole durchdringen zu können: Handwerkszeug und Boden muß Besitz der Allgemeinheit werden. Aber die Kooperativen und die Kollektiven waren nicht unter einen Hut zu bringen.*)

Mit dem Syndikatsgesetz von 1884 eröffnete sich, vom Gesetzgeber wie von der Umsturzpartei gleich unvorhergesehen, eine ganz neue Perspektive: das Erwachen der ländlichen Demokratie. Die große landwirtschaftliche Krise der vorangegangenen Jahre war auch der Propaganda des revolutionären Marxismus als Wasser auf ihre Mühle erschienen. Paul Lafargue in der Egalité schrieb beim Hereinbruch der Krise: „Die Landwirtschaft, so wenig ertragreich, wenn sie von kleinen Besitzern in veralteter, unzureichender Betriebsweise geübt wird, muß zur Entwicklung gebracht werden durch die kollektivistische Umwandlung." Nun kam es ganz anders. In den landwirtschaftlichen Kreisen war das Bedürfnis vorhanden, sich zur Anbahnung eines intensiveren Betriebes zusammenzuschließen, zunächst zu Einkaufsgenossenschaften von Betriebsmitteln. Dazu gewährten die Syndikatsbildungen ein ganz unerwartetes Hilfsmittel. Unter staatlicher Begünstigung schossen die landwirtschaftlichen Genossenschaften wie Pilze aus der Erde. Angeregt von solcher erfolgreichen Befriedigung materieller Interessen begann die bisherige Teilnahmlosigkeit der Landbevölkerung am politischen Leben einer Regsamkeit Platz zu machen, die zu einem neuen Faktor im französischen Staatsleben geworden ist. Die Syndikate änderten die Gewohnheiten der Landwirte; der Bauer wurde auf einmal zu einem politischen Wesen. Die ersten, die von dieser ländlichen Bewegung profitierten, waren die korporativen

*) „Damals (1879) war selbst die Elite unserer Arbeiter in der großen internationalen Demokratie ihrer großen Majorität nach individualistisch geblieben, gefangen von der Proudhonschen Metaphysik." Jules Guesde auf dem internationalen Arbeiter-Kongreß zu Paris 17. Juli 1889.

Tendenzen, die Le Playsche Schule mit christlichen, sozialen und politisch dezentralisierenden Bestrebungen, die in den cercles catholiques des Grafen Mun ihre Propaganda trieben und der Sozialdemokratie in bitterer Feindschaft gegenüberstanden. Aber bald wurde das ganze radikale Frankreich überwiegend agrarisch gesinnt. Die Gesetzgebung trat energisch für die Landwirtschaft ein, immer unter der Zustimmung, ja, auf das Drängen der radikalen Elemente im Parlament. Das kollektivistische Programm erfuhr eine bemerkenswerte Einschränkung. „Man wird nicht rühren an dem kleinen landwirtschaftlichen Besitz, wo der Eigentümer des Bodens in seiner Hand das Produktionsinstrument und das vollständige Produkt der Arbeit vereinigt," hatte Millerand verkündet. „Die Zerstückelung des Bodens ist die Lösung der sozialen Frage", war der Ausspruch des orthodoxen Marxistenführers Guesde. Der Kollektivismus wollte jetzt nicht mehr alle Produktionsmittel vergesellschaftigen, sondern nur diejenigen, die schon gesellschaftlich verwertet werden, will sagen durch gelöhnte Arbeiter. Das Land, so lange es vom Besitzer mit eigener Hand bearbeitet wird, der Kramladen, in dem Mann und Frau die Kundschaft bedienen, das Werkzeug, mit dem der Handwerker ohne Gesellen schafft, das alles ist nicht als Kapital anzusehen, das Gemeingut werden soll. Dank dieser Einschränkung ist die Partei des Kollektivismus die Beschützerin des Kleinbauern, des kleinen Handwerkers und des Budikers in Frankreich geworden. Nun berufen sich die Sozialisten aller Schattierungen auf Karl Marx.

Das ist die Entwicklung, der die radikale, demokratische Mehrheit der Deputiertenkammer in der Republik Rechnung trägt bei der Behandlung aller wirtschaftlichen Fragen, die das Wohl der arbeitenden Klassen angehen. Die Rücksichten auf Louis Blancs und Proudhons Doktrinen, die das Kleinbürgertum tief durchdrungen haben, die Rücksichten auf die Interessen der agrarischen Demokratie, die sich ungestüm meldeten, als kaum der Marxismus im industriellen Proletariat Wurzel gefaßt hatte, waren ausschlaggebend in den Fragen der Handelsverträge, der Korn- und Viehzölle, der Verstaatlichung des Getreidehandels, des Grundsteuererlasses. Garantie des Minimalprofits und Garantie des Minimallohns sind die radikalen Forderungen, die in dem Lande des solidarischen Anspruchs auf Fernhaltung fremden Wettbewerbs die radikale Forderung des billigen Brotes ersetzen müssen.

II.

In Frankreich bestehen keine Ausfuhrprämien für Getreide. — Schon 1899 schrieb deshalb Jules Domergue, der literarische Vertreter des Mélineschen Systems, in der Réforme économique: „Es ist verbrecherisch, die Landwirtschaft in die Hoffnung zu wiegen, man könne durch eine Aenderung der Kornzölle ein Mittel gegen die Ueberfüllung des Marktes finden. Wenn man einen Zehnfrankszoll nicht auf das Quintal, sondern auf das Korn Weizen legte, man könnte den Preis nicht um einen Centime steigern, sobald wir keine Einfuhr mehr nötig haben".

Am 26. Mai 1903 wurde in der französischen Deputiertenkammer ein Antrag auf zeitweilige Herabsetzung der Getreidezölle diskutiert. Ein Mitglied der nationalistischen Partei hatte den Antrag damit motiviert, daß die Brotpreise insbesondere in Paris seit wenigen Wochen schnell gestiegen waren. Der Antrag wurde mit 422 gegen 121 Stimmen abgelehnt, denn der Landwirtschaftsminister führte aus, daß trotz des hohen Zolls noch immer nicht diejenigen Verkaufspreise des Getreides für den Landwirt erzielt seien, die man als notwendig anerkannt habe, um einen angemessenen Nutzen zu sichern.

Es waren nun neun Jahre verflossen seit Einführung des Siebenfrankszolles. Méline, der Urheber des Gesetzes, konnte in einem Rückblick bei dieser Gelegenheit zu seinen Gunsten darlegen: „Seitdem werden neun Millionen Hektoliter Weizen mehr geerntet, dadurch wird ein Sinken der Brotpreise notwendig herbeigeführt. So findet der Produzent wie der Konsument seinen Vorteil, und es wird der Tag kommen, wo wir genug Getreide produzieren, um unsern ganzen Bedarf zu decken".

Hier tritt sogleich der große Unterschied zwischen französischen und deutschen Verhältnissen hervor: Der französische Getreidebau deckt schon lange in guten Jahren den vollen Bedarf des Landes.*) Der Zoll kommt in der Höhe der Getreidepreise nur in einem schwankenden Bruchteil zum Ausdruck. Und was das wichtigste ist, der Ertrag nimmt ständig dabei noch zu, aber die Bevölkerung von Frankreich nimmt ab. Wenn Malthus im elften Kapitel seines berühmten Werkes sagte: „Der wünschenswerte Zustand scheint zu sein, daß die gewohnheitsmäßige Nahrung des gemeinen

*) Im Jahre 1903 wurden geerntet 128,4 Millionen Hektoliter Weizen (1904 etwa 106 Millionen).

Volkes die teure ist und daß die Löhne dem angepaßt sind, damit in Zeiten der Not billigere Nahrung mit verwendet werden kann", so haben seine eifrigen Anhänger in Frankreich dieses Ideal erreicht. Folgende Zusammenstellung gibt Auskunft über das Verhältnis der Bevölkerungszahl in Frankreich zur Weizenproduktion des Landes:

Bevölkerung	(Millionen)	Jährliche Weizenproduktion	(Millionen Hektoliter)
1836	33,5	1831—1840	68,6
1846	35,4	1841—1850	79,6
1856	36,0	1851—1860	90,1
1866	38,0	1861—1870	98,9
1876	36,9	1871—1880	97,5
1886	38,2	1881—1890	110,0
1896	38,5	1891—1900	110,6

Das sind im letzten zehnjährigen Durchschnitt 215 Kilogramm per Kopf. Frankreich befindet sich in einer wirtschaftlichen Ausnahmestellung, die begründet ist in seinem stationären Bevölkerungszustande. Man kann nicht nachdrücklich genug auf diesen Unterschied hinweisen, der jede Parallele mit andern Kulturländern ausschließt. Hohe indirekte Steuern, Nahrungsmittelzölle insbesondere, werden dort leichter getragen wie in Ländern mit hoher Geburtenfrequenz. In Frankreich beträgt die Zahl der Individuen unter 15 Jahren 26 vom Hundert gegen 35 in England und Deutschland. Während also 74 Erwachsene in Frankreich für 26 Kinder zu sorgen haben, kommen bei uns auf 65 Erwachsene 35 Kinder. Das ergibt aufs Hundert umgerechnet: Hundert Franzosen haben zwölf Kinder weniger zu erziehen als hundert Deutsche. Solche Last wiegt schwerer als der Weizenzoll und manche andere Steuer. Wollte man, um den Unterschied in Geldeswert zu versinnlichen, jedes Kind auf 200 Mark Jahresunterhalt veranschlagen, so würde sich eine Mehrbelastung für den Kopf der Bevölkerung von 24 Mark ergeben, die Deutschland für seinen Kindersegen zu tragen hat. Und die staatlichen Mehraufwendungen für Erziehung und Unterricht werden in diesen 200 Mark nicht annähernd mit inbegriffen sein. Nicht nur um die Lebenshaltung handelt es sich. Mit Recht können die französischen Volkswirte darauf hinweisen, daß sie mit greifbaren Zielen rechnen, wenn sie darauf hinarbeiten, Getreideproduktion und Getreidekonsum miteinander ins Gleichgewicht zu setzen. Unter der Gesamtzahl der Bevölkerung befindet sich eine größere

Zahl von Produzenten, der Ueberschuß der Produktion über den Verbrauch ist naturgemäß größer, die Notwendigkeit, Rohstoffe und fertige Fabrikate aus dem Auslande herein zu lassen, geringer. Alle Bedingungen für ein System der Abschließung vom Weltmarkt liegen günstiger als in Ländern mit reichem Kindersegen. Der Außenhandel hat eine vergleichsweise geringe Bedeutung für das Land mit stationärer oder gar zurückgehender Bevölkerungszahl, das seine notwendigsten Nahrungsmittel aus der eignen Produktion deckt. Es kann sich freihalten von alle den Begleiterscheinungen der weltwirtschaftlichen Entwicklung, die Unruhe und Unbehagen in allen Kreisen der Herrschenden, der Besitzenden und der Beschaulichen verbreiten. Frankreich müßte mit seiner idealen Unabhängigkeit von der Außenwelt das glücklichste Land sein, wenn die weltwirtschaftliche Abhängigkeit wirklich so sehr zu fürchten wäre, wie viele glauben.

Die französischen Schriftsteller legen Gewicht auf den Nachweis, daß die geringe Bevölkerungszunahme keine Folgeerscheinung der modernen Entwicklung ist. Levasseur gibt an: der Gesamtzuwachs sowohl wie der proportionelle der französischen Bevölkerung war von 1700 bis 1789 geringer als der von 1801 bis 1896. Gegen Ende der Regierung Ludwig XVI. soll man zeitweilig schon festgestellt haben, daß die Zahl der Sterbefälle die der Geburten überstieg. Die Ursache dieser Erscheinung sucht man in Frankreich mit Vorliebe in dem hohen Kulturzustande, in den Frankreich, allen Völkern weit voraus, zuerst eingetreten sei. „England", so berichtet Leroy Beaulieu noch in neuester Zeit, „befindet sich vom Gesichtspunkt der Zivilisation*) auf dem Standpunkt, auf dem wir uns vor fünfzig Jahren befunden haben." Und er fügt hinzu: „Die Bedingungen des Wohlbefindens sind in der Masse der Bevölkerung gleichmässiger verteilt als bei andern Nationen, und bei uns beobachtet man mehr als anderswo die Tendenz und den Wunsch nach Verbesserung der Lebenslage." Die Durchschnittswohlhabenheit und Durchschnittszivilisation der großen Menge kann wohl als ein wesentliches Moment für den Wunsch nach Beschränkung des Kindersegens gelten. Beide sind gefördert durch den hundertjährigen Einfluß einer nivellierenden egalitären Gesetzgebung und Verwaltung, der großen Verbreitung des kleinen Grundbesitzes, der realen Erbteilung des französischen Rechts. Der Sparsinn der Bevölkerung macht den kleinen Rentner zur typischen sozialen

*) „Civilisation is in every aspect a struggle against the animal instincts", sagt John Stuart Mill, Principles Ch. XIII.



Erscheinung in Frankreich, und selbst die Art der Besteuerung trifft die vielgliedrigsten Familien in der Wohnungs- und Fenstersteuer empfindlich. Wir dürfen also annehmen, daß wir es mit einer sozialen Erscheinung zu tun haben, die unabhängig von der französischen Wirtschaftspolitik in der geschichtlichen Entwicklung der Sitten und Charaktereigenschaften der Bevölkerung tief begründet ist.

Aber das schließt nicht aus, daß eine innige Wechselwirkung besteht zwischen Geburtenüberschuß und Industrieentwicklung, wofür Levasseur und in neuester Zeit Goldstein in seinen „Bevölkerungsproblemen in Frankreich" ein großes überzeugendes Zahlenmaterial zusammen getragen haben. Hier einige Proben:

Es betrug der natürliche Bevölkerungszuwachs (Geburtenüberschuß) nach Goldstein:

	in ganz Frankreich	im Dep. Nord und Pas de Calais*)
1861—1865 . . .	716 000	91 000
1876—1880 . . .	532 000	108 600
1881—1885 . . .	469 000	111 100
1886—1890 . . .	201 000	102 000
1891—1895 . . .	1 400	103 000

Nach Levasseur**) wohnen in

	14 Departements, die die meisten maschinellen Pferdekräfte benutzen (1891 551 000 HP.)		11 Departements, die die wenigsten Pferdekräfte benutzen (1891 11 311 HP.)	
1836 . .	8 026 000		2 655 000	
1881 . .	11 510 000	(+ 3,5)	2 659 000	(+ 0,004)
1891 . .	12 267 000	(+ 0,8)	2 603 000	(— 0,056)
1896 . .	12 696 000	(+ 0,4)	2 552 600	(— 0,050)

Auch die Landbevölkerung vermindert sich nicht sowohl wegen Abwanderung nach den Großstädten, sondern direkt wegen Abnahme des Geburtsüberschusses. Nach dem Annuaire statistique betrug der Ueberschuß der Geburten in den Gemeinden von weniger als 2000 Einwohnern:

1861—1865	575 900
1876—1880	487 500
1881—1885	404 100
1886—1890	287 500
1891—1895	27 500

*) Nord und Pas de Calais liefern die Hälfte der in Frankreich gewonnenen Kohlen. Im Departement Nord konzentriert sich außerdem der größte Teil der französischen Wollenindustrie.

**) „Journal des Economistes" 1897.

Es wird also erkennbar, daß eine Wechselwirkung zwischen Bevölkerungsvermehrung und industrieller Entwicklung besteht. Die Industriezentren des Landes scheinen allein den Rückgang der Gesamtbevölkerung noch aufzuhalten. Dies wird verständlich, wenn man erwägt, daß in allen Ländern diejenige Arbeiterbevölkerung, deren Eheleben am wenigsten beschränkt wird und deren Familienversorgung durch ständige lohnende Arbeitsgelegenheit gesichert ist, also vorwiegend das großindustrielle Proletariat, zur Bevölkerungsvermehrung am meisten beiträgt. Es liegt der Schluß nahe, daß man die Industrieentwicklung fördern muß, wenn man die Bevölkerungsvermehrung begünstigen will, daß aber mit dem Festhalten der Bevölkerung in den ländlichen Gemeinden in Frankreich dem Rückgang der Zahl nicht gesteuert werden würde; denn die ländliche Bevölkerung der mittleren Schichten fürchtet den Kindersegen, weil er ihren Besitzstand bedroht, und die untersten Schichten leben vielfach in Verhältnissen, die das Eheleben beeinträchtigen und die seßhafte Existenz der Familie verkümmern.

* *
*

Aber liegt es im Interesse des Staates und der Gesamtheit, die Bevölkerungsvermehrung zu heben? Diese Frage ist in Frankreich sehr verschieden beantwortet worden. Sicher ist, daß man zur Zeit Ludwig Philipps sich zu der geringen Volkszunahme beglückwünschte, daß die Behörden darauf hinwirkten, die Bevölkerung aufzuklären über die unheilvollen Folgen einer zu großen Familie. Die Gegner der Bevölkerungszunahme stützen sich vor allem auf das Argument: Die Bevölkerungszunahme sei ein Hindernis für das Anwachsen des Reichtums. Was lehren wir beständig unseren arbeitenden Klassen? rufen sie aus: Daß sie vorsorglich sein sollen, daß sie sparen, Kapital schaffen, sich gegen die Gefährdungen des Lebens sichern, gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Alter, vorzeitigen Tod Vorkehrungen treffen sollen. Die Ausübung solcher Tugenden ist der Regel nach unvereinbar mit einer zahlreichen Familie. Der Teil des Verdienstes, der für Nahrung, Kleidung, Wohnung und Unterricht der zahlreichen Kinder verwendet wird, kann nicht auf die Sparkasse getragen werden. Wenn wir mit Recht unseren Arbeitern bürgerliche Tugenden anempfehlen, müssen wir uns mit einer Stagnation der Bevölkerung und schließlich mit der not-

wendigen Konsequenz eines Rückganges zufrieden geben.*) Frankreich hat bereits seine normale Bevölkerungsdichtigkeit überschritten, behaupten die Anhänger dieser Richtung. Fünf bis sechs Millionen Arbeiter sind zu viel vorhanden. Sie drücken nur auf die Lage der übrigen. Wenn sie auswanderten, würde Frankreich kein Korn Getreide, kein Liter Wein weniger produzieren, keine Tonne Kohle würde weniger gefördert, kein Meter Stoff weniger hergestellt werden. Aber das gleiche Erträgnis würde, unter weniger Menschen verteilt, die Lage der Einzelnen erheblich verbessern.

Demgegenüber hat sich in der jüngsten Zeit, seitdem der stationäre Zustand in Bevölkerungsabnahme überzugehen droht, eine andere Anschauung Bahn gebrochen, die sich wesentlich stützt auf die Beziehungen Frankreichs zur Außenwelt. Am naheliegendsten ist das militärische Moment. Nach dem Kriege mit Deutschland konnte Frankreich ungefähr dieselbe Zahl junger Mannschaft ins Feld stellen wie Deutschland und konnte hoffen, aus eigener Kraft seine alte Machtstellung wieder zu gewinnen. Heute ist die Zahl des jährlichen Ersatzes um ein Drittel geringer in Frankreich als in Deutschland, in 15 bis 20 Jahren wird es zwei deutsche Rekruten auf einen französischen geben. Diese Tatsache hat vor allem eine Bewegung hervorgerufen, die sich die Aufgabe stellt, den Rückgang der Zahl aufzuhalten. Und was schlagen die auf Hebung der Wehrkraft sinnenden Kreise vor, um dem Uebel des Bevölkerungsstillstandes entgegenzuarbeiten? Erleichterung der Eheschließung, Besteuerung des Cölibats, Säuglingsfürsorge und Kinderprämien, religiöse Einwirkung und Appell an den Patriotismus, Steuerreformen und Testierungsfreiheit. Aber warum nicht Begünstigung der Industrieentwicklung durch Milderung der Abschließung gegen das Ausland, wenn man doch im Bevölkerungsrückgang eine Gefahr sieht? Darauf antworten die Anhänger des bestehenden Systems: das würde nur ein provisorisches Hilfsmittel sein. Ein Zustand, in welchem das Volk mit seiner Nahrung zum Teil auf das Ausland angewiesen ist, trägt die ernstesten Gefahren für die Zukunft in sich. Wir in Frankreich nähern uns dem erstrebenswerten Ziele der Nahrungsversorgung vom eigenen Ertrage, wir haben es eigentlich schon erreicht. Einen solchen vollkommenen Zustand wirtschaftlichen Gleichgewichts dürfen wir nicht

*) Ich zitiere hier aus den Diskussionen, die zu wiederholten Malen über diese Frage in der „Société d'Economie politique“ stattgefunden haben.

wieder in Frage stellen, indem wir dem ephemeren Aufschwung Englands und Deutschlands nachzueifern trachten.

Es kommt also darauf hinaus: der in Frankreich herrschende und mit der Wirtschaftspolitik im Einklang stehende Standpunkt wird festgehalten. Die Bevölkerungszunahme über einen die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft angemessenen Punkt hinaus ist unerwünscht. Nur die Bevölkerungsabnahme unter diesen Sättigungsgrad soll bekämpft werden.

* * *

Aber es sind noch größere weitere Gesichtspunkte, die in Frankreich den Glauben an der Vortrefflichkeit des stationären Bevölkerungszustandes zu erschüttern geeignet sind.

Levasseur hat darauf hingewiesen, ein wie ganz anderes Uebergewicht Frankreich im Jahre 1700 in Europa besaß als heute, wegen seiner überlegenen Bevölkerungsdichtigkeit. — Nun treten die großen Mächte einander gegenüber, nicht mehr als europäische Großstaaten, sondern als Weltreiche, deren Machtstellung beruht auf ihrer Expansionsfähigkeit im Weltverkehr. Frankreich kann sich vermöge seines Reichtums und seiner Großmachtstellung ein neues Kolonialreich erwerben, aber es muß zusehen, wie sich seine überseeischen Handelsplätze mit deutschen und englischen Kaufleuten füllen. Und im modernen Zeitalter des Verkehrs bemißt sich das Gewicht einer Weltmacht nicht nach dem Umfang seiner Kolonien und der Zahl seiner im eignen Territorium ansässigen Staatsangehörigen, sondern nach der Gesamtheit des auf der ganzen Erde zerstreut lebenden Volkstums. Heute klagen die Franzosen über den Rückgang ihres Ansehns im Auslande. In den Vereinigten Staaten werden sie von 100 000 Stammesangehörigen vertreten, während dort Millionen Deutscher fortwährend bemüht sind, die Fäden dichter zu spinnen, die Amerika und Deutschland verbinden. Während noch vor wenigen Jahrzehnten die Ansicht vertreten wurde, der Staat habe kein Interesse daran, sich derjenigen anzunehmen, die ihr Heimatland verlassen haben, beginnt man jetzt in dem ausgewanderten Teil der Nation einen wertvollen wirtschaftlichen Machtfaktor im Wettbewerb auf dem Weltmarkt zu erkennen. Nicht nur im überseeischen Verkehr wird das empfunden, sondern in ungleich wichtigerer Weise im Warenaustausch mit den Nachbarländern.

Während äußerlich durch Erhöhung der Schutzzölle sich eine zunehmende Tendenz nach „Schutz der nationalen Arbeit“ bekundet, nimmt das innere Bedürfnis nach Beseitigung der Verkehrsschranken immer mehr zu. Man lese die Programme der internationalen und „mitteleuropäischen“ Wirtschaftsvereine und Kongresse, die das eifrige Bemühen kundtun, sich wirtschaftlich zu internationalisieren. Gegenseitige Rechtshilfe, Erleichterung des Geschäftsverkehrs von Land zu Land, Schiedsgerichte, Auskunftsstellen werden verlangt, ja, man fordert Verständigung über die Tarife der staatlichen Verkehrsanstalten und beginnt sich allen Ernstes gegen Willkür der Grenzbehörden und Zollplackereien zu wenden. Wenn die Schutzzölle uns nicht eines anderen belehrten, man könnte glauben an der Schwelle des Zeitalters aller jener Segnungen zu stehen, die seiner Zeit die philosophischen Radikalen vom Freihandel voraussagten. Aber diese auf einem Bedürfnis des Verkehrs beruhende Tendenz kann keine vorübergehende Zeitströmung sein, wie das Verlangen nach Begünstigung einzelner Erwerbszweige in einzelnen Ländern. Es ist vielmehr offenbar eine Entwicklungsstufe der Umwälzung, die sich im Verhältnis der Völker zu einander vollzieht infolge der gewaltigen Fortschritte der Verkehrstechnik. Diese Fortschritte, die Gebirge durchstechen und Ozeane überbrücken, lassen sich nicht eindämmen durch Zollschranken und Verwaltungsmaßregeln. Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß Handel und Verkehr zwischen den Völkern fortwährend zunimmt. Abschließung gegen das Ausland befördert nur das Emporkommen der zurückgebliebenen Länder, beschleunigt die Industrialisierung der Rohstoffstaaten und vermehrt die Mannigfaltigkeit des Güteraustausches. Wie schon jetzt unbestreitbare Tatsache ist, daß zwischen den höchstzivilisierten Völkern der Verkehr der intensivste ist, so läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß der intensivere Verkehr sich verallgemeinern, der Weltverkehr allgemein immer zunehmen muß trotz und infolge der Schutzzollpolitik großer Reiche.

Welchen Völkern aber wird diese Zunahme des Verkehrs am frühesten und am ausgiebigsten zugute kommen? Denen, die auf begrenztem Gebiet zusammen wohnen, oder denen, die sich über den ganzen Erdkreis ausgebreitet haben?

In früheren Zeiten war die staatliche Zusammengehörigkeit ausschließlich fast das Band, das die Menschen miteinander verknüpfte. Wer in ein anderes Land ging, sich dort niederließ und

sich einem Beruf widmete, verlor seine Beziehungen zur Heimat. Nur dem Begüterten war es möglich, den Verkehr mit Angehörigen im Auslande aufrecht zu erhalten. Die staatlichen Anforderungen des Aufenthaltslandes und die Verleugnung aller Ausgewanderten von Seiten des Mutterlandes taten das übrige, die nationalen Bande zu zerreißen, die nicht mit Staatsangehörigkeit zusammenfielen. In der neuesten Zeit des erleichterten Verkehrs ist das alles anders geworden. Die Völker, die im gemeinsamen Staatswesen vereinigt sind, stehen sich fremder gegenüber als früher, jeder einzelne ist eifersüchtig bestrebt, seine Nationalität im Staatenverein zu bewahren. Aber die weit auf der Erde in den verschiedensten Staaten lebenden Menschen gleicher Abstammung und Sprache halten fest zusammen. Briefpost, Telegraph, Güteraustausch und Personenverkehr erleichtern das Festhalten der engen Beziehungen mit den Angehörigen gleichen Stammes, und die staatlichen Freiheiten setzen dem keine Schranken mehr. Eine solche Entwicklung geht um uns her vor. Niemand wird es bestreiten. Man denke nur an das Zusammenhalten der Polen, ob sie in Westfalen oder in Amerika wohnen, mit ihren Stammesangehörigen im alten Heimatlande. Man vergleiche damit die Gegensätze in der österreichischen Monarchie, die auszugleichen sich das Staatswesen ohnmächtig erweist. Die Rückwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung derjenigen Länder, deren Volkstum fortwährend über die Grenzen flutet im Gegensatz zu solchen, die keine Ueberschüsse abzugeben haben, ist leicht zu überschauen. Die französische Nation sitzt in ihrem gesegneten Lande und genießt alle Vorteile, die aus der verminderten Belastung infolge Einschränkung der Kinderzahl sich ergeben. Aber die Anwartschaft auf gesteigertes Gewicht im Weltverkehr und auf alle daran zu reihenden Folgerungen läßt sich nicht weiter aufrecht erhalten. Dem Anwesenden fällt der beste Teil zu, wo es sich um den Wettbewerb überall in der Welt handelt. Wo Frankreich nur Angehörige in spärlicher Zahl wohnen hat, muß es sich von den Nationen überflügeln lassen, die zahlreicher im Auslande vertreten sind. Das gilt in Europa nicht minder, wie an allen Enden der Welt.

Lange haben die Bewohner Frankreichs den Lehren des Malthus den Vorzug gegeben, der da sagt: Reichtum und Macht ist für eine Nation nur in soweit erwünscht, als dadurch das Wohlleben gefördert wird. Sie haben die Auffassung vom Staat als eines vom individuellen Interesse unabhängigen Gesamtwesens bespöttelt

und alle Gaben unter sich verteilt, die der territoriale Interessenkreis Staat dem Einzelnen zuwenden konnte. Aber nun kommt die neue weltwirtschaftliche Entwicklung den Völkern zum Bewußtsein. Ein europäischer Großstaat der bisherigen Staatengeschichte wird zum Kleinstaat, wenn er sich lediglich auf die Interessenkreise innerhalb seiner engen Grenzen zu stützen vermag. Es sind nicht mehr die Territorialhoheiten in Europa, die sich Geltung verschaffen können, sondern die großen Völkerfamilien gleicher Sprache und Abstammung, die weit zerstreut auf der Erde im Zeitalter des Verkehrs fest zusammenhalten.

Angesichts solcher weltgeschichtlichen Erscheinung tritt zutage, welcher ungeheure Irrtum die französische Staatsauffassung befangen hielt, als man die Expansionskraft des Volkstums zu Gunsten des Wohllebens der Gesellschaft verkümmern ließ.

So liegen die Verhältnisse in Frankreich.

Der Betrieb der Staatsmaschine gibt den glänzendsten Nutzeffekt. Nur muß man die Kohlen zu teuer bezahlen. — Aber das wird in der Bilanz dadurch ausgeglichen, daß man den Erneuerungsfonds um so schwächer dotiert. So erhalten die Teilnehmer dieselbe Dividende wie bei andern Gesellschaften. Beim Nachbar aber, der billigere Kohlen brennt, regt sich der Wunsch, höhere Ueberschüsse herauszuwirtschaften als die teurer arbeitende Fabrik. Wird er nun seine Rücklagen gleichfalls niedriger ansetzen?

Das System der Wissenschaften.



Von

Alfred Hettner.

Man könnte meinen, daß die Systematik der Wissenschaften nur eine formale, beinahe möchte ich sagen, nur eine ästhetische Bedeutung habe und für den Betrieb der Wissenschaften selbst gleichgültig sei. Ich glaube nicht, daß diese Meinung richtig ist. Wenn die Systematik der Wissenschaften nicht a priori aufgebaut wird, sondern der wissenschaftlichen Arbeitsteilung Rechnung trägt, so wird sie zur Normwissenschaft der wissenschaftlichen Arbeitsteilung und gewinnt die Bedeutung aller Normwissenschaften. Bei der einzelnen Untersuchung ist es wohl gleichgültig, wie man sie einordnet; die zusammenfassende Lehre jeder Wissenschaft aber muß von einer bestimmten Auffassung ihrer Aufgaben, also von der Systematik der Wissenschaften, ausgehen. Eine falsche oder unzureichende Systematik kann die wissenschaftliche Forschung und Lehre in falsche Bahnen lenken und dadurch auch die Fruchtbarkeit der Wissenschaft empfindlich schädigen. Eine richtige Systematik dagegen trägt zur Verkleinerung der Reibungsflächen bei und kann auch auf Gebiete aufmerksam machen, in welche die Wissenschaft noch nicht hineingeleuchtet hat.

Die Systematik der Wissenschaften ist an sich eine Aufgabe der Philosophie, aber eine Aufgabe, an der alle Einzelwissenschaften Interesse haben, und an der bis zu einem gewissen Grade alle Einzelwissenschaften mitarbeiten müssen, weil nur sie ihre eigenen Aufgaben und ihr eigenes Wesen klar beurteilen können. Auch die folgenden Betrachtungen sind zunächst aus dem Streben hervorgegangen, für eine einzelne Wissenschaft, nämlich die Geographie, deren Wesen von den Fachvertretern immer noch verschieden bestimmt wird, und die in den philosophischen Systemen überhaupt noch keine ihrem Wesen entsprechende Stellung gefunden hat, eine

Orientierung zu gewinnen. Um diese Aufgabe zu lösen, habe ich etwas weiter greifen müssen. Ich maße mir aber natürlich nicht an, alle einzelnen Wissenschaften nach ihrem Wesen und ihren Aufgaben scharf und vollständig zu bestimmen. Ich möchte vielmehr hauptsächlich einen allgemeinen Gedanken zur Durchführung bringen, der eine richtige Einordnung der Geographie ins System der Wissenschaften überhaupt erst möglich macht, der aber auch, wie mir scheint, das Verhältnis der übrigen Wissenschaften zu einander in mancher Beziehung richtiger auffassen läßt, als es bisher geschehen ist. Ich beschränke mich dabei durchaus auf die Erfahrungswissenschaften und der Hauptsache nach auf die theoretischen Erfahrungswissenschaften.

Die Gliederung der Wissenschaften ist das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung, die sich aus Gründen der Arbeitsteilung vollzogen hat. Im Grunde ist die Gesamtheit der Erfahrungswissenschaften eine Einheit mit einem einheitlichen Ziel, nämlich der Erkenntnis der Wirklichkeit. Anfänglich hat die Wissenschaft auch tatsächlich versucht, dieses ganze Gebiet auf einmal zu umspannen. Erst im Laufe der Zeit, als unsere Erkenntnis immer mehr anwuchs und dadurch aufhörte, für den Einzelnen übersehbar zu sein, und in dem Maße, als die Methoden der Erkenntnis zahlreicher und komplizierter wurden, beschränkte sich der einzelne Forscher immer mehr auf die Erfassung eines Teiles der Wirklichkeit; es trat eine immer weiter gehende Teilung der Wissenschaften ein, die sich aber nie streng von einander abgrenzten, sondern immer Teile eines Ganzen blieben. Für diese Arbeitsteilung waren verschiedene Rücksichten maßgebend. Sie war in jedem Zeitpunkte von den Bedürfnissen und von den Fähigkeiten der Zeit abhängig; aber Arbeitsteilungen, die sich aus diesen Bedingungen heraus einmal ausgebildet hatten, haben sich oft erhalten, auch wenn sie eigentlich unzweckmäßig geworden waren. Die tatsächlich in einem gegebenen Zeitpunkte vorhandene Einteilung der Wissenschaften ist daher nicht vollkommen zweckmäßig, sondern schließt Unzweckmäßigkeiten ein, die sich als Rückstände früherer Zeiten oder auch als Zufälligkeiten erklären.

Es ist auch durchaus nicht nur ein Prinzip für die geschichtlich entstandene Gliederung der Wissenschaften maßgebend gewesen. Viele Wissenschaften finden ihre Einheit darin, daß sie einem bestimmten Zwecke des praktischen Lebens dienen: so sind in der Medizin eine Anzahl verschiedener Naturwissenschaften im Dienste

der Heilung des Menschen vereinigt, so in der Theologie Sprachwissenschaft, Literaturgeschichte, Geschichte, Altertumskunde usw. im Dienste der wissenschaftlichen Begründung der göttlichen Heilslehre. Andere Wissenschaften sind aus der Einheitlichkeit des Arbeitsmaterials hervorgegangen. Die Geologie ist ursprünglich, wie schon der alte Name Oryktognosie besagt, die Wissenschaft von dem, was man aus dem Erdboden ausgräbt, die Wissenschaft von den Steinen; die merkwürdige Tatsache, daß Mineralogie und Petrographie auch heute noch vielfach mit der Palaeontologie, d. h. mit der Lehre von den vorzeitlichen Pflanzen und Tieren, in einer Wissenschaft vereinigt sind, kommt bloß daher, daß wir die Reste der vorzeitlichen Pflanzen und Tiere als Versteinerungen im Erdboden finden. Die lange Vereinigung der Geographie und der Ethnologie, die ja auch heute noch unter der Bezeichnung Länder- und Völkerkunde populär ist, hat darin ihren Grund, daß beide ihr Material durch die Reisen in fremden Ländern erhielten. Das einigende Band jeder einzelnen philologischen Wissenschaft ist das Studium der Sprache; weil und insofern die Sprache das Verständnis auch der Literatur, des materiellen und des geistigen Lebens vermittelt, fallen diese in die Philologie hinein, während sich die bildende Kunst, die uns unmittelbar sinnlich entgegentritt, der Philologie längst entzogen hat oder doch nur in lockerer Verbindung mit ihr steht. Erst verhältnismäßig spät, wenn die Philologie den gröbsten Teil der für das sachliche Verständnis nötigen Vorarbeit geleistet hatte und die sachliche Untersuchung in den Vordergrund trat, damit auch die Vergleichung der Objekte in ihrer Ausbildung bei verschiedenen Völkern begann, begann die Gruppierung nach den Objekten auch die Ausbildung besonderer Wissenschaften zur Folge zu haben. Solche Aenderungen haben sich oft nur unter harten Kämpfen vollzogen, weil die Veränderung der Arbeitsteilung immer die Folge der Veränderung der Auffassungsweise ist; ich brauche nur an den Kampf der sprachlich-philologischen mit der geschichtlichen Richtung in der Literaturgeschichte zu erinnern. Nur als ein drittes Motiv, neben der Einheit des praktischen Zweckes und neben der Einheit der Materialsammlung, ist der innere Zusammenhang der Tatsachen für die Ausbildung der Wissenschaften maßgebend gewesen. Es ist das zeitlich letzte, aber zweifellos dem Range nach höchste Motiv. Und wenn wir die Gliederung der Wissenschaften in ihrer geschichtlichen Entwicklung überblicken, so scheint es immer mehr über die beiden

andern Motive obzusiegen. Die Gliederung der Wissenschaften befreit sich allmählich von äußeren Rücksichten auf den praktischen Zweck und auf die Beschaffenheit des Materials und paßt sich dem inneren Wesen der Objekte an, d. h. gewinnt immer mehr logische Berechtigung. Aber dieser Vorgang der fortschreitenden Anpassung an das Bedürfnis der Logik ist noch keineswegs zum Abschluß gekommen, und wir müssen zweifeln, ob er je ganz zum Abschluß kommen wird.

Aus dieser allgemeinen Betrachtung ergibt sich, wie mir scheint, der richtige Standpunkt für die Auffassung der Gliederung der Wissenschaften. Wir können das System der Wissenschaften nicht a priori konstruieren. A priori läßt sich die Wirklichkeit, also der Stoff der Wissenschaft, und demgemäß auch die Wissenschaft selbst auf sehr verschiedene Weise einteilen; aber solche Einteilungen haben doch nur dann Wert, wenn sie mit der wirklich vorhandenen Gliederung übereinstimmen oder der weiteren Entwicklung der Wissenschaft zur Richtschnur dienen. Zahlreiche Versuche einer Einteilung der Gesamtheit der Wissenschaften oder der Definition einzelner Wissenschaften — für die Geographie z. B. könnte ich eine Anzahl solcher Versuche nennen — sind wegen der vollständigen Vernachlässigung der bestehenden Gliederung ganz ergebnislos geblieben, und selbst manchen der besten Einteilungen merkt man an, daß sie die wirklich vorhandene Gliederung der Wissenschaften nicht genügend beachtet und infolgedessen wichtige Gesichtspunkte übersehen haben. Eine Klassifikation der Wissenschaften muß sich zunächst über die tatsächlich gewordene Gliederung und über die Ursachen dieser Gliederung Rechenschaft geben und darf erst dann daran gehen, Wünsche oder Normen für die künftige Entwickelung auszusprechen.

Zwei hervorragende Philosophen, Windelband und viel ausführlicher sein Schüler Rickert in einem Buche über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*), haben neuerdings eine Zweiteilung der Erfahrungswissenschaften auf Grund einer vollständigen Verschiedenheit ihrer logischen Methoden durchführen zu können geglaubt. Die eine Klasse von Wissenschaften sehe ihr Ziel in der Aufstellung von Gattungsbegriffen und in der Bildung von Gesetzen, und eine

*) Einige Einseitigkeiten der Auffassung scheinen mir in der erst nach der Niederschrift dieses Aufsatzes erschienenen Darstellung der Geschichtsphilosophie in der Festschrift für Kuno Fischer gemildert worden zu sein.

hierher gehörige Wissenschaft sei um so vollkommener, mit je allgemeineren Begriffen und Gesetzen sie es zu tun habe. Das Ziel der andern Klasse von Wissenschaften bilde aber umgekehrt die Erkenntnis des in der Wirklichkeit gegebenen Individuellen, soweit es unter Wertbegriffe falle, die Erkenntnis des Historischen. Den Gegenstand jener Klasse von Wissenschaften bilde der Hauptsache nach die Natur, zu der allerdings in dieser Beziehung auch das menschliche Seelenleben als solches und das geistige Leben der Naturvölker gerechnet werden müssen, den Gegenstand dieser Klasse die Geschichte oder die Kultur. Der Gegensatz der beiden Klassen der Wissenschaften soll allerdings nicht absolut sein: in der Natur gibt es auch relativ historische Elemente, aber sie treten zurück; in die Geschichte spielen Gattungsbegriffe hinein, aber sie sind nebensächlich. Grundsätzlich können wir zwei Klassen von Wissenschaften mit entgegengesetzten Zielen unterscheiden, die einander also nicht beeinflussen können. Windelband hat die einen als nomothetische oder später einfach als Gesetzeswissenschaften, die andern als idiographische oder Ereigniswissenschaften bezeichnet. Rickert gebraucht für jene vorzugsweise den Ausdruck Naturwissenschaft, für diese Geschichte oder Kulturwissenschaft.

Ganz abgesehen von der sachlichen Berechtigung der Unterscheidung halte ich diese letzteren Ausdrücke für verwerflich, da dann die Naturwissenschaft im Sinne von Gesetzeswissenschaft auch einen Teil der gewöhnlich zu den Geisteswissenschaften gerechneten Wissenschaften umfaßt, einzelne Naturwissenschaften dagegen nur mit großen Einschränkungen zu den Naturwissenschaften gehören, das Wort Naturwissenschaft also eine ganz andere Bedeutung gewinnt. Solcher veränderte Gebrauch eines alten Wortes muß Mißverständnisse erzeugen. Rickert selbst scheint mir hier und da, z. B. in seiner Polemik gegen die naturwissenschaftliche Geschichtschreibung, den von ihm konstruierten logischen Begriff der Naturwissenschaft mit dem gewöhnlichen Begriff der Naturwissenschaft zu vertauschen, und im Gespräche mit anderen bin ich wiederholt falschen Auffassungen begegnet, die aus der Verwechslung von Naturwissenschaft im Rickertschen Sinne mit Naturwissenschaft im gewöhnlichen Sinne hervorgingen. Auch die Anwendung des Wortes Geschichte als Gesamtbegriff der Kulturwissenschaften geht weit über den Sprachgebrauch hinaus, der bei Geschichte mit Recht an Geschehen denkt, und scheint mir daher irreführend zu sein. Man wird sich daher zur Bezeichnung der von Windelband und Rickert gemachten

Unterscheidung der Wissenschaften besser der Ausdrücke nomothetisch und idiographisch oder Gesetzeswissenschaft und Ereignis- oder Individualwissenschaft bedienen.

Ist diese Unterscheidung aber wirklich im Wesen der Wissenschaften begründet? Sie ist geschaffen worden, um die geschichtlichen Wissenschaften vor dem Andringen der allgemeinen Begriffe und der Gesetze zu retten. Und nach dem Beifall zu urteilen, mit dem die neue logische Theorie von Vertretern der Geisteswissenschaften begrüßt worden ist, muß ja wohl das Bedürfnis empfunden worden sein, der Einzeltatsache oder richtiger dem Einzelbegriff seine Bedeutung für die Wissenschaft zu retten. Trotzdem glaube ich, daß die Unterscheidung, die ja allerdings durch die Einführung der relativ historischen Elemente viel von ihrer Schärfe, dabei aber auch zugleich von ihrer Bedeutung verliert, eine Grenze zieht, die in dem Wesen der beiden Wissenschaftsgruppen nicht begründet ist.

Auf der einen Seite scheint mir, daß die allgemeinen Begriffe und Gesetze auch in den Naturwissenschaften eine viel weniger allgemeine Anwendung und Geltung haben, als oft und als auch von Windelband und Rickert angenommen wird, und daß auch die Naturwissenschaften es in hohem Grade mit den individuellen Tatsachen der Wirklichkeit zu tun haben. Die Logiker haben bisher die Methodenlehre der Naturwissenschaften fast immer nur aus der Physik, besonders der Mechanik, sowie der Chemie und allenfalls der Physiologie abgeleitet; sie haben deren logische Methoden unbesehen auf die übrigen Naturwissenschaften übertragen und haben dabei deren Wesen, wie wir bald näher sehen werden, teilweise verkannt. In den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften spielen Gattungsbegriffe und Gesetze eine viel geringere, Individual- und Kollektivbegriffe eine viel größere Rolle als in der Physik und Chemie; selbst die Arten und Gattungen der Pflanzen und Tiere, entwicklungsgeschichtlich aufgefaßt, sind logisch keine Gattungs- sondern Kollektivbegriffe, genau so gut wie die Völker- und andere Genossenschaften in geschichtlicher Betrachtung. Die Methoden der beschreibenden Naturwissenschaften ähneln daher in vieler Beziehung denen der Geschichte. Mancher unfruchtbare Streit, z. B. über die Geltung der Naturgesetze in der Geschichte, würde vermieden worden sein, wenn man die Geschichte nicht immer direkt mit der Physik, sondern etwa mit der historischen Geologie verglichen hätte, wenn man sich bewußt geworden wäre,

daß Naturgesetz, so wie man den Begriff gewöhnlich auffaßt, nur ein ungenauer Ausdruck für physikalisches Gesetz ist.

Eben dieser Umstand, daß man die Physik für die Naturwissenschaft κατ' ἐξοχήν genommen, ihre Methode für die eigentlich naturwissenschaftliche erklärt und die Methoden der übrigen Naturwissenschaften nur als unreine Methoden aufgefaßt hat, scheint mir auch die Schuld daran zu tragen, daß man zu einer meiner Empfindung nach falschen Auffassung von dem eigentlichen Ziel der Naturwissenschaft gekommen ist. Die gesamte Naturwissenschaft muß als eine Einheit aufgefaßt werden. Ihr Ziel ist die Erkenntnis der körperlichen Wirklichkeit. Die Bildung allgemeiner Begriffe und allgemeiner Gesetze ist keineswegs ihr Ziel, sondern nur ein Mittel, allerdings das wichtigste Mittel zum Zwecke der Erkenntnis der Wirklichkeit. Einen selbständigen Wert haben die allgemeinen Begriffe und Gesetze nur für die Natur*philosophie*, welche von besonderen zu immer allgemeineren Wahrheiten fortschreitet. In der Natur*wissenschaft* dienen sie lediglich dazu, die Wirklichkeit und zwar die einzelnen Tatsachen der Wirklichkeit zu begreifen. Ich will nicht leugnen, daß viele Naturforscher die allgemeinen Begriffe für wirklich und die allgemeinen Gesetze für bare Wahrheiten nehmen; aber die philosophisch Denkenden unter ihnen haben schon längst gegen diese naive Anschauung Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, daß die allgemeinen Begriffe und allgemeinen Gesetze doch immer hypothetischen Charakter behalten, daß sie gleichsam das Balkengerüst für den Bau eines Hauses, aber nicht das Haus selbst sind. Wie wäre es sonst verständlich, daß der Naturforscher gerade seine allgemeinsten Hypothesen und Theorien viel leichter preisgibt und durch andere ersetzt als die einzelnen beobachteten Tatsachen? Die Analyse, welche die empirische Wirklichkeit zerlegt und zu immer allgemeineren Gattungsbegriffen führt, ist nur die eine Seite der naturwissenschaftlichen Forschung; die andere, die notwendige Ergänzung der ersten, ist die Synthese, welche aus den durch die Analyse gewonnenen Elementen die Wirklichkeit wieder aufbaut. Das Lehrgebäude der Physik wird heute gewöhnlich synthetisch vorgetragen, also nicht zu den allgemeinen Begriffen als ihrem Ziel hinführend, sondern von den allgemeinen Begriffen ausgehend und zur Erkenntnis der speziellen Erscheinungen führend. Die Chemie wird in ausgedehntem Maße synthetisch gehandhabt, und auch in den übrigen Naturwissenschaften

pflegt man die speziellen Teile als Folge der allgemeinen darzustellen. Allerdings bleiben die Naturwissenschaften in diesem Verfahren der Determination oder Spezifikation vielfach noch bei ziemlich allgemeinen Gattungsbegriffen und Gesetzen stehen. In der Physik und Chemie hat das seinen einfachen Grund darin, daß sie, wie wir sehen werden, ihrem ganzen Wesen nach allgemeine, abstrakte Wissenschaften sind. Bei den sog. beschreibenden Naturwissenschaften erklärt es sich daraus, daß das Interesse am Individuum geringer ist als etwa das Interesse an einer geschichtlichen Persönlichkeit; aber in vielen Fällen und im Fortschritt der Wissenschaft immer mehr dringt die Naturwissenschaft bis zu den Individual- oder wenigstens bis zu individuellen Kollektivbegriffen vor. Den Mineralogen interessiert das einzelne Mineral, den Botaniker die einzelne Pflanze, und zwar ist es keineswegs nur ein ästhetisches Interesse, sondern er forscht nach den individuellen Merkmalen und sucht sie zu erklären. Noch viel ausgesprochener aber ist das Interesse an der Einzeltatsache der Wirklichkeit gegenüber einem Vulkan wie dem Vesuv, einem Erdbeben wie dem von Lissabon oder von Casamicciola, einem Tal wie dem Neckartal, auch einem heftigen Gewitter, und man hat kein Recht, etwa zu behaupten, daß dieses Interesse nur in dem Nutzen oder dem Schaden der genannten Erscheinungen für den Menschen seinen Grund habe.

Ebenso wie Rickert die Bedeutung des Individuellen in den Naturwissenschaften, so hat er, wie mir scheint, die Bedeutung der Gattungsbegriffe in den Kulturwissenschaften unterschätzt. Er tut sie doch zu sehr ohne eine eingehende Prüfung der Tatsachen mit ein paar Bemerkungen ab, die den vielen Möglichkeiten, auch in der Geschichte im engeren Sinne des Wortes Gattungsbegriffe anzuwenden, nicht gerecht werden. In der typischen Auffassung von Persönlichkeiten braucht man doch nicht bei solchen Allgemeinheiten stehen zu bleiben, wie er sie anführt, um ihre Bedeutung zu diskreditieren, und jedenfalls kann man viele Kollektivbegriffe, wie Völker, Staaten, Wirtschaftsformen u. a., unter Gattungsbegriffe bringen und dadurch ihre wissenschaftliche Auffassung erleichtern. Jede der süd- und mittelamerikanischen Republiken hat selbstverständlich ihre besonderen Eigenschaften, aber kein Kenner dieser Republiken kann bezweifeln, daß in den meisten von ihnen das staatliche Leben auf ganz ähnliche Weise sich abspielt, daß man es demnach generell schildern kann, daß diese

hispano-amerikanischen Republiken einem Typus angehören oder unter einen Gattungsbegriff fallen. Das Gleiche dürfte von den verschiedenen Negerstaaten, von den altorientalischen Despotien, von einem großen Teil der altgriechischen Städterepubliken gelten. Ohne gattungsbegriffliche Charakteristik ist die Geschichte tatsächlich nie ausgekommen, und nur über das Maß von deren Anwendbarkeit können Zweifel bestehen. Selbstverständlich soll damit aber nicht behauptet werden, daß die Geschichte sich bei der gattungsbegrifflichen Betrachtung beruhigen solle. In viel höherem Grade als die Naturwissenschaften muß sie auf das Individuelle eingehen, weil uns dieses beim Menschen und bei menschlichen Dingen viel mehr interessiert als in der Natur. Aber es ist nur ein gradueller Unterschied, kein prinzipieller Gegensatz der Betrachtung. *Das Ziel der Erkenntnis bildet sowohl in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften die Welt der Wirklichkeit; die Bildung von Allgemeinbegriffen ist nicht das Ziel, sondern nur ein Mittel der Erkenntnis; auf die Analyse muß immer Synthese folgen.*

Die wissenschaftliche *Synthese* kann aber einen doppelten Charakter haben. Sie ist entweder *reproduktiv*, d. h. sie kehrt zu derselben Wirklichkeit zurück, welche vorher von der Analyse aufgelöst worden ist; das ist die Synthese der theoretischen Wissenschaft, von der ich bisher gesprochen habe. Oder sie ist *produktiv*, d. h. sie stellt schöpferisch aus den von der Analyse gelieferten Elementen durch andere Zusammenstellung eine neue, von der natürlich gegebenen Wirklichkeit verschiedene Welt her. Durch schöpferische Synthese baut der Mechaniker und Physiker seine Maschinen und Instrumente, gewinnt der Chemiker neue, in der Natur nicht vorhandene Verbindungen, züchtet der Gärtner und Tierzüchter neue Blumen und neue Haustierrassen. Die produktive Synthese auf dem Gebiete der Natur, d. h. der Körperwelt, ist das Arbeitsfeld der technischen Wissenschaften. Aber auch in den Geisteswissenschaften gibt es eine solche produktive Synthese. Der Jurist studiert nicht nur die vorhandenen Gesetze in ihrer Bedeutung und in ihren Ursachen, sondern stellt auch neue Gesetze auf. An die Zergliederung der Kunstwerke oder der schönen Natur schließt sich die Aufstellung ästhetischer Normen, an die Untersuchung der in der Wissenschaft tatsächlich geübten Methoden schließen sich die Vorschriften über richtige Methoden an. Die

produktive Synthese im Gebiete der Geisteswissenschaften führt zu den Normwissenschaften, die demnach in ähnlicher Weise wie die technischen Wissenschaften den theoretischen Wissenschaften gegenüber stehen und mit ihnen als praktische Wissenschaften vereinigt werden können. Ich lasse sie weiterhin ganz außer Betracht und spreche nur von den theoretischen Wissenschaften, deren Aufgabe die Erkenntnis der vorhandenen Wirklichkeit ist. Es handelt sich also um die Frage: nach welchen Gesichtspunkten sollen wir die theoretischen Wissenschaften gliedern?

Die erste Unterscheidung ist die zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Unterscheidung ist erst spät aufgestellt worden, hat sich aber schnell eingebürgert und hat trotz der dagegen gerichteten Angriffe ziemlich allgemeine Gültigkeit gewonnen. Ein grundsätzlicher Unterschied des Zieles der Erkenntnis ist nicht vorhanden, wohl aber ein Unterschied des Gegenstandes der Forschung und damit großenteils auch der speziellen wissenschaftlichen Methoden. Die Naturwissenschaft hat es mit der Körperwelt zu tun, so weit in ihr nicht die Seele, der Geist, der Wille des Menschen zum Ausdruck kommt. Den Gegenstand der Geisteswissenschaften dagegen bilden gerade die psychologischen Vorgänge im Menschen und auch in Tieren und die Strebungen und Schöpfungen des menschlichen Geistes. Allerdings ist die Unterscheidung nicht streng. Es gibt einige Wissenschaften, welche Natur und Geist zugleich zum Gegenstande haben und dadurch zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften stehen oder sie miteinander verbinden. Die Anthropologie und Ethnologie haben es mit Leib und Seele des Menschen und ihrer Verschiedenheit bei den verschiedenen Rassen und Völkern zu tun. Die Technologie, die Ingenieurwissenschaft, die theoretische Landwirtschaftslehre, bis zu einem gewissen Grade selbst die Kunstwissenschaft, namentlich in ihrem die Architektur betreffenden Teile, behandeln zwar Werke des Menschen und gehören insofern zu den Geisteswissenschaften, aber sie werden naturwissenschaftlich, insofern sie sich mit den natürlichen Vorgängen an den genannten Werken des Menschen, z. B. mit den Bewegungsgesetzen der Maschinen, der Bewegung des Wassers in Kanälen, den Wachstumsgesetzen der Pflanzen, der Verwitterung der Bauwerke befassen. Die Prähistorie ist zugleich Geschichte der Natur und des Menschen. Die Geographie stellt die Verbindung der Natur und der Kultur in der Landschaft dar.

Man ist in der Einteilung der Wissenschaften nach den Unterschieden der Objekte noch weiter gegangen. So hat man innerhalb der Naturwissenschaften Wissenschaften von der anorganischen Natur und hier wieder vom Festen, Flüssigen und Gasförmigen, und von der organischen Natur und zwar 1. von den Pflanzen, 2. von den Tieren, in den Geisteswissenschaften etwa die Wissenschaften von der Sprache, von der Religion, vom Recht, vom Staat, von der Gesellschaft, von der Wirtschaft usw. unterschieden. Aber wenngleich diese Einteilung eine Anzahl Wissenschaften richtig erfaßt, so finden doch viele andere, wie die Physik, die Chemie, die Geologie, die Geographie, die Geschichte, die Philologie, darin keine Stelle. Diese Art der Einteilung ist von den Gelehrten, welche sich mit der Systematik der Wissenschaften beschäftigt haben, als ungenügend erkannt worden.

Einer weiteren Einteilung der Erfahrungswissenschaften nach oder vielmehr neben der Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften muß die Verschiedenheit der Gesichtspunkte der Betrachtung zugrunde gelegt werden.

Ich habe auszuführen versucht, daß ein Gegensatz der Wissenschaften zwischen solchen, welche durch fortschreitende Abstraktion von den Einzelmerkmalen auf das allgemeine, und solchen, welche umgekehrt auf das Individuelle gerichtet sind, nicht besteht, sondern daß die gesamte Wissenschaft die Wirklichkeit mit ihren individuellen Besonderheiten zum Gegenstande hat und sich der Abstraktion und der Bildung von Allgemeinbegriffen nur als eines Mittels zum Zwecke bedient. Wohl aber zeigen sich zwischen den verschiedenen Wissenschaften Unterschiede nach dem Grade, in welchem sie von der Abstraktion Gebrauch machen. Comte hat geradezu zwischen abstrakten und konkreten Wissenschaften unterschieden, wobei er zu jenen namentlich die Physik und Chemie rechnet. Die Berechtigung dieser Unterscheidung ist allerdings von Wundt bestritten worden; Physik und Chemie seien ebenso konkret wie die anderen Naturwissenschaften, der Unterschied bestehe vielmehr darin, daß jene Wissenschaften von Vorgängen, diese Wissenschaften von Gegenständen seien. Ich glaube nicht, daß das richtig ist; die Chemie hat es doch wenigstens eben so sehr mit Stoffen wie mit Vorgängen zu tun, und anderseits spielen Vorgänge in alle Naturwissenschaften hinein, wie der Kreislauf des Wassers in der Pflanze in die Botanik, Erdbeben in die Geologie, die Be-

wegung der Gestirne in die Astronomie, Gewitter in die Meteorologie. Die Vorgänge lassen sich unmöglich von den Gegenständen trennen. Ihre Betrachtung ist etwas verschieden, aber sie gehört in dieselbe Wissenschaft hinein.

Das Wesen der Physik und Chemie besteht in der Tat in der weitreichenden Abstraktion von den konkreten Tatsachen der Wirklichkeit. Ihr Gegenstand ist selbstverständlich konkret in dem Sinne von wirklich, auch von sinnlich wahrnehmbar, körperlich, aber sie sind aller individuellen und spezifischen Merkmale entkleidet. Physik und Chemie bekümmern sich nicht darum, welchen Gebieten der Wirklichkeit sowie welcher Zeit und welchen Orten die Vorgänge oder Gegenstände angehören, mit denen sie sich beschäftigen. Der Physik ist es ganz gleichgültig, ob der Strahl, an dem sie die Gesetze der Reflexion feststellt, ein Sonnenstrahl ist oder von irgend einer künstlichen Lichtquelle stammt; mit den Sonnenstrahlen als solchen und ihrer Reflexion etwa auf einer Wasserfläche beschäftigt sich erst die Meteorologie. Physik und Chemie stellen Vorgänge und Gegenstände des Kosmos und der Erde, der anorganischen und der organischen Natur neben einander und untersuchen sie in gleicher Weise auf gewisse allgemeine Eigenschaften hin.

Im Vergleich mit diesen sind die übrigen Naturwissenschaften speziell oder konkret, indem sie sich nur auf die Vorgänge und Gegenstände eines bestimmten Naturreiches, einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Ortes beziehen. Natürlich stehen den absolut abstrakten nicht absolut konkrete, d. h. auf die individuelle Erscheinung gerichtete Wissenschaften unvermittelt gegenüber, vielmehr sind ganz allmähliche Uebergänge vorhanden. Die Physiologie steht der Physik und Chemie noch sehr nahe, ist aber schon insofern konkreter, als sie sich durchaus aufs organische Leben, und die schlechthin sogenannte Physiologie aufs Tierreich und meist sogar auf die Wirbeltiere beschränkt, da ihre Absicht auf die Physiologie des Menschen gerichtet ist. Sowohl die Pflanzen- wie die Tierphysiologie spezialisieren sich dann weiter, indem sie besondere physiologische Vorgänge bestimmter Pflanzen- oder Tierklassen untersuchen. Es ist nicht im Wesen der Dinge, sondern nur im Zustand unserer Kenntnis begründet, daß die spezielle oder systematische Botanik und Zoologie bisher wesentlich Anatomie und Morphologie und nicht Physiologie sind. Auch in der Mineralogie unterscheiden wir einen allgemeinen, d. h. auf alle Mineralien bezüglichen, daher in hohem Maße abstrakten Teil als ein Zwischenglied zwischen

der Physik und Chemie einerseits, der speziellen Mineralogie andererseits. Und ähnlich verhält es sich in den übrigen Naturwissenschaften. In den letzten Jahrzehnten sind die allgemeinen Teile der speziellen Naturwissenschaften im ganzen mehr gepflegt worden und haben größere Fortschritte gemacht als die speziellen Teile, aber ihre Pflege ist nicht etwa in dem Sinne einer Folgerung aus den speziellen Teilen; einer Grundlegung für Physik und Chemie geschehen, wie es die Rickertsche Theorie verlangt, sondern gerade umgekehrt in dem Sinne einer Spezifikation der Lehren der Physik und Chemie und einer Grundlegung der speziellen Teile.

Auch in den Geisteswissenschaften besteht ein ähnliches Verhältnis zwischen abstrakter und konkreter Betrachtungsweise, und ihre Gliederung hängt damit zusammen. Die Psychologie kann wohl in ähnlicher Weise als abstrakte Geisteswissenschaft bezeichnet werden wie Physik und Chemie als abstrakte Naturwissenschaften; denn wie diese es mit den elementaren Bestandteilen der Natur, losgelöst von ihrer Stellung in der Wirklichkeit, zu tun haben, so hat jene, die Psychologie, es mit den elementaren Bestandteilen des Seelenlebens ohne Rücksicht auf den speziellen Inhalt des Fühlens, Wollens und Denkens, ohne Rücksicht auf die ethnische und soziale Zugehörigkeit oder auf Zeit und Ort der fühlenden, wollenden, denkenden Persönlichkeit zu tun. Ob der so betriebenen Psychologie freilich im Kreise der Geisteswissenschaften eine ähnliche grundlegende Bedeutung zukomme wie der Physik und Chemie im Kreise der Naturwissenschaften, ist noch eine heiß umstrittene Frage, deren Beurteilung mir fern liegt. Auch in den speziellen Geisteswissenschaften sind, ähnlich wie in den speziellen Naturwissenschaften, die allgemeinen Teile neuerdings in wachsendem Maße angebaut worden; aber über die Bedeutung dieser generellen Auffassung gehen ja, wie wir gesehen haben, die Ansichten gleichfalls noch auseinander.

Die Unterscheidung zwischen abstrakten und konkreten Wissenschaften ist für ihre logische Methode von der größten Bedeutung. Auf ihr beruht die oft gemachte Unterscheidung zwischen *erklärenden und beschreibenden Naturwissenschaften*, die allerdings in dieser Form unrichtig ist, aber nur etwas anders gewendet zu werden braucht, um einen vernünftigen Sinn zu bekommen. Wenn die Physik und Chemie es überhaupt nicht mit Gegenständen oder Vorgängen der Wirklichkeit als solchen zu tun haben, so hat die Beschreibung in ihnen keinen selbständigen

Wert, sondern steht nur im Dienste der Erklärung. Die übrigen Naturwissenschaften streben zwar ebensosehr wie die Physik und Chemie eine Erklärung an, aber in ihnen hat, und zwar umsomehr, je spezieller sie sind, d. h. mit je konkreteren Gegenständen sie sich beschäftigen, auch die Beschreibung einen selbständigen wissenschaftlichen Wert.

Je abstrakter die Wissenschaften sind, d. h. je mehr sie von der konkreten Wirklichkeit absehen, um so eher sind sie imstande, die Vorgänge oder Stoffe, welche ihren Gegenstand bilden, auf analytischem oder synthetischem Wege auch künstlich herzustellen, umsomehr können sie also das Experiment verwenden. Nur die ganz abstrakten Wissenschaften, Physik und Chemie und im ganzen auch die allgemeine Physiologie, sind experimentelle Wissenschaften schlechthin; in den allgemeinen Teilen der speziellen Wissenschaften ist die Anwendbarkeit des Experimentes schon beschränkt, und in den besonderen Teilen der speziellen Wissenschaften spielt das Experiment nur noch eine geringe Rolle und wird nicht mehr direkt, sondern nur noch als Analogie verwandt. In den konkreten Wissenschaften tritt statt seiner die vergleichende Methode der Untersuchung ein. Aber auch sie reicht nur soweit wie die Bildung von Gattungsbegriffen und läßt uns gegenüber den individuellen Tatsachen der Natur sowohl wie des Geisteslebens im Stich.

Je abstrakter eine Disziplin ist, um so mehr Einzeldinge der Wirklichkeit umspannen ihre Begriffe, auf um so mehr Einzelfälle der Wirklichkeit beziehen sich ihre Sätze. Nur in den abstrakten und darum allgemeinen Wissenschaften kann es allgemein gültige Gesetze geben. Je spezieller die Wissenschaften sind, um so weniger umfassend sind die Gesetze. Und in den letzten, auf die Einzeldinge der Wirklichkeit gerichteten Ausläufern der Wissenschaft kann der Kausalzusammenhang überhaupt nicht mehr in der Form eines Gesetzes, sondern nur noch als individuelle Kausalität ausgesprochen werden. Es scheint mir häufig nicht genügend beachtet worden zu sein, daß auch in den beschreibenden Naturwissenschaften die Anwendbarkeit der Gesetze nicht sehr weit reicht, und daß darin kein grundsätzlicher Unterschied gegenüber den Geisteswissenschaften besteht.

Die speziellen oder konkreten Wissenschaften bilden in gewissem Sinne gegenüber den allgemeinen oder abstrakten Wissenschaften eine Einheit. Ihren Gegenstand bildet in ihren letzten Ausläufern sowohl in den Natur- wie in

den Geisteswissenschaften die unmittelbare Erkenntnis der Wirklichkeit. Zwar ist die Wissenschaft, wie Rickert betont, überhaupt nicht imstande, ein Abbild der Wirklichkeit zu geben; aber die speziellen Wissenschaften treten mit ihren Begriffen so nahe an die Wirklichkeit heran, wie es dem wissenschaftlichen Denken überhaupt möglich ist oder wie weit es für das wissenschaftliche Denken Wert hat. Man könnte nun meinen und hat vielfach gemeint, daß sich aus einer einfachen, unter einem Gesichtspunkt unternommenen Einteilung der Wirklichkeit auch die Abgrenzung der einzelnen konkreten Wissenschaften ergebe. Aber das ist nicht richtig. Dafür ist die Wirklichkeit zu gewaltig und zu kompliziert. Es ist nicht möglich, alle die verschiedenerlei Beziehungen, die zwischen den Objekten der Wirklichkeit bestehen, die Beziehungen der sachlichen Zusammengehörigkeit, die Beziehungen der zeitlichen Aufeinanderfolge, die Beziehungen der räumlichen Anordnung auf einmal zu umfassen. Wenn wir die sachliche Zusammengehörigkeit betrachten, so treten wohl auch zeitliche und räumliche Beziehungen in unsern Gesichtskreis ein, aber doch nur nebensächlich, mehr als unvermeidliche Störungen denn als Gegenstände unserer Betrachtung. Wenn wir die zeitliche Aufeinanderfolge ins Auge fassen, so geht uns der Ueberblick über die systematische Zugehörigkeit der Objekte verloren, und auch ihre räumliche Verschiedenheit wird nur unvollkommen aufgefaßt. Bildet diese den Gegenstand der Betrachtung, so treten systematische Zugehörigkeit und zeitliche Aufeinanderfolge zurück. Der menschliche Geist ist zu schwach, um die Welt in einem Bilde aufzufangen. Er muß vielmehr drei verschiedene Standpunkte der Betrachtung wählen. Wir können uns die Wirklichkeit gleichsam als einen dreidimensionalen Raum erfüllend vorstellen; dem Betrachter aber projiziert sie sich immer auf eine Fläche. Von der einen Seite sieht er die sachlichen Beziehungen, die systematische Zugehörigkeit der Dinge, von der andern Seite ihre Anordnung in der Zeit, von der dritten ihre Anordnung im Raum. So ergeben sich nach diesen drei Standpunkten drei Gruppen von konkreten Wissenschaften: die systematischen Wissenschaften, die chronologischen oder geschichtlichen Wissenschaften und die chorologischen Wissenschaften. Sie haben den gleichen Stoff; darum fällt auch die Beobachtung vielfach zusammen. Aber sie ordnen ihn in verschiedener Weise, haben verschiedene logische Methoden. Ihre Lehrgebäude sehen ganz verschieden aus, enthalten aber nicht ver-

schiedene Objekte, sondern nur verschiedene Ansichten derselben Objekte und dürfen darum nicht in Widerspruch treten. Darum müssen die drei Wissenschaftsreihen immer mit einander in Fühlung bleiben, jede muß die Fortschritte der beiden andern verfolgen und für sich verwerten und muß sie dafür an den eigenen Fortschritten teilnehmen lassen.

Die erste und größte Gruppe der konkreten Wissenschaften sind die systematischen Wissenschaften, die es mit den Dingen der Natur oder des Geisteslebens als solchen zu tun haben. Selbstverständlich können sie von der Stellung ihrer Objekte in der Zeit und im Raum nicht absehen; aber die zeitliche und die räumliche Stellung erscheinen hier nur gleichsam als Eigenschaften und dienen zum Verständnis der übrigen, sachlichen Eigenschaften. Die systematische Botanik oder Zoologie erforschen bei jeder Ordnung, Familie, Gattung, Art auch ihr Auftreten in den verschiedenen geologischen Zeiträumen und ihr Vorkommen in den verschiedenen Ländern der Erde sowie die Art der Standorte, um danach das Alter der Pflanzen- oder Tierform sowie ihre klimatischen und topographischen Bedingungen zu erkennen. In ähnlicher Weise werden in der Staatswissenschaft und in der Nationalökonomie die einzelnen Staats- und Wirtschaftsformen behandelt. Den Gegenstand der systematischen Wissenschaften bilden die Gegenstände und Vorgänge der Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkt der sachlichen Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit und ihrer sachlichen Abhängigkeit von einander. Auf Grund der größeren oder geringeren Aehnlichkeit werden sie in Typen oder Gattungen zusammengefaßt. Auf Grund der sachlichen Abhängigkeit von einander, d. h. ihres Auftretens in größerer Zahl gleichartiger Objekte oder der bestimmten Verbindung verschiedenartiger Objekte, werden Kollektivbegriffe gebildet, die dann natürlich auch wieder gattungsbegrifflich aufgefaßt werden können. Die Auffassung kann rein beschreibend sein und ist es in den meisten hierher gehörigen Wissenschaften lange gewesen und in vielen Teilen auch heute noch; aber mehr und mehr dringt die kausale Auffassung ein und vertieft auch die Klassifikation. Insofern die Gegenstände das Ergebnis einer Entwicklung sind und die Erklärung diese Entwicklung erfaßt, kann man sie als genetisch bezeichnen. Ein großer Teil der hierher gehörigen Wissenschaften ist heute genetisch geworden. Diese genetische Auffassung kann sich sowohl auf das Individuum als auf die Gattung beziehen; sie kann also sowohl in den Geistes-

wissenschaften wie in den Naturwissenschaften entweder ontogenetisch oder phylogenetisch sein; aber im ganzen kommt innerhalb der systematischen Wissenschaften der ontogenetischen Auffassung größere Bedeutung zu.

Innerhalb der systematischen Wissenschaften treten Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften auseinander.

Die beschreibenden oder systematischen Naturwissenschaften haben es lange nur mit den einzelnen Objekten, welche in oder an der Erdoberfläche vorhanden sind, zu tun gehabt. Man hat danach die Wissenschaften von den Mineralien und Gesteinen (Mineralogie und Petrographie), von den Pflanzen (Botanik), von den Tieren (Zoologie) und aus praktischen Gründen als eine besondere Wissenschaft die Wissenschaft von den versteinerten Pflanzen und Tieren (Paläontologie) unterschieden. Aber im Laufe der Zeit hat sich der Blick erweitert und auch die größeren Erscheinungen aufzufassen begonnen. Botanik und Zoologie berücksichtigen neben den einzelnen Pflanzen und Tieren auch die Pflanzen- und Tiergenossenschaften. Die Vorgänge der Atmosphäre sind der Gegenstand einer besonderen Wissenschaft, der Meteorologie, geworden. Zur Behandlung der Gewässer des Festlandes und des Meeres bilden sich, zum Teil unter dem Einfluß praktischer Bedürfnisse, zwei besondere Disziplinen: die Hydrographie im engeren Sinne und die Ozeanographie, aus. Auch die Behandlung der Gletscher, der Erdbeben, der Vulkane, des Erdmagnetismus, des Erdbodens, vielleicht auch der Formen der Erdoberfläche nimmt den Charakter besonderer Disziplinen an. Aber diese Disziplinen gewinnen nur langsam volle Selbständigkeit, weil die große Bedeutung, welche ihre Gegenstände für die Erdgeschichte und die Natur der Länder haben, einen großen Teil ihrer Untersuchungen in die Geologie und Geographie eingehen lassen. Je nachdem die Grundlage dieser Disziplinen mehr physikalisch oder mehr chemisch ist, werden sie wohl auch in den zwei größeren Gruppen der Geophysik und der Geochemie zusammengefaßt. Auch eine Zusammenfassung aller auf die Erde bezüglichen Wissenschaften hat man unter dem Namen der Erdkunde versucht, dabei ist man aber meines Erachtens zu einem Wissenskomplexe gelangt, welcher der inneren Einheit entbehrt und von den Gebieten anderer Wissenschaften nicht abgegrenzt werden kann. Die Gestirne lassen sich gleichfalls rein systematisch auffassen, aber auch hier verschmilzt die systematische Auffassung mit der chorologischen.

In den systematischen Geisteswissenschaften durchkreuzen sich zwei verschiedene Einteilungsprinzipien.

Das eine, im engeren Sinne systematische geht von der sachlichen Verschiedenheit der Erscheinungen des Geisteslebens aus. Die Wissenschaften von der Sprache, dem Mythus, der Religion, der Sitte, dem Recht, dem Staatswesen, der Wirtschaft, der Kunst, der Wissenschaft und andere gehen aus diesen Einteilungsprinzipien hervor. Stehen diese Wissenschaften logisch auf gleicher Stufe neben einander, so haben sie sich doch in sehr verschiedenem Maße entwickelt, weil ihre Objekte der systematischen Betrachtung in verschiedenem Grade, die reinen Schöpfungen des Geistes im allgemeinen viel weniger als die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, zugänglich waren. Während einige dieser Wissenschaften schon ein geschlossenes Lehrgebäude haben, stehen andere, wie namentlich die vergleichende Kunst- oder Literaturwissenschaft, noch in den ersten Anfängen und werden entweder rein geschichtlich oder im Anschluß an die Normwissenschaft der Aesthetik betrieben.

Neben der rein sachlichen Einteilung der systematischen Geisteswissenschaften steht eine zweite Einteilung, nämlich nach Völkern und Sprachen. Die klassische Philologie behandelt neben der griechischen und lateinischen Sprache auch die Literatur, die Religion, die Altertümer, kurz, ziemlich das ganze geistige Leben der alten Griechen und Römer. Und ähnlich behandeln die germanische, romanische, slawische, indische, semitische, ostasiatische, amerikanische Philologie nicht nur die Sprachen, sondern das gesamte Geistesleben der übrigen Kulturvölker. Eine gewisse Ergänzung findet die Philologie neuerdings durch die Volkskunde (Folklore). Daneben aber tritt selbständig die Ethnologie oder Völkerkunde. Sie hat sich von der äußerlichen Verbindung mit der Geographie, welche nur möglich war, so lange beide rein beschreibende Wissenschaften waren, befreit, und ist, namentlich bei uns in Deutschland, die Wissenschaft von dem gesamten Leben der Naturvölker geworden. Man könnte sie als eine Philologie der Naturvölker bezeichnen. Ein Unterschied der Methode besteht allerdings darin, daß in der Ethnologie das Studium der Sprache nicht so im Vordergrunde steht wie in der Philologie, sondern das Studium der Sachen ebenso wichtig ist, und daß auch der Zusammenhang mit den leiblichen Verhältnissen mehr betont werden muß. Aber die beiden Wissenschaftsgruppen, die Philologie und die Ethnologie, sind notwendige Ergänzungen, erschöpfen erst zusammen das Leben

der Menschheit, sind, wie sich immer mehr zeigt, auf fortwährende gegenseitige Berührung angewiesen. Darum sollten sich die philosophischen Fakultäten auch endlich entschließen, die Ethnologie als eine voll berechtigte, der Pflege an den Universitäten bedürftige Wissenschaft anzuerkennen.

Der erste Grund für die Ausbildung der verschiedenen Philologien und der Völkerkunde als besonderer Wissenschaften ist, wie wir bereits gesehen haben, ein praktischer gewesen, nämlich für die Philologie die Notwendigkeit, beim Studium der Dinge vom Studium der Sprache auszugehen, für die Völkerkunde gleichfalls die Einheitlichkeit des Materials. Aber mit diesen äußeren praktischen Gründen hat sich ein innerer sachlicher Grund verbunden. Die verschiedenen Seiten des menschlichen Lebens bei einem Volke hängen so eng mit einander zusammen, daß sie nicht isoliert, sondern nur in ihrem Zusammenhang verstanden werden können. Der Gesichtspunkt der Einteilung nach Sachgruppen, welcher für die systematischen Wissenschaften maßgebend ist, tritt hier also zurück und kommt erst in den Unterabteilungen der Wissenschaft zur Geltung. Da jede Philologie ihren einheitlichen Charakter durch die Einheitlichkeit des zeitlich und räumlich bestimmten Volkes bekommt, mit welchem sie sich beschäftigt, bilden Philologie und Völkerkunde nach ihrer Stellung im Systeme der Wissenschaften einen Uebergang zu den geschichtlichen und den chorologischen Wissenschaften.

Die chronologischen oder geschichtlichen Wissenschaften stellen den Ablauf der Dinge in der Zeit in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Eine geschichtliche Betrachtung der Dinge ist möglich und nötig, weil und insoweit die Dinge in der Zeit nicht zufällig aufeinander folgen, sondern sich auseinander entwickeln. Der Ablauf in der Zeit hat ein wissenschaftliches Interesse nur, insofern man von Entwicklung sprechen kann, d. h. insofern ein innerer ursächlicher Zusammenhang der zeitlich aufeinander folgenden Dinge besteht, in jeden folgenden Zustand Bestandteile des vorhergehenden eintreten. In manchen Teilen der Wirklichkeit erscheint der Ablauf in der Zeit zufällig oder ist er wenigstens in seinem inneren Zusammenhange noch nicht erkannt worden; mit ihnen hat die geschichtliche Betrachtung nichts zu tun. Darum sehen wir, daß viele Gebiete, namentlich die einzelnen Kulturerscheinungen, deren zeitliche Entwicklung man erst spät bemerkt hat, erst spät Gegenstände geschichtlicher Betrachtung

geworden sind. Neben dem Vorhandensein einer Entwicklung muß aber noch ein zweiter Umstand hinzukommen, um einer Tatsachenreihe geschichtliche Bedeutung zu verleihen: die zeitlichen Veränderungen der einen Tatsachenreihe müssen mit denen der anderen in ursächlichem Zusammenhange stehen. So lange wir die Veränderungen des Rechtes oder des Staates oder der Wirtschaft oder der Religion oder auch der Literatur und der Kunst nur für sich, um der Erkenntnis des betreffenden Gegenstandes willen, betrachten, bleibt diese Betrachtung in Verbindung mit dem systematischen Studium innerhalb der Rechts-, Wirtschafts-, Religionswissenschaft usw. Erst wenn wir die geschichtliche Entwicklung von Staat, Wirtschaft, Recht, Religion, Literatur, Kunst u. a. in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit auffassen, machen wir sie zu Gegenständen der eigentlichen Geschichtswissenschaften. Selbstverständlich sind diese beiden Betrachtungsweisen nicht scharf von einander getrennt, sondern durch zahlreiche Uebergänge verbunden, und schon innerhalb der geschichtlichen Behandlung des einzelnen Gebietes können wir zwischen einer mehr fachwissenschaftlichen und einer allgemein geschichtlichen, innerhalb der Literaturgeschichte z. B. zwischen einer je nachdem mehr sprachlichen oder ästhetischen und einer kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise unterscheiden.

In den geschichtlichen Wissenschaften treten die systematischen Verschiedenheiten der Dinge zurück, und selbst der Gegensatz zwischen Natur und Geist verliert an Bedeutung. Es gibt drei große geschichtliche Wissenschaften. A priori könnte man auch an eine Geschichte des Kosmos denken, aber wir kennen sie nicht, und so ergeben sich die Erdgeschichte oder historische Geologie, die Prähistorie und die eigentliche Geschichte.

Die G e o l o g i e ist eines der interessantesten Beispiele für die Umwandlung der Wissenschaften. In ihren Anfängen ist sie, wie wir gesehen haben, die Wissenschaft von der festen Erdrinde gewesen. Da wir aber in den Steinen und Versteinerungen die Geschichte der Erde lesen, ist die historische Geologie, welche die Geschichte der Erde zum Gegenstande hat, immer mehr in den Vordergrund und Mittelpunkt der Wissenschaft getreten, während die anderen Zweige entweder selbständige Wissenschaften oder Hilfsdisziplinen im Dienst der historischen Geologie geworden sind. Die auch bei manchen Logikern noch verbreitete Auffassung, als ob die Geologie eine Geschichte der festen Erdrinde sei, ist irrtümlich; diese ist ebensosehr eine Geschichte des Klimas — ich

brauche ja nur an die Lehre von der Eiszeit zu erinnern — und ebensosehr, ja wegen der größeren Vollständigkeit unserer Kenntnisse sogar noch mehr, eine Geschichte der Pflanzen- und besonders der Tierwelt. Die Geschichte der Pflanzen- und Tierwelt gehört nicht etwa in die Botanik und Zoologie, sondern in die Geologie. Rickert bemerkt, daß die Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt immer weniger phylogenetisch und immer mehr ontogenetisch studiert werde. Diese Bemerkung ist für die Botanik und Zoologie ganz richtig, aber die Stammesgeschichte wird eben nicht in diesen, sondern in der Geologie nebst der Paläontologie behandelt und findet dort eifrige Pflege. Ursprünglich war die Gleichheit des Materials die Ursache dafür, daß das Studium der Geschichte der festen Erdrinde, des Klimas, der Pflanzen- und Tierwelt, gemeinsam betrieben wurden; aber schon seit langem ist der innere Zusammenhang für die Einheitlichkeit ihres Studiums maßgebend. Die verschiedenen Tatsachenreihen stehen in enger gegenseitiger Abhängigkeit und können für sich allein nicht verstanden werden. Genau der gleiche Gesichtspunkt, welcher für die menschliche Geschichte eine einheitliche Behandlung notwendig macht, macht es auch für die Erdgeschichte. Allerdings hat Gottl kürzlich die Meinung ausgesprochen, daß man bei der Erdgeschichte eigentlich überhaupt nicht von Geschichte reden könne, daß die zeitliche Aufeinanderfolge der Dinge hier nicht selbständig gegeben, sondern nur ein Mittel sei, um die neben einander liegenden Dokumente der Versteinerungen usw. zu interpretieren, daß die geologische Zeit eigentlich etwas ganz anderes sei als die historische. Daß sich aus dem Fehlen des Geistigen in der Erdgeschichte, seiner Herrschaft in der gewöhnlichen Geschichte ein großer Unterschied der beiden Wissenschaften ergibt, ist selbstverständlich; aber die Verschiedenheit der Auffassung der Zeit scheint mir künstlich hineingetragen zu werden. Auch die menschliche Geschichte wird doch nur aus Dokumenten verschiedener Art abgelesen, und welchen Unterschied es machen soll, ob ich aus einer römischen Münze oder auch einer Urkunde die Anwesenheit der und der Legion, oder aus einer Versteinerung die Anwesenheit einer bestimmten Tierart erschließe, warum die zeitliche Aufeinanderfolge im einen Falle nur ein ordnendes Prinzip, im andern eine wirkliche Tatsache sein solle, kann ich nicht einsehen; ich kann mir bei dieser Auffassung kein Bild von der wissenschaftlichen Behandlung der Zeiten machen, in denen die Geschichte der Natur und der Menschheit ineinander greifen.

Die zweite geschichtliche Wissenschaft ist die **Prähistorie**. Sie beschäftigt sich mit der alten, vor den literarischen Denkmälern liegenden, ungeschriebenen, daher aus sachlichen Ueberresten zu entziffernden Geschichte des Menschen. Da diese in ihren früheren Abteilungen, der sogenannten älteren Steinzeit, in die geologische Vergangenheit, d. h. in eine Zeit mit wesentlich anderen Verhältnissen der Erdnatur zurückreicht, greifen hier Erdgeschichte und Geschichte des Menschen innig ineinander. Lange Zeit hat die Prähistorie den Charakter einer systematischen Wissenschaft gehabt, d. h. die Funde des vorzeitlichen Menschen sind ohne Rücksicht auf die Zeitfolge und die Entwicklung nur nach ihrer sachlichen Gleichheit oder Verschiedenheit betrachtet worden. Erst die Periodisierung, welche namentlich den nordischen Altertumsforschern gelang, hat sie zu einer geschichtlichen Wissenschaft gemacht, deren Behandlung mit der der Kulturgeschichte späterer Zeiten große Aehnlichkeit hat. Eine bestimmte zeitliche Grenze zwischen ihr und der eigentlichen Geschichte läßt sich überhaupt nicht ziehen; sie ist auch für jedes Land verschieden, je nachdem die literarische Ueberlieferung früher oder später einsetzt. Die geschichtliche Behandlung vieler Völker trägt auch für die Gegenwart den Charakter der Prähistorie.

Die dritte geschichtliche Wissenschaft ist die eigentliche **Geschichte**. Die Natur tritt hier ganz in den Hintergrund; denn die Veränderungen der Natur sind in der kurzen Spanne geschichtlicher Zeit nur unbedeutend; aber an manchen Stellen sind sie immerhin bedeutsam genug, daß der Historiker ihnen Rechnung tragen muß und sie auch keineswegs bloß als gegebene Bedingungen hinnehmen darf. Ursprünglich reine Individualgeschichte und politische Geschichte, hat die Geschichte mehr und mehr auch die Entwicklung von Kollektiverscheinungen und die Entwicklung der Kultur in sich aufgenommen. Wir brauchen hier nicht in eine Erörterung der Streitfrage einzutreten, in welchem Umfange das geschehen solle, und ob dem staatlichen Leben der Vorrang vor den übrigen Erscheinungen des menschlichen Lebens gebühre, ebensowenig wie in den Streit, welcher Art die Kausalität in der Geschichte sei. Vom Standpunkt der allgemeinen Systematik der Wissenschaften wird man der Geschichte die Aufgabe zuweisen müssen, alle Erscheinungen des menschlichen Lebens zu umfassen, welche überhaupt eine Entwicklung haben, und deren Entwicklung im Zusammenhange mit der Entwicklung der andern Erscheinungen steht. Bis zu einem gewissen Grade dürfte das bei allen Erscheinungen des menschlichen

Lebens der Fall sein, und die geschichtliche Darstellung wird daher keine ganz übergehen können. Ob dabei dem staatlichen Leben die Vorrangsstellung gebührt, die man ihm früher zugewiesen hat und vielfach noch zuweist, ist eine Frage, die sich nicht a priori, sondern nur auf Grund der Erfahrung entscheiden läßt. Die individuellen Tatsachen und namentlich die Persönlichkeiten spielen natürlich in der Geschichte eine ganz andere Rolle als in den systematischen Wissenschaften und auch als in der historischen Geologie und in der Prähistorie. Aber es ist damit nicht gesagt, daß man die Entwicklung der Kollektivtatsachen, der Völker, Staaten, Religionen, Stände, Wirtschaftsklassen usw., über ihnen vernachlässigen müsse. In der wissenschaftlichen Geschichte wird das Studium der individuellen und der Kollektivtatsachen immer in einander greifen müssen. Wenn die Geschichte einschließlich der Prähistorie alle menschliche Entwicklung umfassen soll, um zuletzt eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu geben, so muß der Begriff Weltgeschichte weiter gefaßt werden, als es gewöhnlich geschehen ist; aber dem Wesen der Geschichte entspricht immer nur eine zeitliche Anordnung, und eine Weltgeschichte in geographischer Anordnung ist zwar für den Geographen bequem, an sich aber verfehlt. Die Geschichte darf nie den Charakter der Wissenschaft von der Anordnung in der Zeit und von der Entwicklung abstreifen, und auch in der allgemeinsten Fassung kann sie nie, wie man gemeint hat, in die systematische Gesellschaftswissenschaft oder Soziologie übergehen.

In der dritten Gruppe der konkreten Wissenschaften, bei den *chorologischen Wissenschaften*, ist die Anordnung der Dinge im Raume das maßgebende Prinzip für die Auswahl und Gestaltung des Stoffes. Es ist merkwürdig, daß dieses Prinzip den Systematikern der Wissenschaften, so viel ich sehe, bisher ganz entgangen ist, obgleich Kant es in seinen Vorlesungen über physische Geographie (§ 4) angedeutet hat und obgleich eine Anzahl geographischer Methodiker es schon längst für das maßgebende Prinzip der Geographie erklärt haben. Die Analogie des Raumes mit der Zeit hätte doch schon darauf hinweisen sollen, daß die Anordnung im Raume ebensogut eine besondere Betrachtung wie die Anordnung in der Zeit fordert, daß die systematischen und die geschichtlichen Wissenschaften daher einer Ergänzung durch chorologische Wissenschaften bedürfen. Wäre die Anordnung im Raume etwas zufälliges, d. h. wäre die Anordnung einer Erscheinungsreihe unabhängig von der Anordnung der anderen, und bestände auch kein Zusammenhang zwischen den im Raum

neben einander liegenden Dingen, so wäre allerdings eine besondere Betrachtung der räumlichen Anordnung unnötig. Aber die Tatsachen der räumlichen Zusammenhänge, nämlich des Zusammenhangs der verschiedenen Erscheinungskreise unter einander und des Zusammenhangs der verschiedenen Oertlichkeiten, machen besondere chorologische Wissenschaften notwendig.

Es gibt zwei chorologische Wissenschaften: die Astronomie und die Geographie.

Die **Astronomie** beschäftigt sich mit der Anordnung der Dinge im Weltraum. Sie ist allerdings oft mit Comte einfach als eine angewandte Mechanik aufgefaßt worden, aber sie unterscheidet sich von der Mechanik dadurch, daß sie es nicht mit allgemeinen Gesetzen als solchen zu tun hat, sondern daß sie diese auf eine räumlich und zeitlich bestimmte Wirklichkeit anwendet. Die Auffassung der Astronomie als einer angewandten Mechanik ist sodann durch die große Heidelberger Entdeckung der Spektralanalyse unmöglich geworden; die Astronomie muß heute auch die chemische und physikalische Beschaffenheit der Gestirne untersuchen. Allerdings fallen gewöhnliche Astronomie oder Astromechanik und Astrophysik in der Ausübung noch ziemlich auseinander; aber dieses Auseinanderfallen ist nur durch die Verschiedenheit der Untersuchungsmethoden, nicht durch eine Verschiedenheit der Ziele bedingt und kann etwa mit der Trennung von Anatomie und Physiologie in den biologischen Wissenschaften verglichen werden. Die physikalischen und chemischen Verhältnisse eines Planeten oder überhaupt eines Gestirnes hängen von seiner Stellung im Sonnen- oder Weltsystem und von seiner Größe ab, können nur hieraus verstanden werden. Damit tritt die räumliche Anordnung des Sonnensystems und im weiteren Sinne des Weltalls in den Mittelpunkt der Wissenschaft. Die Astronomie bekommt dadurch den Charakter einer chorologischen Wissenschaft. So lange man sie für eine angewandte Mechanik nahm, konnte man sie auch für eine Gesetzeswissenschaft in dem Sinne halten, daß die allgemeinen Begriffe und Gesetze das Ziel ihrer Erkenntnis bildeten. Als chorologische Wissenschaft dagegen kann die Astronomie ihr Ziel nur in der Erkenntnis der nur einmal gegebenen wirklichen Anordnung der Gestirne und der Größe, Masse, physikalischen und chemischen Beschaffenheit jedes einzelnen Gestirnes erblicken. Sie ist also nicht nomothetisch, sondern idiographisch. In die Astronomie fällt auch der größere Teil der Disziplin, die man gewöhnlich als astronomische oder mathematische Geographie bezeichnet, d. h. die

Lehre von der Erde als Weltkörper. Die Erde als Weltkörper ist eben ein Planet wie jeder andere. Sowohl die Hilfsmittel der Beobachtung wie die Methoden der Verknüpfung der beobachteten Tatsachen sind astronomisch.

Zum Objekt einer besonderen Wissenschaft wird die Erde erst, wenn wir sie in ihren räumlichen Verschiedenheiten betrachten. Die zweite chorologische Wissenschaft ist die Geographie. Sie ist demnach die Wissenschaft von der räumlichen Anordnung der Dinge auf der Erde, oder, da wir das Erdinnere so gut wie gar nicht kennen, an der Erdoberfläche. Diese Begriffsbestimmung der Geographie ist nicht etwa eine aprioristische Konstruktion. Die Geographie ist vielmehr, wie ich früher einmal nachzuweisen versucht habe, ihrem Wesen nach zu allen Zeiten Länderkunde, d. h. Wissenschaft von den Verschiedenheiten der Erdoberfläche, gewesen, wobei sich nur, den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend, der Umfang und die Art der Auffassung der Verschiedenheiten der Erdoberfläche allmählich verändert hat. Aprioristische Konstruktionen sind vielmehr die Auffassungen der Geographie als einer allgemeinen Erdkunde, die darin ihren Grund hatten, daß man die besondere Bedeutung einer chorologischen Wissenschaft nicht erfaßte. Sie waren schuld an der ungesunden Ausdehnung und Zerfahrenheit der Geographie die auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Die Geographie oder Länderkunde ist anfangs nur aus praktischen Gründen als eine besondere Wissenschaft betrieben worden und darum ja auch lange mit der Völker- nnd Staatenkunde vereinigt gewesen, weil der Reisende erzählte, was er an jedem Orte gesehen hatte. Die innere Einheit des Stoffes hat sich erst verhältnismäßig spät bei der kausalen Untersuchung herausgestellt. Sie beruht auf zwei Ursachen, welche den beiden für eine besondere geschichtliche Betrachtung der Dinge maßgebenden Ursachen logisch äquivalent sind. Die eine Ursache ist der dem zeitlichen Zusammenhange der aufeinander folgenden Dinge logisch entsprechende räumliche Zusammenhang der nebeneinander liegenden Dinge, das Vorhandensein geographischer Komplexe und Systeme, wie der Flußsysteme, der Systeme der atmosphärischen Zirkulation, der Verkehrsgebiete und anderer. Es ist unmöglich, irgend eine Erscheinung der Erdoberfläche für sich zu verstehen. Ihr Verständnis wird vielmehr immer erst durch die Auffassung ihrer Lage in Bezug auf andere Erdstellen möglich. Die zweite Ursache der inneren Einheit des geographischen Stoffes ist der ursächliche Zusammenhang der verschiedenen Naturreiche und ihrer

verschiedenen Erscheinungsweisen untereinander. Erscheinungen, bei denen wir einen solchen Zusammenhang mit den anderen Erscheinungen nicht erkennen, wie den Erdmagnetismus oder viele Verhältnisse des menschlichen Lebens, lassen wir aus der geographischen Betrachtung aus. Deren Ziel ist es, zu erkennen, wie die verschiedenen Erscheinungen zusammen den Charakter des Landes oder der Oertlichkeit ausmachen, wie sie in der Landschaft zum Ausdruck kommen. Nur in der Anwendung dieser beiden Gesichtspunkte liegt das Wesen der Geographie; wem sie nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, der hat den Geist der Geographie nicht erfaßt, ebensowenig wie ein Historiker, der nicht nach dem zeitlichen Ablauf der Dinge und dem inneren Zusammenhange der verschiedenen Entwicklungsreihen fragt, den Geist der Geschichte. Nur durch die räumliche Auffassungsweise unterscheidet sich die Geographie von den systematischen und den geschichtlichen Wissenschaften, deren Objekte an sich dieselben sind. Die Gattungen oder Typen der systematischen Wissenschaften gehen auch in die Geographie ebenso wie in die Geschichte ein, aber sie werden zu geographischen Begriffen erst dadurch, daß sie als Eigenschaften der Oertlichkeiten aufgefaßt werden. Die Geographie muß mit den zeitlichen Veränderungen und der geschichtlichen Entwicklung der Zustände der Erdoberfläche rechnen, aber doch nur insofern, als diese das Verständnis der räumlichen Anordnung in der Gegenwart oder in dem geographisch darzustellenden Zeitpunkte erschließt; die geographische Darstellung darf nicht, wie es leider oft geschieht, zu einer gewöhnlichen historisch-geologischen oder historischen Erzählung werden. Kommen diese Regeln in der speziellen Geographie und Länderkunde mehr und mehr zur Geltung, so werden sie doch in der allgemeinen Geographie meist noch ganz vernachlässigt, da diese meist als eine allgemeine Erdkunde behandelt wird, während sie nur im Sinne einer allgemeinen vergleichenden Länderkunde überhaupt Berechtigung im Systeme der Wissenschaften besitzt. Aus der Auffassung der Geographie als chorologischer Wissenschaft ergibt sich auch, ähnlich wie bei der Astronomie, daß sie es mit Gattungsbegriffen und individuellen Begriffen zugleich zu tun hat, nur ist hier der Gang der Entwicklung umgekehrt wie in der Astronomie gewesen. In ihren älteren Entwicklungsstadien hat die Geographie lediglich in der Beschreibung der individuellen Oertlichkeiten oder Landschaften bestanden und hat daher von Gattungsbegriffen nur in der allerrohesten Form Gebrauch gemacht. Erst spät, in größerem Umfange

erst im 19. Jahrhundert, ist sie zu einer gattungsbegrifflichen Auffassung der verschiedenartigen Erscheinungen der Erdoberfläche fortgeschritten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein großer Teil des Fortschrittes der Wissenschaft hierauf beruht, weil erst hierdurch eine einfache und doch deutliche Beschreibung und eine Anwendung der vergleichenden Methode zur Untersuchung der Kausalzusammenhänge möglich geworden ist. Aber ich will nicht leugnen, daß auch die Geographie teilweise in den Fehler gefallen ist, der zu der unrichtigen Auffassung des Wesens der Gesetzeswissenschaften und zu der grundsätzlichen Reaktion dagegen geführt hat; sowohl in der physischen Geographie wie in der Geographie des Menschen hat man die Betrachtung vielfach in der Aufstellung von Allgemeinbegriffen und Gesetzen auslaufen lassen, statt diese nur als ein Hilfsmittel zur Erkenntnis der Wirklichkeit anzusehen und durch Spezifikation von ihnen zu den Einzeltatsachen der Wirklichkeit zurückzukehren. Ob diese Rückkehr bei einem Gattungsbegriff stehen bleibt, ob man sich also beispielsweise begnügt, die Formen der Berge und Täler des Odenwaldes allgemein zu charakterisieren, oder ob man das einzelne Tal, z. B. das Neckartal, nicht nur in seinen gattungsmäßigen, sondern auch in seinen individuellen Merkmalen beschreibt, hängt lediglich von dem Grade des Interesses und natürlich auch von unserer Kenntnis ab. In unserer Heimat oder in einem Lande, das wir bereisen oder aus irgend einem anderen Grunde näher studieren, interessieren uns auch die Einzelheiten, bei anderen Ländern interessiert uns dagegen hauptsächlich der allgemeine Charakter, d. h. die gattungsbegrifflichen Eigenschaften, und nur einzelne besonders hervorragende Objekte, die höchsten Berge, die größten Flüsse, die größten Städte, werden individuell aufgefaßt.

Schema der theoretischen Erfahrungswissenschaften.

Naturwissenschaften.	Geisteswissenschaften.
Abstrakte Wissenschaften:	
Physik und Chemie.	Psychologie.
Systematische Wissenschaften:	
Mineralogie, Botanik und Zoologie, Paläontologie; daneben Geophysik usw.	A. Die Wissenschaften von den einzelnen Faktoren des geistigen Lebens. B. Die Wissenschaften von den verschiedenen Kulturkreisen: Philologie und Völkerkunde.
Geschichtliche oder chronologische Wissenschaften:	
Historische Geologie.	Prähistorie. Geschichte.
Chorologische Wissenschaften:	
Astronomie.	Geographie.

Protektoratspolitik in Türkisch-Asien.

Von

Chr. Freiherr v. Fabrice.

Das türkische Reich umfaßt so zahlreiche durchaus verschiedenartige Völkerschaften, daß es wohl längst in eine Reihe selbständiger Nationalstaaten aufgelöst wäre, wenn die an Zahl geringen Osmanen ihre auf das Schwert begründete Oberherrschaft nicht immer von neuem durch grausame Zwangsmittel befestigt und aufrecht erhalten hätten, womit sie in allen ihnen unterworfenen Ländern jeden geistigen und materiellen Fortschritt möglichst hintenanhielten, Unkultur und Fanatismus systematisch beförderten. Da die aus den Fesseln barbarischer Roheit und armseliger wirtschaftlicher Verkommenheit erlösten Völker bald genug auch ihrer numerischen Ueberlegenheit sich bewußt werden könnten, finden Kulturwerke jeder Art nur insoweit die Unterstützung der osmanischen Regierung, als sie zur Festigung und Erhaltung dieses ihres schwer lastenden Herrschaftssystems zweckdienlich scheinen, nicht aber um etwa damit das Wohl der Untertanen zu fördern. Wird doch z. B. sogar die Benutzung der hauptsächlich aus strategischen Gründen bewilligten Eisenbahnen der einheimischen Bevölkerung durch die verschiedensten Polizeivorschriften nach Möglichkeit erschwert. Im übrigen wird auch noch in der Neuzeit das ganze türkische System am besten durch Montesquieus Definition gekennzeichnet: „Wenn die Wilden in Louisiana Früchte ernten wollen, schneiden sie den Baum an der Wurzel ab: so handelt eine despotische Regierung." — Besonders das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins unter den Arabern, die in Asien das Fundament des Reiches bilden — etwa 12 Millionen Araber gegen nur einige hunderttausende Türken außerhalb Anatoliens und Nord-Syriens —, haben die letzteren immer gefürchtet, daher alles getan, um gerade in arabischen Landen jeden materiellen Fortschritt und abendländische Kultur-

ideen fernzuhalten. Noch aber haben die Araber ihre ruhmreiche Vergangenheit nicht vergessen und daß der Erzengel Gabriel im Koran verkündet: „Ich bin über die ganze Erde gewandert, vom Orient zum Occident und vom Occident zum Orient, und doch habe ich kein würdigeres und edleres Volk gefunden als das arabische.“ Der Erbfeind ist den Arabern der Türke. Denn mit der türkischen Eroberung schwanden alle Spuren wissenschaftlichen Lebens unter ihnen, selbst ihre einstmals so glänzend und reich literarisch entwickelte Sprache verfiel mehr und mehr, ihr gesamtes Volkstum versank in kläglichster Verkommenheit. Erst das Aufblühen Aegyptens und die Autonomie des Libanons, vor allem aber das erfolgreiche Wirken katholischer und protestantischer Missionare, führten in der Neuzeit eine nationale Erneuerung herbei, erschütterten das alte System türkischer Mißwirtschaft und bahnten ein neues Kulturleben an.

Wie die osmanischen Herrscher auf der Balkanhalbinsel eine Nationalität gegen die andere ausspielten, so haben sie in Asien stets geschickt die gehässige Rivalität zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften benützt, die hier völlig an die Stelle der Nationalitäten getreten waren. Durch Schürung des Fanatismus und religiösen Haders, in denen sie die festesten Stützen ihrer Herrschaft über die den Türken nicht nur an Zahl, sondern vielfach auch an Bildung überlegenen fremden Völker erkannten, wurde es ihnen allein möglich, diese jahrhundertelang in sklavischer Botmäßigkeit zu halten. Zwischen den Arabern Türkisch-Asiens, wie sie von den Gestadeländern des Mittelmeeres bis zu dem von kultivierbaren Zonen durchschnittenen Steppengebiet der großen assyrisch-mesopotamischen Ebenen vorherrschen, Stämme, die alle eine gemeinsame Sprache sprechen und gemeinsame nationale Traditionen bewahren, bilden allein die zahlreichen Religionen, Riten und Konfessionen trennende Scheidewände: abgesehen von Protestanten und Juden, zählt man im ganzen in Syrien, Palästina und Mesopotamien mindestens 15 verschiedene Kultusformen. Vor allem die Masse der Moslemin, die sich in Sunniten, Schiiten, Hanafiten, Hanbaliten, Schafiiten scheiden; ferner Ansеridten, Drusen, Maroniten, Lateiner, griechisch-katholische (unierte) Melikiten, katholische Syrer und Chaldäer, griechisch-orthodoxe (Rûm genannt), orthodoxe Syrer und Chaldäer oder Nestorianer, Jakobiten, Sabäer usw. Der Mehrheit der Bevölkerung wären diese oft nur geringfügigen Unterschiede der Glaubensformeln recht

gleichgültig, und in Aegypten z. B. hegen sogar Moslemin, Orthodoxe und Römisch-katholische keinerlei Haß gegen einander, da bei allen das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit stets bewahrt blieb. In Syrien und Palästina aber entflammten politische Wühler im Bunde mit eigennützigen Klerikern immer von neuem den widerlichsten Glaubenshader, wobei besonders der Streit um die von Frankreich, Rom und Rußland reichlich fließenden Unterstützungsgelder als treibendes Motiv erscheint. Alle die so bunt durcheinander gewürfelten Völkerschaften Vorderasiens, das einen wahren Mischkessel der mannigfaltigsten ethnographischen Elemente bildet, hassen sich untereinander auf das bitterste, und dieser Haß wird von den verschiedenen Geistlichen, Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen, Archimandriten, Murreddins usw., altüberlieferter Gewohnheit gemäß, eifrigst geschürt. So können wenige hunderte türkischer Beamte, denen für Geld alles feil ist und die alle diese „Fanatiker" gleichmäßig verachten, sie tyrannisieren und schmählich ausbeuten. Sogar die reichen mohammedanischen geistlichen Güter (Wakf oder Wakuf), deren Einnahmen für Moscheen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten bestimmt sind, entgehen unter der herrschenden Beamtenanarchie nicht der Ausplünderung. Werden doch z. B. von den auf 3½ Millionen Mark geschätzten Einkünften der Omar-Moschee zu Jerusalem kaum 4000 Mark für den Unterhalt dieses berühmten Heiligtums angewiesen; der oberste Geistliche erhält etwa 35 Mark an monatlichem Gehalt und auch diesen ganz unregelmäßig: alles andere geht nach Konstantinopel, um dort in den Taschen großer Herren zu verschwinden.

In den Kirchengemeinden Vorderasiens entwickelten sich bereits während der ersten christlichen Jahrhunderte verschiedene gottesdienstliche Riten in den drei Landessprachen, Arabisch, Chaldäisch und Syrisch, zu denen später von Byzanz als offizielle Staatssprache das Griechische kam. Vorherrschend wurde es in den Städten, wo die Hellenen die Mehrheit bildeten, während der Libanon und Mesopotamien ihm verschlossen blieben. Bei der arabischen Eroberung nahmen Chaldäer und Syrer schnell die Sprache der ihnen stammverwandten Sieger an. Die arabischen Kalifen gewährten den Christen weitgehende Duldung. Obgleich arabisch die allgemeine Landessprache wurde, bewahrten doch so die verschiedenen kirchlichen Verbände beim Gottesdienst und die Kleriker, im Verkehr untereinander, die ursprünglichen Volks-

sprachen. Erst unter den Türken hatten die palästinensischen lateinischen Christen grausame Verfolgungen zu erdulden, z. B. im XIII. Jahrhundert auch der heilige Franciskus v. Assisi, der ausgezogen war, dort Missionen und Pilgerherbergen zu begründen. Dagegen gelang es, besonders nach der Eroberung von Konstantinopel, der geschmeidigen, weltklugen hellenischen Geistlichkeit ziemlich schnell, ein erträgliches Verhältnis zu den neuen Herren herzustellen. Die hochmütigen türkischen Sieger kümmerten sich nicht um die kirchlichen Veranstaltungen der verachteten Rajahs und ließen ihnen auf diesem Gebiete völlige Freiheit. Im Laufe der Zeit ist daraus ein förmliches Bündnis geworden: die Existenz des griechischen Klerus beruht in Europa wie in Asien jetzt gänzlich auf dem Weiterbestand der osmanischen Herrschaft. Ueberall wo auf der Balkanhalbinsel die Türken weichen mußten, in Rumänien, Serbien, Montenegro und Bulgarien, brach auch die Herrschaft der Priester des Phanar*) zusammen. Allerorten hatten sie sich durch schamlose finanzielle Ausbeutung der Gläubigen verächtlich gemacht. Um nun ihre über so verschiedenartige Völker sich erstreckende, durch die moderne Nationalitätenpolitik bedrohte geistliche Obergewalt zu festigen, suchten sie, ebenso wie die Türken selbst, ihre Stütze in der Erhaltung einer barbarischen Unkultur und in der planmäßigen Verschärfung der nationalen und religiösen Gegensätze.

Die orthodoxe Kirche im osmanischen Reich untersteht vier Patriarchensitzen: Konstantinopel, Antiochien — mit dem Sitz in Damaskus —, Jerusalem und Alexandrien. Das Patriarchat von Konstantinopel heißt das ökumenische, dem die drei anderen in Glaubensfragen sich unterordnen. In Griechenland, Rumänien und in Rußland übt es nur einen traditionellen, moralischen Einfluß aus. Nachdem in den unabhängig gewordenen Balkanstaaten sich die Nationalkirchen seiner Herrschaft bereits entzogen haben, untersteht seiner direkten Jurisdiktion, neben Mazedonien und dem Rest der europäischen Türkei, nur noch Anatolien. Das Patriarchat von Antiochien umfaßt Syrien und Mesopotamien; das von Jerusalem, Palästina; das von Alexandrien, Aegypten. Die Ernennung der Patriarchen erfolgt auf Synoden der hohen Geistlichkeit und vornehmen Laien der Diözese, mit Bestätigung seitens der Patriarchen. Der ökumenische Patriarch wird von der Synode

*) Phanar, der Sitz des ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel.



von Konstantinopel unter Mitwirkung der übrigen Patriarchen gewählt. Jeder Patriarch oder Bischof bedarf der Bestätigung des Sultans, ehe er sein neues Amt antreten kann. Im Verfolg seiner panslavistischen und panorthodoxen Politik strebte Rußland seit langer Zeit danach, den ökumenischen Patriarchensitz den Hellenen zu entreißen. Denn während dieser jetzt über die autonomen Kirchen nur eine formelle geistliche Oberherrschaft behauptet, würde er im Besitz Rußlands solche bald in eine materielle, fest organisierte und so zu einem wichtigen politischen Faktor umwandeln. Die Hellenen, die „Phanarioten", haben aber bis jetzt alle diese russischen Intrigen zu vereiteln gewußt. Erfolgreicher sind dagegen die Agenten der russischen Orthodoxie in den Patriarchaten von Antiochien und von Jerusalem gewesen. Ersteres zählt 15, letzteres 11 Diözesen mit zusammen etwa 400 000 Gläubigen.*) Obgleich diese alle arabischer Nationalität sind, waren bisher der ganze hohe Klerus und die beiden Patriarchen stets Hellenen. Auch in Asien machten sich die „Phanarioten" durch ihre Habsucht und ihre Verachtung von allem, was nicht hellenisch war, bei der einheimischen Bevölkerung verhaßt. Sehr oft gaben sie sich nicht einmal die Mühe, die Sprachen ihrer Gemeinden zu erlernen. Die nur aus den niedrigsten Ständen rekrutierten einheimischen arabischen Geistlichen blieben von allen höheren Pfründen und Würden ausgeschlossen. In den Seminarien lehrte man sie einige griechische Gebete hersagen, deren Wortlaut sie oft nicht einmal richtig verstanden, verwendete sie dann zu den untergeordnetsten Kirchendiensten oder schickte sie auf abgelegene Landpfarren. Diese einheimischen Priester leben in größter Armut und Unwissenheit, sind aber wenigstens tolerant, bescheiden und friedlich gegen Andersgläubige gesinnt. Alle höheren, reichdotierten Kirchenämter blieben ausschließlich den Hellenen reserviert, die über die Einkünfte ohne jede Kontrolle verfügten. Nur selten fand sich einmal ein griechischer Prälat, der die Einnahmen seiner Diözese für Kirchen und Schulen verwendete. Meist bereicherten die Phanarioten sich und ihre Familien, hinterließen kolossale Erbschaften, während die Gemeinden unter der Last der Schulden erdrückt wurden. Die Vertreter der russischen Orthodoxie haben zur Ausdehnung ihres Einflusses diese Verhältnisse klug zu benutzen

*) Im ganzen zählt man in Palästina, Syrien und Mesopotamien etwa 700 000 Orthodoxe — mit Einschluß der Jakobiten und Nestorianer. Hierzu kommen in Armenien und Persien noch ca. 4 Millionen Armenier.

verstanden. Geflissentlich steigerten sie die Unzufriedenheit der Gemeinden über die finanzielle Mißwirtschaft, um durch die Emanzipation der Araber die Hellenen vertreiben und sich an ihre Stelle setzen zu können. Junge arabisch-orthodoxe Geistliche wurden in Rußland ausgebildet und lehnten sich dann offen gegen die hellenischen Ausbeuter auf, verwiesen vor allem ihre Glaubensgenossen auf die anderen arabischen christlichen Gemeinden — römisch-unierte —, die alle einen durchaus nationalen Klerus besitzen. Nachdem es sich der drei anderen Patriarchensitze bemächtigt hätte, würde Rußland ipso facto auch der ökumenische von Konstantinopel zufallen und damit die Oberleitung der gesamten orthodoxen Christenheit. Zur Verhinderung dieser gefährlichen Invasion verbündeten sich Türken und Hellenen in der kulturellen Niederhaltung der arabischen Bevölkerung. Denn wenn dieser die kirchliche Emanzipation von den Hellenen gelänge, würde sie ihr bald die politische von den Türken folgen lassen. Alle Hellenen müssen bei ihrer Ernennung zu geistlichen Aemtern Untertanen des Padischah werden, während die russischen Popen ihre Nationalität bewahren. Als Patriarchen würden sie daher einen mächtigen Staat im Staate bilden, den Sultan zu einer Scheinherrschaft herabdrücken.

Um den von den Russen gegründeten zahlreichen kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten und Schulen entgegenzuwirken, haben sich die Hellenen neuerdings zu verschiedenen Reformen gezwungen gesehen, sogar ihrerseits einige, übrigens recht armselige Schulen eröffnet. Vor allem aber haben sie Exkommunikation und andere Kirchenstrafen denen angedroht, die ihre Kinder zu den Russen senden würden. Aber trotz des Einverständnisses mit den Türken, waren sie der rührigen russischen „Palästinagesellschaft" — unter dem Vorsitz des unlängst so schmählich ermordeten Großfürsten Sergius — nicht gewachsen. Als 1899 der griechische Patriarch von Antiochien (Damaskus) starb, setzten die arabischen Orthodoxen mit russischer Hilfe zum erstenmal die Wahl eines ihrer Volksgenossen, Mgr. Doumani, durch und dies, obgleich die Hellenen den entsetzten Sultan veranlaßt hatten, vorweg alle arabischen Kandidaten von der Wahlliste auszuschließen. Da die Patriarchen dem Neugewählten die Anerkennung versagten, die hellenischen Bischöfe der Diözese in corpore ihre Demission gaben und sich nach Jerusalem zurückzogen, wurde es dem Sultan ermöglicht, seinerseits die offizielle Investitur hinauszuschieben. Aber alle diese Anfeindungen

erhöhten nur die Anhänglichkeit der Einheimischen und ihre Begeisterung für den neuen Kirchenfürsten. Als erster arabischer Patriarch konnte er unter dem Schutz der Konsuln des Zaren seines Amtes walten, die wohl begründete Hoffnung hegen, trotz aller Proteste, später so einmal auch die Wahl eines Patriarchen russischer Nationalität durchzusetzen. Jetzt richten die Russen ihre Bestrebungen vor allem auf den Sitz von Jerusalem, wo sie auch die Kopten gegen die Hellenen unterstützen und ähnliche Verhältnisse wie in Syrien vorliegen: eine zahlreiche arabische Gemeinde, empörende Ausbeutung durch den hellenischen Klerus, während das Patriarchat mit einer Schuld von mehreren Millionen belastet wurde.

Bei allen Intrigen zwischen orthodoxen Russen und Hellenen handelt es sich einzig und allein um politische Machtfragen. Die eingeborenen Christen würden eine Knechtschaft gegen die andere austauschen. Türken, Hellenen und Russen bedienen sich der religiösen Fragen nur als Vorwand und haben im übrigen ein gleiches Interesse daran, die einheimische Bevölkerung nicht zu einem selbständigen nationalen Leben heranreifen zu sehen. Rußlands Bestrebungen im Orient befinden sich außerdem in unversöhnlicher Opposition vor allem zu Frankreich, als der traditionellen Schutzmacht der orientalischen Katholiken, und selbst das viel gefeierte „Bündnis" ermöglichte auf diesem Gebiete keine Verständigung oder auch nur zeitweilige Verschleierung der seit alters bestehenden schroffen Gegensätze. Durch die höhere Bildung ihrer Kleriker und die ihnen aus dem Abendlande zufließenden reichen Geldspenden, sind die römischen Katholiken den drei orthodoxen hellenischen Riten überall weit überlegen, trotzdem sie — etwa 750 000 Gläubige in Türkisch-Asien, unter 5 Patriarchen, 3 Erzbischöfen und 37 Bischöfen — keine kirchliche Einheit bilden, sondern durch endlosen inneren Hader geschwächt werden. Ihre ethnisch und politisch einheitlichste Masse sind die katholischen Maroniten des Libanons — etwa 450 000 Seelen —, deren Geschichte bis ins 5. Jahrhundert zurückreicht. Seit einiger Zeit siedeln sie sich auch vielfach außerhalb des Libanongebietes in den arabischen Landesteilen an. Hierzu kommen: griechisch-katholisch-unierte Melikiten (Melchiten), katholische Syrer, Chaldäer und Lateiner. Die vier erstgenannten bilden ausschließlich nationale kirchliche Gemeinschaften und stehen unter einer durchaus nationalen Hierarchie. Der Vatikan gesteht ihnen weitgehende Freiheiten zu,

begnügt sich mit einer Art Ehrenprotektorat und der obersten Entscheidung in Glaubenssachen. Obgleich nun diese einheimischen katholischen Kirchen ein in den Hauptpunkten gleiches Glaubensbekenntnis haben und alle den Papst als Oberhaupt anerkennen, befehden sie sich doch aus finanziellen Gründen gegenseitig in erbittertster Feindschaft, die auch durch das Eingreifen Roms nicht gemildert wurde und vielfach zu schimpflichen Skandalen ausartete. Jahrhundertelang erhielten sich diese kleinen Glaubensgenossenschaften nur durch das Protektorat Frankreichs, dessen Hauptinteressenten sie auch jetzt noch ausmachen. Auf Grund veralteter Verträge behauptet bekanntlich Frankreich über alle Katholiken des osmanischen Reiches ein Schutzrecht, das ihm lange eine politische Vormachtstellung vor den anderen Mächten sicherte. Die zahlreichen französischen Klöster, Schulen, Asyle und Wohltätigkeitsanstalten aller Art, die ihre Haupteinnahmen aus ihrem Heimatland bezogen, machten seit Jahrhunderten seinen Einfluß in der ganzen Levante durchaus vorherrschend und führten ihm eine zahlreiche treue Kundschaft zu, ohne daß seine Diplomaten und Geschäftsleute sich viel darum zu bemühen brauchten. Noch weiter gefestigt wurde diese altüberlieferte Hegemonie durch die syrische Expedition und die so gesicherte Autonomie des Libanons. Eine Art Kontrollrecht, fast über die ganze türkische Verwaltung in Asien, erwuchs ihm ferner durch das Protektorat über den internationalen Orden der Franziskanermönche, die die abendländischen Kustoden des Heiligen Grabes sind, um das sich Hellenen, Russen und Türken streiten. Diese historische kirchenpolitische Stellung Frankreichs mußte aber wesentlich an Bedeutung verlieren, je mehr in der Neuzeit die religiösen Interessen der Kulturvölker auch im Orient vor den materiellen zurücktraten, indem der gesteigerte Verkehr die Wichtigkeit der Levante als Ausfuhrmarkt für die Erzeugnisse der Industrie allgemein erkennen ließ, auch große Kapitalien dort in Eisenbahnen, Hafenbauten, Bergwerken, Monopolen und Konzessionen angelegt wurden. Nicht ganz mit Unrecht finden daher die jetzigen französischen „Freidenker“, denen diese offizielle Unterstützung des Katholizismus ohnehin gänzlich gegen den Strich geht, daß Frankreich von diesem sehr dekorativen, tatsächlich aber arg durchlöcherten Monopol des Schutzrechtes eigentlich nur noch die Lasten, jedoch keine entsprechenden Vorteile mehr habe. Nach den Grundsätzen des modernen Staatsrechts wird es in der Praxis von den Großmächten überhaupt nicht mehr anerkannt,

die heute im Orient ebenso bekannt und vielleicht noch gefürchteter und einflußreicher als Frankreich sind. Rußland, Italien und Deutschland haben es längst durchgesetzt, daß ihre Staatsangehörigen katholischen Glaubens lediglich der eigenen, nationalen Jurisdiktion unterstehen, wie z. B. auch bei der blutigen Schlägerei zwischen Lateinern und Orthodoxen 1902 in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem der deutsche wie der italienische Vertreter für die Franziskaner ihrer Nation eintraten, Genugtuung und Entschädigung erzielten. Auf dem Gebiete der katholischen Charitas selbst erwuchsen den französischen Anstalten neuerdings in den Italienern rührige Konkurrenten, die sich eifrig und opferwillig bemühen, die materiell und geistig unter dem schweren Joch des erstarrten Islams und der Türkenherrschaft verkommene Bevölkerung der europäischen Gesittung zurückzugewinnen und dabei italienische Sprache, Handel und Einfluß zu fördern.

Eine völlige Umgestaltung der historisch gewordenen Verhältnisse wurde aber erst durch die besonders von Amerika und England in großartiger Weise unterstützten protestantischen Missionen herbeigeführt, vor deren von modernen Anschauungen erfüllten kulturförderndem Wirken die bisherigen traditionellen Vorrechte, kirchlich-politischen Intrigen und Interessengegensätze viel von ihrer ehemaligen Bedeutung verloren. Während sowohl die Griechisch-orthodoxen, Russen und Hellenen, wie die Vertreter der römisch-katholischen Kirche bei ihrer Tätigkeit stets auch Agenten und eifrige Förderer der politischen Interessen der einzelnen Großmächte waren, vermieden die Protestanten jede derartige scharfe Parteinahme und beschränkten sich zunächst gänzlich auf Werke der äußeren und inneren Mission. Vor allem wollten die Amerikaner in erster Linie nur „Kulturbringer" sein, wobei sie freilich sehr richtig erkannten, daß sie so auch ihre merkantilen Interessen am besten förderten. An der amerikanischen Hochschule in Beirut, die eine erfolgreiche Pflegestätte arabischer Sprache und Literatur geworden ist, werden z. B. neben den christlichen auch die mohammedanischen Feste gefeiert. Neuerdings hat sie die übrigens ebenfalls in sehr tolerantem Geist geleitete ältere französische Hochschule der Jesuiten besonders dadurch überflügelt, daß ihre Schüler wegen ihrer völligen Beherrschung der englischen und arabischen Sprachen als Unterbeamte in Cypern und Aegypten sehr geschätzt sind. Hand in Hand mit den Amerikanern arbeiten die Engländer, wenn sie auch nicht so frei wie diese von politischen Interessen dastehen,

sondern es ihnen vor allem auch darum zu tun ist, das Vordringen des russischen Einflusses aufzuhalten. So sehr ihr hierzu alle Mittel und Wege genehm sind, kümmert sich doch die britische Regierung offiziell in keiner Weise um die Tätigkeit ihrer Missionare, auch hier getreu dem Grundsatz völliger staatlicher Indifferenz für alles, was in das Gebiet der Religion, des Geistes und der Moral gehört. Religionen, Konfessionen, den befremdlichsten Systemen, Einrichtungen und Sitten bringt sie in ihrem weiten Weltreich die gleiche offizielle Toleranz entgegen, sobald diese nur die einfachsten Staatsgesetze respektieren. Allen läßt sie die gleiche volle Freiheit, ganz im Gegensatz zu Frankreich, das in seinem ebenfalls so bedeutenden Kolonialreich überall nach heimatlichem Vorbild reglementiert oder Rußland, das allerorten die „heilige Orthodoxie" vertritt, jeden Priester und Missionar zu einem Agenten des Zarismus macht. Zwar fehlt auch im Orient den amerikanischen, deutschen und englischen Protestanten die einheitliche katholische Leitung, unterstützen sich aber die verschiedenen Konfessionen gegenseitig bei der Arbeit am gemeinschaftlichen Werk. Durch die wachsende Schulbildung macht sich bei der Bevölkerung immer mehr das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und damit der Wunsch geltend, von den alten Glaubenszwistigkeiten loszukommen. Gerade die Protestanten aber vertreten den Gedanken einheitlicher Volkskirchen, fördern z. B. in Syrien das Streben nach einem einheitlichen national-arabischen Ritus und finden damit die sympathische Zustimmung der gebildetsten Elemente unter der einheimischen Bevölkerung. Schon werden arabische protestantische Geistliche in New York, London und Berlin ausgebildet, die nach der Rückkehr in die Heimat sehr erfolgreich wirken. Riesige Summen haben seit einem halben Jahrhundert die Amerikaner der Missionsarbeit in Anatolien und Syrien gewidmet und zahlreiche Mittel- und Volksschulen, Hospitäler und andere Wohltätigkeitsanstalten begründet. In eifrigem Wettbewerb mit den katholischen Lazaristen und Jesuiten haben sie überall mit diesen gewetteifert bei der Arbeit zur geistigen Wiedererweckung der unter dem Türkenjoch kläglich verkommenen Völker. Vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend und stets gewiß des rücksichtslos-energischen Schutzes ihrer Regierung, haben sich die protestantischen Amerikaner selbst in Hocharmenien und dem wilden Kurdistan festgesetzt, wo es den katholischen Missionaren nie einzudringen gelang. In fast allen, auch den kleinsten christlichen Dörfern Kleinasiens bestehen jetzt

katholische oder protestantische Schulen, oft beide nebeneinander, und trotz des Verbotes der türkischen Regierung und des hellenischen Klerus lassen sich auch Mohammedaner und Orthodoxe vielfach nicht abhalten, ihre Kinder in diese Schulen zu schicken.

Bereits macht sich die Wirksamkeit dieser Anstalten in Syrien wie in Anatolien, im öffentlichen und privaten Leben recht bemerkbar. Zahlreiche ihrer früheren Schüler befinden sich jetzt in hohen Stellungen, besonders auch in Aegypten, und fördern neben allen abendländischen Kulturbestrebungen auf politischem Gebiete vielfach die eine Beseitigung oder wenigstens eine gründliche Reform der türkischen Mißwirtschaft auf nationaler Grundlage anstrebenden revolutionären Parteien. Werden doch von den türkischen Machthabern die gebildeten Elemente der Bevölkerung derartig drangsaliert, daß sich eine zahlreiche Auswanderung nach Aegypten entwickelt hat, durch die sogar die Preise für Grund und Boden in Syrien zurückgegangen sind. Indem sie dort unter dem Schutze der britischen Flagge Sicherheit und Gesetzlichkeit finden, wie sie ihnen die Heimat nicht bietet, ist Aegypten für die Syrer eine Zufluchtsstätte und mehr noch eine praktische Schule geworden, in der sie die Wohltaten und Vorzüge eines streng geordneten Staatswesens unter abendländischer Vormundschaft und Oberleitung kennen und schätzen lernen. So dienten die feindlichen Gegenbestrebungen der türkischen Regierung bisher nur dazu, die in den Missionsschulen für eine höhere Kultur empfänglich gewordene junge Generation in das Lager der politisch Unzufriedenen zu treiben. Während die europäischen Mächte durch gegenseitigen Neid und Mißgunst gehemmt werden, hat die große amerikanische Republik ihren Vorteil dieser Lage der Dinge gegenüber wohl erkannt und auszunutzen verstanden, indem sie zunächst, ohne viel Federlesen und schonende Rücksichtsnahme, stets bis zur äußersten Grenze des Möglichen für die Interessen der Missionare und ihrer Schützlinge eintrat. Aber erst die armenischen Unruhen und Metzeleien gaben der „U. S."-Regierung die hochwillkommene Gelegenheit, sich auch politisch offen in die türkischen Angelegenheiten zu mischen. Da sie keine territorialen Ansprüche erhob, offiziell nur und allein im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sowie zur Wahrung ihrer nationalen Würde die Initiative ergriff, konnte sie ihre Forderungen mit weit mehr energischer Rücksichtslosigkeit durchsetzen, als dies den durch mancherlei Traditionen und Verträge behinderten europäischen Mächten früher möglich gewesen war.

Neuerdings wandern zahlreiche in den Missionsschulen vorgebildete türkische Untertanen zeitweilig nach den „U. S." aus. Bisher hatten alle Mächte zugestanden, daß türkische Auswanderer, die sich anderwärts naturalisieren lassen wollten, hierzu die Erlaubnis der Heimatbehörde beibringen mußten. Diese wurde nur erteilt, wenn erstens der Betreffende allen seinen Ansprüchen auf Erbschaften, Grundbesitz usw. in der Türkei entsagte; und zweitens bei einer etwaigen Rückkehr in die Heimat ipso facto wieder einfacher türkischer Untertan wurde. Wußte doch die türkische Regierung, daß sie durch ihre systematischen Bedrückungen bei den meisten ihrer Untertanen allgemein verhaßt sei, so daß ohne solche Bestimmungen diese sich in Massen in der Fremde naturalisieren lassen würden. Die Amerikaner aber wollten von derartigen Einschränkungen ihrer naturalisierten Bürger nichts wissen. Durch die Flottendemonstration vor Smyrna und Beirut im Jahre 1903 zwangen sie den Sultan, die amerikanische Staatsangehörigkeit solcher syrischer Auswanderer bei ihrer Rückkehr anzuerkennen. Da die Zahl der als amerikanische Bürger alljährlich heimkehrenden Syrer eine sehr beträchtliche ist, erlangten mit Durchsetzung dieser einzigen Forderung, die Vereinigten Staaten sofort eine überaus einflußreiche Stellung. Nachdem er ihnen zunächst für die arabischen Landesteile zugebilligt worden war, warteten die Amerikaner nicht lange auf eine Gelegenheit, diesen Rechtsanspruch auch in Armenien und Anatolien zur Anerkennung zu bringen. Vergeblich sträubte sich Sultan Abdul Hamid gegen die amerikanische Forderung, die für die Türkei viel bedenklicher als alle sonstigen Privilegien der Fremden war. Vergeblich wollte er durch die Polizei in Konstantinopel aus den „U. S." zurückgekehrte Armenier als türkische Untertanen behandeln lassen. Die Washingtoner Regierung ließ die Kriegsschiffe nach Smyrna und Beirut zurückkehren, forderte für jeden Tag Verzögerung 25 000 Francs Entschädigung zum Unterhalt des Geschwaders und setzte schnell ihre Forderungen durch, so daß nun amerikanische Bürger und Schutzbefohlene im ganzen osmanischen Reich zahlreich vorhanden sind. Mit zwei Flottendemonstrationen hatte das energisch-nüchterne Amerika mehr erreicht als die europäischen Mächte durch vieljährige diplomatische Bemühungen und Intrigen. Vor allem aber war durch das plötzliche übermächtige Anwachsen des amerikanischen Einflusses in der Türkei dem überlebten katholischen Schutzmonopol Frankreichs ein geradezu tötlicher Schlag versetzt worden. Denn ihm

blieb wohl das dekorative, aber kostspielige Protektorat über die Kirchen und kirchlichen Anstalten, allerorten aber traten zahlreiche Mitglieder dieser Gemeinden, katholische wie protestantische, als Bürger der Vereinigten Staaten unter den Schutz ihrer Regierung, wobei sie naturgemäß auch deren politische und geschäftliche Interessen wahrnehmen. Während die anderen Mächte, vor allem Rußland und Frankreich, bisher stets ihre politischen Ansprüche und Bestrebungen im Orient mit denen der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften solidarisch verbanden und hierzu gezwungen waren, solange diese gleichzeitig allein die Nationalitäten repräsentierten, konnte Amerika für nationale, rein politische Interessen eintreten, nachdem durch das Wirken der protestantischen Schulen bei der jüngeren Generation der früher allen orientalischen Christen ganz fehlende Begriff eines von dem religiösen Bekenntnis unabhängigen Staatsbürgertums entwickelt worden war. Die Washingtoner Regierung hat als erste dieser sich anbahnenden Umwandlung im Geistesleben der Völker Türkisch-Asiens ebenso klug als energisch Rechnung zu tragen verstanden und durch den Schutz, den sie ihren naturalisierten Bürgern ohne Rücksicht auf deren Glaubensbekenntnis gewährte, Amerikas Einfluß auch auf die mohammedanische Bevölkerung, sowie seine Handelsstellung mächtig gefördert. Angesichts dieser Neuordnung auf Grundlage protestantischer und moderner staatsrechtlicher Prinzipien, erscheinen die alten Privilegien der Kirchengemeinschaften fast bedeutungslos und dies umsomehr, als der bittere Hader zwischen den Kirchen nach wie vor fortbesteht.

Mit begreiflichem Mißtrauen verfolgen die türkischen Herren das unaufhaltsame Vordringen christlich-abendländischer Kulturideen, vor denen die traditionellen Methoden ihrer Regierungskunst immer mehr als unerträgliche Anomalien erscheinen. Immer weitere Volkskreise werden sich der Notwendigkeit gründlicher Reformen bewußt. Der beste Schutz des bisherigen Systems scheint noch der Ueberschwang der Neuerer zu sein, die begeistert von extrem liberalen Ideen, freiheitliche konstitutionelle Staatseinrichtungen erstreben, wie sie in keiner Weise dem Bildungsstand und den wirklichen Bedürfnissen der vorderasiatischen Völker oder den Grundsätzen des Islams entsprechen. Diese Maßlosigkeit der Forderungen ließ auch vor drei Jahrzehnten den ersten Versuch der Reorganisation des osmanischen Reiches auf konstitutioneller Grundlage kläglich scheitern und führte zu dem jetzigen System des strengsten Absolutismus und der

grausamen Verfolgung aller liberalen und fortschrittlichen Bestrebungen. In der Hauptstadt dominiert die Hofkamarilla, während in den Provinzen die Paschawirtschaft ganz nach altem Stil weiterblüht, nur hier und da gehemmt durch die unbequemen Forderungen der christlichen Staaten. So geht trotz materieller Fortschritte durch die Kulturarbeit der Europäer das osmanische Reich immer mehr der Auflösung entgegen. Selbst wenn der Sultan die von den Jungtürken geforderten und so dringend nötigen Reformen bewilligte, würde damit doch nur die bisherige Vorherrschaft der Türken dem Nationalitätenprinzip unterliegen müssen. Gewiß aber ist, daß die Türkenherrschaft auch in Asien auf sehr schwacher Basis ruht und daß die so vielfach maßlos bedrückten Völker jede Veränderung mit Freuden begrüßen würden. Unter allen Stämmen ist das Bewußtsein ihrer Nationalität heftig erwacht. Diese vom Protestantismus erweckte und geförderte nationale Bewegung unter den früher in stumpfer Gleichgültigkeit oder borniertem Fanatismus hinvegetierenden Bewohnern Türkisch-Asiens ist auch für Deutschland von großer Bedeutung, da dessen geschäftliche Beziehungen zu diesen Ländern in der Neuzeit einen so mächtigen Aufschwung genommen haben.

Die Tragödie in Goethes Tasso.

Von

Adolf Metz.

Im Goethe-Jahrbuch von 1904 (Band XXV) streift Max Morris in einem trefflichen Aufsatz über Goethes Nausikaa auch den Tasso und spricht über den Kernpunkt dieses Stückes, die Katastrophe zwischen Tasso und der Prinzessin, eine Ansicht aus, der ich mit entschiedenem Widerspruch begegnen muß. „Tasso muß entsagen, weil die Prinzessin durch ihren Stand für ihn unerreichbar ist" (S. 114). Goethe hätte danach den eigentlichen Konflikt auf die Standesunterschiede begründet; diese siegten äußerlich, ohne gleichzeitig innerlich überwunden zu werden, wie es z. B. in „Kabale und Liebe" geschieht; Goethe würde jene Unterschiede als unbedingte Lebensmächte hinstellen und im Tasso den Dichter tadeln, der im Gefühl seines Wertes sich zu ihrer Mißachtung fortreißen ließ. Das widerspräche aber nicht nur der gesamten Lebensauffassung Goethes, sondern vor allem dem innerlichen Gesamtton dieser Dichtung. Dieser letztere nötigt uns geradezu, die Grundlagen des Konflikts nicht in Formen des äußeren, sondern in Gründen des inneren Lebens, nicht in dem Gegensatz des kleinen Edelmanns und der Prinzessin von Geblüt, sondern in dem Gegensatz, in den die Naturen zu einander geraten, zu suchen. Wie dieser Gegensatz aus den scheinbar so genau harmonierenden Naturen Tassos und der Prinzessin sich mit Notwendigkeit entwickelt und zur Katastrophe treibt, will ich im folgenden zu zeigen versuchen.

Vor vielen Jahren hat Constantin Rößler in den Preußischen Jahrbüchern einen Aufsatz veröffentlicht unter der Ueberschrift: „Das Tassorätsel". Veranlaßt war der Aufsatz durch Kuno Fischers wundervolles Buch über den Tasso (1890) und einen Aufsatz Herman Grimms in der „Deutschen Rundschau" über Eleonore von

Este (1892). Rößler findet das Rätselhafte vor allem in dem Charakter Tassos selbst oder vielmehr in der Art, wie Goethe ihn charakterisiert. Goethe habe ihm nur negative Eigenschaften geliehen, die ihn in unseren Augen herabsetzten, und die positiven Gegengewichte, die ihm unsere Sympathie gewinnen könnten, versäumt; als unsympathischer Charakter sei Tasso aber ein undramatischer Held, und daraus fließe die disharmonische Wirkung, die von dem Stücke trotz seiner Schönheiten ausgehe. Diese Mängel der Wirkung konnte man im vorigen Jahr bei der wiederholten Aufführung im Hamburger Schauspielhaus gewissermaßen exakt feststellen. Obwohl die Rollen mit den ersten Kräften besetzt waren (Frau Elmenreich als Prinzessin), obwohl das Spiel künstlerisch ins kleinste durchdacht und eingeübt, dem Mangel an sichtbarer Handlung mit allen Mitteln schauspielerischer Kleinkunst nachgeholfen war, so wurde der Zuschauer dennoch mit einem Gefühl entlassen, das man graphisch durch ein großes Fragezeichen ausdrücken könnte. Daß aber dieses Fragezeichen aus dem bloß negativ gemalten Charakter des Helden hervorwachse, möchte ich leugnen — schon deshalb, weil ich mich nicht überzeugen kann, daß dieser Charakter bloß negativ gemalt sei. Wahr ist, daß die negativen Züge — Tassos Unfähigkeit, mit der Welt zurechtzukommen — besonders in unser Auge fallen, weil sie ja sein Scheitern verschulden, und daß sie aus diesem Grunde auch vom Dichter in den Vordergrund gerückt sind und gerückt werden mußten. Sie werden von der Umgebung, und zwar in je zwei parallelen Schilderungen, aus dem Mund der Freunde und aus dem des Feindes (Antonio), stark und deutlich hervorgehoben. So bekommen wir die doppelte Beleuchtung von den entgegengesetzten Standpunkten aus und können uns selbst die rechte Mitte herstellen. Gleich zu Anfang (I, 2) beklagt Alphons die Neigung Tassos zur Einsamkeit, zur Beschäftigung mit sich: er weiche den Menschen, sogar den Freunden aus; daraus ergebe sich Verkennung der Menschen und weiter Mißtrauen und Argwohn; und wir hören, daß dies Uebel bereits eingetreten und störend geworden ist. Als Ergänzung hierzu dient Antonios Schilderung (III, 4): wie Tasso bald in sich selbst versinke und die Welt (die für einen Antonio freilich alle Werte enthält) mit dem Fuße von sich stoße; bald wieder, aus sich erwachend, mit ungeduldigem Begehren um sich greife und alles ohne Verzug verlange, was der phantastische Wunsch sich vorstellen könne, und wie er dann hinter jedem Widerstand, hinter jeder

Verzögerung Feindschaft und Nachstellung argwöhne (V. 2116 ff.). Wiederum der Blick der Frauen haftet an den äußeren kleinen Schwächen (III, 4 V. 2067 ff.): an seiner Liebe zu Schmuck und Putz, die sie doch nicht auf gemeine Eitelkeit, sondern auf edlen Stolz und Gefühl der Angemessenheit zurückführen; an seinem Mangel an Ordnungssinn, der ihn, was er hat und bekommt, wieder verstreuen und verlieren läßt. Aber wenn er den Frauen dadurch nur noch lieber wird, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihn zu bemuttern (V. 2068: „Er beschäftigt uns in unserm eignen Fache"), sieht wieder Antonio darin nichts als knabenhafte Unreife, die dem Manne nicht mehr erlaubt ist, und die er so wenig begreifen kann, daß er sie für g e s p i e l t e Kindlichkeit und schlaue Berechnung nimmt (V. 2886 ff.). Ganz anders fällt das Bild aus, das er selbst von dieser Außenseite Tassos entwirft (V, 1 V. 2884 ff.). Mit sicherem Griff hebt er das Eindrucksvollste heraus: wie er Speis und Trank zu sich nimmt, alles einschlingt, was den Gaumen reizt, den Wein ungemischt trinkt, dann, wenn sein feurig Blut, sein trüber Sinn ihm zu schaffen macht, mit dem Arzt rechtet und Hilfe verlangt ohne sich seinen Vorschriften zu fügen — „ein ungemäßigt Leben" nennt er es bitter und leitet alles daraus her, was er an Tasso mißbilligt, sein verträumtes Wesen wie seinen Argwohn (V. 2920 f.) Diese Beleuchtung von Freundes- und Feindesseite ergänzt sich durch Tassos eignes Auftreten, und wir erhalten aus allem den Eindruck einer maßlosen Subjektivität, die die eigne Empfindung zum Maß aller Dinge macht, eines großen, wenn nicht völligen Mangels an Selbstbeherrschung, einer gänzlichen Unfähigkeit, sich an die Welt, die Umgebung anzupassen. So ist er denn für diese Umgebung auch ein Gegenstand, ihre Geduld daran zu üben (V. 344 vgl. 327. 2883).

Aber diesen negativen Zügen stehen nun die positiven gegenüber. Alle Personen, Antonio ausgenommen, halten es doch für der Mühe wert, diese Geduld zu üben, weil sie sich für die Unbequemlichkeit reichlich entschädigt fühlen durch das, was Tasso sonst ihnen bietet. Was das ist, spricht Leonore am besten aus (I, 1 V. 159—169):

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen" . . .

Indem Goethe diese Schilderung an den Anfang stellt, zeigt er doch, daß er die positiven Gegengewichte im Charakter Tassos keineswegs übersehen, sondern sie sogar entschieden betont haben will. Sie liegen in der Fähigkeit des Dichters, die Dinge des gewöhnlichen Lebens in ein neues Licht, in einen neuen Zusammenhang zu stellen und ihnen dadurch Glanz und eine erhöhte Bedeutung zu verleihen. Was er hinzutut, nimmt er aus sich selbst, und so macht er uns durch Mitteilung zu Genossen seines eigenen inneren Reichtums und bewirkt, daß uns zugleich unsere Umgebung schöner und wir selbst uns wertvoller erscheinen. Von dieser Fähigkeit Tassos, die Wirklichkeit durch Poesie zu erhöhen, wird nun nicht bloß von der Umgebung geredet, wir bekommen auch dreimal in unserem Drama von ihr die autoptische Probe: 1. bei Gelegenheit der Bekränzung I, 3, insbesondere in der Vision Elysiums (V. 527—557); 2. bei der Abgabe von Degen und Kranz II, 4 (V. 1549—97); 3. in der Ausmalung seines Pilgerganges nach Sorrent, wenn er den Hof verlassen, seiner Gärtnertätigkeit, wenn er bleiben soll V, 4 (V. 3140—62; 3185—3211). Dem nüchternen Verstandesmenschen erscheinen diese Wucherungen der Phantasie als knabenhafte Schwärmerei (Antonio V. 1599: „Wo schwärmt der Knabe hin?"); er kann nur ironisch von dem „hohen Dichterschwung" reden (V. 1431). Die schöngeistelnde, aber doch an der Erde haftende Freundin glaubt ihn verzückt und entrückt; aber die echtempfindende Prinzessin versteht ihn ganz, wenn er erklärt (V. 560): „Es ist die Gegenwart, die mich *erhöht*; abwesend schein' ich nur, ich bin *entzückt*!" Weil der Dichterschwung echt ist, so verliert der Dichter nicht das Bewußtsein der Gegenwart, er verbindet nur mit ihr das, was sie ihm bedeutet (V. 2280) und spricht sie so aus, nicht wie sie für andere, die anders gestimmt sind, sondern wie sie für ihn in dieser seiner Stimmung ist. Goethes eigene Auffassung vom Wesen der Dichtung ist unschwer daraus zu erkennen und darum nicht zu zweifeln, daß er an den angegebenen Stellen uns Tassos echte Dichterkraft vor die eigenen Augen führen wollte.

Also: die negativen Züge in Tassos Charakter gehören dem

Menschen an, die positiven Gegenwichte entstehen aus seiner Dichtergabe. Beides hängt aber innig zusammen, und wir finden: die Unfähigkeit gegenüber der Welt ist nicht Schlaffheit, sondern Begleiterscheinung seiner wesentlichen Stärke, der Stärke des inneren Sinnes (vgl. V. 3072), und der Schein der reinen Negativität entsteht daraus, daß Goethe hier nicht *einen* Dichter, wie er vielleicht irgendwo zu irgend einer Zeit einmal gelebt hat oder leben könnte, sondern *den* Dichter an sich, oder besser *die Dichternatur* und nur sie, darstellen wollte. Darum lieh er seinem Tasso nur diejenigen Eigenschaften, die das spezifisch Dichterische ausmachen; er lieh sie ihm in vollendeter Stärke und in vollkommener Einseitigkeit, sodaß sie auch den Menschen beherrschen und im Leben freilich ihm als Minusgrößen in Rechnung gestellt werden müssen.

Was aber den Dichter ausmacht, das ist *Gefühl* und *Phantasie*. Gefühl ist zunächst Empfindung, die die Reize der Welt aufnimmt und der Seele zuführt. Je mannigfaltiger diese Reize auf die Seele einwirken, desto reicher wird der Anschauungsstoff, den sie nachher zu verarbeiten vermag. Zum Gefühl wird die Empfindung erst, wenn der Reiz bis in den Kern der Persönlichkeit dringt und hier die ihr eigentümlichsten Kräfte zur Gegenwirkung weckt: wo denn in demselben Reize zugleich die Welt und das Ich empfunden und in Verhältnis gesetzt werden. Die Gegenwirkung aber wird je nach der Menschenart verschieden ausfallen: bei dem aufs weltliche Handeln Angelegten wird der Wille zur Tat ausgelöst werden; beim theoretisch Veranlagten werden die Vorstellungskräfte in Bewegung kommen und das begriffliche Weltbild aufstellen; beim Dichter wird die Bildkraft der Seele, die Phantasie, geweckt werden, daß sie das künstlerische Bild der Welt gestaltet. Bei Tasso geht nun, dank seiner gesteigerten Empfänglichkeit, schlechthin jeder Reiz bis in die Tiefe der Seele, und dank der außerordentlichen Lebhaftigkeit versammelt sich sogleich an jedem Punkte der ganze Reichtum aufgespeicherter Eindrücke und Vorstellungen. Daher entwirft er auf den geringsten Anlaß hin Bilder entweder von überirdischer Leuchtkraft oder in den düsteren Farben des Todes, je nach der Gesamtstimmung des Augenblicks. Denn da Gefühl und Phantasie in ihm ungehemmt und unbeschränkt von anderen Seelenkräften wirken, so wird einmal seine Phantasie, nach der Seite der Helligkeit sowohl als nach der des Dunkels, immer ins Grenzenlose gehen;

sodann aber wird, was er als Dichter schaut, sich ihm immer vor das schieben, was er als Mensch sieht oder sehen sollte; auch die Wirklichkeit wird er sehen mit der Phantasie, Poesie und Leben werden sich ihm vermischen, und so können allerdings seine Schritte im Leben nichts anderes als schwankend und unsicher sein. Seine Stärke als Dichter wird die Quelle seiner Schwäche als Mensch.

Die Seelenkräfte, die Gefühl und Phantasie beschränken und wohltätig temperieren sollten, sind Verstand und vom Verstand geleiteter Wille. Der Verstand ist ja recht eigentlich das Vermögen der gegebenen Wirklichkeit. Er hat es mit der Welt und ihren Erscheinungen zu tun, die er ordnet, unter Begriffe bringt unter Gesetzen befaßt, ihre Beziehungen beobachtet, sie nach Ursache und Wirkung sondert oder verbindet. Aus den beobachteten Bedingungen des Wirklichen berechnet er das Mögliche, und der von ihm geleitete Wille wird also sein an sich schrankenloses Streben auf diese Grenzen einschränken. Indem er sich aber damit den Bedingungen des Geschehens anpaßt, sichert er sich den Erfolg und leistet das Mögliche. Verstand und Wille machen daher den Welt- und Geschäftsmenschen, im höchsten Sinne den Staatsmann aus. Darum hat Goethe diese Züge dem Staatsmann Antonio zugeteilt. Und weil er in ihm ebenso einen reinen Typus darstellen wollte wie in Tasso, hat er sie ihm in der gleichen Stärke und in derselben Einseitigkeit zugeteilt, wie dem Tasso die des Dichters. Antonio weiß sich überall anzupassen und ist daher sogar auf dem glitschigen Boden der römischen Diplomatie erfolgreich. Aber wie er dem Tasso dadurch an äußerer Sicherheit überlegen ist, so überragt dieser ihn an innerer Würde. Antonios höchster Gesichtspunkt ist doch überall: was kann ich unter den gegebenen Umständen für mich erreichen? Wessen Auge vom Horizont des Gegebenen eingeschränkt wird, dessen Streben hat keinen anderen, wenigstens keinen höheren Gegenstand als sein Ich; reine Hingebung, reine Aufopferung ist von ihm nicht zu erwarten. Antonios höchster Zweck ist daher Geltung und Einfluß seiner Person in der Welt; dafür ist ihm alles in ihm und außer ihm Mittel, selbst der Dienst seines Fürsten (V. 2613: „Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Ernte"), auch Wissenschaft und Kunst (V. 665 ff.: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen"). Aus dieser Richtung seines Wesens fließt also allerdings seine nachhaltige Energie, aber auch der kleinliche und unwürdige Neid, der kein fremdes Ver-

dienst neben sich anerkannt, wenigstens nicht belohnt sehen kann. Und aus dieser Quelle fließt dann wieder die grobe Taktlosigkeit, durch die der sonst so sichere Mann den Frieden am Hof seines Herrn stört (V. 696 ff.) und zuletzt zerstört.

Gefühl und Phantasie, Verstand und Wille: beide harmonisch vereinigt, würden den vollständigen Menschen ergeben, der äußere Sicherheit mit innerer Würde verbände; getrennt verteilt, schaffen sie feindliche Gegensätze. Der Streit, in den Tasso und Antonio geraten, ist der dramatische Ausdruck für den logischen Gegensatz, in dem ihre natürlichen Charaktere stehen. Das sagt uns der Dichter selbst in den Versen (1704—06):

„Zwei Männer sind's . . .,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte."

Denn damit verrät uns Goethe, daß er hier Zusammengehöriges absichtlich auseinander gerissen habe, um zwei einseitige Charaktertypen einander entgegenzusetzen. Er verfährt aber dabei nicht wie ein Rechner, sondern wie der Dichter, der auch das Geteilte, sofern es als Werk der Natur gelten soll, in seiner relativen Vollständigkeit sieht. Er zeigt jeden Typus in seiner Stärke und seiner Schwäche, und ich finde, daß Antonio nicht weniger mit negativen Strichen gezeichnet ist als Tasso und Tasso ebenso sehr positiv hingestellt wird wie Antonio.

Nun hat Goethe denselben Gegensatz, wie in den Männern, noch einmal in den Frauen ausgedrückt, den beiden Leonoren. — Die Prinzessin teilt mit Tasso die Richtung auf das Innenleben und die Hilflosigkeit der Welt gegenüber. Erklärt wird dieser Zug aus der Krankheit ihrer Jugend, die ihr die Entsagung auferlegte und schließlich zur Gewohnheit machte. Was anfangs Not war, machte sie zur Tugend: sie hat freiwillig und endgültig entsagt, ist der Welt gegenüber wunschlos (V. 1882—87) und in der Pflege der geistigen Güter heiter und glücklich (V. 115 ff.). Die Kehrseite dieser Tugend ist freilich die Unfähigkeit zu handeln, wo sie es sollte (z. B. während Tassos Gefangenschaft), eine quietistische Tatenscheu auch zum Schaden ihrer Freunde (V. 1751 ff.), und wo sie einmal in die Verhältnisse eingreift (wie bei dem Versuch, Tasso und Antonio zu verbinden), tut sie das Verkehrte und gibt dadurch den ersten Anstoß zur Zerstörung ihres Glückes.

Das Gegenteil von ihr ist Leonore. Sie ist, was der Franzose la mondaine nennt, die Dame der Welt und der Gesellschaft. Sie

hat alles, was dazu gehört, hier eine Rolle zu spielen: Schönheit, Rang, Reichtum, Witz, Bildung. Aber sie will auch diese Rolle spielen; sie teilt Antonios Richtung auf Glanz und Geltung. Alles, was sie hat und ist — aber auch, was andere haben und sind, wird ihr Mittel für diesen obersten Zweck. Wo kein eigenes Interesse ablenkend ins Spiel kommt, ist sie daher heiter, wohltätig, die Menschen um sich her anregend, in Bewegung setzend, daß jeder sich tätig und froh fühlt. Wo aber ein abweichendes Interesse mitspricht, erwacht in ihr die Intrigantin, der selbst die Freundschaft nicht heilig ist, die nicht fragt, was sie zerstört, sondern nur, was sie gewinnt. Sie wird von zwei Seiten gerufen, um die entstandenen Verwirrungen am Hofe zu lösen, sie könnte es mit einem ehrlichen Wort; aber statt dessen vermehrt sie absichtlich die Verwirrung, um im Trüben zu fischen, um Tasso von der Prinzessin weg in ihre eigene Sphäre zu ziehen. Und sie weiß, daß sie unredlich ist (V. 1921. 2185 ff.)! — Bielschowsky hat in seiner Goethebiographie diese kleine, glatte Schlange viel zu günstig gezeichnet, weil er den parallelen Gegensatz, in dem die Frauen zu den Männern von Goethe gestellt sind, verkennt. Wenn bei den Frauen der Gegensatz nicht in Streit ausbricht, so kommt das nur von der feineren List Leonorens, die sich besser zu verstecken weiß, und von der Tatenscheu der Prinzessin, die sich nicht zur eigenen Prüfung der Vorgänge erheben kann. Goethe hat eben den männlichen Gegensatz mit feinster Kunst ins weibliche übertragen.

Aus den Verhältnissen zwischen diesen vier, in zwei parallelen Gliedern geordneten Personen entwickelt sich die Handlung des Dramas. Der Herzog kommt als mithandelnde Person für unseren Zweck nicht in Betracht; er ist nur da, um das, was die anderen tun, durch seinen obersten Spruch in Form zu bringen und zum natürlichen Ende zu führen. Die Handlung läuft nun an zwei Spannungen, die sich zwischen jenen vier Personen ergeben. Die erste findet statt zwischen Tasso und Antonio: sie ist ein Verhältnis der Abstoßung; die zweite zwischen Tasso und der Prinzessin: sie ist ein Verhältnis der Anziehung. Und die Handlung entwickelt sich so, daß, was anfangs Anziehung war, zuletzt zur Abstoßung und dadurch zur tragischen Katastrophe wird; daß dagegen die anfängliche Abstoßung zur Anziehung und dadurch die Katastrophe wieder umgebogen wird zur Heilung. Aber nur Tasso kommt die Heilung zu gut, um das Schicksal der Prinzessin zeigt sich der Dichter unbekümmert. Dies und vorher schon der Um-

stand, daß jede der beiden Spannungen sich auf Tasso bezieht, beweist deutlich, daß dieser ganz ausschließlich der Held des Dramas ist und daß in seinem Schicksal des Dichters Absicht beschlossen liegt. Goethe wollte demnach das Schicksal der Dichternatur in der Welt an einem typischen Falle gewissermaßen experimentell aufzeigen, sein Thema ist: Dichter und Welt.

Die Quelle, aus der Tassos Schicksal fließt, ist ohne Frage die Spannung, in der er mit der Prinzessin steht. Die Anziehung, die zwischen beiden stattfindet, beruht ebensosehr auf der Gleichheit ihrer Richtung nach innen, wie auf der Verschiedenheit, wie diese Richtung sich wirksam erweist. Der Prinzessin ist sie, wie wir sahen, von außen, durch ihre Krankheit auferlegt; sie ist selbst ohne jede innere Produktionskraft, daher beschränkt und angewiesen auf die Nachempfindung dessen, was andere hervorbringen. Mit den Worten (V. 116):

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen“ —

zeigt sie sich dieser Schranke bewußt. Dagegen bei Tasso ist die Innenrichtung gerade die Aeußerung seiner wesentlichen Kraft; er ist schöpferisch im höchsten Maße und umgekehrt der fremden Empfänglichkeit bedürftig. Erst in dieser wird ja der schaffende Künstler seines Werkes froh, seiner Kraft sicher, seines Wertes gewiß. Aber zwischen Tasso und der Prinzessin ist doch noch mehr als das Verhältnis des Meisters zur verständnisvollen Schülerin. Er hat ja ihr Innenleben nicht erst aufgebaut. Sie war schon reich, als er sie kennen lernte; ja, wo er noch mit unsicherem Begehren nach Gegenständen seiner Kraft tastete, hatte sie innerlich die Welt schon überwunden, hatte durch Selbstbescheidung ihre Wünsche mit ihrer Lage in Uebereinstimmung gebracht und so die heitere Ruhe der Seele gefunden, die das Fundament ihrer sittlichen Existenz ist. Dadurch aber wird sie für Tasso nicht nur die durch Empfänglichkeit Anregende, sondern geradezu Inhalt und Gegenstand seines Schaffens. In ihr schaut er die Werte an, nach denen seine Gestaltungskraft verlangte. Er braucht nur das Licht, das von ihr ausgeht, in seine Strahlen zu zerlegen und jeden einzelnen mit Fleisch und Blut zu umkleiden, so hat seine Poesie, was sie braucht: Fülle und Tiefe. Von dem Gestaltenreichtum seines Gedichts bekennt er darum (V. 1092): „Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!“ Und indem so sein Talent die feste Richtung,

seine Seele Ruhe findet, wendet er sich, wie die Blume zum Licht, mit hingebender Verehrung der göttlichen Erscheinung zu, die ihn dieses Glückes teilhaftig machte. Wie einst Goethe Frau von Stein als die Verständnisvolle, Empfängliche pries („Kanntest jeden Zug in meinem Wesen"), wie er die göttlich Gebende über sich erhob („Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden usw."), so heißt es nun bei Tasso (V. 923):

„Sage mir, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit Dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?"

Und kurz bekennt er (V. 1070):

„Das Göttlichste erfuhr ich nur in Dir!"

Verhältnisse dieser Art pflegen sich oft im ersten Moment festzustellen. Wie Goethe schon vor der Bekanntschaft mit Frau von Stein beim Anblick ihrer Silhouette in Straßburg alles vorfühlte, was sie ihm später ward, so wird hier die erste Begegnung für beide die entscheidende Epoche ihres Lebens und als solche sofort empfunden, und der Dichter beleuchtet sie so aus dem Munde eines jeden. Tasso (V. 874 ff.):

„Mir — welch ein Moment war dieser! . . .
Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in Deinem Blick geheilt" usw.

Und die Prinzessin (V. 1836):

„Da ergriff
Ihn mein Gemüt und wird ihn ewig halten."

Dieses auf gegenseitige Bedürftigkeit gestellte Verhältnis der Anziehung, das wir, wenigstens auf Seite Tassos, als eine Mischung von Liebe und Andacht erkennen, trägt nun das Schicksal beider in sich. Daher bildet es mit Recht das Thema der Exposition. Gleich das erste Gespräch der Frauen handelt davon. Aber es bleibt während des ganzen ersten Aufzuges etwas nur halb Ausgesprochenes, dunkel Gefühltes. Wir ahnen, daß hier eine schicksalschwangere Spannung in der Luft hängt. Sobald diese aus dem Dämmerlicht heraustritt und sich zu klarer Bewußtheit bestimmt, muß sie die Handlung in Bewegung setzen. Dies geschieht im ersten Auftritt des zweiten Aufzugs, der darum das „reizende

Moment" unseres Dramas bildet. Hier also gesteht Tasso der Prinzessin seine Liebe, und die Prinzessin nimmt sie an mit den Worten (V. 1119 ff.):

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen,
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!"

Es ist vielleicht die einzige Stelle, wo wir bei Goethe das Begriffspaar Tugend und Liebe verbunden finden. Goethe pflegt sonst an der Liebe die Naturseite in den Vordergrund zu stellen, die gegen Tugend indifferent ist. Dagegen gibt es einen anderen Dichter, bei dem beide in beständiger Verbindung erscheinen: Klopstock. Für ihn ist Liebe die Verbindung zweier Seelen, die in wechselseitiger Unterstützung und Ergänzung zusammen nach der menschlichen Vollendung streben und dieses Streben bis in die Ewigkeit, bis vor Gottes Angesicht fortsetzen, wo es erst zur Ruhe zu kommen hoffen kann. In diesem Sinne ist die Liebe — von der Freundschaft nicht viel, und nur durch die noch größere Innigkeit verschieden — sogar selbst die höchste Tugend. Ob sie als solche ihre natürliche Seite aus- oder einschließe, kommt für Klopstock gar nicht in Frage. Auf der natürlichen Verbindung der Geschlechter beruht ja gerade die größere Innigkeit, welche die Liebe über die Freundschaft erhöht. Und überhaupt ist für den Germanen Klopstock die Sinnlichkeit kein Widerspruch gegen den Geist, sondern die natürliche Grundlage, von der alles geistige Streben, einschließlich des sittlichen, ausgeht. Hier dagegen befinden wir uns auf romanischem und katholischem Boden. Die Sinnlichkeit gilt als der Feind des Geistes, jeder von beiden kann sich nur auf Kosten des anderen ausbreiten; die Tugend kann nur mit Verleugnung der Natur bestehen. So führt die Verbindung der Liebe mit der Tugend von selbst auf das Entbehren. Die Prinzessin nimmt also Tassos Liebe an, aber unter der Bedingung, daß er nie nach ihrem Besitz im natürlichen Sinne strebe.

Dennoch ruht diese Forderung bei ihr nicht auf dem Boden eines kirchlichen Gebotes. Goethe streift nur einmal leise ihre Gebundenheit nach dieser Seite (V. 1792 ff.); die hier von ihr erhobene Forderung stellt er auf natürlich-psychologischen Boden. Die Kränklichkeit der Prinzessin, die sie von den Freuden der Welt

ausschloß, hat ihr nicht nur im allgemeinen die Richtung nach innen gegeben, sondern diese auch so ausschließlich anwachsen lassen, daß ihr die Welt nur als ein fremdes Wesen gegenüber steht, dem man nur von ferne zuschaut, das ihr nur in der Umformung des Dichters oder Redners und Denkers genießbar wird (V. 115—133) und nahe kommen darf. Jede unmittelbare Berührung mit ihren groben Formen erfüllt sie mit Schauder und schreckt sie in sich selbst zurück, als ein Blümchen Rührmichnichtan wehrt sie sie von sich ab. An dieser Stelle mögen auch (nach Kuno Fischers feiner Bemerkung) die Hofetikette und die Standesgrenzen in ihr Denken verwoben sein als Bausteine zu der Mauer von „Schicklichkeit“ (V. 1017), hinter der sie dem Andringen der Welt so bequem trotzen kann. Aus dieser Stimmung heraus, die sie auch einer ebenbürtigen Ehe abgeneigt macht (V. 1054 ff.), fließt die Bedingung, die sie Tasso stellt. Was sie für ihn fühlt, ist sicher Liebe, wie vermöchte sie sonst die Liebe des Frauenherzens mit so warmen Farben zu schildern (V. 1054—79 vgl. 1027—47)? Aber ihr ist Liebe ausschließlich Gemeinschaft der Seelen, ist der nur geistige Besitz der Geliebten. Diese Seelengemeinschaft mit Tasso nimmt sie also an, das Begehren schließt sie aus.

Goethe gebraucht in seinen Dramen öfters den Kunstgriff, die Entwicklung der Handlung am Punkte ihres Beginnes unter eine Bedingung zu stellen, die nachher die Entscheidung beeinflußt: im Faust ist es die Wette, in Iphigenie das Versprechen des Thoas rücksichtlich ihrer Heimkehr (Iph. 293 vgl. 1970. 2146), hier die Bedingung des Entsagens. Die Frage, von der das weitere abhängt, ist: Wird Tasso die Bedingung halten? Ja, ist er auch nur fähig, sie zu halten? — Darüber hat uns Goethe schon eine leise Vorandeutung gemacht. Die Prinzessin hatte im vorausgehenden Gespräch wie zufällig die Vorstellung des goldenen Zeitalters hingeworfen. Tasso greift sie auf und malt sehnsüchtig das Bild eines Zustandes unbeschränkten naiven Genusses aus, in dem der Grundsatz gälte: „Erlaubt ist, was gefällt“. Er zeigt dadurch, daß auch ihm nicht mangelt, was kein schaffender Künstler entbehren kann: eine lebhafte Sinnlichkeit. Wie sollte der Künstler ohne sie die Formen der Anschauung treffen, um den Erfindungen seines Geistes den Schein sinnfälliger Wirklichkeit zu leihen? Mit ihr ist er aber immer der Gefahr ausgesetzt, daß sie ihn gelegentlich als rohes Begehren überrascht und den Menschen knechtet, wo der Künstler sie kommandieren sollte. Wird Tasso in diesen Fall

kommen und wird er dann die Zügel in der Hand behalten? Solange der sinnliche Zug in ihm sich nur auf allgemeine Möglichkeiten richtet, kann die Prinzessin sich an ihm als einem Spiel der Phantasie ergötzen, das sie in ihrem persönlichen Sein nicht bedroht; ja, sie kann sogar dessen beschränkte Berechtigung aus der verschiedenen Anlage der Geschlechter weitherzig erklären*). Aber wie, wenn er einmal auf bestimmte Gegenstände, wenn er auf die Prinzessin selbst sich stürzt?

Wir fühlen, daß die Handlung diesen Gang nehmen muß. Goethe benutzt, um sie diesen Weg zu führen, die zweite Spannung, die zwischen Tasso und Antonio, und hier ist auch die Stelle, wo der Charakter Leonorens seine Notwendigkeit für die Oekonomie unseres Dramas beweist. Der Zusammenstoß mit Antonio stürzt Tasso aus dem Himmelsgefühl seines Glückes in die irdische Gefangenschaft; Leonorens Dazwischentreten raubt ihm, wenn auch weit über das beabsichtigte Maß hinaus, das Gefühl der Sicherheit auf diesem Boden des Hofes, der nun so lange schon seine leibliche und geistige Heimat war. Solange er wenigstens glauben kann, daß die Prinzessin ihm unverändert sei, vermag er sich innerlich zu behaupten. Allein Leonorens zweideutige, das Wichtigste listig verschweigende Antwort auf seine Frage nach ihr (V. 2434—42) zerstört auch diesen Halt, und nun ist er steuerlos dem Gefühl tiefster Verlassenheit preisgegeben, aus dem seine Phantasie alsbald, nach seiner Art, das Bild einer allgemeinen Verschwörung zu seiner Vertreibung herausspinnt. Er beschließt, durch freiwillige Entfernung sie alle mit dem zu strafen, was sie erstreben, und was, wie er weiß, ihm selbst doch am wehesten tun wird. Schon hat er den geforderten Urlaub, schon sind seine Gedanken auf dem Wege nach Rom, da erhebt sich die Prinzessin endlich aus ihrer Untätigkeit. Aber jetzt ist es zu spät, sie beschleunigt nur das Unglück. Denn kaum wird Tasso inne, daß sie noch zu ihm steht wie vordem, als das gewaltsam zurückgestaute Gefühl gewaltsam hervorbricht und keiner Bedingung und keines Zurufs mehr achtet. Sogar den Ausdruck des Schreckens im Auge der Prinzessin hält er für den Glanz geheimen Liebesfeuers (V. 3270), und seiner nicht mehr mächtig, „fällt er ihr in die Arme und drückt sie fest an sich". Mit einem „Hinweg!" stößt sie ihn von sich und eilt fort.

*) V. 1024 ff. Hier sehen wir offenbar in Gesprächsthemata, wie sie zwischen Goethe und Frau v. Stein verhandelt wurden.

Auf die Auslegung dieses „Hinweg!" kommt es an. Spricht darin der Stolz der Prinzessin von Geblüt, die den kleinen Edelmann, wenn er schon ein Dichter ist, in sein Nichts zurückschleudert? Die Frage aufwerfen, heißt sie verneinen. Das würde eine ganz andere Haltung fordern, nicht diese Hast, sondern kalte Ruhe: sie würde vielleicht zwei Schritte zurücktreten und den Frevler durch einen hochmütigen Blick ins Unendliche von sich entfernen. Herman Grimm*) betritt darum einen anderen Weg. Anknüpfend an das von Goethe gebilligte Urteil Ampères, der den Tasso einen gesteigerten Werther genannt hatte**), sucht er im Werther selbst die Fingerzeige. Er findet sie in der parallelen Abschiedsszene zwischen Werther und Lotte (im zweiten Buch). Werther hat Alberts Haus längere Zeit gemieden; endlich, schon mit dem Entschluß des freiwilligen Todes im Herzen, sucht er Lotte wieder auf in Abwesenheit ihres Mannes. An Ossians Gedichten erhitzt sich beider Gefühl, so daß sie endlich über der Poesie die Wirklichkeit vergessen und einander für einen Augenblick in die Arme sinken. Lotte besinnt sich zuerst und „drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen" .... „und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu". So — meint Herman Grimm — müsse man sich auch hier die Bewegung denken: „Sie stößt ihn zurück, wie Lotte sich von Werther losmacht. Sie ruft das Hinweg! sich selbst mehr zu als Tasso. Sie flieht wie Lotte, mit dem vollsten Blick der Liebe." — Unmöglich! Hier ist die gelehrte Methode der Unschuld des Blickes tödlich geworden. Oder soll man zu der szenischen Anweisung des Dichters „ihn von sich stoßend" auch aus Werther einsetzen: „mit schwacher Hand"? Und wie soll das „Hinweg!" anders zu beziehen sein als auf den, den sie gleichzeitig von sich stößt? Ist hier nicht alles kurz, knapp, barsch? Die Bewegung heftig? Er stürzt auf sie zu, sie schleudert ihn à tempo zurück. Was ist das? — Das ist mit einem Wort eine Reflexbewegung, und zwar die Reflexbewegung des Entsetzens, noch mehr: des Ekels. Ja, der Mann ist ihr zum Ekel geworden, den sie bisher so hoch stehen sah und der ihr jetzt mit Zügen, die die Leidenschaft verzerrt, nahe gekommen ist! Sinnliche Begierde hat sie berührt: das erfüllt sie mit Entsetzen und treibt ihren Fuß in die Flucht! Und die Folgen? — Zerrissen ist das Band für immer, das sie

*) Deutsche Rundschau 1892: Leonore von Este.
**) Eckermann III, 3. Mai 1827.

mit diesem Manne verknüpfte. Nicht weil er im juristischen Sinne die Bedingung verletzte, die sie ihm gesetzt hatte; aber er hat sie vor sich selbst entweiht, er hat sich vor ihren Augen entweiht, er hat alles entweiht, was ihnen gemeinsam bisher als schön, gut und edel erschienen war. Ihre Liebe, diese Gemeinschaft der Seelen, ist in den Schmutz der Begierde herabgezogen. Dieser Riß ist nicht wieder zu kitten wie eine beliebige Ungeschicklichkeit oder Taktlosigkeit. Die Prinzessin ist in ihrem Innersten, Heiligsten verletzt und wird nie wieder zu dem, der frevelnd daran rührte, Vertrauen fassen können. Sie scheidet sich von ihm ein für allemal. Die Frage ist hier nicht, ob Alphons etwa zufrieden gewesen wäre, der Schwager seines Hofdichters zu werden. Die Frage der Standesunterschiede braucht gar nicht aufgeworfen zu werden. Ehe es so weit hätte kommen können, hatte die Natur schon das Entscheidende bewirkt. Die verzärtelte Geistigkeit dieser Frau war auf die ungeläuterte Sinnlichkeit dieses Mannes getroffen und hatte das Band gelöst, das sie daran zu knüpfen schien.

Hier sind nun alle Merkmale einer tragischen Katastrophe gegeben. Zwar bleiben beide am Leben, aber beide verlieren, was ihres Lebens Freude und Inhalt war; jede künftige Lebensregung wird diesen Schmerz neu wecken, diesen Verlust neu fühlen machen. Die logische Folge verlangte also, daß der Dichter hier abbrach und uns mit dem Bilde eines durch Verkettung und Verschuldung zerstörten Lebens entließ. Trotzdem behält er den Faden in seiner Hand und spinnt ein neues Ende daran. Antonio, der noch vor wenigen Szenen Tassos „ungemäßigt Leben" in so bitteren Zügen geschildert hatte, bleibt allein bei dem Verzweifelnden zurück — zunächst in des Herzogs Auftrag, um weiteres Unglück zu verhüten; dann aber bietet er ihm in wirklicher Teilnahme aus eigner Bewegung seinen Beistand an. Er macht ihn aufmerksam auf die Lebenskräfte, die noch in ihm wohnen, und Tasso besinnt sich auf seine Dichtergabe, die nicht nur ihn selbst von der Qual befreien wird durch deren Gestaltung zum Bilde, sondern für viele, die dieses in sich aufnehmen, zur Wohltat, zur inneren Bereicherung und Vertiefung werden wird. So erhebt er sich und reicht dem ehemaligen Feinde die Hand zu einem Bunde, den wir nicht für den Augenblick, sondern fürs Leben geschlossen denken sollen. Er ist die Verwirklichung dessen, was der Dichter durch den Mund Leonores schon angekündigt hatte (V. 1707 f.):

„Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin."

Also nach der tragischen Niederlage die Heilung und der Ausblick auf eine neue erfolgreiche Fortsetzung des Lebens!

Es ist kein Zweifel, daß Goethe hier nicht nur das ästhetische Gesetz, das eine zu Ende gekommene Handlung ruhen zu lassen gebietet, sondern auch die vorstellbare Wahrscheinlichkeit des Geschehens durchbricht. Könnten wir uns Tassos schnelle Umwandlung zur Not vorstellen, so doch keineswegs Antonios Bekehrung. Darüber ist bei Bielschowsky alles gesagt. Wollen wir diesen Schluß der Dichtung verstehen, so dürfen wir nicht nach dem objektiven Zusammenhang der Handlung, sondern müssen nach der subjektiven Absicht des Dichters fragen. Goethe wollte aussprechen, daß die Dichter*kraft* zugleich die Heilkraft sei für alle Wunden des Lebens, für welche die Dichter*gabe* ihren Träger mehr als andere empfänglich mache; sodann wollte er in dem Bunde zwischen Antonio und Tasso den Weg anzeigen, wie die Dichternatur sich gegen die Schläge des Lebens festmachen könne. In diesen beiden Gestalten, sahen wir, hat Goethe typische Gegensätze aufgestellt: Dichter und Geschäftsmann, Gefühl mit Phantasie einer- und Verstand mit Willen andererseits. Jeder ist einzeln in seiner Art irre gegangen, aber der Geschäftsmensch hat sich durch Anpassung erhalten, der Dichter ist durch Mangel an Anpassung gescheitert. Aber im Dichter selbst liegen auch die Kräfte der Heilung, unter der Bedingung freilich, daß er sich künftig im Leben unter die Führung von Verstand und Willen stellt, also lernt, Poesie und Wirklichkeit zu trennen. So hatte es Goethe in sich erlebt. In Frankfurt war er Tasso — der Dichter, der lediglich den Eingebungen seines Genius folgt, und von dieser Zeit bekennt er später: „In Frankfurt wäre ich gewiß zu Grunde gegangen". In Weimar wurde er Antonio — der Hof- und Staatsmann, der von der Wirklichkeit die Gesetze des Handelns erlauschte und den dichterischen Genius fesselte. In Italien fand er sich „als Künstler" wieder, aber nun als solchen, der mit geübtem Weltsinn durchs Leben weiterschritt und es von Erfolg zu Erfolg bis zum hohen Greisenalter hinaufführte. Für diese dritte und höchste Stufe schuf er in dem Bund zwischen Tasso und Antonio, die

getrennt neben einander sind, was bei ihm in der Zeit auf einander folgte, ein Symbol. Und so haben wir hier die erste Probe jener Gedankendichtung, der sich Goethe immer mehr ergab und ihn, dessen Urgabe es war, das Wirkliche poetisch zu gestalten, immer weiter von anschaubarer Wirklichkeit abführte in das Spiel mit Symbolen, die doch oft genug leidigen Allegorien ähnlich sehen — und zwar gerade auf dem Gebiete, das den Schein der Wirklichkeit am strengsten verlangt: im Drama. Kann denn überhaupt diese äußerliche Verbindung uns andeuten, daß Tasso künftig Verstand und Willen, die Mächte des wirklichen Lebens, innerlich in sich aufnehme und sich assimiliere? Denn wenn er das nicht tut, so kann die äußere Unterordnung unter Antonio ihn höchstens unfrei machen und die Einheit seines Wesens vollends zerstören. Vermag sonach das Symbol dieses Bundes uns nicht zu sagen, was es sagen soll, so findet schon die Tatsache uns ungläubig. So wie beide Männer uns geschildert sind, wird weder Tasso sich dauernd unterordnen noch Antonio dauernd Geduld üben können mit einem Naturell, das nun einmal nur aus sich selbst leben kann. Jeder Mensch kann nur der Weisung folgen, die er innerlich begreift; aber hier gibt uns nichts die Hoffnung, daß nun plötzlich Tasso den Antonio, dieser den Tasso in sich nachbilden werde. Geschieht aber dies nicht, so hat der Bund keinen Bestand, und wenn er künstlich aufrecht erhalten würde, keine Wirkung. In der Tat steht darum diese Schlußszene da wie ein lebendes Bild, ohne innere Notwendigkeit und ohne Ueberzeugungskraft. Sie hebt daher die dramatische Wirkung der vorangegangenen Tragödie wieder auf, die ohnedies schon durch den reflektierenden Charakter des Dialogs, auch auf der höchsten Höhe des Affekts, und dadurch, daß man zu oft den Dichter selbst unmittelbar zum Leser sprechen zu hören glaubt, wesentlich beeinträchtigt war. Der „Tasso" wird daher seine Herrlichkeit niemals von der Bühne herab offenbaren, sondern nur im stillen Kämmerlein der liebevollen Vertiefung ins einzelne seine Schönheiten erschließen.

Medizinische Fakultäten, medizinische Akademien und praktischer Arzt.

Von

Professor Dr. **Rumpf** in Bonn.

Wer eine große Verwaltung leitet oder geleitet hat, der weiß, daß eingerissene oder durch Neueinrichtungen bedingte Mißstände nicht sofort explosionsartig sich bemerkbar machen, sondern daß längere Zeit kleine Reibungen den laufenden Betrieb erschweren. Der sorgfältige Leiter, der auch für die kleineren Störungen die Ursache klarzulegen und ihre Entstehung zu beseitigen trachtet, wird sich auf diesem Wege vor mancher im Laufe der Zeit lawinenartig anschwellender Eruption schützen. So hätte den in den letzten Jahren für viele überraschenden Ausbrüchen der ärztlichen Unzufriedenheit schon vor mehr als zwei Jahrzehnten vorgebeugt werden können. Aber eine gewisse mit dem Schein der Vornehmheit umgebene Abneigung gegenüber der Beschäftigung mit diesen unangenehmen Dingen, zog das Laissez aller vor, während einem Eingreifen der Aufsichtsbehörden in die Beziehungen der Krankenkassen zu den Aerzten gewiß ein vorbeugender Erfolg nicht gefehlt hätte.

Die anfangs vereinzelten, dann in kleineren Kreisen ertönenden Klagen der Aerzte über die Krankenkassen und alles, was damit zusammenhängt, beschäftigten bald die ärztlichen Vereine und fanden im Laufe der Zeit eine Stütze an denjenigen Aerzten, welche das Interesse für politische Betätigung an die Spitze der Vereine geführt hatte. Die Beschwerden bewegten sich in zwei Richtungen. Einmal fand eine *ungenügende*, durch Unterbietung noch beeinträchtigte *Honorierung* der ärztlichen Leistungen statt; die Unterbietung aber wurde zweitens durch eine *beträchtliche Zunahme der Aerzte* bedingt, wobei ältere Aerzte auf

Grund ihrer Erfahrungen die geringwertigere Ausbildung dieser jüngeren Kollegen betonten. Dazu kam häufig ein Auftreten der Kassenvorstände, welches die Aerzte kränkte und zur Aufgabe ihrer Tätigkeit veranlaßte. Es war im wesentlichen eine Frage der Lebenshaltung, die für den ärztlichen Stand um so einschneidender war, als in vielen gleichstehenden Erwerbsständen die Ansprüche an die täglichen Bedürfnisse eher sich erhöht als vermindert hatten.

Aber der reine Erwerbsstandpunkt wurde in den öffentlichen Diskussionen zunächst nur gestreift, die Klagen betrafen wesentlich

1. die unverhältnismäßig große Zunahme der Aerzte,
2. die gegenüber früheren Zeiten mangelhaftere Ausbildung und die daraus entstehenden Konflikte.
3. die Fehler der Krankenversicherungsgesetze.

Die Universitätskreise wandten diesen Klagen zunächst nur eine beschränkte Würdigung zu, bis die vielfachen schweren Differenzen der Aerzte mit den Krankenkassen (wobei die staatlichen Kassen nicht etwa eine rühmliche Ausnahme machten) und die wirklichen Streiks der Aerzte das allgemeine Interesse in hohem Maße erregten.

Daß die Ausbildung der Aerzte ohne nachfolgende Assistentenzeit gegenüber den Anforderungen einer neuen Zeit zum Teil ungenügend war, hatte schon mancher ausgesprochen, sodaß das Wort Billroths, von dem praktischen Arzt, der auf das Publikum losgelassen werde, fast zu einem geflügelten wurde. Die Leiter der größeren Krankenhäuser fanden die Leistungen der frisch approbierten Aerzte teilweise so mangelhaft, daß sie ihnen erst nach längerer Lehrzeit eine Assistenzarztstelle anzuvertrauen wagten. So entwickelte sich an großen Krankenhäusern, wie in Hamburg, eine praktische Ausbildung von approbierten Volontär-Assistenten. Diese Ausbildung erfuhr in der Folge noch eine Erweiterung, indem in Eppendorf unter Leitung des Verfassers für diese und für praktische Aerzte der Stadt und Umgebung unentgeltliche Fortbildungskurse*) in den einzelnen Disziplinen hinzugefügt wurden, nachdem in einzelnen Universitätsstädten honorierte Fortbildungskurse strebsameren Aerzten zur Ausfüllung der Lücken in ihrem Wissen und vor allem ihrem technischen Können schon lange Gelegenheit gegeben hatten. Die gleichen Er-

*) Wie sehr diese Einrichtung einem Bedürfnis entgegenkam, zeigt die Ausdehnung, welche seitdem das ärztliche Fortbildungswesen auf Anregung des preußischen Kultusministeriums genommen hat.

fahrungen über Mängel, vor allem in der technischen Ausbildung der jungen Aerzte hatten unterdessen die Staatsregierungen dazu geführt, die medizinische Prüfungsordnung gesetzlich neu zu regeln, wobei als hauptsächlichste Aenderung, neben einer Verlängerung des Studiums, den Aerzten vor dem Eintritt in die Praxis eine einjährige Tätigkeit an einem Krankenhause oder unter Leitung eines Arztes auferlegt wurde, eine Bestimmung, die übrigens erst jetzt in Wirksamkeit getreten ist, die aber insofern von schwerer Bedeutung ist, als sie den Klagen über die Mängel des seitherigen medizinischen Studiums an den Universitäten ohne nachfolgende Assistentenzeit offiziell Recht gab.

Der Gedanke, dieses bevorstehende praktische Jahr möglichst vielseitig nutzbar zu machen, hatte mich in Hamburg dazu veranlaßt, eine Vereinigung aller praktischen Disziplinen im Neuen Allgemeinen Krankenhause in Eppendorf zu erstreben. Rechnete ich, daß dem Kandidaten des praktischen Jahres jeweils 20 Kranke unter Verantwortung eines Assistenzarztes überwiesen wurden, so konnten bei den mehr als 2000 Kranken im Jahr 100 Aerzte ihr praktisches Jahr absolvieren, resp. ihre Ausbildung vollenden. Dabei war gedacht, daß die Praktikanten auf den einzelnen Abteilungen jeweils eine bestimmte Zeit, wie sie zum Teil auch das Gesetz vorschreibt, als Unterärzte tätig waren. Weiterhin konnte jeder dritte Kandidat des praktischen Jahres hoffen in eine Assistenzarztstelle einzurücken. Die regelmäßigen Demonstrations- und Diskussionsabende über wichtige Fälle und interessante Fragen, die zweimal im Jahr stattfindenden Fortbildungskurse gaben außerdem hinreichend Gelegenheit neben etwas Privatfleiß die Ausbildung nach Möglichkeit zu fördern.

Die Hamburger Einrichtungen, der naturgemäße Plan der Erweiterung und die Anforderungen des praktischen Jahres mußten andere Städte in dem gleichen Sinne beschäftigen. Bei den vielfachen Besprechungen, welche Einzelheiten der Einrichtung und die Stellung der Krankenhausärzte zum praktischen Jahr betrafen, tauchte auch zuerst der Name medizinische Akademie auf und der Wunsch der für den Unterricht in Aussicht genommenen Aerzte mit dem Professortitel beglückt zu werden.

Frankfurt schien an erster Stelle neben Hamburg durch

seine Krankenhausanlagen, sein sero-therapeutisches Institut und seine Aerzte zu einer derartigen Einrichtung geeignet zu sein. Aber während die Ausführung der Frankfurter Pläne sich verzögerte, griff zuerst die Stadt Düsseldorf, mit dem Neubau eines großen Krankenhauses beschäftigt, diesen Plan auf und unter der Aegide des energischen Oberbürgermeisters Marx wurde Professor Witzel in Bonn für diesen Plan gewonnen. Aber die Eifersucht der Stadt Cöln auf die aufblühende Nebenbuhlerin um die erste Stelle in der Rheinprovinz ruhte nicht, bis sie die meist zerstreuten Anstalten der Stadt zu einer mehr als unfertigen Akademie für praktische Medizin vereinigt hatte. Aber hier zeigten sich sofort manche Unzuträglichkeiten, wie sie so leicht in dem Parteigetriebe sich einstellen. Neben einzelnen für ihren Posten als Lehrer durchaus geeigneten und hervorragenden Aerzten wurden andere zu Professoren befördert, deren Ernennung von seiten vieler Aerzte weniger auf innere Gründe als auf politische Beziehungen zurückgeführt wurde. Dieser Umstand, weiter die Außerachtlassung des ärztlichen Vereins, seiner Wünsche und Bedenken bei der Errichtung der Akademie und die Befürchtung einer pekuniären Schädigung durch die mit Titeln beschenkten Lehrer veranlaßten nun die Cölner Aerzte eine feindliche Stellung gegenüber der Akademie einzunehmen. Auch die zeitweise und beschränkte Hinzuziehung Bonner Lehrer zur Cölner Akademie goß im allgemeinen nur noch Oel in das Feuer. Diese Mißstimmung der Aerzte gegen die Akademien pflanzte sich auf Frankfurt, Düsseldorf, Hamburg und auf die Aerzte im allgemeinen fort, sodaß die größere Zahl der Aerzte, deren Klagen Veranlassung zur Aenderung der medizinischen Studienordnung gegeben hatten, gegen eine diesem Zweck dienende Einrichtung energisch Front macht. Allerdings waren die Pläne der Akademien oder der mit ihrer Einrichtung Beschäftigten nicht ganz frei von Nebenzwecken. Ein neues Feld wissenschaftlicher und praktischer Betätigung bot sich vielen strebsamen Elementen durch Gewinnung einer Abteilung, einer Poliklinik oder einer größeren Tätigkeit. Auch der von Professor Witzel-Bonn entworfene Plan einer Düsseldorfer Akademie hatte sich nicht mit der im Gesetz vorgesehenen Ausbildung der Aerzte begnügt. Indem Professor Witzel eine weitere auf den meisten Universitäten bestehende Lücke des Unterrichts nicht übersah, betonte er als zweite Aufgabe der medizinischen Akademie die Ausbildung von Spezialärzten. In einem der vor-

liegenden Programms ist die innere Medizin, abgesehen von der Infektionsabteilung, schon in 5 Unterabteilungen geteilt, und dieser Gedanke hat durch die Berufung eines bekannten Kinderarztes als Abteilungsvorstand schon praktische Gestalt angenommen.*)

Die in Aussicht genommene Ausstellung von spezialärztlichen Diplomen würde diese Einrichtung gewiß fördern und einer weiteren Entwicklung entgegenführen. Damit erhält die Akademie mehr den Charakter einer Fortsetzung des Universitätsstudiums, wogegen direkt der eine Einwand erhoben werden kann, daß das praktische Jahr vor allem der Einführung in eine wirklich verantwortliche Tätigkeit dienen soll. Gelangt der erweiterte Plan von Professor Witzel seitens der Akademien zur Ausführung, so wird ein völliges Novum geschaffen, dessen Bedeutung für die Universitäten und für das Land einer eingehenden Prüfung bedarf. Allerdings kann die Staatsregierung dieser Einrichtung ihre Genehmigung versagen, aber ein gewisses pekuniäres Interesse drängt seit langer Zeit dazu, wichtige Aufgaben des medizinischen Universitätsunterrichts von der Staatskasse abzuwälzen. Der Einrichtung der Akademien wird aber die Unterrichtsverwaltung schon deshalb begünstigend gegenüber stehen, weil dadurch die größeren der Seucheneinschleppung ausgesetzten Städte ein gutes bakteriologisches Institut mit einem gut ausgebildeten Leiter erhalten. Es dürfte also an einem theoretischen und praktischen Wohlwollen seitens der Staatsregierung den Akademien auch in der Frage der Spezialärzteausbildung nicht fehlen.

Bevor wir aber auf die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung eingehen, bedarf die Frage der Erwägung, ob die Universitäten und medizinischen Fakultäten in der Entwicklung der medizinischen Spezialfächer eine gewisse Rückständigkeit zeigen. Universitäten und Fakultäten sind ja äußerst konservative Institute. Man braucht nur daran zu erinnern, daß Professor Jüngcken noch der offizielle Lehrer der Chirurgie und der Augenheilkunde an der Berliner Universität war, als Albr. v. Gräfe schon mit seinem Ruhm als Schöpfer der modernen Augenheilkunde die Welt erfüllte, derselbe Jüngcken, der bei einem

*) Von den übrigen Plänen, so der Ausbildung berufsmäßiger Krankenpfleger und Pflegerinnen, den Samariterkursen, sehe ich hier ab.

Fall noch mit dem Glüheisen das Auge ausbrannte, von dem Virchow sagte, es sei der einzige Fall von Gehirnverbranntheit, den er gesehen habe.

Die einzelnen Hauptlehrfächer der praktischen Medizin bestehen seit fast 100 Jahren in der Geburtshilfe, in der Chirurgie und in der inneren Medizin.*) Meist hat der eine (Ordinarius) Vertreter eines Faches ein solches Uebergewicht durch seine Stellung in der Fakultät und als Examinator, daß er völlig ausschlaggebend für den Unterricht ist. Nun kann die Geburtshilfe und Gynäkologie vielleicht noch als ein einheitliches Fach bezeichnet werden, das ein Lehrer gut vertreten kann. Aber von der Chirurgie und besonders von der inneren Medizin läßt sich das nicht sagen. Von der Chirurgie hat sich die Orthopädie mit Massage und Gymnastik so weit abgetrennt, daß in der Regel der Vertreter der Chirurgie dieses Gebiet nicht mehr umfaßt.

Die innere Medizin umfaßt aber noch viel mehr einzelne zum Teil weit getrennte Zweige. Da ist zunächst das Gebiet der Infektionskrankheiten, welches eine völlige Beherrschung der bakteriologischen Methoden in ihrer diagnostischen und therapeutischen Anwendung erfordert. Als zweites sind die Gehirn-, Rückenmarks- und Nervenkrankheiten zu nennen. Drittens die Erkrankungen der Lunge und des Kehlkopfs. Als viertes ist das Gebiet der Magen-, Leber-, Darmkrankheiten zu nennen. Als fünftes können die Erkrankungen des Herzens, des Zirkulationsapparates und der Nieren bezeichnet werden und als sechstes kommen Blut- und Stoffwechselkrankheiten hinzu. Alle diese Gebiete soll der innere Kliniker beherrschen, und zu diesem gesellt sich noch das große Gebiet der

*) Zu diesen Fächern ist in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Augenheilkunde hinzugekommen. Da nun dem Vertreter dieses Fachs die gleiche Stellung in der Fakultät und im Examen eingeräumt wurde, so ergab sich vielfach eine Benachteiligung anderer Fächer. Indem der Vertreter der Augenheilkunde, selbstverständlich in bester Ueberzeugung von der Wichtigkeit seines Fachs, einen ausgedehnteren Unterricht erforderte, als es der Bedeutung für den praktischen Arzt entspricht (Augenkranke suchen in der Regel den Spezialarzt auf), mußten andere wichtige Disziplinen vernachlässigt werden. Diese Erfahrungen sind gewiß für die freiere Entwicklung der übrigen Spezialfächer (so der Syphilidologie, der Dermatologie und Ohrenheilkunde) nicht besonders günstig gewesen, zeigen aber auch die Mängel der heutigen Examensordnung.

lange Jahre an den Universitäten übersehenen physikalischen Heilmethoden, weiterhin die Kinderheilkunde, sowie die Aufgaben, welche die soziale Medizin, die Beziehungen der Medizin zu Krankenkassen, Berufsgenossenschaften, Alters- und Invaliditätsversicherung und allem was damit zusammenhängt, an den Arzt stellt.

Aber es braucht kaum betont zu werden, daß der innere Kliniker unmöglich Autorität auf allen diesen Einzelgebieten sein kann. Er beherrscht vielleicht zwei oder drei derselben als Forscher; in anderen steht er vielleicht auf der Stufe eines erfahrenen praktischen Arztes. Aber von dem Vertreter einer Disziplin an einer Universität wird für den Unterricht und die Praxis mehr verlangt. Während in den sogenannten Geisteswissenschaften literarisch die Uebersicht gewahrt bleiben kann, ist das in der Medizin nicht der Fall. Hier handelt es sich neben dem meist großen Wissen um technische Methoden, und wer diese nicht ständig ausführt, beherrscht auch nicht die Kritik ihrer Ergebnisse und vermag sie für Unterricht und Praxis nicht nutzbar zu machen.

Einzelne der genannten Fächer haben ja an ganz großen Hochschulen besondere Vertreter gefunden, aber an den mittleren oder kleinen Hochschulen liegt der eigentliche Lehrauftrag für diese Fächer bei dem inneren Kliniker und in Ergänzung desselben bei dem Polikliniker. Dazu kommt, daß spezielle Pathologie und Therapie kaum noch gehört wird, und der angehende Arzt in den meist drei Semestern klinischen Unterrichts viele Krankheitsbilder überhaupt nicht sieht.

Es ergibt sich aus diesen Tatsachen als selbstverständlich, daß tüchtige Aerzte die Ausbildung in den einzelnen Disziplinen an verschiedenen Hochschulen vor oder nach dem Examen erstreben, daß aber die minder tüchtigen bei allem Fleiß schon hierdurch Mängel der Ausbildung aufweisen. Diese treten aber meist erst im praktischen Leben in Erscheinung — denn das Examen hält im wesentlichen der Ordinarius ab und kontrolliert in den Leistungen der Examinanden somit sich selbst. Der zweite Examinator oder der Polikliniker werden nicht umhin können, in der Beurteilung des Examens auf das allgemeine Niveau und die lokalen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. So kann also viele Jahre lang der Unter-

richt in einer Disziplin mangelhaft sein, ohne daß dieses öffentlich zutage tritt.

Eine nicht völlig ausreichende Ausbildung in der inneren Medizin ist aber deshalb so schwerwiegend, weil etwa $^3/_4$ der Kranken dem Gebiete der inneren Medizin angehören, eine Tatsache, welche in der Gestaltung des Unterrichts in keiner Weise genügende Berücksichtigung gefunden hat.

Nun ist zur Beurteilung und Abstellung etwaiger Mißstände im Unterricht die Fakultät berufen. Hier und da greift dieselbe auch wohl ein; im allgemeinen aber trägt das einzelne Mitglied Bedenken, ein odium auf sich zu laden oder in andere Lehrgebiete sich zu mischen, um im eigenen nicht behelligt zu werden.

Unter diesen Umständen kann eine sachgemäße Entwicklung der Spezialfächer an den Akademien nicht von vornherein als unzweckmäßig bezeichnet werden, wenn nicht gewisse Bedenken doch zu erheben wären.

Zunächst kosten alle diese Einrichtungen Geld, sowohl an den Universitäten, als an den städtischen Akademien, und es dürfte fraglich sein, ob die Stadtverwaltungen auf die Dauer geneigt sind, größere Opfer zu bringen, denen allerdings in dem Studium und der Anwesenheit von fremden Aerzten in der Stadt ein gewisser Vorteil gegenüber steht. Sodann müssen tüchtige Kräfte als Lehrer herangezogen und besoldet werden. Diesen Ausgaben steht allerdings gegenüber, daß vielfach Privatkranke sich der Aerzte halber in der Stadt aufhalten. Das städtische Interesse gebietet also hervorragende Praktiker zu nehmen, so daß hierdurch einem Faktor entgegengearbeitet wird, dem in Stadtgemeinden häufiger vorhandenen Protektionswesen (das übrigens auch im Universitätsleben vorkommen soll). Nun kommt aber in Betracht, daß die betreffenden Lehrer doch von der Ausübung ihres Berufes leben wollen. Die an den Akademien in Aussicht genommenen Gehalte eines Oberarztes sind zum Teil sehr klein. Rechnet man, daß Visite im Krankenhaus, Verwaltungsteilnahme und unentgeltlicher Unterricht mindestens 4 Stunden pro Tag in Anspruch nehmen, so bleibt dem Betreffenden zum Erwerb des Lebensunterhaltes durch seinen ärztlichen Beruf nicht allzuviel Zeit, und es liegt der Gedanke nahe, daß der Krankenhaus- und Unterrichtsdienst häufig unter den Anforderungen der ärztlichen Tätigkeit eingeschränkt werden. An der Universität sind nach alter (allerdings häufig unbeachteter)

Ueberlieferung die Stellungen aber durch Gehalt und Kollegiengeld günstiger. Zu diesen Punkten kommt aber ein weiterer wichtiger hinzu.

Das Zusammenarbeiten der verschiedensten theoretischen und rein praktischen Fächer an den Hochschulen ist durch den gegenseitigen Einfluß und die Anregung ein äußerst glückliches. Welcher praktische Mediziner der Universität vermag das physikalische, das chemische, das physiologische oder das zoologische Institut dauernd zu entbehren? In gegenseitiger Beratung erfahren Arbeiten und Beobachtungen oft erst ihren Wert. Wer vermag ohne große Bibliothek auszukommen? Alle diese Einrichtungen fehlen den meisten neuprojektierten Akademien und werden die Lehrer an diesen immer wieder veranlassen, bei passender Gelegenheit an die Universitäten zurückzukehren, falls nicht die in größeren Städten hervorragenden Einnahmen dem entgegenstehen.

Man wird unter solchen Umständen mit Recht der Frage näher treten müssen, ob die medizinischen Fakultäten nicht besser eine den Forderungen der neuen Zeit angepaßte Umgestaltung erfahren, als daß durch die projektierte Neuschaffung das ganze medizinische Studium in zwei Teile zerrissen wird. Gewiß ist es leichter ein neues Haus zu bauen, als ein altes umzubauen, besonders wenn sofort die Vertreter einer älteren Zeit über Eingriffe in angeblich wohl erworbene Rechte klagen werden. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg der Ausführung.

Es ist zunächst nicht einmal notwendig, daß jedes der genannten Gebiete durch einen besonderen Lehrer vertreten ist. Wünschenswert ist dieses zunächst für die soziale Medizin, ein Lehrfach, welches den Arzt in die Beziehungen zu den Krankenkassen, Berufsgenossenschaften, Reichsversicherungsamt und allen den die Arbeiter-, Alters- und Invaliditätsversicherung betreffenden Fragen einzuführen hat, dessen Vertreter als Mitarbeiter an den sozialen Problemen der Gegenwart eine ganz besondere Aufgabe zufallen muß, worauf Mugdan auch hingewiesen hat. Notwendig erscheint mir auch die Errichtung einer Abteilung für Kinderheilkunde.

Von den übrigen genannten Spezialfächern werden in der Regel zwei oder drei durch den Kliniker hinreichend vertreten, der meist vorhandene Polikliniker kann wieder mit dem besonderen Unterricht in ein oder zwei Fächern betraut werden, es verbleiben

aber dann immer noch an den meisten Fakultäten einige nicht speziell vertretene Fächer ordnungsgemäß zu besetzen. Allerdings mangelt es auch jetzt nicht an der Anzeige dieser Fächer in den meisten Vorlesungsverzeichnissen. Aber die Vertretung erfolgt vielfach durch Assistenzärzte, die daneben eine große Abteilung haben und diese, sowie die Tätigkeit für die Klinik läßt nur selten die genügende Zeit für Vertiefung und sorgfältige Entwicklung der betreffenden Disziplinen, besonders wenn nicht allein ein sondern oft zwei Unterrichtsgebiete im Nebenamt vertreten werden. Sucht der betreffende Assistent die Lehrtätigkeit als späteres spezielles Arbeits- und Unterrichtsgebiet zu entwickeln, so läßt sich die Einrichtung noch vertreten.

Aber bei dem jetzigen System wird mit dem freiwilligen oder unfreiwilligen Austritt des seitherigen Inhabers die betreffende Lehrtätigkeit als Nebenamt dem neuen Assistenten oder Dozenten übertragen. Ein derartiges System ist aber gewiß für den Unterricht nicht ersprießlich.

Es müssen also nach meiner Ansicht an jeder Universität die bezüglich der Spezialfächer vorhandenen Lücken ausgefüllt werden und zwar durch Ernennung von offiziellen Lehrern. Die Stellung dieser zu dem Kliniker ist nicht so schwierig als man denkt. Der Kliniker und besonders der innere ist jetzt mehr als stark belastet. Täglich 1½ Stunde Klinik, zwei Stunden Krankenvisite und Vorbereitung für die Klinik, meist täglich 1—1½ Stunden Examen, dazu eigene wissenschaftliche Arbeit und Ueberwachung der Schüler lassen den Leistungsfähigsten bald erlahmen, wenn große Privattätigkeit, viele Berichte und Sitzungen sich hinzugesellen. Falscher Ehrgeiz, oft auch die Furcht vor Konkurrenz hält die meisten ab, die Konsequenz aus dieser Sachlage zu ziehen. Wer aber ruhig prüfend den Dingen näher tritt, der weiß, daß eine Abteilung von 100 bis 120 Betten für den Leiter einer inneren Abteilung viel zu viel ist, daß 40 bis 60 Betten sehr gut für besondere Spezialfächer abgegeben werden könnten.

In Verbindung mit einem Ambulatorium stellen aber 20 Betten einen reichen Besitz für den Unterricht dar. Dabei können dem Kliniker die Verwaltung des Instituts und die allgemeinen Anordnungen ebenso verbleiben wie dem Eppendorfer Direktor die Leitung der gesamten inneren Abteilung mit fünf oberärztlichen Abteilungen oder dem ersten Chirurgen dort die Oberleitung der beiden chirurgischen Abteilungen. Außerdem bestehen aber in den

meisten Städten Krankenabteilungen unter Leitung von Dozenten und Professoren, welche noch lange nicht genügend zum Unterricht herangezogen werden.

Notwendig ist aber, daß alle offiziellen Lehrer an der Prüfung teilnehmen, dabei könnte sehr gut das Los entscheiden, wer von den offiziellen Examinatoren in dem betreffenden Fall die Prüfung zu vollziehen hat. Es wird dadurch gewiß mehr die allgemeine Ausbildung gefördert, als durch das jetzige System, bei welchem der Kandidat sich auf den speziellen Examinator vorbereitet.

Ob sich mit dieser Aenderung nicht auch eine Aenderung des Kollegienhonorars empfiehlt, bleibt ebenfalls zu erwägen. Häufig habe ich von Aerzten gehört, daß sie auf das eine oder andere wichtige Kolleg verzichtet haben, weil sie nicht noch höhere Beträge für Kollegiengeld zur Verfügung gehabt hätten. Wenn ein bestimmtes pro Semester festgesetztes Honorar auf die einzelnen Lehrer nach der Zahl der Zuhörer und der Stunden (unter Berücksichtigung der Praktika) verteilt würde, so wäre die Lernfreiheit um eine nicht durch pekuniäre Gründe begrenzte Schranke erweitert.

Mit verhältnismäßig geringem Aufwand läßt sich nach den vorstehenden Ausführungen eine Erweiterung des medizinischen Universitätsunterrichts erreichen, und damit kann die spezialärztliche Ausbildung und Diplomierung an den Akademien fortfallen. Bleiben die Universitäten rückständig, so kann man es den Akademien nicht verdenken, wenn sie diese Lücke auszufüllen und für sich nutzbar zu machen trachten. Die Sympathien der Aerzte gehören heute noch den Universitäten. Die Zukunft bleibt aber stets nur dem Leistungsfähigsten.

Die Stellung des Arztes zum Patienten beruht auf Vertrauen. Im allgemeinen erwirbt aber nur derjenige Arzt Vertrauen, der die Technik seines Berufes in vollem Maße beherrscht. Und in dieser Hinsicht sind die Anforderungen der Kranken und ihrer Angehörigen stets größer geworden. Die Technik der ärztlichen Kunst ist aber heute kein Geheimnis mehr. Zeitungen und populäre Bücher haben selbst die Arbeiterkreise vielfach aufgeklärt, und häufig genug mahnt der Kranke aus einfachen Verhältnissen an diese oder jene Untersuchungsmethode, ganz abgesehen von der heute besonders bekannt gewordenen Verwendung der Röntgenstrahlen. Also auch inmitten der Fabrik-

bevölkerung muß der Arzt auf der Höhe seiner Zeit stehen. Das gleiche gilt selbstverständlich von der Therapie einschließlich aller Methoden. Der Arzt ahnt meist nicht, welchem scharfen (natürlich auch oft ungerechten) Kritiker er gegenübersteht. Von einem Arzt, der Hafermehl als völlig ohne Nährwert erklärt hatte, sagt mir gelegentlich ein Mann aus einfachstem Stande, daß er schlecht unterrichtet sein müsse, da doch die Pferde im wesentlichen mit Hafer ernährt würden und dabei so viel leisteten. Die zeitweise Vernachlässigung der für die Praxis erforderlichen Kenntnisse auf einzelnen Universitäten hat in dem entsprechenden Gebiet das Kurpfuschertum in hervorragender Weise aufkommen lassen. Ein unermeßlicher, nur selten an das Tageslicht tretender Schaden folgt daraus.

Wird dem ärztlichen Bedürfnis in vollem Maße genügt, so ist heute die Zahl der Aerzte in Deutschland und besonders auf dem Lande kaum zu groß. Aber gute Leistungen erheischen auch anständige Honorierung. Ein Kassenarzt, der in seiner Sprechstunde am Morgen 50 bis 60 Patienten absolvieren kann, ist vielleicht billig, aber seine Leistungen werden auch häufig mit einem einst für Deutschland wenig erfreulichen Beiwort geschmückt.

Der Staat hat aber ein großes Interesse daran, daß die Ausbildung der Aerzte eine möglichst gute ist, und daß die Arbeitskraft des Volkes in ärztlicher Beziehung alle die Hilfen findet, welche imstande sind, diesen Besitz möglichst lange leistungsfähig zu erhalten.

Die Staatsregierung als Hüterin des Gemeinwohls hat weiterhin die Pflicht, Mißbräuche der geschaffenen Gesetze abzustellen und das Krankenkassenwesen so zu gestalten, daß Erfahrungen wie die Altonaer sich nicht wiederholen. Wurden doch nach den Ergebnissen einer Gerichtsverhandlung daselbst die Kassenarztstellen zum Teil auf Grund von Bestechungen besetzt, wurden doch 10 Prozent des ärztlichen schon knappen Honorars für die Parteikasse reklamiert. Dazu kommt, daß einzelne der Hamburg-Altonaer Kassen von Zeit zu Zeit ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, sich auflösten und nach kürzester Zeit unter anderem Namen, aber denselben Vorständen wieder auflebten.

Es bedarf nicht immer einer häufig doch versagenden Aufsicht zur Abstellung der Mißstände. Eine Entwicklung der Selbstverwaltung unter Hinzuziehung aller berechtigten Interessenten, vor allem der Aerzte,

wird gewiß Mittel und Wege finden, die anscheinend einander widerstrebenden Interessen zu versöhnen. Dann wird auch die Durchführung der freien Arztwahl seitens der Versicherten selbst unter schwierigen Verhältnissen sich ermöglichen lassen. Mit der besseren Ausbildung der Aerzte, mit der Eliminierung der Honorarkämpfe dürfen wir auch hoffen, daß dem Arzt wieder mehr als seither die gebührende Stellung im Staatsleben zufällt. Ist doch der Arzt an erster Stelle berufen, wie das auch aus Kirchners Ausführungen hervorleuchtet, neben der rein ärztlichen Tätigkeit in der Vorsorge gegen körperliche und geistige Krankheiten der Berater des Volks zu sein.

Pontresina, im September 1905.

Oesterreich-Ungarn und das allgemeine Wahlrecht.

Von

Lutz Korodi.

I.

Ungarn.

Allgemach ringt sich in der öffentlichen Meinung Europas die Ueberzeugung durch, daß es in Oesterreich-Ungarn „so nicht bleiben kann". Dies- und jenseits der Leitha werden für alle Beteiligten die Verhältnisse immer unerträglicher, und auch in den beiden — risum teneatis! — Bruderstaaten der Monarchie ist der einzige Gedanke, in dem man sich ohne Unterschied der Staats-, Partei- und Volkszugehörigkeit einig ist, der: daß es irgendwie und recht bald anders werden müsse. Selbst in der Wiener Hofburg scheint man sich in neuester Zeit, wenigstens was Ungarn betrifft, zu dieser Anschauung bekehrt zu haben; sie wird im Parlament, auf der Straße, wie in der Presse von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, überall aber in nicht mißzuverstehender Form gepredigt. Wenn der Abgeordnete von Großwardein, Barabás, in offener Reichstagssitzung (vom 10. Oktober l. J.) unmittelbar nach Verlesung eines königlichen Handschreibens dies als „Schweinerei und Schmach" bezeichnet, weil in dem Handschreiben die Vertagung des Parlaments verfügt wird, darf er als einer der einflußreichsten Führer der Kossuthisten — er verdrängte 1901 den alten Tisza aus seinem Wahlkreis — einen gewissen Anspruch darauf erheben, gehört zu werden. Und es wäre ungerecht, die Aeußerung eines zweiten Führers, Ladislaus Rátkays, nicht zu beachten, die aus derselben Sitzung des Abgeordnetenhauses stammt; er meinte: „Die Königstreue in diesem Land liegt in den letzten Zügen!" Bemerkt muß nur werden, daß er sich damit bloß als Sprecher seiner engeren nationalen Gesinnungsgenossen betrachten durfte. Das Blatt „Független Magyarország", vom selben Geiste beseelt, verlangt offen, daß der König abdanken möge, wenn er

dem aus jener Redaktionsstube diktierten „Willen der Nation" nicht genüge leiste, und in einem andern Pester Blatt, dem vielgelesenen „Magyarország" findet der Abgeordnete Nikolaus Bartha, daß „der König alt sei, daß seine Ratgeber auch alt seien, daß aber die Weisheit nicht immer mit dem Alter gepaart sei." Auch Herr Bartha ist freilich alt, und schnell alt geworden, denn er hat schon vergessen, daß er vor nicht allzulanger Zeit noch fest an des Königs Weisheit glaubte, da er dessen Gnade erbat und durch diese ihm eine längere Freiheitsstrafe nachgesehen wurde. Jetzt aber verzweifelt er an jener Weisheit, jetzt rufen seine Freunde, da jenes königliche Vertagungs-Handschreiben verlesen und darin den „Abgeordneten Unseres getreuen Ungarn Unser königlicher Gruß" entboten wird, in einträchtigem Chorus: „Wir verzichten auf den Gruß!" „Er möge sich seine Gnade behalten!" „Er ist wirklich nur von Gottes Gnaden König!" und „Er soll abdanken!"

Es muß anders werden, — dies Leitmotiv hört man in Ungarn schrill und schriller. Immer noch in derselben Reichstagssitzung, von der wir eben sprachen, deklamierte der „nationale" Sozialist Mezöfi (sein früherer Name tut hier nichts zur Sache) mit edlem Pathos: „Nun denn, man soll uns mit Bajonetten auseinander treiben, aber Wien und die Kamarilla zwingen, vom Antlitz des Kaisers den Schleier herabzureißen, der verhüllt, daß er (der Kaiser) hinter dem Anschein von Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit das Recht zertritt und den größten Eidbruch begeht." Und was tut in solchem Augenblick der temperamentvolle Präsident, der die Mitglieder des Kabinetts Fejérváry ein „Mistvolk" zu nennen für passend fand? Er „bittet" artig den Redner, weil er damit der Sache nicht nütze, nicht so starke Ausdrücke zu gebrauchen und die Unverletzlichkeit der Krone vor Augen zu halten. Die Betrachtungen des Herrn Mezöfi sind noch keines Ordnungsrufes wert. Dieser wird erst erteilt, wenn einer dem magyarischen Volk, wie der sächsische Abgeordnete Lindner verwegen es tat, wohl die Hegemonie, aber nicht die Suprematie im Staate zugesteht. Zur Entschuldigung der äußerstlinken Abgeordnetenkollegen, die damals wie von einer Viper gestochen nach Sühne schrieen, darf übrigens angenommen werden, daß sie den feinen Unterschied nicht verstanden und ihre Entrüstung sicherlich mehr der offenkundigen Ueberschätzung ihres politischen Denkens galt.

Auf den Straßen von Pest rufen die Studenten: „Nieder mit der Dynastie! Es lebe die Republik!“ In diesem Fall gab es denn auch eine Untersuchung, aber die jungen Leute schämten sich wohl nachträglich der Dummheit und die Rufer meldeten sich nicht. Auch sie spielen eben nur mit der Revolution, wie es die durch die Immunität geschützten Landesväter tun. Daß dabei immerhin stetig und ernstlich antidynastische Stimmung gemacht wird, kann niemand bestreiten. Und damit auch von Amtswegen etwas im Dienste der antidynastischen Propaganda geschehe, hat in diesen Tagen die hauptstädtische Munizipalvertretung die Errichtung eines Denkmals für den im Jahre 1849 auf Befehl der kaiserlichen Regierung erschossenen ungarischen Ministerpräsidenten Ludwig Batthyány angeregt und die Sammlung mit einer Spende von 40 000 Kronen begonnen. Gegenwärtig liegt außerdem der Antrag vor, es möge an der Stelle, wo Batthyány erschossen wurde, ein Prachtkandelaber errichtet werden, in dem ein ewiges Licht brennt. Das könnte noch immer als Spielerei mit den Gefühlen politischer Pietät und als bloßes Kokettieren mit Erinnerungen an die Revolution hingehen. Aber man wird auch viel deutlicher und weniger symbolisch. Ein Dr. Anton Kalmár, der schon oft als publizistischer Vorkämpfer des kossuthistischen Staatsrechts hervorgetreten ist, schrieb in diesen Tagen im erwähnten „Független Magyarország“ an die Adresse der magyarischen Soldaten: „Und wenn ich es auch gern sähe, wenn wir in Ungarn alle Kasernen mit schwarz-gelben Pforten, diese verhaßten österreichischen Buden, mit Dynamit sprengen würden: so möget Ihr dennoch ruhig bleiben. Macht keine Dummheit — aber wenn von den Ebenen, Tälern und Bergen des Ungarlandes das Kossuthlied durch die Fenster in die Kasernen dringt: so möge es Euch in den Sinn kommen, daß Ihr Magyaren seid. Jedenfalls aber freut Euch, daß Ihr in Ungarn die letzten österreichischen Soldaten seid.“ Dem Verfasser ist es tatsächlich gelungen, sich den entsprechenden Preßprozeß zuzuziehen, aber es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn es zu einer Verurteilung kommen sollte. Im vorigen Monat gab es in Klausenburg einen Prozeß gegen ein dortiges Blatt, das berichtet hatte, im 82. Infanterie-Regiment halte man wegen des deutschen Kommandos Patronen gegen die Offiziere in Bereitschaft; die Staatsanwaltschaft klagte wegen Verleumdung, — das Verdikt der Geschworenen sprach den Angeklagten frei. Der wackere Bürger

von Klausenburg sieht eben in jener Behauptung keine Verleumdung. Und tatsächlich bekennen diejenigen unter den Kossuthisten, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen, ganz offen, daß „der Hauptkampf um die magyarische Kommandosprache innerhalb der Kasernen erfolgen müsse“. „Die passive Resistenz“, so erklärt der Abgeordnete Zoltán Lengyel, „müsse durch die Kasernenmauern dringen. Nach drei Richtungen hin solle gearbeitet werden: der gesellschaftliche Boykott der österreichisch-deutschen Offiziere, die Resignation der Reserveoffiziere und der weiterdienenden Unteroffiziere und das Nichtverstehen des Deutschen. Man müsse den Soldaten sagen: Gehorcht nur dann euren Vorgesetzten, wenn ihr den Befehl versteht. Einsperren kann man nur einzelne, das ganze Heer kann man nicht einsperren, denn wenn man alle einsperrt, wer wird die Eingesperrten bewachen? Einzelne können keinen passiven Widerstand leisten, nur eine ganze Nation könne das tun, und die Nation müsse den Widerstand auf das militärische Gebiet übertragen. Es müsse jedes deutsche Wort ausgerottet werden.“*)

Wenn auch solches Geschwätz nicht zu tragisch genommen zu werden braucht, so muß doch damit gerechnet werden, daß in erregten Zeiten die werbende Kraft des Unsinns, sobald er nur recht volkstümlich und mit der gehörigen Pose vorgetragen wird, meist eine ungleich gewaltigere ist, als die Macht der kühlen Vernunft; besonders wenn diese nur schüchtern und unsicher zur Geltung zu kommen sucht, wie es bisher von Wien aus geschah. Vielleicht findet sie jetzt einen glücklicheren Anwalt im wiederernannten Ministerpräsidenten Baron Fejérváry. Er hat nun als Chef einer Regierung, die nicht provisorischen Charakter trägt und mit dem Anspruch auf parlamentarische Anerkennung, sowie mit einem bestimmten politischen Programm auf den Plan tritt, festen Boden unter den Füßen, zunächst wenigstens die äußere Möglichkeit, ihn sich in absehbarer Zeit zu schaffen. Der Mut, mit dem sich der 72 jährige General an seine Aufgabe heranwagt, wird jedenfalls von Freund und Feind bewundert. — Und worin besteht diese Auf-

*) Die Forderung des Herrn Abgeordneten Lengyel ist nicht neu; wer sich über den auch in ruhigeren Zeiten immerfort gepredigten Kampf gegen die merkwürdig lebensfähige deutsche „Hundesprache“ weiter orientieren will, findet hierüber in meinem eben erschienenen Buch „Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische“ (München, J. F. Lehmann) ein Kapitel (Allerhand Aufreizung), das mit reichlichen Belegen dient: ungesucht fliegen sie täglich dem zu, der die ungarischen Dinge nur einigermaßen mit Aufmerksamkeit verfolgt.



gabe? Das „nationale“ Schlagwort, das während der letzten Jahrzehnte die politischen Anschauungen der Magyaren in übelster Weise beherrscht und das Parlament schließlich unfähig zu jeder fruchtbringenden gesetzgeberischen Arbeit gemacht hat, soll durch vorzugsweise Behandlung von Fragen sozialer und wirtschaftspolitischer Natur verdrängt und zu dem Zweck durch eine gründliche Aenderung des bestehenden Wahlrechts die Physiognomie des ungarischen Abgeordnetenhauses völlig verändert werden. Das vom König genehmigte Programm der neuen Regierung besteht bezüglich der Wahlrechtsreform nach den bisher (27. Oktober) bekannt gewordenen Mitteilungen in der Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen Stimmrechts; das heißt: stimmberechtigt sollen bei den Reichstagswahlen alle ungarischen Staatsbürger sein, die das 24. Lebensjahr erreicht haben und die des Lesens und Schreibens kundig sind. Die Abstimmung soll außerdem gemeindeweise stattfinden, also nicht, wie bisher, an einem Zentralwahlort des ganzen Wahlkreises, sondern jeweilig in dem Ort, wo der Wähler zuständig und wahlberechtigt ist. Durch die Einführung eines gleichmäßigen Stimmrechts in ganz Ungarn würde die Anomalie beseitigt, wonach in Siebenbürgen ein anderes Wahlrecht geltend ist, als im eigentlichen Ungarn. Und durch die Ausdehnung des Wahlrechts auf alle Staatsbürger, die des Lesens und Schreibens kundig sind und das 24. Lebensjahr erreicht haben, würden unter Magyaren und Nichtmagyaren ganze Volksklassen, die bisher am politischen Leben gar nicht beteiligt waren, zur politischen Betätigung herangezogen werden. Damit wäre die erste Vorbedingung für eine starke Differenzierung der politischen Interessen und Strebungen gegeben. Eine regere Beteiligung am Wahlakt wäre auch durch die gemeindeweise Abstimmung gesichert, weil dann jeder Wähler die physische Möglichkeit hätte, von seinem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Bisher mußte der ländliche Wähler oft tagelang unterwegs sein, wenn er abstimmen wollte, und sein politisches Urteil war meist abhängig von dem Fuhrwerkbesitzer, der ihn nach dem Wahlort reisen ließ. Nach der lex Koloman Széll, die eine relative „Reinheit der Wahlen“ sichern sollte, war es dem Abgeordnetenkandidaten gestattet, dem Wähler nicht nur den Fuhrlohn zu bezahlen, sondern auch für dessen bürgerliche Ernährung während der Wahlexpedition zu sorgen. Dieser landesväterlichen Fürsorge soll also der Kandidat künftig überhoben werden. Er wird aber bei der gemeindeweisen Ab-

stimmung auch nicht mehr in Versuchung kommen, Brücken abreißen, Eisenbahnzüge sich verspäten oder kleine Feldschlachten liefern zu lassen, um Wähler, in deren politische Anschauungen er nicht genügendes Vertrauen setzt, am rechtzeitigen Erscheinen im Wahlort zu verhindern.

Die größte Umwälzung im Wahlverfahren wird indes die geheime Stimmabgabe hervorrufen. Wie viel Wähler bisher ihre Stimme nach dem Wunsche des allgewaltigen Stuhlrichters oder Dorfnotärs und anderer Lokaltyrannen abgegeben haben, ist gar nicht zu ermessen; die Stimmabgabe vor so und so viel einflußreichen Zeugen und Spitzeln erforderte ein solches Maß von materieller und moralischer Unabhängigkeit, daß es eines sichtbaren Drucks auf die Wählerschaft eigentlich nur in den schwierigeren Fällen bedurfte. Welcher Spielraum obendrein der geheimen und offenen Bestechung frei blieb, davon geben schon die Untersuchungsakten der Wahlgerichtsbarkeit beschämenden Aufschluß; und vor dies Forum kamen doch nur die Fälle handgreiflichster Natur. Die bloße Erweiterung des Wahlrechts würde also nur die Wahlkasse der Parteien und Wahlbewerber schwer belasten; erst die Einführung der geheimen Wahl bedeutet für eine große Kategorie gegenwärtiger Mandatsinhaber den vernichtenden Schlag.

Daß Fejérváry beziehungsweise sein Innerminister Kristóffy auf die Forderung der magyarischen Chauvinisten nicht eingegangen ist, die Wahlberechtigung an die Kenntnis des magyarischen Lesens und Schreibens zu knüpfen, ist ihnen hoch anzurechnen. Es geschah auch, wie gleich gezeigt werden soll, im wohlverstandenen Interesse des Magyarentums. Natürlich wäre mit der Erfüllung jener von den Kossuthisten aufgestellten Forderung der Grundgedanke der ganzen Wahlreform ausgeschaltet: es hätte den ultramagyarischen Hitzköpfen, die jetzt das Parlament beherrschen und deren Einfluß sich selbst verständige Politiker unter den Magyaren, wie Graf Julius Andrássy, nicht mehr entziehen können, aus den Reihen der Nichtmagyaren kein Gegengewicht geschaffen werden können. Fejérváry ist Magyare vom Scheitel bis zur Sohle; er hat als Honvédminister den magyarisch-nationalen Wünschen wohl schon über das der Gesamtmonarchie ersprießliche Maß hinaus Rechnung getragen. Er bedarf also nicht des Nachweises, daß er an seinem Volk keinen Verrat üben will. Aber er kennt sein Volk wahrscheinlich zu gut, als daß er nicht wüßte, wie verhängnisvoll diesem selber die unbeschränkte Macht über ein selbständiges Heer

werden würde. Wie schwer diesem Volk das Maßhalten in politischen Dingen fällt, hat es in der letzten Epoche seiner Geschichte gezeigt, während der ihm ein fast unbegrenztes politisches Selbstbestimmungsrecht eingeräumt war. Wohl hat es in dieser Zeit seine politische Kraft bis zur äußersten Grenze und mit schier beispiellosem Erfolg entfaltet; aber seine Wünsche verdichteten sich immer mehr zu einer einzigen Staatsutopie; sie heißt: Ausbau des einsprachigen magyarischen Nationalstaates. Der Wunsch ist begreiflich; doch belehren die harten Tatsachen die Magyaren, soweit sie noch unbefangen sehen wollen und können, tagtäglich darüber, daß all ihr heißes Bemühen nicht zum Ziel führt, ja, daß die Geister, die sie riefen, die eigenen nationalen Kräfte aufzurütteln, vielmehr die eigenen nationalen Leidenschaften aufzupeitschen, auch unter den Nichtmagyaren umgehen und unter ihnen allgemach auch die Lässigsten aufstacheln zur Gegenwehr, später gewiß auch zum Angriff. Bisher lag das Schwert in neutraler Hand; über die „gemeinsame“ Armee verfügt keiner der beiden Staaten, keine der zwölf Nationen und Nationchen. Gelänge es aber den Magyaren, „den ungarischen Teil der gemeinsamen Armee“ sich dienstbar zu machen, so würden sie ihrem utopistischen nationalpolitischen Ziel noch ungleich verwegener zustürmen, — ohne es zu erreichen. Sicher wäre nur das Eine: die über die Magyaren hereinbrechende Katastrophe, das Chaos, in dem wohl auch viel nichtmagyarisches Volkstum und Volksgut begraben würde, worin aber vor allem jede Spur einer künftigen politischen oder kulturellen Mission des magyarischen Volkes hinweggetilgt würde. Die Magyaren wissen es am allerwenigsten, welchen tiefgehenden nationalen Fanatismus sie schon bis jetzt durch ihre Politik besonders in den Slawen und Rumänen gegen sich entfacht haben. Die Glut ist freilich von Asche bedeckt, und die Kurzsichtigen sehen dort nur guten Boden, der ihnen noch reiche Ernte bringen soll, wo der schlimmen Saat nur die Vernichtung harrt. Jeder neue Vorstoß, den das Magyarentum gegen die Mitnationen unternimmt, ist eine Kräftigung feindlicher Mächte gegen das Magyarentum; ihre offene Entfesselung kann durch heftigere Angriffe am ehesten beschleunigt werden, und weil die Lust zu noch schärferen Angriffen am stärksten geweckt würde durch das Bewußtsein des Besitzes auch der physischen Macht, der Armee, darum wäre dieser Besitz für das Magyarenvolk so verhängnisvoll.

Würde die Verleihung des auch so bereits eingeschränkten

„allgemeinen“ Wahlrechts an die Kenntnis des magyarisch Lesens und Schreibens geknüpft, so wäre der Willkür der Beamten Tür und Tor geöffnet, und das Ergebnis wäre ein Parlament, das noch ausschließlicher magyarischen Charakter hätte als das heutige; können doch nach der amtlichen Statistik von den Nichtmagyaren des eigentlichen Ungarn (ohne Kroatien-Slawonien) 83,2 Prozent nicht magyarisch sprechen! Eine noch weitergehende Entrechtung dieser Bevölkerung würde jene Explosion der nationalen Leidenschaften nur beschleunigen, die in absehbarer Zeit ohnehin eintreten müßte, wenn eine kluge Staatskunst nicht rechtzeitig ein Ventil öffnete. Wie viel besser für die Magyaren ist es, wenn sich der überreichlich angesammelte Zündstoff im Parlament entladen kann, als wenn er einmal bei der ersten besten Gelegenheit das Reich in Flammen setzt.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß gerade diese Erwägung Fejérváry-Kristóffy zu ihrem Plan führte; vielleicht half ihnen dabei auch die Erkenntnis, daß man in der Wiener Hofburg trotz aller Konnivenz dem Magyarentum gegenüber sich tatsächlich für alle Fälle entschlossen hat, das Schwert in der Hand zu behalten. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß man dort direkte Angriffe auf das Volkstum der Nichtmagyaren ruhig zuläßt, weil diese Angriffe das dynastische Interesse nicht zu berühren scheinen. Das dynastische Interesse fordert die Beibehaltung der gemeinsamen deutschen Armeesprache, weil sie das weithin erkennbare Symbol der Einheitlichkeit der Monarchie und der von allen übrigen Faktoren des Staatslebens unabhängigen Hoheitsrechte der Krone ist und weil das Beispiel der Magyaren, wenn sie reüssierten, sofort aneifernd wirkte auf andre nichtdeutsche Völker der Monarchie. Die Kroaten und Tschechen haben sich schon sehr deutlich in diesem Sinne ausgesprochen. Die Kommandosprache im Heer, der schließlich das ganze erbitterte Ringen der koalierten magyarischen Parteien mit der Krone galt, ist eben nicht bloß eine Sammlung von 70 bis 80 Befehlsworten, die dem Magyarentum vom Träger der Krone aus verstockter Hartnäckigkeit verweigert werden; die Kommandosprache und das Recht auf deren Bestimmung ist nichts mehr und nichts weniger als die Idee der Macht. Wäre sie nicht dies, so wäre es auch nicht zu verstehen, warum das Magyarentum so ungeheuer viel Gewicht gerade auf diese „nationale Forderung“ legt, warum die Koalition gerade von dieser Forderung nicht abging, warum sie auch die Regierung, die man ihr immerfort anbot,

ohne gerade dies Zugeständnis nicht übernehmen wollte. Man wußte auf dieser Seite genau, um was man kämpfte: nicht um die paar Dutzend Befehlsworte, sondern um die Uebertragung der Reservathoheitsrechte der Krone auf die magyarische Nation, und man rechnete eben auf dieser Seite bestimmt darauf, daß die Krone endlich auch in diesem Punkt nachgeben werde, wie sie es bisher, wenn auch widerstrebend, immer getan; hätten die Apponyis und Kossuths geahnt, daß sich in dieser einen Frage schlechterdings nichts abhandeln läßt, so hätten sie sich gewiß auch den Weg zur Regierung nicht so geflissentlich verbaut, hätten dem Volk nicht weiß gemacht, daß die Würde des Magyarentums dies Zugeständnis unbedingt fordere. Franz Kossuth wäre noch zur Nachgiebigkeit geneigt gewesen, denn seine ganze behäbige Naturanlage widerstrebt eigentlich der Rolle, die ihm durch den zufälligen Umstand aufgenötigt ist, daß Ludwig Kossuth sein Vater war. Aber der unberechenbare, ewig entwicklungsfähige Apponyi, der schon in der liberalen Partei als gefährliches enfant terrible in diese den Keim der Auflösung hineintrug, er hauptsächlich hat, um seine neueste Wendung nach der äußersten Linken verständlich und glaubhaft zu machen, die Koalition in diese verzweifelte Fechterstellung so recht hineindeklamiert. Der Einfluß der inferioren Elemente in der Kossuthpartei wäre immer auf einen ganz bestimmten geistig anspruchslosen Kreis beschränkt geblieben; erst als Apponyis blendende Rhetorik, sein gut posierter düsterer Fanatismus im Lande umging, wurde es immer klarer, daß eine Verständigung zwischen der Krone und der Koalition von Stunde zu Stunde unmöglicher werde. In den Tagen der höchsten Spannung der Krise war mir immer nur davor bange, daß die Koalition die Frage der Kommandosprache vorläufig auszuschalten bereit sei und sich dadurch den Weg zur Regierungsgewalt ebne. Einmal im Sattel, wäre sie dann auch ihrem Ziel, Eroberung der Armee, im Sturme zugeflogen, und dann wäre es sehr bald zu jenem Chaos, von dem oben die Rede war, gekommen, dessen Heraufbeschwörung der Angelpunkt des kossuthistischen Programms ist, ohne daß die Parteigänger in ihrem blinden Draufgängertum eine Ahnung davon hätten.

Das Glück der Magyaren und des Landes hat es anders gewollt. Beiden hat es in Baron Fejérváry den Mann gegeben, der unbedingt den Mut und vielleicht auch die Kraft hat, größeres Unheil zu verhüten, ja aufzubauen, was nationale Verblendung im ungarischen Staat niedergerissen hat. Wenn der Kristóffysche

Plan ehrlich durchgeführt wird, bedeutet das für Ungarn den Beginn einer neuen Epoche. Bisher hat es unter den Magyaren immer an dem führenden Politiker gefehlt, der es gewagt hätte, nicht nur den magyarischen Chauvinismus im allgemeinen als verderblich für das Magyarentum selbst zu bezeichnen und theoretisch die Absurdität des magyarischen Nationalstaatsideals nachzuweisen, sondern auch die Folgerungen für die praktische Politik daraus zu ziehen durch Freimachung neuer Kräfte, die der Entfaltung der älteren monopolisierten hemmend in den Weg träten.

Baron Fejérváry ist entschieden die Persönlichkeit, die ein solches Problem zu reizen vermag. Eine gewisse Souveränität kennzeichnet ihn in seiner ganzen Naturanlage. Man muß ihn im ungarischen Reichstag gesehen haben, wenn man ihn kennen soll. Für den Theaterdonner der äußerstlinken Leonidasse hatte er immer dann das verbindlichste Lächeln bereit, wenn sie den vernichtendsten Schlag gegen ihn zu führen meinten. Immer parierte er diese gutgemeinten Hiebe elegant und sicher, und je mächtiger der Gegner ausholte, desto unfehlbarer traf den Entblößten ein fein pointierter Zwischenruf oder entwaffnete ihn ein verständnisinniges Kopfnicken, eine begütigende Handbewegung, die besagten: „Ich weiß, was ich davon zu halten habe; die Melodie kennen wir schon." Nur wenn die Angriffe sich gegen den Monarchen richteten, an dem Fejérváry auch persönlich mit seltener Treue hängt, stieg ihm das Blut zu Kopfe, dann hieb er die Parade des plumpen Klopffechters durch. Ob Fejérváry gerade die Nationalitätenfrage genau kennt und ihre systematische Lösung anstrebt, möchte ich bezweifeln, aber gewiß fördert er sie in der einen Richtung mit Hilfe seines Innerministers Kristóffy, indem er durch die Wahlreform den Konflikt mit der Krone beizulegen sucht.

Die Statistik scheint nun allerdings zunächst die Auffassung zu widerlegen, als ob den Nichtmagyaren durch Erweiterung des Wahlrechts mehr Bewegungsfreiheit geschaffen würde. Innerminister Kristóffy, der Vater des Reformplanes, hat auf Grund der Erhebungen, die er durch Fachmänner anstellen ließ, dem Ausfrager eines Tiszablatts gegenüber die Aussichten des Magyarentums für den Fall der Durchführung der Reform als sehr günstige bezeichnet. Die Zahl der Wähler, sagte der Minister, beläuft sich heute auf 1 048 976. Hiervon sind 56,2 Proz. magyarisch sprechende

Wähler und 43,8 Proz. gehören den verschiedenen anderen Nationalitäten an. Im Falle der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, wenn es einem jeden Staatsbürger mit zurückgelegtem 24. Lebensjahre, der des Lesens und Schreibens kundig ist, verliehen wird, wird sich die Zahl der Wähler auf 2 621 894 erhöhen. Davon entfallen 61,4 Proz. auf Magyaren, 38,6 Proz. auf die nichtmagyarischen Nationalitäten. Mit Rücksicht auf die Verteilung der Wähler in den einzelnen Bezirken nach ihrer Muttersprache gestaltet sich die Situation folgendermaßen: nach dem heutigen Stande bilden die Wähler magyarischer Muttersprache in 180 Bezirken mehr als 75 Proz., in 49 Bezirken zwischen 50 und 75 Proz., in 55 Bezirken 25 bis 30 Proz., in 129 Bezirken weniger als 25 Proz. Das gibt zusammen die 413 ungarischen Wahlbezirke. Im Falle der Einführung des allgemeinen Stimmrechts betrüge die Zahl der magyarischen Wähler in 187 Bezirken mehr als 75 Proz., in 56 Bezirken zwischen 50 und 75 Proz., in 55 Bezirken zwischen 25 und 50 Proz. und in 115 Bezirken weniger als 25 Proz. Das heißt: während heute unter den 413 Wahlbezirken nur in 229 Bezirken das Magyarentum in der absoluten Mehrheit sich befindet, über 50 Proz., würde es dann in der Zukunft in 243 Bezirken über die Mehrheit verfügen. Es würde sich also auch aus diesem Gesichtspunkt, sagt Kristóffy, (wenn die Verhältnisziffern magyarischer und nichtmagyarischer Wähler nicht in ihrer Gesamtheit, im Landesdurchschnitt, sondern in den einzelnen Wahlkreisen mit einander verglichen werden) die Situation um 14 Bezirke verbessern.

Graf Tisza hatte nämlich in einer längeren Aufsatzreihe das „verhängnisvolle Experiment" der geplanten Wahlreform einer sehr abfälligen Kritik unterzogen und dadurch das Lob seiner größten politischen Gegner eingeheimst; „Magyarország", das Blatt, in dem Tisza, sehr mit Unrecht, als „Werkzeug Wiens" bis aufs Messer bekämpft worden war, begrüßte ihn daraufhin als „patriotischen Mitstreiter" auf diesem Gebiet. Nach Tiszas Berechnungen würde auf Grund des allgemeinen Wahlrechts den Nichtmagyaren „vielleicht ein Drittel, ganz gewiß aber ein Viertel der heutigen Abgeordnetenplätze zufallen", „und wenn es im ungarischen Reichstage 100 bis 150 Abgeordnete geben würde, die sich dem Programme der nichtmagyarischen Nationalitäten anschließen, dann würden sicherlich auch die kroatischen Abgeordneten sich schwer auf die Seite der Magyaren stellen können; 150 bis 200

nichtmagyarischen Abgeordneten würden 250 bis 300 magyarische Abgeordnete gegenüberstehen". Damit wäre aber nach Tisza „der Boden für einen sich auf die nichtmagyarischen Nationalitäten stützenden reaktionären Versuch vorbereitet". „Sollen wir", fragt Tisza, „unsern Feinden die Waffe in die Hand geben? Das wäre der Selbstmord der ungarischen Nation."

Wenn Tisza mit seiner Theorie über den politischen Tod des Magyarentums Recht hätte, so stünde es schlimm um das Leben dieses Volkes; es wäre nur bedingt durch die künstliche Unterbindung fremden Volkstums. Und was wäre denn in Wahrheit die gefürchtete „Reaktion" anderes als die Befreiung dieses Volkstums von unnatürlichen Fesseln? So gering darf aber vom Magyarentum und dessen historischer Mission innerhalb des ungarischen Staates am allerwenigsten ein Magyare denken, wenn auch anderseits feststeht, daß die Magyaren im freien Wettbewerb mit politisch gleichberechtigten Volksindividualitäten mehr innere Kraft werden dransetzen müssen, um ihre politische und kulturelle Superiorität nachzuweisen. Je selbstbewußter der Magyare ist, je mehr durchdrungen von seiner Ueberlegenheit, desto weniger darf er sich davor scheuen, in jenem friedlichen Ringen um die höhere Geltung mit gleichen Waffen zu kämpfen!

Wie ungleich die Waffen bei dem gegenwärtigen Wahlrecht sind, beweist mittelbar der erste, unanfechtbarere Teil der Kristóffyschen Statistik, der sich auf die zur Zeit in Geltung stehenden Wählerkonskriptionen bezieht. Demnach verfügen die Magyaren jetzt nur in 229 Wahlkreisen über die unbedingte Mehrheit; es müßten also schon heute im ungarischen Abgeordnetenhaus eigentlich 184 nichtmagyarische Vertreter sitzen (die 50 Kroaten nicht mitgezählt). Wo sind sie? Mit Mühe und Not bringt man zwei Dutzend zusammen. Die mangelnde politische Organisation und Disziplin unter den nichtmagyarischen Wählern gibt lange keine zureichende Erklärung für dies krasse Mißverhältnis. Wohl fehlt es den großen Massen der nichtmagyarischen Bevölkerung an der notwendigen politischen Erziehung, weil die ständische Verfassung sie zum allergrößten Teil bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von den primitivsten politischen Rechten grundsätzlich ausschloß; wohl hat auch der in den neunziger Jahren von den Ministern Hieronymi und Bánffy erfundene und rigoros durchgeführte Grundsatz, daß die Bildung politischer Parteien nach Nationalitäten nicht zulässig sei, die Bewegungsfreiheit der Nichtmagyaren stark

gehemmt,*) aber das alles genügt noch immer nicht, um verständlich zu machen, warum (nach der amtlichen Zählung des Jahres 1900) 8 132 740 Nichtmagyaren der bürgerlichen Bevölkerung im eigentlichen Ungarn (ohne Kroatien-Slawonien) 23 Vertreter in das ungarische Abgeordnetenhaus entsenden, während auf 8 588 834 Magyaren 390 Vertreter entfallen! Diesem ungesunden, auf die Dauer ohnehin nicht haltbaren Zustand kann eben nicht nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ein Ende bereiten, es muß auch die geheime Abstimmung eingeführt werden; sie wird den oben bezeichneten Mißbräuchen, die Ungarn zum klassischen Land der Wahlkorruption gemacht haben, einen kräftigen Riegel vorschieben.

Wenn die ganze Reform, die sich allerdings auch auf eine gerechtere Einteilung der Wahlkreise erstrecken muß,**) einmal durchgeführt ist, werden sich auch die Magyaren mit den neuen Verhältnissen abfinden und danach einrichten. Ein fester Wille der Regierung, die von oben und unten gestützt wird, überwindet auch den Unwillen und das Widerstreben des Parlaments; hat doch schon das Magnatenhaus, das ursprünglich sehr scharf gegen das Kabinett Fejérváry Stellung nahm, die letzte Vertagung des Reichstags — und zwar auf Antrag des als Kernmagyaren bekannten Universitätsprofessors Beöthy Zsolt — „mit homagialer Ehrfurcht zur Kenntnis genommen“ und bloß dem Bedauern über die wiederholte Vertagung und zugleich „dem Wunsch und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß solche Vertagungen in Hinkunft nicht vorkommen werden und daß es gelingen werde, die auf dem Lande so schwer lastenden unseligen Zustände abzustellen und damit die gestörte Ruhe des Landes und das normale verfassungsmäßige Wirken der Faktoren der öffentlichen Gewalt wieder herzustellen“. Der beantragte Protest des Barons Prónay gegen die Vertagung des Reichstags und das gegenwärtige Regierungssystem wurde abgelehnt.

Das Abgeordnetenhaus in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wird freilich den verzweifelten Widerstand gegen das Ministerium Fejérváry nicht aufgeben, schon aus dem einfachen

*) Neuerdings hat Kristóffy erfreulicherweise die Abhaltung auch rumänischer und slowakischer Wählerversammlungen gestattet und diesbezügliche Verbote der Verwaltungsbeamten aufgehoben.

**) Kristóffy soll auch eine neue Wahlkreiseinteilung in Aussicht gestellt haben; sein ganzes Programm wird er in allernächster Zeit veröffentlichen.

Grunde, weil die Mehrzahl der jetzigen Abgeordneten, wenn einmal auf Grund des neuen Wahlgesetzes gewählt wird, den Saal der Gesetzgebung nie wieder betreten wird. Will aber die Regierung, wie sie versichert, den verfassungsmäßigen Weg nicht verlassen, so muß sie nach Auflösung dieses Reichstags für die Neuwahlen noch das alte Wahlgesetz anwenden, um dann dem neuen Reichstag die Wahlreform vorzulegen. Ob sie imstande sein wird, unter diesem Schlagwort ein Parlament wählen zu lassen, das die Wahlreform annimmt, ist keineswegs ausgemacht. Die geplante Neuernennung von Obergespänen — man spricht davon, daß drei Vierteile sämtlicher Stellen durch neue Männer besetzt werden sollen, angeblich, wie rumänische Blätter, allerdings unter Vorbehalt, melden, sogar durch einige Rumänen — wird gewiß wesentlich nachhelfen, aber der großgezogene Geist der Renitenz wird sich nicht so leicht bändigen lassen. Ob man um eine Oktroyierung der Wahlreform herumkommen wird, wofür dann die nachträgliche Genehmigung der nach dem neuen Wahlrecht gewählten Volksvertretung einzuholen wäre, ist schwer zu entscheiden. Uebrigens ließe sich eine vorläufige Oktroyierung auch vom Standpunkte strengster Verfassungsmäßigkeit vollkommen rechtfertigen. Die Obstruktion war es doch, die durch ihr gewaltsames Vorgehen das verfassungsmäßige Funktionieren der Staatsmaschine verhinderte. Die gegenwärtige Parlamentsmehrheit aber hat sich einen verfassungswidrigen Eingriff in die Hoheitsrechte nicht nur des Königs von Ungarn, sondern auch des Kaisers von Oesterreich als obersten Kriegsherrn zu schulden kommen lassen. Dieser Rechtsbruch würde durch ein Befragen der ganzen „politischen Nation", als das sich jene Oktroyierung darstellte, wieder gut gemacht; sie wäre nichts anderes als die Wiederherstellung der Rechtskontinuität, die auch das neue Parlament formal als solche beglaubigen würde. Und ein wirklich gefährlicher Widerstand gegen die in solcher Zwangslage verfügte, die Volkssouveränität zum Richter anrufende Oktroyierung wäre nicht zu erwarten, da man nicht nur das Recht, nicht nur die militärische Macht auf seiner Seite hätte, sondern vor allem auch die in ihren demokratischen Instinkten mächtig gestärkten breiten Bevölkerungsmassen des Landes.

Welchen Weg man nun auch als den gangbarsten wählen mag, kommen wird das neue Wahlrecht. Seit der Innerminister Kristóffy die Losung ausgegeben hat und sie im Lande einen so

kräftigen Widerhall gefunden, ist daran nicht zu zweifeln. Haben doch selbst die Kossuthisten, ja sie zu allererst, im Parlament die Forderung aufgestellt; allerdings nur, um durch das Schlagwort die Massen für sich zu gewinnen. So sind sie durch die Regierung in den Netzen ihrer eigenen Taktik gefangen worden. Sie waren es auch, die zuerst die Gasse mobilisierten, um mißliebige Regierungen über den Haufen zu rennen; nun müssen sie sich mit den von ihnen aufgebotenen Hilfstruppen auf dem Forum auseinandersetzen, das ihnen das passendste erschien.

Den deutschen Leser wird es interessieren, etwas darüber zu erfahren, wie sich die Siebenbürger Sachsen zu der Frage der Wahlreform stellen. Ihnen wird es naturgemäß unter allen Nichtmagyaren am schwersten, sich damit zu befreunden, da sie eine Anzahl Mandate verlieren würden, wenn es nicht gelänge, mit den Rumänen irgend ein billiges Abkommen zu treffen. Das wäre aber noch ein erträglicher Verlust; viel schmerzlicher würden sie es empfinden, wenn die neue Wahlordnung auch auf die Gemeinde- und Munizipalwählerschaft ausgedehnt würde. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß die Magyaren in ihrer Gesamtheit sich dazu entschließen und daß eine solche Erweiterung der Reform von oben geplant wird; sie liegt am allerwenigsten im Interesse des Magyarentums und wäre auch durch nichts begründet. Reichstags-, Provinzial- und Gemeindewahlrecht sind wesentlich verschiedene Dinge. Ein sicherer und großer Gewinn bestünde aber bei der neuen Reichstagswahlordnung für die Sachsen*) darin, daß ihre Vertreter im Reichstag nicht mehr so isoliert daständen wie heute, daß der ultramagyarische Nationalismus durch eine starke Minorität im Schach gehalten werden könnte und — was am allerwenigsten zu unterschätzen ist — daß den sächsischen Abgeordneten, wenn nur die rechten Männer auf den Posten gestellt werden, unter ihren nichtmagyarischen Kollegen ganz von selbst eine Art Führerrolle zufiele. Die Zugehörigkeit zum deutschen Volk, von dem weder der Rumäne, noch der Serbe, noch der Slowake etwas zu fürchten hat, dient den deutschen Vertretern im ungarischen Reichstag immer als besondere Empfehlung, da die ungarische Nationalitätenfrage

*) 12 sächsische Abgeordnete gehören augenblicklich noch der liberalen Partei an; die Feststellung eines neuen Programms, womit diese Partei sich jetzt beschäftigt, wird deutlich zeigen, daß ihr Platz dort nicht mehr ist; der am 17. Oktober im Honigberger Kreis gewählte sächsische Abgeordnete Kopony hat seinen Wählern die Erklärung abgegeben, daß er sich keiner Partei anschließe.



Alle… eines gewissen europäischen Interesses
etwas ex…
große… …völlig ausgeschlossen, daß in dem auf
Reg… …stellten Parlament auch Magyaren
je… …nationalen Gleichberechtigung stellen
… abgenutzten Schlagworte von der Selb-
… und vom einsprachigen magyarischen National-
… und Werbekraft verloren haben. Dadurch könnte
… eine vernünftige Verständigung zwischen Magyaren und …ichtmagyaren angebahnt werden. Freilich ist diese Verständigung durch den Kultusminister des Kabinetts Fejérváry schon jetzt sehr erschwert worden, indem er durch eine Anzahl von Verordnungen das nichtmagyarische Volksschulwesen arg bedroht hat. Gegen diese gesetz- und verfassungswidrigen Verordnungen haben Sachsen und Rumänen einmütig in der denkbar schärfsten Weise protestiert; das Landeskonsistorium der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen hat soeben in dieser Angelegenheit auch eine Immediateingabe an den Monarchen gemacht. Es ist wohl verständlich, warum die Regierung sich zu diesem Schritt veranlaßt sah. Sie will beim kossuthistischen Magyarentum, bei dem sie durch die Wahlreform diskreditiert erscheint, ihre „nationale“ Gesinnung legitimieren. Damit hat aber das Ministerium die nationale Frage, die es durch seine Wahlreform von der Tagesordnung absetzen wollte, aktueller gemacht, als es ihm lieb und förderlich sein dürfte. Der Feldzugsplan, der nach der einen Seite mit großem Geschick entworfen wurde, ist dadurch zu kompliziert geworden. Dieser Anschlag auf die Schule, besonders auf die deutsche, ist auch mit dem Charakter Fejérvárys nicht recht in Einklang zu bringen. Er hat im Reichstag vor einigen Jahren selbst mit großer Entschiedenheit für die deutsche Sprache eine Lanze gebrochen, indem er einem Kossuthisten nahelegte, daß „die Kenntnis der deutschen Sprache allenfalls für einen Hortobágyer Pferdehirten entbehrlich sei, nicht aber für einen Anspruch auf Intelligenz erhebenden Menschen“.

In irgend einer Form müssen die Verordnungen gegen die

**) Das Verhältnis der Sachsen zu den Rumänen, das dem Reichsdeutschen nicht leicht verständlich ist, habe ich in den erwähnten „Ungarischen Rhapsodien“ etwas eingehender behandelt; ebendort findet der deutsche Leser auch über die Stellung der ungarländischen Slawen zum Deutschtum manches, was der anderwärts landläufigen Auffassung nicht entspricht. Die ungarische Nationalitätenfrage ist eben auch in dieser Hinsicht eine Besonderheit und kann nur aus sich heraus und nicht nach fremden Analogien verstanden werden.

nichtmagyarischen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalt: Haben Kraft gesetzt werden; im äußersten Fall wird es eben d ent die Aufgabe sein, die hier den künftigen nichtmagyarischen Verk gwort im neuen Reichstag gestellt ist. Welche günstige Perspektive rung öffnet sich gerade im Hinblick auf diesen Kampf um bedrohtes Volk en tum für ein einmütiges Vorgehen der Nichtmagyaren im Parlament: — Die Gegner der ungarischen Wahlreform weisen darauf hin, daß bei der neuen Zusammensetzung des Reichstags „der wüste nationale Hader“ im ganzen Lande entfacht und, wie in Oesterreich, auch ins Parlament getragen würde. Nun, das österreichische Beispiel ist nicht gar so abschreckend! Dort ist doch trotz aller Beschwerden der Deutschen, wie der Tschechen, Italiener und Slowenen, durch die Kräfteverteilung im Parlament kein Volksstamm so sehr im Vorteil, daß ein andrer völlig unterdrückt, seiner kulturellen oder politischen Lebensbedingungen beraubt wäre. Der „wüste nationale Hader“ ließe sich noch ertragen, wenn die Deutschen im eigentlichen Ungarn ähnliche Ansprüche erheben dürften, wie die Italiener oder Slowenen in Oesterreich. Was würden die Magyaren dazu sagen, wenn jene Deutschen vom Staate Ungarn für sich eine deutsche Universität verlangten, wie die Italiener und Slowenen von Oesterreich? Und doch stellen diese nur 2,8 bezw. 4,7 Prozent der Gesamtbevölkerung der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder dar, die Deutschen in Ungarn aber 11,9 Prozent, die Rumänen gar 16,6! Die Nichtmagyaren in Ungarn sind so bescheiden, daß sie nur verlangen, man möge ihnen die Schulen, die sie aus eignen Mitteln erhalten, nicht entnationalisieren. Wer ihnen das versagt, stellt den Staat in Gegensatz zu seinen primitivsten Kulturaufgaben.

Gegen die Wahlreform in Ungarn wird von anderer Seite eingewendet, daß die Sozialdemokratie dadurch in die Höhe gebracht und den Regierenden noch über den Kopf wachsen werde. Wer das behauptet, kennt die Struktur der ungarländischen Gesellschaft nicht. Einen geringen sozialdemokratischen Einschlag wird wohl der Reichstag bekommen, gerade genügend, um dem Parlament auch andere Anregung zu geben, als die mit den sattsam bekannten „nationalen Forderungen“; und nachdem in Ungarn ohnehin bis jetzt von einer sozialen Gesetzgebung nicht die Spur zu finden ist, kann die Betätigung auf diesem Gebiet nur als gesunde rechtzeitige Prophylaxis gegen künftige Auswüchse des Sozialismus angesehen werden.

Alles in allem genommen hat von der Wahlreform niemand etwas ernstliches zu fürchten, als eine Anzahl, und zwar eine sehr große Anzahl derzeitiger Mandatsinhaber. Mit ihnen muß die Regierung den schwersten Kampf bestehen; im übrigen bleibt ihr jetzt keine Wahl mehr: sie hat sich einmal entschlossen, ins Wespennest zu greifen; die einzige Rettung für sie ist nun, — fest zuzugreifen.

* * *

Gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn soll bei den gemeinsamen Ministerkonferenzen in Wien das Bedenken geäußert worden sein, daß sich eine Rückwirkung auf Oesterreich nicht werde vermeiden lassen. In einem nächsten Artikel wollen wir der Frage nähertreten, ob die Deutschen in Oesterreich eine solche Rückwirkung zu fürchten hätten. Für Oesterreich ist das Problem ohne Frage ungleich verwickelter; wir werden aber sehen, daß unsere Stammesbrüder in Oesterreich keinen Grund haben, gerade aus diesem Gesichtspunkt sich einem unzeitgemäßen lähmenden Pessimismus hinzugeben.

Notizen und Besprechungen.

Ein Wort zum Frieden.

Das im Maiheft dieser Zeitschrift unter obigem Titel erfolgte Preisausschreiben hat Bewerbungen bisher nicht zur Folge gehabt. Die in jenem Aufsatz genannte Vereinigung hat daher die ausgesetzte Summe von 600 Mark auf 1000 Mark erhöht, welche nach Maßgabe der in dem Artikel enthaltenen Bedingungen durch mich zur Auszahlung kommen werden.

Gleichzeitig wird die Frist zur Einlieferung der Preisschriften auf den 15. Juni 1906 festgesetzt.

Münster i. W., Oktober 1905.

i. A.

Professor Dr. H. Erman.

Altertumswissenschaft.

Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung VIII: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache, von Ulr. v. Wilamowitz-Möllendorff, Karl Krumbacher, Jak. Wackernagel, Friedr. Leo, Ed. Norden, Franz Skutsch. Berlin und Leipzig, Teubner, 1905. 464 S. Lex.-Okt.

Von der großen Teubnerischen Enzyklopädie, die zunächst in etwa vierundzwanzig Bänden die Geisteswissenschaften, dann auch Naturwissenschaft und Technik behandeln will, liegt vor der Band, der sich mit Literatur und Sprache der Griechen und Römer beschäftigt: die „klassischen Philologen" haben also ihre Beiträge am promptesten geliefert. Aber es ist sogleich zu bemerken, daß es sich längst nicht mehr bloß um das sogenannte klassische Altertum handelt, und daß die Philologen sich durchweg als Historiker fühlen. Und ein zweites drängt sich auf: es gibt in Deutschland, es gibt unter den deutschen Gelehrten Männer, die schreiben können. Ich sehe darin eine Frucht des in neuerer Zeit ernster genommnen öffentlichen Vorlesungswesens, wobei ich auch an Publica vor Hörern aller Fakultäten denke, und an die von England ausgehnde Bewegung der Universitäts-

ausdehnung. Wenn es den Mitarbeitern an den andern Bänden in gleichem Maße gelänge, Bücherstaub und Tinte, Gelehrtengezänk und Gelehrteneitelkeit hinter sich zu lassen, so wäre diese Riesenenzyklopädie aus dem Anfange des XX. Jahrhunderts mehr als eine große Anzahl von Referaten über Geschehnes und Getanes, sie wäre selber eine Tat.

Wer von dem Umfange und der Beschaffenheit des Materials eine Vorstellung hat, wird sich nicht wundern, hier zu dem Bericht über eine Seite nur der griechisch-römischen Kultur sechs Gelehrte berufen zu sehn: über die griechische Literatur und Sprache Wilamowitz, Krumbacher, Wackernagel, über die lateinische Leo, Norden, Skutsch.

Diese sechs, gar nicht einer einzigen sogenannten Schule angehörigen Gelehrten, scheinen nun in enger persönlicher Fühlung oder durch den Herausgeber Hinneberg vermittelter Verbindung mit einander gearbeitet zu haben; nur so scheint es erklärlich, daß in der Tat, bei aller Verschiedenheit der Individualitäten, etwas Einheitliches und Ganzes herausgekommen ist. Bei genauerm Hinsehn wird man indes einen andern Eindruck gewinnen: die Tätigkeit des Herausgebers hat sich auf die redaktionellen Sorgen der Arbeitsabgrenzung und der Umfangsbestimmung erstreckt; die schließlich alle Divergenzen weitaus überwiegende Uebereinstimmung, im einzelnen und in dem Hauptergebnis, „Das wichtigste, in den tiefsten Fragen geistigen Lebens ausschlaggebende Element in den Kulturen des Abendlandes ist griechisch“, liegt in der Sache und ruht auf den während des XIX. Jahrhunderts ausgebildeten sachgemäßen Forschungsmethoden. Man darf darauf gespannt sein, ob in den spätern Bänden Romanisten und Germanisten, Religionshistoriker und Physiker zu einem ähnlichen Ergebnis kommen werden. In diesem Bande liegt der Schwerpunkt des Nachweises einer Kontinuität zwischen der griechischen und allen modernen Kulturen, wie sich leicht begreift, in der von Ed. Norden behandelten Zeit des Ueberganges vom Altertum zum Mittelalter, wenngleich sich der Verfasser im Rahmen dieses Werkes mit einem bescheidnen Sonderplätzchen zufrieden gibt.

Ebenso rechtfertigt es sich von selbst, daß dem Griechentum, als der Wiege unsrer gesamten abendländischen Kultur, zwei Drittel des ganzen Bandes gegönnt werden. Wenn aber dann, innerhalb der griechischen Literatur des Altertums (bis 529 n. Chr.), die sogenannte klassische Periode halb soviel Raum einnimmt als die nachklassische, so ist das zwar auch mit Ueberlegung und Absicht geschehn; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß den Verfasser, U. von Wilamowitz, diese Proportion auf die Dauer befriedigen werde. Wenn, wie zu erwarten steht, früher oder später, von ihm ein Iliasbuch herauskommt oder eine ausführliche Geschichte des attischen Dramas, zur Widerlegung oder wenigstens Einschränkung des jetzt zu seiner Entschuldigung geltend gemachten Arguments, daß in den bisherigen Darstellungen umgekehrt die klassische Zeit allzugut weggekommen sei, oder, früher, wann nach des Verfassers Ansicht der jetzige antiklassizistische

Vorstoß seine erzieherische Wirkung getan haben wird, oder, noch früher, sobald der Verfasser inne wird, daß er wirklich großen Erscheinungen einer wirklich auch großen Zeit mit seinen zwar auch großgearteten, aber doch allzu raschen Strichen nicht gerecht geworden ist, wird sich von selber ein sachgemäßeres Verhältnis herstellen.

Bis das geschieht, wird sich der verständige Leser die Freude an dem Gegebnen nicht trüben lassen, und des Erfreulichen ist hier wahrlich die Fülle. Er wird das homerische Epos, nach manchen in der Hitze des Gefechts gefallnen herabwürdigenden Urteilen, wieder an den rechten Ort gesetzt sehn, wird hören, wie weniges, aber doppelt kostbares uns aus den Anfängen griechischer Lyrik bekannt ist, scharfe, aber im wesentlichen gewiß zutreffende Worte über Alkaios, eindringliche, von lebhafter innrer Anteilnahme zeugende über Sappho, ruhig und fein abgewogne Urteile über die Meister der Chorlyrik, Urteile, die, auf einer bisher nur selten erreichten historischen Einfühlung beruhn. Minder befriedigen, wie bereits angedeutet, die eben nur skizzenhaften Bemerkungen über die Tragödie. Selbst Euripides, zu dessen Muse Wilamowitz doch wahrlich nahe Beziehungen hat, muß sich mit einigen Aphorismen und einem Goethezitat abfinden lassen. Groß angelegt und teilweis auch durchgeführt ist die Geschichte der ionischen und attischen Prosa, Demosthenes, früher mit manchem unmutvollen Wort bedacht, erfährt wieder eine gerechtere Beurteilung, Platon wird mit herzhafter Sympathie, im einzelnen dem augenblicklichen Stande oder Flusse der Forschung entsprechend, mit Zurückhaltung besprochen, fein umrissen folgt ein Bild des Aristoteles. Hiernach setzt eine viel breiter ausladende und teilweise schärfer zugespitzte Darstellung ein: man merkt, um dieser Partien willen hat Wilamowitz das Buch oder seinen Anteil an dem Buche zu schreiben übernommen. Auf manchen Widerspruch wird er gefaßt sein bei der Einschätzung der Historiker, besonders des Polybios. Unter den Dichtern der hellenistischen Zeit hat bei früheren Generationen wohl keiner eine schiefre Beurteilung erfahren als Theokrit, hier steht dafür ein desto gelungneres Charakterbild; mit besonderm Interesse wird man Wilamowitz über seinen Freund Kallimachos reden hören. Höchst lehrreich und lesbar geschrieben sind auch die letzten dreißig der römischen Periode gewidmeten Seiten.

Die Bedeutung dieser Literaturgeschichte erschöpft sich natürlich nicht bei einmaliger rascher Durchlesung. Besonders hervor tritt der mit Nachdruck und Glück verfolgte Einfluß der ionischen Intelligenz (schon im Isyllos [1886] 75. 98. 103. 149): hier haben sich Zusammenhänge ergeben, die für das Verständnis der Geschichte sehr fruchtbar werden können.

Ueber die Form der Darstellung läßt sich nicht mit einem Wort urteilen: neben Glänzendem stehn ganz sorglos redigierte Sätze, neben ungemein Schlichtem und tief Ergreifendem steht Gesuchtes und Geschraubtes. Ergreifend wirkt die aufrichtige Bescheidenheit, mit der Wilamowitz, der

neu gestellten, unabsehbare Arbeit heischenden Aufgabe gegenüber, von der noch in ihren Anfängen stehenden griechischen Literaturgeschichte spricht. Zugleich aber geht durch das Ganze ein Blickfeuer von Polemik meist gegen pluralisch, im Hintergrunde, als ein ziemlich törichtes Gesindel vorüberziehende Gegner; es ist dies eine berechtigte Eigentümlichkeit des Verfassers, mit den besten Seiten seines Wesens verknüpft, übrigens in diesem Werke, wenn auch immer noch hervorstechend, doch sichtlich zurückgedrängt. Neu ist eine Reihe von Ausfällen gegen gewisse Gymnasiallehrer, die ihre Primaner in erster Linie mit einigen hervorragenden, psychologisch und künstlerisch bedeutenden Schriftwerken bekannt machen wollen, anstatt mit einem, nun vollends von fremder Hand vorgeschnittnen, zwar mannigfach interessanten, aber schließlich mehr zerstreuenden, als wirklich nahrhaften Vielerlei. „Schulmeister, die ihre Schulautoren mit der Literatur identifizieren!“ „naive Anmaßung, wenn diese Ignoranten sich als Philologen aufspielen!“

Ich denke, die einzige Rettung aus den tiefsten Schulnöten, bei uns und anderswo, ist, daß wir das Schulmeistertum, das sich bei jedem Lehren, es sei wo es sei, leicht ungebührlich breit macht, überwinden durch eine lebensvolle Wissenschaftlichkeit. Was die Universität dazu tun kann, ist klar: selber eine lebensvolle Wissenschaftlichkeit pflegen und den Schulen echt wissenschaftlich vorgebildete Kandidaten liefern. Ein Monopol auf Wissenschaft hat sie nicht. Und wenn Gymnasiallehrer ihre knapp genug bemeßne Muße dazu verwenden, vor allem den Schulautoren, d. h. den Autoren, an denen die Jugend hinauf- und in die Psychologie des Kulturmenschen hineinwachsen soll, eine philologische Behandlung angedeihn zu lassen — es ist eine stattliche Reihe, von Homer und Sophokles bis zu Tacitus und Ovid —, so soll man auch den Schein vermeiden, als wolle man ihnen dies verleiden, vollends in einer Zeit, die mit „Pädagogik“ die fehlenden Kräfte zu ersetzen gedenkt.

Aber es gibt da nicht nur wissenschaftlich ungenügenden, es gibt auch „perversen Schulunterricht!“ Und bei einer unvermutet hereinschneienden, aber sonst wohlbegründeten Abweisung des Gedankens, den deutschen Aufsatz in den Mittelpunkt des „nationalen“ Unterrichts zu stellen, wobei allerdings stark ins Gewicht fällt, daß zum deutschen Unterricht ein besondres Charisma gehört und es hier an einer festen Tradition gebricht, die Ratlosigkeit mancher Berufnen aber nicht Auserwählten also oft wirklich groß ist, gestaltet sich diese Erwägung zu einem Böllerschuß gegen die „pädagogische Impotenz“ unsres deutschen Unterrichtes überhaupt. Nun, wahr ist es, die schriftstellerische Kunst der Deutschen ist, verglichen z. B. mit der der Franzosen, durchschnittlich gering, und selbst, wo ein großes Können vorhanden ist, vermißt man oft genug, was sich doch am Ende lernen läßt, Sinn für Deutlichkeit und Ebenmaß und eine gewisse Sicherheit des Tones. Warum verdirbt nun Herr von Wilamowitz hier, wo er im Grunde recht hat, alles durch die Hitzigkeit

des Urteilens und das Beschimpfende des Ausdrucks? Es wäre kein Wunder, wenn es wie in den Wald hinein- so auch herausschallte, und zur Kennzeichnung dieser ungehemmten Eruptionen ein Wort fiele aus der allernächsten Nachbarschaft von „Impotenz“ und „Perversität“.

In einfach und ruhig dahinfließender Sprache, aber da, wo die Darstellung ins Einzelne und in die Tiefe geht, ungemein frisch und anschaulich erzählt Krumbacher die Geschichte der griechischen Literatur des Mittelalters. Doch nirgends bedauert man so schmerzlich als hier die isolierte Betrachtung der literarischen Seite der Kultur: gerade in Byzanz ergibt das mit Notwendigkeit ein schiefes Bild. Nun wird uns, was von den Wissenschaften in Byzanz zu sagen ist, was vom wirtschaftlichen Leben, von der Baukunst, der Malerei, der Verskunst, der Musik und der Religion, schließlich in einem halben Dutzend von Bänden verstreut vorliegen; hier ruft alles nach einer zusammenfassenden byzantinischen Kulturgeschichte. Sehr wichtige, und wenn die heutigen Griechen so verständig wären, als sie es nicht sind, folgenreiche, Bemerkungen macht Krumbacher über Volkssprache und eine gewisse wurzellose Literatursprache.

Auf dem knappen Raume von anderthalb Bogen handelt Wackernagel von der griechischen Sprache. Eine größere Schlichtheit und Liebenswürdigkeit des Vortrags bei unbedingter Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit des Urteils erscheint nicht denkbar. Wenn die Geschichte der griechischen Literatur noch in ihren Anfängen steht, die griechische Stilgeschichte ist es erst recht. Aber nirgends, wo der Grammatiker hier in das stilistische Gebiet hinübergreift, hat man das Gefühl, daß er nicht imstande wäre, die volle Verantwortung für das zu tragen, was er sagt.

Leos sechzig Seiten über die römische Literatur sind ein literarischer Leckerbissen. Hier redet vollkommne Beherrschung des Materials im Bunde mit einem Geschmack, dem grelle Schlaglichter und scharfe Schatten zuwider sind, aber feine Umrisse und zurückhaltende Tönung lieb. Schließlich kommt wohl alles heraus, was herauskommen muß; aber einigemal ist die Färbung doch wohl zu gedämpft und die Umrisse verschwimmen, so bei Ciceros Klarheitsbedürfnis, bei Horazens Lyrik, wenn sie jugendfrisch erscheinen will. In dem Bilde des Tacitus vermißt man den Zug, der allein den großen Künstler von dem Vorwurf virtuosen Spiels und anklägerischer Mache befreit, den pathologischen, der sich mit dem Alter verschärft und an Stelle der gesunden Affekte der Liebe und des Hasses Zwangsvorstellungen setzt von der Niedertracht gewisser Machthaber und dergleichen. Auch der Stil des offenbar sich immer einsamer fühlenden Schriftstellers gerät aus einer Furcht vor dem gedankenlos Trivialen immer

tiefer hinein in einen Widerwillen gegen das Natürliche und Gesunde. Ursprung und Verlauf des Prozesses glaubhaft und erschütternd darzustellen, sollte wohl möglich sein. Aber wichtiger als die fast durchweg meisterlich gelungnen Porträts ist der große Zusammenhang, in den alles gerückt ist, und der so eingehend und handgreiflich bisher noch niemals erbrachte Nachweis, daß die römische Welt nicht zu verstehen ist ohne die griechische.

Nordens Geschichte der spätern lateinischen Literatur bietet eine ganz eigne Mischung von Trockenheit und Wärme. Dieser meistens ganz schmucklos redende Schriftsteller kann Menschen zeichnen, weil er ein ernster, um nicht zu sagen leidenschaftlicher Menschensucher ist. Aber er kann auch Geschichte schreiben, weil der Tiefe seines Blicks die Weite gleichkommt. Nebenbei: wie kommt der Friese zu dem Austriazismus „nur mehr" für „nur noch" (sprich „nurr mär")?

Eine Niete ist, es kurz zu sagen, der Abschnitt über die lateinische Sprache, von Skutsch, offenbar eine hastige Arbeit, bei der wohl die Feder heiß, aber das Herz nicht warm geworden ist. Ich kann nicht finden, daß hier das Niveau wesentlich höher wäre als bei dem von Skutsch ganz richtig eingeschätzten Charakteristiker der lateinischen Sprache, von dem ein feiner Kenner geurteilt hatte: un peu poncif! Zur Erklärung dieses überraschenden Ergebnisses und zum Trost läßt sich anführen, daß Skutsch die lateinische Sprachgeschichte gleichzeitig in einem andern Sammelwerk zu behandeln hatte, Krolls „Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert", und daß er dort die meisten seiner Mitarbeiter ebenso weit überragt als er hier hinter ihnen zurückbleibt.

Die mehrfach von den Verfassern eingestreuten oder angehängten geschichtsphilosophischen Betrachtungen, mit deutlichen Anspielungen auf allerneuste Erscheinungen, vermag ich, so sehr ich sachlich meistens einverstanden bin, hier nicht recht angebracht zu finden. Schließlich bilden sie doch, wenn es darauf ankommt, allgemein gültige Gesetze zu formulieren, eine Aufgabe für sich. Als hier und da aufgesetzte Lichter wirken sie leicht wie eine Tendenz, die dann das Ganze grade um seine tiefsten Wirkungen zu bringen droht.

Den Teutonismus, diese Mischung von Romantik, Brutalität und Neurasthenie, wird man weder durch Gründe überzeugen noch durch Predigten bekehren. Seine politische Gemeingefährlichkeit wird mit politischen Mitteln zu bekämpfen sein. Die Wissenschaft hat hier wie überall keine andre Aufgabe, als denen, die überhaupt auf eine Steigerung ihres Geisteslebens aus sind, zu einer unbefangnen Würdigung der Herkunft und des Wachstums unserer Kultur zu verhelfen, Verallgemeinerungen und namentlich Nutzanwendungen mag sie dann ihnen überlassen.

Der Wahrheitsgehalt dessen, was besonders die vier hier vereinigten Literarhistoriker zu sagen hatten, und was sie mit einer in Deutschland und vielleicht überhaupt unerhörten Eindringlichkeit gesagt haben, ist übermächtig: mit innrer Notwendigkeit wird er das Seine dazu tun, einen Umschwung in dem geistigen Leben weiter Kreise anzubahnen.

Berlin. Otto Schroeder.

Rechtswissenschaft.

Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. Fragen zur Rechtsvergleichung, gestellt von Theodor Mommsen, beantwortet von H. Brunner, B. Freudenthal, J. Goldziher, H. F. Hitzig, Th. Noeldecke, H. Oldenberg, G. Roethe, J. Wellhausen, U. von Wilamowitz-Moellendorff. Mit einem Vorworte von Karl Binding, Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1905.

Theodor Mommsen hatte, wie Professor Karl Binding im Vorwort berichtet, nach Vollendung seines römischen Strafrechts, angeregt durch wissenschaftliche Debatten mit Binding, Fragen zur Strafrechtsvergleichung formuliert und an eine Anzahl sachkundiger Männer mit der Bitte um Beantwortung versandt. Bei dieser Enquete, welche in dem publizierten Umfang mit Ausnahme der Berichte der Herren Hitzig und v. Wilamowitz noch bei Lebzeiten Mommsens zustande kam, sind bemerkenswert der Scharfblick des Großmeisters historischer Wissenschaft in der Formulierung seiner Fragen, die kluge Auswahl der, aus Juristen und Philologen bestehenden, sachkundigen Beantworter und endlich die weite Ausdehnung des Untersuchungsfeldes, welches nicht nur die bekannten griechischen, römischen und germanischen Rechtsgebiete, sondern auch das altindische, altarabische, altisraelitische und muslimische Rechtsgebiet umfaßt. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß das Untersuchungsfeld der Vollständigkeit ermangelt, wie denn insbesondere wichtige Rechtsgebiete für die Untersuchung der Urzustände auf dem Gebiete des Strafrechts außer acht gelassen sind. Außerdem sind für die Bearbeitung des altindischen, altarabischen, altisraelitischen und muslimischen Rechts nur Philologen herangezogen, eine Einseitigkeit, die durch den Mangel an juristischen Fachleuten auf diesem Gebiet keineswegs geboten war. So muß es z. B. unverständlich erscheinen, warum ein auf dem Gebiete der Rechtsvergleichung so hervorragender Jurist wie Kohler, dessen Arbeiten sich gerade auf das Gebiet des orientalischen Rechts erstreckt haben, hier nicht zur Mitarbeit herangezogen ist. Wie fördernd diese Mitarbeit dem Unternehmen gewesen wäre, läßt sich aus der von höchster Sachkunde zeugenden Besprechung der Mommsenschen Enquete durch Kohler in der Deutschen Literaturzeitung XXVI. Jahrgang Nr. 29 entnehmen, auf welche weiter unten noch näher eingegangen werden soll.

Im wesentlichen scheint die Umfrage Mommsens die in seiner Fragestellung vorausgesetzte Periodenfolge strafrechtlicher Entwicklung bestätigt und insbesondere dargetan zu haben, daß seine Grundgedanken über die geschichtliche Entwicklung des staatlichen Strafverfahrens zutreffende waren.

Mommsen selbst hat daher noch das Resultat seiner Umfrage hierüber in folgende Worte geprägt:

> „Geschichtlich erwogen sind Strafe, in dem Sinn, wie das Strafrecht den Begriff faßt, und Staat korrelate Begriffe, und das höchst ungleiche Maß staatlicher Entwicklung, zu dem die einzelnen großen Menschenstämme gelangt sind, drückt sich wohl nirgends greifbarer, aber auch nirgends verschiedenartiger aus als in dem mangelnden oder mehr oder minder entwickelten staatlichen Strafrecht. Die Probleme, welche aus der Beschützung des Menschen gegen den Menschen, aus der Vergeltung der von dem Menschen gegen den Menschen verübten Tat entspringen, stellen in jeder Menschengemeinschaft sich notwendig ein. Der Fortschritt von der Selbstverteidigung und der Selbstrache zum Gesamtschutz und zur staatlichen Strafe ist, man darf wohl sagen, die Geschichte der Menschheit."

Es würde zu weit führen, in die Einzelheiten der gestellten Fragen und der auf den Gebieten des griechischen, römischen und germanischen Rechts begreiflicherweise sehr reichhaltig ausgefallenen Antworten einzugehen, obwohl selbst dem Kenner sich hier manche überraschende Perspektive eröffnet. Besonders aufgefallen ist mir die geistreiche Art, in welcher Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff die Entwicklung des griechischen Rechtes und die Gründe seines schnellen Verfalls klarstellt. Aber auch die Darstellung Roethes vom germanischen Recht zeichnet sich, im Gegensatz zu den etwas trockenen Ausführungen des befragten Fachjuristen durch Frische der Auffassung aus. Am meisten haben mich jedoch interessiert die Darstellungen des altindischen und muslimischen Rechts, für welche Mommsen in Oldenberg, Noeldecke, Wellhausen und Goldziher allerdings erste Autoritäten gewonnen hat. Denn gerade diese Berichte haben vorzugsweise Licht in die Urzustände des Menschengeschlechts auf diesem Gebiete gebracht, wenn schon wiederholt bedauert werden muß, daß die Berichte dieser reinen Philologen keine Kontrolle durch juristische Fachleute erfahren haben. Insbesondere ist die Darstellung des altarabischen Rechts dadurch merkwürdig, daß die Abhängigkeit des Strafrechts von der Staatenbildung sich hier deutlich zeigt, andererseits aber die anarchischen Verhältnisse der Wüste in der Blutrache ihr notwendiges Korrelat suchen und finden. Der Islam hat übrigens die Blutrache beibehalten, soweit es sich um vorsätzliche Tötung handelt, sie jedoch dahin abgeändert, daß das Recht auf Blutrache nach vorhergehender prozeßordnungsmäßiger Untersuchung von dem befugten Richter festgestellt, die Ausführung der Blutrache dagegen der Familie des

Getöteten als ein ihr zustehendes Recht überantwortet wird. Für die Kulturhöhe des Islam ist folgende Entscheidung des Abu Jusef (gestorben 798), eines Beraters des Kalifen Harun al rasid über die Zulässigkeit von Zwangsmitteln im Beweisverfahren charakteristisch:

> „Es ist nicht gestattet, jemand, der des Diebstahls oder eines anderen Deliktes verdächtig ist, mit Schlägen, Drohungen oder Aengstigung zum Geständnis zu veranlassen; würde sich jemand des Diebstahls, Mordes oder eines anderen Deliktes schuldig bekennen, nachdem solche Mittel vorangegangen waren, wäre ein solches Geständnis als null und nichtig zu betrachten und es darf auf Grund desselben keine Strafe verhängt werden."

Demgegenüber muß daran erinnert werden, daß die im Jahre 1532 für das heilige römische Reich deutscher Nation erlassene Peinliche Gerichtsordnung Karls V. genannt „Carolina" eingehende Vorschriften über die Zulässigkeit der Tortur enthielt und daß Friedrich der Große der erste deutsche Fürst war, welcher im Jahre 1740 bei seinem Regierungsantritt die Tortur für die seinem Szepter unterworfenen Länder aufhob. Nichts beweist mehr den furchtbaren Verfall der bürgerlichen Freiheit, zu welchem die deutsche Rechtsentwicklung im Verlauf des Mittelalters bis in die neuere Zeit hinein geführt hat, als die schrankenlose Anwendung der Tortur, die das altgermanische Recht, wie auch das altgriechische und altrömische Recht nur bei Unfreien zuließ. Zweifellos ist hier das römische Kaiserrecht, welches zunächst in Majestätsprozessen, später aber allgemein, wenn auch mit charakteristischer Bevorzugung der Personen höheren Standes (honestiores) vor Personen niederen Standes (humiliores), auch gegen Freie die Folter einführte, vorbildlich gewesen. Man kann wirklich sagen, daß das deutsche Volk die juristische Weisheit, welche die Rezeption des römischen Kaiserrechts ihm übermittelte, recht teuer bezahlt hat.

Sehr merkwürdig erscheint es, daß die prozessualische Auffassung, mangels menschlicher Erkenntnisquellen müsse an die allwissende Gottheit appelliert werden, im griechischen und römischen Recht nicht nachweisbar ist, obwohl das altgermanische Recht in den sogenannten Gottesurteilen, und in ähnlicher Weise das altindische, altisraelitische und altarabische Recht diese Auffassung im Prozeßverfahren ausgebildet haben. Denn die weite Verbreitung dieser Auffassung bei anderen Völkerschaften deutet darauf hin, daß es sich hier um natürliche Gedankengänge handelt, denen auch die Griechen und Römer in den Anfangsstadien ihrer Rechtsentwicklung sich schwerlich entzogen haben dürften. Es scheint aber in der Tat, als ob die historische Untersuchung auf diesem Gebiete für das altrömische und altgriechische Recht zu keinen einwandsfreien Feststellungen zu gelangen vermag.

Wenn ich mein Urteil über das interessante Unternehmen Mommsens und seiner Mitarbeiter zusammenfassen darf, so glaube ich in Uebereinstimmung

stimmung mit Binding seinen vorzüglichsten Wert darin zu finden, daß eine Reihe so hervorragender Kenner menschlicher Rechtsentwicklung der Anregung und Leitung eines Einzigen sich anvertraut haben, um in prägnanter Weise über wichtige Fragen der Rechtsvergleichung Auskunft zu erteilen. Daß das Resultat dieser Bemühungen sich nur als Materialien zur Rechtsvergleichung und Rechtsphilosophie darstellt, kann diesen inneren Wert nicht mindern, muß aber betont werden, um vor dem Irrtum zu bewahren, als habe die Enquete für alle Zeiten Klarheit in die Urzustände des Menschengeschlechts auf diesem Gebiete gebracht. Denn die Einwendungen, welche Kohler in seiner oben angeführten Besprechung gegen die prinzipiellen Gesichtspunkte dieser Umfrage erhebt, sind nicht nur in der Person Mommsens begründet, dessen Blick, trotz bewundernswerter Schärfe, zu sehr auf das römische Recht allein gelenkt war. Vielmehr heischt höchste Beachtung der Gedanke Kohlers, in der Entwicklung des Strafrechts bilde die Ausscheidung des externen Strafrechts — welches sich gegen Verletzungen von außen her wende — und des internen Strafrechts — welches sich mit den verbrecherischen Sippen beschäftige — das Hauptelement und gewissermaßen den springenden Punkt der Geschichte des Strafrechts. Es wäre zu wünschen, daß die Mommsensche Umfrage von diesem Ausgangspunkte aus die notwendige Ergänzung und vielleicht Berichtigung erführe.

Rechtsanwalt Dr. Böcker.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Charlottenburg. Im Auftrage des Magistrats bearbeitet von Wilhelm Gundlach. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1905.

Das Werk besteht aus einer trotz des erheblichen Umfanges fesselnd geschriebenen Darstellung der Geschichte Charlottenburgs im ersten Bande und den dazu gehörigen Urkunden, Aktenstücken und ausführlichen Erläuterungen im zweiten Bande.

Von der Gründung an schildert Gundlach die Geschicke und Zustände Charlottenburgs nach allen Richtungen hin: Wie die großen historischen Ereignisse ihre Schatten auf Charlottenburg werfen; die lokalen Geschehnisse werden verfolgt, die Charaktere der handelnden Persönlichkeiten mit scharfen Umrissen gezeichnet. Den Hintergrund bildet eine eingehende Darstellung der allgemeinen Zustände in kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht. Ein Hauptgewicht wird dabei auf die Schilderung des Wirkens der städtischen Verwaltung gelegt, die es lange Zeit hindurch nur mit den einfachen Verhältnissen eines halbländlichen Ortes zu tun hatte, dann aber in kurzer Frist, fast plötzlich, den andrängenden, so vielseitigen und verwickelten Bedürfnissen einer modernen Großstadt gegenüberstand,

denen sie — darin wird jeder Kenner der örtlichen Verhältnisse dem Verfasser beipflichten können — in trefflicher Weise gerecht geworden ist.

Die ganze Darstellung ist auf das sorgfältigste belegt durch Quellen- und Zahlenmaterial und erläutert durch Karten, Pläne und Abbildungen. So kommt das verdienstliche Werk nicht nur dem engeren Kreise der Interessenten an Charlottenburgs Lokalgeschichte und Verwaltung zu gute, sondern auch jedem Kulturhistoriker und Staatswissenschaftler, denen es einen reichen Schatz an wertvollen Aufklärungen und Unterlagen bietet.

Es wäre darum wirklich zu wünschen, daß das Vorgehen der Charlottenburger Stadtverwaltung, eine derartige Arbeit zu veranlassen und zu unterstützen, bei anderen Städten Nachahmung fände.

Dr. Oskar Poensgen.

Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Zusammengestellt von Dr. Max Hoffmann, Gymnasialprofessor a. D. Mit einem Bildnis Leopold von Rankes. 399 Seiten. Broschiert Mk. 6.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Unzählige Geschichtsschreiber erzählen uns in allen Sprachen und Tonarten die Erlebnisse der Menschheit, der Staaten, Völker, Individuen, oft so einseitig, daß die Ereignisse selbst darin fast verloren gehen und nur „der Herren eigner Geist" zur Erscheinung gebracht wird. Aber auch die einseitigste Geschichtsbetrachtung ist darum noch nicht unberechtigt; sie wird nur dann wertlos, wenn die Subjektivität, der sie entstrahlt, selber wertlos ist; wer aber selbst als Individuum Bedeutung hat, der mag auch auf seine Weise, sofern nur die subjektive Wahrhaftigkeit gewahrt wird, Geschichte und Geschichten erzählen. Er wird Leser finden, die ihm dankbar sind, und selbst die Gegner müssen ihn anerkennen. Nicht die allein berechtigte, sondern nur die höchste aller Geschichtsschreibungen ist die rein objektive, die kontemplative, die nichts will, als die Dinge sehen, erkennen und erzählen, wie sie wirklich gewesen sind. Der große innere Zusammenhang der Menschheit wird durch diese Betrachtungsweise dem menschlichen Geist enthüllt; aber so gewiß das die höchste Aufgabe der Geschichtsschreibung ist, die in diesem Punkt in die Geschichtsphilosophie übergeht, so gewiß ist es auch die schwerste. Alle Weltgeschichte mit all den großen Talenten und genialen Männern, die Geschichte geschrieben haben, hat doch nur zwei ganz große Historiker hervorgebracht, den Griechen Thucydides und den Deutschen Leopold Ranke. Alle anerkannte Größe Rankes hat ihn aber doch wieder nicht zu einem vielgelesenen Schriftsteller in unserm Volke machen können. Seine Werke sind zu umfangreich und zu schwer, zum Teil vermöge ihres Stoffes, zum Teil auch vermöge gewisser, soll ich sagen Fehler, soll ich sagen Eigentümlichkeiten in der Behandlungs- und Schreibweise des Verfassers. Ich will das hier nicht weiter begründen,

sondern nur meine Freude aussprechen über den äußerst glücklichen Gedanken, der in dem oben genannten Werke realisiert worden ist. Nach einer kurzen vortrefflichen Einleitung folgen aus den verschiedensten Rankeschen Werken eine Reihe von geschickt ausgewählten Abschnitten, denen in knappen Anmerkungen die nötigsten Erläuterungen hinzugefügt sind. Der erste Abschnitt, acht Seiten, heißt „Ursprung des Christentums", entnommen aus der Rankeschen „Weltgeschichte"; der dritte „Kaisertum und Papsttum", der vierte „Kaiser Maximilian", beide entnommen aus der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation"; der fünfte „Kaiser Karl V.", vier Seiten, ist zusammengestellt aus zwei Stücken, aus demselben Werk und aus den „Osmanen und der spanischen Monarchie". Ein Abschnitt, zehn Seiten, erzählt „Die Türken vor Wien 1529", ein anderer handelt von der „deutschen Wissenschaft und Literatur in der Reformationszeit", wieder ein anderer von den „Bauten der Päpste im 16. Jahrhundert in Rom". So geht es fort bis in die neueste Zeit, und bei der philosophischen Betrachtungsweise Rankes ergibt sich, obgleich uns nur Einzelbilder vorgeführt werden, doch auch ein allgemeiner Zusammenhang, eine universalhistorische Anschauung. Wer nicht die Zeit und Kraft finden kann, Rankesche Werke selber zu lesen, dem kann nichts besseres empfohlen werden als diese „Geschichtsbilder".

Delbrück.

Theater-Korrespondenz.

Lustspielhaus. Walter Harlan, Der Jahrmarkt zu Pulsnitz, Lustspiel in 4 Akten.

Kleines Theater. Kleist, Der zerbrochene Krug, Lustspiel in einem Aufzug.

Lessing-Theater. Benignens Erlebnis. 2 Akte von Eduard Keyserling. — Hanneles Himmelfahrt, Traumdichtung in 2 Teilen von Gerhart Hauptmann.

Walter Harlan hat ein treffliches Buch „Die Schule des Lustspiels" geschrieben, dessen Hauptteil vorher in den „Preußischen Jahrbüchern" erschien. Das Auffallende an ihm ist, daß hier die ganze Behandlung ästhetischer Wirkungen mit ihrer Motivierung durchaus diesseits des Schleiers der Maya abgemacht wird. Für Metaphysik scheint der Verfasser nur ein liebenswürdiges Lächeln zu haben. Wo er eine bestimmte Weltanschauung braucht, um die Einheit seiner Vorstellungen zu erweisen, bringt er die positivistische vom Kampf ums Dasein. Kampf um Dasein und Macht ist der Gang der Welt. Dieser ist der Stoff des Dramas. Der Stoff des Dramas muß also immer ein Kampf sein, und zwar ist es ein Kampf seelischer Kräfte. Die höchste Einheit jedes Kampfes ist die Machtfrage: Wer ist der Stärkere? Auch die höchste dramatische Einheit ist eine Machtfrage: welches Motiv, welcher Trieb, welcher Wille wird siegen? — So wird denn die Aesthetik nicht besonders tief. Die Tiefe ersetzt der Verfasser durch Scharfsinn und Geist und durch eine sehr liebenswürdige, scherzhafte Form der Fassung. Es entstand ein höchst originelles und interessantes und um seiner Verstandesschärfe willen höchst anregendes Buch, dem wir doch immer wieder mit einem ernsten Kopfschütteln widersprechen müssen: „Die Tiefe des Gegenstandes ist hier nicht erschöpft! Das ist zu flach gefaßt." Da der Verfasser von Metaphysik nichts wissen will, so versucht er die Gesetze der Kunst rein aus der Psychologie des Zuschauers zu entwickeln. Darin konsequent zu sein, ist unmöglich, wie das angeführte Beispiel vom Kampf ums Dasein beweist. Aber sehr wertvolle und bereichernde Beobachtungen über die Psyche des Zuschauers kommen dabei zu Tage, und über die notwendige Verlaufsform, nicht nur des Lustspiels, sondern aller dramatischen Dichtung. Man spürt auch, daß der Verfasser Publikum und Wesen des Lustspiels nicht nur deswegen

so gut kennt, weil er trefflich beobachtet, sondern weil in ihm die Ader des Lustspieldichters pulsiert. Und man fängt an, sich auf seine Lustspiele zu freuen. Indessen wenn wir sehen, in welcher Weise der Verfasser die Herleitungsquellen für die Gesetze der Kunst allein auf die Wirkungen beschränkt, die der Zuschauer erfahren soll, werden wir bedenklich. So findet er, daß das Wesen der komischen Lust darin bestehe, daß es ein Kraftgefühl sei, das durch die Blamage einer Schwäche in uns erregt wird. Das heißt, wenn die Schwäche sich blamiert, sind wir stolz auf unsere darüber erhabene Tugend: So herrlich bin ich. „Die große Kinderfreude, die das Komische zu machen pflegt, kann ich mir nur erklären, wenn ich mir eine solche Vorstellung in gerader Linie auf mich bezüglich denke. Das Komische ist eine so besonders starke Lust, nur weil es stolz macht.“ Auf eine geistreiche und scherzhafte Weise wird das lang und breit auseinander gesetzt. Aber — doch ist es falsch. Im Leben mag es manchmal zutreffen (nur daß die edelste komische Wirkung, der Humor, durch diese Definition ausgeschlossen wird: bei ihr wird das persönliche Ich in die Blamage mit einbezogen). Bei der Kunst aber ist es immer falsch. Jede ästhetische Wirkung, auch die des Lustspiels wird doch in erster Linie darin bestehen, daß sie uns über das Einzelpersönliche emporhebt in eine reine Anschauung hinein, in der die Beziehung auf uns ganz ausbleibt. Gar einen Gegensatz empfinden zwischen der Art des Helden und unserer Art? Wir erleben ihn; wir leben in ihm. Nicht ich zu sein, sondern eben die erschaute Gestalt, ihr Wollen mitzuwollen, ihr Schicksal mitzuverdienen, mitzuerleiden, macht den Zauber der Kunst aus! Und ist von Schwäche die Rede, und gar von Blamage — daß nur der Dichter sorgfältig darauf achte, daß sie so seien, daß wir uns noch willig in sie hineinfügen! Kommen wir erst einmal dazu, Tun und Geschick des Helden von uns abzuheben, — wir freuen uns nicht, daß wir klüger und weiser und stärker sind! „Aber wie kann er auch!“ sagen wir ärgerlich. Wir wollten nicht uns erleben, sondern den Helden! Der Dichter hat den Zuschauer schon verloren, wenn er nicht mit dem Helden gehen kann.

Wie wichtig ist es z. B. im Zerbrochenen Krug, wo des liederlichen Richters „Schwäche“ vor unsern Augen „blamiert“ werden soll, daß der Dichter uns zwingt, innerlich mit dem Helden zu gehen, durch den einzigen genialen Streich, daß der Schlingel selbst mit gutem Humor Vergnügen an seiner gefährlichen Situation empfindet. Dort liegt das wichtigste Geheimnis der Wirkung des Stücks.

Walter Harlan ist in seinem Lustspiel, der Jahrmarkt zu Pulsnitz, seiner Theorie treu geblieben. Und wenn das Stück durch geistreichen Scherz, durch liebenswürdigen Humor, durch lebendige und wirkungsvolle Nebengestalten und manche wohlgezielte satirische Pointe erfreute, als Ganzes blieb es unerfreulich. Und das liegt daran, daß die Schwäche des Helden sich in einer Weise äußerte und in einer Weise zur Blamage geführt

wurde, bei der wir durchaus uns nicht mit ihm identifizieren konnten und das leidige: „Aber wie kann er" in uns erwachte und uns gegen ihn kühl werden ließ.

Er hat nicht ein Böcklin werden können, weil ihm das Geld zur Ausbildung seines Talents in der Jugend gefehlt hat. Er ist Zeichner in einer Hutfabrik geworden, ist sehr reich geworden und hat sich, noch in der Blüte seiner Jahre, vom Geschäft zurückgezogen, nicht etwa, um es nun zur Befriedigung seines künstlerischen Dranges mit Pinsel und Palette zu versuchen, nein, um nichts zu tun und immer Freude am Leben zu haben, immer in dionysischer Heiterkeit sein Dasein zu verbringen. Und das tut er auf die Weise, daß er seine Verwandten, die er zu Erben eingesetzt, durch recht reichliches und sinnlos unnützes Geldausgeben ärgert. Er kauft den Thronsessel eines alten regierenden Grafengeschlechts, er kauft auf dem Jahrmarkt von einem Budenbesitzer eine Negerin, die geprügelt wird, schließlich kauft er gar — eine ägyptische Königsmumie.

Sind wir noch im Lustspiel? sind wir noch in der Kunst? Manchmal hat man den Wunsch: nun sollte es ein echtes Possenreißen werden und bleiben. Aber dann gerade kommt der Verfasser wieder tiefsinnig und bringt manche tiefe, echte Schönheit. Wie schade!

So kann denn auch der Schluß nicht anders als harmonielos werden. Erregend ist er freilich! In der Schule des Lustspiels wird an einer Stelle von dem Wert der Erregung gesprochen und hinzugesetzt: „Das Gegengefühl der Erregung, die Beruhigung, hat kein künstlerisches Interesse. Sie wird — bis zu einem gewissen Grade — durch die Lösung mit herbeigeführt. Außerdem könnte es ja dem Komödienschreiber nur recht sein, wenn auch die ganze Erregung mit auf die Straße hinausginge. Die erhitzten Köpfe wieder abzukühlen, das mag draußen der Nachtwind besorgen." Da ist auch der Begriff der Beruhigung wieder zu flach gefaßt. Jene tiefe Beruhigung, die durch innerstes Harmoniegefühl entsteht, und zu der der unruhvolle Mensch durch echte Dichtung vertieft und abgeklärt werden kann — sie wird doch immer das eigentliche Ziel aller Poesie, auch des Lustspiels bleiben müssen. Aergerlich erregte Köpfe werden auch dem Lustspieldichter nicht lieb sein. Dieser Schluß erregte freilich, aber peinlich! und viel Schönes, Echtes und Wertvolles, was das Stück gebracht, war beim Hinausgehen darüber vergessen.

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, der heitere Dichter hätte nicht auf Theorien hin, sondern auf naives intuitives Schauen hin ein Lustspiel geschaffen?

Jedenfalls: seine Theorie hat da einen Fehler, und der erwies sich in der Praxis als verhängnisvoll.

Es wird doch dabei bleiben müssen, daß das Kunstwerk auf der Grenze zwischen dieser Welt des Scheins, „Wirklichkeit", und einer inneren, wahreren Welt des Seins steht, und daß jede Kunst gar nichts anderes tut, als ein Stück Wirklichkeit in seinem metaphysischen Sinn, seiner inneren Harmonie

enthüllen, die profane Augen sonst nicht sehen — und die in direkten Worten nicht auszudrücken ist. Das Lustspiel wird dann seine besondere Art darin finden, daß es dies Ziel durch komische Mittel erreicht. Das Wesen des Komischen besteht in der unschädlichen Störung einer Harmonie; es liegt in unserer Natur, eine unwillkürliche Freude an solcher Störung zu empfinden. So wird das Wesen des Lustspiels darin bestehen, daß es die Empfindung jener tiefen, inneren, ewigen Lebensharmonie in uns zustande bringt — durch lauter Störungen von andern Harmonien. Am besten durch die von dem Helden erwarteten, von dem Helden bezweckten.

Die Sehnsucht nach dem echten Lustspiel ist in unserer Zeit sehr groß. Brachte das Lustspielhaus unter seinen Novitäten noch nichts, was uns wirklich bereicherte, so war es ein glücklicher Wurf des „Kleinen Theaters", das unter neuer Direktion und neuer Regie mit einem neugebildeten Ensemble eröffnet wurde und auf das sich die Augen erwartungsvoll richteten, um zu prüfen, ob es den guten Ruf, den es unter Reinhardt erworben, festhalten werde — es war ein glücklicher Wurf, daß es seine neue Aera mit Kleists „Zerbrochenem Krug" eröffnete. Dies Gnadengeschenk der noch immer so zurückhaltenden deutschen komischen Muse übt bei jedem auch nur einigermaßen guten Spiel heute unfehlbare Wirkung aus. Heute! — und sie steigert sich anscheinend von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Kleist kommt nicht etwa nur in Mode, sondern es wird ganz sichtbar, daß die modernen Menschen in ihrer Art zu empfinden und zu sehen sich der seinen annähern. Der in seiner Zeit so Unverstandene und Einsame scheint gedichtet zu haben, als ob er ein Kind unserer Zeit wäre. Und auf die beste Sehnsucht des heutigen Publikums scheint eigentlich immer Kleist die Antwort zu sein. — Mehr als mittelmäßig war das Spiel des „Kleinen Theaters" nicht. Noch ist freilich das Ensemble nicht eingespielt. Von jenem Ruhen in einer sicheren, zur Vollendung ausgereiften Leistung, wie diese Bühne mit ihrem abgeklärten, einheitlichen Stil es uns früher geboten hätte, konnte nicht die Rede sein. Die Darstellung war nicht unerfreulich; sie erweckte nicht besonderen Widerspruch. Aber ihre Hauptwirkung war doch die Sehnsucht danach, daß einmal eine erste Regie, ein erstes Ensemble es sich zur Meisteraufgabe setzen möge, die köstlichen Gestalten dieses Lustspiels, seine überwältigende Situationskomik in Vollendung für uns herauszuarbeiten.

Eine überaus schöne Darstellung brachte das Lessing-Theater von Gerhart Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt". Man spürte mit Freuden das Vorwärtsschreiten unserer jungen Literaturepoche, wenn man bedachte, wie dieselbe Direktion früher (im Deutschen Theater) das Stück spielen ließ. Damals wurde das Häßliche, das Rohe stark betont — denn darin



sah man die eigentliche Wirklichkeitstreue — während man die Schönheit der Traumgesichte zaghaft zurücktreten ließ. Sie mußte sich dem Aermlichen, Dürftigen anpassen. Eines bitterarmen Dorfkindes Engel, sein Himmel — mußten es nicht ärmliche Engel, mußte es nicht ein dürftiger Himmel sein? — Heute hat man den Mut zur Schönheit wiederbekommen. In dieser Aufführung konnte man sich nicht genug tun an Blüten und Glanz! Das ganze Armenhaus wurde zu einer Blütenlaube, und wenn sich die Tür öffnete, um die schönen, strahlenden Engel einzulassen, oder um das Hannele hinausschreiten zu lassen an des Heilandes Hand — draußen war alles eitel Schimmern und Gleißen. Die schönen Verse der Engel wurden mutig mit dem Ausdruck von vornehmstem Pathos gesprochen. Oskar Sauer spielte den Lehrer Gottwald, der sich in des Kindes Fieberphantasien zum lieben Heiland wandelt, erst schlicht und menschlich gütig und steigerte ihn dann zu höchster Verklärung; und das Hannele selber, wie es zu seinem Heilande aufschaut, von ihm die Botschaft der Seligkeit zu empfangen, war ganz von holdseliger Lieblichkeit umflossen. — Wie blühte die schöne Dichtung vor uns auf! Als wenn eine dürftige Knospe sich zu ihrer eigentlichen Schönheit entfaltet hätte, so stand sie verwandelt vor uns, und weckte wohl den Wunsch: Wenn doch der Dichter, der so viel reine, so viel entzückende Poesie in sich trägt, nun ganz und für immer den Mut zur Schönheit haben möchte!

Der Aufführung ging die Darstellung einer Novität voraus, die die Vorliebe der Direktion Brahm für die Kunst des Naturalismus wieder schmerzlich in Erinnerung brachte. Das zweiaktige Stück „Benignens Erlebnis“ von Eduard v. Keyserling arbeitet in der unangenehmen naturalistischen Technik des sinnlosen Ausschnitts. Ein Ausschnitt der Wirklichkeit, möglichst genau und charakteristisch eingesetzt, nicht durch sinnvollen Abschluß ins Unwahre zugestutzt, sondern eben in seiner Sinnlosigkeit wiedergegeben, wie die Wirklichkeit ihn zeigt: so war es einst Dogma. Das galt als die große Offenbarung. Das war die wahre Kunst. Wohl! die Kunst von Dichtern, die nicht Dichter sind. Aber wie gut, daß sie lieber das Sinnlose, das sie sehen, genau wiederzugeben sich bemühen, als daß sie einen Sinn hineinzulegen versuchten, den sie in Wirklichkeit nicht darin finden.

Ein Mädchen mit Sehnsucht nach Leben und Wirklichkeit, in einer Gespensterwelt aufgewachsen, in der es nur ruhige, leise, rücksichtsvolle Worte, Behagen, Ordnung, gute Manieren gibt, und nie eine echte Empfindung, nie ein echtes Erlebnis, — die Tochter eines pensionierten hohen Beamten in Oesterreich im Jahre 48, — verzehrt sich in Ungeduld, an den großen Ereignissen draußen in irgend einer Weise mitfühlend, mitleidend, wenn schon nicht mithandelnd, teilzunehmen. Ein auf den Barrikaden zum Tode verwundeter Student wird in ihrem Garten, wohin Freunde ihn geflüchtet, aufgefunden. Sie läßt ihn ins Haus bringen, sie pflegt ihn, dem Vater zum Trotz, mit Hingebung, sie bringt ihm ihre ganze Sehnsucht nach Leben wie einem Retter als Liebesopfer dar. Er aber, einer Dirne Kind, unge-

bildet, roh, voll Grauen vor ihrer Welt und vor allem Schönen, wehrt ab und stirbt.

Und Benigne? was wird aus ihr? Nichts! Nicht etwa klingt nun in ihrer Seele: „Bleibe in Deiner Sphäre und suche das Lebendige, das auch da zu finden ist, wenn Du es nur zu suchen weißt.“ Dazu bietet die Dichtung gar keine Möglichkeit. Aber es klingt auch nicht in ihr: „Ja, draußen gehörtest Du hin, in die, wenn auch häßliche, so doch lebendige Wirklichkeit! Du armes Kind aber wirst hier lebendig begraben bleiben“. — Auch für dies tragische Empfinden ist gar keine Möglichkeit: das Einzige, was von draußen herein kam, paßte gar nicht zu ihr! Also was bleibt? Was klingt in ihrer Seele? Gar nichts. Ende. Vorhang. Gar nichts. Es war eigentlich gar kein Erlebnis. — Und darum bringt der Dichter das arme Mädchen in die peinliche Situation, daß sie sich einem Manne aufdrängt, der sie nicht recht mag? Wie wenig Zartgefühl solch ein moderner Schriftsteller beweisen kann, wenn er das Leben abschreiben will, wie es ist! Aber um das Leben zu sehen, wie es wirklich ist, muß man eben Zartgefühl haben!!

Doch es bleibt dabei: Eine rein objektive Wirklichkeit gibt es gar nicht. Die Wirklichkeit, das lebendige Rätsel, stellt sich dem Einen so dar, dem Andern so, je nach seinen Aufnahmefähigkeiten. Dem Einen plump und roh und sinnlos; den Andern Wunder von Harmonie enthüllend. Und das sind die Dichter. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die Kriegsgefahr und Marokko.

Die Enthüllungen über den Plan eines englisch-französischen Bündnisses gegen Deutschland haben dem Schärferblickenden nichts eigentlich neues gesagt, der öffentlichen Meinung aber den ungeheueren Ernst unserer Lage völlig deutlich gemacht. Was vorher nur eine abstrakte Gewißheit war, ist jetzt eine für alle Sinne faßbare Realität geworden, denn wir haben erfahren, daß von einer maßgebenden englischen Stelle den Franzosen die Hilfe Englands in einem Kriege mit uns fest zugesichert und die Bereitschaft zum Abschluß eines schriftlichen Vertrages erklärt worden ist.

Wir sehen ab von der konkreten Formulierung, daß 100 000 Engländer in Schleswig-Holstein landen und den Nord-Ostsee-Kanal besetzen sollten. Diese Idee ist schon längst vordem so köstlich wie richtig von dem Fürsten Bismarck charakterisiert worden, der auf die Frage, was er dagegen tun würde, antwortete: „ich würde sie arretieren lassen“. 100 000 Mann, selbst angenommen, daß die Landung, zunächst vielleicht auf dänischem Gebiet, gelänge, sind im europäischen Zukunftskriege eine so winzige Schar, daß die Abzweigung selbst einer dreifachen Uebermacht zu ihrer Bekämpfung für die deutsche Armee auf dem Hauptkriegsschauplatz gar keine Minderung mit sich zu bringen brauchte. Trotzdem kann ein englischer Staatsmann sehr wohl dergleichen gesagt haben. Wer den Kriegsplan kennt, den der Erzherzog Albrecht 1870 für die österreichisch-französisch-italienische Koalition gegen uns entworfen hatte, der hält keine Dummheit in der Einschätzung fremder Mächte und Verhältnisse durch Hochmögende mehr für ausgeschlossen: Erzherzog Albrecht riet ja z. B. dem Kaiser Napoleon, den Krieg im Frühjahr zu beginnen, da im Oktober in Preußen bereits 17—18 Stunden Nacht seien. Dem englischen Staatsmann, der die Landung auf der cimbrischen Halbinsel in Aussicht gestellt, mag also dabei z. B. etwas von einer Erhebung der dortigen unterdrückten Bevölkerung gegen die preußische Tyrannei und einem Zutritt der Dänen vorgeschwebt haben, so daß seine 100 000 Mann nur einen Kern zu bilden hätten. Aber wie dem auch sei, die Landungsgeschichte an sich hat nichts zu bedeuten; das englische Bündnis selbst ist es, um das es sich handelt, und der Verdacht ist, daß

es angeboten worden sei in der Hoffnung, Frankreich dadurch in den Krieg hineinzutreiben.

Es spricht nicht wenig dafür, daß dieser Verdacht begründet ist. Das englische Volk ist geladen von Haß gegen Deutschland. Wie ein Alp lastet das Wachsen unserer Bevölkerung, unseres Handels und unserer Kriegsflotte auf ihm. Bei einem Kriege gegen uns im Bunde mit Frankreich hätte England für sich so gut wie nichts zu riskieren, die ganze Last würde auf Frankreich fallen, England aber würde als sicheren Gewinn die Vernichtung des größten Teils der deutschen Handels- und Kriegsflotte einheimsen. Liegt es da nicht gar zu nah, daß ein englischer Staatsmann diesen Krieg wünschen soll? Siegt man, so wird Frankreich mit seiner stagnierenden Bevölkerung darum doch kein für England selbst gefährlicher Rivale; unterliegt man, so ist es Frankreich, das die Zeche zu bezahlen hat, und daß es in Frankreich wirklich Politiker gibt, die trotz so ungleicher Voraussetzungen den gemeinsamen Strauß gegen Deutschland zu wagen bereit waren, hat ja Herr Delcassé bewiesen, der sieben Jahre an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestanden und sie in so feindseligem Sinne gegen Deutschland geleitet hat, daß ein schließlicher Zusammenstoß nur zu wahrscheinlich wurde.

Aber, fügen wir gleich hinzu, bewiesen ist es darum nun doch noch nicht, daß die englische Politik wirklich so bösartig-hinterlistig gerechnet hat, Frankreich in den Krieg hineintreiben zu wollen. Es gibt auch noch eine viel mildere Möglichkeit der Auslegung. Die englische wie die französische Presse waren in der ganzen Krisis erfüllt von dem Argwohn, Kaiser Wilhelm wolle den Krieg gegen Frankreich, um es völlig niederzuwerfen und es zu einem deutschen Vasallenstaat herabzudrücken. So unsinnig uns, die wir unsern Kaiser sowohl wie die Stimmung und den Willen unseres Volkes besser kennen, jener Argwohn erscheint, so ist es doch nicht unmöglich, daß man in der englischen Regierung wirklich an das Gespenst geglaubt, und um nicht Deutschland auf dem Kontinent allmächtig werden zu lassen, die Unterstützung Frankreichs für unumgänglich gehalten hat. Mag im Hintergrund dabei der Gedanke, daß der Krieg auf keinen Fall für England ein Unglück sein würde, mitgespielt haben, es ist, wie wir gern feststellen wollen, im Gang der Ereignisse ein Moment bemerkbar, das zwar nicht völlig sichergestellt, aber wenn wahr, entschieden dafür sprechen würde, daß die Aktion Englands zunächst wenigstens auf den Frieden gerichtet war. Das Anerbieten der englischen Hilfe nämlich soll nicht ganz im Geheimen geschehen, sondern dem deutschen Botschafter sofort zur Kenntnis gebracht worden sein. Durch wen ihm diese (angebliche) Mitteilung geworden, ist nicht gesagt, aber es ist klar, daß der englische Staatsmann, der den Krieg wünschte, seinen Plan so lange wie möglich vor Deutschland geheim halten mußte. Eine Mitteilung war eine Mahnung zur Mäßigung — eine sehr überflüssige, eine fast beleidigende Mahnung, aber auf keinen Fall ein Mittel, Deutschland in den Krieg mit Frankreich hineinlaufen zu lassen.

Ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, daß dies die richtigere Auffassung ist. Kein Zweifel, England war entschlossen, wenn es wirklich zum Kriege an den Vogesen gekommen wäre, den Franzosen mit aller Kraft beizustehen, aber daß es künstlich zu einer so entsetzlichen Katastrophe getrieben, ist zum wenigsten nicht erwiesen. Sein Defensivbund braucht zunächst nicht anders gemeint gewesen zu sein, als das französisch-russische Bündnis, als der Dreibund, als jene Warnung Alexanders II. an Oesterreich im Jahre 1870, daß er seinerseits eingreifen werde, wenn dieses uns während des Duells mit Frankreich in den Rücken falle. Die Engländer könnten also sagen, daß ihr Anerbieten nicht nur nicht zum Kriege führen, sondern der Erhaltung des Friedens dienen sollte. Diese Doppelseitigkeit der Auslegung haben ja sehr viele Handlungen in der Politik, z. B. alle Rüstungen, die ebensowohl der Erhaltung des Friedens wie der Vorbereitung zum Kriege dienen können.

Nichtsdestoweniger aber bleibt das englische Anerbieten eine uns höchst feindselige Handlung, die aus feindseliger Gesinnung entsprungen ist. Denn nur feindselige Gesinnung kann im deutschen Kaiser den Plan argwöhnen, daß er Angriffsgedanken gegen Frankreich hege. Will man aber selbst darauf kein Gewicht legen, da ja die Welt nun einmal voller Argwohn und auch unbegründeten Argwohns sei, so steht doch fest, daß England auch noch während unserer Verhandlungen mit Frankreich, nach dem Sturze Delcassés unserer Regierung direkt notifiziert hat (16. Juni), daß es, wenn es zum Konflikt wegen Marokko käme, Frankreich unterstützen würde. Es bleibt daher selbst im allermildesten Falle, selbst wenn wir bei den englischen Staatsmännern jeden Wunsch und jeden Hintergedanken, es zum Kriege mit uns zu treiben, ausschalten, unfreundliche Gesinnung gegen uns genug übrig, um unsre Lage als höchst ernst ansehen zu müssen.

Aussicht, daß sich diese Spannung in absehbarer Zeit mildere, existiert nicht. Die Marokkofrage selber ist von einer Natur, daß sie eine einfache und glatte Lösung, selbst auf beiden Seiten den besten Willen vorausgesetzt, nicht zuläßt. Denn wollte man sich kurzweg auf das Prinzip der offenen Tür einigen, so ist es klar, daß das allein Deutschland zu nutze kommen würde, weil Deutschland die einzige Macht ist, die Marokkos politische Unabhängigkeit nicht bedroht und die Marokkaner, erschreckt durch die französischen Forderungen, deshalb immer Deutschland vorziehen würden. Um nicht ganz ausgeschlossen zu werden, muß Frankreich deshalb als Nachbarmacht gewisse Privilegien und Spezialvollmachten beanspruchen. Das hat Deutschland auch im Prinzip zugestanden, in der Praxis aber sind die beiden aus so ganz verschiedener Wurzel erwachsenden Interessensphären der beiden Mächte nicht auseinander zu halten, und immer wieder werden wir von neuauftauchenden Fragen, Zwischenfällen und Komplikationen in der Marokkofrage hören. Frankreich wird suchen, das freie Terrain, auf dem Deutschland arbeitet, einzuengen, und Deutschland wird den Sultan gegen die Ausbreitung der französischen Macht schützen. Auch

Spanien wird von beiden Mächten wie eben jetzt als Hilfsmacht umworben bleiben. Immer wieder wird man sich dann in beiden Kabinetten fragen, wie weit man mit der Nachgiebigkeit gehen soll, und immer wieder wird im französischen Ministerrat dann der Satz ausgesprochen werden: Im äußersten Fall wird uns der Freund jenseits des Kanals zur Seite stehen.

Dieser Freund ist ja nun freilich ganz ebenso ein alter Rivale Frankreichs wie Deutschland, und es gibt genug Reibungspunkte auf dem Erdball, wo heute noch französische und englische Interessen zusammenstoßen. Es ist ja noch nicht viele Jahre her, daß öfter der Gedanke auftauchte, es werde sich gegen den weltumspannenden Ehrgeiz Englands in allen Erdteilen einmal die europäische Kontinental-Allianz bilden. Englische Staatsmänner selber sprachen ihre Besorgnis davor aus. Diese Vorstellung aber hat sich jetzt völlig in Rauch aufgelöst. Wenn ihr ehedem der französische Revanchegedanke, der französische Nationalhaß gegen Deutschland im Wege stand, so ist dieser allerdings jetzt sehr verblaßt, dafür aber haben sich andere, neue Weltverhältnisse gebildet, die ebenso wirken. Zunächst ist England tatsächlich Frankreich viel freundlicher gesinnt geworden als ehedem, weil man sich klar gemacht hat, daß Frankreich wegen seiner fehlenden Bevölkerungszunahme keine Gefahr mehr für die englische Zukunft sei. Dann aber kommt die durch die japanische Niederlage und die inneren Wirren verursachte andere Weltstellung Rußlands in Betracht. Geht eine Großmacht zurück, so steigen dadurch mittelbar alle andern. Der Niedergang Rußlands ist nicht bloß England, sondern auch Oesterreich (auf der Balkanhalbinsel) und schließlich auch Deutschland zugewachsen. Wenn ehedem die Möglichkeit einer Allianz Rußland-Deutschland-Frankreich erwogen wurde, so war das eine Allianz von drei ungefähr gleichwertigen Mächten; heute würde Deutschland dabei die absolut führende Rolle haben und im Falle des Sieges eine solche Uebermacht erlangen, daß Frankreich sich ganz klein vorkommen würde. Das russische Gegengewicht ist eben zu gering geworden; eben deshalb hat Frankreich schon Anschluß bei England gesucht, und jeder französische Staatsmann würde heute entsetzt sein über den Gedanken, die Uebermacht Deutschlands durch Niederkämpfung Englands noch weiter zu vermehren. Der Niedergang Rußlands, der also auf der einen Seite unser relatives Ansehn naturgemäß erhöht hat, hat gleichzeitig unsere Politik sehr erschwert, weil er Frankreich unwiderruflich auf die Seite Englands gedrängt hat.

So groß die auf diese Weise neuentstandenen Schwierigkeiten und Probleme der Weltpolitik sind, so darf man sich dennoch der Hoffnung hingeben, daß die Spannungen über Bedrohungen und Beängstigungen nicht hinausgehen, sich zu wirklicher kriegerischer Entladung nicht steigern werden. Gerade daß wir diesen Sommer so nah daran gewesen und die Katastrophe dennoch vermieden haben, ist ein guter Beleg dafür. Ganz mit Recht haben die französischen Zeitungen gesagt, eine bessere Gelegenheit und eine

größere Chance für den Revanchekrieg werde man niemals haben. Wenn man nun dennoch diese Gelegenheit nicht benutzt hat, so ist daraus zu ersehen, daß eben der Wille dafür nicht mehr vorhanden ist. Die deutsche Politik hat wahrlich kein Interesse, etwa durch übertriebene Forderungen Frankreich zu stärkerer Feindseligkeit gegen uns anzufachen; im Gegenteil, das ist ja die wunderbare Lage, daß wir mit den Engländern ganz das gleiche Interesse haben, in der Kolonialpolitik möglichst viel den Franzosen zuzuwenden, weil diese sowohl für die Engländer wie für uns die weniger gefährlichen Rivalen sind. Daß wir mit den Franzosen gerade in Marokko aneinander geraten sind, ist eigentlich ein Schalksstreich des Schicksals, oder, wenn man will, nur die Frucht einer überaus klugen Politik Englands, die ihre eigenen, recht bedeutenden marokkanischen Interessen im richtigen Augenblick den Franzosen zu opfern verstand. Deutschland wird sich hüten, die Friktion wegen Marokko zu einer allgemeinen Spannung mit diesem Nachbar auswachsen zu lassen. Was der Herr Reichskanzler darüber den französischen Interviewern gesagt hat, entspricht so sehr der Natur der Dinge, daß an der Aufrichtigkeit seiner Aeußerungen nicht der geringste Zweifel sein kann, und die tatsächliche Nachgiebigkeit, die wir in den Programmbestimmungen für die Konferenz in Algesiras gezeigt haben, drückt das Siegel darauf. Ich wiederhole, das ist nicht so zu verstehen, als ob nunmehr alle Schwierigkeiten gehoben wären; im Gegenteil, die Friktionen werden fortgehen und es wird noch mancher Augenblick der Beklemmung eintreten, die Oberhand aber darf die bestimmte Hoffnung haben, daß dieser schrecklichste der Kriege uns vom Schicksal erspart werden wird. Frankreich darf dem guten Willen Deutschlands absolut vertrauen, sobald es uns loyal unsere Stellung in der Welt- und Kolonial-Politik einräumt, und hat seinerseits, nachdem es endgültig mit Delcassés Politik des nationalen Hasses gebrochen, die große und ehrenvolle Aufgabe vor sich, mit der Wahrung seiner eignen Interessen die Wahrung des Gleichgewichts zwischen England und Deutschland, das heißt die Wahrung des Weltfriedens zu verbinden. Denn wenn es nunmehr dem Gedanken des gemeinsamen Krieges gegen uns entsagt hat, kann es auch nicht wünschen, daß England und Deutschland etwa unter sich einen Strauß ausfechten. Auch das hat Fürst Bülow den französischen Journalisten vortrefflich dargelegt. Sowohl ein Deutschland, das England, wie ein England, das Deutschland besiegt hätte, würde für Frankreich ein Nachbar von unerträglichem Uebergewicht werden; es kann daher für sich selber nichts Vorteilhafteres tun, als alle Hilfsmittel der Diplomatie für die Erhaltung des Friedens zwischen ihnen in Anwendung zu bringen. Bei uns wird es in dieser Beziehung leichte Arbeit haben, und auch von den Engländern haben wir oben ausgeführt, daß sie wohl auch nicht ganz so kriegsbegierig sind, wie der größte Teil ihrer Presse sie erscheinen läßt. Aber eine wirklich freundliche Annäherung an uns, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, steht nicht in Aussicht. Man hat in Deutschland vielfach

darauf gerechnet, daß bei der bald bevorstehenden Neuwahl des Unterhauses die Liberalen die Majorität erlangen und friedlicher gestimmt sein würden als das heutige Gouvernement. Daß die Liberalen ans Ruder kommen werden, scheint allerdings ziemlich sicher; alle Nachrichten zeigen, daß Chamberlains Ideen im englischen Volke kein Echo gefunden haben. Aber die auswärtige Politik Englands werden auch die Liberalen nicht ändern. Einer ihrer ersten Männer, Sir Edward Grey, der wohl im nächsten Kabinett eine wesentliche Rolle spielen wird, hat jüngst in der City eine Rede gehalten, die keinen Zweifel darüber läßt, daß in der auswärtigen Politik und besonders in dem Verhältnis zu Deutschland die Liberalen einfach die Politik Balfours fortzusetzen gedenken. Der Gegensatz gegen uns ist eben in England kein Parteidogma mehr, sondern zu einer Art Volksglaube geworden, von dem sich nur einige wenige ganz unabhängige Geister freihalten. Mit dieser Tatsache haben wir zu rechnen.

Innere Politik. Die Reichs-Finanz-Reform. Verein für Sozialpolitik. Sozialdemokratischer Parteitag. Katholiken-Tag. Evangelischer Bund. Die Wahlen in Baden.

Die innere deutsche Politik im nächsten Jahre wird neben dem Schulunterhaltungsgesetz durch die Reichs-Finanz-Reform bestimmt werden. Zu beiden haben wir uns bereits früher wiederholentlich geäußert. Der Kompromiß über die Schulunterhaltung, der zwischen den Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen geschlossen ist und dem das Zentrum ohne prinzipielle Gutheißung doch keine Schwierigkeiten machen wird, ist ein ganz vortreffliches Werk. Die Agitation, die dagegen von liberaler Seite zu gunsten der doppelkonfessionellen (simultanen) Schule in Szene gesetzt worden ist, entbehrt jeder inneren Begründung und ist im wesentlichen als der schlecht formulierte Ausdruck der Unzufriedenheit des Lehrerstandes mit der geistlichen Schulaufsicht aufzufassen. Man wird hoffen dürfen, daß nicht nur diese Agitation, sondern auch die großen inneren technischen Schwierigkeiten der legislatorischen Formulierung überwunden und das gute Werk zu einem gedeihlichen Ende geführt werden wird. Die Reichs-Finanz-Reform wird als Kernstück die Reichs-Erbschaftssteuer enthalten, d. h. sie wird sie nicht enthalten, denn die Haupterben, die Kinder und Ehegatten sind ausgenommen, aber man wird hoffen dürfen, daß der Reichstag diese Lücke ausfüllt, und der Bundesrat wird dann nicht wohl umhin können, das Angebotene anzunehmen. Alle Finanztheoretiker sind sich einig, daß unser Steuersystem der Ergänzung durch die Erbschaftssteuer, die wirkliche, auch auf die Deszendenten erstreckte, wennschon mäßige Erbschaftssteuer geradezu postuliert; Herr von Miquel hat sie stets im Auge gehabt; wo die Steuer besteht, in England und Frankreich, hat sie sich vortrefflich bewährt; es ist nichts als der brutale Egoismus der Besitzenden, der sich widersetzt.

Hier muß sich einmal wieder zeigen, daß die demokratische Natur unseres Reichstages auch ihre guten Seiten hat. Aber über die sachliche Frage wollen wir uns heute nicht verbreiten. In der Politik werden die Dinge schließlich doch nicht sachlich, sondern nach Interessen, Macht und taktischen Erwägungen entschieden: auf die Parteien also kommt es an und unser Parteileben möge einmal einer Betrachtung unterzogen werden, nicht nach der Fraktions-Gruppierung, sondern an der Hand einiger der Tagungen und Versammlungen, in denen sich in diesem Herbst das öffentliche Dasein gespiegelt hat, der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim dem Parteitag der Sozialdemokraten in Jena, dem Katholikentag in Straßburg und der Tagung des Evangelischen Bundes in Hamburg.

In Mannheim wurde debattiert über die industriellen Riesenbetriebe, Trusts, Kartelle und Arbeiter-Organisationen. Professor Brentano machte für die Arbeiter, die den Riesenbetrieben, z. B. Krupp, gegenüber völlig ohnmächtig sind, Professor Schmoller für die Kartelle und Trusts, die Staat und Gesellschaft in die Tasche zu stecken drohen, einige positive Vorschläge. Aber alle diese Vorschläge wurden entweder kühl aufgenommen oder fanden Widerspruch. Es zeigte sich, daß unsere Sozial-Reformer, die ja in diesem Verein seit mehr als drei Jahrzehnten ihren Mittelpunkt haben, dem so unheimlich schnell emporgewachsenen Problem der industriellen Riesen-Gestaltungen gegenüber noch ziemlich ratlos und jedenfalls in sich durchaus uneinig sind. Freilich eine durchgreifende, alle umfassende Tendenz war vorhanden, daß nämlich der Staat diese Erscheinungen nicht sich selbst überlassen, sondern regulierend, beaufsichtigend, einschränkend, konkurrierend die starke Hand über ihnen behalten müsse — welche positiven Mittel aber zur Verfügung ständen oder ratsam oder wirksam seien, darüber gingen die Meinungen auf das weiteste auseinander, so sehr, daß man in der Hitze ganz vergaß, wie nah man sich im Grunde doch steht. Professor Schmoller schlug vor, die ganz großen Trusts und Kartelle unter eine gewisse Staatsaufsicht zu nehmen, Staatsbeamte in den Aufsichtsrat zu delegieren, einen Gewinnanteil (die Hälfte des Ueberschusses über 10 Prozent) dem Reiche oder Staate zuzusprechen. Es ist möglich, daß dergleichen in dieser Form nicht ausführbar ist, aber über den Grundgedanken, daß ein Industriebetrieb, der sich einem Privat-Monopol nähert, nicht mehr rein privatwirtschaftlich zu betrachten ist, sondern durch direkte Maßnahmen dem Allgemein-Interesse eingeordnet werden muß, konnte in dieser Versammlung kein Zweifel sein. Trotzdem wurde der Streit über das Wie so lebhaft, daß er schließlich zu einem persönlichen Zusammenstoß zwischen Herrn Schmoller und Herrn Naumann führte, der als solcher zwar sehr bald in der loyalsten Weise wieder beigelegt wurde, aber als Zeichen der Spannung und Divergenz im bürgerlichen Lager selbst doch zu verzeichnen ist. Noch viel bedeutsamer aber, ja tatsächlich von entscheidender Bedeutung für unsere ganze innere Situation war eine andere Erscheinung auf dieser Mannheimer Tagung. Auf die besondere Einladung von Professor

Schmoller war der hervorragendste Führer unserer westlichen Großindustriellen, Herr Kirdorf-Gelsenkirchen, obgleich er dazu vom Krankenbette hatte aufstehen müssen, in der Versammlung erschienen, um hier seinen Standpunkt darzulegen. Er gipfelte in den Sätzen, daß der Staat sich in die Trusts und Kartelle nicht einmischen dürfe, daß die Großindustrie jede Verhandlung mit den Arbeiterorganisationen ablehne und daß die christlichen Gewerkschaften schlimmer seien als die Sozialdemokraten. Das ist also ganz der alte Standpunkt der Bergwerksbesitzer, wegen dessen in diesem Frühjahr sowohl die Regierung wie die öffentliche Meinung in dem großen Bergmannsstreik die Partei der Arbeiter nahmen. Trotz dieses Drucks der öffentlichen Meinung, trotz der energischen Stellungnahme der Regierung sind die Leiter unsrer Industrie entschlossen, vom ärgsten Scharfmachertum keinen Schritt zurückzuweichen. Selbst die Behauptung, sie wollten nur deshalb die Gewerkvereine nicht anerkennen, weil diese im Grunde sozialdemokratisch seien, die auch immer nur eine durchsichtige Maske war, wird jetzt fallen gelassen: die christlichen Gewerkschaften sind noch schlimmer als die sozialdemokratischen, das heißt, also gerade deshalb, weil sie auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung stehen, weil man sie nicht als bloße Revolutionäre behandeln und mit Gewalt niederdrücken kann, weil man mit ihnen verhandeln und ihnen unter Umständen auch Konzessionen machen müßte, deshalb sind sie uns noch widerwärtiger als die Sozialdemokraten selber. So wenig wie einst Herr Stumm ist natürlich Herr Kirdorf gemeint, die Arbeiter schlecht behandeln oder sie ausbeuten und aussaugen zu wollen; er wird ihnen einen guten Tagelohn gönnen und auch sonst für sie sorgen, aber die Herrschaft in der Industrie soll ausschließlich bei den Besitzern bleiben, und damit die Arbeiter ihnen diese Herrschaft nicht streitig machen können, soll ihre Organisation zu großen, mächtigen Verbänden möglichst verhindert und unterdrückt werden.

Daß die Industrie vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus bei diesem Zustand am allerbesten gedeiht, mag zugegeben werden, nämlich solange es gelingt, ihn durchzuführen und die Arbeiterschaft niederzuhalten. Wenn das aber schließlich nicht mehr gelingt, und die Arbeiter sich auflehnen, so entstehen Störungen, die die Industrie selbst aufs schwerste schädigen. Um von jeder tieferen ethischen Begründung abzusehen, so ist schon dies ein genügender Grund für die von der gesamten Bildung in Deutschland, der gesamten unabhängigen öffentlichen Meinung geforderte soziale Reform. Wie aber soll sie zustande kommen, wenn die Großindustriellen, die das eigentliche Rückgrat der heutigen nationalliberalen Partei bilden, auf dem Standpunkt des Herrn Kirdorf stehen, und zugleich die Sozialreformer selber über die konkreten demnächst zu ergreifenden Maßregeln so wenig einig sind, wie sich auf der Mannheimer Tagung gezeigt hat? Freilich, über die ältere Forderung, daß die Arbeiterorganisationen anzuerkennen und auszubauen seien und die Hindernisse, die ihnen Polizeiweisheit und Scharfmachertum jahrzehntelang in den

Weg gelegt, völlig zu beseitigen sind, darüber ist man ja einig. Aber man hat auch bereits erkannt, daß das nicht mehr genügt, daß die Industrie in den Riesenbetrieben, den Trusts und Kartellen mittlerweile neue Formen hervorgebracht hat, denen auch die besten Arbeiterorganisationen, wie man sie sich früher vorstellte, nicht mehr gewachsen sein werden; ja schon nicht mehr bloß die eigenen Arbeiter, sondern die Gesamtheit des Volkes, der Staat selbst fühlt sich von den neuen Mächten bedroht. Bei uns mag diese Gefahr noch ziemlich fern sein, aber in Amerika ist sie bereits sehr real. In Deutschland, wo der Staat über ganz andere Mittel verfügt als in den Vereinigten Staaten, werden wir zuletzt auch mit den Trusts fertig werden. Welche Partei aber wird es sein, auf die die Regierung sich in diesem Kampfe zu stützen hat? Welche Mittel, was damit aufs Engste zusammenhängt, werden zur Anwendung kommen? Die Konservativen würden prinzipiell auch für scharfes Eingreifen zu haben sein, aber sie haben eine tief innere Angst vor der Arbeiterschaft; die Liberalen sind auf diesem Gebiet zum großen Teil die reaktionärsten. Die Sozialdemokraten?

Keine Partei wäre ihrer Natur nach mehr bestimmt, an der Lösung dieser Probleme zu arbeiten, als die sozialdemokratische. Aber sie will nicht. Nach dem Parteitag in Dresden im vorigen, hat sie in diesem Jahre ihren Parteitag in Jena gehalten und abermals mit flammenden Worten proklamiert, daß sie nicht die Reform wolle, sondern die Revolution. Alle Gedanken sind noch immer auf den Kampf um die politische Macht gerichtet, man erstrebt sie selbst und erfüllt die Phantasie mit Besorgnissen, daß die Gegner den Arbeitern die Rechte, die ihnen heute zustehen, noch wieder entreißen möchten. Das Hauptthema des Jenaer Parteitages war deshalb die Frage, ob man durch einen Massenstreik in der Lage sei, solche Attentate mit Erfolg zu bekämpfen.

So lange diese Gedanken in der Sozialdemokratie die Oberhand haben, ist auf ihre praktische Verwendbarkeit nicht zu rechnen. Daß eine sehr starke entgegengesetzte Unterströmung in der Partei existiert, unterliegt keinem Zweifel. Ein Redakteur der Kölnischen Zeitung, Brunhuber,*) hat darüber ein ganz gutes Buch veröffentlicht, in dem er darlegt, daß die Sozialdemokratie als Ganzes sich nie mausern, daß aber ganz gewiß einmal eine Spaltung eintreten werde, indem der in den Gewerkschaften organisierte Teil der Arbeiterschaft sich von der Partei loslösen werde, um eine praktische Reformpartei zu bilden. Ich zweifle nicht, daß er damit recht hat, und es ist auch deutlich, daß die Tendenz in dieser Richtung bereits sehr stark ist. Gerade die Gewaltsamkeit, mit der die Radikalen

*) Die heutige Sozialdemokratie. Eine kritische Wertung ihrer wissenschaftlichen Grundlagen und eine soziologische Untersuchung ihrer praktischen Parteigestaltung von Dr. Robert Brunhuber, Redakteur der Kölnischen Zeitung, Dozent der Handels-Hochschule in Köln. Brosch. Mk. 2.00, geb. Mk. 2.50. Jena, Gustav Fischer.



fortwährend eingreifen, die freie Diskussion innerhalb der Partei niederknüppeln und jetzt die ganze Redaktion des „Vorwärts" an die Luft gesetzt haben, zeigt wie schwer es ihnen wird, die Herrschaft zu behaupten. Aber ein praktischer Erfolg, soweit, daß man auf die positive Mitarbeit eines erheblichen Teils der jetzigen Sozialdemokratie an der Gesetzgebung rechnen dürfte, ist doch wohl noch in recht weitem Felde, und der Realpolitiker darf sie schwerlich schon in sein Kalkül aufnehmen.

Also mit den Konservativen, mit den Liberalen, mit den Sozialdemokraten sind die immer dringender auftretenden Aufgaben sozialer Gesetzgebung nicht zu lösen — es bleibt das Zentrum.

Auch diese Partei hat in diesem Herbst ihre Tagung gehabt, in Straßburg. Man ist gewohnt, die Katholikentage als bloße Paraden anzusehen, auf denen eigentlich nichts Neues vorkommt, sondern nur in wohlgeordneter Disziplin die alten Gedanken der Kirche und die großartige Organisation ihrer Getreuen zur Stärkung der Gemüter vorgeführt wird. Ich habe auch nicht gefunden, daß der diesmalige Katholikentag in der Presse wesentlich anders beurteilt worden sei. Aber ein sorgfältigeres Studium der Verhandlungen hat mich gelehrt, daß dies ein großer Irrtum ist. Neben selbstverständlicher Wiederholung vieler längst bekannter Redewendungen und Forderungen haben sich diesmal neue Gestaltungen und Gedanken bemerkbar gemacht, die vielleicht, ja gewiß nicht vollständig neu, doch diesmal mit einer Vielseitigkeit aufgetreten sind, die der höchsten Beachtung wert ist. Daß sich ein neuer Geist unter den deutschen Katholiken regt, ist schon länger beobachtet worden, und, wie ich gestehe, nicht ohne Erstaunen habe ich auch in diesen „Jahrbüchern" schon selber öfter feststellen müssen, wie große Erfolge bereits erzielt sind. Nun lasse man einmal an sich vorüberziehen eine Reihe von Sätzen, die auf diesem Katholikentag unwidersprochen von verschiedenen Rednern verkündet worden sind.*) „Jede religiöse Ueberzeugung kann man achten, auch wenn man sie nicht teilt. Man muß sie sogar achten. Die Beobachtung der bürgerlichen Toleranz gestaltet sich zu einer staatsbürgerlichen Pflicht." Redner bestreitet nicht, daß auch im römischen Lager Verfehlungen gegen diese Grundsätze vorkommen. „Wir sind aufrichtig und ehrlich zum Frieden bereit, nicht etwa im Gefühl der Schwäche, sondern im vaterländischen Interesse nicht minder, wie aus Gründen der bürgerlichen Toleranz, die ihre notwendige Ergänzung findet in der politischen Toleranz, in der Ausgestaltung des Toleranzgedankens, in der staatlichen Gesetzgebung. Wir stehen als moderne Menschen durchaus auf dem Boden des modernen paritätischen Staates." „Nachdrücklich und entschieden verwahren wir uns gegen die Unterstellung, daß wir Deutschland zu einer „„Provinz der hierarchistisch-päpstlichen Weltherrschaft"" machen wollten, daß wir den

*) Ich zitiere nach der „Chronik der Christlichen Welt", herausgegeben von Lic. Schiele in Marburg.

„„mittelalterlichen Staat““ wieder herbeiwünschten, als die Staatsgewalt in Unterordnung unter die Kirche den Zwang in Glaubenssachen ausübte, den wir wohl aus historischen Gründen erklären, aber nicht rechtfertigen können.“ „Aber wenn gleichwohl in alter und neuer Zeit Kundgebungen aus dem katholischen Lager erfolgt sind, von welchen die Gegner mit Recht sagen, daß sie sich die ganze Welt, insbesondere die ganze Laienwelt, die bürgerliche Gesellschaft als eine Art großen Kirchenstaats denken, der vom Klerus nach spezifisch romanischen Kulturidealen geleitet werden soll, wenn in diesen Kundgebungen noch der Inquisition und dem Scheiterhaufen das Wort geredet wird, dann müssen wir lauten und feierlichen Protest erheben, daß mit derartigen Kundgebungen das Schuldkonto des Katholizismus belastet wird. Wir lehnen nachdrücklich und entschieden jede Solidarität ab mit den Vertretern einer solchen weltfremden Theorie, die mit dem modernen Staatsgedanken völlig unvereinbar ist. Und dies um so mehr, als von keinem Katholiken, der im öffentlichen Leben steht, je eine Aeußerung laut wurde, wir wünschten den mittelalterlichen Staat.“

Ein anderer Redner stellt es als ein göttliches Gebot hin, auf keinem Gebiet der Wissenschaft inferior zu bleiben. Er kam auch auf den Fall Galilei zu sprechen. Der Fall Galilei bestätige das Prinzip, daß die einige, feierliche Bibelauslegung der Urkirche und der alten Väter nur in religiösen Dingen, nicht aber in naturwissenschaftlichen Fragen bindet. Den Syllabus charakterisierte der Redner als negativen Untergrund und als abgrenzendes Liniensystem des positiven Programms der Kirche, wodurch die Anteilnahme der Katholiken an Kunst und Wissenschaft nicht gehindert werden könne.

Natürlich hat es auf dem Katholikentag auch an Aeußerungen der entgegengesetzten Richtung in den bekannten Redewendungen nicht gefehlt. „Für uns Katholiken gibt es kein Christentum außerhalb der Kirche.“ „Das Papsttum, das von Erfolg zu Erfolg schreitend die ganze Welt erobern wird für das wahre Christentum“ und dergleichen. Man mag fragen, wie sich diese Aeußerungen mit den vorzitierten und namentlich wie diese sich mit so unzähligen Entscheidungen früherer Päpste und zuletzt auch dem Syllabus Pius IX. vertragen. Aber sei es nun, daß man findet, daß sie nebeneinander bestehen können, sei es, daß man findet, daß sie in einem unlöslichen Widerspruch zueinander stehen — auf alle Fälle bleibt es eine überaus bedeutsame Erscheinung, daß jene aufgeklärten und freien Anschauungen vor diesem Publikum in Gegenwart der Bischöfe haben vorgetragen werden können und hinterher von Rom nicht etwa verworfen und verdammt, sondern durch den Mund des „Osservatore Romano“ ausdrücklich approbiert worden sind. Die Forderung, die im Kulturkampf aufgestellt und seitdem immer wieder erneuert worden ist, daß der Katholizismus getrennt werden könne und solle vom Ultramontanismus, gegen die, als sie ihnen mit Gewalt auferlegt werden sollte, die deutschen Katholiken sich mit äußerster Kraft und nicht geringem Martyrium zur

Wehr gesetzt haben, diese Forderung scheinen sie jetzt freiwillig erfüllen und verwirklichen zu wollen.

Diese selbe Partei, die so vornehme und untadelige religiöse Grundsätze verkündigt, ist auch zugleich die einzige, die verständige, gemäßigte sozialpolitische Anschauungen hegt. Man mag den Satz einschränken, insofern im Zentrum auch der Sitz sehr rückständiger und phantastischer Vorstellungen einer Mittelstandspolitik und des extremen Agrariertums ist, aber daneben wenigstens hegt doch die Partei über die Großindustrie und die Arbeiterfragen im wesentlichen einheitliche Anschauungen, die gleichweit vom Scharfmachertum wie vom Umsturz entfernt sind.

Diese Partei hat auch in den Finanz- und Steuerfragen eine Politik, die auf einen verständigen Ausgleich zwischen direkten und indirekten Steuern abzielt, weder alle Lasten auf die Massen wälzen will, noch dem Aberglauben von der allein gerechten Einkommensteuer huldigt.

Ist es etwa falsch, daß ich mit solcher Betonung die Vorzüge einer Partei darlege, die doch trotz allem unser Gegner bleibt? Ich denke, es ist gerade das allernotwendigste, daß man sich über den Gegner, den man zu bekämpfen hat, keinerlei Täuschung hingibt und nicht nur seine Fehler, sondern auch seine Tugenden kennt. Ich verfolge damit allerdings gerade die entgegengesetzte Taktik von der des Evangelischen Bundes, auf dessen jüngster Generalversammlung in Hamburg die altgewohnten Anklagen gegen den Ultramontanismus vorgetragen wurden, ohne irgend einen Versuch, zu erklären, wie es denn nun gekommen sei, daß eine solche Partei im Deutschen Reiche die maßgebende geworden, und deshalb natürlich auch ohne jeden positiven Vorschlag, wie man denn nun diese Herrschaft wieder loswerden könne. Der Evangelische Bund ist eine Macht; er zählt nicht weniger als 300 000 Mitglieder, und sein Ziel, die Verteidigung des Protestantismus ist so edel wie notwendig. Aber wenn man in einer solchen Versammlung nichts vorzubringen vermag als Schelten und Klagen, so ist das für die Zukunft des Protestantismus ein recht trauriges Zeichen. Die evangelische Wahrhaftigkeit ebensowohl wie die politische Klugheit verlangt doch zu allererst, daß man den heutigen deutschen Katholizismus wirklich so sieht und so darstellt wie er ist, und sich nicht so anstellt, als ob seit den Tagen des Kulturkampfes, als er der „Reichsfeind“ war, keinerlei Wandlung in ihm vorgegangen wäre. Reden, wie sie die Herren Meyer und Bayer in Hamburg gehalten haben, sind nicht geeignet, dem Fortschreiten des Katholizismus in Deutschland Schranken zu setzen, sondern kompromittieren nur den Protestantismus. Möge man alle Akte der Intoleranz, der pfäffischen Beschränktheit und des Aberglaubens in den stärksten Farben vortragen, aber wenn man verschweigt, daß die heutigen führenden Schichten im Zentrum das alles ebenfalls als Verirrungen ansehen, so ist man nicht mehr wahr.

In den wirtschaftlich-sozialen Kämpfen ist die Scharfmacherei eine immerhin natürliche und notwendige Erscheinung, Scharfmacherei aber als

Vertretung der evangelischen Religion und der deutschen Bildung muß mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Der evangelische Bund wird hoffentlich doch noch über andere Kräfte und Persönlichkeiten als den Herrn Kirchenrat Meyer und den Herrn Ober-Regierungsrat Bayer verfügen, sonst erleben wir mit ihm dasselbe wie mit dem Deutschen Ostmarkenverein, der einst mit dem edelsten Ziel und in der besten Gesinnung gegründet, seinen Zweck nicht nur nicht erreicht hat, sondern an dem reißenden Niedergang des Deutschtums in den Ostmarken in nationaler wie auch in moralischer Beziehung die Hauptschuld trägt.

Was ist denn nun aber die richtige Taktik dem Zentrum gegenüber? Selbstverständlich unter ehrlicher Anerkennung des Guten, wo es etwas bringt und tut, stetes Erinnern daran, welche Kräfte furchtbarer Bosheit und geisttötenden Aberglaubens die Priesterkirche birgt, und wie all der gute Wille, den unsere katholischen Volksgenossen heute zeigen, doch nie ausweichen kann, sich von der Tradition und der Vergangenheit ihrer Kirche loszureißen. Die Unterscheidung zwischen einem rein religiösen Katholizismus und der hierarchischen Universalherrschaft des Ultramontanismus ist ganz gewiß nicht völlig inhaltlos, aber doch nur bis zu einem gewissen Punkt durchzuführen und von da an Illusion. Die einzige Methode der Realpolitik ist deshalb, gleichzeitig mit dem Zentrum sachlich vorurteilslos zusammen zu arbeiten, wo die Ideen übereinstimmen, und dafür zu sorgen, daß ihm ein Gegengewicht geschaffen wird, damit es nicht zur vollkommenen Herrschaft in Deutschland gelangt. Wer die Augen offen hat, kann auch nicht verkennen, daß es nur eine Stelle und eine Macht gibt, wo dieses Gegengewicht zu suchen ist, das ist bei der Sozialdemokratie. Solange wir die Sozialdemokratie als eine bloße tote Last, als einen absoluten Gegner behandeln, mit dem unter keinen Umständen paktiert werden darf, solange ist es auch ganz unmöglich, das Zentrum aus seiner vorwaltenden Stellung wieder zurückzudrücken. Wer in der Sozialdemokratie nichts als die losgelassene Hölle sieht, hat keine andere Zuflucht als bei den Heerscharen des römischen Priestertums; in dem Augenblick aber, wo man auch die Sozialdemokratie für bündnisfähig erklärt, ist die Herrschaft der vatikanischen Kirche in Deutschland gebrochen. Was hätte der Evangelische Bund für eine Stellung in der deutschen Geschichte gewinnen können, wenn er auf der diesjährigen Versammlung in Hamburg statt jener öden und nicht einmal wahrhaftigen Tiraden den Mut gehabt hätte, diesen Grundsatz zu proklamieren! Aber das ist ja eine alte Erfahrung: die Leute, die die Politik mit dem größten Lärm machen, bleiben, wenn es nachher zum Handeln kommen soll, am häufigsten in Halbheiten stecken; die Energie, nach der sie rufen, erschöpft sich in Worten.

Süddeutschland aber ist in dieser Frage Norddeutschland einmal wieder einen Schritt voraus. Nachdem vor einigen Monaten bei den Wahlen in Bayern die Klerikalen mit den Sozialdemokraten einen Pakt eingegangen waren, haben soeben in Baden die Liberalen dieselbe Taktik

verfolgt und mit ihrer Hilfe das Großherzogtum, das zu zwei Dritteln katholisch ist, vor einer klerikalen Mehrheit bewahrt. Es ist unmöglich, daß dies Beispiel mit der Zeit nicht auch nach Norddeutschland hinüberwirke und es ist wiederum notwendig, daß solche Vorgänge auf die innere Struktur der Sozialdemokratie selber aufs stärkste zurückwirken; wir können eine solche Entwicklung in jeder Beziehung nur willkommen heißen

29. 10. 05. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Kritik der Kritik. Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgeber A. Halbert—Leo Horwitz. 1. Heft 30 Pf. Breslau, Schles. Verlagsanstalt v. S. Schottländer.

Kronenberg, Dr. M. — Kant. Sein Leben und seine Lehre. 3. Auflage. geb. M. 4,80. München. C. H. Beck.

La Roche, Joh. — Das Positive in D. Fischers Vortrag. Ein Wort für Fischer von einem Gegner Fischers. 50 Pf. Berlin, Georg Nauck.

Lilienfein, Heinrich — Heinrich Vierordt: Das Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag. 70 S. Heidelberg, Carl Winter.

May, Dr. Walther. — Darwinistische Probleme in der griechischen Philosophie. Vortrag, gehalten im Naturwissenschaftlichen Verein zu Karlsruhe am 9. Juni 1905. Karlsruhe, G. Braun.

Michel, Joh. Jak. - Die Bockreiter von Herzogenrath und Valkenburg (1734—1756 und 1762—1776). Nach den Quellen und Gerichtsakten geschildert. Zweite Auflage. Geh. M. 1,80, geb. 2,50. Aachen, Gustav Schmidt.

Morsch, H. — Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich. Geh. M. 8, geb. M. 9 Leipzig, B. G. Teubner.

Münz, Paul. — Fragmente zur Schulaufsichtsfrage. Rückblicke und Ausblicke mit besonderer Berücksichtigung der preussischen Verhältnisse. 50 Pf. Wiesbaden, Hermann Rauch.

Obst, Georg. — Das Buch des Kaufmanns. Liefr. 6 M. 2,20. Leipzig, Poeschel & Kippenberg.

Pais, Ettore. — Perchè fui esonerato dalla direzione del Museo Nazionale di Napoli? 54 S. Napoli, Luigi Pierro & Figlio.

Platzhoff-Lejeune, Eduard. — Lebenskunst. Zwölf Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete. Erste Reihe. Geh. M. 1,80, geb. M. 2,60. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Religionsgeschichtliche Volksbücher herausgegeben von Michael Schiele-Marburg. V. Reihe 3. Heft. Naturforschung und Glaube von Dr. Petersen 35 Pf. III. Reihe. 6. Heft. Die Schöpfung der Welt von Professor Johannes Wendland. Preis 40 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Samassa, Paul. — Das Neue Süd-Afrika. Brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Schäfer, W. — Der Deutsche Künstlerbund +. Sonderdruck aus dem Juliheft 1905 (Jahrgang V, Heft 7) der Rheinlande, Monatsschrift für deutsche Art und Kunst. Düsseldorf (Verlag der Rheinlande von Fischer & Franke).

Schweden. — Zur Schwedisch-Norwegischen Unionsfrage. Die Adresse des schwedischen Reichstags an den König. Zweite Auflage. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner.

Schwedens Friedensprogramm und die skandinavische Krise von Nils Edén, Professor an der Universität Upsala. Upsala u. Stockholm, Almquist u. Wiksells, Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

v. Stenglin, Felix. — Im Wunderland der Liebe. Gedichte. Geh. M. 2, geb. M. 3. Berlin, Franz Wunder.

Terwin, Johannes. — Wanderungen eines Menschen am Berge der Erkenntnis. Philosophische Skizzen von Johannes Terwin. Fr. 3,75 = M. 3. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Treu, Max. — Das ewige Gericht. Geschichte eines Menschen. Gross-Lichterfelde, Kahlenberg u. Günther.

Weiss, D. Johannes. — Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. 4. und 5. Lieferung: II. Band, I. Abschnitt (190 Seiten) und I. Band S. 197—292. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Wüstendörfer, Dr. Hans. — Studien zur modernen Entwicklung des Seefrachtvertrags. Teil II. Die Rechtsentwicklung in ihren Grundzügen. Abschnitt I und II. (Mitteilungen der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung e. V. Frankfurt a. M. Heft 5, Teil II.) Dresden, O. V. Böhmert.

Zscharnack, Lic. Leopold. — Lessing und Semler. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Rationalismus und der kritischen Theologie. Preis M. 10. Giessen, Alfred Töpelmann.

Ascherson. — Deutscher Universitätskalender begründet vom Prof. Dr. Ascherson. 68. Ausgabe. Winter-Semester 1905/06. Mit amtlicher Unterstützung nach dem Tode des Begründers herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Ziegler. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

Aubin, Eugen. — Das heutige Marokko. Berlin, Hüpeden & Merzyn.

Biermann, Dr. W. Ed. — Anarchismus und Kommunismus. M. 2,70. Leipzig, A. Deichert Nchf.

v. Blomberg, Hans Hermann. — Gedanken der Stille. M. 3. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel.

Bruckmann. — Gesamt-Verzeichnis von Bruckmanns Pigmentdrucken nach Werken der klassischen Malerei sowie der Bruckmannschen Reproduktionen von Handzeichnungen alter Meister. Alphabetisch nach den Meistern geordnet. Mit 8 Mezzotintogravüren. 75 Pf. München, F. Bruckmann A.-G.

Brunhuber, Dr. Robert, Redakteur der Kölnischen Zeitung. — Die heutige Sozialdemokratie. Brosch. M. 2, geb. M. 2,50. Jena, Gustav Fischer.
Drews, Paul. — Der evangelische Geistliche. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 12.) M. 4, geb. M. 5,50. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.
Falke, Gustav. — Ausgewählte Gedichte. M. 1. (Hamburgische Hausbibliothek.) Hamburg, Alfred Janssen.
Fink. — Der Ferne Osten, Herausgeber C. Fink, Shanghai. Band 3, Heft 7. Shanghai, Verlag der Ferne Osten.
Fischer, Dr. Engelbert Lorenz. — Goethes Lebens- und Charakterbild. Mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Mit 8 Abbildungen. Brosch. M. 4, eleg. geb. M. 6. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.
Fuchs, Eduard. — Die Frau in der Karikatur. 1. Lieferung. M. 1. München. Albert Langen.
Fremantle. — Fünfzig Jahre zur See. Die Marine, wie ich sie gekannt habe 1849—1899. M. 10, geb. M. 12. Berlin, Karl Siegismund.
Germanen-Bibel. — Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 7. Heftausgabe. Hölderlin, Richter, Kleist, Uhland. Zweite Auflage. 8. Heftausgabe: Rückert, Eichendorff, Grillparzer, Hebbel. Zweite Auflage. Berlin, Volkserzieher-Verlag.
Gildemeister, Andreas. — Deutschland und England. Randbemerkungen eines Hanseaten. 50 Pf. Berlin, Alexander Duncker.
Gnauck-Kühne, Elisabeth. — Goldene Früchte aus Märchenland. Märchen für jung und alt. Mit 46 Illustrationen von Franz Stassen. M. 2,80. Bremen, G. A. v. Halem.
Gottesminne. — Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann, Jahrgang 3, Heft 10. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung.
Grupp, Georg. — Kultur der alten Kelten und Germanen. Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. Brosch. M. 5,80, geb. M. 7,50. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.
Harnack, D. Adolf. — Dogmengeschichte. Vierte verbesserte und bereicherte Auflage. (Grundriss der theologischen Wissenschaften, Dritte Abteilung.) 446 S. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Heckscher, Siegfried. — Schuld. Schauspiel in drei Akten. Hamburg, Alfred Janssen.
Henning, Dr. Hans. — Eduard Grisebach in seinem Leben und Schaffen. M. 2. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Hertz, Emma Dina geb. Beets. — Die Urgrosseltern Beets. 50 Pf. Hamburgische Hausbibliothek. Hamburg, Alfred Janssen.
Hessische Blätter für Volkskunde. — Band III und Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1903. Herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Strack. M. 12. Leipzig, B. G. Teubner.
Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. 1. Heft. M. 1,50. München und Kempten, Jos. Kösel.
Hochstetter, Dr. Franz. — Die wirtschaftlichen und politischen Motive für die Abschaffung des britischen Sklavenhandels im Jahre 1806/1807. M. 3. Leipzig, Duncker & Humblot.
Hoffmann, Dr. Max. — Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. M. 6. Leipzig, Duncker & Humblot.
Keller, Dr. Ludwig. — Latomien und Loggien in alter Zeit. Beiträge zur Geschichte der Katakomben. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 14. Jahrg. 1. Stück. 50 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
—,,— Die italienischen Akademien des 18. Jahrhunderts und die Anfänge des Maurerbundes in den romanischen und den nordischen Ländern. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrg. 5. Stück. 50 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Knapp, G. F. Staatliche Theorien des Geldes. M. 8,80. Leipzig, Duncke. & Humblot.
Lamp, Dr. Karl. — Das Problem der städtischen Selbstverwaltung nach österreichischem und preussischem Recht. M. 3,60. Leipzig, Duncker & Humblot.
Latscha, J. — Nationale Wohnungsfürsorge. (Soziale Zeitfragen. Beiträge zu den Kämpfen der Gegenwart, herausgegeben von Adolf Damaschke. XXV.) 50 Pf. Berlin, Verlag „Bodenreform".
Lehnert, Georg. — Die Werkkunst. Zeitschrift des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin. 1. Jahrgang. 1. Heft. Der Jahrgang von 24 Heften. M. 10. — Das einzelne Heft 50 Pf. Berlin, Otto Salle.
Levy, Dr. Herm. — Die Stahlindustrie der Vereinigten Staaten von Amerika, in ihren heutigen Produktions- und Absatz-Verhältnissen. M. 7. Berlin, Julius Springer.
Liman, Paul. — „Hohenzollern". Brosch. M. 5, geb. M. 6. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Lischnewska, Maria. — Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. 50 Pf. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.
/ **Lublinski, Samuel.** — Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte. M. 1. Stuttgart, Axel Juncker.
Moeller, Dr. Ernst. — Die Trennung der deutschen und der römischen Rechtsgeschichte. M. 3. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
Münzer, Kurt. — Die Kunst des Künstlers. Brosch. M. 5, geb. M. 6,50. Dresden, Gerhard Kühtmann.
Panzer, Friedrich. — Märchen, Sage und Dichtung. M. 1. München, C. H. Beck.
Patria, Jahrbuch der Hilfe 1906. Herausgegeben von D. Fr. Naumann, Herausgeber der Wochenschrift „Die Hilfe". M. 4. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Buchdruckerei der Nationalzeitung G. m. b. H., Berlin SW., Lindenstr. 3.

Hermann Usener.

Ein Gedenkblatt.

Von

Paul Wendland.

Am 23. Oktober 1904 hatten sich zahlreiche Schüler Hermann Useners im Akademischen Kunstmuseum zu Bonn vereinigt, um seinen siebzigsten Geburtstag zu feiern und ihrer Dankbarkeit in der Uebergabe seiner Büste an die Bonner Universität einen sichtbaren und dauernden Ausdruck zu geben. Bald darauf verfiel der Jubilar in lange schwere Krankheit, aus der er langsam, aber sicher zu genesen schien. Im Frühjahr des folgenden Jahres konnte er schon seinen Schülern und Freunden eine Gabe des Dankes überreichen, und wir freuten uns der Aussicht, daß er uns in der „Einleitung in die klassische Philologie und Altertumswissenschaft" einen Abriß der Geschichte der Philologie geben werde. Am Morgen des 21. Oktober hat er kurz vor vollendetem 71. Lebensjahre einen sanften Tod durch Herzschlag gefunden.

Am 23. Oktober 1834 wurde Hermann Usener in Weilburg, einem der schönsten Punkte des Lahntales, geboren. Im Gymnasium seiner Vaterstadt schon hatte er das Glück, den Unterricht ausgezeichneter Männer, vor allem Alfred Fleckeisens, zu genießen. Er selbst erzählt, wie er oft, das Ränzlein auf dem Rücken, die Weil hinauf wanderte, um schulfreie Wochen im Pfarrhause von Laucken bei seinem älteren Bruder Carl zu verleben. „Zwischen Deinen Büchern, die mir die rege theologische und philosophische Arbeit der Tübinger vor Augen führten, ging mir damals in Laucken eine neue Welt auf, und bei stillen Streifereien durch Wald und Wiesental regte sich in mir die kindliche Vorstellung, Religionsgeschichte müsse meine Lebensaufgabe werden." 1853 besuchte der junge Student Heidelberg. Dort ward L. Kayser sein Lehrmeister und Freund, der einzige, der bei einer unglaublichen Verkommenheit des philologischen Studiums in Heidel=

berg in hingebender Lehrtätigkeit, für die er bei Kollegen und Behörden schnödesten Undank erntete, seine Schüler zu tüchtigen Philologen erzog*). Den Winter 1853/54 und den folgenden Sommer studierte Usener in München unter Leonhard Spengel, der neben Kayser sein Interesse für die Geschichte der Rhetorik und der literarischen Fehden im 4. Jahrhundert v. Chr. geweckt hat. Nachdem er den Winter 1854/55 im väterlichen Hause verlebt hatte, suchte er Göttingen auf, wo er C. Fr. Hermann und F. G. Schneidewin hörte. Er erlebte den schweren Verlust, den die Göttinger Universität um die Jahreswende 1855/56 durch den unerwarteten Tod beider erfuhr, und widmete 1856 ihrem Gedächtnis seine Erstlingsschrift, in der er die Probleme der anonymen Rhetorik an Alexander, die er mit Spengel dem Geschichtschreiber und Rhetor Anaximenes zuschrieb, mit einer Gründlichkeit und Sicherheit behandelte, die sich darin offenbart, daß neuerdings die Forschung nach manchen Irrwegen wieder zu seinem Standpunkt zurückgekehrt ist. Zum Winter 1857 begab er sich in Fr. Ritschls und Otto Jahns Schule nach Bonn. Dort wurde er 1858 auf Grund seiner Analecta Theophrastea, die nicht nur für das Verständnis des Schrifttums Theophrasts, sondern auch für Geschichte und Verwertung der antiken Bücherkataloge bahnbrechend sind, zum Doktor promoviert. In rascher Laufbahn wurde er noch im selben Jahre Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin unter Kießling, 1861 außerordentlicher Professor zu Bern, 1863 ordentlicher in Greifswald und fand dann als Nachfolger Ritschls 1866 in Bonn die bleibende Stätte seiner Wirksamkeit.

Einer der schönsten Charakterzüge Useners ist die Pietät, mit der er wie aller Männer, von denen er gelernt hatte,**) so besonders seiner persönlichen Lehrer gedachte. Die Art, wie sich diese Dankbarkeit auch für Anregungen auf den Gebieten äußerte, auf denen er uns über seine Lehrer hinausgewachsen zu sein schien, wüßte ich nur zu vergleichen mit dem Verhältnis des Platon zu seinem

*) Siehe Useners ergreifendes Vorwort zu Kaysers Homerischen Abhandlungen, Leipzig 1881.

**) Ich nenne beispielsweise Steinthal und Jakob Bernays. Dessen Aufsätze hatte er, um sie vollständig zu besitzen, z. T. als Jüngling abgeschrieben; später hat er seine gesammelten Abhandlungen herausgegeben, in der Allgemeinen deutschen Biographie ihm ein Denkmal gesetzt. Ebenso hat er Kaysers homerische Abhandlungen veröffentlicht, O. Jahns Ausgabe des platonischen Symposion erneuert, an der zweiten Ausgabe von Schäfers Demosthenes mitgearbeitet, Fleckeisens Leben für die Allg. deutsche Biographie behandelt.

Meister, auf den er den ganzen Reichtum der eigenen geistigen Entwicklung zurückführt, weil er den entscheidenden Anstoß von ihm empfangen hat. Bewunderungswürdig erscheint die Energie, mit der der Jüngling die Einflüsse der so verschiedenen Lehrmeister aufgenommen hat, einen jeden in seiner Eigenart, mit seinen besonderen Vorzügen und auf seinen besonderen Forschungsgebieten auf sich hat wirken lassen. Der Eros, mit dem er seine Schüler zu erfüllen wußte, muß das Beste an der Durchbildung auch dieses reichen Geistes getan haben; und es wäre sehr lehrreich nachzuweisen, wie die Anregungen, die er z. B. von Kayser für die homerischen Probleme, von ihm und Spengel für die Erforschung der rhetorischen Literatur, von Hermann für die platonische Frage, von Fleckeisen und Ritschl für altlateinische Sprachforschung empfangen hatte, fortwirkten, wie alle Keime, die er in der Jugend empfangen hatte, sich entwickelten und zu schönsten Früchten ausreiften. So erhob er sich frühzeitig, wie schon die Vielseitigkeit der Thesen seiner Dissertation beweist*), zu der Höhe eines wissenschaftlichen Standpunktes, der sich durch keine Schulgegensätze einengen ließ, keine Scheuklappen kannte, trotz der peinlichsten Sorgfalt in der Detailforschung vor den Gefahren und Einseitigkeiten des Spezialistentums stets bewahrt blieb.

* *
*

Aus der unendlich reichen Lebensarbeit Useners hebe ich einige besonders charakteristische Erscheinungen hervor. Für die Forschung auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie ist Usener bahnbrechend gewesen. Daß neben die mehr philosophische Behandlung, die sich wesentlich die Darstellung des Zusammenhanges der Systeme zum Ziel setzte, eine vielseitigere getreten ist, die man die philologische**) nennen könnte, ist wesentlich sein Verdienst. Unser Interesse an den antiken Philosophen ist ja lange nicht mit einer Antwort auf die Frage nach der Wahrheit der Dogmen und Systeme erschöpft. Dogmen und Mythen gleichen meist schönen Blumen, die rasch verwelken; aber die Wurzeln, aus denen sie erwachsen sind, die innersten Motive, die diese Blüten gezeitigt haben, bewahren eine ewige Triebkraft, offenbaren uns eine un-

*) Die letzte warnt, den Unterricht im Griechischen mit Homer zu beginnen.

**) Es genügt, die Namen Zeller, Windelband und Natorp zu nennen, um den Verdacht abzuwehren, als wenn ich diese Behandlung als Domäne nur der Philologen ansähe.

vergängliche Wahrheit. So müssen uns die antiken Philosophen nicht in dem Lichte erscheinen, wie sie zur Zeit des Bankerottes der antiken Kultur angesehen wurden, als seltsame Laute, die auf die alten Rätselfragen die widersprechendsten Antworten geben; nein, die Persönlichkeiten mit dem ganzen Reichtum ihres innersten Gefühlslebens müssen uns wieder lebendig werden, damit wir stille Zwiesprache mit ihnen pflegen, uns Geist von ihrem Geiste fühlen. Ihr Wachsen und Werden, der Zusammenhang ihrer Motive mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit, der Philosophie mit der gesamten Kulturentwicklung, die Organisation des Schulbetriebes und die Wirkung des lebendigen Wortes, der Zusammenhang der Philosophie mit den Einzelwissenschaften, aus denen sie herausgewachsen ist und die sie alle, so lange die Einheit der Wissenschaft bestand, beherrscht und diszipliniert hat, das und vieles andere muß uns wieder lebendig und gegenwärtig werden, damit die Geschichte der Philosophie in der Richtung der Erfassung ihres Zusammenhanges mit der allgemeinen Kultur über Zellers Meisterswerk hinaus immer weiter gefördert werde. Usener hat alle diese Gesichtspunkte verfolgt und keine Mühe gescheut, um dieser Forschung eine breite und sichere Grundlage zu geben. Ein reiches Material zur Ausgabe aller Schriften des Theophrast hat er gesammelt und wenigstens einige Proben der Ausgabe uns geschenkt. Seitdem hat die Forschung über Theophrast bis zu dem glänzenden Werke Bretzls über die botanischen Forschungen des Alexanderzuges nicht geruht.

Die antike Geschichtschreibung der Philosophie spaltet sich in zwei große Zweige, den doxographischen, der nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet die lange Reihe philosophischer Dogmen aufführt, und den biographischen. Usener gab den Anstoß dazu, daß Diels in seinem monumentalen Werke Doxographi graeci das ganze Quellenmaterial jenes Zweiges in musterhafter Edition vorlegte und das Verhältnis der Quellen, die eine fortschreitende Erweiterung und Verdünnung des grundlegenden Werkes Theophrasts geben, klarstellte. Auf seine Anregung gehen ebenso zahlreiche Untersuchungen des andern biographischen Zweiges zurück, unter denen Wilamowitz' Antigonos besonders hervorragt.

Aus Useners aristotelischen Studien sei nur einiges hervorgehoben. In seinem berühmten in diesen Jahrbüchern 1884 erschienenen Aufsatz hat er uns den architektonischen Aufbau des Systems und die alle Gebiete der Forschung umspannende Schrift-

stellerei des Aristoteles verständlich gemacht aus der Organisation der Schule, durch die der Meister seine und seiner Schüler Kräfte in die eine große Aufgabe spannt, einen Kosmos der Wissenschaften herzustellen. Useners Ausgabe von Syrians Kommentar zur Metaphysik (1870) hat für das jetzt bald vollendete Riesenwerk der akademischen Ausgabe der Aristoteleskommentare ein Muster gegeben, und die Erneuerung jener Arbeit Useners durch Kroll*) hat zugleich Useners Scharfsinn das glänzendste Zeugnis ausgestellt. Usener hatte fremde und unzureichende Kollationen benutzt, aber durch Konjektur oft den Text hergestellt, der sich jetzt als der urkundlich überlieferte erwiesen hat — zugleich eine lehrreiche Mahnung für die naiven Leute, die der Philologie zu ihrem Heile meinen den Verzicht auf Konjekturalkritik empfehlen zu sollen. Eine ähnliche Erfahrung machte ich, als ich Useners Vorarbeiten zu einem Kommentare des Alexander von Aphrodisias übernahm**). Die Veröffentlichung der Aristoteles-Kommentare hat Usener mit regstem Interesse begleitet, ihre Bedeutung für die Tradition von Bruchstücken älterer Denker, für die Geschichte der peripatetischen Schule und der Scholastik, für die Geschichte des Aristotelestextes glänzend dargelegt***). Ebenso gaben ihm die neuen Platon-Papyri Anlaß, die Geschichte der Tradition griechischer Klassiker in kühnen, aber für die Forschung höchst anregenden Kombinationen darzulegen†).

Eine sehr dringende, für weite Gebiete noch kaum in Angriff genommene Aufgabe der Philologie ist die urkundliche Sammlung der Fragmente verlorener Schriften, die neben allen direkten Zitaten die Anspielungen und Nachwirkungen vorzulegen und der Geschichte der Schriften sorgfältig nachzugehen hat. Usener, der auch neben Gomperz, Bücheler, Diels sich um die Erschließung und gründliche Bearbeitung der herkulanensischen Rollen die größten Verdienste erworben und mehrere Ausgaben philodemischer Schriften veranlaßt hat, hat nicht nur viele Schüler zu solchen Fragmentsammlungen angeregt, er hat auch in seinen Epicurea (1887) das unerreichte und ideale Muster aufgestellt. Und den Menschen Epikur hat er uns wieder verstehen und lieben gelehrt. „So hat sich bei Epikur die ganze Kraft eines durch Nichtbefriedi-

*) Commentaria in Aristotelem VI, 1.

**) S. Commentaria in Aristotelem III, 1, S. V, VI.

***) Göttinger gelehrte Anzeigen 1892, S. 1001—1022.

†) Unser Platontext, Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1892.

gung gereizten Herzensbedürfnisses in Glut und Innigkeit der Freundschaft umgesetzt. Dem Forscherbunde der Akademie steht der Freundeskreis des Epikurischen Gartens würdig zur Seite: dort hatte die Wissenschaft, hier das Menschliche eine Pflegstätte, wie es sie im Altertum nicht wiedergefunden."*)

Was Usener für die antiken Fachwissenschaften, z. B. Grammatik, Mathematik, Astronomie, was er für Sprachgeschichte und Metrik und auf dem immer nur wenigen Eingeweihten zugänglichen Gebiete chronologischer Forschung geleistet hat, darf ich an dieser Stelle nicht schildern. Hervorragende Autoritäten haben die lichtvolle Klarheit, mit der er die verwickeltsten chronologischen Fragen zu entwirren wußte, mit Bewunderung gerühmt. Daß für ihn der Begriff der Altertumswissenschaft eine sich über alle klassizistischen Vorurteile erhebende Weite hatte, war selbstverständlich, und er hat es besonders bewiesen durch seine lebhafte Teilnahme an der Erforschung der altchristlichen Literatur. Eine stattliche Zahl jüngerer philologischer Kräfte hat er diesem Arbeitsgebiete zugeführt und damit einen sehr heilsamen Einfluß auf die philologische Behandlung der Texte ausgeübt. Die ihm spät verliehene Würde eines Doktors der Theologie war wohlverdient. 1877 erschien er mit drei bedeutenden Schriften, die Literatur und Geschichte der Kirche betrafen, auf dem Plane**) und ist dieser, wie wir sahen, schon in früher Jugend ihm eingepflanzten Neigung treu geblieben. Fr. Nitzsch hatte 1860 dem Boethius die unter seinem Namen überlieferten theologischen Schriften abgesprochen, und es schien seitdem der herrschenden Meinung unmöglich, daß der letzte große Römer in seiner Consolatio in den besten Gedanken der antiken Philosophie seinen Trost gesucht und gefunden habe und daß derselbe Mann zugleich Verfasser theologischer Traktate gewesen sei. Heutzutage weiß jedermann, daß der weltgeschichtlich so bedeutende Kompromiß, der zwischen Christentum und hellenistisch-römischer Kultur geschlossen wurde, dessen Erzeugnis die Kirche ist, solche Widersprüche notwendig in sich schloß, daß gerade die siegreiche Kirche dem Eindringen heidnischer Elemente an der Peripherie, in Literatur, Sitte, selbst im Kultus ziemlich indifferent gegenüberstand. Und es ist jetzt allgemein durch Usener

*) Wiener Studien X, S. 181.

**) Acta S. Timothei, Das Verhältnis des römischen Senats zur Kirche in der Ostgothenzeit in den Commentationes in Th. Mommseni honorem, Anecdoton Holderi, ein Beitrag zur Geschichte Roms in ostgothischer Zeit.

anerkannt, daß derselbe Mann, der in der Todesstunde sich wieder auf den Kern seines Wesens besann, einst ohne Teilnahme des Herzens über dogmatische Fragen gegrübelt und scholastische Traktate geschrieben hat. Usener war in der glücklichen Lage, nicht nur durch innere Gründe, sondern auch durch das von Holder entdeckte Zeugnis des befreundeten Zeitgenossen Cassiodor alle Zweifel an der Echtheit der Schriften für immer beseitigen zu können.

Besonders fruchtbar hat Usener auf die wissenschaftliche Behandlung der christlichen Legendenliteratur durch eigne und durch von ihm angeregte Publikationen seiner Schüler eingewirkt. Die niedere christliche Unterhaltungsliteratur, frühzeitig in apokryphen Evangelien, Apostelgeschichten, Romanen gepflegt, fand in den Geschichten der Märtyrer und der Heiligen der Wüste oder der Klöster ein reiches Feld ihrer Betätigung. In immer neuen Umformungen und Ueberarbeitungen, die zwischen dem naiven Zauber volkstümlicher Dichtung und dem prunkvollen Pathos hohler Rhetorik sich bewegen, sind sie durch das Mittelalter fortgepflanzt, „und die literarische Ausbildung, welche Legenden bis zu der uns zufällig erhaltenen ältesten Gestalt erfahren haben, ist meist in nicht geringeres Dunkel gehüllt als die Entstehung der Sage selbst". Es ist begreiflich, daß diese Literatur wie überhaupt die niederen Regionen des kirchlichen Lebens, auf denen sie sich bewegt, von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt wurde. Zur wissenschaftlichen Behandlung einer Tradition, von der die neue Kirche sich glücklich befreit fühlte, waren die protestantischen Theologen nicht geneigt, sie hatten eine instinktive Abneigung gegen Apokrypha; die katholischen Theologen waren trotz ihrer großen Verdienste um die Herausgabe der Texte dazu meist wenig geeignet, weil sie mit pietätvollem Glauben an dieser Tradition hingen. „Und die philologische Welt", konnte Usener in der Einleitung zu den Legenden der Pelagia (1879) sagen, „bei der ein grammatisches Anekdoton, auch das dürrste, günstiger Aufnahme gewiß sein darf, wird einer kirchlichen Legende, und wäre sie die lieblichste Novelle, nur verächtlich begegnen und sie unbesehen in den Winkel stellen". Und doch hat diese Literatur ihre große Bedeutung. „Sie bietet", so sagt Ehrhard,*) „wertvolle Ergänzungen zu den Geschichtschreibern und Chronisten, sie gewährt einen Einblick in das Kulturleben der Volkskreise, das von den übrigen Literaten nur

*) Ehrhard in Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur S. 177.



zu oft vernachlässigt wurde; sie offenbart eine Frische der Religiosität, deren Spuren man in den Kreisen der Zunfttheologen vergebens sucht; sie spricht in vielen ihrer Erzeugnisse eine Volkssprache, die von der Klassizität der Gelehrten nicht angekränkelt ist". Und eins möchte ich hinzufügen: Der Reiz mancher Legenden kann sich mit dem Schönsten messen, was griechische Novellistik geschaffen hat. Sie sind ein unerschöpflicher Born poetischer Motive und tiefer psychologischer Probleme, die uns noch heute in der Dichtung der modernen Völker erfreuen, auch wenn wir den Quell nicht kennen, aus dem sie geflossen sind; es genügt an Gottfried Keller zu erinnern. Und dem Philologen bieten die Legenden noch ein besonderes Interesse. Sie sind oft Zeugen des großartigen Assimilationsprozesses, der sich besonders im 4. Jahrhundert zwischen Christentum und Heidentum vollzogen hat, Zeugen der unbewußten und unwillkürlichen Durchsetzung des Christlichen mit Profanem, die sich auf allen Gebieten mit Naturnotwendigkeit vollzieht. An zahlreichen Beispielen hat Usener in der hagiographischen Literatur Spuren heidnischer Kulte, Uebertragung heidnischer Mythen und Sagen ins Christliche, Umsetzung von Göttern oder Heroen in Heilige nachgewiesen.

Nicht erst die moderne Malerei, schon die alte Kirche hat ihre Freude gehabt an den Reuetränen schöner Sünderinnen. Viele dem syrischen Winkel des Mittelmeers angehörige Legenden erzählen in mannigfaltigen Variationen von der Sündenvergebung und von der Heiligkeit, die sie erlangt haben. Meist tragen sie den Namen Pelagia, Marina, Margarita. Die Namen schon weisen auf das Meer, auch Margarita, d. h. Perle. Useners scharfer Blick hat hinter der christlichen Uebermalung die holden Züge der schaumentsprossenen Meeresherrscherin Aphrodite entdeckt. „Ihr Vorstellungskreis vor allem ist es, in dem jene Gegensätze des Wollustdienstes und der Jungfräulichkeit sich vereinigen." Die Perle war das irdische Sinnbild, war gleichsam die Doppelgängerin der Göttin; sollte doch auch die Göttin aus der Muschel geboren sein. In der Perle schien die Natur das Wunder ihrer Geburt zu wiederholen; denn nach weit verbreiteter Vorstellung schuf der ins Meer schlagende Blitz aus der Muschel die Perle. Die christliche Umbildung verfolgte den Zweck, „das verführerische Idealbild buhlerischer Schönheit aus den Herzen der Gläubigen zu reißen, und das geschah, indem man es nahm wie es war, aber durch

das läuternde Feuer der Reue und Buße des Himmels, dem es angehörte, würdig machte". — Ebenso ist eine profane Sage in die Legende vom Martyrium des Lukian übertragen.*) Seine Richter werfen ihn in die Tiefe des Meeres; aber am 14. Tage trägt ein Delphin auf seinem Rücken den Leichnam des Heiligen ans Land, wo die Schüler ihm ein Grabmal errichten, später Helena einen Tempel erbaut.

Usener ist sich bewußt, daß die durch viele Beispiele erwiesene Behauptung, das alte mythische Denken habe noch in der Kirche sich wirksam und triebkräftig erzeigt, vielen befremdlich, ja anstößig sein werde, und wir wissen, welchem Mißtrauen noch heute die unbefangene religionsgeschichtliche Forschung begegnet. Aber er wünscht und hofft, mit seiner Forschung nicht nur der Wissenschaft zu dienen. „Wenn sie nicht Spiel bleibt, wird alle Mythenforschung unwillkürlich uns zuletzt auf unser innerstes Anliegen, die eigene Religion zurückführen und das Verständnis derselben fördern . . . . . Vom abgestorbenen und absterbenden Besitz der Kirche, der zeitgeschichtlichen Wert hatte, scheidet sich der unveräußerliche ewige Gehalt unserer Religion. Die ehrenwerte Selbsttäuschung, welche das verkennt, wahrt nicht, was sie will, das Wohl der Kirche. Räumt Asche und Schlacken hinweg, und das erstickende Feuer wird zu heller Glut auflodern."**) Es ist natürlich, daß ein Mann, dem die Religion so Herzenssache war, von dem Zeitalter des Ueberganges der heidnischen Welt in die christliche zur Erforschung der älteren Entwicklung getrieben werden mußte. Ihr ist ein großer Teil des Buches über das Weihnachtsfest gewidmet. Mit seltener Schärfe ist hier das Verhältnis der Geschichten von der Taufe und von der göttlichen Geburt Jesu behandelt. In jener sieht Usener einen judenchristlichen, in dieser einen hellenistischen Versuch, die Göttlichkeit Christi geschichtlich abzuleiten. Der durch die älteste Literatur verfolgte Bestand der evangelischen Geschichte gibt ihm ein Bild des allmählichen Zuwachses an neuen Bestandteilen des Evangeliums, der Umbildungen und neuen Fassungen, der Verschiebungen und Verstümmelungen, die dann wieder diese zu erfahren hatten; und auch später hat er von anderem Ausgangspunkte die jüngste Schicht der evangelischen Ueberlieferung, Geburts-

*) Usener, Sintflutsagen S. 168 ff.

**) Religionsgeschichtliche Untersuchungen, I. Das Weihnachtsfest. Bonn 1889.

und Kindheitsgeschichte Jesu, gründlich untersucht.*) Der zweite Teil des Werkes gibt dann eine glänzende Darstellung der Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Weihnachtsfestes. Nach Usener ist es am 25. Dezember zum ersten Male 354 in der jetzt S. Maria maggiore genannten basilica Liberiana gefeiert worden. Mit Recht hat man Usener die Ueberschätzung des Wertes der gnostischen Traditionen für die Geschichte der Kirche, die Unterschätzung des Einflusses jüdischer Traditionen, die Voraussetzung einer ganz geradlinigen Entwicklung, die nicht ohne Gewaltsamkeit konstruiert wird, die mangelnde Rücksicht auf seine Vorgänger vorgeworfen. Trotzdem hat das Werk, weil es aus einem Gusse ist und die Probleme mit größter Schärfe faßt, weil es das gesamte, auch entlegenste Quellenmaterial souverän beherrscht, eine große Wirkung ausgeübt.**)

Endlich ist Usener zu einer Untersuchung des Problems der Entstehung religiöser Begriffe, einer Art Urgeschichte der Religion, vorgeschritten.***) Schon seine Legendenforschungen hatten ihn dazu vorbereitet, ihn zum Verständnis der religiösen Grundtriebe, zur Erkenntnis wertvoller methodischer Grundsätze geführt. „Ich gestehe", bemerkt er einmal, „daß gerade dadurch diese Geschichten auf mich besonderen Reiz ausgeübt haben, weil sie mich an eine Stätte führten, wo man die Wunderblume der Sage vor seinen Augen wachsen sehen kann. Wir erkennen, wie rasch, wie unwillkürlich und notwendig bei gesteigerter religiöser Empfindung ein Erlebnis sich in Mythus umsetzt." Er selbst erzählt uns, wie er einst den Gedanken eines ursprünglichen Monotheismus zu Ende gedacht hat, endlich von diesem Vorurteile losgekommen ist, von dem die Spekulation und auch die religionsgeschichtliche Forschung lange Zeit beherrscht war, an dem Max Müller sein Leben lang festgehalten hat. „Die konsequente Durchführung einer unhaltbaren Ansicht ist stets ihre beste und sicherste Widerlegung."

*) Encyclopaedia biblica von Cheyne und Black, Artikel Nativity, in seiner ursprünglichen deutschen Gestalt veröffentlicht in Preuschens Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums IV 1903 S. 1 ff.

**) Vgl. Weizsäckers schöne Besprechung in diesen Jahrbüchern Bd. LXIV S. 389-407.

***) Götternamen, Bonn 1896. Diesem Werke schließen sich außer zahlreichen Aufsätzen „die Sintflutsagen", Bonn 1899, die auch in die alttestamentliche Forschung eingreifen, und „Dreiheit, ein Versuch mythologischer Zahlenlehre", Bonn 1903 an.

Richt die Einheit des Unendlichen ergreift den primitiven Menschen; tarke Eindrücke des Augenblicks erregen ihn, bestimmen auch seine eligiösen Vorstellungen. Im niederfahrenden Blitz, in der Waffe, ie siegreich den Gegner erlegt, erscheint die göttliche Kraft. Augen- licksgötter sind das Ursprünglichste, und aus ihnen entwickeln sich urch Zurückführung gleichartiger Erscheinungen auf eine Gattungs- jottheit die Sondergötter. Deren Wesen erläutert Usener besonders ius den römischen Indigitamenta und der Liste litauischer Götter; iuch in den Beinamen olympischer Götter verbergen sie sich. Und der alte Trieb, Sondergötter zu schaffen, offenbart sich noch in der Neigung der katholischen Kirche, einzelne Lebensgebiete verschiedenen Heiligen zuzuteilen. Die plastische und mythische Gestaltungskraft der Griechen schafft dann festumschriebene Götterpersonen. Die vom einzelnen aufsteigende, dann das einzelne in immer weiteren Götter- sphären begreifende Entwicklung treibt aber dem Monotheismus zu, ja, durch die Auflösung aller Personifikation über diesen hinaus zum unpersönlichen Göttlichen.

Etwas von der Leidenschaft, mit der religiöse Kämpfe geführt werden, scheint sich auch auf den Streit religionsgeschichtlicher Theorien vererbt zu haben. Wenn auch gerade die religions- geschichtlichen Werke Useners Namen in weitere Kreise getragen haben, haben sie doch nicht die Zustimmung gefunden, die der Mann sich wünschen mußte, dem seine Forschung aufs engste mit seinem Glauben verbunden war, der alle andern Arbeiten, die zum teil schon ausgereift waren, seiner höchsten Lebensaufgabe opferte. Die Ueberschätzung der Bedeutung des Wortes für die Offenbarung der religiösen Begriffe, die Verwertung unsicherer Etymologien, die Neigung, eine Fülle von Mythen in eine schematische Grund- form zu zwingen, haben manchen Leser gestört und manchen Kritiker nicht zur unbefangenen Würdigung der wertvollen Ausführungen, die von diesen Schwächen nicht berührt sind, kommen lassen. Die Vorstellung eines ursprünglichen Polydämonismus, die Erkenntnis, daß der griechische Polytheismus auf breiter Grundlage niederer Glaubensgebilde sich erhoben hat, wird sicher zu allgemeiner An- erkennung durchdringen, und man wird oft auf Useners Gedanken und das von ihm gesammelte Material zurückgreifen müssen.

Mit bestem Erfolge hat Usener die Analogie primitiver Kulturen für das Verständnis antiker Gebräuche verwertet und neben Erwin Rohde der vergleichenden Volkskunde die bedeutendsten Anregungen

gegeben. Dafür nur wenige Beispiele von vielen*). Die von feinster und tiefster weiblicher Herzensregung zeugende griechische Klage der von der Jungfrauschaft Abschied nehmenden Braut wird durch die Klage des mährischen Mädchens glücklich erläutert:

Hirten, Hirten, habt ihr nirgend
wo gefunden meinen Kranz?
Hab' den grünen Kranz verloren,
und so herrlich war sein Glanz.
„Haben nirgends ihn gefunden,
doch wir sah'n, wir sahen ihn,
als ihn weit weg Vögel trugen
über das Gebirge hin".
Weh, so ist der Kranz verloren!
Dänge ich auch zwanzig Paar
schneller Rosse, ihn zu holen,
brächten sie ihn nimmerdar.
Spannt ich hundert Wagen ein,
brächten sie ihn doch nicht wieder,
würd' er niemals wieder mein.
„Ei, so klag' nicht so, mein Schätzchen,
klag' nicht so und blicke hold.
Will dir für den Kranz, den grünen,
kaufen einen Kranz von Gold."
Ach, was ist der Kranz, der goldne
gegen meinen grünen Kranz,
was ist alles Goldes Schimmer
gegen seinen frischen Glanz.

Noch ehe das bahnbrechende Werk von Heinrich Schurtz über Altersklassen und Männerbünde 1902 erschien, hat Usener die Bedeutung der Junggesellenvereine und Bubenbrüderschaften im griechischen, römischen und deutschen Leben behandelt. Aus verschollenen Resten hat Usener einen dem Haberfeldtreiben ähnlichen, minder rohen römischen Brauch festgestellt und glänzend erläutert. Einen seiner letzten Aufsätze hat er der Bedeutung von Milch und Honig und ihrem sakramentalen Gebrauche in der Kirche gewidmet. I. Kor. 4, 13 „Wie zu Sühnopfern der Welt sind wir geworden, zum Waschwasser von allen bis zur Stunde" hat Usener aus dem weit verbreiteten griechischen Brauche verständlich gemacht, verkommene Menschen durch Aussicht auf mehrtägige gute Verpflegung

*) Die folgenden Beispiele findet man Rhein. Mus. LV S. 288 ff., Hessische Blätter für Volkskunde I. Heft 3, Rhein. Mus. LVI S. 1 ff. LVII S. 177 ff., Sitzungsberichte der Wiener Akad., Philosophisch-historische Klasse Bd. CXXXVII der Stoff des griechischen Epos S. 62.

als freiwilliges Sühnopfer zur Reinigung der Gemeinde zu gewinnen. Von diesem Auswurf der Menschheit werden stehend die Schimpfwörter gebraucht, die nach Paulus die Christen sich gefallen lassen müssen.

Noch einige Worte über den Textkritiker, der sich in zahlreichen Editionen und Behandlung vieler einzelner Stellen aufs glücklichste betätigt hat. Auch an Usener beobachten wir die Entwicklung, die die bedeutendsten Schüler Ritschls, die die Philologie überhaupt in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat, den Fortschritt zu immer strengerer Selbstzucht, schärferer Einsicht in die Bedingungen der antiken Tradition und größerer Achtung vor derselben, klarerem Bewußtsein von den Grenzen des durch Divination Erreichbaren. Wie er von der Modetorheit einiger Moderner, die aus sich stets gleich bleibender und überhaupt keiner Entwicklung fähiger sprachlicher Ignoranz sich vor jeder Konjektur bekreuzen, dachte, braucht nicht bemerkt zu werden. Daß der Fortschritt der Textkritik in konservativer Richtung nicht auch der seit 1875 leider nicht erneuerten Ausgabe des platonischen Gastmahls zugute kam, ist zu bedauern.

* * *

Endlich muß ich noch den Lehrer zeichnen. Mit seltener Bescheidenheit hat er selbst an seinem siebzigsten Geburtstage von seiner Lehrtätigkeit geredet*): „Mir ist die Gabe freier fesselnder Rede nicht verliehen, und gar zu oft habe ich mir den Vorwurf machen müssen, bei meiner Lehre nicht hinlänglich geschieden zu haben, was gerade mir wichtig war und was für die Schüler in erster Linie wichtig sein mußte". Sein Vortrag war etwas stockend, er suchte öfter nach den Worten, und an manchen Tagen waren die Anakolutha häufig. Und doch übte dieser Vortrag eine starke Wirkung aus. Eine mächtige Persönlichkeit sahen wir mit den Problemen ringen, sahen uns in eine mit elementarer Gewalt hervorbrechende Gedankenarbeit hineingezogen, fühlten die Freudigkeit und den ohne Absicht sich offenbarenden tiefen sittlichen Ernst der Forschung uns mitgeteilt und gewannen Ideale, die unserer Arbeitslust und Kraft neue Schwingen gaben. Sehr wahr hat Wolters gesagt: „Eines hat jeder gesehen und erlebt und erfahren, das Große, das Größte, was ein Lehrer tun kann: die volle Hin-

*) Hermann Useners 70. Geburtstag. Berichtigter Abdruck aus der Bonner Zeitung vom 25. Okt. 1904. Bonn 1905.



gabe Ihrer Persönlichkeit an den Dienst der Wissenschaft und an den Dienst an Ihren Schülern. Darin liegt das Geheimnis alles wahren und wirklichen Erfolges: nicht auf dem unsicheren und langsamen Wege des lehrenden Wortes, sondern in dem lebenden Beispiel.*)" — Die Aufgaben der Lehrtätigkeit nahm Usener sehr ernst. Sie war ihm die oberste Pflicht, hinter der die literarische Tätigkeit zurücktreten mußte. „Ich habe, ich darf es bekennen, manches Jahr lang die Vorwürfe der Trägheit und literarischen Unfruchtbarkeit still, aber mutig getragen zugunsten meiner Lehrtätigkeit." Tagelange Arbeit hat er an manche Seminararbeit gewandt, und die Kritik, die auch das Kleinste nicht vernachlässigte, strengste Wahrhaftigkeit und peinliche Sorgfalt forderte, oft ganz neue Gesichtspunkte eröffnete, war ein sehr wichtiger Faktor in der Erziehung der jungen Philologen.

Usener hatte einen scharfen Blick für das Wesentliche im Menschen, er wußte die Geister zu scheiden. Wo er Unwahrhaftigkeit, Oberflächlichkeit, unlauteres Streben wahrnahm — und er hatte das feinste und sicherste sittliche Gefühl dafür —, da konnte er streng, ja hart sein. Als ein auswärtiger junger Doktor ihm die Absicht mitteilte, nach Paris zu gehen und fragte, was da noch zu machen sei, antwortete er: „Herr Doktor, Sie treiben die Wissenschaft wie ein Stiefelputzer; erst den rechten, dann den linken" und wandte ihm den Rücken. Aber wo er einen guten Kern erkannte, bewies er hingebende Liebe und gab den Glauben an den Menschen, auch wenn er auf schwere Proben gesetzt wurde, nicht leicht auf. So sammelte er, stets im lebendigsten Verkehr mit der Jugend stehend, um sich einen engeren Kreis von Schülern, die er seiner Freundschaft wert hielt. Mit vielen stand er, bis sein Augenleiden ihn hinderte, in lebhaftem brieflichen Verkehr, und manch rührendes Zeugnis könnte ich vorlegen, mit wie lebhafter Teilnahme er unsere wissenschaftliche Entwicklung und unsere Schicksale verfolgte, stets zu Rat und Hilfe bereit war. Und jeder Satz eines Usenerschen Briefes trug den Stempel der Persönlichkeit. Die schönen Worte, die Rektor Prof. Schroers am siebzigsten Geburtstage an ihn richtete, trafen auf ihn ganz zu: „Bei keiner Fakultät und bei keiner Wissenschaft gräbt sich, das ist unsere langjährige Beobachtung, der Dank gegen die Lehrer so tief in die Seele ein, wie bei den klassischen Philologen. Es ist das ein

*) Aehnlich Usener selbst, Allg. Biographie XLVIII, S. 577.

Zeichen, wie tief die Wirksamkeit und vor allem die Persönlichkeit des Lehrers eingedrungen ist in den Geist der Schüler, aber auch ein Zeichen dafür, auf welch empfänglichen Boden er dabei stößt."

Seine Schüler werden dafür sorgen, daß sein wissenschaftliches Erbe und die Wirkungen seines Geistes nicht verloren gehen. Vermutlich wird es auch sein Nachlaß tun, der manche Schätze enthalten muß, da Usener bei größeren Arbeiten mit dem nonum prematur in annum Ernst machte. Und in Stunden stiller Einkehr legte er seine tiefsten Gedanken und innersten Gefühle in Gedichten nieder, in die wohl nur wenigen Vertrauten ein Einblick gewährt wurde. Auch die ihm ohne Gemeinschaft wissenschaftlicher Interessen im Leben nahe getreten sind, haben von ihm den Eindruck empfangen, der auch seinen Schülern der wertvollste und unvergänglichste ist, den Eindruck der edlen und vornehmen, wahrhaft ritterlichen Persönlichkeit. Aus dem Empfinden vieler heraus hat Loeschcke am Sarge das Wort gesprochen: „Wir haben Usener unaussprechlich lieb gehabt; die Trauer bleibt, sie kann nicht vergehen, es ist wie die Trauer um einen Vater!"

Kiel, den 28. Okt. 1905.

Kennen wir Shaksperes Entwicklungsgang?

Von

Hermann Conrad.

Da wir von dem persönlichen Leben Shaksperes sehr wenig wissen und kein Weg erkennbar ist, auf dem wir zu dessen genaueren Kenntnis gelangen könnten, so hat die Shakspere-Forschung durchgängig vorwiegend die innere Entwicklung des Dichters zu ihrem Gegenstande gemacht. Und in der Tat dürfte kaum eine andre dichterische Entwicklung ein so tiefgehendes psychologisches wie künstlerisches Interesse hervorrufen, wie die Shakspeares, die, von den rohen Anfängen der Bühnenwerke Kyds und Marlowes ausgehend, in wenigen Jahren den Gipfel der Kunst erklimmt und Werke von einer Größe schafft, die vor ihm nie erreicht wurde und nach ihm schwerlich überboten werden kann.

Die Grundlage für den haltbaren Aufbau dieser Entwicklungsgeschichte ist die Kenntnis der Reihenfolge der Schöpfungen des Dichters. Ich sage absichtlich Reihenfolge und nicht Abfassungszeit der Dichtungen; denn es scheint mir relativ gleichgültig zu sein, ob z. B. das Jahr 1594 oder 1595 oder 1596 als das der Entstehung des *Kaufmanns von Venedig* festgestellt wird. Von höchster Wichtigkeit aber ist es zu wissen, daß dieses Drama das *erste* ist, in dem Shakspere sich von seinem Jugendstile vollkommen frei macht, den Weg der Nachahmung fremder Muster verläßt und nun mit eigener Kraft den steilen, kurzen Pfad zur Höhe einschlägt, auf welchem ihm niemand folgen kann. — Auf die Kenntnis des persönlichen Lebens Shakspeares können wir verzichten; *dieses* Wissen aber ist notwendig und muß erstrebt werden, wenn wir uns nicht laienhaft mit der kahlen Kenntnis, daß er dieses und jenes Drama geschrieben hat, begnügen wollen.

Leider fließen auch für dieses notwendige Wissen die zeitgenössischen Quellen kaum reichlicher als für das Leben des Dichters.

Die Schuld liegt daran, daß man in jener Zeit etwas wie Literaturwissenschaft noch nicht kannte, und daß man die dramatische Kunst gegenüber der epischen und lyrischen zu gering einschätzte. Shakspere gab seine beiden Epen selbst heraus; seine Dramen scheint er nur für vergängliche Bühnenware gehalten zu haben; wäre es auf ihn angekommen, so hätten sie ruhig verschellen können, und der Welt wäre der größte Dramatiker aller Zeiten verloren gegangen. Glücklicherweise fanden sich sieben Jahre nach seinem Tode unter seinen schauspielerischen Genossen zwei pietätvolle und kunstverständige Männer, welche unter der ungeheuren Fülle der guten Dramatik ihrer Zeit, unter den massenhaften dramatischen Veröffentlichungen der drei Jahrzehnte um die Wende des 16. Jahrhunderts nichts fanden, das sich an Größe mit den noch immerfort aufgeführten Dichtungen ihres Freundes vergleichen ließ, und diese für die Nachwelt retteten. Die beiden bescheidenen Schauspieler, Heminge und Condell, haben mit der Herausgabe der gesamten Dramen Shaksperes in der ersten Folio-Ausgabe allen nachkommenden Geschlechtern eine ewig unlöschbare Dankesschuld auferlegt. Schade nur, daß auch sie von einer Wissenschaft der Kultur- und speziell der Literaturgeschichte nichts wußten; sonst hätten sie dem Folio-Hamlet etwa die Notiz hinzugefügt: „Zuerst aufgeführt im Jahre 1597; in der zweiten, hier vorliegenden Fassung zuerst aufgeführt Ende 1601," und die gleiche Feststellung bei den andern Dramen. Und diese kleinen Notizen hätten eine ungeheure Summe von Arbeit der Nachwelt erspart, die sich nun seit zwei Jahrhunderten abgemüht hat, den Entwicklungsgang Shaksperes nachzuweisen, und doch noch immer nicht zum feststehenden Schluß gekommen ist.

Denn die faktischen Stützen für diese Forschung sind eben spärlich und unsicher. Sie sind bald genannt. Die wichtigste Angabe enthält die Betrachtung der zeitgenössischen Literatur von Francis Meres in seinem 1598 erschienenen Buche Wit's Treasury (des Geistes Schatzkammer), in welchem neben Venus und Adonis, der Schändung der Lucretia und den „süßen" Sonetten 12 Dramen Shaksperes als vorhanden aufgezählt werden. Dann erschienen bei Lebzeiten des Dichters von 16 seiner unzweifelhaften Werke Quart-Ausgaben, mit wenigen Ausnahmen Raubdrucke, denen die entsprechenden Anzeigen in den Buchhändlerregistern meist vorausgingen; und es gibt ein paar Anzeigen, denen der Druck nicht folgte. Endlich gibt es vereinzelte Erwähnungen von Aufführungen Shakspereschen Dramen

in dem Kostenverzeichnis der Hoffestlichkeiten und in privaten Schriften. Und neben diese festen Stützpunkte stellt sich das vage und gefährliche Gebiet der Anspielungen Shakespeares auf Zeitereignisse, resp. zeitgenössische Schriften und andrer Literaten auf Shakspeares Dichtungen — Anspielungen, die in den wenigsten Fällen unzweifelhaft sind, meist vielmehr auf der subjektiven Ansicht der betreffenden Forscher beruhen.

Wir sehen also, das tatsächliche Fundament für chronologische Schlüsse ist winzig; und es erscheint in gewissem Sinne verzeihlich, wenn man in der Verlegenheit der Not dieses Fundament mit Schlüssen belastet hat, die es nicht tragen kann; so z. B. gleich die Angabe von Meres. Er nennt die Komödien die beiden Veroneser, die Irrungen, Verlorene Liebesmühe, Gewonnene Liebesmühe*), den Sommernachtstraum und den Kaufmann von Venedig; die Tragödien Richard II., Richard III., Heinrich IV., König Johann, Titus Andronicus und Romeo und Julia. Diese Stelle beweist absolut nichts weiter, als daß die genannten Dramen vor 1598 von Shakspere geschaffen worden sind; denn in einem Buche, das 1598 gedruckt erscheint, also 1597 geschrieben sein muß, kann die Literatur von 1598 nicht mehr erwähnt werden. Nun hat man an diese Angabe den Schluß geknüpft, daß Dramen, die hier nicht genannt sind, auch nicht vor 1598 geschaffen sein können. Wie hinfällig solch ein Schluß ist, zeigt die Tatsache, daß die von Meres nicht genannten drei Teile von Heinrich VI. und die Bezähmte Widerspenstige tatsächlich lange vor 1598 geschrieben sind und daß noch niemals ein ernsthafter Forscher auch nur daran gedacht hat, diese Dichtungen, welche die Kennzeichen unreifer Jugendlichkeit auffallend zur Schau tragen, in eine spätere Periode zu verweisen. Und warum sollte Meres, der eine Verpflichtung zu wissenschaftlicher Vollständigkeit nicht kannte, alle vorhandenen Dramen verzeichnen; das Natürlichste für ihn war doch, daß er diejenigen nannte, die ihm und den meisten Gebildeten, für die er schrieb, bekannt waren, und das hat er offenbar getan.

Ebenso unberechtigt weit ist man gegangen in der chronologischen Verwendung der Quarto-Veröffentlichungen sowie der ihnen vorausgehenden Verlagsanzeigen und selbst der Erwähnungen von

*) Das Drama ist den Herausgebern der Folio so unbekannt wie uns. Es handelt sich höchst wahrscheinlich um eine nachträgliche Titeländerung.

Aufführungen Shakspereſcher Dramen. Man hat gewöhnlich das Entſtehungsdatum des betreffenden Dramas kurz vor ſeine Veröffentlichung als Quarto oder ſeine Erwähnung in den Buchhändlerregiſtern geſetzt. Eine ſolche Annahme liegt allerdings nahe und iſt in verſchiedenen Fällen aus anderen Gründen als richtig nachzuweiſen. Trotzdem aber iſt der Schluß, daß ein Drama 1596 geſchrieben ſein müſſe, weil 1597 eine Quartausgabe von ihm erſchienen iſt, wiſſenſchaftlich unhaltbar und auch nach Maßgabe der praktiſchen Verhältniſſe nicht zu rechtfertigen. Die piratiſchen Verleger raubten ja nicht unbeſehen jedes geiſtige Eigentum; ſie druckten nur ſolche Dramen unerlaubterweiſe ab, von denen ſie ſich eine gute Einnahme verſprachen, d. h. alſo ſolche, welche eine bedeutende Zugkraft auf der Bühne entfaltet hatten. Daß aber auch ein gutes Drama gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen auf der Bühne einen Erfolg erringt, iſt keineswegs verbürgt; der Erfolg kann ſich erſt ſpäter einſtellen. Denken wir doch an Kleiſt und Grillparzer, deren Dramen erſt allmählich zu ſtändigen Repertoirſtücken geworden ſind. Der jugendliche Dichter wird ſich in vielen Fällen gegenüber der Herrſchaft älterer und anerkannter Rivalen erſt durchzuringen haben; ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, daß die Jugenddramen Shakſperes neben den renommierten Dichtungen der Kyd, Greene, Marlowe uſw. verhältnismäßig nur ſelten die Bühne beſchritten haben werden. Und auch ein anderer Umſtand darf nicht vergeſſen werden: das Publikum dürfte zunächſt gar nicht imſtande geweſen ſein, den geiſtig feineren und formal eleganteren Stil Shakſperes gebührend zu würdigen; ſein Geſchmack, der ſich an der derben Koſt der Vorgänger delektiert hatte, mußte für Shakſperes höhere Kunſt erſt erzogen werden. So glaube ich, daß Richard II., der nach Vers, Stil und Charakteriſtik zum größten Teile ein ſehr jugendliches Gepräge trägt, mit ſeinen noch ſo ſchönen lyriſchen Ergüſſen und ſeiner geringfügigen Handlung in den erſten Neunzigern wenig Verſtändnis fand. Dagegen erſchienen 1597 und 1598 zwei Quartos von ihm; und nach der Rolle zu urteilen, die er im Anfang des neuen Jahrhunderts bei der Empörung des Eſſex ſpielte — er wurde tags zuvor vor den Anhängern des Grafen aufgeführt —, muß es eine angeſehene Dichtung geweſen ſein. Am auffallendſten ſpricht jedoch gegen die Theorie, welche die Abfaſſung eines Drama kurz vor ſein erſtes Erſcheinen verlegt, die Veröffentlichung der Quarto des Othello ſechs Jahre nach dem Tode des Dichters (1622); daß dieſes Drama

eine glänzende Aufnahme bei seiner ersten Vorführung hatte, dafür spricht neben anderen Anzeichen seine innere Bedeutung.

Diese falsche Verwertung der Meres'schen Notiz und der Druckdaten haben zu einer fast übereinstimmend falschen Plazierung der beiden Komödien Viel Lärm um nichts und Wie es euch gefällt geführt. Beide werden von Meres nicht erwähnt; also — hieß es — sind sie nach 1598 geschaffen. Die erste Quarto von Viel Lärm um nichts erschien 1600, und Wie es euch gefällt wurde in demselben Jahre in den Buchhändlerregistern erwähnt, wenn auch später nicht gedruckt; also sind beide zwischen 1598 und 1600 gedichtet. Wir werden sehen, daß dieses Abfassungsdatum falsch ist; sie gehören beide noch in die erste Hälfte der Neunziger, in die Uebergangszeit von dem Jugendstil, welcher in ihnen zwar keine herrschende, aber immer noch bedeutsame Rolle spielt, zu der zweiten Periode in Shakspeares Entwicklung.

Die Unzulänglichkeit der bei chronologischen Bestimmungen gewöhnlich geübten Methode wird sich am besten ergeben, wenn wir ein paar Dramen, die zu den abweichendsten Meinungen von seiten hervorragender Shakspere-Forscher Anlaß gegeben haben, näher ins Auge fassen.

Die Entstehungszeit des Macbeth wird zunächst durch Anspielungen auf Zeitereignisse, welche darin enthalten sein sollen, bestimmt. Der Pförtner sagt in seinem trunkenen Monologe, wo er die für die Hölle reifen Persönlichkeiten charakterisiert (II, 3, 4):

„[Hier ist] ein Kornwucherer, der sich bei der Aussicht auf eine reiche Ernte aufhängte."*)

Diese Stelle soll nach Malone durch das sehr fruchtbare Jahr 1606, in dem der Weizen außerordentlich billig war, veranlaßt worden sein. Aber Malone hat doch nur zufällig von diesem fruchtbaren Jahre Kunde erhalten; von den übrigen fruchtbaren Jahren, die Shakspere in seinem fast viertelhundertjährigen Aufenthalt in London sicher erlebt haben wird, hat er zufällig keine Kunde erhalten. Und wenn es bewiesen werden könnte, daß von allen Jahren, welche Shakspere in London verlebte, nur dieses eine besonders fruchtbar gewesen wäre, so wäre damit doch nicht bewiesen, daß er diese Stelle im Jahre 1606 geschrieben hätte. Er

*) Die Zitate sind nach meiner Revision der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung, falls nicht eine wortgetreue Wiedergabe erforderlich ist.

konnte sie zu jeder Zeit schreiben; denn er wußte zu jeder Zeit, daß es Kornwucherer gab und daß diese für ihr häßliches Gewerbe mitunter eine schwere Buße zahlen mußten.

Gleich darauf (II, 3, 8) schildert der Pförtner einen andern Höllenkandidaten:

„[Hier ist] ein Doppelzüngler, der in beiden Schalen gegen jede schwören konnte; der um Gottes willen Verrätereien genug beging und sich doch nicht zum Himmel hinein doppelzüngeln konnte."

Diese Stelle soll sich auf den Jesuitenprior Garnet beziehen, der, in die Pulverschwörung mit verwickelt, im Jahre 1606 vor Gericht gestellt wurde und „um Gottes willen" Meineid und Verrat beging. Aber Doppelzüngler gab es zu jeder Zeit und in jeder Gesellschaftsklasse: z. B. an dem protestantischen Hofe der Königin Elisabeth spielte die Doppelzüngelei eine große Rolle; und warum sollte in den zahlreichen Prozessen gegen katholische Priester nicht auch einmal ein protestantischer Geistlicher sich widersprechende Dinge ausgesagt haben?

Daß wegen dieser Stellen Macbeth im Jahr 1606 verfaßt sein sollte, ist ein durchaus hinfälliger Schluß.

Von mehr Gewicht sind die wahrscheinlichen und die sicheren Beziehungen auf Jakob I. Das dramaturgisch ganz zwecklose Gespräch zwischen Malcolm und einem plötzlich auftretenden Arzte (IV, 3) über die auch von dem Chronisten Holinshed erwähnte wundertätige Kraft Eduards des Bekenners, welcher durch Auflegen seiner Hände Skrofeln heilt, scheint eine Huldigung für König Jakob zu sein, der, wie auch seine Vorgänger und Nachfolger bis Anna, ebenfalls den Wunderdoktor spielte. Bestimmt auf Jakob bezieht sich die Erscheinung von acht Königen, welche gleichsam die von den Hexen gegebene Antwort ist auf Macbeths Frage (IV, 2, 111):

Wird Banquos Same je dies Reich regieren?

Nach der Sage stammten die Stuarts von Fleance, dem Sohne Banquos, ab; und der letzte trägt zwei Reichsäpfel und drei Szepter (IV, I, 131). Das kann nur Jakob sein: er war der erste, welcher nach der Vereinigung der Königreiche England-Irland und Schottland durch seine Besteigung des englischen Thrones 1603 diese Insignien trug.

Dennoch aber ist der Schluß, daß Macbeth in diesem Jahre geschrieben sei, nicht berechtigt. Shakspere hätte auch in einem späteren Jahre diese Anspielungen auf den König bringen und er

hätte sie, falls der Macbeth vor 1603 geschaffen war, später einfügen können.

Unter den Anspielungen auf Macbeth ist eine absolut sicher. Ein gewisser Forman, ein eifriger Theaterbesucher, beschreibt in einer Art von Tagebuch (Book of Plaies) die Stücke, die er auf der Bühne gesehen hat. Darunter auch Macbeth unter dem Datum des 20. April 1610. Daraus folgt natürlich nicht, wie der Herausgeber Clark will, daß Macbeth kurz vor 1610 geschaffen war; sondern nur, daß er 1610 existiert hat.

Ziemlich sicher ist eine andere aus dem 8. Buche von Daniels Civil Wars, das 1609 erschienen ist. Hier stehen die Worte:

> Er scheint wie die Zeit (time, öfters im Sinne von Welt); sein Auge verrät nichts.

welche unmittelbar an die Rede der Lady Macbeth (I, 5, 65) erinnern:

> Dein Angesicht, mein Than,
> Ist wie ein Buch, darin seltsame Dinge
> Geschrieben stehn. — Die Welt (time) zu täuschen, scheine
> So wie die Welt; den Willkomm trag im Auge,
> In Zung' und Hand; blick harmlos wie die Blume,
> Doch sei die Schlange drunter.

Die obige Stelle ist schwerlich anders zu erklären, denn als eine Reminiszenz an diese wegen der Eigenartigkeit des Ausdrucks.

Dagegen ist eine andere von Halliwell entdeckte Anspielung höchst zweifelhaft. In dem Drama „The Puritan" (1607) heißt es:

> „Wir wollen, daß der Geist in dem weißen Laken am oberen Ende der Tafel sitze."

Das könnte sich ja auf die Gastmahlszene und auf das Erscheinen von Banquos Geist beziehen; aber notwendig ist es nicht, da Geistererscheinungen auf der Bühne des Shakspereschen Zeitalters sehr häufig waren.

Wenn wir also kein weiteres Material für die chronologische Festlegung des Macbeth haben, so ergibt sich daraus das folgende Resultat:

Der Macbeth war sicher vorhanden im Jahre 1610, (wahrscheinlich schon 1609); er wurde wahrscheinlich nach der Thronbesteigung Jakobs (1603) verfaßt. Das Datum seiner Abfassung kennen wir also nicht.

Die Einleitungen zu den zahlreichen Ausgaben des Othello geben ein klassisches Beispiel für die Unsicherheit, mit der man bei der Abwesenheit eines festen literarhistorischen Bodens auf der Suche nach dem Abfassungsdatum hin- und hergeworfen wird.

Bei Othello lag die Entstehungsfrage anfangs besonders schwierig, da die erste Raubausgabe des Stückes erst sechs Jahre nach des Dichters Tode, 1622, erschienen war. Bei dem vollkommenen Fehlen jeder Andeutung verfiel Warburton in seiner Ausgabe von 1747 auf eine seltsame Kombination, welche ihm die Stelle an die Hand gab, wo Desdemona sagt:

> Diese Hand war's, die mein Herz dir gab,

und Othello darauf antwortet:

> Sonst gab das Herz die Hand; nach der neuen Wappenkunde heißt's Hand ohne Herz.

Das Wort 'heraldry', welches Shakspere auch an andere Stellen übertragen braucht, — hier veranlaßt durch die Tatsache, daß Hände und Herzen sehr gewöhnliche Wappenzeichen sind — schien Warburton eine Anspielung auf einen tatsächlichen Vorgang in der Wappengeschichte zu enthalten, und er entdeckte, daß Jakob I., als er 1611 den neuen Adelsrang der baronets kreierte, den Rittern, die dazu erhöht wurden, eine Hand in ihr Familienwappen gab. Dieser Adelsgrad wurde gegründet, weil Jakob Geld für seinen irischen Krieg brauchte; die Verleihung des Titels war an eine Zahlung von fast 1100 £ geknüpft. So hätte Shakspere denn seinem und seiner Gesellschaft Gönner, dem Könige, seine Freundlichkeit unedlerweise mit Hohn vergolten, indem er sagte, daß jener von den neuen Baronets nur Hände verlangte, um das Geld für ihren Rang zu bezahlen, aber auf die Herzen, den Mut, die Tüchtigkeit, die Ergebenheit, Verzicht leistete.

Obgleich nun dieses Argument, das sich auf eine mit nichten offenkundige, sondern ganz unbeweisbare Anspielung gründet, für den wissenschaftlichen Ernst überhaupt nicht in Frage kommen kann, fand es doch von so bedeutenden Forschern wie Drake und Chalmers Zustimmung. Der letztere in seiner Ausgabe von 1805 baute es weiter aus: Die blutige Hand im silbernen Feld wurde den Baronets erst durch eine Verordnung des Jahres 1612 gegeben. Und daneben entdeckte er eine Anspielung von gleicher Güte in den Worten Jagos (IV, I): „Wenn du so überzeugt von ihrer Schlechtigkeit bist, gib ihr ein Patent zu sündigen." Dieses Patent mußte offenbar ein Hieb auf die Patentwirtschaft

unter Elisabeth und Jakob sein, welche ihren Geschöpfen so oft Patente für Handelsmonopole gaben und entzogen. Und da es im Jahre 1614 einen großen Skandal im Parlamente gab über die Verzettelung der für die Landesverwaltung unerläßlichen Zolleinkünfte, — so wurde Othello im Jahre 1614 geschrieben. Solche phantastischen Kombinationen, zu denen man hundert andere an die verschiedensten Stellen eines Dramas knüpfen könnte, werden also als wissenschaftliche Beweisgründe verwandt, um zu einem Resultat zu gelangen, das als solches ungeheuerlich ist. Der Othello 1614, in Stratford verfaßt!

Malone macht sich zwar in seiner Ausgabe von 1790 über Warburtons Beweisführung lustig, verlegt aber dennoch die Abfassung des Dramas in das Jahr 1611. Warum denn? — Es müsse zu den spätesten Erzeugnissen des Dichters gerechnet werden „wegen seiner anerkannten Vortrefflichkeit". Hier wird nun ein Schlußverfahren angewandt, das an wissenschaftlicher Naivetät gar nicht zu überbieten ist: aus einem Werturteil, das niemals anders als rein subjektiv sein kann, wird die Feststellung einer Tatsache abgeleitet. Malone sagt: Weil ich den Othello für ganz unvortrefflich halte, deshalb ist er im Jahre 1611 geschrieben worden.

Daß derartige auf nichts gegründeten Schlüsse von ihren Urhebern selbst leicht umgestoßen werden, ist natürlich. Und solches geschah von Malone in der Variorum Edition von 1821, als er inzwischen in einem früheren Schriftsteller eine auf den ersten Blick recht auffallende Parallele zu der oben angeführten Stelle im Othello entdeckt hatte. Sie steht in den Essays des Sir William Cornwallis von 1601:

> Unsere Vorväter pflegten ihre Hände und ihre Herzen zusammen zu geben; aber wir halten es für anmutiger zu schielen: die Hand blickt nach einer Richtung, das Herz nach einer andern.

Von dieser Stelle sollte Shakspere die betreffende im Othello entlehnt haben. Warum, ist nicht einzusehen. Mit noch größerem Rechte könnte man behaupten, daß Cornwallis den Othello auf der Bühne gesehen und daraus diesen Gedanken in sein Buch aufgenommen habe; denn es ist doch wohl natürlicher, daß ein kleiner Literat von einem großen Dichter entlehnt als umgekehrt. Und nun sollte Shakspere diese unbedeutenden Essays gelesen und diesen unbedeutenden Gedanken daraus sich gemerkt und verwertet haben? Ich meine, der Gedanke ist so trivial, daß ihn jeder

denken kann. Und unzählige alte Leute in jedem Jahrhundert haben es ausgesprochen, daß in ihrer Jugendzeit die Welt besser, treuherziger und die Hand immer im Bunde mit dem Herzen gewesen sei. In Warner's Albion's England (1596) findet sich eine Stelle, die viel mehr an die im Othello anklingt:

„Meine Hand soll niemals mein Herz vergeben; mein Herz soll meine Hand vergeben.“

Wenn solche einzelnen Parallelismen von alltäglichem Gehalt denn überhaupt beweisend sein sollen, so müßte man hieraus folgern, daß Othello bald nach 1596 oder — was wahrscheinlicher ist — vor 1596 gedichtet ist. Aber sie können im allgemeinen wenig beweisen und in diesem besonderen Falle gar nichts, weil Shakspere außer dieser noch eine Reihe von Stellen in frühen und späten Dichtungen hat, wo er von dem Zusammenstimmen oder dem Gegensatz von Herz und Hand spricht. Es war also eine seiner Lieblingsvorstellungen, die er von niemand entlehnt hat.*)

Daneben zieht nun Malone einen Parallelismus heran zu der ganz merkwürdigen Stelle (III, 3, 453), wo Othello von seinem unentwegten Vorwärtsschreiten zur Rache spricht:

So wie das Schwarze Meer,
Des eis'ger Strom und vorwärts drängende Flut
Kein Rückwärtsebben kennt, nein, fort sich wälzt
In die Propontis und den Hellespont:
So soll mein blut'ger Sinn mit wildem Schritt
Nie rückwärtsschaun, nie still in Lieb' hinebben,
Bis daß ein mächtig weites Meer von Rache
Ihn aufschlingt.

Malone hat die Quelle für die wunderbare Vorstellung von einem immer nur in einer Richtung fließenden Meere entdeckt: es ist Plinius (Historia Naturalis). Bei ihm heißt die Stelle:

„Und der Pontus fließt immerfort und eilt in die Propontis hinein, aber das Meer zieht sich niemals wieder in den Pontus zurück.“

Nun wurde dieses Werk von Holland 1601 ins Englische übersetzt; also — wurde Othello nach 1601 gedichtet. Diese Folgerung ist doch berechtigt? — Nein. Shakspere erwähnt noch ein anderes von Plinius berichtetes Wunder von zwei Bergen, die bei einem Erdbeben wie zum Angriff aufeinander los gingen

*) Ich kenne 14 dieser Art. Außerdem gebraucht er Herz und Hand zusammen in anderen Beziehungen noch ein viertelhundertmal.



und dann nach dem Anprall mit großem Getöse wieder zurückfuhren: das geschieht in Wie es euch gefällt (III, 2, 194), also lange vor dem Erscheinen der ersten englischen Uebersetzung; die Abfassung des Dramas fällt (nach meiner Untersuchung) in die Mitte der Neunziger. Shakspere kannte also den Plinius im Urtext, was dem heutigen Stande der Forschung über seine Bildung durchaus entspricht.

Halliwell findet in seiner Shakspere-Biographie*) bekanntlich dem Fundamentalwerk auf diesem Gebiet, in einer anderen Stelle eine Anspielung auf tatsächliche Vorgänge. Die Worte des Dogen (I, 3, 65) auf die Klage Brabantios, Othello habe seiner Tochter durch Zauberei Liebe zu ihm eingeflößt, in denen jener verspricht, daß die ganze Härte des Gesetzes jeden treffen solle, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht habe, sollen veranlaßt sein durch ein 1604 (frühestens am 19. März) vom Parlament beschlossenes Gesetz, das eine Strafe für Vergehen dieser Art festsetzt. Das wäre an sich nicht unmöglich; aber ebensowenig ist es notwendig so. Der Doge spricht von keinem einzelnen, detaillierten Gesetz, sondern nur ganz allgemein vom „blutigen Buch des Gesetzes", und da nun Zauberei, welcher Art immer, schon seit vielen Jahrhunderten gesetzlich bestraft wurde, so würde der Doge in dieser Situation unter allen Umständen etwas ähnliches gesagt haben; daß ein Parlamentsbeschluß nötig war, damit Shakspere solche Worte dem Dogen in den Mund legen konnte, ist eine Einbildung, welche für die Abfassung des Othello im Jahre 1604 keine Beweiskraft hat.

In der großen Variorum Edition von 1821 änderte Malone, der so fest auf eine späte Abfassungszeit des Dramas wegen seiner „Vortrefflichkeit" gebaut hatte, seine Ansicht gänzlich; er hatte in dem Buche, welches der Master of the Revels (der königliche Vergnügungskommissar) über die Aufführungen bei Hofe führte, gelesen, daß Othello am 1. November 1604 von Shaksperes Gesellschaft aufgeführt worden war.**) Infolgedessen nahm man nun fast allgemein an, daß Othello im Jahre 1604 abgefaßt sei. Warum? Das Aufführungsdatum — eins unter vielen, die wir nicht kennen, — kann doch nicht beweisend für die Abfassungszeit sein.

*) Outlines of the Life of Shakspere. 10th. Ed. 1898.

**) Das betreffende, lose in das Book of Revels eingelegte Blatt ist zwar eine Fälschung. Die Authentizität der Nachricht ist aber von Halliwell (Outlines II, 161 ff.) nachgewiesen worden.



Warum sollte das Drama 1604 nicht schon ein allbekanntes und berühmtes gewesen sein? — Jedenfalls war es 1604 vorhanden; daran konnte doch jetzt kein Zweifel mehr sein. — Weit gefehlt. Der Amerikaner Grant White war so fest überzeugt von der Beweiskraft des heraldischen Arguments, daß er behauptete, Shakspeares Othello wäre eher nach als vor 1611 geschaffen. Und wenn es einen Othello im Jahre 1604 gegeben habe, so müßte der das Werk eines unbekannten Dichters gewesen sein, das Shakspere 1611 neu bearbeitet habe. Diese absurde Behauptung wäre unmöglich gewesen, wenn Grant White gewußt hätte, daß der Namen des Dichters in der verstümmelten (aber für die Aussprache desselben charakteristischen) Form „Shaxberd" neben der Eintragung steht. — In seiner Ausgabe von 1885 hat er dann seine Meinung geändert und verlegt Othello in die Jahre 1604 oder 1605 (!).

Andere, welche an der Echtheit jener Eintragung zweifelten, wie Hudson (Ausgabe 1880/81), hielten an dem späten Abfassungsjahr daneben immer noch fest. Die Masse der Forscher zweifelt heute nicht mehr daran, daß Othello vor 1604 entstanden ist, wenn auch die genaue Abfassungszeit für keinen von ihnen feststeht.

Einige der neueren und feineren Forscher haben nach ihrer Stilempfindung über die Entstehung des Othello Ansichten ausgesprochen, die der Wahrheit sicher sehr nahe kommen. So stellt Dowden eine Reihenfolge der spätesten Dramen auf, zu der ich auf Grund von Spezialuntersuchungen ebenfalls gekommen bin: nach ihm sind vom Jahre 1604 ab Othello, Lear Macbeth, Antonius und Cleopatra und Coriolan nacheinander geschaffen. Das Abfassungsdatum 1604 für Othello halte ich allerdings nicht für richtig. Sehr hübsch sagt Herford in seiner Eversley Edition, Othello habe die plastische Sprache des Hamlet, die noch frei sei von dem reichen Bildwerk und der Gedankenschwere der späteren Dramen; „die prägnante und schwierige Kürze des Macbeth läge noch fern". Unser tiefster Shakspere-Kenner, Alexander Schmidt, versetzt Othello zwischen Hamlet und Lear. Aber Stilempfindungen sind keine wissenschaftlichen Werte, mit denen man rechnen, auf welche man Tatsachenschlüsse gründen kann. Wissenschaftlich fest steht doch nur, daß Othello im Jahre 1604 existierte; das Abfassungsdatum kennen wir nach dem hier vorliegenden Schlußmaterial nicht.

Bei keinem Drama herrscht eine solche Vielseitigkeit der Ansichten hinsichtlich seiner Entstehung wie bei Ende gut, alles gut. Die Angaben der hervorragendsten Forscher divergieren so weit, daß ihre Versöhnung unmöglich scheint; und hier zeigt es sich handgreiflich, wie wenig Schlußkraft die Stilempfindungen als solche haben, wenn sie nicht durch irgend einen äußerlichen Anhaltspunkt unterstützt werden. Hier allerdings existiert keine Stelle, die auf ein zeitgenössisches Ereignis hinzuweisen scheint, und kein Dichter oder Schriftsteller bezieht sich auf dieses Drama; Meres nennt es nicht, und eine Raubausgabe vor der 1. Folio (1623) gibt es nicht.

So behauptet denn Knight, jener feinfühlige Kenner, der aus der Verschiedenheit des dichterischen Stiles und geistigen Standpunktes der beiden Hamlet-Quartos eine zweifache Redaktion dieses Dramas, man darf sagen, unwiderleglich festgestellt hat, daß dieses Lustspiel zu den jugendlichsten Leistungen gehöre: er sieht in ihm (mit vielen andern) das von Meres genannte Love's Labour's Won (Gewonnene Liebesmühe) und setzt es in dieselbe Zeit wie Verlorene Liebesmühe und Die beiden Veroneser, also in das Jahr 1589. Der Deutsche Ulrici folgt ihm. Der Amerikaner Rolfe setzt es ebenfalls mit Verlorener Liebesmühe in das Jahr 1592. Chalmers weist es dem Jahre 1599 zu; Malone und ihm nach Drake dem Jahre 1598, weil es von Meres als Love's Labour's Won erwähnt sei, als ob dieser ein Werk überhaupt hätte erwähnen können, daß erst 1598 geschrieben war. Aber Malone änderte seine Ansicht wieder und hielt später das Jahr 1606 für die richtige Entstehungszeit; ihm schlossen sich Gervinus und Collier an. Dowden zweifelt daran, daß irgend etwas in dem Drama jugendlich sei, und verlegt es in die Jahre 1601/2; und Delius findet zwar auch, daß der Stil sich „durchgängig" auffallend von dem Jugendstile unterscheidet; er würde es daher gern später plazieren, fühlt sich aber durch das Love's Labour's Won des Meres, welches eben auch nach ihm Ende gut, alles gut ist, veranlaßt, seine Abfassung dem Jahre 1597 zuzuweisen.

Hertzberg, welcher sich ebenfalls sträubt, in diesem Drama jugendliche Teile anzuerkennen, verlegt es ins Jahr 1603; ähnlich ein neuester Herausgeber Verity (im Pitt Press Sh., Einleitung zu J. Cäsar) ins Jahr 1602, während Evans (im

(im Eversley Sh.) eine
...liche und eine im Beginn des

...r die Abfassungszeit dieses
...en, unbewiesenen Meinungen,
...l des betreffenden Kritikers
...s Stilgefühl der hervorragendsten
... daß nicht einmal die Schaffens-
...hört, festgestellt werden kann; sie
...ischern tatsächlich allen Perioden
...e scheinbare Anhaltspunkt, die Annahme,
...lles gut die von Meres genannte
...esmühe sei, ist doch nur eine Hypothese;
Forscher aus einer Hypothese auf Tatsachen
...as ein durchaus hinfälliges logisches Verfahren.
...e andre Forscher, wie auch der Schreiber dieser
...der Unrichtigkeit dieser Hypothese fest überzeugt.
...n also nicht mehr als das hier Vorgeführte für die
...gie des Dramas geltend gemacht werden kann, dann
...n wir ehrlicherweise bekennen: wir wissen nicht, wann
...des gut, alles gut geschrieben ist.

Stellen wir nun schließlich diesem unbestimmbarsten Drama dasjenige gegenüber, dessen Chronologie von einer Anspielung auf ein zeitgenössisches historisches Ereignis hergeleitet und allgemein als gesichert betrachtet wird. Im Prolog zum 5. Akt von Heinrich V. heißt es:

Wenn jetzt der Feldherr unsrer gnäd'gen Fürstin,
Wie's bald geschehen mag, aus Irland käme,
Und brächt' Empörung auf sein Schwert gespießt:
Wie vi... würden diese Friedensstadt
Verlass..., um willkommen ihn zu heißen!

...ich ... muß nicht lange nach dem zweiten Teil
H... IV. ...ntstanden sein; denn die hier angesponnenen
H... und P...rsonalfäden werden in jenem weiter geführt.
...s 1598 unter seinen Dramen ganz allgemein
...er erste Teil muß also jedenfalls, wenn auch
... geschrieben, 1597 (nicht erst 1598) vorhanden
...it kann mit dem Feldherrn der Königin, welcher
...stand bekämpft, nur Robert Essex gemeint sein.
... die Abfassungszeit von Heinrich V. in das

Jahr dieses Feldzuges, 1599, verlegt. Dieser Schluß scheint sicher zu sein, und ist es nicht. Sicher ist nur, daß Shakspere diese Stelle im Jahre 1599 geschrieben hat. Wenn Meres das Drama nicht nennt, so ist das kein Beweis dafür, daß es um 1597 noch nicht vorhanden war; und die erste Quarto von 1600 kann Jahre nach seiner Abfassung gedruckt sein. Warum sollte man nicht die Jahre 1595/96 als die Entstehungszeit dieser drei zusammenhängenden Dramen annehmen? und was sollte Shakspere gehindert haben, in das längst fertige Drama im Jahre 1599 diese Anspielung auf ein Zeitereignis von allgemeinem, intensivem Interesse einzuschieben? Heinrich V. war ja nicht einmal gedruckt, sondern nur in Shaksperes eignem und in so und sovielen Rollen-Manuskripten vorhanden; und wie vielfach und wie verständnisvoll er seine Bühnenmanuskripte abgeändert hat, beweist ein Vergleich zwischen den tadellosesten Quartausgaben — wie z. B. der zweiten Quarto von Hamlet (1604) — und der ersten Folio (1623).

Ein sichereres Fundament für die chronologische Ordnung der Dichtungen Shaksperes als das hier vorgeführte gab es bisher nicht. Und bei diesem so beschaffenen Fundamente ist es kaum noch nötig festzustellen, daß wir eigentlich von keiner Dichtung Shaksperes wissen, wann sie geschaffen ist. Jeder bedeutende Shakspere-Forscher stellt seine eigene Reihenfolge der Dramen auf, die mit der keines andern übereinstimmt. Zwar existiert über die ungefähre Abfassungszeit einer Reihe von Dichtungen eine Uebereinstimmung in weiterem Umfange: niemand hat den Kaufmann von Venedig in die Zeit der beiden Veroneser verlegt, weil die höhere Stufe der Kunstübung in jenem auch dem oberflächlichsten Blick einleuchtet, obgleich Drake und Fleay dem letzteren Drama dennoch das Jahr 1594 als Abfassungszeit gegeben haben; keiner zweifelt daran, daß Heinrich IV. mit dem Kaufmann in die Mitte und Cäsar frühestens an das Ende der Neunziger gehört; die sogenannten großen Tragödien hat noch niemand in das 16. Jahrhundert zurückverwiesen, und alle sehen im Sturm eins der letzten Dramen außer Elze, der 1604 als das wahrscheinliche Jahr seiner Abfassung annimmt, und Hunter, der darin die Gewonnene Liebesmühe des Meres sieht, welche natürlich nur vor 1598 geschaffen sein kann. Aber neben dieser Uebereinstimmung über die ungefähre Abfassungszeit gewisser Dramen gibt es hinsichtlich des Datums anderer, wie wir gesehen haben, die klaffendsten

Gegensätze. Das heißt: man hat keine Klarheit über den Entwicklungsgang des Dichters und also — des Menschen. Der Entwicklungsgang muß ein ganz anderer werden, wenn wir z. B. leichte und leichtfertige Poesie aus der Jugend hinweg in eine Zeit verlegen, der zugleich ernste Schöpfungen von tiefem Gehalt angehören; oder wenn wir Dramen, in denen eine getrübte Lebensanschauung herrscht, an das Ende seiner literarischen Laufbahn verweisen und damit den Pessimismus Shaksperes nicht als eine vorübergehende Entwicklungsphase seiner mittleren Jahre hinstellen, sondern als das Endergebnis des Lebens eines so gewaltigen Geistes, den wir dann doch nicht so verehren und lieben könnten, wie wir es gerne möchten.

Treten wir einigen der Tatsachen, die für Shaksperes Entwicklungsgang als kennzeichnend betrachtet werden müssen, näher.

Die Liebessonette beleuchten mit einer sicher nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten peinlichen Intimität Shaksperes Verhältnis zu einer pikant schönen und anziehenden, geistig gewandten, aber ebenso koketten und in ihrer Sinnlichkeit treulosen Frau der besseren Stände, die des Dichters nicht würdig war. Dem Jüngling in seinem dritten Jahrzehnt werden wir wohl verzeihen müssen, wenn er — zumal in einer auf geschlechtlichem Gebiete sittenrohen Zeit — e i n m a l seiner Leidenschaft zum Opfer fällt; und wir werden das um so leichter können, wenn wir verfolgen, welchen ernsten, wenn auch erfolglosen Kampf er mit dem bösen Dämon führt; wenn wir schließlich sehen, wie er sich männlich von seinem Fall erhebt und mit dem Fluche des 129. Sonetts den würdelosen Seelenzustand von sich schleudert. Wenn aber der reife Mann — und Shakspere war mit 36 Jahren so überreif, wie es nur das Genie werden kann, — sich lange Zeit aus der Knechtschaft seiner Sinne nicht zu retten weiß, dann legt er damit den Beweis großer sittlicher Schwäche ab. Und nun vergegenwärtige man sich die d i c h t e r i s c h e Persönlichkeit Shaksperes um 1600: das herrliche Bild des Renaissancelebens im H e i n r i c h IV. war geschaffen, der mannhaften Gesinnung hatte er im H e i n r i c h V. ein ragendes Denkmal gesetzt; ein tiefes welthistorisches Problem hatte er im C ä s a r gelöst, und eben setzte er an, um einen einmal schon mit unzulänglicher Kraft bearbeiteten Stoff zu der Urtragödie H a m l e t umzuschaffen. Und solche gewaltige Intelligenz sollte nicht imstande gewesen sein, einer armseligen Kokette durch das verführerische Aeußere in die häßliche Seele zu sehen? er sollte ihre

Liebe nicht von vornherein wie einen unsauberen Anwurf von sich geschüttelt haben? Dann verrichtete er also nur im Geist und in der Phantasie, am Schreibtisch in der stillen Kammer die Taten des Mannes; wenn er aber den Fuß hinaussetzte in das wirkliche Leben, dann war er unter soviel kleineren Menschen der *schwächsten* einer. Ein niederdrückender, trauriger Gedanke! — So aber muß sich uns das Bild Shaksperes anders gestalten, je nachdem wir die Liebessonette ums Jahr 1590 oder 1600 geschaffen glauben. Und beide Ansichten werden von hervorragenden Forschern mit Energie vertreten.

Um die Mitte der Neunziger dichtete Shakspere den Kaufmann von Venedig. Die irrlichterierende Romantik seiner Jugendkomödie, des Sommernachtstraumes, der Beiden Veroneser, wird hier dingfest gemacht auf unsrer soliden Erde durch die bei all ihrem Zauber rein menschliche Gestalt Portias, durch das tief realistische Seelengemälde des Shylock und durch eine Reihe lebensechter Nebenfiguren. Es ist die ewig junge Tat eines großen, freudig schaffenden, glücklichen Menschen. In Heinrich IV. schäumt dieses innere Glück über, frohlockend in dem Vollgefühl der kraftstrotzenden, tat- und gedankenmächtigen, der vielgestaltigen, „tollen"*) Zeit, in der es dem Dichter vergönnt ist zu leben. Und nach diesen großartigen, reifen Leistungen soll er nun Viel Lärm um nichts und Wie es euch gefällt geschaffen haben. Das erstere gehört zu den anerkannt unbedeutendsten Stücken, die von Shakspere herrühren: die Handlung ist voll von Unmöglichkeiten, die sachliche und psychologische Motivierung ungeschickt; von Komposition kann man kaum sprechen, und die Charakteristik zeigt durchweg jene typische, fast gar nicht individualisierende Art der Jugendmache, wenn wir von Benedick und Beatrix absehen, die ihrerseits wieder nahezu identisch sind mit den beiden Hauptfiguren von Verlorner Liebesmühe, Biron und Rosaline. In Wie es euch gefällt steht die Handlung ihrem Gehalt nach auf der Höhe des Sommernachtstraumes, Motivierung und Komposition sind nicht besser als in Viel Lärm, nur ragen aus der sonst typischen Charakteristik die eigenartig reizende Rosalinde und der etwas unklare melancholische Spintisierer Jaques heraus, die jeder ohne weiteres für Vorstudien zu Portia und Hamlet halten würde, wenn — sie nicht

*) Das Wort mad wird in diesem Drama und den gleichzeitigen häufig für die Ausgelassenheit gebraucht, die sich weder an Gesetz noch Sitte kehrt.



unglücklicherweise zwei bis vier Jahre nach dem Kaufmann und Hamlet I geschaffen sein sollten. Und der Stil in beiden ist der italienisch-euphuistische der Jugenddramen mit seinen konventionellen Natur- und Kostbarkeitsvergleichen, seinen Wortspielen und Silbenstechereien, seinen ärgerlichen Spitzfindigkeiten, die unserm gequälten Hirn lauter hohle Nüsse zu knacken geben, und den unerhörten Gedankenkombinationen, welche der Italiener im Petrarca als concetti bewunderte. Dieser Stil ist zwar nicht mehr in seiner Vollblüte vorhanden, wie in Verlorner Liebesmühe und den Beiden Veronesern, aber immer doch in einer unerfreulich reichen Nachblüte. So wäre denn Shakspere, nachdem er die höchste Gattung des Lustspiels im Kaufmann erfolgreich behandelt hatte, wieder hinabgestiegen zur Abenteuer- und Intrigenkomödie seiner Anfängerzeit; von dem echten Humor und Witz Falstaffs und seiner Genossen, die in der Weltlitteratur nicht ihresgleichen haben, zu den öden Wortspäßen des armen Narren Probstein; und nachdem er in dem edlen Stil des Kaufmann als selbstherrlicher Eigentümer aufgetreten war, hatte er sich wieder in Pension gegeben bei den Italienern und Lyly, den der Teufel lieber hätte holen sollen, ehe er seinen unheilvollen Roman Euphues schrieb. Ein merkwürdiger Entwicklungsgang! Hatte Shakspere jenes Große unbewußt, sozusagen zufällig geleistet? fehlte ihm das Unterscheidungsvermögen für den Wert jener und den Unwert dieser Leistungen? Es soll gewiß nicht verlangt werden, daß die Schöpfungen eines Künstlers sich immer in aufsteigender Linie bewegen; Schwankungen treten selbstverständlich ein: so sind die Lustigen Weiber mit den komischen Partieen von Heinrich IV. und Was ihr wollt gar nicht zu vergleichen. Bei den oben genannten beiden Lustspielen handelt es sich aber keineswegs um bloße Wertschwankungen. Der Dichter mußte in ihnen viel mehr zu dem unreifen, unselbständigen und objektiv fehlerhaften Stile seiner Jugendzeit, den er bereits überwunden hatte, zurückgekehrt sein. Man denke sich, daß Schiller nach dem Wallenstein ein Drama im Stile der Räuber geschrieben hätte! Jedenfalls dürfte eine solche Zickzack-Entwicklung unmöglich zu erklären sein; und die Erklärung wird überflüssig gemacht, wenn es zu erweisen ist, daß beide Komödien nicht dem Ende, sondern der ersten Hälfte der Neunziger angehören.

Die Dichtungen der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts sind von einem tiefen Pessimismus erfüllt, welcher bei der plötzlichen

Intensität, mit der er einsetzt, wahrscheinlich von einem uns unbekannten über die Maßen furchtbaren Erlebnis des Dichters herrührte, das den stattlichen Bau seiner gesunden Lebensanschauung in Trümmer warf. Dieser Pessimismus zeigt sich in der Idee des zweiten Hamlet, dessen Held an der Fülle seiner großen Eigenschaften zu grunde geht; in Maß für Maß, dessen Menschenwelt ein Sumpf von Schlaffheit, Gemeinheit und Schurkerei ist; im Othello, wo ein wahrer Teufel in Menschengestalt Ehre und Unschuld von ihrem Throne stürzt; im Lear, in dem wölfische Töchter ihrem alten Vater das Herz zerfleischen und ihn zum Wahnsinn treiben. Hier aber bricht sich die alte Menschenliebe unsers Dichters schon wieder Bahn in der wundervollen Gestalt Cordelias, in Kent und Edgar und dem tiefsinnigen, unter Tränen lachenden Narren. Dann verschwindet der Pessimismus als Grundmotiv der Dichtungen: die Tragödien Macbeth, Antonius und Cleopatra, Coriolan zeigen nur jenem berechtigten Pessimismus, wie ihn jeder erfahrene und urteilsfähige Mensch und speziell der Tragödiendichter haben muß. Jetzt soll nun nach der Ansicht der meisten Forscher der Timon geschrieben sein, die Tragödie des Welthasses. Aus den Reden Timons am Meeresgestade spricht nicht Jammer, nicht Hohn und Verachtung, sondern eine ingrimmige Wut über die Menschheit; dieser tobende Pessimismus ist weder durch das Schicksal noch durch den Charakter Timons motiviert, er ist eine Eruption der im Herzen des Dichters aufgespeicherten Bitterkeit. Das also wäre — wenn wir von dem unerklärlicherweise um dieselbe Zeit verfaßten Wintermärchen absehen — das Ende der Entwicklung Shakspeares. Und so hätte denn Brandes recht mit seiner Schilderung: in tiefem Ekel vor der Welt, in der er hat leben müssen, zieht der Dichter sich zurück nach Stratford, nicht um in wohlverdienter Ruhe, im Schoße seiner Lieben seinen Lebensabend hinzubringen — von seinen stumpfen, puritanischen Mitbürgern, von seinen ungebildeten Verwandten hat er weder Verständnis noch Freundschaft und Liebe zu erwarten —, sondern weil es eben keinen anderen Ort in der Welt hat, wo er sein Haupt niederlegen kann. Ein vom Leben unheilbar verwundeter Löwe kehrt er zurück, legt sich in das Dunkel seiner heimatlichen Höhle, sieht eine Weile verachtungsvoll dem Spiel der Stratforder Mäuse zu und — verreckt. — Damit ist für mich und Millionen Gleichdenkender das Bild der Menschengröße Shakspeares zerschellt. Der

gesunde, der kraftvolle Mensch kann nicht überzeugter Pessimist sein. Der Pessimismus als Lebensanschauung setzt eine Erkrankung des Geistes voraus, dessen getrübtes Auge die überall sich regenden Keime zum Besseren nicht mehr erkennen kann; und eine Erkrankung des Willens: der uns eingepflanzte idealistische Trieb, der Trieb zum Besserwerden und Bessermachen, unsere edelste, höchste Kraft, das eigentlich Göttliche in uns, ist gesunken, erstorben. Der gesunde Mensch muß erkennen, daß die Dinge hienieden sehr übel stehen; aber die Reaktion in ihm gegen diese Erkenntnis ist nicht Jammer, Hohn, Haß, Verzweiflung, sondern der Wille zur Tat des Besserns. Und nun soll die Größe Shakperes in Krankheit untergehen? Ein solches Ende aber müssen wir annehmen, wenn wir den Timon als die letzte Station seiner dichterischen Laufbahn betrachten; wenn es unmöglich ist, dem alten Drake recht zu geben, welcher den Timon ins Jahr 1602 verlegte.

Diese drei Fälle genügen, um zu zeigen, welche Verantwortung wir übernehmen mit der Plazierung der Shakpereschen Dichtungen; und daß uns die bisherige chronologische Forschung für die Uebernahme einer so schweren Verantwortung kein Fundament gewährt, daran dürfte der erste Teil dieses Aufsatzes wohl kaum einen Zweifel übrig lassen.

Neben der chronologischen ist die Frage, ob Shakpere gewisse Dramen allein und selbständig verfaßt oder als fremde Produkte nur überarbeitet hat, von großer Bedeutung für die Erkenntnis seiner inneren Entwicklung. Schreiben wir ihm z. B. den ganzen Titus Andronicus zu — und einige gewichtige Stimmen erheben sich dafür —, so müssen wir damit dem Anfänger eine Roheit der Kunstübung zur Last legen, die von den elendesten Pfuschern nicht überboten werden kann. Ich rede hier nicht von der Häufung der Greueltaten, welche dieses Drama für unsern Geschmack so unerträglich macht. Auch der reife Schöpfer des gewaltigen Lear kann von der künstlerischen Schuld der Blendung Glosters, welche auf offner Bühne und in gräßlichster Art vor sich geht, nicht freigesprochen werden. Diese Roheit der Kunstübung müssen wir bei Shakpere wie bei den Dutzenden großer und kleiner Dramendichter jener Zeit in den Kauf nehmen und uns darüber mit der naheliegenden Erklärung beruhigen, daß Menschen, die von Jugend auf an den Anblick öffentlicher Greuel, wie Prangerstehen, Folterung, qualvoller Hinrichtung, und

privater Gewalttaten gewöhnt waren, vor solchen Dingen unmöglich das Entsetzen empfinden konnten wie wir Kinder einer gesitteteren Zeit.

Ich meine jene aus dichterischer und dramatischer Unfähigkeit entspringende Roheit, welche aus unkünstlerischen Nebenabsichten Szenen in die Handlung einflickt, die für ihren Verlauf gar keine Bedeutung haben; welche Menschen zusammenleimt, die in dieser Rede diesen, in einer andern einen andern Charakterzug, niemals aber einen greifbaren einheitlichen Charakter zeigen; welche mit tönenden, hohlen Reden arbeitet, denen des Geistes Kern fehlt. Zur Kennzeichnung dieses Pfuschertums diene eine kurze Szene aus Titus Andronicus (II, 2):

Wald bei Rom. Ein Jagdschloß des Kaisers Saturninus. Es treten auf Titus Andronicus, seine drei Söhne mit Hunden und Jagdhörnern, und Marcus Andronicus.

Titus. Die Jagd bricht auf! Der Morgen licht und hell,
Die Felder duftig, und die Wälder grün.

(Welche anschauliche Kraft der Epitheta! Der Morgen ist nicht bloß licht sondern auch hell. Die Felder sind duftig, und die Wälder — — grün!! In diesem Wörtchen liegt in der Tat eine dichterische Intuition, wie sie nur ein Shakspere haben kann!)

Entkuppelt hier! Ein freudiges Gebell
Wecke den Kaiser und die holde (!) Braut*).
Den Prinzen ruft, beginnt den Jägergruß,
Daß rings der Hof vom Lärme wiederhallt.
Ihr Söhne, nehmt, wie ich, des Amtes wahr,
Des Kaisers Majestät sorgsam zu dienen.
Ich ward heut nacht von schwerem Traume wach,
Doch flößt der Morgen frischen Trost mir ein.

(Lautes Gebell der Meute und Musik von Jagdhörnern. Darauf erscheinen Saturninus, Tamora, Bassianus, Lavinia, Chiron Demetrius, Söhne der Tamora aus erster Ehe, und Gefolge.)

Titus. Viele gute Morgen Deiner Majestät;
Euch, Fürstin, auch so viele und so gute! (!)
Ich hatte Jägergruß Euch zugejagt.
Saturninus. Und lustig war das Blasen, werte Herrn,
Nur fast zu früh für neuvermählte Fraun.
Bassianus. Was sagt Lavinia?
Lavinia. Ich sage, nein,
Zwei volle Stunden wacht' ich schon und mehr.

---

*) Der Kaiser hat am Abend zuvor mit Tamora Hochzeit gefeiert, desgleichen sein Bruder Bassianus mit Lavinia.

Saturninus. Frisch auf denn, Ross' und Wagen holt herbei,
Und frisch zum Werk! Herrin, jetzt sollt Ihr sehn
Ein römisch Jagdfest!

Marcus. Hunde hab' ich hier,
Die scheuchen Euch den wildsten Panther auf*)
Und klimmen auf den steilsten Bergesrücken.

Titus. Ich Pferde, die, wohin das Wild sie führt,
Wie Schwalben leicht ihm folgen auf dem Plan.

Diese stumpfsinnige Szene, die nur geschrieben wurde, um mit dem Gebell dressierter Hunde den lärmenden Beifall der Kärrner, Lastträger und Teerjacken im Yard einzuernten, soll Shakspere verfaßt haben! Derselbe Shakspere, welcher gleichzeitig eine haarsträubende Situation, in der die eben geschändete Lavinia mit abgehackten Armen und ausgeschnittener Zunge auf der Bühne erscheint, mit seiner feinen und bei aller Künstlichkeit empfindungsvollen Lyrik erträglich zu machen sucht:

Marcus. Wer ist's? Die Nichte, die so eilend flieht?
Muhme, ein Wort! Wo ist dein Gatte? Träum' ich,
O hülfe all mein Gut mir dann zum Wachen:
Und wach' ich, schlüg' ein Blitzstrahl auf mich ein,
Daß ich fortschlummern mög' in ew'gem Schlaf! —
Sag, süßes Kind, wes mitleidlose Hand
Trennt' ab und hieb so frech von deinem Stamm
Die holden Zierden, jene beiden Zweige,
In deren Schatten Kön'ge gern geruht,
Und doch so hohes Glück, wie deine Liebe,
Nicht finden konnten. Warum sprichst du nicht?
Weh mir! ein Purpurstrom von warmem Blut,
Gleich einem Springquell, den der Wind bewegt,
Hebt sich und fällt dir zwischen ros'gen Lippen
Und kommt und geht mit deinem süßen Hauch.
Gewiß, ach! hat ein Tereus dich entehrt,
Und, Strafe fürchtend, raubt' er deine Zunge.
Ach, wend'st du jetzt dein Antlitz weg aus Scham?
Und trotz des vielen Bluts, von dir verströmt,
Wie aus dem Brunn, dem mancher Strahl entquillt,
Flammen die Wangen dir, wie Titan glüht,
Wenn er errötend mit den Wolken kämpft?
Soll ich statt deiner sagen: Es ist so?
O, wüßt' ich, was du denkst! Kennt' ich das Tier,
Daß ich ihm fluchen könnte, mir zum Trost!

---

*) Danach scheint der Dichter dieser Zeilen die wildesten Panther in der Nähe von Rom für besonders phlegmatisch zu halten.

Gehemmter Schmerz, wie ein verstopfter Ofen,*)
Verbrennt zu Asche die verschloßne Brust.
Verlor doch Philomele nur die Zunge
Und wirkt in mühsames Geweb' ihr Leid;
Doch, liebstes Kind, dir ward die Hilf' entrissen.
Dein Tereus übte list'ger seinen Raub;
Er hat die zarten Finger abgehaun,
Die schöner wohl gestickt als Philomele.
O, sah der Unhold diese Lilienhand
Wie Espenlaub auf einer Laute zittern,
Daß sie mit Lust die Silbersaiten küßten, —
Nicht für sein Leben hätt' er sie berührt!
Und hört er je die Himmelsharmonie,
Die im Gesang der süßen Zung' entquoll, —
Sein Dolch entfiel ihm und er sank in Schlaf,
Wie Cerberus zu Orpheus' Füßen schlief.
Komm, gehen wir! Und mach den Vater blind,
Der Anblick muß ein Vaterauge blenden!
In einer Stund' ersäuft der Sturm die Matten;
Wie erst ein Jahr der Tränen Vateraugen!
O komm! All unser Schmerz ist dir geweiht,
Könnt unser Schmerz doch mildern so viel Leid.

Die Annahme, daß Shakspere zu irgend einer Zeit seines Lebens, selbst als Rahmen für eine Hundevorstellung, die inhaltleeren Worte der ersten Szene geschrieben haben könne, ist so unhaltbar wie die, daß einer ein hochintelligenter, zartempfindender Mensch, ein feiner Dichter und zugleich ein blockhead sein könne. Ganz ebenso steht es mit Heinrich VI., besonders in seinem ersten, weniger im zweiten und dritten Teile, weil hier Shaksperes Arbeit immer umfassender wird. Auch hier sind Stellen, die zu dem Fürchterlichsten gehören, was je unter dem Namen Poesie gegangen ist; dagegen berührt uns die Darstellung des Schlachtentodes des jungen Talbot in den Armen seines alten Vaters wie eine blühende Oase in der Wüste: hier spüren wir wieder die wunderbar zarte Hand des weichen, jugendlichen Shakspere; ebenso in den Liebesgesprächen zwischen Margarete und Suffolk, besonders in der Abschiedsszene; die letztere sowie die Rosenwahl im Temple-Garten sind aus seinen Sonetten geradezu abgeschrieben.

Soll nun das wichtigste Gebiet der Shakspere-Forschung, das chronologische, in dem verworrenen Zustande, in dem es sich noch heute, nach zweihundertjähriger Arbeit befindet, dauernd verharren?

*) Echt shakspерisch, dieses derb realistische, triviale Bild unter so vielen zierlichen und schönen.

Sollen wir fernerhin die alten Schriften durchstöbern, und wenn wir eine neue Anspielung auf ein Shaksperesches Drama gefunden zu haben vermeinen, was gewiß noch recht oft geschehen wird, dieses immer wieder an eine andere Stelle rücken? Soll es so weitergehen nach dem Prinzip des österreichischen Regierungssystems? Und — andererseits — wo ist der Weg, auf dem wir sichere chronologische Erfolge erreichen können?

Als ich vor nun reichlich fünfundzwanzig Jahren mit jugendlicher Wißbegierde mich in Shakesperes Sonette vertiefte, das eine autobiographische und darum unschätzbare Denkmal von des Dichters Persönlichkeit, überraschte mich die Wahrnehmung zahlreicher Stellen, die ich so oder sehr ähnlich schon in andern seiner Dichtungen gelesen hatte, — Wiederholungen nicht bloß einzelner Bilder, Empfindungen, Gedanken, sondern ganzer zusammenhängender Gedankenreihen. Ein heutiger Dichter könnte sich solche Wiederholungen nicht gestatten, ohne eine Verurteilung wegen geistiger Unfruchtbarkeit oder mangelhafter Schaffenskraft sich zuzuziehen; darum würde er sich auch hüten, wenn es ihm bewußt würde, daß er einen gewissen Gedanken schon einmal ausgesprochen hätte, es zum zweiten Mal zu tun. Wie auffallend diese Wiederholungen sind, davon kann sich ein jeder überzeugen, der den Inhalt der ersten 17 Sonette mit den Reden der Venus in Venus und Adonis*) vergleicht — es sind genau dieselben und wörtlich anklingenden Gedanken, mit denen Shakspere seinen Freund zur Verheiratung und Venus Adonis zur Liebe überreden will; oder das Liebessonett 127 mit dem Preise, den Biron seiner geliebten Rosaline zollt (Verlorene Liebesmühe IV, 3, 250—262) — beide preisen mit denselben Gedanken und Worten die brünette Schönheit ihrer Damen, d. h. Shakspere feiert in Rosaline seine als „dark lady“ bekannte Geliebte; oder das herrliche 66. Sonett mit dem Monologe „Sein oder Nichtsein“ — Shakspere hat dieses Sonett inhaltlich vollständig in den Monolog aufgenommen, abgesehen von dem gesunden Schluß, in dem er sich über das Elend dieser Welt mit dem Glück seiner Freundschaft tröstet:

Ja, lebensmüd entging ich gern der Pein,
Ließ den Geliebten nicht mein Tod allein.**)

*) Vers 129 ff., 161 ff., 171 ff., 855 ff., 1080.
**) Aus der neuesten Uebersetzung der Sonette von Max Wolff. (Berlin 1903.)

Schon diese drei umfangreichen Wiederholungen ließen wertvolle Schlüsse zu: Es ist mindestens höchst unwahrscheinlich, daß Shakspere sich aus dem 1593 veröffentlichten und früher gedichteten Epos Venus und Adonis etwa ums Jahr 1600 die Argumente wortgetreu geholt hätte, um einen jungen Freund zur Verheiratung anzuregen — der um diese Zeit sehr ernste Mann hätte keins von diesen fast kindlichen Sonetten geschrieben; das Natürliche ist, daß die Sonette als selbständige, für sich stehende Gedichte zuerst da waren und später inhaltlich Eingang in das Epos fanden. Undenkbar ist es, daß den Jüngling ein ihm sonst ganz fremder Pessimismus plötzlich erfaßt und ihm ums Jahr 1590 das 66. Sonett diktiert habe — über diese inhaltschwere, machtvolle Sprache verfügte der Jüngling eben nicht; Shakspere hat selbstverständlich das Sonett geschrieben, als die finstere Lebensanschauung am Jahrhundertende in ihm Stärke gewann, und er hat nach seiner Gewohnheit die für das Hamlet-Problem sehr brauchbaren Gedanken in den Monolog hinübergenommen. So hat er auch ohne Zweifel das 127. Sonett an seine Dame vor Verlorner Liebesmühe geschrieben; denn daß er zuerst in dieser Komödie gegen alles elisabethanische Schönheitsgefühl eine brünette Dame gefeiert, dann gegen Ende des Jahrhunderts selbst eine brünette Geliebte gefunden haben und nun so glücklich gewesen sein sollte, eins von den vielen an sie gerichteten Sonetten aus einer älteren Komödie abschreiben zu können, das hieße doch alles auf den Kopf stellen, das kann ein verständiger Mensch — — Ich darf den Satz nicht vollenden: der Engländer Tyler hat es doch geglaubt, obgleich er meine entsprechende Veröffentlichung*) seinerzeit gelesen hatte. Es ist ihm gewiß zu schmerzlich gewesen, diese natürliche Annahme sich zu eigen zu machen; denn er war der glückliche Gründer der Mrs. Mary Fitton als Geliebte Shaksperes, und Mrs. Fitton war nun doch einmal so spät geboren, daß sie erst um 1600 ihren nach meinem Geschmack mindestens zweifelhaften Zauber am Hofe der Elisabeth entfalten konnte. Dennoch aber — o irdische Fehlbarkeit! — war seine Liebesmühe verloren gewesen; denn sieben Jahre nach der Bekanntmachung seiner Entdeckung wurde Mrs. Fitton von Lady Newdegate, einem ihrer Nachkommen, aus der Ahnengallerie als blond festgestellt. Das aber ist Gott sei Dank! un-

*) Die Sonett-Periode in Shaksperes Leben. (19. Shakspere-Jahrbuch 1884.) Tyler's Buch ist aus dem Jahre 1890.

fehlbar: die Liebschaft Shakspeares mit der dunkeln Dame spielte sich in seiner unerfahrenen, unbeherrschten Jugendzeit ab. — —

Jenen merkwürdigen Uebereinstimmungen aber mußte auf den Grund gegangen werden durch eine Lektüre Shakspeares, und diese Mühe war nicht verloren. Die Uebereinstimmungen von neuen Wortprägungen, Metaphern, Bildern, gleichen und gleichartig ausgedrückten Empfindungen und Gedanken — nicht einzelne, sondern Hunderte — ergaben, daß von den 154 Sonetten etwa 100, alle Liebes- und die Hälfte der Freundschaftssonette gleichzeitig mit den Jugenddramen und -epen verfaßt waren, während eine kleinere Anzahl der letzteren Sonette, von ganz anderem, sehr hohen und einfachen Stile und edelstem Gehalt, nach ihren vielen Anklängen an die späteren Dramen um die Wende des Jahrhunderts gedichtet sein mußten. Ja noch mehr: gewisse Sonettreihen lehnten sich an gewisse Dichtungen auffallend an: wie jene ersten 17 Sonette an Venus und Adonis, so die, in denen ein beglückter Liebhaber spricht, an Verlorne Liebesmühe, und die Trennungslieder, welche auf einer nicht zu bezweifelnden italienischen Reise des Dichters geschrieben zu sein scheinen, an Romeo*), der, wie man nach dem ganz eigenartigen glühenden Kolorit und der wunderbar vollkommenen Lokalfärbung annehmen darf, in Italien vollendet worden ist.

Aus diesen Studien ging ferner hervor, daß der gezierte, unnatürliche Stil der Jugendsonette, den ich im Anschluß an Wie es euch gefällt gekennzeichnet habe, alle jugendlichen Epen und Dramen beherrscht, ja z. T. auch die Historien, Richard II ist fast durchweg in diesem Stile geschrieben. In dem Kaufmann finden wir noch ein paar Trümmer davon, z. B. bei Bassanios Kästchenwahl das Lied an die ‚fancy‘, welches Wort die deutschen Uebersetzer ungereimterweise mit Liebe übersetzen, während es doch der dem Wechsel unterworfene Liebesdrang ist. Im übrigen aber ist dieser Stil hier eigentlich abgetan.

Wie kam Shakspere zu diesem Stil?

Wir finden ihn wieder in dem fürchterlichen Roman Euphues, oder die Anatomie des Geistes (1579), von dem aus er sich zur Hofsprache aufschwang, und in allen zeit-

*) Ganz kürzlich hat ein Engländer McClumpha den gedanklichen und stilistischen Zusammenhang der Sonette mit Romeo untersucht und in den jugendlichen Liebes- und Freundschaftssonetten mehr als hundert Uebereinstimmungen entdeckt. Das ist in einem speziellen Falle eine erfreuliche Bestätigung meiner eigenen Resultate. (40. Shakspere-Jahrbuch 1904.)



genössischen Lyrikern, meist Sonett-Dichtern — für ein reichliches Dutzend stehe ich ein — bis hinauf zum ältesten, dem Grafen Surrey. Der schlägt die Brücke hinüber nach Italien, wo wir endlich als seinen Urheber Petrarca erkennen. Durch Beschreibung diesen Stil deutlich zu machen, ist schwer, aber man kann sich ohne große Mühe darüber informieren, indem man, sofern man über eine ausreichende Kraft der Selbstüberwindung gebietet*), ein paar Dutzend von Petrarcas Sonetten liest, dann eine Anzahl Shakspereſcher Liebessonetten, die viel leichter verdaulich sind, schließlich die Reden im Romeo über die Liebe und die Gespräche der Liebenden in den Beiden Veronesern. Petrarcas gesamte Spintisiererei über die Liebe — das große Wort „Metaphysik der Liebe" sollte für Plato und seine italienischen Fortsetzer reserviert bleiben — all seine albernen Vergleiche, seine Bilderjagd, seine Antithesensucht sind in die englische Renaissance-Lyrik übergegangen. Petrarca vergleicht die Augen Lauras mit Sonnen, Monden, Sternen, Feuer, Blitz, Diamant, Kristall und Glas. Spenser, der große Verfasser der Feenkönigin, scheint ihn exzerpiert zu haben; denn er bringt alle diese Vergleiche an in einem einzigen Sonett auf die Augen seiner Elisabeth. In seinem sonst schönen Epithalamion kann er sich doch nicht entbrechen, mit ein paar Abweichungen von Petrarca, uns zu enthüllen, daß die Augen seiner jungen Frau „Saphiren, ihre Lippen Kirschen, ihre Wangen Aepfeln, ihre Stirn dem Elfenbein, ihre Locken dem Golde — sonst wird auch Golddraht verwandt — ihre Brust einer Schüssel Rahm, ihre Brustwarzen Lilien, ihr schneeiger Hals einem Marmorturm und ihr ganzer Körper einem schönen Palaste" gleiche. Das berüchtigte Sonett Petrarcas (Teil I, Son. 90), in welchem er den Widerstreit der liebenden Gefühle in Antithesen schildert:

Mich floh der Friede, floh die Kraft zum Kriege;
Ich lodre, bin ein Eis; frohlock' und bange;
Lieg' tief im Staub, wenn himmelhoch ich fliege usw.**)

dieses Sonett findet sich ernsthaft nachgebildet im Romeo (I, 1, 182) und in vermenschlichter, schöner Form als 75. Sonett.

Von diesen Formalien abgesehen ist der Kern der ebenfalls konventionellen, bei allen englischen Renaissance-Lyrikern und

*) Nach meiner Erfahrung kann man den ganzen Petrarca nur als sehr jugendkräftiger Mann lesen, und auch dann nur, wenn einen die Not in Gestalt wissenschaftlicher Verpflichtung dazu treibt.

**) Uebersetzung von Kekule und Biegeleben.



dem jugendlichen Dramatiker Shakspere immer wiederkehrenden Gedanken über die Liebe ein platonischer. In den Sonetten von Dantes Vita nuova und bei Petrarca finden wir jenen Neuplatonismus, der in Italien während des Mittelalters als Tradition weiterlebte. Petrarca selbst war ein großer Plato-Verehrer, d. h. ein platonischer; denn er hat nie eine Zeile seiner Schriften zu entziffern vermocht. Als dagegen während des 15. und 16. Jahrhunderts die platonischen Akademieen in Italien entstanden und die Liebestheorieen des Symposion und des Phädrus weiter entwickelt wurden von italienischen Platonikern, trat der Platonismus bewußt auf in den Dichtungen Tassos, Ariosts und besonders in den erhabenen Sonetten Michelangelos. Und von diesen Dichtern, mehr als durch selbständige Studien Platos oder der italienische Platoniker, haben ihn die englischen Dichter in sich aufgenommen.*)

So haben wir in Shaksperes Jugenddichtungen einen nach Inhalt und Form in sich geschlossenen, konventionellen Stil, der so handgreiflich ist, daß wir von gewissen Gedanken, Bildern, Wendungen ohne Bedenken sagen können, sie sind jugendlich. Wenn also in Wie es euch gefällt der Liebende beim Anblick der Geliebten erschauert (Plato, Phädrus, Kap. 30) und vor Erregung nicht sprechen kann; wenn des Liebenden Herz nicht bei ihm, sondern in der Geliebten Brust ist, und er und sie nur eine Person sind; wenn die Geliebte ein Juwel ist, das man vor Dieben verschließen muß; wenn die Liebe ein Fieber und Amor der kleine blinde Schuft, der auch andre blind macht, genannt wird; wenn vom Erschlagen der Herzen, von tintigen Brauen, schwarzseidnem Haar und von Augen, die schwarzen Glasperlen gleichen, die Rede ist: so müssen wir darin den durch viele Parallelismen leicht zu belegenden, konventionellen Stil des jugendlichen Shakspere erkennen. Um 1600 kann unser Dichter solche Torheiten, wie die letztgenannten, nicht geschrieben haben.

Nun erstrecken sich die Uebereinstimmungen der Gedanken und des dichterischen Stiles keineswegs bloß auf die Jugenddichtungen

---

*) In meinen Sonette-Studien (Herrigs Archiv, Bd. 59—61, 1878/79) habe ich ein besonderes Kapitel zur Erklärung des Zusammenhanges Shaksperes mit Plato, das besonders auf von Stein's Geschichte des Platonismus basiert. Die italieniiche Weiterbildung der platonischen Liebesphilosophie von Pico della Mirandola u. a., welche für die englischen Lyriker und Euphues allein in Frage kommt, ist am besten auseinandergesetzt in Simpson's Philosophy of Sh.'s Sonnets. (London, 1868).



untereinander, wo sie allerdings besonders massenhaft auftreten, sondern auf alle Dichtungen, die in zeitlicher Nähe entstanden sind. — Warum auf die zeitlich nahen Dichtungen? warum sollte Shakspere, wenn er sich denn so oft wiederholte, nicht einen Gedanken aus dem jugendlichen Titus Andronicus in dem späten Drama Lear wiederholen, zumal ihm die Jugenddramen durch die fortgesetzten Aufführungen auch später immer wieder ins Gedächtnis gerufen wurden? — Gewiß, es ist undenkbar, daß er das nicht getan haben sollte, und die Parallelismen zu einem Drama sind in einer großen Reihe andrer Dramen zu finden. Er wiederholte sich, wie es ihm paßte, wie er geneigt war. Aber die Neigung wurde doch immer bestimmt durch den augenblicklichen Stand seiner geistigen und dichterischen Entwicklung.

So existiert z. B. der konventionelle italienische Stil seiner Jugendzeit nach der Mitte der Neunziger nicht mehr für ihn. Den üppig und maßlos aus dem vollen Herzen emporsprudelnden Empfindungsausdruck der Jugenddramen kann er als reiferer Dichter in den mittleren Dramen nicht mehr gebrauchen: Romeo wäre uns verloren gewesen, wenn er ihn um 1600 hätte schreiben sollen. Die immer noch expansive, voll austönende Empfindung der mittleren Dramen hat vor seiner spätesten Kunstanschauung kein Recht. Schwächer, altersschwach ist seine Gefühlskraft hier nicht geworden; Shakspere ist und bleibt bis in seine letzten Jahre Empfindungsmensch mehr als alles andere, und die gewaltigen Wirkungen seiner Dramen erreicht er nach wie vor vor allem als Lyriker: aber — die tiefste Empfindung ist stumm, und wenn sie das auf der Bühne auch nicht sein darf, so weiß er doch jetzt, daß ihr der denkbar knappste Ausdruck gegeben werden muß, daß sie nicht in einem vollen Guß, sondern nur abgerissen hervorbrechen darf. Mit den Klagen Konstanzes um ihren „holden“ Sohn weiß der Dichter wohl unser Herz zu treffen; aber was wirken diese schönen Verse im Vergleich mit der Art, wie Macduff die Nachricht von der Niedermetzelung seiner Familie aufnimmt, wie er sich erst wortlos die Mütze in die Augen drückt und dann in die eine kurze Rede ausbricht

Er
Hat keine Kinder! — All' die lieben Kleinen?
Alle, sagst Du? — O Höllengeier! — Alle?
All' meine herz'gen Küchlein, samt der Mutter,
Mit einem grimmen Stoß?

Oder man vergleiche die packenden Verse, mit denen der alte

Talbot seinen in der Schlacht gefallenen Knaben „in seinen Armen begräbt", mit dem Verhalten des alten Siward in dem gleichen Fall:

> Hat er die Wunden vorn? . . . .
> Ich wünschte keinem einen schönern Tod.
> Das ist sein Grabgeläut'.

In den Jugend- und mittleren Dramen wiederholt sich manche Empfindung in ähnlichem Ausdruck; das alles konnte Shakspere in seinen reifsten Dramen nicht mehr brauchen. Die Neigung zur spitzfindigen Wortspielerei, die man in jener Zeit als Witz aufgefaßt haben muß, hat Shakspere niemals ganz aufgegeben; aber, so oft auch dieselben Wortspiele mehrfach verwandt werden, in pathetischen und tiefernsten Situationen — man denke an die Spielerei des alten Gaunt mit seinem Namen (gaunt heißt „elend") kurz vor seinem Tode — geschieht das später nicht mehr. Für die pessimistischen Gedankenscharen — so darf man sagen — der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts fand er keine Hilfstruppen in der ganzen Zahl seiner früheren Dramen, und er wollte und konnte sie in seinen größten und spätesten Dichtungen — Macbeth, Antonius und Cleopatra, Coriolan und Wintermärchen — nicht mehr gebrauchen; sie bleiben beschränkt auf die in jener Zeit entstandenen Dramen Hamlet II, Maß für Maß, Timon, Othello und Lear.

Und hieraus ergibt sich von selbst das natürliche Prinzip für die massenhaften Wiederholungen in Shakspere: die Parallelismen zu einem Drama erstrecken sich über eine große Reihe von andern, aber sie werden zahlreicher im Verhältnis der größeren zeitlichen Nähe, und die zahlreichsten und auffallendsten Wiederholungen — von eigenartigen Gedanken in eigenartiger Prägung und von Gedankenreihen — finden naturgemäß in Dramen statt, die zu einer Zeit entstanden. Und darin beruht die chronologische Bedeutung dieser Untersuchungen: Othello ist nicht im Jahre 1604 geschrieben, sondern früher; Timon nicht gegen 1610, sondern am Anfange des Jahrhunderts. Denn beide Dramen haben von ihren je hundert, sich über die ganze Schaffenszeit erstreckenden Parallelismen nahezu die Hälfte in den Dramen der genannten Zeit, die zahlreichsten und gewichtigsten in Hamlet und Lear; und da sie auch unter sich zahlreiche Uebereinstimmungen haben, so gehören sie zusammen mit diesen Dramen in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts. Und zwar plaziere ich Othello

vor Timon, weil der Stil des ersteren identisch mit dem von Hamlet ist, während Timon mit Lear den Uebergang bildet zu dem prägnanten, aufs äußerste kondensierten Stile, der im Macbeth und den späteren Dramen fertig vorliegt. — Die beiden schwachen Komödien Viel Lärm um nichts und Wie es euch gefällt gehören nicht an das Ende des Jahrhunderts; ihr gedanklicher und formaler Zusammenhang mit den Dramen dieser Zeit ist gering, die Hauptmasse ihrer Parallelismen findet sich in den Jugenddichtungen, deren Stil, wie oben gezeigt, in ihnen noch keineswegs überwunden ist; da sie nun auch unter sich viele Uebereinstimmungen haben, so darf man sie vor den Kaufmann von Venedig und die Mitte der Neunziger setzen.

Glücklicherweise stehe ich in diesen Studien nicht mehr allein. Im Jahre 1897 hat Professor Gregor Sarrazin ein Werk erscheinen lassen mit dem Titel William Shakespeares Lehrjahre. Daß ich mich mit dieser von tiefer Belesenheit und feinfühliger Durchdringung des Gelesenen zeugenden, ausgezeichneten Arbeit hier nicht eingehender befassen kann, bedauere ich lebhaft. Nur soviel möchte ich sagen, daß Sarrazin die nach seiner Ansicht jugendlichsten Dichtungen (Sonette, Venus und Adonis, Heinrich VI., I. und II. Teil, Titus Andronicus, Komödie der Irrungen, Richard III., Verlorene Liebesmühe) hier nicht bloß in ihrem inneren Zusammenhange, sondern, wie ich selbst nur bei den Sonetten getan habe, im Rahmen der zeitgenössischen Literatur betrachtet. Nach meiner Ueberzeugung setzt er diese Dichtungen etwas zu spät; daß ein dramatisches Genie wie Shakspere als Angehöriger einer Londoner Bühne 4—5 Jahre gewartet haben sollte, ehe er den angeborenen Drang zu dramatischem Schaffen befriedigte, halte ich für nicht plausibel. Aber es kommt ja, wie ich bereits sagte, viel weniger auf das spezielle Datum der einzelnen Dichtungen an als auf ihre Reihenfolge.

Für eine andre Art stilistischer Studien, die bei der Weite des Shaksperes̈chen Entwicklungsfeldes sehr vielversprechend sind, hat Professor Rudolf Fischer in seinem Buche Die Kunstentwicklung der englischen Tragödie (Straßburg 1893) den Grund gelegt. Er verfolgt darin das technische Werden des klassischen wie des nationalen Dramas der englischen Renaissance und gelangt bis zu dem größten und letzten Vorgänger Shaksperes, Marlowe, mit dem er unsern Dichter vergleicht. Dieses bedeutende, wie mir scheint, bisher zu wenig bekannte Werk, welches in ver-

hältnismäßig geringem Umfange eine Fülle dramaturgischer Belehrung in knappster Form und mit exakter Schärfe bietet, wird jeder, welcher über Shaksperes Entwicklung schreiben will, aufs gründlichste studieren müssen. Denn der Weg, den Fischer einschlägt, bietet an seinem Ende unmittelbare Einblicke in das jugendliche Kunstschaffen Shaksperes. Schade nur, daß der Verfasser, der uns mit solcher Sorgfalt den steinigen Pfad durch das primitive Drama emporgeführt hat, vor den herrlichen Kunstanlagen Shaksperes Halt macht; wir hoffen, daß er uns noch einmal weiter führen wird, durch die Gänge des dramatischen Werdens unsers Dichters. Geleistet muß die Arbeit einmal werden im Interesse des Shakspere-Wissens, und sie kann nur geleistet werden von einem ästhetisch veranlagten und gebildeten Deutschen.

Daß auf dem Wege solcher stilistischen Studien mit der inneren die zeitliche Zusammengehörigkeit von Shaksperes Dichtungen festgestellt werden kann, davon haben mich meine vieljährigen, immer wiederholten Versuche fest überzeugt. Wenn damit auch viel erreicht ist, so dürfte die Reihenfolge der einzelnen Dichtungen, welche eine innerlich zusammengehörige Gruppe bilden, nicht in jedem Falle sich leicht bestimmen lassen. Hierin gelangt man zu exakteren Resultaten vermittelst einer andern Art stilistischer Studien: der metrischen.

Es ist für den Anfänger Shakspere ganz natürlich, daß er gewissenhaft das Versschema des fünffüßigen jambischen Quinars beobachtet, daß er den Vers immer mit einer starkbetonten Silbe und zugleich mit dem Ende eines Satzes abschließt. Diesem kindlichen Bestreben stellen sich indes sofort einige Schwierigkeiten entgegen, die seinen vollen Erfolg unmöglich machen: wenn er immer nur mit einer stark betonten Silbe schließen wollte, so könnte er niemals ein dreisilbiges Wort an das Ende setzen, da nach dem für die germanischen Sprachen geltenden prosodischen Gesetz die dritte Silbe meist den Nebenton hat; er könnte auch niemals eines von den zahllosen Wörtern mit einer tonlosen Flexions- oder Ableitungssilbe ans Ende bringen: „lebt" allein könnte da stehen, aber nicht „leben" oder „leblos" und nicht „lebendes". In der Tat, unüberwindliche Schwierigkeiten; aber Shakspere bekämpft sie energisch: er bringt es z. B. in den frühesten Teilen des Sommernachtstraumes fertig, nur vier oder fünf Versen unter hundert

einen weiblichen Schluß zu geben. Auch ist es unmöglich, jedes Mal den Versschluß mit dem Schluß eines Haupt- oder Nebensatzes zusammenfallen zu lassen; mitunter muß ein Satz in einen zweiten Vers übergeführt werden: jedoch mehr als sechs- oder siebenmal in hundert Quinaren gestattet er sich eine solche Versverkettung (Enjambement) anfangs nicht.

Aber auch der jambische Rhythmus läßt sich in der germanischen Sprache, in welcher der trochäische Tonfall der herrschende ist, nicht ungemischt durchsetzen. So hat schon Marlowe, Shaksperes unmittelbarer Vorgänger, den Trochäus willkürlich, wie es ihm beliebte, unter die Jamben eingestreut. Der feiner empfindende Shakspere aber läßt einen Trochäus für einen Jambus nur nach der großen Pause des Versschlusses, also am Anfange eines Verses eintreten, hin und wieder einmal nach der kleineren Pause der Cäsur, sehr selten anderswo, damit der jambische Rhythmus nicht zu fühlbar verletzt wird. Das aber ist unvermeidlich, ebenso wie eine andre Rhythmuswandlung, welche die englische Sprache mit ihren massenhaften tonlosen einsilbigen Formwörtern und ihren noch massenhafteren einsilbigen Begriffswörtern nötig macht. Es müssen öfters zwei Jamben in einen zusammengezogen werden, indem man auf zwei unbetonte zwei betonte Silben folgen läßt. Wendungen, wie in the old time, muß man doch brauchen können. Aber auch dieser Doppeljambus*) darf nur so selten wie möglich gebraucht werden.

Natürlich — für den Anfänger natürlich — muß jede einzelne dramatische Rede mit einem vollständigen Quinar beginnen und schließen. Mitunter aber ist der Schlußgedanken einer Rede schon vor dem Ende des letzten Verses vollkommen ausgedrückt; soll man die Kraft des Ausdrucks durch Worte verwässern, bloß um das Ende eines Verses zu erreichen? — So bleibt der letzte Vers einer Rede mitunter — sehr selten! — unvollständig. Mitunter läßt sich ein unvollständiger Vers auch in der Mitte der Reden nicht vermeiden. Andrerseits reicht ein Quinar mit seinen zehn oder elf Silben nicht immer aus, um einen Gedanken zu Ende zu führen; soll Shakspere sich nun die große Unregelmäßigkeit eines Enjambements gestatten um zweier fehlender Silben willen? Dann ist es schon besser, er erweitert den Quinar um diese zwei Silben und macht aus dem fünffüßigen Jambus einen sechsfüßigen

*) Auch in unsern deutschen Dramen sind die Doppeljamben zahlreich; sie scheinen aber dort noch immer ein Inkognito-Dasein zu führen.

(Alexandriner). Diese anfangs selten und offenbar mit Widerstreben geübten Freiheiten werden nach einigen Jahren der Praxis häufiger. Offenbar hat der Dichter eingesehen, daß sie nicht bloß notwendig, weil von den Betonungsgesetzen seiner Sprache und der Technik der versifizierten Reden gefordert, sondern nützlich sind zur Belebung des Verses. Und ein Vers, der lebhaftes Fühlen und Denken, energisches Tun veranschaulichen soll, kann doch nicht ewig glatt dahinfließen, er muß bewegt sein. Gleichzeitig wählt er ein neues Mittel zu seiner Belebung; wie er vor der Hauptpause, am Schluß, eine tonlose Silbe einschiebt (weiblicher Versausgang), so tut er es nun auch vor der Nebenpause, der Cäsur, so daß nun auch der männlich ausklingende Vers elf Silben und der weibliche zwölf haben kann. Außer Kleist haben unsre deutschen Dramatiker von dieser höchst empfehlenswerten Freiheit keinen Gebrauch gemacht; dagegen hat sie Uhland in seiner modernisierten Nibelungenstrophe mit großem Erfolge verwandt:

Es stand in alten Zei/ten // ein Schloß so hoch und hehr,
Weit ragt es über die Lan/de // bis an das blaue Meer.

Um diese Zeit, gegen die Mitte der Neunziger, beginnt Shakspere auch einzusehen, daß es unnötig ist, sich um den fein säuberlichen Abschluß der Reden mit einem vollständigen Quinar Sorge zu machen. Man kann ja den in der Rede des einen unvollständig gebliebenen Vers von dem nächsten Redner vollenden lassen. Nun werden die unter zwei Redende verteilten, die gebrochenen Verse häufiger.

Andererseits beginnt Shakspere jetzt, Unarten abzulegen. Es ist ein gröblicher dramaturgischer Mißbrauch, die Handelnden eines Dramas in Reimen sprechen zu lassen. Dieses weichlich musikalische Element steht in vollkommenem Widerspruch mit dem Geist des echten Dramas: denn Handlung ist Kraft. Doch hat Shakspere den Drang seines maßlos üppigen lyrischen Talentes anfangs nicht beherrschen können. Die Personen der Jugenddramen fallen immer wieder ohne Veranlassung in gereimte Reden und verharren darin mit solcher Vorliebe, daß die ungereimten Verse in einigen der frühesten in der Minderzahl sind. Die gewohnheitsmäßigen Reimpaare wechseln ab mit überschlagenden Reimen, denen häufig, nach Art des Sonetts, ein Schlußkouplet beigegeben wird. Es ist ein Charakteristikon der jugendlichen Dramen, daß an hochlyrischen Stellen die vom Dichter so geliebte und so meisterhaft gehandhabt

Sonettform verwandt wird: im Sonett findet die erste Begrüßung zwischen Romeo und Julia statt; ein Sonett bilden auch die oben erwähnten Verse, in denen Biron die Reize seiner Rosaline preist; und in Ende gut, alles gut finden sich sogar zwei Briefe in Sonettform. Dieser letzte Mißbrauch findet sich nach den ersten Neunzigern nicht mehr, und die Reime bilden eine immer seltner werdende Ausnahme gegenüber dem allein herrschenden Blankverse.

Endlich auf der dritten Stufe seiner Entwicklung kommt Shakspere zu der Einsicht, daß der ewig wiederholte jambische Klingklang für den dramatischen Vers ebenso zweckwidrig ist wie unerträglich für unser vielbesaitetes, leicht bewegliches germanisches Gefühlsinstrument; und daß, wenn wir ein sogenanntes „antikes Metrum" wählen — warum das nötig sein sollte, ist eine durchaus noch nicht zureichend beantwortete Frage —, wir dieses mit einer ähnlichen rhythmischen Freiheit behandeln müssen, wie unsre herrliche altdeutsche Langzeile sie einst gewährte, von der wir hoffen wollen, daß sie nicht für alle Ewigkeit begraben ist, sondern noch einmal ohne Stabreim und mit einer verminderten Zahl der Hebungen auferstehen wird. Der dramatische Dichter soll eben neben den bekannten sonstigen poetischen Mitteln auch und vor allem die Rhythmik seiner Verse zur Handhabe machen, um die Empfindungen, die er in die Seele seiner Handelnden legt, auf die Zuhörer zu übertragen. Und das hat Shakspere in seinen reifsten Dramen mit einer Meisterschaft verstanden, die kein andrer germanischer Dramatiker erreicht hat. Der Weg zu der Höhe liegt offen da.

Die anfangs nur widerstrebend gewagten Abweichungen vom Jambenschema übt er jetzt immer reichlicher, mit immer rücksichtsloserer Freiheit und mit bewußter Absicht. Die Trochäen erscheinen jetzt viel häufiger als früher nach der Cäsur und an jeder anderen Versstelle: wenn er einen schroffen Widerspruch, etwas Unerwartetes, Erstaunliches, besonders Furchtbares ausdrücken will, schleudert er sie mitten in den Jambenfluß hinein — man denke an das Zusammenschlagen zweier Hebungen in unserm altdeutschen Verse — ja, er staut ihn sozusagen ab durch einen Trochäus im letzten Fuße. Es kommen in den späteren Dramen, z. B. im Macbeth, Verse mit drei Trochäen vor. Ernst, Trauer, schwüle, lastende Stimmung, wie die Folgenschwere, malen wuchtige Doppeljamben (⏑ ⏑ – –), von denen nicht selten

zwei in einem Verse erscheinen. Als dritte rhythmische Abweichung tritt schon in den mittleren Dramen der Anapäst (⏑ ⏑ –) für den Jambus ein und wird, wenn auch niemals häufig, doch häufiger gegen das Ende. Die weiblich ausgehenden Verse werden schon in den Dramen der ersten Periode zahlreich und wechseln bis zur letzten von 4 auf 40 Prozent; die überzähligen tonlosen Silben vor der Cäsur erreichen ihren Höhepunkt in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts (8 Prozent) um dann wieder zurückzugehen. Den Gedanken, die Empfindung in den engen Raum von fünf Jamben einzuzwängen — was er früher getan — würde dem fortgeschrittenen Dichter lächerlich erscheinen: so wachsen die anfänglich so seltenen Enjambements bis zu 40 Prozent in den letzten Dramen. Und so vollständig zerbricht er schließlich den Rahmen des Versschemas, daß er bei der Ueberführung eines Satzes von einem in den andern Vers es nicht einmal für nötig hält, den Versschluß durch eine betonte Silbe zu markieren; es treten öfters unbetonte Wörter an das Ende, die mit dem ersten Worte des folgenden Verses ein Tonganzes bilden, also z. B. er || Gelobte — aus || Dem Hause — wenn || Ich komme. Das ist ein Gebrauch, den der Sonntagsdichter als zu kühn sorgfältig vermeiden würde. Seine relative Häufigkeit bildet ein untrügliches Charakteristikon der allerspätesten Dramen; der S t u r m hat fast 6 Prozent, neben 32 Prozent der gewöhnlichen Enjambements. Ueber die Ausdehnung der Verse schaltet der Dichter schon in den mittleren Dramen mit souveräner Willkür — so muß man sagen; denn ein andrer poetischer Zweck als Abwechselung und Lebendigkeit läßt sich in den vielen unvollständigen Versen einerseits und den sechsfüßigen Jamben (Alexandrinern) andrerseits meist nicht erkennen. Die letzteren steigen in ihrer Zahl ebenfalls bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts (7 Prozent), um dann wieder zu sinken. Die anfangs ängstlich vermiedenen gebrochenen Verse, von denen der erste Teil den Schluß einer, der letzte den Anfang der folgenden Rede bildet, werden schließlich zahlreicher als die vollständigen Verse am Schluß der Rede. Dieser Gebrauch ist echt dramatisch: wenn in e i n e m Verse auf die Behauptung der Widerspruch folgt, so platzen die Gegensätze unvermittelt aufeinander; vom Gegensatz aber lebt das Drama. Im übrigen wird auf diese Weise die poetische Rede der alltäglichen angenähert, realistischer. Von der lyrischen Krankheit des Reimes hat sich Shakspere nie ganz befreien können; wenn die Reime auch immer seltener werden, so finden sich doch noch im

Othello kleine Reihen von gereimten Versen; allerdings treten diese nur in lyrisch bewegten oder epigrammatisch zugespitzten Reden auf. Die spätesten Dramen enthalten nur einzelne Couplets zum Abschluß von Auftritten oder längeren Reden; das letzte Drama, das Wintermärchen, ist endlich ganz reimlos.

Auf diesem Wege ist Shakspere von der ängstlichen Beobachtung des Jambenschemas zu Versen gelangt, die wohl in ihrer Abteilung dem Auge sich als Quinare darstellen, in Wirklichkeit aber keine mehr sind. Shakspere dichtet in seiner Vollreife in freien rhythmischen Reihen, die sehr gewöhnlich in der Mitte eines Quinars beginnen und an einer beliebigen Stelle des folgenden enden, oft jedoch sich über zwei, drei Verse ohne bedeutende Pause hinwegerstrecken. Auf diesem Wege ist Shakspere aber auch von der simplen Zeichnung einfacher, und nicht einmal immer eigner, sondern dichterisch konventioneller Gefühle gelangt zu jenen großartigen, farbenreichen Gemälden eines bis in die feinsten Schattierungen wiedergegebenen Seelenlebens, wie sie in den sechs letzten Dramen erscheinen. Der Vers dieser Dramen ist so himmelweit entfernt von dem der Jugendversuche, daß ein mit dem besten musikalischen Gehör begabter Mensch gar nicht auf den Gedanken kommen würde, daß beide derselben Dichterseele entsprungen wären. Ein solcher könnte bei dem Vortrage von Stücken aus der Komödie der Irrungen oder dem Sommernachtstraum in Schlaf sinken; würde aber, wenn dann ein guter Rezitator Stellen aus Macbeth zu deklamieren anfinge, aufgerüttelt werden von diesen mächtigen, packenden, nie gehörten Klängen. Denn das Höchste, was der dramatische Vers in Seelenmalerei und seelischer Wirkung leisten kann, ist in Lear und Macbeth erreicht. Es wäre daher die Pflicht deutscher Dramatiker, so weit den großen Briten zu studieren, daß sie die Rhythmik des Macbeth verstehen und in sich aufnehmen könnten. Ist das unmöglich, dann mögen sie sich wenigstens an die am wenigsten unvollendeten Werke von Kleist, dem einzigen großen Rhythmiker unter unsern Dramatikern halten: an Penthesilea und das herrliche Fragment des Guiskard. Der Vers unserer sonstigen klassischen Dramen — das weiß man genau, wenn man den reifen Shakspere kennt, — schläft.*)

*) Obgleich es nicht hierher gehört, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß einer unserer jüngsten Dramatiker, Hoffmannsthal, auffallend charaktervolle und rhythmisch beseelte Verse baut. Leider sind diese Schönheiten unter der alles bedeckenden Nacht der Häßlichkeit seiner Elektra nur für ein geübtes Auge wahrnehmbar.



Als ich vor zehn Jahren vier Dramen, aus jeder Periode eins, metrisch genau untersuchte und die Weite des Weges, den Shakesperes rhythmische Entwicklung genommen hatte, erkannte, wurde mir klar, daß auf diesem Wege auch die Reihenfolge der Dramen gefunden werden könnte. Shakesperes rhythmische Entwicklung ist ein unablässiges Fortschreiten auf vielen Pfaden — denn es handelt sich, wie wir gesehen haben, nicht um wenige, sondern um eine große Reihe von Aenderungen im Versbau — und jedes Drama bildet auf diesem Wege gewissermaßen eine Station. Das metrische Kriterium wird besonders wertvoll durch die ununterbrochene Allmählichkeit der rhythmischen Entwicklung. Der Dichter nimmt sich natürlich nicht vor, in diesem Drama zahlreiche weibliche Versausgänge zu gebrauchen, in jenem die Zahl der überzähligen Silben vor der Cäsur zu erhöhen, sondern er löst sich, anfangs der Not gehorchend, dann mit Bewußtsein immer mehr von der Herrschaft des Versschemas los und arbeitet sich nach und nach zu der Höhe seiner spätesten Rhythmik empor. Freilich führt uns dieser Weg nicht in dem Sinne sicher, daß die Zu- oder Abnahme des Gebrauchs der einzelnen Unregelmäßigkeiten etwa eine arithmetische Progression darstellte; davon kann auch bei dem besten Kriterium, dem der Enjambements, nicht die Rede sein, eben wegen der Natur des dichterischen Schaffens. Es kann ein Drama eine geringere Zahl von Enjambements haben als ein andres, und ist doch *nach* diesem geschrieben. Aber die Betrachtung, aller einzelnen Unregelmäßigkeiten in ihrer Gesamtheit — es handelt sich um einige zwanzig metrische Einzelkriterien — muß dem betreffenden Drama eine bestimmte Stelle anweisen. Für gewöhnlich redet die Metrik eines Dramas eine so deutliche Sprache, daß der Stilistik erst die zweite Stimme für seine chronologische Festlegung zufällt, so z. B. in dem Falle des *Timon*. Er *kann* nicht, wie die meisten meinen, am Schluß von Shakesperes Laufbahn verfaßt sein; denn die schweren Enjambements (es || Gefiel ihm — und || Ich kam), das charakteristische Kennzeichen *aller* spätesten Dramen, sind nur in so geringer Anzahl vorhanden, wie bei früheren auch. Er *muß* in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts verfaßt sein, weil die Alexandriner und die überzähligen Silben in so großer Zahl vorhanden sind wie bei *Hamlet* II., *Maß für Maß*, *Othello* und *Lear*. Die genaue Stelle unter diesen Dramen muß die Gesamtbetrachtung der metrischen Eigentümlichkeiten ihm bestimmen. So wird das oben angeführte Resultat der stilistischen

Betrachtung durch das metrische bis zur Zweifellosigkeit erhärtet: diese Tragödie des in der Wolle gefärbten Pessimismus gehört glücklicherweise nicht an das Ende der Laufbahn des Dichters, sondern in die pessimistische Periode.

Von höchster Wichtigkeit ist das metrische Kriterium für diejenige Seite von Shaksperes Entwicklung, welche sich in der Ueberarbeitung, resp. teilweisen Neubearbeitung älterer Dramen und seiner eigenen Dichtungen zeigt. Denn ich bin nach meinen Untersuchungen mit dem Engländer Fleay der Ansicht, daß Shakspere einen großen Teil seiner Dramen teilweise verbessert oder ganz umgeschaffen hat. Hierfür ein Beispiel. Die Verse des Sommernachtstraums tragen zum Teil den jugendlichsten Charakter. Eine Reihe von Szenen aber zeigten mir eine wesentlich reifere Art der Rhythmik, wie sie etwa der Mitte der Neunziger angehört. Es waren gerade die Szenen, in denen Theseus und Hippolyta und Oberon und Titania auftraten. Warum hatte Shakspere gerade diese neubearbeitet? — Der Sommernachtstraum ist bekanntlich eine Hochzeitsmaske, die zur Feier der Vermählung irgend eines hohen Herrn — ich glaube, des Grafen Essex — geschaffen und aufgeführt wurde. Neugeschaffen hat Shakspere jene vier Figuren kaum, wenigstens nicht Oberon und Titania, die mit dem aus dem alten Stücke beibehaltenen Puck unauflöslich verknüpft sind. Wahrscheinlich also enthielten die Handlungen oder Reden dieser Figuren Beziehungen so persönlicher Art auf das neuvermählte Paar, daß sie nicht in die Oeffentlichkeit kommen durften. Bei dem Versuch, diese neugearbeiteten Teile zu plazieren, fand ich, daß ihre metrischen Eigentümlichkeiten ziffernmäßig sich denen von Viel Lärm um nichts anschlossen. Diese Teile waren also gleichzeitig mit diesem Drama, wohl 1594, geschaffen — zugleich ein neuer Beweis dafür, daß das letztgenannte Drama in der Mitte und nicht an das [illegible] der Neunziger gehörte.

Nach diesen Erörterungen ist schwerlich daran zu [illegible] daß wir in den stilistischen und metrischen Kriterien das [illegible] haben, was die alten sogenannten „äußeren Indizien" [illegible] konnten: ein sicheres Fundament, auf dem wir die En[illegible] geschichte Shaksperes aufbauen können.



Briefe antiker Philosophen an Frauen.

Von

Joh. Geffcken.

An einer schönen Stelle spricht H. v. Treitschke, ein tiefer Kenner des menschlichen Wesens, von der inneren Verwandtschaft des Weibes und des Genies. Man wird die Wahrheit dieses Wortes unbedingt zugeben müssen; eine Fülle von Beispielen tritt vor unser Auge, Mannesgeist und Frauengefühl in förderndster Wechselwirkung zeigend. Aber unter diesen Gestalten scheinen die meisten nur das Gewand der Neuzeit zu tragen, Chiton und Tunika scheinen zu fehlen. Das Dogma von der geistigen Beschränktheit namentlich des griechischen Weibes, von ihrem rein häuslichen, fast etwas verdummenden Dasein wirkt stetig nach, und man gestattet nur wenige Ausnahmen davon: die allermeisten wissen, oft nur als Leser eines höchst fragwürdigen Hamerlingschen Romans und als Kenner der schönen Kingsleyschen Dichtung nur Aspasia und Hypatia in wunderlicher Zusammenstellung zu nennen. Doch wie arm, wie bettelarm wäre das Altertum, dürfte es allein für diese beiden Persönlichkeiten eine Ausnahme von der allgemeinen Regel statuieren! Nein, auch in jenen Zeiten, über die man immer wieder die alten, tiefer Unkunde entstammenden Schlagworte hören muß, hat der Männergeist oft das Bedürfnis empfunden, mit dem Weibe in seiner besten Erscheinungsform, nicht etwa nur der Hetäre noch der Emanzipierten, geistige Zwiesprache zu halten, sich wiederzufinden in den Tiefen des Frauengemütes, durch Lehren zu lernen. Nichts ist beweisender dafür als der häufige geistige Verkehr von Philosophen mit der Frauenwelt, die doch sonst gerade der Spekulation nicht allzuviel Neigung entgegenbringt. Neben Descartes und die Pfalzgräfin Elisabeth, neben Leibniz und Sophie Charlotte, neben Condillac und die Ferrand treten die Gestalten antiker Philosophen und jener Frauen, denen sich zu er-

öffnen ihnen Herzensbedürfnis war, eine schöne Tatsache, die dadurch keine Abänderung erfährt, daß uns nur die Aeußerungen des einen Teils, der Philosophen erhalten sind.

Die Nebel der literarischen Fabel und die Schleier der Poesie legen sich hüllend um unser Auge, wenn wir nach dem Eintritt des antiken Weibes in die Philosophie spähen. Aber durch dieses Dunkel, das uns nur unsichere Umrisse zeigt, hindurch erkennen wir doch eins ziemlich deutlich, daß in der Tat die griechische Philosophie frühe und intensive Fühlung mit dem Frauengeschlecht gewonnen haben muß. Wir wissen, daß die Ordensgemeinschaft des Pythagoras Männer und Frauen zu gemeinsamem Tugendleben vereinigte, und so wird denn auch dem Stifter der Sekte von der Literaturgeschichte der Griechen eine philosophische Gattin Theano beigesellt, von der späte Zeiten nicht nur schöne Aussprüche, sondern auch Schriften, ja Briefe an andere Frauen kannten, d. h. erfunden hatten. Fand nun die Folgezeit für die Stellung der Frauen innerhalb des Pythagoreerordens diesen etwas sentimentalen Ausdruck, so hat Aspasia sehr schnell durch ihr Auftreten dafür gesorgt, daß Verleumdung wie Verhimmelung sich ihrer Person bemächtigten, also daß die Frage nach ihrem wahren Charakter unter den Historikern noch immer hin- und herbewegt wird. Aspasia war fern davon eine Philosophin zu sein; denn wenn die sehr frei lebende Ionierin nach der Weise ihres Volkes nicht gerade orthodox war, so beweist das noch keine tiefere Anteilnahme an der Philosophie. Immerhin aber beschäftigte sie die philosophische Phantasie der nach Perikles folgenden Generation stark, man munkelte von dem begeisternden Einfluß, den sie auf Sokrates geübt habe, ja, ein pseudoplatonischer Dialog läßt ihn sogar eine sehr langweilige Rede der Ionierin bewundernd vortragen. Sokrates, den Neuschöpfer der griechischen Philosophie, dem Platon in seinem Gastmahl die edle Diotima als Künderin der tiefsten Geheimnisse gesellt! Wie so ganz anders tritt hier ans helle Tageslicht, welche Rolle der Dichterphilosoph dem Sehergenius des Weibes zuwies. Wie die Sibylle den vergilischen Aeneas, wie Beatrice ihren Dante leitet, so führt die Arkadische Seherin Diotima den platonischen Sokrates in die Tiefen des Eros ein, und eine der erhabensten, schönheitstrunkensten Dichtungen der Welt, wo Poesie und Philosophie rauschend ineinanderströmen, quillt von den Lippen einer Frauengestalt, für die freilich kein irdisches Weib Porträt gesessen haben kann.

Theano, Aspasia, Diotima sind mehr oder minder Idealgestalten der philosophischen Literaturgeschichte oder der Philosophie selbst. Bald danach aber treten uns plastischere Erscheinungen wirklich philosophierender Frauen näher. Sonderbar genug ist gerade eine der edelsten Frauen Griechenlands, die von späteren sentimentalen Schriftstellern unmäßig verherrlichte Hipparchia, Anhängerin des Kynismos gewesen. Wenn man sich die Kyniker in ihrer ganzen ruppigen Derbheit, ihrer abgerissenen Rücksichtslosigkeit, gelegentlich auch ihrer Unflätigkeit vorstellt und daneben nun das Weib, das zuerst auf Sitte und Anstand zu achten erzogen wird, so begreift man diesen Schritt nicht. Aber Hipparchia erkannte in dem Kyniker Krates durch die Löcher seines Mantels hindurch diesmal nicht die Eitelkeit, sondern den innersten Tiefsinn dieser Philosophie. Krates hatte alles verschenkt, was er besaß, und dies war nicht wenig; die schöne und reiche Hipparchia tat das gleiche, als sie Krates gesehen und gehört. Ihre Begeisterung beirrte jedoch den Philosophen nicht, er redete ihr eindringlich zu, stellte ihr vor Augen, welches Los ihrer an seiner Seite harre. Sie aber blieb standhaft, folgte ihm nach und rühmte sich stets des Tausches. Das literarisch so rührige Altertum fand seinen gewöhnlichen Ausdruck für die Bewunderung, die es der edlen Frauengestalt schuldete: es erdichtete eine Anzahl Briefe ihres Gatten an sie, die langweiliger sind als es bei dieser Literatur nötig scheint.

Der erste wirkliche Philosophenbrief der griechischen Literatur an eine Frau ist ein vor nicht gar langer Zeit auf einer Inschrift gefundenes Fragment aus einem Briefe Epikurs an seine Mutter. Welch anderes Leben spricht aus diesem Dokument der Wirklichkeit als aus den langweiligen, hochtrabenden Sentenzen der zusammengeklügelten Kunstbriefe! Der große Philosoph, dem, wie uns ein vor Jahrzehnten entdeckter reizender Brief an ein Kind belehrte, nichts menschliches fremd war, sucht hier seine Mutter auf eine an ihn gerichtete Frage antwortend über eine Art Erscheinungen zu belehren, die jene beunruhigt hatten. Sie hatte Bilder von Abwesenden vor sich gesehen, Ahnungen gehabt, die sich bestätigten. Epikur, der dem Menschengemüte jede Art von Kummer und Unruhe ersparen wollte, wünscht vor allem die geliebte Mutter davor zu schützen. Sie soll nicht zuviel tun, noch verdrießliche Dinge angreifen, noch sich zu etwas zwingen; das verdirbt den natürlichen Frohsinn. Die genannten Erscheinungen aber haben

nichts Schreckendes: „Darauf nun, liebe Mutter, blicke mutvoll hin. Denn man darfs sich nicht so zurechtlegen, als ob die Erscheinungen uns schadeten . . . . . . Denn nicht gering, nicht alltäglich ist unsere Bestimmung, sondern unser ganzer Zustand soll göttergleich werden und es soll sich zeigen, daß wir trotz unserer Sterblichkeit nicht von der ewigen und himmlischen Natur übertroffen werden." An seiner Mutter zuerst, meint Usener, mag Epikur die Erfahrung gemacht haben, daß auch der weibliche Geist fähig und berufen sei, an dem Erlösungswerk seiner Lehre teilzunehmen.

Nur durch einen Zufall ist uns dies wichtige Stück gerettet worden. Denn in das 4. bis 1. Jahrhundert fällt jener ungeheure Verlust der griechischen Literatur, der uns nahezu um alle ursprünglichen Dokumente, auch der gleichzeitigen Philosophie, gebracht hat. Auch in jener Zeit werden denkende Frauen mit bedeutenden Forschern in geistigen Austausch getreten sein, wie es nachher so oft geschehen ist. Denn die Wertung des weiblichen Geistes war bedeutend in dieser Zeit gewachsen. Der Ethiker Musonios (1. Jh. n. Chr.) verfocht mit Energie den Satz, daß man den Töchtern die gleiche Ausbildung wie den Söhnen geben müsse, daß eine verschiedene Ethik bei den Geschlechtern gegen alle Natur spreche, die ihnen die gleichen Grundbedingungen gegeben habe. Daher zieme ihnen auch die Philosophie, die alle vom weiblichen Geschlechte erwarteten Pflichten, alle seine Tugenden erst zur rechten Entwicklung bringe: „und ist denn nicht eine solche Frau ihrem Ehemann ein großes Glück, ein Schmuck ihren Anverwandten und allen, die sie kennen, ein förderndes Vorbild?" — Dieser Anschauung entspricht denn auch die Tat. Es sind uns aus den nachchristlichen Jahrhunderten eine Anzahl griechischer und römischer Frauen bekannt, die im nahen Verkehr mit Philosophen und philosophierenden Schriftstellern auf deren Werke von Einfluß geblieben sind. Eine Anzahl von Briefen, die dafür Zeugnis ablegen können, haben sich erhalten und sollen hier um ihrer Schönheit und auch Merkwürdigkeit willen auszugsweise zur Mitteilung kommen.

Man mag über den Menschen S e n e c a und seine Konzessionen an seine böse Mitwelt, man mag über den Philosophen und seine vielfache Unselbständigkeit denken wie man will: dieser Mann hat doch einen ungeheuren ethischen Einfluß, und nicht nur auf seine Zeit, geübt; erst jetzt beginnt ihn wieder Epiktet etwas zu ver-

drängen. Seneca hat gewiß nicht immer — er gibt es selbst zu — nach seinen oder seiner Schule Sätzen gelebt; das hindert nicht, daß diese Sätze oft von überraschender Schönheit sind, so daß wir bei der Lektüre seiner tiefen Betrachtungen den Menschen völlig über dem Denker vergessen. Er verstand auf edle Frauen zu wirken; seine letzte Gemahlin versuchte mit ihm vereint zu sterben. Wir besitzen zwei längere Briefe an Frauen von ihm, einen Trostbrief an die Marcia, eine vornehme Dame, die der Philosoph über einen Verlust hinwegheben will, einen anderen an seine eigene Mutter über seine Verbannung nach Korsika. Für den Trostbrief hatte die überall nach dem Schema strebende griechische Literatur schon lange die Norm gefunden, also daß sich die noch erhaltenen philosophischen Kondolenzbriefe, obwohl ihnen damit die Schönheit nicht abgesprochen werden soll, nach ziemlich ähnlichen Gesichtspunkten entwickeln. Auch für die Verbannungsgefühle gab es philosophische Rezepte. Aber immerhin ließ sich entsprechend der Verschiedenheit solcher Exile keine allzeit wirksame Panacee für dies Los reichen, und Seneca war wirklich auf seiner rauhen, von wilden Einwohnern belebten Insel übel dran. Er hat darüber laut geklagt, aber gerade gegenüber seiner Mutter läßt er in zarter Schonung diese Töne verstummen. Und noch aus einem anderen Grunde. Denn im Altertum ist die Form schriftstellerischer Tätigkeit Herr über den Inhalt: im Gedichte sprach Seneca aus, was er wirklich fühlte, im philosophischen Briefe, wie er als Denker empfinden sollte. Und der Mensch, der sich klar wird, was die Pflicht gegen seine natürliche Neigung von ihm fordert, gewinnt durch die bewußte Präzisierung seiner Schuldigkeit eine gewisse Freudigkeit zu dem ihm von seinem besseren Genius geratenen Tun. So vermag Seneca denn auch, so stark er die von der Stoa empfohlenen Trostgründe für die Verbannung breit tritt, gegen sein innerstes Gefühl mit voller Wahrheit sich für die erkannte Pflicht in ihrer Hoheit zu begeistern: „Wie wenig ist es doch, was wir verloren haben? Wo wir uns auch betten, folgen uns zwei herrliche Güter: die allen gemeinsame Natur, das nur uns eigne Gute in uns. Glaube mir, jener Bildner des Weltalls, war nun der allmächtige Gott oder die unkörperliche Vernunft der ungeheuren Werke Schöpfer, oder auch der göttliche Geist, der das Größte wie das Kleinste mit gleicher Kraft durchwirkte, oder endlich das Schicksal und die unzerreißbare Kette zusammenhängender Urgründe: jener Bildner wollte nur die allerunwichtigsten Dinge einem fremden Willen unterworfen sehen.

Was für den Menschen das Beste ist, liegt außerhalb menschlicher Kraft; es läßt sich nicht verleihen, nicht entreißen. Die Welt um uns in ihrer wundervollen Größe und Schönheit, die ihr die Schöpferhand der Natur gegeben, der Geist, der Betrachter und Bewunderer der Welt und ihr schönster Teil, sie sind uns eigen, sie dauern, sie bleiben so lange bei uns, als wir selbst dauern. So wollen wir denn rüstig und hocherhobenen Hauptes, wohin es auch uns treibt, und unverzagten Schrittes wandeln. Soweit unser Auge reicht, gibt es nirgends ein Exil in der Welt, das dem Menschen eine Fremde sei. Von welchem Standorte wir auch zum Himmel unsere Augen erheben, der gleiche Zwischenraum trennt die göttliche und die menschliche Welt. Solange also meine Augen an jenem Schauspiele, das sie niemals ermüden kann, hängen, solange ich die Sonne betrachten darf und den Mond, solange ich bei allen Gestirnen verweilen, ihren Aufgang und Untergang, ihre Intervalle und die Gründe ihres schnelleren und langsameren Wandels erforschen, solange ich die Menge der schimmernden Sterne schauen darf, wie sie teils unbeweglich dastehen, teils nur einen kleinen wieder in sich zurückkehrenden Lauf beschreiben, andere wieder plötzlich auftauchen, andere durch glitzerndes Licht, als ob sie fielen, unser Auge blenden, oder in langem Zuge hellglänzend vorüberfliegen: während ich also mit diesen Wesen lebe und, soweit es der Mensch vermag, im Himmel weile, während mein Geist, der sein Angesicht zu der ihm verwandten Welt hebt, stets in der Höhe lebt, ist es da nicht ganz gleichgültig, welchen Erdboden ich trete?"

Nachdem Seneca seiner Mutter bewiesen, daß er selbst keinen Grund zur Trauer habe, unternimmt er den viel schwereren Nachweis, daß auch ihr eine Ursache zur Klage fehle. Natürlich gelingt ihm das nicht, aber die Stelle, wo er der Mutter ihr Ebenbild, das Bild einer ungewöhnlichen Frau vorhält, ist schön und auch um dessenwillen mitteilungswert, was damals in edler antiker Offenheit der Sohn seiner Mutter sagen durfte: „Dir braucht der Frauenname nicht zur Entschuldigung zu dienen, dem sonst beinahe ein unmäßiges, wenn auch kein unermeßliches Recht auf Thränen gestattet ist. Daher gaben denn auch unsere Vorfahren den ihre Männer betrauernden Frauen einen Zeitraum von zehn Monaten, um durch amtliche Verfügung sich mit der Hartnäckigkeit der weiblichen Trauer abzufinden. Sie verboten nicht die Trauer, sondern beschränkten sie. Denn wie ein unmäßiger Schmerz über den Tod eines heißgeliebten Freundes törichtes Sichgehenlassen ist,

so ist anderseits gar kein Schmerzgefühl des Menschen eine unwürdige Verhärtung: es gilt zwischen Liebespflicht und Vernunft das richtige Maß zu finden, die Sehnsucht zu fühlen und doch zu unterdrücken. Du brauchst nicht auf die Frauen zu blicken, deren Trauer erst der Tod ein Ende machte. Du kennst solche, die nach dem Verlust ihrer Söhne stets Trauerkleid getragen haben: Dein Lebensgang zeigte von Anfang an stärkere Haltung und verlangt mehr von Dir. Die Entschuldigung mit dem weiblichen Geschlecht liegt Dir fern, der alle weiblichen Schwächen fehlten. Das große Elend des Jahrhunderts, die Zuchtlosigkeit, trieb Dich nie dorthin, wo so viele weilen. Nicht Edelsteine, noch Perlen gewannen Macht über Dich; der Glanz des Reichtums als des höchsten Gutes blendete Dich nicht. In einem alten ehrenfesten Hause trefflich erzogen, ließest Du Dich nicht durch das Beispiel geringerer Menschen, das auch für die Guten Gefahren birgt, verführen. Deine Fruchtbarkeit war Dir nie ein beschämender Vorwurf gegen Dein Alter. — — — Dein Antlitz haben nie Schminke und Lockmittel der Buhlerin entstellt. Dir gefiel kein Gewand, das nichts weiter enthüllte, wenn es abgelegt ward: das einzige Schmuckstück blieb Dir Deine Schönheit, vom Alter unberührt, die größte Zierde aber blieb Dir Deine Schamhaftigkeit. — — — Aber auch die Frauen gestatten Dir nicht an Deiner Wunde hinzusiechen, sondern sie fordern Dich auf, wenn Du mit Deinem Kummer auf sanfte Weise, und so wie er es nötig macht, fertig geworden, dann wieder Dein Haupt zu erheben; freilich mußt Du auf die Frauen hinblicken, deren erhabenes Wesen sie unter die großen Männer gestellt hat."

Es folgen nun nach der bekannten antiken, etwas starren, schulmeisterlichen Weise die alten Vorbilder: Cornelia usw., dann fährt Seneca wieder in echt menschlichem Geiste fort: „Ich weiß, die Sache liegt nicht in unserer Macht; es geht nicht, man kann das Gefühl nicht einfach zum Sklaven machen, geschweige das Gefühl des Schmerzes. Es ist zu stark und verschließt sich heftig gegen jedes Heilmittel. Wie oft wollen wir ihn doch niederdrücken, wie oft die Seufzer verschlingen, aber die Gezwungenheit unseres Gefühlsausdruckes wird von Tränenfluten durchbrochen. Vielleicht zerstreuen wir uns im Zirkus oder durch das Gladiatorenspiel,*) aber mitten in diesen zerstreuenden Schauspielen mahnt es uns doch

*) Seneca ist selbst einer der wenigen Gegner dieser Spiele im heidnischen Altertum.

wie mit einem leisen Hauche der Sehnsucht, und wir knicken zusammen. Besser ist's daher den Schmerz zu besiegen als zu täuschen. Denn auch wenn man ihn zu betäuben sucht, durch Vergnügungen oder Zerstreuung zu entfernen, so erhebt er sich doch immer wieder, und gerade die Ruhe läßt ihn Kraft zu wildem Ausbruche sammeln: wer aber der Vernunft gefolgt ist, gewinnt dauernde Beruhigung. Ich denke nicht daran, Dich auf jene vielgenannten Mittel hinzuweisen, Du sollest Dich durch eine lange Reise hinhalten oder durch eine schöne erfreuen, oder eifrig Rechnungsbücher nachsehen und Dein Vermögen verwalten, um Zeit zu gewinnen, oder endlich stets etwas neues vornehmen: das nützt ja alles nur für eine kurze Spanne Zeit, das sind nicht Linderungsmittel, sondern Hindernisse des Schmerzes. Ich aber will, daß er aufhöre, nicht daß Du Dich über ihn hinwegtäuschest. Daher führe ich Dich dorthin, zur Zufluchtsstätte aller derer, die vor dem Schicksal flüchten, zum geistigen Leben. Das wird Deine Wunde heilen, all Dein Leid Dir nehmen. Hättest Du mit ihm noch niemals Fühlung genommen, so müßtest Du sie jetzt gewinnen. Aber Du bist ja, soweit die altmodische Strenge meines Vaters es Dir gestattete, allen geistigen Beschäftigungen näher getreten, ohne sie gerade ganz zu umspannen. Schade, daß mein vortrefflicher Vater in seiner Zuneigung für altväterische Sitte Dir nur einen kurzen Einblick in die Lehren der Weisheit anstatt eines gründlichen Unterrichts gab. Sonst könntest Du jetzt den Kampf gegen das Schicksal nur fortsetzen, brauchtest ihn nicht neu zu beginnen; freilich wollte jener im Hinblicke auf die Frauen, denen das Wissen nicht Weisheit bringt, sondern nur Anleitung zum Luxus gibt, Dich nicht ganz in dieser Tätigkeit aufgehen sehen. Gleichwohl hast Du vermöge Deines raschen Geistes mehr als nur einen Augenblickseindruck erhaschen können. In allen Fächern hast Du einen Grund gelegt; kehre dahin zurück, dort wirst Du dauernden Schutz gewinnen, dort Trost, dort Freude. Wenn diese Interessen von Deinem Wesen ungestörten Besitz ergreifen, so ergreift niemals wieder der Schmerz Besitz, nie Kümmernis, nie unnütze Selbstqual. Alledem erschließt sich Dein Herz, zu dem alle sonstigen Mängel niemals Einlaß erhalten haben." — — —

Fern aber davon, der Mutter, dem Weibe, nur mit abstrakten Sätzen und Forderungen zu nahen, geht der Philosoph und Sohn nun auf die allernächsten, persönlichsten Trostgründe ein, er führt die Trauernde zurück in die eigne blühende Familie und zeigt ihr

die dort ihr gegebenen, unschätzbaren Werte. Und doch weiß er, daß trotz alles dieses Zuredens das Mutterherz immer wieder zurückkehrt zu dem ihm eigen gewordenen Wehe, „wie die Hand sich oft auf die schmerzende Stelle legt". Darum aber solle sie um ihn selbst unbesorgt sein, ihm gehe es gut: „denn mein Geist, ohne sonstige Beschäftigung und Ableitung, widmet sich den ihm eignen Werken und erfreut sich bald an leichterer Arbeit, bald schwingt er sich wahrheitsdurstig zur Betrachtung des eignen Wesens und dessen des Weltalls empor. Er durchforscht die einzelnen Länder und ihre Lage, dann das Wesen des ringsumflutenden Meeres, sein abwechselndes An- und Abschwellen. Danach ergründet er alle die Schreckenserscheinungen zwischen Himmel und Erde, den ganzen großen Tummelplatz von Donner und Blitz, Sturm und Regen, Schnee und Hagel. Endlich aber, wenn er diese niedere Welt durchmessen, dringt er hinauf zum Allerhöchsten und ihm wird der köstlichste Genuß, Blicke in die Göttlichkeit zu tun. Seiner Ewigkeit bewußt dringt er ein in alles, was da war und was da sein wird." — Gewiß, der moderne Mensch würde in ähnlichem Falle vielleicht andere Trostgründe brauchen: stärkere, erhabenere kaum. Und auch der moderne Mensch muß durch manches Abstrakte und Fremdartige der Antike hindurch doch das Pochen des Menschenherzens auch hier vernehmen. Die zarte Sorge um die eigene Mutter, dies Elementargefühl, das hier zum wohltuendsten Ausdrucke kommt, steht als beruhigendes Charakteristikum einer Zeit da, die wir so oft nur nach dem Muttermörder Nero messen.

In der Familie wurzelt auch das Gefühlsleben des Altertums zu einem großen Teile. Neben der Mutter steht da die eigene Frau. Auch an die Gattin richtet der alte Philosoph gern einen Mahn- und Trostbrief. Zwei Briefe von Wert sind uns da erhalten. Plutarch, jener nicht immer selbständige, geschweige neues schaffende Denker, aber einer der echtesten Menschen Altgriechenlands, gesund, rein, lebensfreudig, hat uns einen Brief an seine Frau hinterlassen, die er über den Tod ihres Töchterchens trösten will, das in seiner Abwesenheit gestorben ist. Doch enthält der Brief nichts eigentlich hier Mitteilenswertes; er zeigt uns nur die Tiefe des ehelichen Verhältnisses der Gatten, die Gewissenhaftigkeit der Mutter, die ihr Kind nicht anderen zur Wartung überließ und es nur zum Spielzeug machte, zeigt uns die beseligende Hoffnung des Vaters auf das bessere Dasein des Kindes im

Jenseits. — Viel tiefer und schöner ist der berühmte Brief des Neuplatonikers **Porphyrios** an seine Gattin Marcella (ca. Mitte des 3. Jahrhunderts). Porphyrios ist eine der interessantesten Persönlichkeiten aus der Zeit des niedergehenden Heidentums. Ein merkwürdiges, widerspruchsvolles Gemisch von eindringender Kritik und mystischer Frömmigkeit hat er in seinen Büchern gegen die Christen auch eine Art Kommentar des Buches Daniel gegeben, dessen Grundgedanke erst von der neueren Theologie wieder geltend gemacht worden ist, und andererseits wieder in ganz neuplatonischem Geiste den wunderlichsten Orakelglauben betätigt. Im vollen Sinne des echten antiken Philosophen gewinnt er ein Weib. Schon ziemlich bejahrt heiratet er, nicht aus Liebe oder Berechnung, sondern er führt die unbemittelte Witwe eines Freundes, eine Mutter von sieben unmündigen Kindern, heim. Neben dem Motiv der Anhänglichkeit an den Verstorbenen wirkt die Bewunderung vor dem philosophischen Geist der Frau mit zu der Ehe, die Porphyrios „zur Ehre der Götter" schließt. Marcellas römische Mitbürger ärgern sich über die Ehe, man vergreift sich an der Frau, und Porphyrios kommt bei der Hilfeleistung selbst in Lebensgefahr. Wir kennen die Gründe dieses Vorgehens nicht; daß man aber in Rom sich an der zum Heidentum abgefallenen Christin hatte rächen wollen, ist reine Erfindung katholischer Gelehrter. Bald unternimmt Porphyrios eine Reise, über deren Gründe er sich sehr unbestimmt ausspricht. Seine Gattin zu trösten, schreibt er ihr einen längeren philosophischen Brief, dessen Einzelsätze zwar durch die Wissenschaft als wenig selbständig erwiesen sind, dessen Gesamtstimmung aber durch ihren edlen Ton zeigt, was auch noch in jener späten Zeit ein antiker Philosoph dem Weibe seiner Wahl sagen konnte.

Porphyrios hat erklärt, aus welchen Gründen er Marcella zur Frau genommen und will sie nun über seine Reise trösten. „Du hast den Kampf mit vielen schweren Anfechtungen bestanden: daher rufe ich Dich auf, nun ganz besonders festen Halt an der Philosophie zu gewinnen und nicht den Unzuträglichkeiten, die sich aus meiner Abwesenheit ergeben, mehr als nötig nachzugeben; laß auch nicht aus Sehnsucht nach meiner Lehre das Dir schon Gegebene fahren, noch gib inmitten alles des Fremden, das Dich umringt, den Mut auf und überlasse Dich völlig dem treibenden Strome der Außendinge. Nein, bedenke, daß die Erwerbung der wahren Lebensgüter den Menschen nicht auf ebener Bahn gelingt,

und so wirst Du eine Vorübung für das Dich erwartende Leben gerade in diesen Zufällen finden, die allein unter allen als Gegner Deiner Standhaftigkeit Dich umzustimmen und Dir Zwang anzutun vermögen." Vergnügen und Lust hemmen uns beim Wege nach aufwärts; wir sind nun einmal (nach platonischer Lehre) in das Leben hinabgesunken. Es gibt goldene und eiserne Fesseln. Frauen, die die Last der goldenen um des schönen Schmuckes willen tragen, merken, töricht genug, nicht ihre Last, andere fühlen den Druck eiserner Ketten und suchen sich davon zu lösen. Aber nur große Mühe führt zum endlichen Tugendsiege. „Gewiß, Du kämpfst jetzt den allergrößten Kampf Deines Lebens, wenn Du glaubst, mit mir den Weg der Rettung und den Führer auf diesem zu verlieren. Aber es steht doch nicht alles so unerträglich im Augenblick: laß nur die grundlose Aufgeregtheit über Deinen Zustand fahren und bedenke, daß Du nicht über geringe Dinge Belehrung empfingest, da göttliche Kunde Dich in die wahre Philosophie derselben einweihte. Die wirkliche Aufnahme aber dieser Dinge bezeugen nur die Taten. Denn die Werke sind da, um Zeugnis abzulegen für das Bekenntnis! Und wer geglaubt hat, muß so leben, daß er auch selbst ein treuer Zeuge seines Redens für die Zuhörer sei. Was aber haben wir nun von den welterfahrenen Menschen gelernt? Doch das eine, daß ich für Dich nicht dieser sinnlich greifbare Mensch bin, sondern der, welcher weit vom Leibe entfernt, ohne Farbe und ohne Gestalt, mit Händen nicht zu fassen, sondern allein dem Gedanken kund ist." Er entwickelt ihr dann die alt- und neuplatonische Lehre von dem Uebergewicht der Gedanken- über die Sinnenwelt, zeigt ihr die Gefahr erregter Seelenzustände, die alle nur Krankheit des Inneren, d. h. widergöttliche Schlechtigkeit erzeugten, und weist sie darauf hin, daß sie in sich selbst alle Güter besitze, „den Führer zum höchsten Gut", und nicht allein nach dem Schatten des Mannes haschen solle, der sie zu dieser Erkenntnis angeleitet. Denn allüberall ist die Gottheit zugegen, ihr Tempel ist besonders das Denken der Weisen, das Altarbild darin ist das Herz. Gott ist nur das Gute, mit Platon betont Porphyrios, wie es so viele vor ihm und nach ihm wiederholt haben, daß an den Uebeln nur wir selbst schuldig seien, Gott keine Schuld trage: „Deshalb muß man im Gebete von ihm nur erflehen, was seiner würdig ist. So laßt uns denn bitten, was ein anderer uns nicht geben kann. Und was jede Anstrengung im Dienste des Guten uns gewährleisten kann, das laßt uns als

Folge der Anstrengung erbitten. Denn das Gebet des Gedankenlosen ist eitel Gerede. Den Besitz, den Du nicht behalten kannst, erflehe nicht von Gott; denn jede Gabe von Gott ist unverlierbar; er gibt nicht, was Du nicht behalten wirst. Also, was Du vom Körper getrennt nicht brauchen wirst, das verachte, und was Du dann brauchen wirst, dazu gewinne bei dieser Deiner Entwicklung Gott zum Teilnehmer." Den Zeitpunkt wird Gott schon selbst zeigen, er wird sich im Herzen fühlbar machen. Gott versagt sich dem, der um fleischliche Dinge bittet, auch wenn der Mensch noch so stark sein Lob singt. Nur der Weise wird von Gott erkannt. Die Gott liebende Seele aber äußert sich in Taten und Worten: „Zeugnis von bösem Sinn legen gleißnerische Worte ab. Derselbe Mensch kann nicht Gott und die Lust lieben. Denn der die Lust liebt, hat auch den Leib lieb, wer den Leib liebt, ist Freund des Geldes, wer das Geld liebt, ist notwendig ungerecht, der Ungerechte aber frevelt gegen Gott und die Vorfahren und bricht das Gesetz gegen die anderen Menschen. Er mag Hekatomben opfern und mit unzähligen Geschenken die Tempel schmücken, er bleibt doch unfromm, gottlos und seinem innersten Wesen nach ein Tempelschänder." Mit dem Bösen soll man auch kein Wort über Gott sprechen, das entheiligt ihn; auch vor der Menge schweige die Rede von Gott: denn die Wissenschaft von Gott hat nichts zu tun mit der Eitelkeit. Gott ehrt man am besten, wenn man ihm gleich wird, was nur durch die Tugend möglich ist. In der Tugendübung aber bestärkt uns Gott, der ihr Herr ist. Die Tugend besteht in den Werken, die Zunge genügt nicht. Opfer und Gottesdienst charakterisieren keine Frommen. Stets solle Marcella Gott, dem nichts entgehe, vor Augen haben: „So wird auch Deine Rede voll von Gott sein, vom Lichte der göttlichen Wahrheit strahlen und Dir leichter gelingen. Denn Gottes Erkenntnis schafft kurzes Wort. Wo aber Vergessenheit Gottes eindringt, da muß der böse Geist wohnen. Denn die Seele, wie Du gelernt hast, ist entweder der Götter oder der Geister Stätte. Und wenn die Götter in ihr weilen, tut sie Gutes in Worten und Werken; hat sie aber den bösen Bewohner aufgenommen, so schlägt ihr jede Tat zum Bösen aus." Die nicht an Gottes Vorsehung Glaubenden, die im Weltall nur vernunftlose Entwicklung sehen, werden um ihrer Unwissenheit willen von den Göttern gemieden, ohne doch der Strafe entgehen zu können. „Und wenn sie die Götter zu ehren glauben und von ihrer Existenz überzeugt zu sein meinen, Tugend aber und Weis-

heit vergessen, so haben sie die Götter geleugnet und beschimpfen sie. Denn weder kann ein vernunftloser Glaube ohne rechtes Leben zu Gott führen, noch ist's fromm, Gott zu ehren, wenn man nicht erkundet hat, welche Ehre Gott verlangt. . . . . . Ein Gebet bei schlechten Werken ist unrein und deshalb Gott nicht wohlgefällig. . . . . . In vier Grundfesten wurzelt Gottes Erkenntnis: in Glaube, Wahrheit, Liebe, Hoffnung. Denn es gilt zu glauben, daß die Neigung zu Gott das alleinige Heil ist, nächst dem Glauben aus allen Kräften nach der Erkenntnis der Wahrheit über ihn zu streben, nach der Erkenntnis den Erkannten zu lieben, nach der Liebe die Seele zeitlebens mit frohen Hoffnungen zu nähren. Denn in frohen Hoffnungen liegt das Uebergewicht der Guten über die Bösen." Drei Gesetze gibt es, das Gesetz Gottes, der Menschennatur und das staatliche. Von diesen ist das erste das unwandelbarste und völlig unübertretbar. Der innere Sinn erkennt es und nährt die Seele mit solchen Vorstellungen. Zuerst gilt es, das Naturgesetz zu erkennen, von diesem aufzusteigen zum göttlichen Gesetz. Wer der Natur folgt, ist leicht zufrieden, wen eitle Vorstellungen locken, den befriedigt auch der Reichtum nicht. „Laß uns nicht das Fleisch beschuldigen, daß es großer Uebel Ursache sei und schieben wir nicht unsere Leiden auf die Umstände, sondern laßt uns lieber in der Seele die Ursache dafür suchen, laßt uns alles eitle Streben und Hoffen nach den Dingen des Tages abschneiden, werden wir ganz unsere eigenen Herren. Denn entweder läßt Furcht oder unbegrenztes und eitles Begehren den Menschen nicht zur Ruhe kommen. Die gilts zu zügeln, um sich ganz dem göttlichen Denken zuwenden zu können. Solange Du dies nicht vermagst, vermagst Du es nicht aus Unkunde der Natur. Denn Du selbst führst Dir ewige Furchtgründe und Leidenschaften zu. . . . Wer da schafft wie ein Tier, kann gewaltige Habe aufhäufen, sein Leben aber wird elend." Das Glück verdient oft nicht diesen Namen, es ist zu flüchtig; die Philosophie allein befreit vom Leiden durch Seelenheilung. Das ist das Gesetz der Natur. „Das göttliche Gesetz aber spricht auf dem reinen Blatte der Betrachtung so: wenn Du nicht Deinem Leibe die gleiche Verbindung mit Dir gibst, wie sie der Embryo mit der Hülle und die Weizenfrucht mit dem Halm hat, so wirst Du Dich nicht selbst erkennen. . . . Denn wie die Hülle zum Embryo gehört und der Halm zur Weizenfrucht, beides aber bei dem letzten Akte wegfällt, so ist der Leib, der mit der sich zer-

streuenden Seele zusammenhängt, kein Teil des Menschen. Sondern die Hülle wurde darum gelegt, damit er im Mutterleibe sein könne, und der Leib trat dazu, damit ein Erdendasein möglich wäre.“ — — — Glaube, daß zu einem seligen Leben die beste Hilfe ist, daß das in der Natur gebundene den Fesselnden fessele. Wir wurden gebunden durch die Fesseln der Natur, die sie uns gab . . . ., durch ihren verschiedenen Gebrauch, die Genüsse, die ängstliche Sorge für sie. Wenn wir uns nun über ihren Trug hinwegschwingen und der Falle ihrer List entgehen, so haben wir den Fesselnden gefesselt. . . . . . Fliehe alles, was die Seele weibisch macht . . . . Denn was von einer jungfräulichen Seele und einem jünglingshaften Geiste geboren wird, ist am heiligsten. Nur vom Reinen kommt das Reine. Was aber der Leib gebiert, gilt den Göttern als häßlich. Wahre Erziehung beherrscht den Leib. Vielfach amputiert man einzelne Glieder, um die anderen zu retten, Du aber sei bereit, zum Heile der Seele Deinen ganzen Körper abzuhauen“ . . . . .

So lehrte Porphyrios das einsame und bangende Weib seines Alters Gott zu suchen in dem Sinne des Platonikers, der auf die Ekstase als auf den letzten, seligsten Zustand des Daseins hindrängte. Es gilt uns wenig, daß, wie schon erwähnt, die einzelnen Sätze des Philosophen keineswegs von originaler Neuheit funkeln. Er glaubte an die Wahrheit der ihm aus vielen Quellen zufließenden Lehren, er wollte redlich seiner Frau helfen, und solch wahre Empfindung ist immer neu. Wir werden nicht klein von der Frau denken, der Porphyrios das beste, was er ihr zu sagen wußte, in sorgender Liebe und einfach edlen Worten mitteilte.

* * *

Wir könnten hier noch eine Anzahl von Fällen anführen, in denen antike Philosophen ihres Nachsinnens Ergebnisse edlen oder auch vornehmen Frauen geboten haben. Es ist dies sogar im gewissen Sinne Brauch und, wie das so leicht im Altertume geschah, Stil geworden. Dafür zeugen auch die Christen, von denen wir ebenfalls Briefe an Frauen besitzen. Wie Plutarch u. a., so schrieb Tertullian seiner Frau einen Brief über die Ehe, und einen theologisch-philosophischen, von Harnack mit Recht sehr gerühmten Brief besitzen wir von dem Gnostiker Ptolemäus an die Flora. Wir dürfen diesem Briefe hier eine Stelle geben,

weil das religiöse Denken des alten Christentums — in diesem Falle einmal das religionsgeschichtliche — sich vielfach in den Formen und in der Terminologie der gleichzeitigen Philosophie bewegt. Namentlich hat ein Teil der großen Sekte der Gnostiker, die sonst so viel von orientalischer Mythologie und Mystik in ihr System aufnahmen, eine Bibelkritik getrieben, die in ihrem Kerne griechisch ist, um dann wieder die Ergebnisse derselben zum Baue religionsphilosophischer Sätze zu verwenden. Man hatte gleich den heidnischen Bestreitern des Christenglaubens die tiefe Kluft zwischen dem alten Testamente und der neuen Lehre erkannt und bestrebte sich, dieser die alttestamentliche Grundlage zu nehmen. Namentlich fand man in dem Schöpfer des Gesetzes eine andere Persönlichkeit als in dem Stifter des Evangeliums. So sahen denn die einen in jenem den Vater und vollkommenen Gott, die anderen führten das mosaische Gesetz auf den Teufel zurück. Diese Fragen mögen die Flora bewegt haben; ihr gibt Ptolemäus in seinem schönen Briefe denkwürdige Aufklärung. Das Gesetz stammt nach ihm ebensowenig vom vollkommenen Gotte als vom Teufel. Beide Teile irren, die einen, weil sie vom Vater des Alls, den der einzige Sohn einzig kennend durch sein Kommen offenbarte, nichts wissen, die anderen, weil sie den Gott der Gerechtigkeit nicht ahnen. Ptolemäus will nun also zeigen, von welcher Art das Gesetz ist, und von wem es gegeben worden ist. Dazu sollen die Worte des Erlösers selbst dienen.

„Zuerst nun heißt's zu erkennen, daß jenes ganze Gesetz des mosaischen Pentateuchs nicht von einem gegeben worden ist, also nicht von Gott allein; sondern einige seiner Anordnungen sind auch von Menschen erlassen worden, und wir lernen aus den Worten des Erlösers seine Dreiteilung. Denn es teilt sich im Hinblick auf Gott und seine Gesetzgebung, dann im Hinblick auf Moses (natürlich nicht so, als ob durch Moses Gott das Gesetz gäbe, sondern Moses gab aus eigener Initiative Anordnungen), drittens in Bezug auf die Aeltesten des Volkes, die zuerst eigene Verfügungen zusetzten. Wie nun dieser Tatbestand sich aus des Erlösers Worten ergibt, sollst Du gleich sehen.“ Der Beweis erfolgt aus der Konzession die Moses in der Ehescheidungsfrage gemacht hat (Matth. 19, 6 f.), wo doch Gott die Unauflöslichkeit der Ehe fordert, er erfolgt aus dem, was Christus (Matth. 15, 3 ff.) über die Aenderungen des Gesetzes: „Ehre Vater und Mutter“, durch die Pharisäer und Schriftgelehrten, d. h. die Aeltesten sagt. Endlich teilt sich das

Gesetz Gottes in drei Teile: „in die reine Gesetzgebung, unverflochten mit dem Bösen, das eigentliche Gesetz, das der Erlöser „nicht gekommen ist, aufzulösen, sondern zu erfüllen" — denn er stand ihm, das er erfüllte, doch nicht fremd gegenüber, und dies hatte noch die Vollendung nicht erreicht —, zweitens in das mit dem Geringeren und der Ungerechtigkeit verflochtene, das der Erlöser als seiner Natur nicht entsprechend aufgehoben hat. Drittens zerfällt es in die bildliche und symbolische Gesetzgebung, die nach dem Bilde des rein Geistigen und Vorzüglichen gegeben ist. Die hat der Erlöser aus der Sinnenwelt zum rein Geistigen, Unsichtbaren erhoben. Das Gesetz Gottes, das reine und dem Schlechteren unverflochtene, ist nun der Dekalog, . . . der, obwohl er die reine Gesetzgebung enthielt, doch, weil ihm die Vollendung fehlte, die Erfüllung durch den Erlöser verlangte. Das mit der Ungerechtigkeit verflochtene Gesetz aber ist das zur Verteidigung und Vergeltung gegen Beleidiger gegebene, das „Aug' um Auge, Zahn um Zahn auszuschlagen" befiehlt und „Blut mit Blut vergelten . . ." Dies Gebot ist eine Konzession an die Schwäche, aber entspricht nimmer der Güte des Allvaters. Das bildliche Gesetz nach dem Ebenbilde des rein Geistigen gewinnt in Opfern, Beschneidung, Sabbat, Fasten, Pascha, ungesäuerten Broten Ausdruck. „Denn alles dies ist nur Bild und Symbol und erfuhr Verwandlung, als die Wahrheit offenbar ward. Nach seiner äußeren Erscheinungsform, seinem realen Vollzuge ward es aufgehoben und zum rein Geistigen erhöht, die Namen blieben dieselben, die Dinge wurden anders. Denn wohl Opfer zu bringen befahl uns der Erlöser, aber nicht durch Tiere oder Weihrauch, sondern durch Loben und Preisen im Geiste und Gottesdienst und durch das Leben mit dem Nächsten und Wohltun . . ." —

Wer aber ist nun der Gott des Gesetzes? Das ergibt sich aus dem oben Klargelegten. Es ist weder der vollkommene Gott noch der Teufel, „sondern der Werkmeister (Demiurg) und Schöpfer dieses alles und dessen, was in ihm ist, ein anderer gemessen an den Kräften des ersteren. Zwischen ihnen steht er in der Mitte da und könnte wohl den Namen des „Mittels" erhalten . . ., und dieser Gott wird schwächer sein als der vollkommene Gott und vor seiner Gerechtigkeit zurückstehen, denn er ist erzeugt und nicht unerzeugt . . ., er wird aber größer und mächtiger als der Widersacher sein, von anderem Wesen und anderer Natur als das Wesen der beiden anderen. Denn des Widersachers Wesen ist Vernichtung

und Dunkel — ist er doch aus der Materie und vielgespalten —, des Allvaters aber, des Unerzeugten, Wesen ist Ewigkeit, ist das Urlicht, ist abgeschlossenste Einheit in allen Teilen ..." Der Briefsteller verkennt mit uns zuletzt nicht, daß die Einheit des Urwesens dadurch in keiner Weise außer Frage gestellt sei, sondern im Gegenteil starke Bedenken gegen diese Darlegung erhoben werden könnten, und verheißt der Flora aus diesen dualistischen Zweifeln baldige Befreiung im Sinne der apostolischen Ueberlieferung.

* * *

Christentum und hellenische Philosophie haben sich oft ergänzt, oft erbittert bekämpft. Ein spätes Opfer dieses Streites ist Hypatia geworden. Und doch hat die edle Frau in schönstem weiblichen Wirken auch Versöhnung geschaffen. Denn der Christ Synesios konnte nach seiner Bekehrung den Umgang mit der Philosophin nicht missen, die er seine „hochverehrte Lehrerin", ja seine „Mutter und Schwester" nennt. Synesios ist einer jener echt griechischen Christen, die ein Zwitterleben zwischen Philosophie und Glauben führen. Vielfach darum angefochten, macht er die alexandrinische Philosophin zu seiner Vertrauten. Sie ist ihm überhaupt sein Halt. Die Trauer um seine verlorenen Kinder hatte ihm der Gedanke an Hypatia überstehen helfen; wenn sie einen seiner Bekannten gern habe, schreibt er ihr, so wolle er ihm dafür danken; allein um ihretwillen könnte er das Elend der Kriegszeit ertragen. Aber der längste Brief an Hypatia redet doch von anderen Gefühlen, von den Gefühlen des verkannten und doch schaffensfreudigen Autors. Er klagt ihr über die Polemik seiner Feinde und erzählt ihr von allem, was er vorhat. Es handelt sich um seine Schrift von den Träumen: „Sie ist ein Denkmal meiner Dankbarkeit gegen die Kraft der Phantasie. Behandelt ist darin das ganze Vorstellungsvermögen der Seele, und auch einige andere Gebiete, die von den Hellenen noch nicht philosophisch untersucht worden sind, haben darin Besprechung gefunden. Doch wozu soll man des Breiteren davon reden? Das Ganze ist in einer Nacht ausgearbeitet worden oder besser, in dem Rest der Nacht, in der mir ein Traumbild die Abfassung anbefahl. An einigen Stellen, zwei oder dreimal, fühlte ich mich wie ein anderer und ward mit den Anwesenden mein eigener Zuhörer. Und jetzt, so oft ich an die Schrift herantrete, umflutet michs, wie der Dichter sagt, gleich

einer Götterstimme. Ob das nun nur an mir geschieht, oder auch andere die gleiche Erfahrung machen, das sollst Du mir gleichfalls sagen; denn Du sollst zuerst von den Griechen nach mir die Schrift lesen." —

Man hat Hypatia zu einer Art Heiligen des ausgehenden Heidentums gemacht, und das Lob der gleichzeitigen Schriftsteller, der Christen wie der Heiden, beweist in der Tat, daß sie eine ungewöhnliche Frau war. In einem Manneskörper aber hätte ihr Geist solches Aufsehen nicht erregt. Denn mit der griechischen Philosophie, mit dem Neuplatonismus geht es zu Ende; wer einen Synesios, diesen schwärmerischen, unklaren Kopf begeisterte und zu seinen Werken anregte, ist kein überlegenes Genie in höherem Sinne gewesen. Aber darauf kommt es hier auch gar nicht an. Es ist nicht zufällig, daß die antike Philosophie, die, wie wir gesehen, so manches Frauenherz ergriffen und gestärkt hatte, noch einmal vor ihrem Erlöschen von einem edlen Weibe Besitz ergreift; sie ehrt sich, so wenig neues sie auch bringen mochte, damit selbst, umsomehr, als die Frau in dem eben vorgelegten Briefwechsel die Gebende ist.

Irrtümlich rede ich vom Brief*wechsel*, wo wir doch nur die Briefe der Philosophen kennen. Echte Frauenbriefe gehören in der Literatur des Altertums zu den allergrößten Seltenheiten. So wird uns auch der reichste Papyrusfreund wohl niemals sagen, was eine Frau von einem Philosophen wissen wollte oder wie weit sie ihn verstand und seine Anschauungen billigte. Die neuere Zeit ist in so vielem reicher als die Antike, wir wissen, was die Pfalzgräfin Elisabeth an Descartes, was ihre Schwester Elisabeth Charlotte an Leibniz besaß. Aber die Tiefe des Gefühls ist in alter und neuer Zeit dieselbe: den edlen Trieb des Männergeistes, gerade dem Weibe von seinem Schatze die herrlichsten Kleinodien mitzuteilen, im Herzen und Sinn der Frau sich besser, vollkommener wiederzufinden haben die Philosophen der Neuzeit nicht tiefer empfunden als jene Philosophen und Denker des Altertums.

Die „Juvenile courts" und die Jugendfürsorge in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Dr. **Johannes Petersen,** Hamburg.

Die Jugendfürsorge steht in den Vereinigten Staaten von Amerika, wenigstens in der Mehrzahl der Nordstaaten, auf einer ziemlich hohen Stufe. Es besteht dort ein ausgebildetes Familienrecht, zahlreiche Vereine beschäftigen sich mit der Erziehung und Unterbringung der verwahrlosten und gefährdeten Kinder in Familien und Anstalten, die Staaten haben unter Mitwirkung der privaten Vereinigungen ein eingehendes Ueberwachungssystem geschaffen, gut geleitete Anstalten werden teils aus öffentlichen Mitteln, teils aus reichen Stiftungen unterhalten.

Es ist außerordentlich interessant, die amerikanischen Zustände mit den unsrigen zu vergleichen. Wenn auch eine Uebertragung der dortigen Verhältnisse auf Deutschland nicht ohne weiteres möglich ist, so bietet doch die Beobachtung der fremden Einrichtungen sehr viel des Lehrreichen und Anregenden.

Die amerikanischen Verhältnisse sind an und für sich ja außerordentlich verschieden. Das ungeheure Gebiet bietet an den Küsten des atlantischen Ozeans und des stillen Meeres, an den Grenzen des waldreichen Canada und auf den weiten Prärien, in den Wüsten der Felsengebirge und den Tropengebieten Floridas die denkbar größten Gegensätze in wirtschaftlicher, kultureller, politischer und gesellschaftlicher Beziehung. Aber dennoch hat das amerikanische Wesen gewisse gemeinsame Grundzüge, die bei allen sonstigen Verschiedenheiten ausgeprägt hervortreten und eine gewisse Einheitlichkeit des Volkscharakters erkennen lassen, wenigstens in denjenigen Schichten der Bevölkerung, die als die führenden anzusehen sind, und auf denen die Fortentwicklung des politischen

und sozialen Lebens beruht. Amerika ist ein junges Land. Es hat nicht eine große Last von Traditionen mitzuschleppen, die der Fortentwicklung hemmend entgegentreten, seine Bevölkerung zeigt einen lebhaften Tatendrang, eine unermüdliche Schaffensfreudigkeit, hohes Selbstvertrauen und starken Optimismus. Dabei herrscht ein lebhaftes Bildungsstreben, vielfach auch eine ausgeprägte Religiosität und ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl. So sind zahlreiche Vereine entstanden zur Hebung des Gemeinwohls, und zahlreiche Einzelpersonen haben sich in einer Weise, wie kein anderes Land es kennt, durch gemeinnützige Stiftungen hoch verdient gemacht. Der lebhafte Bildungstrieb und die vielen auf Hebung der Volksbildung geschaffenen Einrichtungen gehen hervor aus der Ueberzeugung, daß die große Masse des Volkes durch diese Mittel gehoben werden kann.

Dieses Bestreben der Hebung des ganzen Volkes liegt auch den gesamten Jugendfürsorgeeinrichtungen zu Grunde, die namentlich in den nordöstlichen und mittleren Staaten hoch entwickelt sind.

Die Gesetzgebung in der Armenfürsorge, dem Schulwesen, der Jugendfürsorge, dem Strafrecht und ähnlichen Fragen unterliegt der Kompetenz der Einzelstaaten. Trotz der zahlreichen Gesetze, die innerhalb des Gebiets der Union auf diese Weise entstanden sind, trotz der Vielheit herrschen doch wieder, wie schon angedeutet, weitgehende Uebereinstimmungen in Bezug auf den Geist der Gesetze. Mag auch der Grad des sozialen Pflichtbewußtseins des Einzelnen in den verschiedenen Gegenden verschieden sein, mag in einzelnen Staaten eine offenkundige Korruption sich störend bemerkbar machen, mögen stellenweise politische Einflüsse in der Gesetzgebung oder der Handhabung der Gesetze vorkommen, im ganzen und großen macht sich ziemlich allgemein das erfreuliche Bestreben geltend, durch gewissenhafte Fürsorge für die verlassene, verwahrloste und auch straffällige Jugend das ganze Volkstum sozial und sittlich zu heben. —

Das Familienrecht in den Vereinigten Staaten beruht ursprünglich im allgemeinen auf englischem Recht, hat sich aber selbständig weiterentwickelt und befindet sich noch im Zustande der Entwicklung. Der Mannigfaltigkeit der Rechtsentwicklung in den einzelnen Staaten steht wiederum eine Tendenz zur Vereinheitlichung insofern gegenüber, als die Sprüche der Supreme Courts der einzelnen Staaten auch außerhalb der engeren Grenzen

ihres Geltungsbereichs Beachtung finden und gelegentlich vorbildlich für die Entscheidungen auch in anderen Staaten, als in denen sie gefällt sind, wirken.

Die elterliche Gewalt des Vaters umfaßt vor allem die Pflicht, dem Kinde Schutz, Unterhalt und Erziehung zu gewähren. Gegenüber dieser Pflicht treten alle andern Rücksichten in den Hintergrund. Der Staat ist der erste Vormund eines jeden Kindes und entzieht dem Vater seine Rechte an das Kind, wenn er dessen Pflichten übernehmen muß. Die Interessen des Kindes werden gegenüber denen der Eltern in der Rechtsprechung in den Vordergrund gestellt.

Bezeichnend ist ein Urteil, welches Baernreither*) auf Grund eines Berichts der Illinois Childrens Home and Aid Society aus dem Jahre 1904 mitteilt: „Vor 10 Jahren hatte eine Mutter dieser Gesellschaft ein kleines Mädchen übergeben, weil sie für dasselbe zu sorgen ganz außerstande war. Das Mädchen war jetzt 13 Jahre alt geworden, und nun verlangte die Mutter es vor Gericht wieder zurück. Das Mädchen war von der Gesellschaft als kleines, armes Wesen bei Pflegeeltern untergebracht worden, die es Tag und Nacht betreut, sorgsam aufgezogen hatten und jetzt wie ihr eigenes Kind behandelten. Sie waren über die Zumutung, es herausgeben zu sollen, empört. Der Rechtsanwalt der Mutter machte die Gefühle derselben und ihre Vereinsamung geltend, der Rechtsanwalt der Pflegeeltern dagegen die innigen Bande, die sich zwischen ihnen und dem Mädchen in diesen zehn Jahren geknüpft hatten, sowie die Opfer, die von den Pflegeeltern gebracht worden waren. Der Richter, nachdem er die Parteien achtmal vorgeladen und vernommen hatte, fällte ein echt amerikanisches Urteil, indem er die Entscheidung dem Kinde überließ, nachdem dasselbe wiederholt Gelegenheit gehabt hatte, mit seiner Mutter zu verkehren und mit ihr bekannt zu werden. Das Mädchen wollte jedoch bei den Pflegeeltern bleiben, womit die Sache erledigt wurde."

Ein deutsches Gericht hätte auf Grund von § 1631, 1632, 1684, eventuell 1707 B G B unbedingt anders entscheiden müssen, falls nicht bei der Mutter, was nicht ausdrücklich mitgeteilt wird, also auch nicht der Fall gewesen sein wird, die Voraussetzungen des § 1666 des B G B vorgelegen hätten und ihr das Recht der Sorge für die Person des Kindes entzogen worden wäre.

---

*) J. M. Baernreither. Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905. S. 236.

Ueberhaupt pflegen amerikanische Gerichte, wenn die Eltern ihr Kind verlassen und die Sorge für das Kind Fremden überlassen haben, spätere Reklamationen seitens der Eltern unbeachtet zu lassen, wenn nicht der Vorteil des Kindes die Rückgabe an die natürlichen Eltern fordert. „Wenn Eltern ihr Kind erst nach Jahren zurückfordern, während welcher es durch neue Bande mit seinen Pflegeeltern verbunden und während welcher seinem Leben und seinem Denken eine bestimmte Richtung gegeben wurde, muß genau geprüft werden, ob eine Veränderung zum Vorteil des Kindes ausfallen wird oder nicht. Es ist eine einleuchtende Tatsache, daß mit der Zeit die Bande des Blutes schwächer werden, wenn inzwischen Bande eines anderen Zusammenlebens sich geknüpft haben, und ersterben. Das Gedeihen und die Wohlfahrt des Kindes beruht aber auf der Zahl und der Stärke dieser Bande (Entscheidung des obersten Gerichtshofs des Staates Kansas in Sachen Morris A. Chapczy gegen Joseph H. Wood (26 Kansas 650) nach Baernreither l. c. Seite 240).

Das deutsche Familienrecht steht hinsichtlich der elterlichen Gewalt des Vaters oder der Mutter auf wesentlich anderem Standpunkt. Der § 1627 B G B, „der Vater hat kraft der elterlichen Gewalt das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen", stellt nicht zufällig das Recht vor die Pflicht. Man kann darin noch eine Nachwirkung des römischen Rechtes spüren, wo „die väterliche Gewalt vorwiegend den Charakter eines den Interessen des Hausvaters dienenden Herrschaftsrechtes über das Hauskind, eines Eigenrechtes des Hausvaters, nicht den Charakter eines aus dem natürlichen Schutzbedürfnisse des Hauskindes hervorgegangenen, der Fürsorge des letzteren dienenden Schutzgewalt" hatte. (Mot. B G B Bd. IV. S. 721.) Nun gewährt zwar § 1666 B G B die Möglichkeit, dem Vater das Recht der Sorge zu entziehen. (Wird das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß der Vater das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht, das Kind vernachlässigt oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig macht, so hat das Vormundschaftsgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen. Das Vormundschaftsgericht kann insbesondere anordnen, daß das Kind zum Zweck der Erziehung in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungsanstalt oder einer Besserungsanstalt untergebracht wird.) Wenn man aber die Spruchpraxis der deutschen

Vormundschaftsgerichte betrachtet, so kann man deutlich erkennen, daß der Vormundschaftsrichter sich im allgemeinen sehr schwer dazu entschließt, von der Maßregel des § 1666 B G B Gebrauch zu machen und eine Vernachlässigung, einen Mißbrauch der Sorge oder ehrloses und unsittliches Verhalten als vorliegend anzuerkennen.

Für die Fälle, wo Minderjährige auch ohne schuldhaftes Verhalten der Eltern dem sittlichen Verderben entgegenzugehen drohen, sind in Deutschland landesgesetzliche Vorschriften in den Zwangs- oder Fürsorgeerziehungsgesetzen gegeben. Aber auch hier sind die Vormundschaftsgerichte in der Regel auf ein Eingreifen in denjenigen Fällen beschränkt, wo die Gefahr des völligen sittlichen Verderbens vorliegt. Wenn Eltern für die Erziehung ihrer Kinder nach besten Kräften zu sorgen sich bemühen, und das Kind führt sich dennoch schlecht, so haben mittellose Eltern keine Möglichkeit — außer etwa durch Anrufung der Armenpflege — ihr Kind in öffentliche Erziehung zu geben und so schon frühzeitig dem sittlichen Verderben vorzubeugen, sie müssen abwarten, bis entweder das Kind eine Straftat begangen hat, oder bis die Verwilderung einen sehr hohen Grad erreicht hat. — Ganz anders in Amerika. Hier wird in weitgehendster Weise das Interesse des Kindes gegenüber den Eltern und das Interesse der Allgemeinheit an der Heranziehung eines moralisch einwandfreien Nachwuchses der Bevölkerung allen andern Rücksichten gegenüber stark in den Vordergrund gestellt, wie das weiter unten mitgeteilte Gesetz zeigt. Wenn die Handhabung des Gesetzes seinem Wortlaut entspricht, dann muß anerkannt werden, daß Amerika besser für die staatliche Erziehung seines Nachwuchses sorgt als Deutschland.

Um die Interessen der Allgemeinheit an der Hebung des Volkstums und die Interessen des Kindes gegenüber gewissenlosen oder schwachen, zur Erziehung unfähigen Eltern wirksam wahrzunehmen, haben nach dem Vorgange des Staates Illinois die Staaten Wisconsin, Pennsylvania, Newyork, New Jersey, Indiana, Missouri, Maryland, Colorado, Washington, D. C., Kansas, California, Connecticut, Minnesota, Louisiana, Ohio, Nebraska, Utah, besondere Gerichtshöfe, Juvenile Courts*) eingerichtet.

*) Ueber Juvenile courts berichten:

T. D. Hurley. Juvenile courts and what they have accomplished. Published by the visitation and aid society. Chicago. 1904. Preis 50 Cts. 112 S. 8⁰.

Der erste Juvenile Court wurde am 1. Juli 1899 in Chicago eröffnet.

Die Berechtigung des Staates zum wirksamen und kräftigen Eingreifen zu Gunsten der Kinder ergibt sich aus folgenden Sätzen: „The state expects the parents to exercise their powers wisely and to the very best advantage of the children intrusted to their care. But the state demands as a necessity for the wholesome and healthy growth of the child as well as for the protection of every other person under his jurisdiction that the parent shall bring up the child in an environment and under circumstances that will make him a good, law-abiding citizen. . . . . The Juvenile Court law re-established the relationship of parentage on the part of the state. It made it possible for the state, where it was informed of lack of care on the part of the natural parent to step in and to take upon its own shoulders the future of the little mite of humanity." . . . (Hurley l. c. S. 10). Das erste Gesetz über Einführung der Juvenile Courts in Illinois wurde sehr bald einer Revision unterzogen. Vom 1. Juli 1901 ist die verbesserte Form datiert.

Illinois Juvenile Court Law.*)

Abschnitt 1: Dieses Gesetz soll nur auf Kinder von weniger als 16 Jahren Anwendung finden, wenn sie nicht Zöglinge staatlicher Anstalten oder Schüler einer Bildungsanstalt**) für Knaben, einer Gewerbeschule für Mädchen oder eines andern gesetzlich anerkannten Instituts sind, mit Ausnahme der in den Abschnitten 12 und 18 genannten Fälle. Im Sinne dieses Gesetzes sollen die Worte „dependent child" und „neglected child" jedes Kind bezeichnen, das aus irgend einem Grunde hilflos oder obdachlos oder verlassen ist; oder öffentlicher Unterstützung bedarf; oder von seinen Eltern oder Vormündern nicht genügend versorgt wird; oder welches gewohnheitsmäßig bettelt oder Almosen empfängt; oder welches in einem übelberüchtigten Hause oder in der Umgebung von lasterhaften oder schlecht beleumundeten Personen lebt; oder dessen Aufenthalt wegen Nachlässigkeit, Grausamkeit oder Schlechtigkeit der Eltern, Vormünder oder Pflege-

---

Ben. B. Lindsey. The juvenile court laws of the state of Colorado. Denver 1905. 80 S. 8°.

Ben. B. Lindsey. The problem of the children and how the state of Colorado cares for them. Denver 1904. 222 S. 8°. 25 Cts.

Juvenile Court Record. Monatsschrift. Bis jetzt 6 Jahrgänge. Erscheint in Chicago, herausgegeben von der Visitation and aid society. Preis: Jährlich 1 Dollar.

Charities. A weekly review of local and General philantropy. New York, Nov. 1903. Jan. 1905. Preis je 10 cts.

*) Die Hauptabschnitte des Gesetzes sind so wortgetreu wie möglich übersetzt, einzelne Abschnitte nur referierend wiedergegeben.

**) training school.

eltern, bei denen es sich befindet als ungeeignet anzusehen ist; und jedes Kind im Alter von unter 10 Jahren, welches bettelnd, hausierend oder Straßenhandel treibend angefunden wird, oder auf der Straße singt oder musiziert, oder öffentliche Schaustellungen gibt oder zu solchen herangezogen wird.

Die Worte „delinquent child" sollen jedes Kind im Alter von weniger als 16 Jahren bezeichnen, welches irgend ein Gesetz dieses Staates oder eine Verordnung der Stadt oder der Gemeinde übertritt, oder welches unverbesserlich erscheint; oder welches wissentlich mit Dieben, lasterhaften oder verbrecherischen Personen verkehrt; oder welches in Trägheit oder Verbrechen aufwächst; oder welches wissentlich übelberüchtigte Häuser besucht; oder welches wissentlich den Betrieb von Glücksspielen unterstützt. Das Wort „Kind" oder „Kinder" bezeichnet ein oder mehrere Kinder, und das Wort „parent" oder „parents" soll im Sinne dieses Gesetzes einen Elternteil oder beide Eltern bezeichnen. Das Wort „Gesellschaft" (association) soll jede Körperschaft bezeichnen, deren Zweck in der Fürsorge für Kinder, auf welche sich dieses Gesetz bezieht, besteht.

Abschnitt 2. Die Bezirks- und Provinzialgerichte (Circuit and County Courts) der verschiedenen Provinzen dieses Staates sollen in erster Instanz in allen Fällen, auf die sich dieses Gesetz bezieht, urteilen . . . . .

Abschnitt 3. In Provinzen (counties) mit einer Bevölkerung von mehr als 500 000 Einwohnern sollen die Richter des Bezirksgerichts aus ihrer Mitte einen oder mehrere Richter bestimmen, denen die Untersuchung aller Fälle, auf die sich dieses Gesetz bezieht, obliegt. Ein besonderes Gerichtszimmer, das „Jugendgerichtszimmer", soll für die Untersuchung dieser Fälle bereitgestellt werden, und das Urteil des Gerichts soll in ein besonderes Buch, das als „Juvenile Record" zu bezeichnen ist, eingetragen werden. Der Gerichtshof soll als Juvenile court (Jugendgericht) bezeichnet werden.

Abschnitt 4. Jeder angesehene (reputable) Einwohner der Provinz soll, wenn er von dem Vorhandensein eines vernachlässigten, straffälligen oder hilfsbedürftigen Kindes erfährt, bei dem Gerichtsschreiber eines zuständigen Gerichts Anzeige machen . . . . .

Abschnitt 5 schreibt vor, daß Eltern oder Vormünder von dependent oder delinquent children vor das Gericht vorgeladen werden sollen, eventuell unter Strafandrohung. Das Kind kann in vorläufigen Gewahrsam genommen werden und einer zuverlässigen Person oder Anstalt vorläufig überwiesen werden.

Abschnitt 6. Das Gericht soll das Recht haben, eine oder mehrere achtbare Personen als Pfleger („probation officers") zu bestellen. Die Pfleger erhalten keine Vergütung aus öffentlichen Mitteln . . . Es ist die Pflicht eines jeden Pflegers, die vom Gericht erforderten Ermittelungen anzustellen, der Verhandlung beizuwohnen, um während derselben die Interessen des Kindes zu vertreten, dem Richter jeden erforderlichen Beistand zu leisten und alle nötigen Aufklärungen zu geben, auch sich gemäß den Anordnungen des Gerichts vor und nach dem Verfahren des Kindes anzunehmen.

Abschnitt 7. Wenn irgend ein Kind im Alter von unter 16 Jahren im Sinne dieses Gesetzes als hilfsbedürftig oder vernachlässigt befunden wird, kann das Gericht es einer geeigneten staatlichen Anstalt, oder achtbaren Bürgern, oder einer gesetzlich konzessionierten Bildungsanstalt für Knaben oder Gewerbeschule für Mädchen, oder einer zu seiner Aufnahme bereiten gesetzlich anerkannten Gesellschaft zur Unterbringung heimatloser oder hilfsbedürftiger Kinder überweisen.

Wenn der Gesundheitszustand des Kindes es erfordert, kann das Kind in einem öffentlichen oder privaten Krankenhause oder einer Spezialheilanstalt untergebracht werden, vorausgesetzt, daß die Aufnahme unentgeltlich erfolgt.

Abschnitt 8 handelt von der Vormundschaft über diese Kinder. Der Anstaltsvorstand, oder die Einzelperson, der das Kind anvertraut wird, hat alle Rechte eines Vormundes, doch ist die Vermögensverwaltung von dieser Vormundschaft ausgeschlossen.

Abschnitt 9. Ein straffällig*) gewordenes Kind (delinquent child) kann von Zeit zu Zeit vor Gericht vorgeladen werden, das Gericht kann das Kind der Sorge eines Probation officer überweisen und es unter der Aufsicht des Probation officer in seinem Heim belassen. Der Probation officer hat über das Kind regelmäßig zu berichten, kann es auch, wenn erforderlich, dem Gericht zu weiterem Verfahren vorführen; oder das Gericht kann das Kind unter Aufsicht des Probation officer stellen und bis auf weiteres einer geeigneten fremden Familie überweisen; oder es kann gestatten, daß das Kind in einer geeigneten fremden Familie untergebracht wird, falls von irgend einer Seite Pflegegeld für das Kind bezahlt wird, bis eine unentgeltliche Pflegestelle gefunden ist; oder das Kind kann einer Bildungsanstalt für Knaben oder einer Gewerbeschule für Mädchen überwiesen werden usw. . . . Auf keinen Fall darf die Ueberweisung sich über die Volljährigkeit hinaus erstrecken. Ein solches Kind, das einer Anstalt überwiesen ist, soll der Aufsicht des Anstaltsvorstandes (board of managers) unterstehen, und der Anstaltsvorstand soll das Recht haben, ein solches Kind probeweise zu entlassen (to parole**) unter den ihm geeignet erscheinenden Bedingungen. Das Gericht kann auf Antrag des Vorstandes das Kind entlassen, wenn nach seiner Ansicht die Besserung der Kindes (reformation) vollständig ist. . . .

Abschnitt 10 legt allen Beamten, Polizeibehörden usw. die Pflicht auf, Kinder unter 16 Jahren, welche in Haft genommen sind, nicht vor den Friedensrichter (justice of place) oder die Polizeibehörde zu bringen, sondern dem Jugendgerichtshof zu weiterer Veranlassung zu übergeben.

Abschnitt 11. Kinder unter 12 Jahren dürfen nicht in ein Gefängnis oder eine Polizeiwache gebracht werden. Wenn ein solches Kind keine Bürgschaft stellen kann (is not able to give bail), soll es der Fürsorge eines sheriff***) police officer oder probation officer anvertraut werden, der das Kind an einer geeigneten Stelle, welche die Stadt oder die Provinz außerhalb der Umfassungsmauer eines Gefängnisses oder einer Polizeistation einzurichten hat, unterbringen soll. Wenn ein Kind in Haft genommen werden muß in einer Anstalt, welcher erwachsene Sträflinge überwiesen werden, so darf es gleichwohl nicht in demselben Gebäude mit solchen erwachsenen Sträflingen in Haft gehalten werden, oder auch

*) Zu beachten ist, daß „straffällig" ein Kind ist, das sich gegen die Gesetze vergangen hat. Es wird aber in Amerika sehr selten bestraft.

**) In dem Gerichts- bezw. Strafverfahren der Amerikaner gibt es zweierlei probeweise Entlassungen, on parole, wenn ein Teil der Strafe verbüßt ist, oder, im Falle der Jugendlichen, wenn ein Kind eine Zeit lang in Anstaltserziehung war. Dem gegenüber steht das Verfahren „on probation", wo der Erwachsene oder Jugendliche, ohne bestraft zu sein oder ohne einer Erziehungsanstalt überwiesen zu sein, Gelegenheit erhält, sich innerhalb einer bestimmten Frist zu bewähren.

***) sheriff ist der höchste Exekutivbeamte einer Provinz (county).

in demselben Hof oder innerhalb derselben Mauer mit erwachsenen Sträflingen gehalten werden, oder auch in irgend ein Gebäude, in welchem erwachsene Sträflinge sich aufhalten, gebracht werden.

Abschnitt 12 und die folgenden geben Vorschriften darüber, daß die in Familien oder Anstalten untergebrachten Kinder, oder die auf Probe entlassenen (paroled) Kinder regelmäßig überwacht und besucht werden sollen. Die Anstalten und Familien sollen eingehend daraufhin geprüft werden, ob sie sich zur Unterbringung eignen. Keine Anstalt, keine mit der Unterbringung hilfsbedürftiger oder verwahrloster Kinder sich abgebende Gesellschaft darf Kinder aufnehmen, wenn sie nicht von der Ueberwachungskommission (board of state commissioners of public charities) ein immer nur auf 1 Jahr gültiges Certifikat erhalten hat. Das Gericht kann solchen Anstalten oder Gesellschaften jederzeit die Erlaubnis zur Aufnahme von Kindern entziehen. Ebenso bedürfen alle Vereine, die sich mit der Unterbringung von Kindern beschäftigen, der Genehmigung des board of state commissioners of public charities, dem die Statuten vorzulegen sind.

Die Kinder werden von einer Besuchskommission (county board of visitors) regelmäßig, mindestens einmal im Jahre, in den Anstalten oder Familien besucht und werden dem Gericht sowie dem board of state commissioners, der höchsten Ueberwachungsbehörde, die Berichte vorgelegt. Die Besuche sollen von mindestens zwei Mitgliedern der Besuchskommission gemeinsam ausgeführt werden, die auch gemeinsam berichten.

Abschnitt 21. Das Gesetz soll frei ausgelegt werden, derart, daß sein Zweck erreicht wird. Die Pflege, Ueberwachung und Erziehung eines jeden Kindes soll so vollkommen wie nur möglich einer guten elterlichen Erziehung entsprechen und in allen Fällen, wo es nur angezeigt erscheint, soll das Kind einer achtbaren Familie übergeben werden.

Abschnitt 22 handelt von der Verpflichtung der Eltern, Erziehungsbeiträge zu leisten.

Aehnlich, in den Hauptbestimmungen übereinstimmend, lauten die andern Juvenile court laws.

Colorado hat seinen Probation officers ausdrücklich die Befugnisse von Polizeibeamten übertragen, auch werden sie dort besoldet.

Besonders bemerkenswert ist, daß das Gesetz von Illinois die Frage nach Beschaffung der zur Unterbringung der Kinder erforderlichen Mittel nicht berührt. Es besteht anscheinend kein Bedürfnis, dem Jugendgericht solche Mittel zur Verfügung zu stellen, weil die Wohltätigkeit auf diesem Gebiete, wie schon gesagt wurde, in Amerika besonders großartig ist. Die Tatsache, daß reiche Männer und Frauen in den Vereinigten Staaten bedeutende Schenkungen an Universitäten, Sternwarten, Volksbibliotheken usw. machen, ist auch in Europa allgemein bekannt. Aber nicht minder groß sind die Zuwendungen und Stiftungen, die in den Dienst

der humanitären Aufgaben der Jugendfürsorge gestellt werden. Sie legen ein schönes Zeugnis dafür ab, daß der Amerikaner sich seiner sozialen Pflichten wohl bewußt ist. Wenn wohl hin und wieder der amerikanischen Wohltätigkeit der Vorwurf des Reklamehaften gemacht wird, so muß dieser Vorwurf schweigen, sobald man tiefer in die stille — doch großartige Arbeit für die heranwachsende Jugend einblickt.

Ein charakteristischer Zug der von den Juvenile courts geübten Fürsorgetätigkeit ist das Wohlwollen für die Jugend, das aus den kleinsten Einzelheiten spricht. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Berührung mit dem Strafrichter und dem Gefängnis für die Jugend geradezu verderblich wirkt, und eher den letzten Rest von Scham erstickt als bessernd einwirkt, hat man sehr eingehende Bestimmungen, die sich schon aus dem mitgeteilten Gesetz ergeben, getroffen; schon das Zimmer, in dem die Gerichtsverhandlung stattfindet, soll ein anderes sein, als in welchem Erwachsene abgeurteilt werden. Noch mehr ist Fürsorge getroffen, daß kein Kind in der Strafanstalt mit Erwachsenen zusammenkommt. Auch im Wortlaut des Gesetzes sind alle Ausdrücke vermieden, die auf ein Strafverfahren gegen das selbst straffällige Kind hindeuten. Das Kind wird eben, auch wenn es sich gegen die Gesetze vergangen hat, als Erziehungsobjekt, nicht als Sträfling betrachtet. Eltern und Angehörige des Kindes werden vor Gericht vernommen, damit der Richter einen Einblick in die Umgebung des Kindes und deren Einflüsse gewinnt. An Stelle der Anklage (complaint, indictment) tritt der Antrag auf Fürsorgeerziehung (petition), das Kind wird nicht in Haft genommen (arrested), sondern von dem probation officer in Obhut genommen. An die Stelle des Staatsanwalts im Strafverfahren (prosecutor) tritt der Pfleger (probation officer), der nicht das Kind eines Vergehens überführt (convict), sondern seine Interessen vertritt. Das Kind wird nicht für schuldig erklärt, sondern als dependent oder delinquent befunden. Das Kind wird nicht verurteilt (sentenced) zur Gefängnißstrafe oder Besserungsanstalt, sondern der Fürsorge eines probation officer oder einer wohltätigen Anstalt überwiesen (committed). Das Gerichtsverfahren ist informatorisch, die strengen Regeln der Beweiserhebung werden nicht angewendet. „Die Aufgabe ist: erstens zu erkennen, was am besten für das Kind geschieht, und zweitens, wenn möglich, es auszuführen."

Diese feinen Unterscheidungen zwischen dem eigentlichen Strafverfahren, wie es gegen Erwachsene gehandhabt, und dem Verfahren,

das gegen Kinder beobachtet wird, scheinen auf den ersten Blick kleinlich. Indessen sind sie doch charakteristisch für die Auffassung der Amerikaner von dem Begriff der Schuld und der Verantwortlichkeit. — Eine eigentliche Schuld gibt es nicht bei einem Kinde, sondern, wenn das Kind ein Missetäter ist, liegt die Schuld zunächst bei seinen Eltern oder Erziehern. Deshalb wird das Kind nicht gerichtlich bestraft, sondern erzogen. Der Richter verhängt nicht für bestimmte Vergehen bestimmte Strafen, sondern er hat die weitgehendste Vollmacht, ganz nach eigenem Ermessen die besonderen, im einzelnen Falle erforderlich erscheinenden Maßnahmen zu treffen.

Aus dieser Auffassung heraus erklärt sich auch, daß in die elterlichen Rechte bedeutend leichter eingegriffen wird, als es das deutsche B G B zulassen würde.

Wie scharf man diese Verhältnisse in Amerika beurteilt, ergibt sich aus den Ausführungen Ben B. Lindseys*) zu dem Abschnitt 12 des in Colorado gültigen Juvenile court-Gesetzes, der von der Auslegung des Gesetzes handelt (vgl. Abschnitt 21 des Illinois-Gesetzes): „Wenn ein Kind auf der Straße Zigaretten raucht oder rohe und gemeine Redensarten gebraucht, so beträgt es sich schlecht (immoral conduct), und jede Person, die es dazu veranlaßt oder solches Betragen begünstigt, ist eines Vergehens nach Abschnitt 1 des Strafgesetzbuchs für Erwachsene**) schuldig. Das Gericht hat — gemäß der freien Auslegung (liberal construction) — entschieden, daß die bloße Abgabe von Tabak oder Zigarettenpapier an ein Kind eine Tat ist, „welche ein Verbrechen (delinquency) des Kindes veranlaßt, begünstigt oder dazu beiträgt“, und eine solche Person ist daher verantwortlich, da das Rauchen dem Kinde schadet und daher unmoralisch ist. Noch dazu hat Colorado aus dem Jahre 1891 ein bestimmtes Gesetz, welches den Verkauf von Tabak an ein Kind unter 16 Jahren verbietet. Wenn ein Kind sich wiederholt an der Eisenbahn herumtreibt und auf die Wagen springt (hops the cars), gefährdet es sowohl Leben und Gesundheit

*) The Juvenile court laws of the state of Colorado S. 4 ff.

**) „In allen Fällen, wo ein Kind oder eine jugendliche Person sich eines Vergehens gegen die Gesetze des Staates schuldig macht, werden die Eltern, Vormünder oder Pflegeeltern, oder die Personen, denen das Kind anvertraut ist, wenn sie durch irgend welche Handlungen zu dem Vergehen des Kindes beitragen, es veranlassen oder begünstigen, eines Vergehens (Misdemeanour) für schuldig erklärt und nach voraufgegangener Untersuchung und Urteilsfällung in eine Geldstrafe bis zu 1000 Dollars oder Gefängnis bis zu 1 Jahre oder beidem verurteilt. Das Gericht kann jeder schuldig befundenen Person Bedingungen auferlegen und, so lange diese Bedingungen erfüllt werden, kann Strafaufschub bewilligt werden.“

als seine Moral, denn es ist ein kleiner Schritt vom Kohlenstehlen bis zum Stehlen aus einem Förderwagen (box car) oder einem Krämerladen und schließlich der Geldschublade*). Die ersten Verbrechen eines jungen Mörders, der einen Mann erschoß, als er bei der Beraubung einer Kasse überrascht wurde, bestanden darin, daß er 5 oder 6 Jahre vorher sich an der Eisenbahn herumtrieb und aus den Wagen stahl, wozu er entweder von seinen Eltern angestiftet wurde, oder was dasselbe ist, woran er von den Eltern nicht verhindert wurde. . . . So haben wir in Denver die Eltern eines solchen Kindes, in dem vielleicht ein zukünftiger Verbrecher steckte, vor Gericht gestellt und sie zu 25 Dollars Geldstrafe und Kosten oder 30 Tagen Gefängnis verurteilt. . . . Der Strafvollzug wird gewöhnlich aufgeschoben, unter der Bedingung, daß die Eltern das Kind besser beaufsichtigen und von der Eisenbahn fern halten. In einer ganzen Anzahl von Fällen haben wir in Denver Väter am Sonnabend ins Gefängnis gesperrt und am Montag Abend entlassen — bei einer Strafdauer von 30 Tagen — unter der Bedingung, daß die Verbüßung der restlichen 27 Tage aufgeschoben sein sollte, so lange das Kind nicht wieder an der Eisenbahn herumtreibend angetroffen würde, nicht in Wirtschaften geschickt würde, um Bier und Wein zu holen, nicht zu Besorgungen in übelberüchtigte Häuser oder Spielhäuser geschickt würde usw.; die Bedingungen des Strafaufschubes wurden dem Fehler angepaßt, von welchem das Kind gebessert werden sollte." Lindsey rühmt die Erfolge dieser Maßregeln und bemerkt, daß Mißerfolge nur da eintraten, wo die Eltern absolut nicht in der Lage waren, ihre Kinder zu beaufsichtigen.

Es wird von Lindsey anerkannt, daß dem Gericht eine außerordentliche Gewalt über die Eltern gegeben ist, er bemerkt aber, daß unter mehreren tausend Fällen kein einziger Mißbrauch dieser Gewalt vorgekommen ist, und daß kein Urteil in höherer Instanz aufgehoben wurde. „Der ganze Geist und Zweck des Gesetzes ist, das Kind in seinem Heim zu unterstützen, wenn es des Beistandes bedarf, und die Eltern zu zwingen, ihre Pflicht zu tun, wenn sie das Kind vernachlässigen. . . . Die Eltern eines Anstoß erregenden Kindes werden im allgemeinen zuerst auf ihre gesetzliche Verant-

*) Das Beispiel, welches Lindsey als Anfang jugendlichen Verbrechertums wählt, das Herumtreiben an Eisenbahnwagen und das Stehlen von Kohlen von denselben scheint in Denver den tatsächlichen Verhältnissen besonders häufig zu entsprechen, ebenso das weitere „Stehlen aus den Förderwagen" mag an einem Orte mit lebhafter Montanindustrie besonders häufig vorkommen.

wortlichkeit für das Wohlergehn des Kindes hingewiesen, und ihnen wird Gelegenheit gegeben, entstandenen Schaden gut zu machen.“

Die Praxis der Gerichte ist allgemein, zunächst das Kind, wenn irgend angängig, in der elterlichen Familie, aber unter Aufsicht des probation officer zu lassen und die Familienbande nicht zu lösen, sondern zu kräftigen.

Einige Fälle aus der Praxis lassen am besten das Verfahren erkennen und beurteilen. Sie sind aus Mitteilungen über den Juvenile court in Chicago entnommen.

Dependent. Ein Vater polnischer Nationalität, Witwer, hatte seine Kinder zweifellos äußerlich gut versorgt, sie gut mit Kleidung und Nahrung versehen, aber zum Zweck der Erziehung sie hart gezüchtigt, u. a. durch Schlagen an den Kopf. Einmal gab ihm die Tatsache, daß der kranke Sohn durch Erbrechen sein Bett beschmutzt hatte, Anlaß zu solcher Züchtigung. Der eine Sohn war dadurch angeblich taub geworden. Das Gericht hielt ihm eine Vorlesung über richtige Erziehungsmethoden, ließ ihm die Kinder, stellte sie aber unter Aufsicht einer Pflegerin.

Ein farbiges Kind, seit dem Tode der Mutter von einer Schwester versorgt, war von dieser stark vernachlässigt, mangelhaft ernährt und schlecht gekleidet. Auf Bitten der Schwester nahm der Richter Abstand von der zuerst beabsichtigten Ueberweisung an eine Anstalt, ließ das Kind bei der Schwester, unterstellte es aber einem farbigen Probation officer.

Einer Mutter, Witwe, welche für ihren Lebensunterhalt arbeiten muß und deshalb ihre Kinder nicht beaufsichtigen kann, werden diese auf Antrag durch das Gericht abgenommen und einer Erziehungsanstalt überwiesen.

Ein Vater hat das Kind seiner Frau, von dem er vermutet, daß es im Ehebruch erzeugt ist, einem Findelhaus übergeben, weil auch die Frau sich des Kindes nicht annehmen will. Das Gericht nimmt beiden Eltern die Sorge für das Kind ab und überweist es einem Waisenhause, weil beide Eltern einen ungünstigen Eindruck machen.

Vier Kinder wurden vor das Gericht gestellt, weil man fürchtete, daß sie von den unverträglichen Eltern nicht gut erzogen werden würden. In der Verhandlung beschuldigen sich die Eltern gegenseitig, es stellt sich heraus, daß der Mann flucht (used vile language before the children) und die Mutter trinkt. Der Vater war imstande für die Familie zu sorgen. Die Eltern werden

miteinander vor den Richter geführt, ermahnt, sich zu bessern und an ihre Pflichten gegen die Kinder zu denken, zur Kirche zu gehen, das Trinken zu unterlassen. Die Kinder bleiben in der Familie, werden aber einem probation officer unterstellt.

Andre Fälle verlaufen genau, wie sie in Deutschland verlaufen würden, bei grober Vernachlässigung, schwerer Mißhandlung erfolgt Abnahme und Uebergabe an eine Anstalt oder Gesellschaft.

Delinquent. Ein Knabe, 14 Jahr alt, ist seinen Eltern entlaufen aus Furcht vor seinem trunkfälligen Vater. Er hält sich bei seiner Großmutter auf, wird von der Polizei abgefaßt beim Diebstahl von 12 Oelfässern. Er wird unter Aufsicht eines probation officer gestellt und in der Häuslichkeit der Großmutter belassen.

Ein 15 Jahr altes Mädchen, das auf der Straße um Mitternacht einen Raubanfall auf einen Mann unternommen hat, wird, da sie nicht ganz verdorben erscheint, einer Pflegerin zur Aufsicht überwiesen.

Einer Anstalt überwiesen wurden Knaben, welche bandenmäßig Diebstähle begangen haben und andauernd die Schule versäumt hatten. Charakteristisch ist an allen diesen Fällen, daß keine Bestrafung erfolgt, sondern lediglich für die zukünftige Erziehung gesorgt wird. Eigentümlich ist ferner, daß man mit Vorliebe von der Ueberweisung an einen probation officer Gebrauch macht. Diese Ueberweisung kommt beinahe einer Entziehung der elterlichen Rechte gleich, da dieser die weitgehendsten Rechte gegenüber dem Kinde hat, ungefähr wie ein nach § 1909 BGB bestellter Pfleger zur Sorge für die Person.

Vieles berührt uns fremdartig; der in deutschen Rechtsbegriffen Lebende empfindet den Eingriff des Staates in die elterliche Gewalt als sehr weit gehend. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß die Gesetze, wenn ihre Handhabung den Absichten des Gesetzgebers entspricht, und daran zu zweifeln, liegt kein Grund vor, geeignet sind, das Verbrechertum stark einzudämmen. Die Zeit, seit welcher solche Gesetze bestehen, ist zu kurz, um von wirklichen Dauererfolgen schon reden zu können, wenigstens lassen sie sich nicht zahlenmäßig belegen. Der allgemeine Eindruck, den die berichtenden Personen haben, ist jedenfalls ein außerordentlich günstiger.

Anhangsweise mag hier eine Einrichtung erwähnt werden, die sich in Denver findet, nämlich die Vereinigung aller an Kindern be-

gangenen Vergehen und Verbrechen unter die Jurisdiktion eines Gerichtes. Der Juvenile court in Denver verhandelt nicht nur über „dependent or delinquent children“, sondern auch gegen deren Eltern, z. B. wenn diese sich der körperlichen Vernachlässigung oder Mißhandlung von Kindern schuldig machen, so daß ihm nicht nur die erziehliche Fürsorge für die Jugend, sondern auch die kriminelle Verfolgung aller zum Nachteil der Jugend begangenen Handlungen zusteht. Insbesondere liegt diesem Gericht auch die Ausführung des Schulgesetzes*) in seinen Bestimmungen gegen das Schulenlaufen (truancy) ob. Besondere Beamte (truant officers)**), denen in Colorado wie den probation officers die Eigenschaften von Polizeibeamten beigelegt sind, und die demgemäß das Recht haben, unmittelbar gegen Eltern, Vormünder usw., die sich gegen das Gesetz vergehen, einzuschreiten, die auch sich in jedes Haus, jede Werkstatt usw., wo sich Kinder aufhalten, Eingang verschaffen können, dienen der Ueberwachung des regelmäßigen Schulbesuchs. Sie veranlassen herumtreibende Kinder zum Schulbesuch, wirken auf deren Eltern und Vormünder ein, ziehen diese auch nötigenfalls gerichtlich zur Verantwortung.

Im ganzen unterliegt der Jurisdiktion des Juvenile court in Colorado die Durchführung folgender Gesetze:

1. das Gesetz über sittlich straffällige (delinquent) Kinder***),
2. „ „ „ hilfsbedürftige (depedent) Kinder***),
3. „ „ „ Verantwortlichkeit der Eltern und anderer für moralische Verwahrlosung der Kinder,
4. „ „ „ Verantwortlichkeit der Eltern für Erziehüng, Pflege und Unterhalt der Kinder,
5. „ „ „ den Schulzwang,
6. „ „ „ Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben,
7. die verschiedenen Gesetze betreffend Bestrafung von Grausamkeit gegen Kinder.

Die Zusammenfassung der Rechtsprechung auf diesen verschiedenen, nur in dem einen Gesichtspunkt des Interesses der

*) Vgl. Lindsey, The Colorado juvenile court laws S. 38 u. folgende, ferner Lindsey, The problem of the children and how the state of Colorado cares for them S. 59 u. folgende.

**) Solche gibt es auch in anderen Staaten, z. T. nur ehrenamtlich tätig.

***) Die Fürsorge für verwahrloste und hilfsbedürftige Kinder, welche in Illinois in einem Gesetz geregelt ist, wird in Colorado durch zwei getrennte Gesetze geordnet. Die sämtlichen Kinderschutzgesetze Colorados sind in der wiederholt zitierten Sammlung Ben Lindseys zusammengestellt.

Jugendlichen übereinstimmenden Gebieten durch ein bestimmtes Gericht, die Ausführung der Gerichtsbeschlüsse durch eine bestimmte Gruppe von Beamten, die probation und truant officers, muß als außerordentlich glücklicher Gedanke bezeichnet werden.

Wenn man die Bestimmungen der amerikanischen Jugendschutzgesetze, die in den vorstehend gegebenen Ausführungen genügend gekennzeichnet sind, ins Auge faßt, Bestimmungen, die nicht unwesentlich von denen unserer Vormundschaftsgesetze abweichen, so muß man anerkennen, daß der amerikanische Juvenile court-Richter noch etwas anderes sein muß als lediglich Jurist, als Gesetzesmann. Er bedarf, und sein Amt gibt ihm diese, besonderer Erfahrungen über die Psychologie der Kindesseele und deren Entwicklung. Er muß auch, um die richtigen Maßregeln bezüglich der ferneren Erziehung des ihm vorgeführten Kindes treffen zu können, pädagogische Kenntnisse und Interessen besitzen. —

Der Geist der amerikanischen Jugendfürsorge spricht sich nicht nur in den Gesetzen, in der Handhabung der Rechtsprechung, sondern auch in den Veranstaltungen zur Erziehung der verwahrlosten und vernachlässigten Kinder aus.

Es wurde bereits oben darauf hingewiesen, daß die Wohltätigkeit auf dem Gebiete der Erziehungs- und Fürsorgegesellschaften, der Waisenhäuser, der Besserungsanstalten eine besonders große ist, derart, daß z. B. Illinois in seinem Juvenile court law die Frage der Bereitstellung von Mitteln zur Durchführung des Gesetzes nicht besonders zu behandeln braucht, sondern sich einfach auf die bestehenden Einrichtungen beziehen kann.

Beiläufig sei erwähnt, daß öffentliche Mittel, welche auch bei der Versorgung hilfsbedürftiger Kinder und der Erziehung verwahrloster Kinder herangezogen werden, in mehreren Staaten in der Form Verwendung finden, daß bestehende Privatanstalten und Vereine subventioniert werden.

Ueber die allgemeinen Verhältnisse der Anstalts- und Familienpflege gibt die vortreffliche Uebersicht Münsterbergs*) ge-

*) Münsterberg, Das ausländische Armenwesen. Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Heft 52. 1901. Seite 149. Zu beachten sind ferner die von Münsterberg gegebenen Uebersichten über die ausländische Literatur auf dem Gebiet der Jugendfürsorge in der Monatsschrift „Die Jugendfürsorge", deren Jahrgänge 1—4 (1900—1903) zahlreiche Einzelmitteilungen aus den Annual-Reports der Vereine und Anstalten geben.

Kurz werden die Jugendfürsorgeeinrichtungen berührt in Charles

nügenden Aufschluß, so daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht, ebenso wenig auf das bereits in den vorstehenden Ausführungen berührte staatliche Aufsichtssystem, das in den Boards of State commissioners of plublic charities, den Boards of county commissioners und welche Namen sie sonst führen — die Einrichtungen sind in den einzelnen Staaten verschieden —, in die Erscheinung tritt, und das ebenfalls bei Münsterberg geschildert wird.

Auch das bereits genannte ausgezeichnete Werk Baernreithers**) behandelt diese Einrichtungen ausführlich; von besonderem Interesse sind hier auch die Mitteilungen über den Strafvollzug an jüngeren Personen, die das sechzehnte oder achtzehnte Lebensjahr bereits überschritten haben, und die bis zum 30. Lebensjahr in Gefängnissen untergebracht werden können, welche mehr den Charakter von Erziehungs- und Besserungsanstalten tragen, als von Strafanstalten.

Auch in dieser Einrichtung finden wir die Grundauffassung des amerikanischen Strafgesetzes wieder, daß der Zweck der Strafe nicht in den schwierig genau faßbaren Begriffen einer Wiederherstellung der verletzten Rechtsordnung oder der Sühne für die Schuld erblickt wird, sondern in dem ganz praktischen Zweck, aus dem schuldig gewordenen, der Gesamtheit schädlichen Individuum eine sozial nützliche Person zu machen.

Hier ist nicht der Ort, im einzelnen zu verfolgen, wie der Gedanke verwirklicht wird. Jedenfalls verdient aber die Entwicklung der Erziehungs-, Straf- und Besserungsanstalten in Amerika, auch bei uns eingehend beobachtet zu werden.

R. Henderson, das amerikanische Armenwesen. Zeitschrift für das Armenwesen. V. 1904.

Ferner ist von den leichter zugänglichen Schriften noch zu nennen Dr. Karl Walcker, die pennsylvanische Children's aid society. Jugendfürsorge 1901. S. 34.

Die eigentümliche George Junior Republic, besprochen von Else Conrad in der Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, VII, behandelt auch Reicher, die Fürsorge für die verwahrloste Jugend. I. 3. Wien 1904.

**) Baernreither gibt Literaturnachweise.

Der römische Kaiserkultus.

Von

Adolf Matthaei.

Wegen seines Zusammenhanges mit der Geschichte der alten Kirche hat man zumeist dem römischen Kaiserkultus Aufmerksamkeit zugewandt. In der Gegenwart überwiegt vielleicht das allgemeine religionsgeschichtliche Interesse, das diese merkwürdige Erscheinung weckt. In der Tat erscheint es, während sonst die Anfänge der Religionen in ein für die Forschung schwer durchdringliches Dunkel gehüllt sind, als eine besonders aussichtsvolle Aufgabe, den Gründen nachzuspüren, welchen jenes Stück irrationaler Religion inmitten einer geschichtlich recht aufgehellten Zeit seine Entstehung verdankt hat. Wenn daher in dieser Darlegung weiterhin auch der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt zu seinem Rechte kommen soll, so wollen wir doch zuerst nach der Entstehung, Entwicklung und dem Sinne des römischen Kaiserkultus fragen, den man auf den ersten Blick nur für eine unbegreifliche Verirrung menschlicher Torheit und Schwäche erklären möchte.

Völlig unbegreiflich freilich ist die Einführung eines neuen derartigen Kultus nur vom monotheistischen Standpunkt aus. Man hat sogar gemeint, es habe dem Polytheismus ganz an Empfindung dafür gefehlt, daß durch die neu aufgebrachte Verehrung der Herrscher den alten Göttern Abbruch geschieht. Das ist nun zwar in vollem Umfange nicht richtig; denn obwohl des Augustus' Vertrauter Agrippa gegen die Errichtung von Kaiserstandbildern und -tempeln nur das sehr nüchterne Motiv der Sparsamkeit geltend macht, so ist es doch dem Kaiser Claudius z. B. in den Sinn gekommen, daß die Ueberhandnahme der Kaiserverehrung die Strafe der Götter nach sich ziehen könne, ein Gedanke, den wohlmeinende Ratgeber gegenüber der von Alexander dem Großen angestrebten Vergötterung mit noch größerer Schärfe

zum Ausdruck gebracht haben. Im ganzen war aber für das Altertum die Sache mit dem christlichen Grundsatze „Gott allein die Ehre!“ keineswegs abgetan, und auch nach ihrer Art fromme Männer, wie Vergil und Seneka, haben an der weiteren Vermehrung der immer unabsehbarer werdenden Zahl der Götter ebensowenig Anstoß genommen, wie für den katholischen Glauben durch die Kanonisation neuer Heiliger die Ehre der alten irgendwelche Einbuße erleidet. Nimmt man noch hinzu, daß bei den Alten die Grenze zwischen Menschheit und Gottheit fließend war und daß bei den Griechen vor allem die Heroen, bei den Römern die Manen, Genien, Personifizierungen abstrakter Begriffe allerlei Zwischenstufen bildeten, so versteht man schon eher, wie auf dem Boden des griechisch-römischen Polytheismus die Verehrung solcher Menschen, die als Herrscher eine alle überragende Stellung einnahmen, entstehen und wachsen konnte. Neuerdings*) ist auch besonders stark der Anteil gewertet worden, den Aristoteles durch seine Schilderung von dem Ideal des absoluten, gottgleichen Herrschers an dieser Entwicklung gehabt hat. Aber nur die allgemeine Möglichkeit läßt sich auf solche Weise dartun; daß der Kaiserkult jedoch zu einer Realität und zwar zu einer harten Realität geworden ist, die allem Anprall, nur nicht dem christlichen Glaubensmut, widerstehen konnte, das muß in den besonderen Zeitumständen und in der Eigenart bestimmter Personen seine Erklärung finden.

Da ist es nun zur Gewohnheit geworden, dem Augustus und den Dichtern des augusteischen Zeitalters die Hauptschuld an dem Aufkommen des Kaiserkultes aufzubürden. Allein eine bessere Kenntnis der hellenistischen Zeit hat längst — und das fängt nachgerade auch an allgemein bekannt zu werden — gelehrt, daß das Zeitalter Cäsars und des Augustus bloß das Erbe übernommen hat, das die Herrscherkulte in den vorrömischen Reichen des Orients ihm zugeschoben haben. Zurückgehen müssen wir daher auf Alexander den Großen, und eigentlich in die graue Vorzeit, in der doch auch hier die letzten Ursprünge der religiösen Erscheinung stecken. Denn unglaublich klingt die von Zonaras überlieferte Anekdote, daß in der Ammonsoase der altehrwürdige Priester ihn ΠΑΙΔΙΟΝ (mein Sohn) habe anreden wollen, und daß er aus Unkenntnis des Griechischen daraus ΠΑΙΔΙΟΣ gemacht habe, was in die beiden Wörter παῖ Διός (Sohn des Zeus, resp. Ammon) auseinander

*) Eduard Meyer in histor. Zeitschr. 1903 S. 398 Anm. 2 und in seinem Vortrag auf der Philologenversammlung 1905.



gezogen sei! Nicht albernes Mißverständnis oder Frivolität, sondern überlegte Regierungsweisheit, die er seinem Lehrmeister Aristoteles verdanke, wird Alexander dazu geführt haben, in Aegypten, das an die fußfällige Verehrung des Perserkönigs gewöhnt war und das vor Alters die Pharaonen zu den Göttern des Landes gezählt hatte, sich zuerst als Wesen übermenschlicher Art ehren zu lassen, wobei für die Griechen die Anknüpfung an die διοτρεφέες βασιλῆες des Homer und an die göttliche Verehrung des Lykurg nahe lag.

So wenig Alexander seinen Anspruch, dessen Widersinn ihm selbst nicht entging, hat unwidersprochen durchsetzen können, so haben seine Nachfolger ihn doch, abgesehen von dem Widerstand des Judenvölkchens, mit größerem Glück wieder aufgenommen, ein Beweis, daß die ganze Erdichtung doch wohl nicht aus persönlicher Willkür des einzelnen Herrschers entsprungen war, wie die Spartaner es meinten, deren Beschluß auf Alexanders Anzeige von seiner Erhöhung lautete: „Weil es Alexander beliebt ein Gott zu sein, so möge er ein Gott sein". Tatsache ist, daß sowohl die Seleuciden wie die Ptolemäer über menschliches Maß hinausgehende Ehren gefordert und empfangen haben. Am bekanntesten ist das durch die Bibel geworden von dem syrischen Könige Antiochos Epiphanes (d. h. der sichtbare Gott!), den das zweite Makkabäerbuch erst kurz vor seinem qualvollen, durch Würmerfraß bereiteten Ende zu der Einsicht kommen läßt, daß ein sterblicher Mensch nicht so vermessen sein solle, sich dünken zu lassen, er sei Gott gleich. Aber das Gleiche gilt auch von den Ptolemäern in Aegypten und den Attaliden im pergamenischen Reiche. Um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, kann auf die griechische Insel Thera verwiesen werden, die nach den Diadochenkämpfen dem Ptolemäerreiche zugefallen ist. So genau wie selten ein gleich kleines Fleckchen Erde ist nämlich diese auch geologisch äußerst interessante Insel durch die Grabungen und Untersuchungen Hillers von Gaertringen und seiner Mitarbeiter erforscht worden. Hier hat sich nun eine Inschrift gefunden, in welcher sich ein gewisser Artemidoros rühmt, den drei ersten Ptolemäern Altäre und ein Heiligtum errichtet zu haben, und vor dem Ptolemäerheiligtum ist noch ein seltsames, hufeisenförmig gestaltetes Stück erhalten. Aber auch den Uebergang dieser orientalischen Reiche in das große römische Weltreich hat der Herrscherkult überdauert; anstatt der Könige waren es nun teils Roma oder die „Fortuna" des römischen Volkes, teils römische Statthalter, denen

Altäre, Tempel und Statuen beschlossen wurden. Auch Cicero waren als Statthalter von Cilicien solche Ehren zugedacht, die er freilich bescheiden genug war auszuschlagen.

Da kam die Zeit des Todeskampfes der Republik und noch unter ihren Todeszuckungen wurde in Rom der neue Gott geboren. Denn als der geniale Cäsar nach glänzenden Siegen über Pompejus und die Pompejaner und, wie es schien, in unbestrittenem Besitz der Alleinherrschaft nach Rom zurückkehrte, übertrug ihm der geängstigte Senat nicht nur die höchsten politischen Aemter, sondern beschloß für ihn auch göttliche Ehren, wie sie vorher nur ein Herrscher des Ostens genossen hatte. Was half es, daß Cäsar an dem ehernen Standbild, das der Senat ihm über einer Weltkugel errichten ließ, die Widmung „dem Halbgott“ ausmerzen ließ, wenn bald darauf nicht ohne sein Zutun seine Bildsäule in den Tempel des Quirinus gestellt wurde mit der Inschrift: „Dem unbesieglichen Gott“. Ehe er Zeit hatte, sich über den Sinn seiner Gottheit klar zu werden, wurde der „unbesiegliche Gott“ an den verhängnisvollen Iden des Jahres 44 vor Christi von den 23 Dolchstößen der Verschworenen besiegt, aber nur, um nach dem Glauben des Volkes als Gott unter die Sterne versetzt zu werden. Die endgültige Errichtung der Monarchie und des Kultes für den lebenden Herrscher ließ bekanntlich noch 13 Jahre auf sich warten. Es war der vernichtende Sieg bei Aktium, der mit einem Schlage der römischen Welt Klarheit darüber gab, daß Oktavian nicht nur Cäsars Erbe hieß, sondern tatsächlich in vollem Umfange dessen Erbschaft angetreten habe und damit auch das Erbe seiner Gottheit. Unglaublich rasch und wie von selbst hat sich hier alles gemacht, nachdem Oktavian einmal sich in Aegypten die Ehren der Ptolemäer hatte gefallen lassen. Auf Thera, der früheren Stätte des Ptolemäerkultes, wurde dem neuen Herrscher schon bald nach der Schlacht bei Aktium, jedenfalls vor dem Jahre 27 vor Christi, ein zylindrischer Altar mit Triglyphen, Metopenfries, Stierköpfen und Guirlanden errichtet und mit der Inschrift versehen: „Dem Alleinherrscher Cäsar, dem Gottessohne“. Im Jahre 12 vor Christi erbauen auf Betreiben des Drusus die Gallier am Zusammenfluß der Saône und Rhone einen Augustus und der Dea Roma gemeinsam gewidmeten Riesenaltar und daneben die Kolossalstatue des Augustus. Und was Italien betrifft, so lehrt Pompeji das frühzeitige Eindringen des Herrscherkultes. Noch findet man dort die ansehnlichen Ruinen des Tempels der Fortuna Augusta, dessen Besorgung einem

aus Sklaven und Freigelassenen gemischten Priesterkollegium anvertraut war. Da dieses im Jahre 3 vor Christi gestiftet wurde, so kann der Tempel nicht später entstanden sein. Eine noch ältere Kultusstätte hatte Augustus in Pompeji im Hofe des Apollotempels, und zwar in Verbindung mit Merkur und der Maja; an ein ähnlich zusammengesetztes Priesterkollegium, das sich anfangs nach allen drei Gottheiten nennt, später aber kurzweg ministri Augusti heißt, erinnern noch zahlreiche Weihinschriften.

Wie aber gestaltete sich in Rom selbst der neue Kult? Oktavians Initiative beschränkte sich darauf, seinem Adoptivvater Julius Cäsar einen Tempel zu stiften. Es ist das die im Jahre 28 vor Christi vollendete aedes Divi Julii, deren Reste noch auf dem Forum Romanum zu sehen sind. Damit war der Kult der verstorbenen Herrscher, der Divi Augusti, endgültig begründet, ein Kult, der in Rom durchaus nicht unerhört war und sich daher widerspruchslos einbürgerte; hatte er doch seine Anlehnung an der allgemeinen Manenverehrung, und insbesondere war er vorgebildet durch die Apotheose des Romulus, des ersten Königs und Stadtgründers, und seine Verehrung als des Gottes Quirinus. Von der Apotheose des Vorgängers fiel natürlich ein gewisser Schimmer auf den lebenden Herrscher zurück: war Cäsar ein Gott, so war Oktavian ein Gottessohn, und diese Fiktion verstärkte er mit Unterstützung der Dichter noch geflissentlich durch die Zurückführung des julischen Geschlechts auf den Trojaner Aeneas und dessen göttliche Mutter, die Venus.

Sehr zurückhaltend dagegen zeigte sich Oktavian in der Frage des eigenen Kultes. Wie auf politischem Gebiete das Volk ihm stürmisch anfangs alle Vollmachten anbot, von denen er doch nur den ihm gutscheinenden Teil nahm, so brachten ihm zunächst, ehe der Wille des Herrschers sich bestimmt erklärt hatte, die Dichter maßlose Huldigungen entgegen. Allen voran schritt Vergil, dem man wirklich etwas von Prophetengabe zusprechen müßte, wenn man nicht wüßte, daß er einfach auf den Erben überträgt, was ihm für Cäsar feststand; denn schon im Jahr 40 v. Chr., als von dem wirklichen Antritt der cäsarischen Erbschaft noch keine Rede sein konnte, nennt er Oktavian einen Gott und gelobt später (vor 29 v. Chr.), ihm einen Tempel zu bauen! So weit ist Horaz nie gegangen; aber in der im Jahre 28 n. Chr. gedichteten zweiten Ode des ersten Buches deutet er an, ohne es geradezu auszusprechen, der ersehnte Beendiger der Bürgerkämpfe sei der auf Erden erschienene

Gott Merkur selbst. Man tut dem Dichter unrecht, wenn man ihm als frei erfundene Schmeichelei zur Last legt, was damals offenbar in der Luft lag. Merkur galt ja als der Friedebringer; so erklärt es sich, daß in zwei Inschriften sich die Widmung Mercurio Augusto findet, daß, wie wir schon gesehen haben, in Pompeji mit seinem Kulte der des Augustus vereint war, und eine Inschrift von Denderah in Aegypten nennt ihn Helmîs Kaisar, Liebling des Ptah und der Isis, wo unter Helmîs wahrscheinlich auch Hermes-Merkur zu verstehen ist.

Es wäre Oktavian ein Leichtes gewesen, diese Auffassung zu offizieller Geltung zu erheben, allein, entschlossen mit dem Senat die Regierungsgewalt zu teilen und auf die Ausübung einer absoluten Herrschaft zu verzichten, ging er auf die ihm zugedachte Gleichstellung mit einer der höheren Gottheiten nicht ein: achtzig ihm gewidmete silberne Statuen ließ er einschmelzen, um den Erlös für die Ausschmückung des neuen Apollotempels zu verwenden, und verbat sich in Rom jeden Tempelbau. Dagegen duldete er, daß man bei seinem Genius schwor, und daß in den Liedern der Salier sein Name neben den Göttern genannt wurde; ordnete an, daß zwischen die Bilder der beiden Laren, deren uralten Kult er selbst neu belebte, an allen Straßenecken sein Genius gestellt wurde, und ließ den Senat beschließen, es solle bei allen Gelagen seinem Genius ein Trankopfer gebracht werden. Diesen Wink verstanden denn auch die Dichter, und in den späteren Gedichten des Horaz wird man schwerlich etwas Ueberschwängliches finden. Denn wenn er das Walten des Augustus mit dem Jupiters in Parallele stellt und jener ihm nach Jupiter der Zweite ist, so darf man nicht vergessen, daß selbst der strenge Tertullian von den Christen gesagt hat: „Sie ordnen den Kaiser Gott, aber nur Gott unter; er ist nach ihm der Erste.“ Und nur der schon eingebürgerte Brauch, von dessen Tatsächlichkeit sich auch in Pompeji Spuren finden, wird geschildert in der Strophe (Ode IV, 5, nach Bacmeister):

„Dir gilt manches Gebet, gelten des lauteren
Weins Weihschalen, und Dich (Deinen Genius) stellt er den Laren gleich,
Fromm wie Gräcia dort dankbar des Herkules
Hoheit noch und den Kastor ehrt.

Diese Ueberspielung des Kultes auf seinen Genius war der denkbar glücklichste Ausweg, den es gab, wenn Augustus doch einmal, geschichtlicher Notwendigkeit nachgebend, sich Ehren gefallen lassen mußte, die selbst gewöhnlichen Statthaltern zu teil geworden waren.

Dem Fluch der Lächerlichkeit wenigstens brauchte dieser Kult nicht anheimzufallen, sondern konnte auch dem denkenden Römer annehmbar erscheinen, wenn er nicht der Person des lebenden Herrschers, sondern seinem Genius galt. Was ist denn aber der Genius des Herrschers? Wir erfahren zunächst, daß nach römischem Glauben jeder Mensch seinen besonderen Genius hat, der ihn als sein besseres Ich von der Wiege bis zum Grabe begleitet und sein Schicksal bestimmt. Nimmt man aber dazu, daß in Pompeji der Augustustempel die Bezeichnung Fortuna Augusta trägt und daß anstatt beim Genius des Herrschers schwören auch gesagt wird: bei seinem Glücke schwören, so merkt man, daß Genius und Fortuna des Kaisers identisch*) sind und daß die Vorstellung zu Grunde liegt von einer besonderen Schicksalsmacht oder Schutzgottheit, welche über dem Herrscher waltet und seinen Regierungsakten glücklichen Erfolg verleiht. Ist es so, so erkennt man den Keim dieser Auffassung schon in Cäsars bekannter an den verzagten Fährmann gerichteten Antwort: „Du trägst Cäsar und sein Glück“. Nun ist es auch nicht mehr befremdlich, weshalb der Kaiserkult sich so häufig mit dem des Genius oder der Fortuna des römischen Volkes bezw. der Stadt Rom vereinigt findet. Mit der Fortuna des Kaisers ist ja nicht die Lenkung kleiner bedeutungsloser Vorgänge im Leben des Kaisers gemeint, sondern, wie die Opferlisten der fratres Arvales zeigen, die Förderung seiner Gesundheit und seines Lebens, sowie die Begünstigung seiner Amtsführung, mit der die Geschicke des Volkes aufs engste zusammenhängen.

Fragen kann man allerdings noch, ob diese theoretische Unterscheidung zwischen Genius und Person des Kaisers denn auch wirklich durchgeführt ist. Daß diese Frage für den öffentlichen Kult zu bejahen ist, lehren wiederum die Opferprotokolle der eben genannten Priesterschaft, die freilich erst von der Zeit des Claudius ab für uns in Betracht kommen; am handgreiflichsten beweisen es diejenigen Stellen, an denen es heißt, daß dem Genius des (lebenden) Kaisers für seine Wohlfahrt (pro salute) ein Opfer gebracht worden ist. Ebenso merkt man, wenn von den Christen gefordert wird, vor dem Bilde des Kaisers für sein Heil Rauchopfer zu bringen, daß Genius des Kaisers und Kaiser zweierlei sind: dieser der Schützling, jener die schützende Macht. Auch die Kaisergenien in den pompejanischen Hauskapellen lassen sich mit

*) Die Identität beweist auch die Tacitusstelle: Fortunam et deos et numen (= genium) Othonis adesse.

den Gestalten der sterblichen Herrscher gar nicht verwechseln; sie zeigen nur geringe Porträtähnlichkeit und werden, ähnlich den Laren, als schwebende Jünglinge mit der Opferschale in der Hand dargestellt.

Aber in diese klare von Augustus begründete Auffassung brachten doch Volk und spätere Kaiser allerlei Trübungen hinein, woran übrigens jener durch Begünstigung der albernen Venus-Aeneas-Julus-Fabel mitschuldig geworden ist. Oft auch wissen die Gebildeten offenbar selbst nicht recht, ob sie den Kaiser einen Gott oder Heros nennen, ob sie ihn den Göttern gleichstellen oder nur vergleichen sollen.*) Dazu kommt die alte Verwechslung zwischen Bild und angebeteter Macht, sodaß zu den Zeiten des Tiberius eine Angeklagte meinte, unter dem Schutze des Kaiserbildnisses den Richter ungestraft beleidigen zu können, ein Unfug, der ihr allerdings bald gelegt wurde! War es so in Rom, so mußte es viel schlimmer in den griechisch redenden Teilen des Reiches aussehen, wo der Begriff des Genius nicht geläufig war und früher solche Skrupel unbekannt gewesen waren, sodaß sich Augustus zn Kleinasien anstatt bei seinem Genius geradezu bei seinem Namen den Huldigungseid leisten ließ. Kein Wunder daher, daß die Christen sich immer in dem Sinne gegen den Kaiserkult wehren, als mute man ihnen zu, die Person des Kaisers selbst als Gott anzuerkennen.

Und sind die Kaiser an dieser Verwirrung schuldlos gewesen? Gar manche von ihnen haben doch dem Reiz nicht widerstehen können, neben ihrer amtlichen Gottheit sozusagen noch eine private Gottheit in Anspruch zu nehmen; ist doch Augustus selbst daran mitschuldig geworden durch seine Begünstigung der albernen Venus-Aeneas-Julus-Fabel, die ihm bei Horaz die Anreden „Divis orte bonis“ und „Clarus Anchisae Venerisque sanguis“ einbrachte. Dem Tiberius freilich kann diese Verirrung am wenigsten zur Last werden. Er beeilte sich zwar nach seinem Regierungsantritt, seinem Vorgänger in Rom einen Tempel zu bauen und dessen Kult einem vornehmen Priesterkollegium, den Augustalen, zu übertragen; aber auf ihm selbst zu errichtende Tempel, die er nur im Orient zugelassen zu haben scheint, legte er so wenig Wert, daß die ihm mißgünstige Partei ihn deswegen einen kleinen Geist nannte, der sich

*) So wählt bei Tacitus (ann. III 36) der Senator Cestius den ausweichenden Ausdruck „principes instar deorum esse“ und ähnlich heißt es bei Euseb. hist. eccl. II 3: „αὐτὸν (den Kaiser) ὥσπερ θεὸν δέχεσθαι“.

nicht dazu aufschwingen könne, nach der höchsten Ehre zu streben. Doch erreichte die Verwirrung den Höhepunkt schon unter dessen nächstem Nachfolger Caligula, der selbst in Rom mehrere Tempel hatte. Wenn Sueton dazu von ihm berichtet, daß er auf der Terrasse des Kastortempels zwischen den Reiterstandbildern der Dioskuren stehend sich als Gott hat anbeten lassen, so ist man geneigt, das als eine Uebertreibung dieses das Anekdotenhafte liebenden Schriftstellers anzusehen; aber die Ausgrabungsarbeiten an der Südseite des Forum Romanum haben eine überraschende Bestätigung geliefert; sie haben die gewaltigen Bauten bloßgelegt, durch welche der wahnwitzige Kaiser den Kastortempel mit seinem Palast auf dem Palatin hat verbinden wollen, damit jener gewissermaßen als eine Vorhalle zum Tempel seiner eigenen Gottheit erschiene! Mit Recht wohl spricht man hier von Wahnsinn; denn dies Gebahren läßt auf eine Doppelheit des Selbstbewußtseins schließen, die sich nur auf der Grundlage geistiger Störung bilden konnte!

Dem gegenüber machen die Vermummungsscherze Neros und seiner späteren Nachtreter Domitian und Commodus, die sich in dem Kostüm bald dieses, bald jenes Gottes dem Volke zeigten, den Eindruck einer nicht ernst gemeinten Spielerei. Vorher übrigens war noch Claudius zu nennen, von dem es heißt, daß er sich, sogar aus religiösen Skrupeln, gegen seine Vergötterung gesträubt habe. Dasselbe wird von Vespasian gesagt, der indessen die ihm noch in der Zeit seines Privatlebens durch den Tod entrissene Gattin Domitilla konsekrieren ließ, und dessen auf dem Totenbett gesprochenes Witzwort „Wehe mir, ich meine, ich werde zum Gott" sich nur auf die ihm bevorstehende Apotheose beziehen kann. Trajan soll sogar die Anrufung seines Genius untersagt haben. Daß aber diese Nachrichten mit Vorsicht aufzunehmen sind, beweisen folgende Tatsachen: Wie die Acta fratrum Arvalium ausweisen, hat diese Brüderschaft dem Genius des Claudius am 15. Dezember 55 und am 1. Januar 58 nach Christi geopfert; noch zu Lebzeiten des Vespasian wurde ihm in Pompeji kurz vor der Zerstörung der Stadt ein Tempel vollendet; Trajan hat es seinem Statthalter Plinius nicht verwehrt, die angeklagten Christen zum Räuchern vor dem Kaiserbildnis anzuhalten. Auf Grund dieser Tatsachen läßt sich doch behaupten, daß die persönliche Ueberzeugung des einzelnen Herrschers machtlos war gegenüber dem festgewordenen offiziellen System, nach welchem einmal einerseits den Manen des

verstorbenen Kaisers, sofern der Nachfolger nicht die Konsekrierung durch den Senat herbeizuführen absichtlich unterlassen hatte, und andrerseits dem Genius des regierenden Kaisers göttliche Ehren zustanden, und zwar mit einer Unterscheidung, die in der Wahl der Opfertiere zum Ausdruck kam. Mit dem Dulden dieser Zeremonien war Bescheidenheit, ja Frömmigkeit des Herrschers durchaus verträglich, wie denn die weißen Stiere unter Markaurel schlimme Tage gehabt haben sollen, weil er sie nach seinen Siegen massenhaft zu opfern pflegte, ein Beweis, wie sehr dieser Kaiser sich den Göttern gegenüber als abhängiges Geschöpf fühlte.

Dagegen mag die persönliche Eitelkeit anderer Kaiser auf die Hofetikette, sowie auf das Maß und den Umfang der ihnen gezollten Bedingungen bestimmenden Einfluß gehabt haben. Groß in dieser Hinsicht ist Domitian gewesen. Daß er in dem Tempel, den er selbst dem Jupiter Custos auf dem Kapitol erbaute, sich an Jupiters Busen ruhend abbilden ließ, kann man ihm nicht einmal so übel nehmen; denn diese Darstellung bezog sich auf die Errettung auf dem Kapitol, die er vor seiner Thronbesteigung als besonderer Schützling des Gottes ihm zu verdanken gehabt haben wollte. Bedenklicher ist, daß er im Zusammenhang mit seinen absolutistischen Gelüsten die Statthalter anwies, ihn in allen Berichten „Herr und Gott" anzureden, während Augustus auch nicht „Dominus" hatte heißen wollen. Unter einem solchen Herrscher hatten Schmeichler und Hofpoeten freie Bahn und Aussicht auf ein profitables Geschäft. So kam es, daß zu seiner Zeit einer der ekelhaftesten Dichterlinge aufkommen konnte, dessen Kunst je um Brot betteln gegangen ist. Sein Name Martial könnte allerlei Mannestugenden erwarten lassen; in Wirklichkeit aber war er ein feiger Speichellecker, gegen den die augusteischen Dichter und auch sein Zeitgenosse Statius die reinen Waisenknaben sind. Das Empörendste in seinen Poesien ist, daß er den Kaiser nicht nur den Göttern einzureihen, sondern sogar über diese zu stellen versucht. An einer*) Stelle meint er, daß Jupiter dem Domitian mehr Dank schulde, nämlich für seine Tempelbauten, als dieser jenem, und daher, wenn er ihm gebührend lohnen solle, Bankerott erklären müsse; und an einer andern**) Stelle spricht er die Vermutung aus, daß die Götter Domitian selbst in Anerkennung für seine in Wirklichkeit sehr zweifelhaften Kriegserfolge Opfer dar-

*) Mart. epigr. IX 3 v. 14: nam tibi quod solvat non habet arca Jovis.
**) ebendort VIII 4 v. 14: Sed faciunt ipsi nunc, puto, sacra dei.

bringen! Diese Aeußerungen sprechen jeder Ehrfurcht gegen die Götter wie jeder wahren Achtung vor dem Gebieter Hohn und werfen dazu ein schlimmes Licht auf den Charakter Domitians, dem solche Schmeichelei gut genug war. Ihm gleich getan hat es, nachdem inzwischen die Reihe verständiger und verdienstvoller Herrscher von Nerva bis Markaurel sich mit dem offiziellen Kult begnügt hatte, wohl nur noch Commodus, der sich, als er in der Erscheinung Merkurs, nackt, nur mit dem vergoldeten Schlangenstab in der Hand und mit den Flügelsohlen an den Füßen, ins Theater trat, vom Volke mit dem Rufe anbrüllen ließ: „Du einziger von Ewigkeit her, du Gott!"

Ernster zu nehmen ist aber der Versuch einer festen Einordnung der Herrscher in das alte Göttersystem, den wenige Jahrzehnte vor dem entscheidenden Zusammenbruch des Polytheismus Diokletian und seine Nachfolger zur vermeintlichen Rettung des Reiches unternommen haben. Es war eigentlich von vornherein zu erwarten gewesen, daß der Kaiserkult sich an den des Jupiter Capitolinus angelehnt hätte, den die Römer ja schon zu den Zeiten der Republik als den allmächtigen Beschützer, Erhalter und Wohltäter des Staates verehrt hatten. An Ansätzen dazu hatte es nicht gefehlt, seitdem Cäsars Triumphwagen auf dem Kapitol Jupiter gegenüber aufgestellt worden war; die nahe liegende Parallele zwischen Jupiter und dem Herrscher auf Erden ziehen sowohl Horaz wie Ovid, während Properz den Augustus, und die späteren Dichter den Domitian, der ja auch der Liebling dieses Gottes sein will, geradezu noster Jupiter nennen, und mit Vorliebe werden die Kaiserbildnisse, auch das Trajans, im Vorhofe des Jupitertempels auf dem Kapitol untergebracht. Aber eine folgerichtige Durchführung dieser natürlichen Verbindung hat wohl des Augustus bescheidener Sinn verhindert, der es einmal vorzog, seinen Kult in der Stadt mit dem Larenkult und in den Provinzen mit dem der Stadt Rom zu vereinigen, und so kam in die Anknüpfung an die bestehenden Kulte dasjenige Schwanken hinein, für das schon die zweite Ode des Horaz charakteristisch ist, der sich zuletzt entschließt, in Oktavian den Merkur sehen zu wollen. Diokletian nun, der eigentlich C. Aurelius Valerius hieß, aber jenen Namen von seiner Vaterstadt Dioklea im Hinblick auf den darin steckenden Namen des Zeus angenommen hatte, führte nach der Errichtung der absoluten Monarchie und nach der Neueinteilung des Reiches für sich und den zweiten Oberkaiser die Bezeichnung „Jovier", Jupitersöhne,

ein und erneuerte die von Domitian beliebte Anrede als „Deus", während die beiden Unterkaiser als „Herculier", Herculessöhne, zu dem höchsten Gott in ein abgestuftes Verhältnis gesetzt wurden. Diese Fiktion wurde auch von seinem Nachfolger soweit getrieben, daß die Götter der alten Götterfamilie die „Verwandten" (συγγενεῖς) des Kaisers heißen. Das war sicher mehr als ein Spiel der Eitelkeit; es war in einer Zeit, wo die alte Götterverehrung durch das Christentum schon ernstlich bedroht war, der freilich zu spät unternommene Versuch, ein festes Bündnis zwischen Thron und Altar herzustellen. Jeder Kaisergetreue sollte sich verpflichtet fühlen zur Verehrung der den Kaisern verwandten Götter, und der den alten Göttern Ergebene um seiner Religion willen treu zu den Kaisern halten.

Nach diesen Bemerkungen über die wechselnde Stellungnahme der Kaiser zu ihrem Kult kommen wir nun zu der für die Religionsgeschichte wichtigsten Frage, ob und inwieweit in dem Kaiserkultus ein Stück wirklicher Religion zu erkennen ist. Zuvörderst ist festzustellen, daß selbst die widerwärtigsten Verzerrungen der Kaiservergötterung, die naturgemäß bei dem angestellten Ueberblick das Auge mehr auf sich ziehen mußten, als ihre Wertung durch die besonnen denkenden Kaiser, es nicht vermocht haben, diesen Kultus zu diskreditieren, der, wenn die Ptolemäer- und Seleucidenzeit mit eingerechnet wird, in einem großen Teile der Welt nicht weniger als 600 Jahre bestanden hat, und zwar in der Weise, daß der vorher für das Volksleben ziemlich bedeutungslose Kult seit seiner Berührung mit dem römischen Geiste einen ungeheuren Aufschwung genommen hat. In Delphi z. B. nahm der neue Kult unter Verdrängung der Heroen von den vorhandenen Tempeln Besitz, und zeitweilig schienen überhaupt die alten Götter in den Schatten treten zu müssen. Sollte das nur in der größeren Machtfülle der römischen Kaiser und in der Propaganda ihrer auf Karriere bedachten Beamten seinen Grund gehabt haben? Das war allerdings das Urteil der christlichen Zeitgenossen. Clemens Alexandrinus sagt z. B. von den Kaisern: „Es sind von Einbildung aufgeblasene Menschen, die sich selbst zu Göttern machen," und nach Tatians Meinung steht es mit der Göttlichkeit der Kaiser wie mit der des Antinous (des bekannten Lieblings Hadrians): Der Glaube an seine Himmelfahrt ruht auf dem Zeugnis eines bezahlten Meineidigen, der im Innern über den Gott lachte." Heutzutage ist man aber etwas vorsichtig damit geworden, irgend

welche Religionserscheinung auf bloße Herrschsucht und Priesterbetrug zurückzuführen. Daher muß doch mit vollem Ernste die Frage nach dem religiösen Kern der scheinbar widersinnigen Kaiservergötterung aufgeworfen werden, zumal da wir es nicht mit einer Zeit zu tun haben, in der, wie man früher meinte, die Religion im Absterben begriffen war, in der es also auf etwas mehr oder weniger Firlefanz in Angelegenheiten des Kultus nicht angekommen wäre, sondern wo das religiöse Bedürfnis neue Bahnen suchte.

Bei der Beantwortung dieser Frage wird es gut sein, wieder zwischen dem Kulte der verstorbenen und der lebenden Kaiser zu unterscheiden. Was den ersteren betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die vorgebliche Versetzung Cäsars unter die Sterne, weit entfernt künstliche Mache zu sein, vom Volke ehrlich geglaubt wurde, und ein anderer fester Punkt ist, daß nach dem Tode des trefflichen Markaurel seine Verehrung als des Schutzgeistes des römischen Staates sich mit urwüchsiger Kraft Bahn brach, so daß ihm jedes Alter und Geschlecht, alle Klassen und Stände freiwillig göttliche Ehren erwiesen, daß als gottlos galt, wer sein Bild nicht in seinem Hause hatte, und daß sein Kult sich ein Jahrhundert lang behauptet hat. Gewiß waren nicht alle konsekrierten Herrscher nach ihrem Tode gleich volkstümlich wie Markaurel und, wie hinzugefügt werden kann, Augustus, dessen Kult z. B. in der kleinasiatischen Stadt Sebaste Jahrhunderte lang in den Händen derselben Priesterfamilie geblieben ist; machte doch auch der fromme Alexander Severus einen Unterschied, indem er nur den Büsten der besten Kaiser in seiner Hauskapelle einen Platz vergönnte; aber wenn auch nur diese beiden Tatsachen festständen, so geht es doch um so weniger an, den ganzen Kult der Divi in das Gebiet des Schwindels zu verweisen, als nach dem Tode des Herrschers der Einzelne für seine Privatangelegenheiten von ihm nichts mehr zu fürchten und zu hoffen hatte.

Dagegen wiederholt sich dem Kult der lebenden Kaiser gegenüber leicht der Verdacht der maßlosen Eitelkeit auf der einen und skrupelloser Schmeichelei auf der andern Seite. Ungeheuerliche Beispiele für beides sind uns ja vorher bei unserer Durchmusterung schon begegnet, und daß gemeine Streber am Hofe und in den Provinzen dem Kult des umschmeichelten Gebieters durch allerlei Kunstmittel Vorschub geleistet haben, soll nicht geleugnet werden. Aber erklärt das wirklich alles? Erklärt sich auch so, daß dem

Oktavian, ehe er nur die Hände danach ausstreckte, von allen Seiten sein Kult aufgedrängt wurde und daß bescheiden denkende Herrscher ihren Kult höchstens haben eindämmen, aber ihm nicht haben Einhalt tun können? Man vergesse auch nicht, daß neben Tadlern der durch ihre Auswüchse zum Spott herausfordernden Kaiservergötterung, wie Plutarch, Lukian und Pausanias, sich auch Männer einwandfreien Charakters nennen lassen, die derselben nicht fernstanden. Als **anima candida** wird Vergil gerühmt, und doch hat er Oktavian vergöttert wie nur einer der gleichzeitigen Dichter; auch Seneca spricht vom Gott Augustus und von göttlichen Händen des Kaisers, und der ehrenhafte ältere Plinius hat Vespasian, der gar nicht einmal Wert darauf legte, einen Gott genannt. Nimmt man noch dazu das Zeugnis des christlichen Apologeten Minucius Felix, daß der Eid beim Genius des Kaisers gewissenhafter gehalten wurde als der bei Jupiter geschworene, und die an Fanatismus grenzende Empfindlichkeit des Volkes, die sich gerade da geltend macht, wo Christen dem Kaiser Weihrauch zu opfern sich weigern, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß in dem Kaiserkult wirklich ein Stück Religion steckte; wenn sich natürlich auch im einzelnen der Feststellung entzieht, welchen Anteil dabei bewußte Heuchelei, stumpfe Nachbeterei und echtes Gefühl gehabt haben.

Und welcher Art war dies religiöse Gefühl? Bei zahlreichen Völkern findet und fand sich bestimmter oder unbestimmter die Ahnung, daß der Staat eine göttliche Ordnung ist und daß daher die Gottheit selbst den Herrscher eingesetzt hat. Diese auch im Neuen Testamente (Röm. 13, V. 1 und 5, 1. Petr. 2 V. 13) klar bekundete und von Luther wieder zu Ehren gebrachte Ueberzeugung erhielt auf polytheistischem Boden ihren kräftigsten Ausdruck durch die Vergötterung des Herrschers und seinen Kult. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß gerade im römischen Reiche der Herrscherkult eine größere Rolle als in andern Staaten gespielt hat, weil für die Römer, wie schon das in beiden Beziehungen gebrauchte Wort **pietas** beweist, Religiosität und Patriotismus unlösbar verbunden waren, und weil ihnen von jeher die tiefste Ehrfurcht vor den staatbildenden und erhaltenden Mächten eigen gewesen war.

Wenn den besseren Kaisern auch der Gedanke vorgeschwebt haben mochte, daß bei der Zusammenwürfelung nach Nationalität und Religion getrennter Völker ihr Kult geeignet war, eine religiöse Einigung für das ganze Reich herzustellen, so hat derselbe

in Wirklichkeit den klaffenden Riß nur erweitert. Denn zu einer relativen Würdigung des Kaiserkultes sind doch erst wir imstande, für die der Polytheismus ein völlig überwundener Standpunkt ist; diejenigen Zeitgenossen, die ihr Gewissen gebunden fühlten an das Gebot „Du sollst nicht andre Götter haben neben mir", konnten ihn nur als Blasphemie ansehen, und mußten ihn, weil er sichtbaren, geschaffenen Göttern zu gelten schien, als den angreifbarsten Punkt im ganzen Heidentum bekämpfen.

Nicht die Christengemeinden, deren Vorhandensein damals noch von den maßgebenden Faktoren kaum bemerkt worden war, sondern die Judenschaft war es, die unter C. Caligula den ersten Zusammenprall auszuhalten hatte. Im Jahre 39 n. Chr. nämlich trug der Pöbel in Alexandria eine Statue des Caligula in die Synagoge, und bald darauf wurde die Hauptsynagoge förmlich zu einem Gajustempel geweiht, so daß es dort zu argen Tumulten kam. Als dazu im folgenden Jahre der Befehl eintraf, daß auch im Tempel zu Jerusalem eine Caligulastatue aufgestellt werden sollte, wuchs die Aufregung ins Ungeheure, und es brach unter den palästinensischen Juden eine Art von Generalstreik aus, sodaß selbst die Bestellung der Felder ruhte. Der mit der Aufstellung des Bildnisses beauftragte Statthalter Petronius, der eine bewaffnete Erhebung der Juden befürchtete, tat unter Gefahr des eigenen Lebens sein Möglichstes, die Ausführung des kaiserlichen Befehles zu verzögern. Mit allergrößter Langsamkeit wurde die eherne Statue in Sidon hergestellt; aber endlich mußte sie doch fertig werden, und der Kaiser fing an ungeduldig zu werden. Vergebens hatte der alexandrinische Philosoph Philo an der Spitze einer jüdischen Deputation versucht, den Kaiser zu Gunsten der Juden zu stimmen; er hatte ihn zwar bei leidlicher Laune getroffen, aber anstatt einer bestimmten Antwort nur die höhnische Frage nach dem Grunde des Schweinefleischverbotes und den Ausdruck des Mitleides für die unglücklichen und törichten Juden zu hören bekommen, die verkennen könnten, daß ihm die Natur eines Gottes zu teil geworden sei. Etwas mehr erreichte bei einer Audienz Caligulas Jugendfreund, Herodes Agrippa, der so gefällig war, bei den ersten schrecklichen Grimassen des Kaisers, wie dieser sie vor dem Spiegel einzustudieren pflegte, in Ohnmacht zu fallen; der Tempel selbst sollte vorläufig verschont bleiben, aber außerhalb der Stadt sollte niemand an der Errichtung von Heiligtümern gehindert werden. Dennoch drohte stets die Wiederholung des früheren Befehles, und

wie von einem schweren Alp fühlte sich das jüdische Volk befreit, als der „Gott" bald darauf im Jahre 41 n. Chr. ermordet wurde.

Von da ab hatte die Judenschaft in dieser Hinsicht Ruhe; denn zu den vielen andern Privilegien, die sie im römischen Reiche genoß, kam auch dieses bald hinzu, daß sie vom Kaiserkult befreit wurde. Dagegen brach für die Christen unter der Regierung Domitians eine ähnliche Zeit der Erregung herein, von der die damals erst (im Jahre 95) in ihrer jetzigen Gestalt abgeschlossene Offenbarung des Johannes Kunde gibt. Das 13. Kapitel dieser vielfach danielische Bilder wiederholenden Schrift spricht von zwei Tieren. Das erste Tier trägt Kronen auf den Hörnern; „es ward ihm Macht gegeben über alle Geschlechter und Sprachen und Heiden, und alle, die auf Erden wohnen, beteten es an, deren Namen nicht geschrieben sind in dem lebendigen Buch des Lammes". Das ist das römische Kaisertum mit seinem ungeheuren Machtbereich und seinem Anspruch auf gottesdienstliche Ehren. Das andre Tier „tut alle Macht des ersten vor ihm (vertritt die kaiserliche Macht), und es macht, daß die Erde und die darauf wohnen, anbeten das erste Tier," und „sagt denen, die auf Erden wohnen, daß sie dem Tier ein Bild machen sollen". Unschwer erkennt man unter dem zweiten Tier das Statthaltertum. Die Provinzialstatthalter nämlich, und in Verbindung mit ihnen die Oberpriester der Kaisertempel, die zugleich die Vorsitzenden der Provinzialkonzilien waren, boten, sobald ihnen von Rom ein Wink zukam, ihren ganzen Einfluß zur Hebung des Kaiserkults auf. Nach allem, was uns schon über Domitian bekannt geworden ist, läßt sich erwarten, daß unter seiner Regierung diese Propaganda eine noch nicht dagewesene Höhe erreichte, und es läßt sich wohl verstehen, daß der Apokalyptiker die ärgsten Schreckenszeiten voraussieht, in denen für die Christen nur passiver Widerstand gegen den satanischen Kultus anbefohlen werden kann; denn, heißt es,*) „wer zur Gefangenschaft bestimmt ist, geht in Gefangenschaft — —. Hier gilt die Geduld und die Treue der Heiligen," und vorausgeschaut wird eine unübersehbare Zahl der „Enthaupteten um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild" (Kap. 20, V. 4), die vor allen andern Toten auferweckt werden sollen zum tausendjährigen Reiche. In Wirklichkeit hat die Zeit Domitians noch

*) In der Uebersetzung von Johannes Weiß.



nicht Scharen von Märtyrern gesehen; bestimmt vermuten können wir es nur von dem einen Christen Antipas, von dem die Offenbarung (Kap. 2, V. 3) sagt, daß er in Pergamum dem Kaiserkultus als Opfer gefallen ist. Aber eine starke Beunruhigung blieb, seitdem in diesem ersten Falle, wie anzunehmen ist, die Verweigerung der „Anbetung des Tieres“ von dem Statthalter als todeswürdiges Sakrileg geahndet worden war. Nur darf man auch den Anteil nicht übertreiben, den der Kaiserkult an den Christenmartyrien gehabt hat. In den Opferbescheinigungen, welche seit der Zeit des Decius von den des Christentums Verdächtigten verlangt wurden, und von denen unlängst zwei im Original aufgefunden worden sind, genügte die Anerkennung, daß überhaupt geopfert worden ist, ohne daß ein Opfer vor dem Kaiserbildnis vorgeschrieben gewesen wäre; auch in den Märtyrerakten kehrt regelmäßig die allgemeine Aufforderung, den Göttern zu opfern, wieder. Wenn daher Tertullian sagt: „Man verfolgt uns als Religions- und Majestätsverbrecher, das ist die Hauptsache oder vielmehr alles“, und mit dem zweiten Punkte auf die Gefahren deutet, die den Christen durch ihre Stellungnahme zum Kaiser erwachsen, so werden sich seine Worte weniger auf das gegen die Christen angewandte Prozeßverfahren, als vielmehr auf die Anschuldigungen beziehen, welche bei den fanatischen Anhängern des Heidentums immer aufs neue laut wurden. Diese Kreise werden von der Loyalität der Christen nicht dadurch überzeugt, daß diese allerdings gegen den Widerspruch Tertullians an den Kaiserfesten illuminieren und ihre Türen bekränzen, daß sie für den Kaiser beten; ist doch auch Caligula nicht im mindesten damit zufrieden, daß die Juden, wie Philo einwendet, dreimal für sein Wohl Hekatomben geschlachtet haben, sondern schreit den Verteidiger seiner Landsleute an mit den Worten: „Aber mir habt ihr nicht geopfert, sondern einem andern Gott!“ Wenn daher die Christen weder dem Genius des Kaisers opfern, noch bei ihm schwören, noch seine Bilder anbeten, so stellen ihre Verleumder das nicht bloß als Mangel an Patriotismus, sondern als Sakrileg hin. Aber bei den Christenprozessen scheinen die Kaiserbilder nur deswegen eine große Rolle gespielt zu haben, weil diese in den Gerichtslokalen am leichtesten zu beschaffen waren und es den Richtern nur darauf ankam, die Angeklagten zur Ableistung irgend einer heidnischen Zeremonie zu veranlassen.

Anders stand es mit den Beamten, die durch ihre amtlichen Obliegenheiten unvermeidlich in den Kaiserkult hineingezogen wurden und denen durch ein altes kaiserliches Edikt die Beteiligung an demselben zur Pflicht gemacht sein soll. Das führt uns noch auf eine andere für die Christen unheilvolle Konsequenz des Kaiserkultus, die vielleicht noch schwerer ins Gewicht fällt, als die Bedrohung mit Sakrilegprozessen. Es wirkten verschiedene Umstände zusammen, welche die Abwendung des Christen vom öffentlichen Leben bedingten. Aber darunter hat der Gegensatz zum Kaiserkultus, mit dem der Staatsdienst mehr als mit einem andern Kult verquickt war, nicht am wenigsten dazu beigetragen, den Christen durch Verschließung der Beamten- und Militärlaufbahn eine tätige Anteilnahme am Staatsleben unannehmbar zu machen und die durch das Neue Testament durchaus gegebene Verbindung zwischen der Religion und den Pflichten gegen Staat und Herrscher zu lockern.

Wenn daher selbst in der Gegenwart, trotz Luthers gerechter Würdigung des Staates, sich so selten intensive christliche Frömmigkeit und warmherziger Eifer um die staatlichen Angelegenheiten zusammenfinden, so ist darin noch eine Spur von der Nachwirkung des längst überwundenen Kaiserkultus zu finden, der in seiner Zeit, so beklagenswert auch die durch ihn nahe gelegten, in der Richtung auf Menschenvergötterung führenden Abwege sind, das Verdienst gehabt hat, die Vaterlandsliebe und die Untertanentreue auf irgend eine religiöse Grundlage zu stellen.

Die Wiederkehr in der antiken Religion und Philosophie.

Von

Dr. R. Salinger.

In seinen autobiographischen Aufzeichnungen, von denen bisher erst einzelne Bruchstücke bekannt geworden sind, deren vollständige Veröffentlichung von Seiten des Nietzsche-Archivs und seiner unermüdlichen Leiterin aber wohl nur eine Frage der Zeit ist, erzählt der vielbewunderte und vielgescholtene Modephilosoph unserer Tage, daß ihm der „Kern der Zarathustralehre", der ewige Wiederkunftsgedanke — „die höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann" zum ersten Male im August des Jahres 1881, während eines Aufenthalts im Engadin, „aufgeleuchtet" habe. „Am See von Silvaplana" — berichtet er — „bei einem mächtigen Felsblock unweit Surlei — 6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit — kam mir der Gedanke."

Eine psychologisch merkwürdige Selbsttäuschung, wie sie auch sonst bei Nietzsche nicht selten ist, ließ ihn hier als blitzartige „Erleuchtung", als unmittelbare Inspiration auffassen, was in Wirklichkeit schwerlich etwas anderes war als eine unbewußte historische Reminiszenz, aus seinem ursprünglichen Studiengebiet, der klassischen Philologie.[1])

Denn von allen religiösen Philosophemen oder Mythologemen, die sozusagen zum eisernen Bestande der Kulturmenschheit gehören,

---

[1]) Auf solche philologische Reminiszenzen sind (worauf schon Baumann (Göttingen) aufmerksam gemacht hat) auch andere Philosopheme Nietzsches zurückzuführen. Die Idee des „Uebermenschen" z. B. entlehnt eine ganze Reihe von Zügen dem Typus des antiken Tyrannenideals, des schrankenlos und ohne Verantwortung schaltenden Gewaltmenschen. — Wie subjektiv und willkürlich im übrigen Nietzsches ganze Auffassung der Antike ist, besonders die ganz unhistorische und gesuchte Gegenüberstellung des „Dionysischen" und „Apollinischen", bedarf für unbefangene, nicht von Wahnideen voreingenommene Betrachter des Altertums keines Beweises.

ist kaum eines älter und verbreiteter als dieser Gedanke einer „Wiederbringung aller Dinge", einer ewigen Wiederkehr des Gleichen. In dem ganzen vorderasiatischen und gräco-italischen Kulturkreise, vom grauesten Altertum bis weit in die christliche Zeit hinein, haben sich wenige Vorstellungen mit gleicher Zähigkeit und Lebenskraft behauptet, wie die von den periodisch sich wiederholenden elementaren Katastrophen und „Schicksalszeiten" der Erde, von den in rhythmischer Regelmäßigkeit sich folgenden und einander ablösenden Epochen des staatlichen und Kulturlebens, von dem ebbe- und flutartig wechselnden Bestande der Völker und ihrer Reiche.

Daß sich ein Denker von der eigentümlichen Richtung und Begabung Nietzsches zu diesen Ideen lebhaft hingezogen fühlte, ist zu verstehen, wenn es auch seltsam und wohl nur aus pathologischen Voraussetzungen erklärbar bleibt, daß er sich auf die vermeintliche Originalität und intuitive Eingebung eines Gedankens so viel zu gute tun konnte, der lange vor ihm wiederholt in den mannigfachsten Formen hervorgetreten ist und eine Geschichte von Jahrtausenden hat.

Aber auch wer in diesen Vorstellungen vom Kreislauf des Geschehens nichts anderes zu sehen vermag als kühne aber haltlose Spekulationen einer naturwissenschaftlich ungeschulten Zeit, ihnen keinen höheren Wert beimißt als den mehr poetischer als philosophischer Phantasiebilder, wird ihnen eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Sowohl wegen der Größe der Probleme, deren Lösung sie sich zum Ziel setzen, als wegen der spekulativen Tiefe, die sich in diesen Ideen ausspricht, verdienen sie es wohl, auch unabhängig von der immerhin nicht interesselosen Beziehung auf Nietzsche, einem nüchterneren Zeitalter — das übrigens neuestens wieder mit ihnen zu liebäugeln beginnt — ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden. Niemand, der mit Ernst diesen Fragen nachgedacht und sich in den Abgrund der Lebensrätsel versenkt hat, wird sich dem eigentümlich Fesselnden und Bedeutenden in diesen Ideen zu entziehen vermögen.

Der Gedanke eines ewigen Kreislaufs der Dinge und der steten periodischen Wiederkehr des Gleichen ist keineswegs, wie Nietzsche und einige seiner urteilslosen Nachbeter anzunehmen scheinen, auf die Zarathustralehre beschränkt oder auch nur für sie besonders charakteristisch. Er begegnet uns vielmehr in fast allen theologischen und kosmogonischen Systemen der alten Kulturvölker; so vor allem schon bei den Indern.

In den Hymnen des Rigveda heißt es von der Gottheit: Purusha ist dieses Ganze, was geworden und was zukünftig ist, der Herr der Unsterblichkeit; aus seinem Herzen ist der Mond, aus seinen Augen die Sonne, aus seinem Munde das Feuer, aus seinem Atem der Wind geboren usw.[1]) In den Gesetzen des Manu heißt es dann von diesem Gotte: Während der Gott wacht, hat die Welt ihre völlige Ausdehnung, wenn ruhigen Sinnes er schläft, verschwindet das ganze System. So belebt und zerstört seine unveränderliche Macht abwechselnd in ewiger Aufeinanderfolge die ganze Unendlichkeit der beweglichen und unbeweglichen Geschöpfe. Zahllose Manuperioden (**Manvataras**) gibt es, Weltschöpfungen und Weltzerstörungen, welche das höchste Wesen gleichsam spielend wiederholt.[2]) Dieselbe Anschauung findet sich in den Upanishads: „er, der eine Gott, ist in allen Wesen verborgen, der Erfüller des Alls, aller Wesen innere Seele; er schafft alles, weiß alles, entstanden durch sich selbst, in der Zeit zeitlos, der Urheber der Auflösung und des Bestehens der Welt.“[3])

Dieselbe Lehre periodischer Weltschöpfungen und Weltzerstörungen finden wir bei den Chaldäern; wir kennen die Dauer der Weltperioden, die sie annahmen, und wissen, daß in den Schriften des Berosus, dessen Quelle die priesterlichen Aufzeichnungen im Tempel des Bel waren, gelehrt wurde: Die Weltverbrennung finde statt, wenn alle Gestirne, die jetzt verschiedene Bahnen wandeln, im Sternbild des Krebses im Sommeranfang, die Weltüberschwemmung aber, wenn dieselben Gestirne im Steinbock zu Winteranfang zusammenträfen.[4]) Auch Wohl und Wehe der Menschen wie aller Naturwesen sei an diese nach dem Umlauf der Gestirne sich regelnden Perioden geknüpft.[5])

---

[1]) Rigveda VIII. Kap. 4 Hymn. 17, 18, 19 (vergl. bes. E. Burnouf in seiner Ausgabe des Bhagavata-Purana. Bd. I. Préf. p. XCV ff.).

[2]) Manu I, 52, 57, 80. (Vergl. E. Burnouf a. a. O. S. XLII ff.)

[3]) S. die Nachweisungen in A. Webers Indischen Studien I. S. 438 f. und II. S. 98. Vergl. auch die herrlichen Schilderungen des Wirkens der Gottheit in der Bhagavadgita VII. 6, IX. 16, X. 20, die zu dem Schönsten gehören, was die Religionspoesie aller Zeiten hervorgebracht hat. (Dazu Wilhelm v. Humboldts Abhandlung „Ueber die unter dem Namen Bhagavadgita bekannte Episode des Mahabharata.“ In den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wiss. 1825.)

[4]) Sen. Quaest. nat. III, 29. Berosus, qui Belum interpretatus est, ait cursu ista siderum fieri, et adeo quidem id affirmat, ut conflagrationi atque diluvio tempus assignet; darauf folgt dann die obige Bestimmung der Konstellation. Vergl. auch Schwartz, Artikel Berosus in Pauly, Realencyklopädie des klass. Altertums, Neue Ausg. Bd. 3, Abt. 1.

[5]) Wenigstens berichtet Philo (B. I S. 486, 25 Mang.), daß dies die Lehre der Chaldäer war.

Was nun den Parsismus, die von Zoroaster begründete Lichtreligion, anbelangt, so war die in ihr gelehrte Kosmogonie und Eschatologie, wie sie Theopompus[1]) und in allem Wesentlichen damit übereinstimmend der Bundehesch[2]) darstellen, in der Hauptsache folgende: Alle Zeit vollendet sich in zwölf Jahrtausenden, von denen sechs vom Beginn der Wesen bis zur Schöpfung der Erde, die sechs andern während des Bestehens der Erde verfließen; in den ersten drei habe Ormuzd den Himmel geschaffen, worin nur Licht war ohne Verdunkelung durch Ahriman;[3]) in den zweiten drei habe Ormuzd allein regiert, bis am Ende dieses Abschnitts Gayomarts, des Urvaters der Menschen, Tod durch Ahriman und seine Dews herbeigeführt wird; in den folgenden dreitausend Jahren ergießt sich Ahriman, der Quell der Uebel, in die Welt, so daß seine und Ormuzds Wirkungen sich gegenseitig neutralisieren, Licht und Finsternis mit einander im Kampfe liegen; die letzten drei Jahrtausende endlich herrscht Ahriman allein, bis am Ende derselben seine Kraft erschöpft und durch Ormuzds „lebendiges Wort" überwunden und zu Boden geschlagen wird.[4]) Das ganze Weltall

[1]) Die Schrift des Theopomp, das griechische Hauptwerk über Persien, ist uns leider verloren gegangen, doch haben sich bei Plutarch und anderen späteren Sammelschriftstellern wichtige Notizen daraus erhalten. Die oben benutzten Stellen finden sich bei Plut. de Js. et Osir. 46, 47 (p. 370) und bei Diog. La. Prooem. p. 2. Vergl. auch Fragm. Histor. Graec. ed. Müller I. S. 289.

[2]) Die oben wiedergegebene Eschatologie findet sich in dieser Ausführlichkeit in den uns erhaltenen spärlichen Resten der ältesten persischen Religionsurkunde, des Avesta, nicht; wohl aber in der wichtigsten der theologischen Erläuterungsschriften zum Avesta, dem in der Sassanidenzeit (wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr.) entstandenen und in mittelpersischer Sprache (Pehlewi) verfaßten Bundehesch (herausg. v. Justi 1868), das wahrscheinlich durchweg auf einem uns verlorenen Avestatext beruht und von allen kompetenten Forschern als vollwertige Quelle der alten Parsilehre angesehen wird. Daß mithin der Glaube an die Auferstehung und Wiederbringung (ἀποκατάστασις) echtes zoroastrisches Dogma gewesen sei, wird jetzt von keinem namhaften Iranologen mehr bezweifelt. Vergl. u. a. Spiegel Avesta, Die heiligen Schriften der Parsen, übersetzt 3 Bde. 1857—1863, bes. die sachl. Einl. zu Bd. 2. 1859; Darmesteter, Ormuzd et Ahriman, Paris 1877, der aber mit völlig unzureichenden Gründen die historische Existenz Zoroasters in Zweifel zieht; dem modernen Schicksal aller Religionsstifter, ihre geschichtliche Existenz bestritten zu sehen, ist auch Nietzsches Idol nicht entgangen. S. auch Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte Bd. 2 S. 157 ff.

[3]) Die Namen Ormuzd und Ahriman gehen bekanntlich auf griechische Schriftsteller (Herodot, Aristoteles) zurück. In der Sprache des Avesta (irrigerweise früher auch Zendsprache genannt) heißt der erstere Ahura mazda („Der weise Herr"), der zweite Angra ainyu („Der böse Engel").

[4]) Bundehesch I u. XXXIV. Ueber Honover (ahuna vairya) das „Wort des Lebens", das — wie der Logos des vierten Evangeliums — war ehe Himmel und Erde waren und durch welches alle Wesen gereinigt und geläutert werden, vergl. Avesta, Vendidad Sade 19 u. 30, Bundehesch XXXI.

wird dann von Grund aus neugeschaffen, dergestalt, daß Ormuzd, der Gott des Lichts und des Guten am Ende Allüberwinder und Alleinherrscher sein und Ahriman selbst, das Prinzip der Lüge, wieder rein und fleckenlos in des Ormuzd Welt zurückkehren, sein Gesetz ausüben und mit ihm Jubelhymnen singen wird.

Dies ist die echte und authentische Lehre der altpersischen Religion. Von dem Nietzscheschen Gedanken eines periodischen Kreislaufs und einer ewigen Wiederkunft des Gleichen weicht sie, wie man sieht, recht erheblich ab. Viel näher berührt sie sich mit den chiliastischen Vorstellungen des Urchristentums sowie auch mit der Lehre des Origenes von der Wiederbringung und Erlösung, und andererseits mit den altgermanischen Vorstellungen von Weltvernichtung und Welterneuerung — Berührungen, die unverkennbar auf einen gemeinsamen indogermanischen Ursprung aller dieser Anschauungen hinweisen. Noch weiter entfernt sich natürlich das überspannte geschichts- und moralphilosophische Raisonnement, das Nietzsche an die Idee eines ewigen Kreislaufs knüpft, von den naiven Anschauungen der alten Feueranbeter — wie auch der Stifter der altiranischen Religion, soweit seine Persönlichkeit historisch rekonstruierbar ist, vermutlich große Mühe haben würde, sich in dem Zarathustra-Nietzsche des bekannten ebenso dickleibigen als verworrenen Buches wiederzuerkennen.

Nietzsches Fassung des Gedankens von der Wiederbringung aller Dinge ist vielmehr ausschließlich bestimmt durch die Form, die dieser bei seiner Umbildung und teilweisen Umdeutung in der *griechischen Philosophie* und Mystik, namentlich durch die Pythagoreer und Stoiker, erhielt — und das ist auch begreiflich genug. Denn schwerlich hat Nietzsche von den heiligen Schriften des Parsismus, sei es auch nur in den Uebersetzungen von Kleuker, Spiegel u. a., je eingehender Kenntnis genommen. Er wußte von ihren Lehren mutmaßlich nur gerade soviel, als aus allgemeinen Darstellungen der Religionsgeschichte bekannt ist, und vielleicht noch das eine oder andere, was griechische Autoren darüber berichten.

Bei diesen findet sich denn auch die Lehre von der ἀποκατάστασις schon sehr früh: ihre ersten Spuren begegnen uns in den spärlichen Resten *sibyllinischer* und *orphischer* Spruchweisheit. Erstere, die jenes uralte Mythologem wohl zuerst in den hellenischen Kulturkreis verpflanzt haben, lehrten, daß alles Entstandene auch untergehe, und daß nach einer gewissen Anzahl von Weltaltern,

die zum Schlechteren absteigend, einander folgen, zuletzt im zehnten Weltalter, Apollo, der Gott des ersten, die ursprüngliche Ordnung wiederherstellen werde.[1]) In den Orphischen Gedichten soll die Lehre von den einander ablösenden Weltaltern des Kronos, Zeus, Poseidon, Pluton und die Anschauung, daß auf ein solches großes Weltjahr abwechselnd eine Weltverbrennung und eine Weltüberschwemmung folge, enthalten gewesen sein.[2])

Daß die Pythagoreer ähnliches lehrten, wäre auch ohne die ausdrückliche Ueberlieferung, die es uns bestätigt,[3]) anzunehmen wegen ihres kaum zu bestreitenden Zusammenhangs mit den Orphikern und der ägyptischen Priesterweisheit. Ovid läßt in einer sehr merkwürdigen Stelle seiner Metamorphosen[4]) den Pythagoras selbst diese Lehre ausführlich entwickeln, und Celsus und Origenes bezeugen es gleichfalls als pythagoreisches Dogma, daß nach langen Zeiträumen, wenn die Gestirne in ihre ursprüngliche Stellung zurückkehrten, Weltverbrennungen und Weltüberschwemmungen einträten und daß nach der letztstattgefundenen (Deukalionischen) Flut die periodische Abwechslung nunmehr eine Weltverbrennung erfordere.[5]) Mit den Pythagoreern stimmten hierin, wie Strabo bezeugt,[6]) auch die gallischen Druiden überein, deren Priesterweisheit den Alten als die älteste in Europa galt.

Am lebendigsten aufgefaßt und mit unvergleichlicher Kraft und Originalität zum Ausdruck gebracht, tritt uns die eine Seite dieser Vorstellungen, die F e u e r l e h r e, bei dem vielleicht tiefsinnigsten aller vorplatonischen Denker, bei H e r a k l i t entgegen

[1]) Vergl. Vergil Ecl. IV u. Juven. XIII 28 f. und die Erklärer das. bes. Servius zu Ecl. IV 4. Sibylla Cumana saecula per metalla divisit; dixit etiam quis quo saeculo imperaret et Solis ultimum id est decimum esse voluit, novimus autem eundem esse Apollinem. Dixit etiam finitis omnibus saeculis rursus eadem revocari, quam rem etiam philosophi hac disputatione colligunt, dicentes completo magno anno omnia sidera in ortus suos redire. Vergl. Otfr. Müller, Etrusker II. S. 338.

[2]) Plut. Moral. p. 415 F. Genaueres bei Lobeck, Aglaophamus p. 791 ff.

[3]) Zeller, Philosophie d. Griech. I. S. 411.

[4]) Metam. XV, 252 ff. . . . . . rerum novatrix ex aliis alias reparat natura figuras. nec perit in toto quidquam mundo, sed variat faciemque novat; et nasci vocatur incipere esse aliud quam quod fuit ante morique desinere illud idem. cum sint huc forsitan illa, haec translata illuc: summa tamen omnia constant. Vidi ego quod fuerat quondam solidissima tellus, esse fretum; vidi factas ex aequore terras, et procul a pelago conchae iacuere marinae, et vetus inventa est in montibus ancora summis. Quodque fuit campus, vallem decursus aquarum fecit et eluvie mons est deductus in aequor

[5]) Celsus bei Orig. c. Cels. IV. 11 p. 508 B und V. 21 p. 593 C.

[6]) Strabo IV, 40, 4.

dessen dunkle, gotterfüllte Sprüche schon die Alten an die Weisheit der Sibylle mahnten.[1]) Das Weltall, sagt er, dasselbe für alle immerdar, hat weder der Götter noch der Menschen einer gemacht, sondern es war immer und wird sein, ein ewig lebendes Feuer, nach bestimmten Maßen sich entzündend und verlöschend[2]): ein ewiges Spiel gleichsam, das Zeus (d. h. die schaffende Naturkraft) mit sich selbst spielt.[3]) Das Prinzip aller Dinge, ihr Entstehungsgrund und ihr Ende ist das Feuer; alles, so lehrt er, ist Umwandlung des Feuers, denn gegen Feuer werde alles umgetauscht und Feuer gegen alles, wie Gold gegen alle Dinge und alle Dinge gegen Gold. Das Weltall entsteht aus Feuer und wird in Feuer wieder aufgelöst, nach gewissen Perioden abwechselnd, die ganze Ewigkeit hindurch, dem Schicksal gemäß.[4]) Die Wesenheit dieses Schicksals ist ihm — ähnlich wie den Stoikern — identisch mit der das Weltall durchdringenden Vernunft, und er bezeichnet es — materiell gefaßt — auch als den ätherischen Leib, als den Samen des Werdens aller Dinge oder auch als das Maß der geordneten Weltperiode.[5])

Daß er demnach eine periodische Weltbildung und Weltzerstörung, einen ewigen Prozeß des Entstehens der Dinge aus und ihres Rückgangs in Feuer, kurz unzählige Weltentwicklungen gelehrt habe, ist so wenig zu bezweifeln,[6]) daß uns sogar ausdrücklich bezeugt wird, seine Schriften hätten auch die Lehre von einem großen Weltjahr enthalten, welches dann einträte, wenn die Gestirne in ihre ursprüngliche Stellung zu einander zurückträten, nach je zehntausendachthundert oder (nach einer andern Angabe) nach achtzehntausend gewöhnlichen Sonnenjahren.[7])

Der von den Pythagoreern und von Heraklit gleichmäßig beeinflußte Empedokles lehrte, wie wenigstens Origenes berichtet, daß periodisch aus Feuer alles entstehe und in Feuer sich wieder auflöse.

---

[1]) Vergl. auch Herakl. Frgm. 10 (ed. Mullach).
[2]) Frgm. 27 bei Plut. Moral. p. 1014 A. u. a.
[3]) Mullach, Frgm. 44.
[4]) Aristot. Phys. III. 5 p. 205 A. u. dazu Simplic.; Diog. La. IX. 8.
[5]) Plut Moral p. 885 A.; Stob. Ecl. I. 15.
[6]) Wie es Schleiermacher (Gesch. der Philos. S. 129) und Hegel (Gesch. der Philos. I. 343) mit Unrecht tun. Die unzweideutigen Zeugnisse des Aristoteles und aller andern antiken Quellen (u. a. noch Marc. Aurel. III. 3. Sext. Emp. I. 29, 212; Alex. v. Aphrodis. Anal. pr. 58 b; Simplicius 207 b, c u. a.) stehen dem entschieden entgegen.
[7]) Plut. Moral. p. 892 C., Diels, Doxogr. Graci p. 364.

Platon, der im Anschluß an die Orphiker und Pythagoreer die Seelenwanderung lehrte, stand auch den Ideen von einem periodischen Kreislauf alles Weltgeschehens nicht fern. Im Timaeus läßt er einen ägyptischen Priester zu dem hellenischen Weisen Solon die berühmten Worte sprechen: „Ihr Hellenen seid und bleibt Kinder, und einen Alten gibt es unter euch nicht; jung seid ihr dem Geiste nach alle, denn keine alte Ueberlieferung habt ihr und keine durch die Zeit ergraute Wissenschaft. Schon viele Zerstörungen der Menschen an vielen Orten haben stattgefunden und werden noch stattfinden, die größten durch Feuer und Wasser, andere geringere durch tausend andere Ursachen.“ Auch den Mythus von Phaëton, des Helios Sohn, der unvermögend den Wagen seines Vaters zu lenken, die Erde versengt habe und selber im Blitze umgekommen sei, deutet Plato im Timaeus[1]) auf die nach langen Weltzeiten durch Feuer eintretende Zerstörung der Dinge auf Erden. Ebenso spricht er wiederholt von einer großen Himmelsflut, die wie eine Krankheit nach einer bestimmten Anzahl von Jahren periodisch eintrete;[2]) und von einer vollkommenen Zahl der Zeit, welche das vollkommene Jahr dann voll mache, wenn alle acht Umkreisungen (des Fixsternhimmels und der sieben Planeten) zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt seien.[3]) Die Dauer dieses großen Weltjahres gibt er, ähnlich wie Heraklit, auf zehntausend Jahre an.[4])

Am meisten aber muß es überraschen, den Ideen von einer periodischen Wiederkehr des Gleichen bei einem Denker zu begegnen, bei dem man sie vielleicht am wenigsten vermuten würde. Aristoteles spricht unter Hinweis auf den fast sprichwörtlich gewordenen Gemeinplatz κύκλον εἶναι τὰ ἀνθρώπινα,[5]) in fast allen seinen Schriften kaum einen Gedanken häufiger aus als den: daß, wie die Bewegung des ganzen Himmels und jedes Gestirns die Kreis=

[1]) Tim. p. 22 B.
[2]) Tim. p. 23 B, δι᾽ εἰωθότων ἐτῶν ὥσπερ νόσημα ἥκει φερόμενον ῥεῦμα οὐράνιον.
[3]) Tim. p. 39. Vergl. Rep. VIII. p. 546 B.
[4]) Phaedr. p. 248 C. Politic. p. 269 C.
[5]) Vergl. den angeblich Orphischen Vers κυκλεῖται πάντα πέριξ bei Clem. Alex. Strom. V p. 673, 4. Ferner (aus zahllosen Stellen) u. a. Herod. I. 207 ὡς κύκλος τῶν ἀνθρωπηΐων ἐστὶ πρηγμάτων, Eurip. Frgm. bei Plut. Moral. p. 104 B κύκλος γὰρ αὐτὸς καρπίμοις τε γῆς φυτοῖς θνητῶν τε γενεᾷ. Sen. Epist. 36 observa orbem rerum in se remeantium: videbis nihil in hoc mundo exstingui, sed videbis descendere et surgere. Tac. Ann. III. 55 rebus cunctis inest velut orbis, ut quem ad modum temporum vices, ita morum vertantur. M. Aurel II. 14 ὅτι πάντα ἐξ ἀϊδίου ὁμοειδῆ καὶ ἀνακυκλούμενα.

bewegung sei, so seien überhaupt alle Dinge, die eine natürliche Bewegung, ein Entstehen und Vergehen haben, in ewigem Kreislauf begriffen; und so insbesondere auch alle irdischen und menschlichen Dinge; denn nicht einmal nur sei jede Kunst und Wissenschaft entdeckt worden und wieder verloren gegangen, sondern oft, sehr oft wiederholten sich dieselben Meinungen in dem allgemeinen Kreislauf des Völkerlebens:[1]) die Lehren von den Göttern seien nur Reste (οἷον λείψανα) einer älteren untergegangenen Weisheit, die sich bis auf die Gegenwart erhalten haben; und auch im politischen Leben, im Kreislauf der Verfassungsformen herrsche dasselbe Gesetz, dieselben Institutionen seien im Wandel der Zeiten vielemal, vielleicht unzähligemal erfunden worden.[2])

Ebenso von dem in großen Zeitperioden sich verändernden Leben der Erde überhaupt lehrt er: daß nicht immer dieselben Gegenden mit Wasser bedeckt oder trocken seien, sondern daß sie Veränderungen erleiden, je nach dem Entstehen und Aufhören der Flüsse. Darum finde auch ein periodischer Wechsel statt zwischen Land und Meer, und zwar geschehe dies regelmäßig nach einer gewissen Ordnung. Prinzip und Ursache dessen sei, daß auch das

---

[1]) Die Belege aus den Schriften des Aristot., so interessant sie sind, im einzelnen hier abzudrucken, verbietet der Raum; die Hauptstellen sind: Phys. ausc. IV, 14 p. 222 B.; Meteorol. I, 3 p. 339; De coelo I, 3 p. 270 B.; Metaph. XI, 8 p. 1074.

[2]) Aristot. Polit. VII, 10 p. 1329 σχεδὸν μὲν οὖν καὶ τὰ ἄλλα δεῖ νομίζειν εὑρῆσθαι πολλάκις ἐν τῷ πολλῷ χρόνῳ, μᾶλλον δ᾽ἀπειράκις . . . ὥστε καὶ τὰ περὶ τὰς πολιτείας οἴεσθαι δεῖ τὸν αὐτὸν ἔχειν τρόπον. Aristoteles hält bekanntlich dafür, daß es drei normale (ὀρθαί) Staatsverfassungen gebe, Monarchie, Aristokratie und Politie, denen ebenso viele Ausartungen, Tyrannis, Oligarchie und Demokratie, gegenüber stehen und daß diese drei Grundformen und ihre Ausartungen meist in bestimmter Entwicklungsfolge in einander übergehen. (Polit. III, 9—12, IV, 2; Eth. Nicom. VIII, 12.) Auch Plato unterscheidet schon (Rep. VIII p. 542 f.; Politic. p. 321) Monarchie, Oligarchie, Demokratie und ihre Auswüchse, meint aber, daß in den bestehenden und geschichtlich gewordenen Verfassungen der griechischen und außergriechischen Staaten Elemente aller dieser Formen mit einander verbunden seien, was übrigens schon Solon (Plut. Moral. p. 152 A) als Vorzug einer guten Verfassung ansah. (Vergl. auch Cic. de divin. II, 2, 6.) Im Anschluß an Plato und Aristoteles hat dann Polybius (Histor. VI, 3 ff.) zu erweisen gesucht, daß die logisch-systematische Ordnung der Verfassungsformen ihrer geschichtlichen Auseinanderfolge entspreche und zugleich bestimmter noch darauf hingewiesen, daß diese Entwicklung eine in sich zurücklaufende sei, indem, wenn Monarchie, Aristokratie, Demokratie — entweder direkt oder unter Vermittlung ihrer Ausartungen — in einander übergegangen seien, das letzte Stadium, die Ochlokratie, wieder der Monarchie Platz mache und damit die Entwicklung von vorn beginne. In dieser Fassung wird das Gesetz vom Kreislauf der Staatsformen auch von der heutigen politischen Theorie im wesentlichen anerkannt. Vergl. Montesquieu, De l'esprit des lois II, 1 ff.; III, 3 ff.; VIII, 1 ff.; Dahlmann, Politik I, 13 ff.; Roscher, Politik S. 12 f.; Treitschke, Politik u. a. m.

Erdinnere ebenso wie die Leiber der Pflanzen und Tiere seine Blüte (ἀκμή) und sein Alter habe.[1]) Weil aber diese ganze tellurische Entwickelung nur sehr allmählich und im Vergleich zu unserem Leben, in sehr langen Zeiträumen vor sich gehe, so blieben diese Vorgänge verborgen, und es gingen eher ganze Völker zugrunde, bevor es möglich sei, eine solche Veränderung vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen. Kriege, Seuchen und Hungersnöte wirkten mit den elementaren Naturereignissen zusammen, um die Wandlungen im Leben und in den Wohnsitzen der Völker schnell in Vergessenheit geraten zu lassen. Dasselbe sei hinsichtlich der ersten Ansiedelungen der Völker in den aus Sumpf und Wasser abgetrockneten Gegenden der Fall, wie das Beispiel Aegyptens beweise, das ganz und gar eine Anschwemmung des Niles sei.[2]) Alle jene großen Veränderungen auf der Erde aber — bemerkt er wiederholt — geschähen nach bestimmten feststehenden Schicksalszeiten: Wie unter den Jahreszeiten der Winter, so trete auch in einer großen Periode ein großer Winter und ein Uebermaß von Regengüssen ein, wie z. B. im ältesten Hellas um Dodona her die Deukalionische Flut.[3])

Die Stoiker, Zenon, Kleanthes, Chrysippus, die sich in der Physik und Kosmologie ja überhaupt eng an Heraklit anschlossen, übernahmen auch die Lehre von den periodischen Weltbildungen von ihm. Abwechselnd sollen in feststehenden großen Zeiträumen alle Dinge in Aether oder ätherförmiges Feuer aufgelöst und dann aus dem Feuer, wie aus einem Samen, zu der früheren Weltordnung wieder hergestellt werden.[4]) Auch sie nennen diese großen Perioden „Schicksalszeiten" (εἱμαρμένοι χρόνοι) und behaupten, daß diese dann einträten, wenn die Planeten in eben dieselben Himmelszeichen zurückträten, wo sie standen, als die Welt geworden. Alles werde dann bei gleichem Laufe der Dinge genau wie früher wiederkehren,

[1]) Aristot. Meteorol. I, 14, 1 u. 2.

[2]) Meteor. I, 14, 7 ff.

[3]) a. a. O. I, 14, 20: ἀλλὰ πάντων τούτων αἴτιον ὑποληπτέον, ὅτι γίγνεται διὰ χρόνων εἱμαρμένων, οἷον ἐν ταῖς κατ' ἐνιαυτὸν ὥραις χειμών, οὕτω περιόδου τινὸς μεγάλης μέγας χειμὼν καὶ ὑπερβολὴ ὄμβρων κτλ. Vergl. Ideler, Chronol. 1 S. 257. — Höchst wahrscheinlich auf Grund dieses Aristotelischen Gedankens und einer bekannten Koranstelle (Sur. 2, 260) ist die sinnvolle Erzählung entstanden, welche ein arabischer Schriftsteller des 13 Jahrh., Kazwini, in seiner Kosmographie (de Sacy, Chrestom. Arabe III, p. 429) dem Chidher (Khidr, Ozëir, Genius der Unsterblichkeit) in den Mund legt und die auch bei uns durch Rückerts poetische Bearbeitung allbekannt geworden ist.

[4]) Hauptstelle bei Euseb. Praep. Evang. XV, 18, 1; ferner Plut. Moral. p. 569 A B, p. 881 J u. a.; Orig. c. Cels. IV. 68, V. 20.

Sokrates und Platon und jeder Mensch mit denselben Freunden und Zeitgenossen, in denselben Städten, Dörfern und Aeckern; und alles dieses geschehe nicht blos einmal, sondern viele, ja unzählige Male in dem allgemeinen Kreislauf des Lebens.[1]) Wer die betreffende Stelle in Nietzsches „Zarathustra" in der Erinnerung hat, wird wissen, daß er dort die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen fast mit denselben Worten vorträgt: es ist also lediglich ein stoisches Philosophem, das er in unveränderter Form damit erneuert. Seneca gibt der Lehre von den periodischen Weltzerstörungen eine mehr theologische Färbung, indem er sagt, die Weltverbrennung finde dann statt, wenn es der Wille Gottes sei, das Alte untergehen und ein besseres Neues entstehen zu lassen. Wasser und Feuer herrschten über alles Irdische, sie seien die Entstehung und der Untergang aller Dinge: Wasser sei der Welt Anfang, Feuer ihr Ende.[2]) Auch die späteren Stoiker, wie vor allem Marc Aurel in seinen elegischen „Selbstbetrachtungen", behandeln die Lehre von der periodischen Wiedergeburt und der Wiederholung des Gleichen als etwas Unbezweifelbares und nahezu Selbstverständliches. „Eine ewige Flut von Umwandlungen, sagt der Philosoph auf dem Kaiserthron, erneuert die Welt; überall findest du in der alten, mittleren und neueren Geschichte, in Staaten, Städten und Familien nichts neues und alles kurz dauernd; schaue zurück auf die Ereignisse der Vorzeit, auf die wechselnden Schicksale der Staaten und Regierungen, und lerne daraus das Künftige vorhersehen: denn es wird ganz ebenso sein und in nichts abweichen von dem Verlaufe des Jetzigen. Wenn die vernünftige Seele des Menschen die periodische Wiedergeburt aller Dinge überdenkt, so erkennt sie, daß die durch die Wesenheit der Dinge hindurchgehende Vernunft nach festbestimmten Perioden durch alle Ewigkeit hindurch das Universum ordnet."[3])

1) Nemes. de nat. hom. 38 p. 147, Und ebenso Synes. de provid. II. 127 D: „daß mit den wiederkehrenden Umläufen der Gestirne (ἀποκαταστατικαὶ περίοδοι ἀστέρων) als mit dem Bewirkenden auch das Bewirkte wiederkehre, dieselben Einzelleben, Zeugungen, Schicksale wie in der Vorzeit: wie es die übereinstimmende Lehre der Aegypter und Hellenen sei." Vergl. auch Zeller, Philos. d. Griechen III, 1 S. 154 ff., bes. S. 155 Anmerk. 1.

2) Sen. Quaest. Nat. III, 13; III, 28. Vergl. noch Cic. de nat. deor. II. 46, wo die Stoische Lehre so formuliert wird: ut ad extremum omnis mundus ignesceret, quum humore consumto neque terra ali posset, neque remearet aër, cuius ortus aqua omni exhausta esse non posset; ita relinqui nihïl praeter ignem a quo rursum animante deo renovatio mundi fieret; atque idem ornatus oriretur. Vergl. Zeller a. a. O.

3) M. Aurel. Εἰς ἑαυτόν VI. 15; VII. 1; VII. 49; XI. 1.

Es ist nicht ohne Interesse, die Einwirkungen, die diese namentlich in der Kaiserzeit weitverbreitete stoische Lehre auf manche geologische und physikalische Anschauungen jener Epoche ausgeübt hat, an einzelnen Beispielen zu verfolgen. Bei Strabo, dessen Geographie zu Anfang der Regierung des Tiberius geschrieben ist,[1]) findet sich eine (wie man sich heute ausdrücken würde) ziemlich ausgebildete Erhebungstheorie. Er lehrt, daß derselbe Boden bald sich hebe, bald sich wieder senke, und dabei auch das Meer mit steige bezw. falle;[2]) daß einige Teile der Erde, die jetzt bewohnt sind, früher vom Meere bedeckt waren und daß was jetzt Meer ist, früher bewohnt war,[3]) daß nicht bloß einzelne Erdmassen und kleinere Inseln, sondern ganze Kontinente emporgehoben werden und andere wieder versinken.[4])

Viel bedeutsamer noch indessen war der Einfluß, den die heraklitisch-stoische Lehre vom ewigen Kreislauf und den periodischen Weltkatastrophen auf die geschichtsphilosophischen und ethischen Lebensanschauungen der Kaiserzeit und des verfallenden Hellenismus ausübte. Denn wesentlich mit unter dem Einfluß dieser Lehre bildete sich damals in den Kreisen der Gebildeten in Bezug auf Natur und Geschichte jene pessimistische Weltanschauung und Philosophie aus, die so charakteristisch ist für die Epoche jenes großen Gärungsprozesses, in dem die antike Welt zusammensank, und die ähnlich wohl allen großen Katastrophen des Völkerlebens vorauszugehen pflegt. Natürlich wirkten die allgemeinen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Mißstände jener Zeit, das allgemeine Vorgefühl kommenden Unheils, der Untergang der bürgerlichen Freiheit, der schwer auf allen Lebensverhältnissen lastende cäsarische Despotismus und die zahllosen Uebel — Mißwachs, Hungersnot und Epidemien — die im Gefolge der unaufhörlichen Kriege während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung Italien und das entvölkerte Hellas heimsuchten — natürlich wirkten alle diese Faktoren dazu mit, die pessimistische Deutung, die man jener Theorie des ewigen Wandels und Kreislaufes gab, zu stützen und zu verstärken. Zahllose Einzelmomente — unter sich sehr verschieden und mannigfaltig, aber wie durch höheres Verhängnis alle in derselben Richtung wirksam — trugen

[1]) Strabo IV, 6, 9 u. VI, 4, 1.
[2]) Strabo I, 3, 5.
[3]) XVII, 1, 36.
[4]) I, 3; 10; VI, 1, 6.

dazu bei, jenes allgemeine Gefühl der Unrast und des Mißmutes, des Ueberdrusses und der Verzweiflung am Leben zu erzeugen, dem Seneca mit den Worten taedium vitae, displicentia sui et nusquam residentis animi volutatio lapidaren Ausdruck geliehen hat.[1]) Wenn es in dem (apokryphen) vierten Buch Esra (geschrieben um die Zeit von Christi Geburt) heißt: „Die Welt hat ihre Jugend verloren und die Zeiten beginnen zu altern; je schwächer die Welt vor Alter wird, um so mehr Uebels kommt über die, so darin wohnen":[2]) so war das bald kein vereinzeltes Gefühl mehr, sondern die allgemeine Grundstimmung, die sich wie Mehltau auf alle Lebensverhältnisse legte. Der Unbestand alles Irdischen und die Wechselfälle der menschlichen Schicksale, die man sonst nur an den Individuen wahrzunehmen gewohnt war, wurden jetzt an ganzen Völkern und Reichen beobachtet und als ein unentrinnbares Naturgesetz erkannt. „Geblüht hat einst", heißt es bei Philo, „das Glück der Perser, aber e i n Tag raffte ihre Macht dahin; glänzend und lange strahlte das Gestirn Aegyptens, dessen Glück nun wie eine Wolke vorübergegangen ist; ebenso der Karthager Macht, der Glanz von Hellas, von Mazedonien, der Pontischen Könige, ja von ganz Asien, Europa und der gesamten bewohnten Erde: wie ein Schiff in den Wogen des Meeres bald von günstigem Fahrwind emporgehoben, bald von Stürmen gepeischt in den Abgrund geworfen, so sind alle menschlichen Dinge der Einzelnen wie der Völker."[3])

Und die gleichen hippokratischen Züge wie an Staat und Gesellschaft, glaubte man auch an der N a t u r wahrzunehmen, von deren „verwitterter Gestalt" ja schon der platonische Sokrates gesprochen hatte.[4]) „Oftmals höre ich", so beginnt Columella sein treffliches Werk vom Landbau,[5]) „oftmals höre ich von den ersten Männern

[1]) Auch für unsere Zeit wird der aufmerksame Beobachter, der sich nicht durch den Tamtam der Reklame und den Höllenlärm der Technik und ihrer Großtaten täuschen läßt, ähnliche Stimmungen und Unterströmungen konstatieren müssen.

[2]) Esra IV, 14, 10 u. 16.

[3]) Philo in der Schrift Quod deus sit immutabilis Opera I p. 289, 15 und in der Schrift De Josepho II p. 60 (Mangey.).

[4]) Plato Phaedo. p. 110, Sen. Epist. 91.

[5]) Colum. Praef. ad libr. I § 1 ff. Vergl. übrigens schon Lucretius (de rer. nat. II, 1151):

Jamque adeo fracta est aetas, effetaque tellus Vix animalia parva creat, quae cuncta creavit Saecla deditque ferarum ingentia corpora partu. V. 824: Sed quia finem aliquem pariundi debet habere. Destitit (terra) ut mulier spatio defessa vetusto. Mutat enim mundi naturam totius aetas Ex alioque alius status excipere omnia debet, Nec manet ulla sui similis res; omnia migrant, Omnia commutat natura et vertere cogit. Gegen diese Ansicht erklärt sich Plinius, Epist. VI, 21.

des Staates Klagen, bald über die Unfruchtbarkeit der Aecker, bald über die schon seit vielen Jahren den Früchten schädliche Unfreundlichkeit des Klimas; einige suchen sogar diese Klagen dadurch gleichsam zu mildern, daß sie erkannt haben wollen, der durch allzugroße Fruchtbarkeit in der Vorzeit erschöpfte Boden könne nicht mehr so gütig wie früher den Menschen Nahrung spenden." Columella selbst sucht zwar diese Meinung zu widerlegen, aber ohne damit auf seine Zeitgenossen besondern Eindruck zu machen. Denn wie weitverbreitet diese Ueberzeugung, daß die Welt altere,[1]) damals war, bekunden nicht allein zahlreiche Zeugnisse der Schriftsteller jener Zeit, sondern auch mannigfache andere Symptome. Die dem alten Glauben anhingen und mit seinem Schwinden zugleich den zunehmenden Verfall des Staates und der Sitten beobachteten, mußten beim Rückblick auf die „gute alte Zeit" von selbst zu der Ansicht kommen, daß das Uebel seinen innersten Grund in der Vernachlässigung der alten Götter habe und daß das aufstrebende Christentum schuld an allem Unheil sei. Fast alle altchristlichen Apologeten bekämpfen diesen Wahn: ein Beweis seiner allgemeinen Verbreitung.[2]) Aber auch unter den Christen hatte die Erwartung — die seit den Tagen der Apostel ja niemals ganz erloschen war —, daß das Ende der Welt nahe sei, zahlreiche und zum teil geistig hochstehende Anhänger. Der katholische Bischof und Märtyrer Cyprian, der bei der blutigen Decianischen Christenverfolgung im Jahre 258 seinen Tod fand, richtet an seinen Gegner, den karthagischen Heiden Demetrianus, folgende markante Apostrophe: „Du sollst", sagt er, „vor allem wissen, daß die Welt gealtert ist und nicht mehr die Kräfte besitzt, wie vormals. Die Welt selbst bezeugt in so vielen Zeichen der Hinfälligkeit ihren nahen Untergang: im Winter fehlt es an Regen, im Sommer an der nötigen Wärme; selbst die Berge sind erschöpft, man gräbt weniger Marmor, weniger Gold und Silber, die Metalladern sind wie versiegt. Alles ist im Niedergang begriffen, Ackerbau, Schifffahrt, die Redlichkeit der Gerichte, Freundschaft, Wissenschaft, Kunst und Sitte. Alles was seinem Ende nahe ist, verkümmert. Es ist ein göttliches Naturgesetz, daß alles was entstanden ist wieder vergeht, daß starke Dinge schwach, große klein werden, um endlich ganz aufzuhören. Grauhaarig sehen wir heute schon die

[1]) Gell. Noct. Att. III, 10, 11 nunc quasi iam senescente mundo rerum atque hominum decrementa sunt.

[2]) Tertull. Apol. 40. 41; Arnob. adv. g. I in. u. III. 24; August. Civ. D. I, 15, 30; II, 2, 3; III, 1, 17. 30. 31 u. oft.

Knaben, die Haare fallen ihnen aus bevor sie wachsen, so entartet ist alles, was jetzt geboren wird, durch das Alter der Welt selbst; so daß sich niemand wundern darf, daß jetzt alles in der Welt abnimmt, da die Welt selbst im Abnehmen ist und ihrem Ende entgegengeht."[1])

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der sogenannten chiliastischen Vorstellungen[2]) in ihrem inneren und äußeren Zusammenhange zu verfolgen; unmöglich auch, die denkwürdige von Julian d. Abtr. versuchte Restauration des alten Kultus in diesem Zusammenhang eingehender zu betrachten. Wer die Schriften seines Zeitgenossen und Verehrers Libaninus gelesen hat, wird Julians Restaurationsversuch gerechter und unbefangener beurteilen, als es gewöhnlich geschieht, und nicht ohne Teilnahme und Ergriffenheit sich in die Stimmung jener Zeiten versetzen. Die Anhänger der hellenischen Religion hofften von deren Wiederherstellung die Wiederherstellung der alten Macht und Größe. Julian, meinten sie, werde den Ruin des Reiches aufhalten und das Kranke heilen; er werde die alternde Welt, der der Lebensodem auszugehen drohe, mit neuer Lebenskraft erfüllen.[3]) Als dann der anachronistische, dem Geist der Geschichte widerstrebende Versuch gescheitert und der „achilleische" Spätling[4]), der Romantiker des Hellenismus, erst zweiunddreißig Jahre alt, durch einen verirrten Parther-Speer gefallen war, da spricht derselbe Libanius — in dem vollen Bewußtsein, damit der Wortführer seiner Glaubensgenossen zu sein[5]) — die allgemeine hoffnungslose Resignation mit den Worten aus: daß nun das Schicksal unabwendbar sei; was früher andere Reiche erlitten, stehe jetzt auch dem Römischen bevor.[6])

---

[1]) Cyprian. ad Demetrian. cap. 3.

[2]) Innerhalb der christlichen Kirche knüpft die Lehre der Chiliasten oder Milliarier bekanntlich an die johanneische Apokalypse (20, 2 ff.) an, wonach ein Engel vom Himmel den Satan, die alte Schlange, tausend Jahre lang, bis zur ersten Auferstehung gebunden habe, was man nach Augustin (Civ. D. XVIII, 52 u. XX, 7) so verstehen wollte, daß nachdem, entsprechend den sechs Schöpfungstagen, seit Erschaffung des Menschen bis auf Christus sechstausend Jahre verflossen seien (wie man damals glaubte), nunmehr unter der Herrschaft Christi von dessen Himmelfahrt bis zu seiner letzten Wiederkehr ein tausendjähriger Sabbat eintreten werde. Vergl. übrigens das oben über die persische Religion Bemerkte.

[3]) Liban. I. p. 529, 4 (ed. Reiske) u. III. p. 440. Vergl. die von Ammian. Marcellin. XXIV, 3, 9 angeführte Schwurformel, deren Julian selbst sich zu bedienen pflegte: „ita quassatum recrearet orbem Romanum."

[4]) Schon Libanius (T. II p. 188, 6) vergleicht den früh dahingerafften Julian mit dem glänzendsten Heros der griechischen Vorzeit, mit Achill, der auch „durch Trug den Tod gefunden" (δόλῳ ἀπέθανεν).

[5]) Liban. I. p. 193. 3.

[6]) Liban. I. p. 623, 1 ff. τὰ τῶν μοιρῶν ἀνίκητα, μοῖρα δ'ἐπέχει τὴν Ῥωμαίων, ὁποία ποτὲ τὴν Αἴγυπτον κτέ.

In dieser Zeit, wo das Gefühl der bevorstehenden Katastrophe alle sensibleren und ernster gestimmten Geister ergriffen hatte, begegnen wir noch einmal bei einem der letzten Heiden einer ausführlichen und systematischen Darstellung der Lehre von der kosmischen Ἀποκατάστασις. Es ist der Sizilische Astrolog und Mathematiker Julius Firmicus Maternus (der jüngere[1]), der in seiner „Mathematik" das uralte Philosophem mit folgenden Worten versicht:[2] „Die Welt hat keinen bestimmten Tag ihres Anfangs, und keiner war zwischen Gott und der Welt, als sein vorschauender Geist sie gebildet. Auch ist die menschliche Gebrechlichkeit nicht imstande, ihre Erkenntniskraft so weit auszudehnen, daß sie den Ursprung der Welt mit der Vernunft erfassen oder erklären könnte; zumal die große Weltperiode, in welcher die Dinge durch den Weltbrand und die Weltüberschwemmung in ihren Urstand zurückkehren und wieder erneuert werden, einen Zeitraum von dreimalhunderttausend Jahren umfaßt. Auf diese beiden Arten nämlich, durch Feuer und durch Wasser findet die Wiederbringung der Dinge statt: auf den Weltbrand folgt die Weltüberschwemmung; denn auf keine andere Weise könnten die ausgebrannten Dinge wiedergeboren werden und ihre frühere Gestalt zurückerhalten, wenn nicht durch die Zumischung des Wassers der verdichtete Aschenstaub die vereinte Fruchtbarkeit aller erzeugenden Keime in sich zusammenhielte." Weiterhin macht er dann die feine und scharfsinnige Bemerkung: wenn der Mensch als das letzte und vollkommenste Glied der Schöpfung alle ihm vorhergehenden Glieder oder Stufen in sich beschließe und in Wahrheit ein Abbild der Welt, eine kleine in der großen sei[3]), so dürfe man nicht nur von der Welt auf den Menschen, sondern auch rückwärts von der Natur des Menschen auf die Natur der Welt schließen, so daß sich aus dem Lebensverlaufe des Menschen auch der des Universums wenigstens gleichnisweise erkennen lasse.

Das Werk des Firmicus Maternus ist, soweit uns bekannt, die letzte eingehende und zusammenhängende Darstellung der Lehre von der Wiederkunft des Gleichen im Altertum.

[1]) Dieser jüngere Firmicus ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen christlichen Verfasser der Schrift de errore profanarum religionum. — Das hier in Frage kommende Buch ist geschrieben unter der Regierung Konstantins II. (337—340), des Sohnes Konstantins d. Gr.

[2]) Jul. Firm. Matern. Matheseos lib. III, 1 ff. (p. 47 ed. Basil. 1551).

[3]) Mathes. III. praef. p. 45. — Vergl. über diesen Pythagoreischen, in neuester Zeit bekanntlich in umfassendster Weise von der Hegelschen Schule, aber auch von Herder und Lotze wieder aufgenommenen Gedanken bei den Alten Aristot. de anima I, 3 p. 406 B.

Wir müssen davon Abstand nehmen, diese Lehre in ihrem weiteren geschichtlichen Verlauf zu verfolgen oder — so anziehend dies auch wäre — ihr Verhältnis zu den heute geltenden geologischen und kosmologischen Anschauungen zu erörtern. Es sei daher nur kurz darauf hingewiesen, daß den letzteren zufolge zwar eine kosmische Entwicklung und Umwandlung von unermeßlich großer aber keineswegs von unbegrenzter Dauer und noch weniger ein ewiger Kreislauf des Naturgeschehens und eine Wiederkehr derselben Vorgänge zu erwarten steht. Nach den Ergebnissen der mechanischen Wärmetheorie strebt die Entropie der Welt einem Maximum zu, d. h., die Umwandlung von Wärme in Bewegungsenergie ist nicht ebenso unerschöpflicher und restloser Wiederholungen fähig als der umgekehrte Prozeß. Hiernach würde also der schließliche allgemeine Stillstand des kosmischen Geschehens nach den augenblicklich geltenden naturwissenschaftlichen Theorien das Wahrscheinlichste sein.[1]

Aber auch geschichtsphilosophisch wird man in Bezug auf die Ideen vom ewigen Kreislauf und von der Wiederkehr des Gleichen zu ganz entgegengesetzten Schlußfolgerungen gedrängt, als Nietzsche und seine Anhänger.[2] Nietzsche sah in dem Wiederkunftsgedanken die „höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann" und berauschte sich in der phantastischen Vorstellung, daß diese seine „dionysische" Welt — und er mit ihr — unverwüstlich und unzerstörbar sei und unzählige Wiedergeburten zu erhoffen habe.[3]

Die Betrachtung der geschichtlichen Tatsachen hat uns ein sehr abweichendes, mit dieser Auffassung sehr wenig harmonierendes Bild gezeigt. Es zeigte sich, daß die Ideen von Weltuntergang und Welterneuerung, von ewigem Kreislauf und Wiedergeburt nie populärer und einflußreicher waren, als in der klassischen Epoche des Pessimismus, in der Zeit des Verfalls und Untergangs der antiken Kultur. Das völkerpsychologisch und kulturhistorisch interessante Wiederhervortreten dieser Ideen in der Gegenwart ist daher, nach dieser geschichtlichen Analogie, weit eher geeignet, Be-

[1]) Vergl. u. a. Helmholtz, Reden und Vorträge Bd. I., bes. d. Aufsatz „Die Wechselwirkung der Naturkräfte".

[2]) Zu diesen rechnet sich in dieser Frage auch Ludw. Stein (Prof. in Bern), im Schlußkapitel seines anregenden Buches „Der soziale Optimismus" (1905).

[3]) „Diese Welt — ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste, eherne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß . . , diese meine dionysische Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens, diese Geheimniswelt der doppelten Wollüste . . diese meine Welt, wer ist hell genug, sie zu schauen, ohne sich Blindheit zu wünschen? Stark genug, diesem Spiegel seine Seele entgegenzuhalten?" usw.

sorgnis zu erwecken, als dionysische Frohgefühle auszulösen. Statt enthusiastische Perspektiven daran zu knüpfen, dürfte ein unbefangener Beurteiler vielmehr geneigt sein, sie als Symptom weitverbreiteter pessimistischer Stimmungen aufzufassen und daraus den Schluß zu ziehen, daß es auch bei uns Abend werden will und daß der helle Sonnentag unserer Kultur sich seinem Ende zuneige. Die jetzt so oft gehörte Versicherung, daß wir in einem glänzend aufstrebenden, von Kraft und Lebensfülle strotzenden Zeitalter leben, wird viel zu geflissentlich und ostentativ wiederholt, als daß man ihr besondere Ueberzeugungskraft beimessen könnte. Die tiefen Schatten in dem glänzenden Lichtbilde werden nur zu leicht übersehen, die starke pessimistische Unterströmung wird ignoriert.

Auch ist — rein psychologisch betrachtet — beim besten Willen nicht einzusehen, wie der Glaube an die ewige Wiederkunft des Gleichen irgend den Optimismus fördern sollte. Stein (a. a. O.) rechnet diesen Glauben zu den „hoffnungsfreudigen, glaubensstarken Ideen", die geeignet sind, die „Energien der Einzelnen und der Völker zu beleben und anzufrischen". Genau das Gegenteil scheint uns der Fall zu sein. Der Glaube an den ewigen Kreislauf und die ewige Wiederkehr derselben Lebenszustände ist weit mehr dazu angetan, die Tatkraft und den Unternehmungsgeist, der Individuen wie der Massen, zu schwächen und zu lähmen, als anzuregen und zu stärken. Wenn der Mensch, wenigstens der Durchschnittsmensch, die Ueberzeugung hat, daß sich dieselben Daseinszustände und Existenzformen mit mathematischer Gleichmäßigkeit unzählige Male im Laufe der Jahrmillionen wiederholen werden, so wird er nicht, wie Stein will, „elastisch, feurig, unternehmend", sondern aller Wahrscheinlichkeit nach gleichgültig, träge und faul. Der Glaube an die Wiederkunft des Gleichen würde nicht die Energie und die Tatkraft befördern, sondern den Quietismus und die Indolenz. Ganz zu schweigen davon, daß für sensiblere, feiner empfindende Naturen der Gedanke einer unabsehbaren Wiederholung derselben Lebenszustände ein so entsetzlicher sein müßte, daß im Vergleich damit das buddhistische Nirwana als Inbegriff aller Seligkeit erschiene. Das großsprecherische Gerede Nietzsches von dem Hochgefühle des „Ewig-sich-selber-Schaffens" in seiner „dionysischen" Welt und den sonstigen davon unzertrennlichen „Wollüsten" erweist sich also, bei Licht besehen, wie so vieles in seinen Schriften, als unklare, verworrene Phantastik.

Oesterreich-Ungarn und das allgemeine Wahlrecht.

Von

Lutz Korodi.

II.

Oesterreich.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Weltgeschichte in letzter Zeit, um nicht zu sagen in den letzten Wochen, ihren Schritt wesentlich beschleunigt hat. Die Schritte sind nicht immer groß und der Gang der Ereignisse nicht in allen Fällen erhaben und erhebend, aber der Wechsel im Tempo unverkennbar, — immerhin ein Zeichen stärker pulsierenden Lebens, stetig sich steigernder Kraft. Πάντα ῥεῖ heißt es selbst im alten, als rückständig verschrieenen und nun mit einem Male nach Erneuerung mächtig ringenden Oesterreich. Es sind keine zwei Monate her, daß man sich in Kreisen der ungarischen Koalitionsparteien darob entrüstete, die geplante große Wahlreform sei verschwunden, weil „Wien" dahinter stecke und eine Rückwirkung auf Oesterreich befürchte. Wohlverstanden, die Männer um Kossuth und Apponyi betrübte das Verschwinden des Reformplanes an sich ebensowenig wie das des Kabinetts Fejérváry; aber daß angeblich wieder Wien die Hand im Spiel hatte, war das Empörende. Doch siehe da, über ein Kleines erlebte die Koalition eine seltsame Freude! Die österreichische Regierung bekannte sich in offener Parlamentssitzung als Anhängerin einer tiefgreifenden Wahlreform und zum allermindesten als Nichtgegnerin des allgemeinen Wahlrechts. Also konnte es doch nicht österreichischem Einfluß zugeschrieben werden, daß Fejérvárys Entlassungsgesuch angenommen worden war und damit das Schicksal der ungarischen Wahlreform besiegelt erschien, die dies Kabinett in den Mittelpunkt seines Programms gestellt hatte. Zu allem Ueberfluß stieg Fejérváry und damit auch das allgemeine Wahlrecht sehr bald wieder aus der Versenkung, und so ward der auf Ungarns Unabhängigkeit eifersüchtig wachenden Koalition der schlagendste

Beweis dafür erbracht, daß Oesterreich sich jeder Einmischung in die Hoheitsrechte der ungarischen Nation enthalten hatte, ja der Pester Patriot durfte das Schauspiel erleben, daß die Idee des allgemeinen Wahlrechts, die in Ungarn über Nacht zum Schlachtgeschrei geworden war, plötzlich erobernd über die Leitha drang, und heute hat sie ihre Herrschaft schon so weit ausgedehnt, daß sich ihrem Einfluß nicht die Regierung, kaum eine einzige österreichische Partei mehr entziehen kann. So hat sich denn Oesterreich auch diesmal als das Land der Unmöglichkeiten und Unberechenbarkeiten erwiesen. Wer gestern sich entschloß, morgen für eine in Oesterreich wenig populäre Idee eine Lanze zu brechen, ist heute schon in Gefahr, offene Türen einzurennen. Heute bleibt uns fast nichts anderes mehr übrig, als die allseitigen grundsätzlichen Zustimmungskundgebungen für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Oesterreich zu registrieren und deren Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit an der Hand ihrer eigenen Argumentation nachzuweisen, um vielleicht auch ein weniges dazu beizutragen, daß die einzelnen Parteien, deren oberster Grundsatz in der Politik sonst ist, „anderer Meinung zu sein", und die nun auf einmal theoretisch so sehr eines Sinnes sind, sich auch wirklich verstehen und zur Erreichung des als gemeinsam anerkannten Zieles in Wahrheit sich einander auch in der Praxis nähern.

Gerade im unberechenbaren Oesterreich ist es aber doppelt verdachterweckend, wenn zwei oder sogar mehrere Parteien und Nationalitäten glauben, dasselbe zu wollen und dem gleichen Ziele zuzustreben. Da erwacht das Mißtrauen am ehesten auf allen Seiten, daß es sich nur um eine gegenseitige Uebervorteilung handle, da ist die Möglichkeit in allernächste Nähe gerückt, daß man das eben Gewollte und aus eigenster Ueberzeugung Verfolgte verwirft, weil möglicherweise auch der politische und nationale Rivale einen Gewinn daraus haben und nur aus arglistig selbstischen Gründen dafür sein könnte. Und so erweisen denn die „Preußischen Jahrbücher" gerade in diesem kritischen Augenblick der Sache, um die es sich handelt, keinen entbehrlichen Dienst, wenn sie, dem im vorigen Heft gegebenen Versprechen gemäß, trotz der inzwischen eingetretenen günstigen Wendung der Dinge, die in normalen staatlichen Verhältnissen nun völlig ungehindert ihren Lauf nehmen müßten, sich bereit finden, sich in die Reihe der freiwilligen Mitkämpfer zu stellen und die im ersten Ansturm geschossene breite Bresche in der Festung alteingewurzelter Vor-

urteile nach Kräften erweitern zu helfen. Es sei übrigens in diesem Zusammenhang festgestellt, daß mir der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ schon lange bevor die Frage des allgemeinen Wahlrechts für Oesterreich und Ungarn die wichtigste politische Tagesfrage in der Monarchie wurde, aus eigenstem Antrieb, in der Ueberzeugung von der epochalen Wichtigkeit der damals noch nicht aufgerollten Frage, dies Forum hier für die nachdrücklichste Behandlung des Problems zur Verfügung gestellt hat. Als Vertreter des Deutschtums in Ungarn und insbesondere der Siebenbürger Sachsen, die auf die Erhaltung kostbaren ererbten Nationalgutes peinlich scharf achten müssen, habe ich aber von jeher in einer Welt politischer Anschauungen gelebt, die in wohlverstandenem Sinn als ausgesprochen konservativ bezeichnet werden müssen. Und wenn ich nun auch infolge der eigenartigen ungarischen politischen Justizverhältnisse meines alten Vaterlandes mich in der oben bezeichneten Eigenschaft als im Zustand außer Dienst betrachten darf, so war es mir doch nicht leicht, gerade mit der Frage des allgemeinen Wahlrechts für Oesterreich mich innerlich abzufinden. Erst die drängenden Ereignisse in Ungarn, wo die Sache trotz schwerer Bedenken in Sonderheit von siebenbürgisch-sächsischem Standpunkt doch ungleich einfacher liegt, nötigten förmlich mich mit Tausenden und Abertausenden, die in ihrem Innern ähnliche politische Krisen zu überwinden hatten, zu klarerem Sehen auch in der österreichischen Wahlrechtsfrage; auch die Deutschen Oesterreichs hat erst der Drang der allerjüngsten Ereignisse zu gefestigteren Ansichten über diesen Gegenstand geführt. Und diese neueste Phase ungarisch-österreichischer zeitgeschichtlicher Entwicklung, dies unbewußte und um so nachhaltigere Herüber- und Hinüberwirken geistiger Kräfte scheint mir gerade ein trefflicher Beweis dafür zu sein, daß der Gesamtstaat Oesterreich-Ungarn doch ein lebendiger Organismus sei und nicht ein loses Gefüge mechanisch verbundener völlig selbständiger staatlicher Sonderexistenzen. Es muß zwischen den beiden Reichshälften doch eine ganze Menge unsichtbarer kommunizierender Röhren geben, in denen wenigstens das politische geistige Leben, ohne daß die beiden Lebewesen meist selber es wissen, ja wider ihren Willen auf- und abflutet.

Gesamtstaat! Das ist das Wort, was den ungarischen Staatsrechtlern allerstrengster Observanz das Blut in den Adern gefrieren macht. Das wollen sie nicht haben, und um es mit Gewalt aus

der Welt zu schaffen, weil es sonst nicht umzubringen ist, fordern sie das Recht auf die Kommandosprache, die sich uns schon als die Idee der Macht, beziehungsweise deren wertvolles Symbol erwiesen hatte, brauchen sie die Armee. Gerade weil aber in dieser alten traditionellen habsburgischen Gesamtstaatsidee sich etwas lebendig Kraftvolles, Lebensfähiges und darum Lebensberechtigtes offenbart, gerade darum wächst uns auch das allgemeine Wahlrecht als Moment der Einigkeit unter den Oesterreichern zu ungeahnter Bedeutung empor. Unter den „Oesterreichern"! Wo ist der Zauber des Wortes hin? Unwiederbringlich dahin? Ich glaube es nicht. Sollte nicht gerade der Gedanke einer vernünftig aufgefaßten Demokratisierung des politischen Lebens ihn wieder erstehen lassen? Von national deutscher Seite ist in diesen Tagen darauf hingewiesen worden, daß die österreichische Volksvertretung sich einmütig erheben müsse gegen die anwachsende ungarische Suprematie. Der Abgeordnete der deutschen Volkspartei Dr. Chiari äußerte sich unlängst in diesem Sinn; selbst Fejérváry, meinte er, an dessen ehrlich dynastischer Gesinnung niemand zweifeln darf, habe in der Frage der Kommandosprache nur nachgegeben, um sich dadurch der größten Willfährigkeit der Krone in allen andern Fragen zu versichern, somit auch in der Frage des Verhältnisses Ungarns zu Oesterreich. Ein Uebergewicht der einen, hier der ungarischen, über die andere Reichshälfte wäre aber nur zum Schaden der Gesamtmonarchie, gereichte rückwirkend also schließlich auch zum Nachteil des scheinbaren, beziehungsweise vorläufigen Siegers. Wer demnach ein natürliches Gleichgewicht innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie erhalten wünscht, — und wie sollte man es wagen, angesichts der schweren Erschütterungen mächtiger europäischer Staaten, die deren inneren und äußeren Bestand, wie das Beispiel Rußlands lehrt, zu bedrohen scheinen, einer Auflösung großer historischer Staatengebilde das Wort zu reden! — wer, sage ich, ein Anhänger der ebenmäßigen Kräfteverteilung zwischen Oesterreich und Ungarn ist, muß alles freudig begrüßen, was neue Garantien für den ungestörten ferneren Bestand jenes Gleichgewichts und in weiterer Folge für den Bestand des Habsburgerreiches schafft. Oesterreichs Völker müssen einig sein, wenn Oesterreich dem nach der Vorherrschaft in der Monarchie leidenschaftlich strebenden Magyarentum gewachsen sein soll. Und den Keim zu dieser Einigkeit birgt, wie die Entwicklung der Dinge

zeigt, vielleicht am allerehesten die Idee des allgemeinen Wahlrechtes. Zunächst werden wohl die meisten nur durch das Gefühl bestimmt, daß dies Wahlrecht mit elementarer Gewalt trotz allen Widerstrebens sich einführen wird. Es ist nicht zu verkennen, daß unter dem Bann der Ereignisse in Rußland, wie der ernsten Motive im Präludium zum bevorstehenden erbitterten ungarischen Wahlrechtskampf eine ganze Reihe führender österreichischer Politiker und maßgebender Parteien mit der Idee des allgemeinen Wahlrechts von heute auf morgen zu paktieren begonnen hat. Sehr ehrlich hat das u. a. der Abgeordnete v. Derschatta eingestanden. Der äußere Zwang wird aber, zumal bei den klarst rechnenden Politikern, sehr bald zur inneren Befreundung mit dem Gedanken führen; sie wollen sich nicht vom Strome fortreißen lassen, sondern die Strömung als treibende Kraft ihrem politischen Fahrzeug dienstbar machen. Es ist ein gutes Zeichen für den neuerdings entwickelteren politischen Sinn unter den Deutschen Oesterreichs, der gerade unter ihnen bei all ihrem guten Willen und ihrer reichen spezifisch deutschen Begabung in kritischen Momenten nicht immer sich bewährt, daß diesmal auch sie rechtzeitig die warnenden und mahnenden Zeichen der Zeit zu verstehen scheinen. Vielleicht fühlen Deutsche und Tschechen es instinktiv, daß diese Frage, wenn sie halbwegs befriedigend gelöst werden kann, auch eine Gelegenheit zur Verständigung zwischen diesen beiden Völkern bietet, die in absehbarer Zeit nicht wiederkehren dürfte. Die Wahlrechtsdemonstrationen vor dem Deutschen Haus in Prag sprechen scheinbar gegen diese Auffassung. Doch nur scheinbar. Mag sein, daß auch unverfälschter nationaler Fanatismus dabei an der Arbeit war; jedenfalls hat er gern die günstige Gelegenheit benutzt, den sozialen Wind in seine Segel zu fangen. Der ursprüngliche leitende Gedanke, wenn man bei solchen turbulenten Straßenszenen noch von einem solchen reden darf, war gewiß der, daß die Deutschen vorzüglich in Böhmen die natürlichen Gegner des allgemeinen Wahlrechts sein werden und zum großen Teil auch sind. Auch der Sozialist ist füglich kein Abstraktum, auch er ist Mensch von Fleisch und Blut, hat eine Nationalität, selbst wider Willen, und sucht nach einem konkreten Gegenstand, an dem er, möglichst ungestraft, seine Demonstrations- und Provokationslust büßen kann. Das führte die tschechischen Sozialistenführer vors Deutsche Haus in Prag. Aber die Reform soll und wird ja nicht auf der Gasse, auch nicht durch die beweglichen Massen der Gasse gemacht werden;

das hat auch die österreichische Regierung mit wünschenswerter Bestimmtheit erklärt. Die richtunggebenden Männer beider Nationalitäten werden Gelegenheit haben, im Kreise ihrer Volksgenossen und dann bei gemeinsamer ruhiger, nüchterner Arbeit sich über die Grundsätze und die Einzelheiten der Reform auszusprechen. Die Ausarbeitung der eigentlichen Gesetzesvorlage und ihre Verhandlung wird wahrscheinlich erst der im Januar oder Februar beginnenden Reichsratssession vorbehalten bleiben, auch wenn Baron Gautsch in den nächsten Tagen einen vorläufigen Gesetzentwurf vorlegen und die Grundsätze der Regierung im großen und ganzen entwickeln wird. Bis dahin aber müßten vor allem die Deutschen sich mit der Reform abgefunden haben; denn sie haben, darüber kann und soll man sich keiner Täuschung hingeben, die schwerstwiegenden Bedenken zu überwinden. Wie können sie sich aus nationalen Gesichtspunkten grundsätzlich dazu stellen? Das ist die erste und auch die entscheidende Frage.

Professor Delbrück hat an dieser Stelle den Gedanken schon in früheren Jahren vertreten, daß die Demokratie der natürliche Bundesgenosse des Deutschtums in Oesterreich sei; sie sichere ihm am ehesten eine gewisse Vormachtstellung, gegen die sich weder vom staatlichen, noch vom nationalen Standpunkt der Mitnationen etwas einwenden lasse. Die Heranziehung und Vergleichung der ungarischen Frage erleichtert sehr wesentlich das Verständnis für diesen Gedankengang, der, es sei zugegeben, auf den ersten flüchtigen Anblick leicht den Eindruck des Doktrinarismus macht. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts wird in Ungarn den nationalen Minoritäten einen Einfluß auf die Staatsgesetzgebung und Staatsverwaltung einräumen; von beiden sind sie heute sozusagen ganz ausgeschlossen. Nach der Durchführung der Reform werden zwar die Magyaren auch weiterhin einen großen Spielraum haben für die Entfaltung ihrer politischen und kulturellen Fähigkeiten, aber im freien Wettbewerb werden sie jedenfalls ihre intensiven Kräfte stärker anspannen müssen, um ihre Führerrolle nicht nur äußerlich zu behaupten, sondern auch den Nachweis für ihre Ueberlegenheit zu erbringen. Das kann der Entwicklung eines lebensfähigen Volkes nicht schaden, denn es liegt darin ein mächtiger Sporn zum vollen Ausleben als politische und ethnische Individualität. Solchem freien Spiel der Kräfte auszuweichen, wäre Feigheit, und diesen Vorwurf ertragen die Magyaren ebensowenig, wie den Verdacht, daß sie

Feinde der Freiheit seien. „Das beste Zeichen aber — sagt Roscher — daß ein Volk wirklich frei, ist die Sicherheit der Minoritäten.“ Für die Magyaren ist der Versuch immerhin ein ganz Neues und ein Wagnis, denn „die Schanzen der Verfassung“, auf die sie immer so stolz waren und sind, bedeuteten für sie von jeher eine weitgehende Bevorzugung einer Adels-, später auch einer Klassen- und Rassenoligarchie. Der Deutsche dagegen hat, wo er als geschlossene Masse von vornherein als starker staatsbildender und -erhaltender Faktor in Betracht kam, diesen Wettkampf in verschiedenen Staaten zu allen Zeiten erfolgreich bestanden. Er hat in der Geschichte die Probe auf das Exempel geliefert. Wo er dies nicht vermochte, war er, wie die nach Süden und Südwest verschlagenen Stämme in der Zeit der Völkerwanderung, für seine Mission noch nicht reif, oder stellte ihm, wie in den Zeiten der Hohenstaufen, der romantische Zug des Volkes und seiner Herrscher nach Ort und Zeit nicht die richtigen geschichtlichen Aufgaben. Die Deutschen Oesterreichs werden aber gewiß einmütig weder die eine noch die andre falsche Vorbedingung auf sich angewendet wissen wollen, und so kann es nicht daran fehlen, daß ihnen, wenn sie nur das nötige Vertrauen in ihre Kraft und in die geschichtliche Mission ihres Volkstums innerhalb Oesterreichs haben, die Superiorität gewahrt bleibe. Jetzt empfinden die Nichtdeutschen Oesterreichs die Ueberlegenheit des Deutschtums als Ungerechtigkeit, weil sie sich durch das bestehende Wahlgesetz zurückgesetzt fühlen, — mit wieviel Recht, mag dahingestellt bleiben, kommt in diesem Zusammenhang auch nicht in Betracht; das subjektive Gefühl einer Art Zurücksetzung reizt sie zu erhöhter Kräfteanspannung. Sind nun die Waffen wirklich gleich, so wird auch das natürliche Uebergewicht des Deutschtums von selbst zu größerer Geltung kommen. Denn sobald der soziale Gedanke im ganzen Staatsleben mehr in den Vordergrund treten wird, muß für diesen auch der Wert deutscher Sprache, deutscher Arbeit, als absoluter Kulturwert, enorm in die Höhe steigen. Und wenn dabei andre Völker an innerer Geltung für den Staat und vielleicht auch an Raum durch die natürliche Entwicklung verlieren, so können sie sich nicht beklagen, da doch nun ihrer Entfaltung keine hemmenden Schranken gezogen sind. Wenn dagegen die deutsche Sprache infolge des demokratisierten öffentlichen Lebens stille und stetige Eroberungen macht, weil sie als Weltsprache und Sprache

des vermittelnden Verkehrs von Natur dazu berufen ist und den praktischen Bedürfnissen der breiten Volksschichten am meisten entspricht, so wird dieser natürlichen Entwicklung keine Macht der Welt sich mit Erfolg entgegenstemmen können; dieser Zwang wird sich aber auch leichter ertragen lassen, weil er ein ungewollter, im Völkerverkehr unbefangen und unbewußt wirkender ist.

Freilich darf das allgemeine Wahlrecht auch in seiner freisinnigsten Anwendung nicht als Proklamierung einer sinnlosen, alles gleichmachenden Ochlokratie verstanden werden. Auch Delbrück fordert*), daß „Bildung und Besitz die führenden Potenzen im Staate sein und bleiben müssen". Sie sind und bleiben es aber auch beim allgemeinen Wahlrecht, wenn es den individuellen staatlichen Bedürfnissen vernünftig angepaßt ist, — so paradox das manchem auch klingen mag. Es ist dabei nicht einmal unbedingt erforderlich, daß der Staat einen gewissen Bildungszensus bei der allerdings außerordentlich verschiedenartigen Bevölkerung „der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder", einer Art Selbsterhaltungstrieb folgend, für die Zuerkennung des Wahlrechts aufstelle. Gewiß, wenn bei den Deutschen und Tschechen 95 Proz. lesen und schreiben können, während die Zahl der Analphabeten bei den Polen 47 Proz., bei den Ruthenen 76, bei den österreichischen Rumänen 80 und bei den Serbokroaten 70 Proz. beträgt, so wäre eine ganz und gar bedingungslose Verleihung des Wahlrechts an alle Staatsbürger und Kronländer ohne Unterschied der Leistungen an den Staat bedenklich. Bei ungezählten „Bürgern" Galiziens kann von Kultur nach seinem allerbescheidensten Begriffsinhalt und von einer Leistung an den Staat nicht die Rede sein. Dies Land zahlt dem Staat, natürlich auch seine größten Steuerträger mitinbegriffen, von der Gesamtsteuerlast ganze 8 Proz. und hat einen Bevölkerungsanteil von 27,9 Proz. Wenn diese Gesellschaft unter dem Schutze des Schlagwortes bedingungsloser „Freiheit und Gleichheit" auf die Reichsvertretung losgelassen würde, könnte man am österreichischen Parlamentarismus, der in den letzten Jahren ja ohnehin eine ganz eigene Spezies darstellte, bald noch viel eigenartigere Ueberraschungen erleben. Immerhin ist zu bedenken, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts die gegenwärtig in polnischer Knechtschaft erhaltenen Ruthenen und zum Teil auch die polnischen Sozialdemokraten emporbringen und dadurch

*) Erinnerungen, Aufsätze und Reden (Berlin 1905) S. 484.



neue Kräfte auslösen würde, die einesteils deutschfreundlich sind, andernteils nicht dazu angelegt, den Nationalitätenstreit zu verschärfen. Aber es soll nicht in Abrede gestellt werden: gewisse Vorsichtsmaßregeln mögen nach mehr als einer Richtung am Platze sein, vor allem muß — das liegt im Interesse des Staates, wie aller einzelnen Nationalitäten — für den Schutz der Minoritäten gesorgt werden, ebenso für den Schutz des nationalen Besitzstandes. In diesem Sinne hat sich auch Baron Gautsch im Abgeordnetenhaus schon ausgesprochen. So könnte vielleicht, wie in Ungarn, die Kenntnis des Lesens und Schreibens als Vorbedingung für die Erteilung des Wahlrechts in Betracht kommen. Das wäre schon eine größere Einschränkung, nicht nur für Galizien, als man gemeiniglich annimmt. Wenn es z. B. richtig ist, daß allein in Triest — ich finde die Mitteilung in einem Kärntner Blatt als statistisch verbürgt bezeichnet — über 6000 schulpflichtige Kinder überhaupt keine Schule besuchen, so wirft das kein günstiges Licht auf die italienischen Schulverhältnisse in Oesterreich.

Es ist sehr erfreulich, daß auch von führender sozialdemokratischer und auch von nichtdeutscher Seite öffentlich betont worden ist, daß gegen die angedeuteten Gefahren, die eine gedankenlos schablonisierende Anwendung des allgemeinen Wahlrechts mit sich brächte, gewisse Schutzmaßregeln vorgesehen werden müßten. So hat sich der Abgeordnete Kramař für eine Aufteilung der Mandate an die einzelnen Kronländer gemäß einem Bildungs- und Steuerzensus ausgesprochen, während der sozialdemokratische Abgeordnete Ellenbogen wohl das allgemeine und gleiche Wahlrecht, aber mit Anwendung der nationalen Abgrenzung verlangt. v. Derschatta und, wie es scheint, auch die Christlichsozialen, deren Einfluß durch ihren Führer Lueger auf breite Massen der Bevölkerung nicht zu unterschätzen ist, sind für eine Umwandlung des Herrenhauses, in das die berufsgenossenschaftliche Vertretung zu verlegen sei. Diese erste Kammer solle, nach Derschatta, einen Schutzwall für die besitzenden Klassen und auch für das Deutschtum bilden und könne allenfalls mit einem „nationalen Vetorecht" ausgestattet werden. Die überwiegende Mehrzahl der Polen will das allgemeine Wahlrecht nur in Verbindung mit dem Pluralwahlsystem nach belgischem Muster annehmen, wonach etwa, dem Besitz und der Bildung entsprechend, den einzelnen Wahlbürgern eine, zwei oder drei Stimmeinheiten verliehen werden können.

Für diesen Modus soll, nach einer Meldung der „Bohemia", auch ein großer Teil der deutschen Abgeordneten, wahrscheinlich auch die tschechischen Agrarier und ein Teil der Konservativen eingenommen sein. Der mährische Abgeordnete Dr. Heinrich v. Oberleithner hat für dies System plausible Grundsätze aufgestellt, die in der offiziösen „Deutschnationalen Korrespondenz" der deutschen Volkspartei sehr beifällig aufgenommen wurden. Doch sind die Meinungen hierüber innerhalb der Partei noch sehr geteilt. Es ist aber bezeichnend, daß sich die Anhänger verschiedenster Parteien in ihren Ideengängen unversehens treffen, — ein Beweis für die dem allgemeinen Wahlrecht gerade in Oesterreich innewohnende befreiende und gestaltende politische Kraft.

Von den Grundsätzen der Regierung ist im Augenblick nur bekannt, daß sie die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts unter Aufhebung der bisherigen fünf Wahlkurien plane, neue Wahlbezirke aufstellen und die Mandate „nach Kopfzahl und Steuerleistung" auf die einzelnen Kronländer aufgeteilt wissen wolle. — Es ist hier, wie schon oben angedeutet wurde, zunächst nicht unsere Aufgabe, die verschiedenen Vorschläge, die auch noch nicht in ihren genauen Einzelheiten vorliegen, zu prüfen. Es handelt sich uns jetzt bloß darum, nachzuweisen, daß die Deutschen in ihrer Gesamtheit keine Ursache haben, sich grundsätzlich der Einführung des allgemeinen Wahlrechts gegenüber ablehnend zu verhalten und sich dadurch selbst in die Ecke zu drücken, während die Ereignisse über sie hinwegrauschen. Wenn der verfassungstreue Großgrundbesitz schon jetzt ankündigt, daß er den Kampf gegen die Regierung eröffnen und der Einführung des allgemeinen Wahlrechts den entschiedensten Widerstand entgegensetzen werde, so ist das vom Standpunkte seines ausgesprochenen Klasseninteresses noch allenfalls psychologisch zu verstehen, obwohl das Verhalten dieser Partei in der Wahlrechtsfrage selbst von ihrem Fraktionsstandpunkt betrachtet nicht ganz unanfechtbar ist. Daß der Einfluß des Großgrundbesitzes durch das allgemeine Wahlrecht nicht aufgehoben wird, beweist das Beispiel des deutschen Reichstags. Und als Bismarck das allgemeine Wahlrecht — nicht aus Gründen eines weitgehenden politischen Liberalismus, sondern aus rein taktischen Gründen — einführte, war diese Interessengruppe ganz außer sich. Der österreichische verfassungstreue Großgrundbesitz vertritt ja aber nicht nur Standes-, sondern auch nationale Interessen. Und die Deutschen als Volksganzes haben mit der einseitigen parteitaktischen Argumentation

irgend einer Gruppe als solcher nichts gemein; sie dürfen ihre Gründe für und wider die Wahlreform nicht den Bedürfnissen einer Partei anpassen, darum aber auch Vorschläge, die von anderen auch noch so unsympathischen Parteien gemacht werden, nur aus sich heraus beurteilen. In dieser Richtung ist letzthin mit gutem Beispiel vorangegangen der schon erwähnte Abgeordnete Chiari, der den glücklichen, auch von sozialdemokratischer Seite propagierten Gedanken der sogenannten „nationalen Abgrenzung“ aufgegriffen und gelegentlich des am 5. November in Zwittau veranstalteten deutschen Volkstages sich darüber folgendermaßen geäußert hat:

„Es muß ein Weg gesucht werden,“ meinte der Redner, „der zur Feststellung jener Grenze führt, welche die Rechte der einzelnen Nationen abschließt. Da nun die verschiedenen Nationalitäten territorial zusammenleben müssen, in nationalen und kulturellen Fragen aber ein Zusammengehen unmöglich ist, muß in diesen Fragen eine Abgrenzung angestrebt werden. Je mehr die Nationalitäten in ihren nationalen Bestrebungen von einander unabhängig gemacht werden, desto eher ist es möglich, größere gemeinsame Ziele zu verfolgen. Die Erfahrung lehrt, daß überall, wo eine räumliche Trennung eingetreten ist, die betreffenden Institute ganz zufriedenstellend funktionieren. Man sieht das beim getrennten Landeskulturrat, Landesschulrat und auch in jüngster Zeit bei der getrennten Aerztekammer. Dieser im kleinen bereits betretene Weg muß ausgestaltet werden und zur Autonomie der Nationalitäten führen. Durch die Zusammenfassung Oesterreichs in einen modernen parlamentarischen Staat ist die Bedeutung der Königreiche und Länder als politischer Faktoren hinfällig geworden. Der einzige Weg, der das Reich zur modernen Entwicklung führen kann, ist die Selbständigmachung der Nationalitäten, die dann als selbständige Faktoren in die Politik hineingebracht werden. Man lasse jeder Nationalität in nationalen und kulturellen Fragen ihr Selbstbestimmungsrecht und ziehe die Grenzen dieses Rechtes soweit, als es mit Rücksicht auf den Gesamtstaat möglich ist. Die nationale Selbständigkeit setzt aber auch voraus, daß jede Nation für ihre nationalen und kulturellen Bedürfnisse selbst aufkomme. Jede Nationalität verlangt vom Staate nationale Schulen und Bildungsanstalten; man versuche also, die nationale Autonomie beim Schulwesen einzuführen. Man entlaste den allgemeinen Staatsvoranschlag von der Post „Schul-

wesen“; jene Summen, welche Städte und Länder für nationale Zwecke zahlen, lassen sich leicht feststellen und dann bliebe es jeder Nationalität überlassen, im Wege eines selbständigen Nationalrates für ihre Bedürfnisse aufzukommen. Dann könnte sich keine Nation beschweren, daß sie zu gunsten einer anderen unterdrückt werde. Dieser Plan ist allerdings nur dann durchführbar, wenn die verschiedenen Nationalitäten davon überzeugt sind, daß mit Gewalt und auf Kosten der anderen eine einseitige Bevorzugung ausgeschlossen ist und wenn auch der Regierung daran liegt, dem Nationalitätenstreit ein Ende zu setzen und auf das beliebte Mittel zu verzichten, daß sie zur Erlangung der sogenannten Staatsnotwendigkeiten eine Nation gegen die andere ausspielen läßt.“

Ueber die praktische Möglichkeit, diese nationale Abgrenzung durchzuführen, die auf denkbar gerechtester Grundlage die nationalen Gefahren des allgemeinen Wahlrechts beseitigt, liegt von anderer Seite schon eine gründliche Studie vor*). Wenn dieser Gedanke, der schon jetzt den Vorzug genießt, von Deutschen und Tschechen ernstlich erwogen und zur Durchführung empfohlen zu werden, von einer österreichischen Regierung in ihr Programm aufgenommen würde, könnte er dazu berufen sein, das ganze österreichische Nationalitätenproblem zu lösen. Wie die Angehörigen einer kirchlichen und auch anderer kultureller im engern Sinn, politischer, wirtschaftlicher, sozialer Gemeinschaften sich selbst zu besteuern vom Staate berechtigt werden, so sollen die Nationsgemeinschaften**) als juristische Personen anerkannt werden und durch Mittel, die sie selbst aufbringen, ihre kulturellen Institutionen, vor allem die Schulen bis zur Hochschule hinauf, dann Bibliotheken, Museen, Theater u. s. w. zu erhalten verpflichtet beziehungsweise berechtigt werden. Geschieht dies, so müssen, wie auch Chiari betont, die Klagen über Bevorzugung der einen Nation und Zurücksetzung der andern von selbst aufhören. Und da der Staat doch nicht bloß Selbstzweck und die Staatsbürger Mittel zu diesem Zweck sind, so ist auch nicht abzusehen, warum

*) Rudolf Springer, Der Kampf der österreichischen Nation um den Staat. I. Das nationale Problem als Verfassungs- und Verwaltungsfrage.

**) Eine Art „nationale Autonomie“ ist soeben in Mähren schon eingeführt worden: die für die Landtagswahlen vorgenommene Trennung der Wähler nach ihrer Nationalität; die Bestimmung, daß hier alle deutschen Wähler nur deutschen und alle tschechischen Wähler nur tschechischen Wahlkreisen zugeteilt werden, macht die Anlegung nationaler Kataster für Deutsche und Tschechen notwendig. Da hätten wir schon die Grundlage für die Steuerlisten der „Nationsgemeinschaften“!

er nicht einen Teil der von ihm bisher in unzulänglicher, weil allseitig unbefriedigender Weise erfüllten Pflichten im übertragenen Wirkungskreis einzelnen seiner Organe auferlegen dürfte. Wie nach Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" kein Mensch bloß als Mittel gebraucht werden darf, so steht es auch mit den Völkern, — auch in einem Nationalitätenstaat! Diese Theorie, daß die Völker nur als Mittel für den Staat da seien, ja sogar für einen Staat, der nur erst in der Idee vorhanden ist, einen erträumten Nationalstaat, diese widersinnige Theorie hat in den Magyaren ihre klassischen Verfechter, und in klassischer Weise werden sie durch die unerbittliche Logik der geschichtlichen Entwicklung über die Absurdität und Gefährlichkeit ihrer lebensunfähigen Idee belehrt werden. „Die Theorie kann keine Grenze der Staatswirksamkeit aufstellen." Wenn dieser Satz Treitschkes*) auch nach der Seite der Einschränkung richtig ist, so ist es auch klar, daß die materielle Schulerhaltung nicht vom Staat und nicht von jedem Staat unmittelbar besorgt werden muß. Treitschke ist es auch, der in diesem Zusammenhang (a. a. O. S. 83) den Satz aufstellt: „So kann man sagen, nicht daß die wachsende Tätigkeit des Staates das ganze Menschenleben absorbiert, sondern daß mit wachsender Kultur die Selbständigkeit des Einzelnen größer wird." Wie der Endzweck jeder vernünftigen, zielbewußten Erziehung das Selbständigmachen des Individuums für den Dienst der Allgemeinheit ist, so muß auch der Staat als Erzieher handeln. Und wenn er seinen Völkern als Individuen größere Selbständigkeit einräumt und dadurch gerade sich selbst festere Lebensgrundlagen schafft, so erfüllt er den Staatsbürgern und sich gegenüber die primitivste Pflicht der Selbsterhaltung. Man sage nicht, diese Theorie von der „nationalen Autonomie" stoße auf unüberwindliche technische Schwierigkeiten. Wir wollen ihr bei anderer Gelegenheit noch näher treten und an der Hand der erwähnten Arbeit Rudolf Springers nachweisen, daß die Staatsmaschine auch auf diesen Betrieb eingerichtet werden kann**). Hier sei bloß noch darauf hingewiesen, daß die Organisation des Volks- und höheren Schulwesens der Siebenbürger Sachsen und zum Teil der Rumänen uns ein Stück „nationaler Autonomie" zeigt, wie

*) Politik. Herausg. von M. Cornicelius. Bd. I. S. 70.

**) Wer sich über das Problem in seinen Grundzügen vorläufig unterrichten will, findet in der Abhandlung der Wiener Wochenschrift „Der Weg" (1905, Heft 2): „Der Weg zum nationalen Frieden in Oesterreich" das Wesentliche hübsch anschaulich zusammengestellt.

es idealer kaum gedacht werden kann. Die in neuerer Zeit immer heftiger hervortretenden Angriffe des Magyarismus gegen diese für einen Nationalitätenstaat einzig vernünftige Autonomie tragen die Hauptschuld an der Verwirrung der ungarischen Nationalitätenfrage; das Korrektiv für diese Rückentwicklung muß auch in Ungarn das allgemeine Wahlrecht sein. Dies wird die verschiedenen Kompetenzen des Staates und der Nationen feststellen, wird der unnötigen Vielregiererei und verbitternden Bevormundung ein Ende machen; der Bevormundung, die merkwürdigerweise in immer weitere Gebiete des Völkerlebens hineingreifen will, je entwickelter und mündiger diese Völker naturgemäß geworden sind.

Das Beispiel der Siebenbürger Sachsen bringt uns auch noch eine bekannte Erfahrungstatsache recht anschaulich zum Bewußtsein: daß sich bei großen Reformen die Sachen in der Praxis, wenn man ihnen näher tritt und sich auch über Einzelfragen, statistische Daten usw. zuverlässig orientiert, gewöhnlich ganz anders darstellen, als das politische Schlagwort sie erscheinen ließ. Es wurde bis vor wenigen Tagen immer behauptet, die geplante Wahlreform in Ungarn werde für die Sachsen einen unendlichen Verlust im Zahlenverhältnis der Wähler bringen. Eben hat der Pester Korrespondent des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts“, Dr. Gustav Gratz, ein eifriger grundsätzlicher Verfechter des allgemeinen Wahlrechts, an der Hand des einschlägigen statistischen Materials das genaue Gegenteil bewiesen, daß nämlich die Zahl der deutschen Wähler in Siebenbürgen nach dem Kristóffyschen Wahlgesetzentwurf von 14,4 auf 18,7 Prozent steigt. So weist auch der Prager Universitätsprofessor Alfred Weber in einem Aufsatz der oben angeführten Wiener Zeitschrift auf Grund der Daten über die Wahlen der gegenwärtigen fünften Kurie in Oesterreich, die schon jetzt nach dem allgemeinen Wahlrecht wählt, nach, daß das allgemeine Wahlrecht weder die sozialdemokratische, noch die klerikale Gefahr in sich birgt, die man in manchen nationalen und freisinnigen Kreisen befürchtet. Tatsächlich ist ja auch das allgemeine Wahlrecht, wie dessen Geschichte in Nordamerika, in Frankreich und Deutschland beweist, weder eine Erfindung der Sozialdemokratie, noch des Klerikalismus. Wo aber diese beiden es sich zunutze machten, trug immer die Bequemlichkeit und Zerfahrenheit der bürgerlichen Parteien beziehungsweise des theoretisierenden und aktionsunfähigen Liberalismus die Schuld.

Wenn die Deutschen Oesterreichs mit kühner Entschlossenheit

für das allgemeine Wahlrecht eintreten, dessen Einführung sie füglich doch ebensowenig zu verhindern imstande sind, wie die verbohrten Kossuthisten in Ungarn, so nehmen sie ihren Gegnern die beste Waffe selbst aus der Hand und sichern sich durch offene Unterstützung der Regierung den Einfluß auf die Feststellung der Modalitäten bei der Durchführung. Mehr noch! sie werden auch auf die Massen der gegenwärtig politisch Rechtlosen erziehlich wirken, sie werden mehr Fühlung gewinnen mit den Schichten der Bevölkerung, die sich nur darum der Sozialdemokratie oder dem Klerikalismus in die Arme werfen, weil sie sonst nirgends einen Anschluß, nirgends für ihre politischen Bedürfnisse Befriedigung finden können. Dieser Anschluß wird offenbar auch von der „Gesellschaft" in Reichsdeutschland zu sehr vernachlässigt, die sich dann nicht genug darüber wundern kann, daß dem Zentrum und der Sozialdemokratie der Weizen so blüht. Es fehlt der organische Zusammenhang der verschiedenen politischen Schichten der ganzen Gesellschaft. Jetzt ist die Zeit, wo die Deutschen Oesterreichs ihn suchen müssen, nicht bloß aus parteitaktischen Gründen, sondern um des allgemeinen Wohlbefindens und der harmonischen Entwicklung des gesamten Volkskörpers willen.

Und ein gesunder nationaler Optimismus, das ist es fürwahr, wie auch der Herausgeber dieser Jahrbücher nicht müde wird immer wieder zu betonen, woran es den Deutschen in Oesterreich fehlt; ihnen nicht weniger, als einem großen Teil meiner Landsleute in Ungarn. Nicht jener gedanken- und tatlose Optimismus, der blindlings alles dem Schicksal anvertraut und als politischer Epikureismus im „gemütlichen" Wienertum sich bis zur Negation jeglichen politischen Sinnes entwickelt hat. Nein, der Optimismus fehlt den Deutschen Oesterreichs, der Preußen mächtig gemacht hat: der feste Glaube an eine große Zukunft. Gerade zur rechten Zeit ist uns ein wertvolles Dokument dafür beschert worden, daß dieser Glaube auch der realen Basis nicht entbehrt, zum allermindesten, daß es ganz und gar unangebracht und unberechtigt ist, die Lage des österreichischen Deutschtums als verzweifelt darzustellen. Der Professor an der deutschen Universität in Prag, Heinrich Rauchberg, hat in seinem eben erschienenen dreibändigen Werke „Der nationale Besitzstand in Böhmen"*) mit

*) Leipzig, Duncker u. Humblot. Erster Band: Text (701 Seiten), zweiter Band: Tabellen (415 Seiten), dritter Band: Graphische Anlagen (70 Karten auf 22 Tafeln nebst einer großen Sprachenkarte von Böhmen).

Hilfe einer staunenswerten Fülle Materials und einer Gründlichkeit, die jede leichtfertige Ablehnung seiner Schlußfolgerungen von vornherein ausschließt, den Nachweis erbracht, daß bei aller schonungslosen Aufdeckung schwerer deutscher Verluste (vor allem in Prag) einerseits eine „Ueberschätzung der tschechischen Stoßkraft", anderseits eine „Unterschätzung der deutschen Stellung" unter den Deutschen Oesterreichs nur zu sehr gang und gäbe geworden ist. In der Geschichte der Revision politischer Schlagworte wird diese Arbeit immer ein Ereignis von epochaler Bedeutung bleiben; ihre Wirkung muß sich in der Prägung neuer brauchbarerer und wirklich vollgültiger Schlagworte erweisen. Kraftgefühl muß solche Aufstellung von unumstößlichen Tatsachen erzeugen, und Kraft und das klare Bewußsein vorhandener lebender Kraft ist es auch, was die Deutschen Oesterreichs beim Eintritt in die neu heraufdämmernde Zeit brauchen. Finden sie diese Kraft und den Glauben daran in sich, so soll auch das Wort des größten magyarischen Staatsmannes, auf die diesseitige Reichshälfte angewendet, noch Wahrheit werden: Oesterreich war nicht, es wird sein!

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

„Die Kultur.“ — Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Erster Band: Arische Weltanschauung von Houston Stewart Chamberlain. — Berlin, Bard, Marquard u. Comp.

In ähnlicher Weise wie Georg Brandes eine Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen unter dem Titel „Die Literatur“ und Richard Muther illustrierte Monographien unter der Gesamtbezeichnung „Die Kunst“ herausgibt, hat nun auch Cornelius Gurlitt eine solche Sammlung mit der Aufschrift „Die Kultur“ zu veröffentlichen begonnen. Wir stellen die drei Erscheinungen zusammen, nicht um sie zu empfehlen — die Namen Brandes und Muther sind in der Sphäre der „Preußischen Jahrbücher“ keine Empfehlung — sondern nur, weil uns der Trieb zu solchen Sammlungen für unsere Zeit in mancher Beziehung charakteristisch zu sein scheint. Gurlitt sagt in seiner Einleitung: „Einst entstanden jene Sammelwerke, in denen viele einem gemeinsamen Ziel zustrebten: Sie konnten es, weil die Grundlagen ihres Denkens fast die gleichen waren. Die Zeiten sind vorüber. Man kann dies beklagen oder begrüßen: Heute schreibt man solche Sammelwerke nicht mehr oder nur für einen bestimmten Kreis Geistesverwandter, oder endlich nur als Sammlung von Tatsachen ohne Schlußfolgerungen. Denn man weiß, wie sehr selbst die angeblich unbestechliche Logik der Zahlen in der Statistik zu so arg verschiedenen Ergebnissen führte. Die Hoffnung auf Objektivität verschiedenen Weltanschauungen gegenüber ist dahin, ebenso wie die auf Einheit im ästhetischen oder selbst im ethischen Urteil. Wir müssen uns darauf einrichten, daß wir in uns selbst zu einer Klärung, zu einer eigenen Stellung zu den Erscheinungen des Geisteslebens gelangen.“ Liegt nun der Nachdruck auf diesem letzten Satz, so wird das Gedeihen des Unternehmens davon abhängen, ob uns der Herausgeber solche Gaben bieten wird, die den angegebenen Zweck zu fördern vermögen. Ein verheißungsvoller Anfang ist jedenfalls mit H. St. Chamberlains „Arischer Weltanschauung“ gemacht.

Die Bedeutung dieses Büchleins liegt für mich nicht in dem, was uns der Verfasser über die indoarische Weltanschauung, ihren Charakter und

ihre Bedeutung vorträgt. Wer sich darüber vergewissern will, würde in der Tat besser tun, sich an die Werke derjenigen Gelehrten zu halten, die uns jene altarischen Schriften in so vortrefflicher Weise zugänglich gemacht haben wie etwa Paul Deussen. Chamberlain selber verweist auch genugsam auf diesen Weg. Der Wert dieser Schrift liegt vielmehr in der nachdrücklichen Betonung desjenigen Gedankens, zu dessen Verwirklichung der Verfasser lediglich die Kenntnis der „arischen Weltanschauung“ erneuert zu sehen wünscht; — eines Gedankens voll lebendiger Kraft und zukunftssicherer Tendenz; eines Gedankens, für dessen Realisierung allerdings die eines tieferen Denkens fähigen Köpfe, erhaben über allem theologischen und philosophischen Dogmatismus, alsbald ihr Pfund wirksam zu machen haben werden. Und das ist die sich uns heut unabläſſig aufdrängende Forderung, die religiös-sittliche Lebensidee des abendländischen Humanismus endlich dadurch der Verwirklichung entgegenzuführen, daß wir sie zunächst einmal befreien von den Bleigewichten der asiatischen Vorstellungsgebundenheit. Was die freie Entfaltung der religiösen Volksseele gegenwärtig hintenanhält, und was uns den Kampf aufnötigt gegen eine verknöcherte Orthodoxie, das ist der Asiatismus, der dem Institut der sichtbaren Kirche von Anfang an sein Gepräge gegeben hat und allein um ihretwillen mit zähester Selbstsucht aufrecht erhalten wird. Für die Ausmerzung dieser asiatischen Rudimente des abendländischen Christentums kämpfen heute alle erleuchteten Geister, und als ein Rufer in diesem Streite ist nun auch der Verfasser der „arischen Weltanschauung“ abermals hervorgetreten.

Indessen Chamberlain begnügt sich nicht mit dem Hinweise, daß die religiöse Funktion unseres Volkstums erkrankt ist unter dem Drucke einer fremden Last, die sie jetzt nicht mehr zu tragen vermag; es ist ihm nicht genug zu zeigen, daß das Christentum noch immer nicht wahres Christentum, das heißt wahre Geistesreligion ist, weil es noch fort und fort mit den längst abgestorbenen Potenzen „der jüdischen Geschichte und der syroägyptischen Magie“ zusammengekoppelt gehalten wird, sondern er will auch den Weg weisen, wie wir uns von dem, was mumienhaft geworden ist, endlich positiv loslösen müssen. Was er in dieser Beziehung gibt, fordert den schärfsten Widerspruch heraus, aber jenen fruchtbaren Widerspruch, der die Augen öffnen lehrt für das, was not tut. Und so ist es seine Meinung, daß das abendländische Leben, wie es sich im sechzehnten Jahrhundert von seiner Erkrankung durch die Wiedergeburt des hellenischen Humanismus erholt hat, so in dieser Zeit durch die Erneuerung des altarischen Humanismus seine Heilung finden wird. In diesem Sinne behauptet der Verfasser programmatisch: „Ein großes humanistisches Werk bleibt an uns noch zu vollbringen; dazu ist das arische Indien berufen. Als vor etlichen Jahrhunderten die lange verschüttet gewesene Welt althellenischen Denkens und Dichtens wieder aufgedeckt wurde, da war es, als ob wir selber — wir Homines europaei des Linnäus — plötzlich aus unterirdischem Kerker ins helle Tageslicht befreit worden wären. Jetzt erst gewannen wir, nach und nach, die zu

unserem eigenen — ungriechischen — Werke nötige Reife. Eine ebenso mächtige, wenn auch ganz verschieden geartete Wirkung ist von der genauen Kenntnis des indoarischen Denkens zu erhoffen und mit all der Gewalt, die ein tiefgefühltes Bedürfnis verleiht, zu erstreben."

Schon diese Wertschätzung der hellenischen Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert geht zu weit, denn alle neueren Forschungen haben nur bestätigt, was schon Jakob Burckhardt gesagt hat, nämlich daß diese Bewegung gereift wäre auch ohne das Altertum und daß das Meiste wohl auch ohne dasselbe denkbar sei; nur sei es von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt worden, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden sein würde, da wäre es doch die Aeußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie. Aber selbst wenn die Gesamtleistung der Renaissance schlechterdings nur unter der Voraussetzung der Wiederaufnahme der antiken Studien möglich gewesen wäre, so würde darin nur zum Ausdruck kommen, daß erst jenes Urmoment, von dem die europäische Kultur ausgegangen ist und ohne dessen Mitwirken sie nur Stückwerk bleibt, wieder aufgenommen werden mußte, um aus der krankhaften Vereinseitigung des Lebens im Mittelalter wieder herauszukommen. Von alle dem kann nun bei der Aufnahme des indoarischen Denkens vollends nicht die Rede sein. Denn dieses Denken hat auf die Gestaltung der europäischen Kultur niemals unmittelbar eingewirkt, selbst wenn sich infolge des Alexanderzuges noch Spuren vorübergehenden Gedankenaustausches nachweisen ließen, und außerdem ist diese Vorstellungswelt von derjenigen der europäischen Arier so weit entfernt, daß ihre Aufnahme uns nur einen neuen Ballast fremdartigen Denkens aufhalsen würde. Und endlich, was sollte uns ein Denken frommen, das in dem eigenen Volkstum in vollkommene Stagnation geraten ist und auf einer Stufe beharrt, auf der es schon vor mehrtausend Jahren angelangt ist? Ein solches Denken zeugt von sich selber, daß es nicht entwicklungsfähig ist. Leben aber heißt Entwicklung, und deswegen ist die Bedingung für die Erneuerung des Lebens gerade dies, daß das Entwicklungsunfähige abgestreift, aber nicht zu künstlichem Leben galvanisiert wird.

Eine andere Geistesmacht ist es daher, die uns heut helfen muß, das Abgestorbene zu beseitigen. Gegenwärtig vermag das weder eine Renaissance des hellenischen, noch gar des indischen Denkens. Diejenige Macht aber, die das in Wahrheit heut zu vollbringen hat und vollbringen wird, ist schon längst bei der Arbeit, und sie ist deswegen bei der kirchlichen Orthodoxie schon seit geraumer Zeit eine sehr verhaßte und arg verfehmte Macht: es ist die im neunzehnten Jahrhundert zur Blüte gekommene Historie. Es hat Köpfe gegeben, und es gibt sie noch, die dem Irrtum huldigen, als ob durch die historische Tatsachenforschung der Kulturentwicklung neue positive Kräfte zugeführt würden. Das ist nicht der Fall; vielmehr findet gerade das Umgekehrte statt: die geschichtliche Forschung lähmt die Flugkraft des schöpferischen Geistes. Die vornehmste Aufgabe der Historie ist

gerade negativer Art; ihr ist, wo sie immer zur Herrschaft gelangt, das Amt zugefallen, die Menschheit von der toten Last der Vergangenheit zu befreien. So war der Hellenismus, der auf unsere klassische Literaturepoche gewirkt hat, durchaus unhistorischer Natur, und er hat nur gewirkt, soweit er dies war. Darum hat sich Goethe mit seiner Auffassung vom Hellenismus instinktiv ablehnend gegen die historisch gesichertere Darstellung des berühmten Philologen Welcker verhalten. In der Tat ist denn auch der Einfluß der antiken Studien mit der fortschreitenden Erkenntnis der historischen Philologie Schritt vor Schritt zurückgegangen, und was von der hellenischen Dichtung bis heut noch lebendig wirkt, auch das wird seinen allgemeinen und unmittelbaren Bildungswert einbüßen, sobald es diejenige historisch-philologische Literaturgeschichte geben wird, von der man uns heute verkündigt, daß es sie noch nicht gebe. In dieser Weise wirkt nun auch die Historie auf theologischem Gebiet. Der Drang nach Befreiung von dem abgestorbenen Erbe der Vorzeit hat auch den geschichtlichen Sinn in den Vordergrund der wissenschaftlichen Erkenntnis gedrängt und ihm zur Bewältigung dieser Aufgabe die Vorherrschaft solange eingeräumt. Neben der gründlichen Durchforschung der Kirchen- und Dogmengeschichte und der alttestamentlichen Religionsgeschichte hat sich seit noch nicht allzu langer Zeit die Mythenforschung des Neuen Testamentes auf Grund gesicherter Methoden erhoben. Ihr besonders verdanken wir es, daß wir jetzt erst mit verschärftem Auge zu erkennen beginnen, in welche fremdartigen, heidnisch-sinnlichen Gewänder sich die Religion des Geistes hat hüllen lassen müssen. Wenn es daher überhaupt noch ein Mittel gibt, unser abendländisches Christentum von der uns fremd gewordenen Vorstellungsweise der asiatischen Mythenbildung zu erlösen, so kann dies nur in dem Wirken der wissenschaftlichen Historie gefunden werden. Die Erneuerung des altindischen Denkens dagegen würde an dieser petrefakten Macht klang- und sanglos zerschellen.

Eine Ahnung davon, daß uns die altarische Weltanschauung dazu nicht verhelfen kann, kommt schließlich auch Chamberlain, wenn er Seite 79 sagt: „Auch dies darf nicht ungesagt bleiben — Christus hat uns etwas gegeben, was das ganze altarische Denken zu geben unfähig gewesen wäre. Zwar ist die Vorstellung des Gottmenschen ein den Ariern geläufiger, den Semiten dagegen völlig unbekannter Gedanke; doch das lebendige Beispiel unterscheidet sich von der spekulativen Idee, wie der Tag von der Nacht. Dadurch, daß Christus der Natur viel näher steht, steht er Gott näher; damit ist, glaube ich, das Entscheidende angedeutet. Selbst der Nichtkirchliche wird sich kaum sträuben, diese Erscheinung — die von Gott immer nur als „Vater“ spricht — Gottes Sohn zu nennen. Im echten arischen Denken liegt überall der Keim zu der Auffassung, daß die Natur des Teufels Werk sei (man denke nur an Zarathustra und an die christlichen Gnostiker); Pessimismus und Abkehr ergeben sich notwendig daraus;

und Pessimismus, sobald er nicht bloß ein tiefer Erkenntnisgedanke ist, sondern eine Gesinnung wird, führt zur Abdankung des Willens und das heißt zum Schiffbruch des Menschseins; am letzten Ende führt er zu Schmach und Sklaverei. Wogegen Christus (in seiner eigenen, reinmenschlichen Lehre im Gegensatz zu dem, was die Kirche daraus gemacht hat) die heitere, unbefangene, vertrauensinnige Bejahung predigt: in diesem Leben liegt der Himmel eingeschlossen, wie im Acker der vergrabene Schatz. Diese Einfalt überragt jede Tiefsinnigkeit. Erwarte ich also die Wirkung von Kern auf Kern, ersehne ich das reinigende Bad im Jugendbrunnen unverfälschten arischen religiösen Denkens, so liegt es mir dennoch fern, das Kostbare, was ich besitze, eintauschen zu wollen gegen ein Fernes, was mir nie allein wird genügen können. Vielmehr bin ich überzeugt, daß die Schule des irdischen Denkens geeignet ist, ein reineres, freieres, erhabeneres und infolgedessen auch würdigeres Verhältnis zu Jesus Christus anzubahnen." — Wer diesen Gegensatz zwischen dem europäischen Christentum und dem asiatischen Ariertum so klar erkennt — und ihn noch deutlicher erkennen würde, wenn er sähe, daß auch die lutherische Glaubensgemeinschaft die vollendete Lebensbejahung in sich schließt. — der kann uns nicht wohl veranlassen wollen, wie es im Neuen Testament heißt, den Teufel mit Beelzebub austreiben zu wollen, d. h. das semitische Asiatentum mit dem altindischen. Wer sich die Freiheit erobern will, kann sie nur auf die eine Weise erwerben, nämlich als die Freiheit im Geist. Die Entdeckung der Wahrheit des Lebens als eines Lebens im Geiste ist die Entdeckung des europäischen Menschen; dadurch und nur dadurch unterscheidet er sich von dem asiatischen Menschen und zwar sowohl von dem semitischen, als dem indischen Asiaten. Was bei dem Inder Geist genannt wird, ist ein anderer, noch immer sinnlicher Geist und darum nicht reiner Geist. Der wahre Geist ist denkender Geist, der denkende Geist Gottes, der sich im Menschen zu positiv schöpferischer Tätigkeit an sich selber bestimmt. Das Christentum aber ist die Religion dieses Geistes oder schlechthin die geistige Religion, und wenn sie das noch nicht vollkommen ist, wozu sie ihrer Anlage nach bestimmt ist, so tragen wir die Schuld, jene Schuld, daß wir ihren Geist noch immer nicht von den zerschlissenen Hüllen asiatischer Sinnlichkeit befreit haben.

Auf Grund der Uebereinstimmung mit dem Hauptgedanken Chamberlains haben mich seine Ausführungen zu dem geltend gemachten Widerspruch herausgefordert. Andere werden sich zu anderen Einwänden lebendig veranlaßt fühlen, und gerade in der Auslösung dieser persönlichen Stellungnahme sehe ich die fruchtbare Wirkung dieses Büchleins.

Charlottenburg I. Ferdinand Jakob Schmidt.

— — —

Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. 3. Bd. 2. Hälfte. — Berlin u. Leipzig 1905. Briefwechsel mit Hans v. Bülow, Hugo v. Senger und Malvida v. Meysenbug.

Wir sind über das Zeitalter hinaus, wo man an dem Durchlesen eines Briefwechsels noch wirklich Genuß hatte. Wer nicht gerade aus literarischen Gründen genötigt ist, eine Korrespondenz durchzusehen, der weiß heut etwas Besseres zu tun, als seine Zeit zu vergeuden mit einer Wüstenwanderung durch solche persönlichen Auseinandersetzungen hindurch, auf der uns nur allzuselten einmal eine erquickende Oase winkt. Der vorliegende Band des Nietzscheschen Briefwechsels macht davon in keinerlei Weise eine Ausnahme; das Gesamtprädikat, das man auch ihm auszustellen hat, lautet: empfindliche Langweiligkeit. Nachdem das Tatsächliche dieser Schreiben in biographischen Darlegungen bereits bekannt gegeben war, haben mich eigentlich nur drei Briefe wirklich interessiert, und von diesen ist der eine noch dazu verloren gegangen. Dieses nicht abgedruckte Schreiben ist der „bitterböse" Brief M. v. Meysenbugs, in welchem sie ihren Unwillen über die antiwagnerischen Schriften des sonst so sorglich bemutterten Freundes derart energisch zum Ausdruck bringt, daß dieser dadurch gereizt wird, auch ihr gegenüber seine freundschaftliche Maske fallen zu lassen. Eben diese Wirkung ist es, durch die dieser Brief auch trotz seines Nichtabdruckes seine Bedeutung äußert.

Von den beiden anderen Briefen enthält der eine die Antwort Bülows auf die ihm von Nietzsche zugesandte musikalische Manfred-Meditation. Diese Erwiderung ist ein köstliches Stück mannhafter Offenheit und erfrischender Grobheit. Rund heraus wird da erklärt: „Ihre Manfred-Meditation ist das Extremste von phantastischer Extravaganz, das Unerquicklichste und Antimusikalischeste, was mir seit lange von Aufzeichnungen auf Notenpapier zu Gesicht gekommen ist. Mehrmals mußte ich mich fragen: ist das Ganze ein Scherz, haben Sie vielleicht eine Parodie der sogenannten Zukunftsmusik beabsichtigt? Ist es mit Bewußtsein, daß Sie allen Regeln der Tonverbindung, von der höheren Syntax bis zur gewöhnlichen Rechtschreibung ununterbrochen Hohn sprechen? Abgesehen vom psychologischen Interesse — denn in Ihrem musikalischen Fieberprodukte ist ein ungewöhnlicher, bei aller Verirrung distinguierter Geist zu spüren — hat Ihre Meditation vom musikalischen Standpunkte aus nur den Wert eines Verbrechens in der moralischen Welt." Man erkennt auch hieraus nur allzu deutlich, daß Nietzsche zu wahrhafter Größe gerade des Zuges ermangelte, der die negative Bedingung dazu bildet: die Erkenntnis der Grenzen des eigenen Vermögens. Wie ganz anders mutet uns doch da die grandiose Gestalt Lessings an, der nicht die Schwäche hatte, sich durch die Lobhudeleien seiner Umgebung beirren zu lassen, sondern der, erhaben über alle nichtige Eitelkeit, getrost in die Welt hinausrief: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die

Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt.“ Zu diesen Großen gehört Nietzsche nicht.

Der andere Brief ist von diesem selbst und enthält die Entgegnung auf jenes verloren gegangene Schreiben des Fräuleins v. Meysenbug. Ihr sagt er: „Das sind keine Dinge, worüber ich Widerspruch zulasse. Ich bin, in Fragen der décadence, die höchste Instanz, die es jetzt auf Erden gibt: diese jetzigen Menschen mit ihrer jammervollen Instinkt=Entartung sollten sich glücklich schätzen, jemanden zu haben, der ihnen in dunkleren Fällen reinen Wein einschenkt. Daß Wagner es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken (— wie Sie es mit verehrungswürdiger Unschuld ausdrücken), der „letzte Ausdruck schöpferischer Natur“ gleichsam ihr „Schlußwort“ zu sein, dazu bedarf es in der Tat des Genies, aber eines Genies der Lüge. . . . Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein — ein Genie der Wahrheit — —!“ — Zu diesem Donnerbrief wird sich jeder seinen Kommentar am besten selber machen. Für Malvida v. Meysenbug aber wird man nur tiefes Mitleid empfinden, wenn man bedenkt, daß sie schon an der Schwelle des Grabes, nun auch an diesem Freunde noch eine herbe Enttäuschung erleben mußte. Sie war von Anfang an eine Gestalt des Mitleidens und des Mitleids. Auch sie war, was Goethe eine „schöne Seele“ genannt hat, und trotz ihrer Unkirchlichkeit gehört sie zu demselben Stammbaum wie das Fräulein v. Klettenberg, — nur ins Weltliche übersetzt. Ausgestattet mit einer seltenen Aufnahmefähigkeit für alles Große und Gute und Edle, ausgerüstet auch mit dem Mut persönlicher Bekenntnistreue, fehlte ihr doch das tiefere Ingenium geistiger Selbständigkeit, das dem Menschen erst die innere Macht und die Freiheit gibt, über den Personen und den Dingen seine Stellung zu nehmen. Eben deshalb blieb sie doch letzthin ein Spielball der Einflüsse des Zufalls. Aber in wessen Bann sie so geriet, dem hielt sie dann auch die Treue gegen alle divergierenden Instanzen, die später hinzukamen. Sie hatte die Kraft, die Geister anzuziehen, aber nicht, sie auf die Dauer festzuhalten. Dazu fehlte ihr, wie sie selbst sagte, jene weibliche Gabe der Koketterie; — statt dessen möchte ich lieber sagen, sie entbehrte wie die „schöne Seele“ Goethes eines gewissen Maßes gesunder Sinnlichkeit, ohne die nun einmal dieses Leben nicht auskommen kann. So war nun ihr Dasein eine Kette fortgesetzter Enttäuschungen, bis zuletzt auch der Kranz zerzaust wurde, der ihre mütterliche Sorglichkeit mit dem Geschick Nietzsches verflochten hatte. Aber es ist vielleicht nicht ihr schlechtester Zug, daß sie auch diese zertretenen Blüten wieder ganz still gesammelt und dem ehemaligen Freunde bei seinem Heimgange auf die Bahre gelegt hat.

Charlottenburg I. Ferdinand Jakob Schmidt.

Theologie.

Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte von Prof. D. Wilhelm Bousset=Göttingen. Mit Bildern von Arnold Busch=Breslau. Volksausgabe. Halle a. S. 1906. Preis 3 Mark.

Der Verlag Gebauer=Schwetschke bietet eine überaus willkommene Weihnachtsgabe mit einer neuen Auflage jenes Buches, dessen großer Erfolg ausschlaggebend wurde für die Begründung seiner religionsgeschichtlichen Volksbücher: Boussets „Wesen der Religion“. Die Auflage ist mit besonderer Liebe hergestellt: edle stimmunggebende Bilder schmücken sie überaus schön und sehr reich, und doch ist der Preis so, daß jeder sie erwerben kann. Und in der Tat verdient es dieses Buch, daß ihm der Weg zu den Herzen auf so besondere Weise bereitet wird. Denn in ganz hervorragendem Maße sind diese klaren, übersichtlichen, mit pädagogischer Weisheit gebotenen Darlegungen eines überschauenden Geistes, dessen Blick liebevoll und gerecht, mit freiem, genialem Schauen und ehrfurchtsvoll auf der Menschheitsentwicklung ruht, dazu geeignet, den vielen suchenden Laien unserer Zeit das zu geben, was sie brauchen: das Vertrauen dazu, daß vor der ehrlichen geschichtlichen Wissenschaft unserer Zeit Religion, Christentum sich nicht als veraltet erweisen, sondern als ewig jung bewähren; Mut zu neuem, selbständigem, religiösem Leben; und eine sichere Führung, wenn das religiöse Bewußtsein nun zwischen Altem und Neuem, Ererbtem und Selbstempfundenem widerspruchsvoll ringt. Möge das Buch eine weite Wirkung haben!

Gertrud Prellwitz.

Staatswissenschaften.

Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Herausgegeben von Professor Dr. Georg Adler.

Bisher erschienen: I. Heft: Das Gemeineigentum am Boden von Thomas Spence, übersetzt von Landrat Fritz von Eichmann. II. Heft: Das Eigentum von William Godwin, übersetzt von Reg.=Referendar Dr. M. Bahr. III. Heft: Das Volksbuch von Félicité de Lamennais, übersetzt von Alfred Paetz. IV. Heft: Die Wirkungen der Zivilisation auf die Massen, übersetzt von Babette Oldenberg. V. Heft: Die Nationalökonomie des Saint=Simonismus von Prosper Enfantin, übersetzt von Generalarzt Dr. Villaret. — Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Professor Georg Adler und sein Verleger haben sich die Aufgabe gestellt, eine Sammlung hervorragender, der Vergangenheit angehöriger Schriften aus dem Gebiete des Sozialismus und der Sozialpolitik in deutscher Sprache herauszugeben. Es sollen jährlich drei bis vier Hefte

erscheinen. Jeder Abhandlung soll eine kurze Einleitung des Herausgebers vorausgehen, um dem Leser den geschichtlichen und wirtschaftlichen Hintergrund zu zeichnen, von dem sich die Einzelarbeit abhebt. Schon ein Blick auf die bisher erschienenen Hauptwerke zeigt, daß das Unternehmen keine einseitige politische oder soziale Tendenz verfolgt, sondern daß bei der Auswahl lediglich wissenschaftliche Erwägungen maßgebend gewesen sind. — Die Uebersetzungen verdienen uneingeschränktes Lob. Nirgends eine Spur von sklavischer Verdeutschung, vielmehr unabhängige Uebertragungen, die dem Stoffe und dem Rythmus gerecht werden. Gleiche Anerkennung gebührt den orientierenden Aufsätzen des Herausgebers. In knapper Form, in jenem farbigen, lebendigen Stile, der dem Verfasser eigen ist, bringen sie uns in Kontakt mit dem Autor des übertragenen Werkes und seiner Zeit.

Soweit also eitel Lob, in das auch ein anderer Beurteiler sicherlich einstimmen wird. Wie aber — und nun kommt die zweite Hauptfrage für den Kritiker — erfüllt das Unternehmen einen wichtigen wissenschaftlichen Zweck? Da mögen die Wege auseinandergehen. Ich meinesteils bejahe auch diese Frage. Denn keine Wissenschaft leidet wohl heutzutage so sehr unter dem Spezialstudium, wie die Nationalökonomie. Ueber alle möglichen und in ihrer Art gewiß wichtigen Erforschungen einzelner Erwerbszweige und Klassen tritt die Uebersicht über die Gesamt-Welt- und -Volks-Wirtschaft zu stark in den Schatten. Um im Bilde zu sprechen: wenn man jedes Blatt einer mächtigen Eiche, den Stamm und alle Zweige mikroskopisch untersucht und sämtliche Untersuchungen zusammenfaßt, gewinnt man niemals den Eindruck von dem gewaltigen Baume. Nicht anders in der Nationalökonomie. Und da lauert eine weitere Gefahr am Wege, die nicht unterschätzt werden darf. Forscht man nämlich der Lage der Handlungsgehilfen, der Handwerker und wie die Gruppen alle heißen mögen, mikroskopisch nach, so liegt die Versuchung nahe, mit Pflastern und Medikamenten den Schäden, die in diesen Klassen aufgedeckt worden sind, zu Leibe zu rücken, ohne den Gesamtorganismus genügend zu Rate zu ziehen.

Wofern nun diese Bedenken gerechtfertigt sind, müssen wir jeden Schritt gutheißen, der uns einer generellen Betrachtung des Wirtschaftslebens näher führt, jedes literarische Unternehmen begrüßen, das dem Gesamtstudium in der Nationalökonomie wieder zu dem ihm gebührenden Platze verhilft.

Auch unter diesem Gesichtspunkte waltet über dem Adlerschen Plan ein guter Stern.

Hamburg. Dr. Siegfried Heckscher.

G. W. Schiele. Briefe über Landflucht und Polenfrage. Berlin 1906 Verlag von Hüpeden & Merzyn.

Die Schieleschen Briefe haben mich beim Lesen wiederholt an den unvergeßlichen Kulturhistoriker W. H. Riehl erinnert, und zwar nicht nur bezüglich der Frische der Darstellung und des Stils, sondern auch der gemeinsamen Grundstimmung beider über die hohe Bedeutung einer gesunden Landbevölkerung für das Gesamtleben der Nation und der Befürchtung für die Zukunft des Vaterlandes, wenn sich das Land entvölkern und wenn seine Bewohnerschaft zum Proletariat herabsinken sollte. — Und doch, welcher Unterschied der Auffassung zwischen Riehl und dem Verfasser der Briefe! Welche Verschiebung des Problems in den 60 Jahren, die zwischen Riehls kulturgeschichtlichen Schriften und den Schieleschen Briefen liegen!

Riehl erwartete alles Heil von der Konservierung eines kräftigen und seßhaften Bauernstandes; darum waren ihm auch besonders die niederdeutschen und schwäbischen Stämme ans Herz gewachsen, in denen sich das Anerbenrecht als Volkssitte erhalten hat, eine Teilung der Höfe durch Lage und Kultur sich meist von selbst verbietet, der Besitzer als Familienhaupt waltet und die nicht zu eigener Wirtschaft gelangenden Brüder und Söhne der Regel nach auf dem Hofe verbleiben, während ein mäßiger Teil der Kinder sein Heil im Handwerk und in städtischen Gewerben sucht. — Hand in Hand damit, wenn auch ersichtlich in zweiter Reihe, ging dann bei Riehl die Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines patriarchalischen Regiments auch im Großbesitz und von der Konservierung eines festen, organisch mit ihm verbundenen Landarbeitertums. — Das war ungefähr der Zustand des ländlichen Lebens, den Riehl für notwendig hielt, wenn das Landvolk das bleiben und mehr noch werden sollte, was er den „Jungbrunnen" der Nation zu nennen pflegte — ein Ausdruck, an dem seither noch kein Sozialpolitiker ohne Reverenz vorübergegangen ist. — Ganz anders Schiele. Er lebt in einer neuen Epoche, die das Kulturbild des Landvolks von Grund aus umgestaltet hat. Zur Zeit der Riehlschen Schrift „Land und Leute" hatte die industrielle Entwicklung und die Notwendigkeit, sich am Weltmerkt zu behaupten, noch nicht zu der rapiden Steigerung des Maschinenbetriebs geführt, die später unter dem Einfluß der Auslandskonkurrenz zu einer bedrohlichen Notlage der Landwirtschaft und zu einer massenhaften Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte den Anlaß gab. In dem landwirtschaftlichen Betriebe war die Saisonarbeit, die während der einen Jahreshälfte der Zuwanderung fremder Arbeiter dringend bedarf, während sie in der andren kaum für die noch seßhaft gebliebenen genügende Beschäftigung hat, noch nicht herrschend geworden, und die Lohnverhältnisse, vor allem der Uebergang von der Naturallöhnung zum Geldlohn, hatten noch nicht zu jener fast völligen Umgestaltung der ländlichen Arbeiterverhältnisse geführt, die bis zum heutigen Tage herrschend geblieben sind.

Das alles ist also seit Riehls Zeit anders geworden und hat zugleich eine Revolution in den Köpfen der Bevölkerung herbeigeführt, deren Berechtigung nur der wird leugnen wollen, der den Freiheitsdrang und das Verlangen nach sozialem Aufstieg auch in den ländlichen Arbeiterkreisen niemals persönlich wahrgenommen hat.

Zu den letzteren gehört der Verfasser jedenfalls nicht. Er ist eben ein Kind seiner Zeit und ist selbst von einem kräftigen Hauch volkstümlichen Freiheitsdrangs berührt. Eben darum aber unterscheidet sich seine Anschauung merklich von der Riehlschen, so sehr er auch mit diesem darin übereinstimmt, daß die Zukunftsrettung unserer Nation nicht in der städtischen Bevölkerung, sondern im Landvolke liegt. Er erwartet nämlich das Heil nicht nur von der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes, sondern vor allem anderen von der Gesunderhaltung und Förderung der ländlichen Arbeiterschaft oder, anders ausgedrückt, von der Schaffung eines großen, unabhängigen Landarbeitertums und von dessen Bewahrung vor dem Versinken in das Proletariat. Nach Schiele ist es die Aufgabe gerade des untersten Standes der Landbevölkerung, alle höhere Kultur mindestens physisch immer von neuem zu gebären, denn gerade er ist das Chaos, in dem — wenn auch unerkennbar — die Kräfte schlummern, die auch der höchsten Menschenkultur Leuchtkraft geben sollen. — Darin stimmt er mit O. Ammon und Galton — dem Schwiegersohn Darwins — durchaus überein. Um aber diese unschätzbaren Vorzüge zu bewahren und zu entfalten, müssen die unteren Stufen der Landbevölkerung auch wirklich das „Volk" bilden, als welches man sie oft gedankenlos zu bezeichnen pflegt, ohne für ihre nationale Entwicklung und Gesunderhaltung zu sorgen.

Wie soll das aber geschehen, wie soll das Landarbeitertum gesund bleiben und vor der Proletarisierung bewahrt bleiben, wenn alljährlich einige Hunderttausend Polen und Galizier ins Land dringen, von denen ein großer Teil zwar im Winter wieder ausgefegt wird, aber doch nur, um im Frühjahr wieder zurückzukehren und nicht nur für Bewältigung der Landarbeit, sondern — nebenbei gesagt — auch für Erzeugung einer wenig empfehlenswerten Mischrasse zu sorgen?

Freilich, die klaffende Lücke im landwirtschaftlichen Betriebe ist zweifellos vorhanden und bedarf der Beseitigung und Ausfüllung, denn trotz der Entvölkerung des platten Landes will die Feld-, Hof- und Erntearbeit getan sein, und deutsche Dienstboten sind an vielen Orten überhaupt nicht mehr zu haben. Wie also, fragt unser Verfasser, kann der Defekt ohne Schaden für das nationale Volksleben dauernd gedeckt werden? Denn ob sich der Landwirt in der Not des Augenblicks schließlich durch Polen, Chinesen oder durch rückwanderndes städtisches Proletariat hilft, das ist für die Nation gleich schlimm, weil aus dem allen niemals ein Volk wird! Das Unglück und die Gefahr liegt also darin, daß das alte deutsche Landvolk abzieht, ohne ebenbürtigen Ersatz zu hinterlassen! Ist doch, um mit den schönen Worten des Verfassers zu reden, das Volk wie ein

Wald! „Sind die Wurzeln einmal verdorrt, so stirbt das Volk ab. So wenig man einem Baume oder Walde andere Wurzeln untersetzen kann, so wenig einem Volke. Der feuchte Waldboden vertrocknet; alles, was jung und hoffnungsfreudig schien, geht ein."

Bevor uns nun der Verfasser die Mittel zeigt, von denen er eine Besserung der herrschenden Zustände und eine Abwendung der drohenden Gefahr erhofft, macht er einen Exkurs auf das Gebiet der Politik, und zwar zunächst auf das der innerpreußischen Polen-Politik.

Ich gestehe offen, daß ich die innere Nötigung dazu nicht einsehe, weil ich der Ansicht bin, daß diese Politik auf die Flucht der Landbevölkerung in die Städte, die aus ganz anderen Ursachen erwachsen ist und noch fortwährend erwächst, keinen irgendwie ersichtlichen Einfluß ausübt. — Sollte ich mich aber auch darin irren, so behaupte ich doch, daß wir daran wenig werden ändern können, da wir unseren einheimischen polnischen Mitbürgern die Abwanderung nach dem Westen ohne schwere Beschränkung des Rechts der Freizügigkeit nicht würden verbieten können. Ebenso sicher ist es freilich leider, daß nicht nur die auswärtigen, sondern auch die einheimischen Polen von ihrem freien Bewegungsrechte einen sehr unliebsamen Gebrauch machen, aber das müssen wir eben ertragen. Anders würde es vielleicht nur dann sein, wenn wir die polnischen Kinder ganz vor deutscher Bildung bewahrt und den Trieb zu Hebung und Fortschritt gar nicht in ihnen geweckt hätten. Aber das will offenbar der Verfasser selbst nicht, denn er sagt ganz unzweideutig: „Es ist klar, daß in der preußischen Staats- und Volksschule die Schulsprache überall und grundsätzlich nur deutsch sein kann. Denn sonst würde ja der Schulzwang deutsche Kinder in eine polnische Schule zwingen; es wohnen ja überall Polen und Deutsche durcheinander". Nur für den Religionsunterricht verlangt er eine Ausnahme zu gunsten der Polen. „Erklären" — so sagt er — „die Eltern und der Seelsorger eines Kindes, daß sie den Religionsunterricht in der Volksschule des Staats nicht wünschen, so befreie man das Kind vom Zwange zu diesem Unterricht." — Dafür spricht sehr vieles, und ich will darüber mit dem Verfasser nicht rechten; mit dem Thema der Landflucht aber, das er so anziehend behandelt, und das mich, offen gesagt, allein fesselt, hat meiner Ansicht nach die Polenfrage im engeren Sinne nichts zu tun. Mit dem Vorstoß der Polen nach dem Westen liegt es nämlich genau so, wie der Verfasser selbst an anderer Stelle sagt: „Es sind wirtschaftliche Ursachen, die das machen, und wenn hier irgend eine Schuld vorliegt, so liegt sie nicht bei den Polen, sondern bei dem deutschen Volke, das seinen Fuß vom heimatlichen Boden zieht, um bei der Industrie besseren Erwerb zu suchen!" Darin liegt für mich allein das Problem.

Ich übergehe daher die übrigen Erörterungen des Verfassers über die preußische Polenpolitik und würde darüber kein Wort mehr verlieren, wenn ich ihn nicht auf einen Irrtum aufmerksam machen möchte.

Er gibt die Zahl der durch die Kgl. Ansiedlungskommission errichteten Ansiedlungen in Posen und Westpreußen mit 2000 viel zu niedrig an. Bei der Versicherungsgesellschaft, die für die Ansiedler hauptsächlich in Frage kommt, sind, wie ich bezeugen kann, allein in der Provinz Posen im letzten Frühjahr bereits 5196 und in Westpreußen 2510 Ansiedler gegen Hagel versichert gewesen, und diese Zahl wird mit dem nächsten Jahre noch erheblich wachsen — ganz abgesehen von den noch nicht begebenen Siedlungen, die noch vom Fiskus verwaltet und darum nicht versichert werden. Die Zahl von 6000 Ansiedlungen für Posen und von 3000 für Westpreußen wird daher in nächster Zeit erreicht werden. Das sind allerdings noch keine großen, aber doch — wenigstens für Posen — beachtenswerte Zahlen. Es leben nämlich in der Provinz Posen zirka 1 300 000 Menschen auf dem Lande, von denen etwa 300 000 auf Gutsbezirke und 1 Million auf Landgemeinden entfallen. Von letzteren sprechen zirka 650 000 als Muttersprache polnisch und 350 000 deutsch. Rechnet man nun auf die Ansiedlungsfamilie 5 Köpfe, so ergiebt das immerhin schon jetzt 30 000 Personen, die zu Gunsten des Deutschtums ins Gewicht fallen und die ihm auch werden erhalten werden. Denn daß die Rentengüter irgendwo nur den Acker düngen sollten, auf dem später die polnische Saat aufginge, glaube ich bis auf weiteres nicht. Ich halte mich daher lieber an das eigene kaustische Wort des Verfassers: „Wollen wir die Polenfrage lösen, so müssen wir die Polen mal ganz aus dem Spiele lassen" — und breche diese Episode ab.

Auch über die bisherige Sozialreform, die der Verfasser ziemlich abfällig beurteilt, will ich bei meiner Besprechung hinweggehen, obgleich sie natürlich viel enger mit dem Thema der Landflucht in Verbindung steht. Hervorheben will ich nur, daß nach Schieles Ansicht, die ich nicht teile, die Sozialreform im Interesse der städtischen Arbeiter beendet ist, während es nach ihm eine viel dringendere und größere Sozialreform gibt: die agrarische. — Und diese führt ihn dann naturgemäß zu einer Angabe des Heilmittels, das er gegen die Landflucht der deutschen Arbeiter in Anwendung gebracht sehen will.

Resümieren wir zuvor kurz seinen Gedankengang.

Ohne Erhaltung einer gesunden deutschen Landarbeiterschaft muß das nationale Leben verkümmern und allmählich absterben.

Eine solche Landarbeiterschaft ist aber nur zu gewinnen und am Leben zu erhalten, wenn der deutsche Arbeiter nicht mit dem auf tieferer Kulturstufe stehenden russischen und galizischen Arbeiter in Lohnkonkurrenz zu treten hat und wenn dadurch der Standard seines materiellen, intellektuellen und sittlichen Lebens nicht herabgedrückt wird.

Geschieht das doch — wie es gegenwärtig der Fall ist — so wird sich der deutsche Landarbeiter diesem unwürdigen Zustande dadurch entziehen, daß er in die Stadt auswandert.

Da das bereits im großen Umfange geschehen ist, so ist dadurch im

landwirtschaftlichen Betriebe eine sehr empfindliche Lücke entstanden, deren baldige Ausfüllung notwendig ist, weil ihre Fortdauer und Erweiterung die Landwirtschaft in schwere Gefahr bringen würde.

Wie kann nun diese Erscheinung, die bei dem Anwachsen der deutschen Bevölkerung auf 60 Millionen jedenfalls eine sehr merkwürdige Anomalie darstellt, beseitigt werden? Der jährliche Ueberschuß der Geburten beträgt 800 000 Köpfe und trotzdem entvölkert sich das platte Land. Was ist da zum Heile der deutschen Zukunft notwendig? Es gibt nur eine Antwort: das Volk muß wieder zurück in seine Stammsitze; es muß wieder heimatliche Luft atmen, es muß — mit einem Worte wieder zurück auf das Land! Darum nicht hinaus mit dem Menschenüberfluß über das Meer und in menschenmordende Kolonien, sondern zurück aufs Land — nur freilich nicht in das alte, einschläfernde Joch verlebter patriarchalischer Zustände, sondern als freie Männer, in gesichertem Heim wohnend und in selbstgewählter, einträglicher Arbeitsstelle tätig! — Der Erwerb einer solchen aber darf dem arbeitswilligen Deutschen nicht mehr durch die minderwertige Konkurrenz ausländischer Arbeitermassen erschwert werden, darum — so rät der Verfasser — mache das Reich von seiner Souveränität Gebrauch, verbiete den Streikbrechern und Usurpatoren der nationalen Arbeit das Handwerk, und wehre, kurz gesagt, den Russen und Galiziern den Eintritt in sein Gebiet!

Das ist nach Schiele die Vorbedingung für jede wirkliche Reform, aber sie wird die Arbeitswilligen noch immer nicht ohne weiteres am Lande festhalten, wenn sie dort nicht lohnende Arbeit finden, die den Wettbewerb mit der städtischen aushält. Das aber ist natürlich nur möglich, wenn der Landwirt auch in der Lage ist, genügende Löhne zu zahlen, und dazu befähigt ihn fürs erste nur ein starker wirtschaftlicher Schutz durch den Staat. Hören wir darüber den Verfasser selbst: „Ich halte es durchaus für wünschenswert, daß höhere Kornzölle für die nächsten Jahre durchgedrückt werden (als 1906? Der Rezensent.); ich glaube, daß es Recht und Pflicht der konservativen Partei ist, an dem Schwert der agrarischen Bewegung die scharfe Spitze zu sein. Das Sinken der landwirtschaftlichen Rente muß zunächst auf diese etwas plumpe Weise einmal gehemmt werden."

Wenn freilich das Alles schließlich doch nicht helfen sollte, wenn die Landwirte zwar die Kornzölle ruhig nehmen würden, die heimischen Arbeiter aber nicht an das Land zu fesseln vermöchten — dann, ja dann freilich würden diese Kornzölle sicherlich die letzten sein, denn „Agrarpolitik ist aus vielen Gründen erlaubt und geboten, nicht aber bloß zur Erhaltung und Steigerung der Grundrente Einzelner, sondern um des Staats und seiner idealen Zukunftsziele willen." Die Gegenleistung der Agrarier muß daher sein, die Landarbeiterverhältnisse gedeihlich zu gestalten; tun sie darin ihre Schuldigkeit nicht und lassen sie trotz des staatlichen Schutzes die deutsche Landarbeit mehr und mehr in die Hände polnischer Arbeiter über-

gehen, statt sie denen zu lassen, die auf sie angewiesen sind, so ist damit das Urteil über die Schutzpolitik gesprochen.

Der Verfasser kann sich offenbar nicht genug tun, diese These in den verschiedensten Variationen, bisweilen mit denselben Worten, zu wiederholen; ob mit Erfolg, das hängt freilich nach ihm noch von einer andren Vorbedingung ab. Um nämlich den deutschen Arbeiter auch bei günstigen Arbeitsbedingungen vom Zuge zur Großstadt zurückzuhalten und die Landflucht einzudämmen, bedarf es nach Ansicht des Verfassers einer, allem Uebrigen vorangehender Prämisse.

Man muß nämlich von vornherein darauf verzichten, die Arbeiter — wie bereits angedeutet wurde — wieder in das frühere sogenannte patriarchalische Arbeitsverhältnis wieder hineinzwängen zu wollen, denn das hassen sie, teils auf Grund eigner Erfahrung und Tradition, teils weil sie, von ihren städtischen Brüdern beeinflußt, den Drang nach freierer Bewegung und Unabhängigkeit von ihrem Brotherrn in sich aufgenommen haben. — Sie wollen, mit einem Worte, freie Arbeiter sein und wollen vor allem keine Wohnung von ihrem Arbeitgeber nehmen, die sie bei jedem Widerspruch gegen seine Wünsche räumen müssen, um mit Familie über Land zu reisen und zu sehen, wo sie bei einem andern Herrn unterkommen. Mancher mag darüber nun freilich den Kopf schütteln und solche Anschauung für revolutionär halten, aber — Hand auf's Herz! es ist doch tatsächlich aus mit dem patriarchalischen Verhältnis — es hat keine persönliche Wahrheit mehr, und an dem Scheine ist nichts gelegen!

Wie aber soll das Alles geschehen? Wie soll das neue Verhältnis zwischen Herrn und Arbeiter seinen äußeren Ausdruck im Leben der Landarbeiter-Bevölkerung finden? Wo liegt der eigentliche Kern des Heilmittels, das dem Landarbeiter so wertvoll erscheint, daß es ihn von der Krankheit der Landflucht heilt und die Freiheit der Bewegung garantiert, die nach Ansicht des Verfassers das eigentliche Ziel ist, nach dem er strebt?

Hören wir ihn selbst: „Darauf allein läuft das innere Kolonisieren hinaus, daß der Arbeiter auf dem Lande eine Wohnung finde, worin er, so lange er seine Miete zahlt, ungestört ist und auf Arbeit gehen kann, wohin er will.“ . . . „Die Freiheit des wirtschaftlich Unselbständigen besteht im freien Wohnen. Freies Wohnen heißt für den Arbeiter eine Mietswohnung haben, von der aus er auf Arbeit gehen kann, wohin er will, also bei einem Hausherrn wohnen, der nicht sein Arbeitgeber ist.“ . . . „Aber falsch ist es, wenn man glaubt, ihn mit Landbesitz locken zu können. Der Arbeiter sehnt sich nicht nach Landbesitz.“. . . . „Es gibt beinahe kein sichreres Einkommen als das eines besitzlosen Arbeiters, solange er gesund ist. Dieses Vorzugs seiner Stellung ist sich der Arbeiter auch bewußt. Es fällt ihm gar nicht ein, den Kleinbesitzer zu beneiden.“ . . . „Jeder immobile Besitz fesselt, die Freiheit des Aermsten besteht eben in seiner Freizügigkeit, die ihm erlaubt, das Glück da zu suchen, wo er es

vermutet." . . . „Was der Arbeiter auf dem Lande braucht, das sind freie Mietwohnungen mit Stall und Gartenland." — So weit der Verfasser; an anderer Stelle hält er auch die Möglichkeit zu Schweinemast und etwas Pachtland für wünschenswert — damit aber ist der Kreis seiner Wünsche für den Landarbeiter beschlossen.

Und das ist Alles, fragt man unwillkürlich? Also der Bau von Miethäusern auf dem Lande, aus denen der Arbeiter nicht exmittiert werden kann, so lange er seine Miete bezahlt, soll die soziale Frage der Landflucht im großen Stile lösen können? — Nun, wer weiß! Es steckt in dem Vorschlage vielleicht ein Kern, der zum Baume heranwachsen kann; Daß sich aber unter seinem Schatten ein großes, für die Zukunft der Nation heilbringendes Landvolk ausbreiten soll, vermag ich als Mann, der das Landleben ziemlich gut kennt und der auch auf dem Gebiet der Sozialreform nicht unbewandert ist, nicht zu glauben! — Derartige Mietshäuser sind in den Landgemeinden schon heute hin und wieder zu finden, aber ihre Bewohner sind meist die Stiefkinder der Gemeinden und eigenartige Leute, die sich nicht gern an feste Ordnungen binden, unregelmäßig zur Arbeit kommen und nicht immer dem Idealbilde entsprechen, das der Verfasser von ihnen entwirft, wenn er sagt, daß in den ländlichen Mietshäusern gerade die Auslese der mäßigsten, gebildetsten und ordentlichsten deutschen Arbeiter wohne.

Wer aber soll derartige freie Mietwohnungen mit Gartenland und Stall in so großem Maßstabe bauen, wie es für die Aufnahme einer großen Landarbeiterbevölkerung nötig sein würde? Die Gemeinden würden sich wohl hüten, denn sie fürchten die Armen- und Schullasten, und dasselbe ist mit den Gutsherren der Fall. Tun es aber Genossenschaften und Versicherungskassen oder humanitäre Vereine — wer wird die Mietshäuser verwalten, wer wird sie mit Gartenland ausstatten? Und Pachtland? Welcher Gutsbesitzer oder Bauer gibt es, wenn sich die Bewohner mit ihren Familien nicht kontraktlich zu Arbeitsleistungen verpflichten? Und dann wäre ja die Bindung wieder da! Den Widerstand der Gemeinden gegen die Neugründung derartiger Mietwohnungen erkennt übrigens der Verfasser recht wohl an und hält ihn auch nicht für unberechtigt. Darum erachtet er es für unbedingt erforderlich, vor der Verallgemeinerung seiner Reformvorschläge große, leistungsfähige Armenverbände — etwa in der vom früheren Senatspräsidenten Rocholl in Posen vorgeschlagenen Weise — zu gründen, die einer Prägravierung der Einzelgemeinden vorzubeugen hätten.

Damit aber würde der Unterbau des Reformvorschlags im Vergleich zur krönenden Spitze reichlich groß! Radikale Aussperrung aller fremdländischen Arbeiter; erweiterte agrarische Schutzpolitik; Aenderung der Landgemeindeordnung, des Unterstützungswohnsitz-Gesetzes und der Schul-Unterhaltungspflicht — — und das Alles um die Errichtung freier ländlicher Mietswohnungen zu erleichtern, deren Bewohner keine vertragsmäßige Arbeitsverpflichtung dem Hausbesitzer gegenüber zu übernehmen wünschen.

Alles in Allem — ich erwarte eine Lösung der großen Landfrage von den Schieleschen Vorschlägen nicht, aber ich erkenne mit ihm die Notwendigkeit einer Lösung an und habe in seinen Briefen neben manchen mir fremden Auffassungen soviel gesunde und originelle Ansichten gefunden, daß es mir ein Genuß war, sie zu lesen, und eine Freude, sie zu besprechen.

Robbe.

Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische. Von Lutz Korodi. München, J. F. Lehmann. 112 S.

Der „unbekannteste Erdteil Europas", der in dem Buche Lutz Korodis unter vorstehendem Titel dem Verständnisse des deutschen Lesepublikums näher gebracht wird, macht seit einigen Jahren mehr von sich reden, als einer guten Frau lieb sein würde. Manches ist zur Aufklärung der öffentlichen Meinung über die res gestae Hungarorum auch in Deutschland geschrieben worden, seit die Söhne Arpads an dem derzeitigen staatsrechtlichen Verhältnis zu Oesterreich zu rütteln und die ethnographischen Verhältnisse ihres Vaterlandes zu korrigieren begonnen haben. Aber ein umfassenderes, farbenreicheres Bild der Bestrebungen des Magyarentums, sich national und politisch in schrankenloser Weise auf Kosten sowohl der übrigen, insbesondere auch der deutschen Bewohner Ungarns, als auch der anderen Hälfte der Monarchie auszuleben, als das Buch Korodis, ist mir, wenn es auch in Mosaiktechnik gehalten ist, nicht bekannt. Die Befürchtung des Verfassers, es könnten sich manche Leser an der Form seiner Ausführungen stoßen, halte ich für unbegründet. Freilich urteile ich ganz vorwiegend über den Inhalt und wage dabei auch nicht volle Objektivität in Anspruch zu nehmen, da ich publizistisch und parlamentarisch ein allerdings viel älterer Kampf- und Leidgenosse Korodis bin. Habe ich doch an den Verhandlungen des ungarischen Abgeordnetenhauses über den Gesetzentwurf über das Mittelschulgesetz, „die er als 14jähriger Junge begierig gelesen", selbst teilgenommen. Aber die Kompetenz über die Richtigkeit seiner Anschauungen und Darstellungen glaube ich mir nach mehr als dreißigjähriger Beschäftigung mit ungarischer Politik arrogieren zu dürfen. Soweit in der Artikelserie nicht interne Verhältnisse Ungarns und der ganzen Habsburgischen Monarchie, sondern Zusammenhänge der internationalen Politik behandelt sind, werden deutsche Politiker die Weite des Blickes und die Treffsicherheit des Urteils dort feststellen zu können in der Lage sein, wo ihnen über das lokale Interesse und über völkische Sympathie hinausgreifende Ausblicke auf die vielseitige Bedeutung des österreichisch-ungarischen Problems eröffnet werden.

Der rote Faden, der die vielfach aus dem Leben und aus den persönlichen Erfahrungen des Verfassers gegriffenen und oft mit erfrischendem Humor gewürzten Erzählungen und die an die lebenswahre Schilderung sowohl der parlamentarischen wie der journalistischen Verhältnisse

des magyarischen Herrenvolkes geknüpften Folgerungen durchzieht, ist ein geläutertes deutsches Nationalbewußtsein, durchzogen von warmer Heimatliebe, harmonisch zusammengestimmt mit Gerechtigkeitsgefühl gegen die nationalen Gegner und nationalen Rivalen, die stets als Landsleute behandelt werden. Von überzeugender Anschaulichkeit sind die Zitate aus der magyarischen Presse und die sonstigen zahlreichen Bezugnahmen auf dieselbe. Nicht bloß die Ergüsse der magyarischen Volksseele, sondern auch die journalistischen Brunnenvergiftungsversuche, unter denen sie zu leiden hat, werden jedem Unbefangenen zu deutlicher Erkenntnis gebracht.

Der mehr indirekte als direkte Hinweis auf die noch lange nicht genug begriffene Tatsache, daß die ungarische Nationalitätenfrage eine europäische Frage ist, wird natürlich den magyarischen Chauvinisten sehr gegen den Strich gehen. Sehr mit Unrecht wird es darum von dieser Seite auch nicht an den landesüblichen Anrempelungen und Verdächtigungen fehlen. Denn Korodis scharfe Kritik des Unrechts und Unverstandes, die sich in der Behandlung der Nichtmagyaren zeigte, ist verknüpft mit dem Bestreben, nachzuweisen, wie schädlich die Verfolgung einer Utopie, der Schaffung des einsprachigen magyarischen Nationalstaates, für die herrschende Rasse selbst ist, und die Wege anzudeuten, auf denen ein einträchtiges Zusammenleben und Zusammenwirken aller in Ungarn lebenden Volksstämme sehr wohl möglich wäre. Wiederholt ist auf den weißen Raben unter den magyarischen Politikern, auf Ludwig Mocsáry*) verwiesen, der im wohlverstandenen Interesse des Magyarentums und ganz Ungarns, allerdings mit einem von Korodis und meinen Anschauungen weitabliegenden politischen Endziel, für die nationale Gleichberechtigung seit einem halben Jahrhundert vergeblich eintritt, aber doch den Beweis liefert, daß auch magyarischer Denkweise die jetzt selbst schon in Rußland zur Geltung kommenden Postulate nationaler Toleranz und Gerechtigkeit nicht notwendigerweise unverständlich bleiben müssen.

Korodis subjektive Freude an dem, was im schönen Ungarlande lebensstark und zukunftverheißend ist, auch dort, wo es nicht deutsch ist, wird jeder unbefangene Leser mit Befriedigung aus vielen Stellen des Buches heraus lesen und als Zeugnis für sein Bestreben nach Objektivität und Wahrheit annehmen müssen.

Um neben der Charakteristik der Tendenz des Buches auch auf seinen Inhalt einzugehen, der das Wissen weiterer Kreise über die im karpathenumschlossenen mittleren Donautal sich kreuzenden und bekämpfenden Kräfte nicht bloß extensiv, sondern auch intensiv zu bereichern geeignet ist, indem der Verfasser manche scheinbar bekannte Dinge in neuer Beleuchtung zeigt, sei auf die grundlegenden Kapitel über die Volksstämme Ungarns und Siebenbürgens mit einer vortrefflichen Schilderung des magyarischen Volkscharakters und einer detaillierten Schätzung des Wertes, den das deutsche Element für Ungarn hat, besonders hingewiesen. Sehr viele treffende Be-

*) In Nr. 115 der Preuß. Jahrbücher vom Jahre 1904 eingehend charakterisiert.



merkungen finden sich über die Natur und über die Aussichten des rumänischen und slovakischen Volkes. Fesselnd geschrieben ist der „Abstecher nach Siebenbürgen", der ein wirklich lebenswahres Bild von Land und Leuten, allerdings vornehmlich des sächsischen Volkes und des Sachsenlandes gibt und eifrig zum Besuche dieses nach der Auffassung des Westeuropäers hinter Gottes Rücken liegenden Weltwinkels zu animieren sucht.

Ein nicht bloß für ungarische Verhältnisse, sondern auch für andere polyglotte Länder oder Provinzen passendes Wort prägt Korodi in dem vom Vaterlande und von dem in Ungarn plötzlich entdeckten Pangermanismus handelnden Kapitel. Er sagt: „Das Einzige, was der Staat von seinem Bürger fordern darf, ist Korrektheit. Das stärkere Bindemittel der Liebe muß der Staat sich erwerben." Daß die Aspirationen nach dem Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates nicht geeignet hierzu sind, weist Korodi unter dem für magyarische Staatsanwälte allerdings sehr lockenden Titel „Allerhand Aufreizung" an Ausfällen der chauvinistischen Presse gegen die Nationalitäten recht handgreiflich nach. Schwerwiegende Wahrheiten — und Anklagen enthält das Kapitel Nationalstaat und Reichstag, worin der ungarische Parlamentarismus als Frucht politischer Korruption enthüllt und ein kurzer Ausblick auf die voraussichtliche Wirkung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts, sowie auf die Stellung der sächsischen Abgeordneten im Abgeordnetenhause eröffnet ist. Die bisherige Schulpolitik zu Magyarisierungszwecken und ihre neueste Blüte, die Verordnung des Unterrichtsministers, die allgemein als Attentat auf die Kultur aller Nichtmagyaren empfunden wird, sind mit der Fachkenntnis eines Schulmannes und mit der Gesetzeskenntnis des Parlamentariers eingehend beleuchtet. Mit wuchtiger Polemik tritt Korodi dem Versuche des derzeit zur Würde des obersten Koalitionsapostels emporgestiegenen Grafen Albert Apponyi entgegen, die Banats-Schwaben von dem westlichen deutschen Kulturvolk loszureißen, das sich um sie gar nicht kümmere. Er weist das Fortleben des deutschen Gedankens in den sich als treue Mitglieder der politischen ungarischen Nation fühlenden deutschsprachigen Bürgern Ungarns an treffenden Beispielen und an der Teilnahme insbesondere der Siebenbürger Sachsen an der Kulturarbeit des großen deutschen Volkes in erfreuender und tröstender Weise nach.

Den auf die aktuelle politische Lage in den beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie hinweisenden Schluß des Korodischen Buches bildet eine differenzierende Parallele zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg, zwischen dem Deutschen Reich als Nationalstaat und dem Länder- und Völkerkonglomerat an der mittleren Donau und die Erörterung der gegebenen oder wenigstens gebotenen Rolle der Deutschösterreicher und der Magyaren.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Leser der Ungarischen Rhapsodien sie unbefriedigt oder unbelehrt aus der Hand legen könnte.

Edmund Steinacker.

Literatur.

Hilligenlei von Gustav Frenssen. Verlag von G. Grote, Berlin. Preis Mark 5, geb. Mark 6.

„Es gibt viele Menschen, welche schläfrig und übelgelaunt ins Leben hineinziehen. Sie sind ihren Mitmenschen eine Last und erleben nichts. Wer wollte solcher Leute Geschichte erzählen?

„Es gibt viele Menschen, denen von Kind an ein Verwundern in den Augen steht, welche während einer frischen Jugend das dunkle Empfinden haben, daß sie etwas Tüchtiges erleben und erwirken wollen, und welche dann auch mit hellem Mut ins Leben hineingehen. Solcher Leute Geschichte zu erzählen, möchte der Mühe wert sein. Nein, laß es! Es kommt nicht viel dabei heraus. Denn womit bringen diese Gesunden und Starken ihr Leben zu? Sie suchen und laufen nach Geld oder äußerer Ehre oder dergleichen Irrtümern; sie laufen und stolpern und finden es nicht, und stolpern ins Grab. Ihre Geschichte zu schreiben ist eine ärgerliche Sache; der Erzähler bekommt graues Haar während seines Erzählens.

„Wir verlangen wahrhaftig nichts Uebermenschliches. Wir verlangen nicht, daß die Menschen mit dem Plane hinausziehen, eine Königskrone zu suchen. Aber wir verlangen, daß sie, während sie hinter ihren Irrtümern herlaufen, eine Hoffnung haben, sie könnten auf der nächsten Wiese statt einer Eselherde eine Versammlung von Engeln finden; und daß sie eine Unruhe haben, es könnte an der nächsten Wegbiegung unterm Eichbaum das ewige Wesen stehen, das aller Welten tausend Rätsel ruhevoll in heiligen Händen hält und könnte ihnen einiger Rätsel Lösung sagen. Das verlangen wir. Denn das gehört nach unserer Meinung zu einem ganzen Menschen.

„Und nun, meine Seele, mühselige, mutige, erzähle von einem, der unruhvoll, hoffnungsvoll das Heilige suchte."

In Dithmarschen, an einer weiten Bucht, liegt die kleine Stadt Hilligenlei. Am Eingange der Bucht schwankt auf den Wellen das dicke rote Feuerschiff. Einer von den Leuten, die auf diesem Boote ernst und treu, wortkarg und nachdenklich ihr Leben verbringen, ist der Matrose Thoms Jans. Bisweilen träumt er und verliert sich in eine ferne Zukunft und hält dann wohl leuchtenden Auges Zwiesprach mit einer Hoffnung, daß eine neue Partei der Arbeiter, von der auch bis an das einsame Schiff die Kunde rauscht, die ganze Welt mit heiligem Sinn erfüllen wird und auch „aus d i e s e r Landschaft ein Hilligenlei macht, das heißt, ein heiliges Land". Daheim in dem Städtchen Hilligenlei schafft rüstig und unverdrossen unter niedrigem Dache, in enger Stube Jans Frau. Oft ruhen ihre Augen sinnend auf ihrem kleinen Jungen Kai, der schon so früh die Welt, die er vom Deiche aus sehen kann, mit wunderlichen Blicken anschaut, während seine Kameraden mit tüchtigen Sätzen über alles, was holprig und unsicher in ihrem kleinen Leben ist, hinwegkommen. Er ist

der Mensch, der unruhvoll, hoffnungsvoll das Heilige sucht, und in seinem Schicksal spiegelt der Dichter seine eigene Seele wider: all ihre Not, all ihr Hoffen, ihre große Menschenliebe und ihre starke heilige Sehnsucht nach der Wahrheit.

Das Leben des Wahrheitssuchers, — und doch eigentlich das Leben der kleinen, weltverlorenen Stadt mit ihrem eitlen, hochfahrenden Bürgermeister, mit ihren gewichtigen Honoratioren, mit Handwerksleuten und Arbeitern — und unter ihnen einer, der das Leben seinen Gang nicht gehen lassen will, der es zu meistern sucht, der die ewigen Gesetze begreifen will, der die Menschen aus der Enge des Lebens, aus der Enge der Herzen losreißen und aufrichten möchte und der, als er endlich, glücküberströmt, in das neue heilige Land hineinschaut, sein eigenes Lebensglück zerrinnen sieht.

Wie in Jörn Uhl, so spricht auch in Hilligenlei die Heimat des Dichters zu uns: in Menschen und Landschaft das Schlichte und Herbe, das Urwüchsige und Unbegrenzte.

Aber stärker als in Jörn Uhl ringen in Frenssens neuem Buche die Gedanken, und die herbe Wahrheit zerreißt bisweilen das zarte Gewebe poetischer Verklärung, das uns das Bauernleben in Jörn Uhl so innig nahe gebracht hat. Allein auch in „Hilligenlei" ziehen an uns Bilder von holder Anmut und großer poetischer Schönheit vorüber. Gewaltig hat Frenssen das Meer und seine dämonischen Mächte geschildert, begeistert und bewegt hat er das Lied von Frauenschönheit und Frauenleid gesungen. Da hat er als Dichter frei walten können. Ueberall aber, wo ihn die religiösen Probleme packen und beherrschen, gestaltet mehr der Theologe als der Dichter Frenssen — fürwahr, ohne Visier, mutig, fast trotzig realistisch.

Er sucht den Weg zu deutscher Wiedergeburt. Der gute, reine Glaube fehlt uns. Ein Glaube soll es sein, dem alle Augen und tapferen Menschen anhängen können. Weshalb aber hat das Christentum die Macht über die Herzen der Menschen verloren? Weil Kirchenglaube und Priesterwille Jesus zum Gott gemacht haben, weil sie ihm Flitter und Flatterkram umgehängt und so den gütigen, demütigen Menschen unserm Volke entfremdet haben. Erst wenn wir über das Wesen des Heilandes Klarheit gewonnen haben, dann ist der Blick auf das heilige Land frei.

In solchen Kämpfen ringt Kai Jans, der junge Geistliche, zum Licht. Schon glaubt er seine Kräfte hinreichend gestählt und gesammelt, schon fühlt er die heilige Stunde nahe, um das Leben Jesu darzustellen, als ihn das Schicksal mitten unter die Mühseligen und Beladenen der Großstadt führt, und über ihre Not und Qual gewinnt wieder sein grüblerischer Sinn die Oberhand. Er kehrt einsam und hoffnungsarm in seine Vaterstadt zurück. Da begegnet er einem jener herrlichen, stolzen starken, sinnesfreudigen Mädchen seiner Heimat. Mit elementarer Gewalt bricht in ihm eine heiße Liebe zu diesem köstlichen Wesen hervor. Er

meint sich ihres Besitzes sicher, und in solchem holdseligen Glücke wird sein Sinn frei, weitet sich mächtig seine Seele, und das Buch vom Leben des Heilands entsteht. So wird „Hilligenlei“ zum Evangelium eines Christentums, das das Leben bejaht.

Nüchtern und ruhig und schlicht geschichtlich will er es schreiben. Frenssen selbst zählt wie in einem wissenschaftlichen Werke die kirchengeschichtlichen Bücher auf, die er benutzt hat, um ein wahres Bild vom Leben des größten aller Menschen zu malen. Soweit ist „Hilligenlei“ ein theologisches Buch wie manches andere. Forscher und Theologen werden mit Frenssen zu rechten haben.

Wer in Gustav Frenssen den Dichter liebt, wird den theologischen Streit, den sein neues Buch sicher entfachen wird, ruhig an sich vorüberziehen lassen. Wir einen, die wir in Jesus den Menschen ehrfürchtig verehren, danken Gustav Frenssen, daß er offen vor aller Welt sein Glaubensbekenntnis abgelegt hat. „Ein Mensch war er. Beweise genug dafür Erstens: Er hat es selbst gesagt. Zweitens: Er war in seinem Denken ein Kind seiner Zeit. Drittens: Er war eine besondere Charaktererscheinung. Viertens: Er hat eine Entwicklung gehabt. Fünftens: Seine Natur war nicht ganz frei von Bösem. Sechstens: Er hat geirrt! besonders in dem: er kam nicht wieder und das Reich Gottes kam auch nicht . . . Er war ein Mensch. So wunderbar gut und weise und mutig er war: er geht in keiner Tat und in keinem Gedanken übers Menschenmaß hinaus. Er war der Schönste unter den Menschenkindern.“

Die andern aber, die nicht des Dichters Glaubens sind, werden mit gleichem Rechte ihn bekämpfen und um den Theologen Frenssen trauern. Sie dürfen sagen, er habe geirrt. Aber sie, wie wir alle, müssen ihren Tribut entrichten seiner unerschütterlichen, furchtlosen Liebe zur Wahrheit. Er ist nicht ohne tief innere Not zur Wahrheit gedrungen.

„Es quälten ihn schwere Sorgen: wie er mit seiner Arbeit viele gute Menschen vor den Kopf stoßen würde, und wie vielleicht von Natur Rohe, die bisher vor dem ewigen Gottessohn eine heimliche Furcht gehabt hatten, nun ohne Furcht ganz ins Böse geraten würden.“

Aber das Werk ist geworden: „Das Leben des Heilands nach deutschen Forschungen dargestellt: Die Grundlage deutscher Wiedergeburt.“

Losgelöst von dem eigentlichen Geschehen im Roman liegt die Handschrift vor uns. Ergreifend hat Frenssen das Leben Jesu gestaltet. Aber m vorwärtsstürmenden Wahrheitsmute hebt er den letzten Schleier, der sich auch um die g e s c h i c h t l i c h e Gestalt des anbetungswürdigen Menschen webt.

Wie anders klingen die starken, harmoniereichen Klänge der Bachschen Matthäuspassion, wie wundersam heben sie uns über das Menschliche hinaus; wie keusch ist vor der heiligen Kunst der tonumfluteten, schlichten, gewaltigen Tragödie das Allzumenschliche gewichen.

Frenssen ist nicht Dichter geblieben, als er das Leben Jesu schrieb.

Er wurde zu einem fanatischen Wahrheitsucher und hat vielleicht gerade dadurch den theologischen Gehalt seiner neuen Dichtung um einen Teil seiner Wirkung gebracht.

„Hilligenlei" ist ein liebes, gutes, frommes Buch. Deutsche Sehnsucht, deutsche Schwermut, deutsches Grübeln und nordische Rauheit haben sich hier mit lichter Poesie seiner Erzählungskunst vermählt.

Wir wollen uns nicht mühen, „Hilligenlei" wohl einzuschachteln und zu vergleichen. Wir freuen uns herzlich seines Besitzes.

Siegfried Heckscher, Hamburg.

Rudolf Alexander Schröder. Sonette zum Andenken an eine Verstorbene. In elf Büchern. Einmalige numerierte Auflage von 200 Exemplaren auf feinstem holländischen Büttenpapier mit Titelvignette vom Verfasser. 408 S. Gebunden in Leder 25 Mk. Insel-Verlag, Leipzig.

Die 352 Sonette Schröders spiegeln alle den schmerzlichen Verlust der „Anima dulcissima, carissima, optima" wider, deren verklärtes Andenken sie verherrlichen sollen. Das die elf Bücher innerlich verbindende Leitmotiv ist eine unstillbare Sehnsucht nach dieser geliebten, abgeschiedenen Seele. Es setzt sich zuerst mit einer mächtigen Wucht durch, hinter der die ganze Größe des eben erfahrenen Leides steht, um allmählich schwächer und schwächer anzupochen und endlich fast ganz zu verklingen. Trotzdem bleibt die einheitliche Linienführung gewahrt, indem der angeschlagene Grundton gelegentlich zwar verhaltener zum Ausdruck kommt, aber doch nie vollständig vermißt wird. Allerdings macht das elfte Buch hiervon eine bemerkenswerte Ausnahme. Es bringt nämlich die freudige, wenn auch resignierte Zuwendung des schwer geprüften Dichters zu dem ihm vorher so sehr verhaßten und vergällten Leben und führt auf diese Weise zu einem versöhnenden Abschluß. Wirkt dieser von der rein menschlichen Seite aus gesehen erfreulich, so bleibt doch vom ästhetischen Standpunkt aus zu fragen, ob dieser verhältnismäßig kurze Abschnitt nicht die künstlerische Geschlossenheit und gedankliche Einheitlichkeit stört.

Es ist charakteristisch, daß sich kein konkret-bestimmtes Abbild von der „Anima dulcissima" gewinnen läßt, trotzdem sie ja den beherrschenden Mittelpunkt des Ganzen darstellt. Keine genaue Vorstellung von ihrer äußeren Erscheinung oder ihren seelischen Eigenschaften sollte gegeben werden, sondern das dichterische Streben ging dahin, uns einen tiefen Einblick in die wechselnden Stimmungen des eigenen leiderfüllten Gemüts mit ihren verschiedenen Abstufungen zu verschaffen. Ist der Dichter zu Beginn von dem plötzlichen Verlust, der sein kurzes Liebesglück jäh zerstört, noch so überwältigt, daß der ganze Umkreis seiner Gefühle und Gedanken von ihm allein beherrscht ist, so wendet er sich später wieder der ihn um-

gebenden Natur- und Menschenwelt zu, um in engem Anschluß an sie seine schmerzlichen Reflexionen weiter zu spinnen.

A. W. Schlegel sagt vom Sonett, daß in dieser poetischen Form die „zartesten und stolzesten der Lieder" gestaltet werden. Diese schöne Charakteristik trifft auch auf Schröders Sonette zu. Seine Verse schreiten in stolzem Rhythmus und festlicher Pracht einher, wenn sie auch einem trauervollen Ereignis entsprungen sind. In formaler Hinsicht sind sie von vollendeter Durchbildung und fein geprägter Vollendung. Hebbel wirft Platen vor, es habe ihm bei seiner ausgeprägten Formenstrenge „die sanfte Wallung des Lebens" gefehlt, die den Ernst des Gesetzes in ein reizendes Spiel verwandele. Bei Schröder wird die sprachliche Technik mit vollkommener Meisterschaft ausgeübt, jedoch tötet das formale Element nicht den seelischen Inhalt. In seinen Versen pulsiert und wallt kräftige Lebensfrische, die dichterische Anschaulichkeit ist durch keine ästhetische Reflexion verflüchtigt. Nirgends macht sich ein gespreiztes Wort breit, um „poetisch" zu wirken, sondern der Stil ist einfach und ungekünstelt, die einzelnen Versreihen sind nicht durch gehäufte Attribute überladen, so daß

„keiner sich ein Gedicht anders noch denkt, als es ist". (Hebbel an Platen.)

Der sprachliche Ausdruck ist von hoher Schönheit, er ist in jedem einzelnen Sonett geschickt der jeweiligen besonderen Stimmung angepaßt. Die reiche Fülle dichterischer Ausdrucksmöglichkeiten ist zu bewundern; dem einheitlichen Grundgedanken werden immer wieder neue, anders nüanzierte Seiten abgewonnen.

Schlegels Prädikat „zart" nimmt Schröder gelegentlich auch für seine Verse in Anspruch. In der Tat kommt in ihnen die wehmütige Klage um die verstorbene Geliebte zu einem zarten, edlen und rührenden Ausdruck, der uns in seiner maßvollen Abgeklärtheit und dichterischen Reife mit jenem beglückenden Gefühl erfüllt, welches jedes echte Kunstwerk in uns auslöst. Indem der Dichter seinen ungeheueren Schmerz in die starre Form des festgefügten Sonetts, „das vierzehnzeilige Prokrustesbett der Gefühle" (J. Burckhardt), einspannt, verliert dieser zwar nicht an poetisch zwingender Ueberzeugungskraft und anschaulicher Plastik. Aber er wird doch dadurch in seiner bitteren Herbigkeit gemildert und seiner trotzigen Verbissenheit entkleidet. Das „gemeine Wirkliche" wird in eine zartere Sphäre, in eine „höhere Wirklichkeit" gehoben. Das hat Goethe als die höchste Aufgabe einer jeden Kunst bezeichnet und der Dichter deutet es an verschiedenen Stellen an, daß er sich dieses hohe Ziel vorgesetzt hatte. Er fürchtet, seine wohllautenden Verse möchten vielen gespreizt und allzu kalt erscheinen. Denn in ihnen werden klingende Reime aneinander gefügt, während die wahre Stimme des Dichters stöhnt und schreit, und die dunkle Nacht seiner Schwermut nur durch die sorgsam gefügten Lieder unterbrochen wird. Man soll sie aber nicht als leere Spielereien werten, sondern bedenken, daß der ernste Mensch nur wider-

willig in kargen Worten sein schlimmstes Unglück beweint. Es geschah mit vollem Bedacht, daß die volle Bitternis der schmerzerfüllten Seele nicht in ihrer niederdrückenden und erdrückenden Schwere zu dichterischem Ausdruck gebracht ist, sondern mit kunstverständigem Walten in ein tönendes Maß gebannt wurde. Der Dichter wollte mit seinem Leid niemand quälen. Seine traurigen Lieder sollen vielmehr ohne schrille Schärfe ertönen und den ruhigen Frieden ausatmen, welcher mit des Abends Kühlung naht, wenn Phöbus in Amphitritens Schoß ruht. Sie sollen nicht mißgestimmt klingen wie die brünstigen Rufe aufgeregter Pfauen. — Aber gerade dann, wenn die „höhere Wirklichkeit" angestrebt wird, erhebt sich die bange Frage, ob rasch hingewehte Worte und verständig gefügte Reime überhaupt fähig sind, den innersten, seelischen Gehalt künstlerisch verklärt zu entsprechendem Ausdruck zu bringen. Die harte und kalte Rede ist die schwächste unserer Schwächen, denn sie überliefert nur stümperhaft im getrübten Spiegelglas schwerfälliger Worte das warm und lebendig Fließende. Unsere Sprache ist stockend und mangelhaft. Deshalb vergleicht der Dichter seine Verse mit Kristallen, in denen sein inneres Sein erstarrt ist. Doch gleichwie die zu Stein gewordene Niobe weint, so regt sich auch in den Gedichten ein heimlicher Ton sehnsüchtiger Klage. . . . Hier eröffnen sich psychologisch wertvolle Einblicke in das poetische Schaffen mit seinem schwierigen Problem der künstlerischen Verarbeitung äußerer Erlebnisse.

Es wurde erwähnt, daß die umfangreiche Sammlung kein deutliches Bild von der „Anima dulcissima" widerspiegelt, deren wehmütiges Gedächtnis ihr den persönlichen Unterton und die intime Klangfarbe verleiht. In dieser keuschen Zurückhaltung zeigt sich neben einem rein menschlichen, sympathischen Zuge auch der feinsinnige Künstler, der seinem Werke einen „vorbildlichen" Charakter aufprägt, indem er es aus der beschränkten Enge des persönlichen Erlebnisses in die dichterisch verklärte Höhe des Allgemeinen-Typischen erhebt. Wem die Lieder als übertriebene Aeußerungen eines allzuschwer getragenen Verlustes erscheinen, der soll nach dem Willen des Dichters sich dadurch unbemerkt an sie gewöhnen, daß er sie als ein Symbol von allem Schönen genießt, das nur kurze Zeit bei uns verweilt, um uns dann um so schmerzerfüllter zurückzulassen. Dadurch, daß das rein persönliche Moment nur soweit hervortritt, als es das innerste Leben vermittelt, welches ähnliche Akkorde in gleichgestimmten Seelen miterklingen läßt, wird der dichterische Gesichtskreis zu der „wahren Symbolik" erweitert, von der Goethe fordert, daß „das Besondere das Allgemeine repräsentiert". W. Becker.

Elisabeth Gnauck-Kühne. Goldene Früchte aus Märchenland. Märchen für Jung und Alt. Mit 46 Illustrationen von Franz Staffen. Bremen. Verlag von G. A. v. Halem.

Wie ein echtes naives Kindergemüt läßt diese Märchenerzählerin Bäume, Blumen, Wildbäche, Adler und Rehe reden und fühlen und erleben, einfach als wären es Menschen. Aber was sie erleben, dieser Wildbach, dieser duftende Dornbusch, diese Agave, diese Nachtigall, das entstammt nicht der einfachen Welt eines treuherzigen, schlichten Kindergemüts, das sind tiefsinnige Erfahrungen einer reifen Menschenseele, der das Leben Kämpfe brachte, und darum werden die größte Freude an diesen Märchen doch vielleicht die Großen haben, die ihren Sinn erfassen. Aber auch die Kinder, die mit Spannung der Erzählung von den ergreifenden Schicksalen ihrer kleinen Freunde in Wald und Flur zuhören, werden einen heimlichen Segen erfahren von der gesunden, klaren, reinen Atmosphäre, die in diesen Geschichten weht, ohne daß sie je zu moralisieren gedächten. Franz Staffen gab dem Buch einen überaus schönen Bilderschmuck.

Gertrud Prellwitz.

Georg Mengs (Gertrud Büstorff). Wen Du nicht verlässest, Genius. Roman. Berlin, Otto Janke, 1905.

Das interessante und ungemein fesselnde Buch verrät ein bedeutendes Talent, psychologische Probleme klar zu erfassen und mit redlicher Wahrhaftigkeit und vornehmer Vertiefung zu entwickeln und zur Lösung zu führen. — Es behandelt mit leidenschaftlichem Interesse die Frage nach dem Frauenschicksal der schaffenden Künstlerin. Wird sich die Ausübung ihres Talentes mit den Pflichten der Ehe vereinen lassen oder nicht? — Kornelie, eine junge, aufstrebende Dichterin, wird von einem Manne umworben, der die Künstlerin in ihr nicht kennt und nicht kennen mag, der an einen ernstlichen Konflikt zwischen Frau und Künstlerin nicht glaubt, der es für selbstverständlich hält, daß, wenn sie nur erst sein Weib, erst Mutter sein wird, „ein so prachtvolles Geschöpf, wie sie ganz von selbst nur eins sein wird — nämlich Weib“. Sie fürchtet sich vor der Ehe mit ihm; es ist, als ob die Kunst heimlich warne. Aber die Frau in ihr vermag seinem zwingenden Werben nicht zu widerstehn, und es scheint ihr, als ob sie auch gerade ihrer Kunst gegenüber die Pflicht habe, Liebe zu kennen, „zu den Quellen des Lebens hinabzusteigen“. Sie wird sein Weib, und die Konflikte heben an. Seine Liebe besteht vor allem in dem Verlangen, sie allein, ganz allein zu besitzen. Er ist eifersüchtig auf das heimliche Leben, das sie führt und das er nicht teilen kann. Er verbietet ihr das Schaffen; sie sucht ihm zu gehorchen und quält sich durch die Jahre hin. Ein Kind scheint ihr das Glück zu bringen, sie für die verlorene Kunst zu entschädigen. Da verliert sie den Knaben; ein zweites Kind stirbt bei der Geburt, und sie hört vom Arzt, daß sie nie

wieder einem Kinde das Leben geben wird. Das ist der Frau in ihr ein großer Schmerz, — der Künstlerin bringt es die Befreiung. Sie beschließt, sich von ihrem Manne zu trennen, und der Versuchung, eine andere Ehe einzugehn mit einem Manne, der ihre Kunst aufs höchste schätzt, und mit dessen geistigem Leben sie sich aufs engste berührt, widersteht sie in heißem Kampf. Sie glaubt nicht mehr, daß die zwei sich vereinen lassen: Eheleben und Künstlerinnen-Dasein; nicht für sie, die, was sie ist, ganz sein muß.

Für den besonderen und ganz individuellen Fall, den das Buch in diesen Charakteren und Verhältnissen schafft, ist die Lösung, die es bringt, eine solche, die wir als edel und vornehm, als die allein rechte empfinden und der Haupteindruck, den der Roman hinterläßt, ist ein sehr wohltuender. Aber es ist schade, daß die Verfasserin geglaubt hat, eine allgemeingültige Lösung zu geben. Das weckt den Widerspruch.

Es gibt auch so ganz andere Männer! Nicht bei jedem wird sich heute Liebe so einfach als Leidenschaft des unumschränkten Besitzes äußern; manch einer würde an der inneren Entfaltung der geliebten Frau seine reinste Freude haben. Es gibt auch so ganz andere Künstlerinnen. Nicht jede könnte, weil sie sich nach Liebe sehnt, einen leidenschaftlich werbenden Mann heiraten, mit dessen innerem Leben das eigene nicht zusammentrifft, — was Unglück in der Ehe schon von vornherein selbstverständlich macht bei hochentwickelten Naturen. Nicht jede versteht unter Schaffen zunächst Bücherschreiben; das Dasein als Künstlerin in sich verarbeiten, sich gestalten, das scheint mancher das Eigentliche, und das Gestalten nach außen nur die Begleiterscheinung. Sie wird nicht in den ersten Jahren der Ehe, in den Jahren der Mutterschaft einen dämonischen Trieb fühlen, Dichtungen zu schaffen, abzuschließen, gar herauszugeben; ihre Produktionskraft ist durch ihr Erleben befriedigt. Und dennoch, dennoch wird auch sie Konflikte kennen zwischen ihrer Künstlerinnennatur und dem heutigen Eheleben — aber ganz andere — und andere Lösungen.

Dieser Wahn aber, eine allgemeine Lösung zu geben, beeinflußt den Ton des Buches, es kommt etwas von dem Ton der frauenrechtlerischen Tendenzschrift hinein.

Das scheint mir der Unterschied zwischen der frauenrechtlerischen Tendenzschrift und dem reinen Kunstwerk, welches dieselben psychologischen Probleme behandelt: jene verficht eine Meinung, die sie für eine neue allgemeingültige Lösung hält, mit dem ganzen Eifer, mit dem es gilt, der blinden Menschheit eine bisher unerkannte Wahrheit zu zeigen. Sie will beeinflussen; sie findet die Welt unvollkommen und will sie umschaffen. Dieses, das Kunstwerk, hat Freude an der Welt und der Fülle ihrer Erscheinungen, die sich nie unter eine Lösung bringen lassen, weil jedes Menschenherz neue Erlebnisse hat und neue Möglichkeiten findet, in denen doch still und sicher ewige Gesetze wirken. Und es sucht einen möglichen Fall der Wirklichkeit, einen besonders anziehenden Fall, mit seiner notwendigen Lösung darzustellen, rein aus Liebe zu dieser Notwendigkeit. Zu

der darin wirkenden Harmonie. Gelingt ihm das aber, erleben wir in dem Kunstwerk ein Stück Wirklichkeit in seiner ewigen Idee, so hat es uns schon beeinflußt, so hat es schon geholfen, die Welt umzuschaffen, ohne daß es das gewollt. — Der Unterschied im Ton ist der, daß dort der Verfasser durch ein Beispiel redet, und daß hier die freudevolle Harmonie der Welt durch ein Stück Leben spricht.

In diesem Roman spricht — mit Absicht — die Verfasserin; Gertrud Büstorff aber hätte durchaus künstlerische Kraft genug, ein Stück Leben zu schaffen und es für sich reden zu lassen.

Es ist bei dem Werk auffallend, daß die wichtigsten und schwierigsten Dinge darin am besten gelungen sind. Die Verfasserin gehört zu den Naturen, deren Schaffen bei dem Wesentlichen, dem inneren Leben des poetischen Organismus, beginnt. Nach außen fehlt dann noch manches. So fest die innere Wahrhaftigkeit in der Führung der Hauptcharaktere und ihrer Schicksale ist, so sicher bei dieser Zeichnung die vornehme Schönheitslinie eingehalten ist, so hilflos schwankt die Zeichnung füllender Nebenpersonen und unwichtiger Episoden; sie streift manchmal an die Karikatur. Die Sprache hat an den erhöhtesten Stellen eine unwillkürliche und unbewußte Schönheit; das Problem ihres Stils aber ist der Verfasserin noch nicht aufgegangen. Der Vorrat der Worte ist arm; gänzlich abgebrauchte und anschauungslose Ausdrücke stehen dicht neben Schönheiten von junger, lebendiger Anschauung.

Gertrud Prellwitz.

Miriam Eck: Die jungfräuliche Frau. Berlin, Oemigke. — Augusta Trevirorum. Ebenda. — Herbst. Gedichte. Berlin, Schuster u. Löffler. — Marienlieder. Gedichte. Axel Junker, Stuttgart. — Peregrina, ein Buch des Lebens. Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig. 1905.

Miriam Eck wurde bei ihrem ersten schriftstellerischen Auftreten als radikale Frauenrechtlerin begrüßt, ist aber ihrem ganzen Wesen nach Künstlerin. Im Jahre 1899 war's, daß ein Buch „Die jungfräuliche Frau" erschien, das als originellste und bedeutsamste Gegenschrift gegen Laura Marholms „Buch der Frauen" von der Frauenbewegung mit großer Freude aufgenommen wurde und bei vielen vornehmen, stillen Naturen, deren bestes Gefühl durch die unverschämt verzerrten Halbwahrheiten Laura Marholms erschreckt waren, einen dankbaren Widerhall weckte. Es spricht von der Schönheit und dem immer neu quellenden inneren Reichtum des zum Bewußtsein erwachten jungfräulichen Frauenlebens, spricht davon mit einem gründlichen Wissen, das die Erfahrungen der Jahrhunderte vor uns aufrollt — und mit einer Tiefe, einer liebevollen Würdigung alles Menschlichen, einer überschauenden, lächelnden Weisheit und einer Schönheit, die schon ganz die Künstlerin verraten. In der Tat

war es eine Malerin, Käthe Sebald, die hier unter dem Pseudonym Miriam Eck zum ersten Male schriftstellerisch auftrat. Bald folgte ein Band Skizzen und Bilder „Augusta Trevirorum", worin sie die altertümlichen Schönheiten ihrer Heimatstadt Trier zeichnet, mit besonderer Freude an den charakteristischen Zügen des einfältigen, engumsponnenen katholischen Volkslebens daselbst, dessen Poesie sie „die freisinnige Protestantin", mit liebevollem Humor würdigt. 1901 erschien bei Schuster und Löffler eine Sammlung von Gedichten „Herbst". Sie geben in schöner und reifer, manchmal etwas spröder Form einem zarten, selbständigen, eigentümlich dunkel gefärbten Seelenleben Ausdruck, das neben zarten und innigen, leidenschaftliche und herbe Töne kennt. 1903 erschienen die entzückenden Marienlieder, die den naiven Ton der katholischen Volkslieder zum Preise Marias künstlerisch emporheben und wahre Schmuckstücke naiver Dichtung schaffen, aber auch wiederum mit den verfeinerten Empfindungen einer vornehmen modernen Menschenseele verbinden. Voll Poesie ist die Erzählung „Der klingende Berg", die schon in diesen Heften besprochen wurde. Viel bedeutsamer als alles, was sie bisher geschaffen, erscheint mir das soeben neu erschienene Buch von Miriam Eck: Peregrina, ein Buch des Lebens.

Mit einer symbolischen Einleitungsszene von seltsamer Schönheit, die wie träumende Harfenakkorde wirkt, beginnt die Dichtung und zwingt uns in ihren Zauberkreis. In den Bannkreis einer vornehmen, tief, leidensvoll tief empfindenden Frauenseele, die, nicht mehr jung, und vom Leben gezeichnet, vom Tode heimlich gelockt, doch noch die Stelle erfüllen will, die das Leben ihr angewiesen — und in die große Stadt geht, über der die vielen Flammen und Flämmchen wie eine Rieseneillumination leuchten, in der Tag für Tag strahlende Feste gefeiert werden, in die „brennende Stadt" — und sie sucht das Leben zu belauschen: sie betritt die Hörsäle der Universität, sie betritt die Frauenversammlungen, sie sucht den Dichter auf, sie geht mit ihm in seinen Garten der kommenden Blüten, sie geht in die Krankenhäuser und Gefängnisse und in die große Versammlung der Heilsarmee, und wir schreiten mit ihr durch die Riesenstadt und sehen all die bunten Erscheinungen; wie wechselnde Bilder leuchten sie auf und versinken wieder, nachdem sie ihr geheimes Leben offenbart. Von ganz eigenem Reiz ist es, mit dieser einsamen reinen Frau, die mit so wachen, jungen Augen und so reifer Seele schaut, durch das moderne Leben Berlins hindurchzuschreiten. Wer die betreffenden Kreise kennt, findet manches wohlgelungene Porträt, manches ganz überraschend treffende Porträt, und wird sich daran freuen, wie rein, wie gütig und vornehm diese Peregrina sieht. Und wieviel Poesie erlebt sie in diesen modernen Zeiterscheinungen, die die andern Menschen meist so poesielos finden. Zu einem wahren Kleinod lyrischer Poesie werden die Kapitel vom Tode des Dichters. — Heiß und schmerzhaft empfindet Peregrina jedes Leiden mit, immer die Freude suchend, im Bewußtsein, daß Freude zu gewinnen beim Anblick

der Wirklichkeit viel mehr Kraft erfordert als mitzuleiden. Vielleicht zuviel Kraft für Peregrina — es ist immer ein weiches Ineinanderfließen zwischen ihrer Seele und dem Geschauten, da wird ihr alles zu süßer Poesie, aber leidensvoll; denn was sie schaut, dringt in seiner Unvollkommenheit auf sie ein, und sie müßte stärker sein, um es als werdende Vollkommenheit zu schauen und sich in Freude zu wandeln. Danach ringt sie immer. Sie müßte in sich ohne Zwiespalt sein; sie aber trägt auf dem Haupt eine goldene Freiheitskrone, die zu den Kinderschuhen eines willkürlichen Herzensglaubens nicht paßt, in denen sie noch immer geht, und die ihr kostbar dünken, obschon sie stark mit Flicken besetzt sind. „Ach, irgendwo muß es Seelen geben, die, wie die Sterne, hineinschauen in das Antlitz Gottes, die wie eine Blumenkrone mit inbrünstiger Sorgfalt der reinsten Entwicklung zustreben.“ Und mitten in ihrem Suchen wird sie gefunden. Von einem Manne, der unter schwerem Ringen und Enttäuschungen, schon hoffnungslos und doch noch ohne Rast das Ideal sucht. Ein leidenschaftlicher und fesselfreier Geist mit einer großen und schmerzhaften Menschenliebe und Menschenhoffnung, voll kühner Entwürfe — aber die Menschen mengten immer ihre boshaften und eigensüchtigen Dinge in seine Bausteine und sie verlangten von ihm Halbheiten und Kompromisse, die seinem hohen Fluge ein Entsetzen waren. Ein heftiger Geist, der, mit großer Klarheit die Dinge der Wirklichkeit messend, mit Geduld und Sorgfalt lange seine Expositionen treffen kann, um sie in heißer Enttäuschung über die Menschen mit einem selbstmörderischen Schlage wieder zu vernichten. Er sucht und sucht. Den Mann hat er schon aufgegeben. Nun aber sucht er das Weib; das höhere Weib, das imstande ist, Leib und Seele zu befriedigen, dessen Verbindung mit dem Manne das Reich heraufführen muß, von dem die Verheißung ergangen war, und das hier auf Erden erreichbar sein muß, nicht in einem jenseitigen Traumland. Das Höchste sucht er, und wenn er es findet, hat er ein Recht darauf.

Er findet Peregrina — sie entflieht ihm.

Zuerst sind die Begegnungen mit ihm wie die andern wechselnden Bilder, traumhaft. Wir sehen sein Bild nicht deutlich, aber tiefeindrucksvoll. Wir sehen seine Art, wir fühlen, wie er das Schicksal für Peregrina werden muß, und sie für ihn, wir sehen, wie ihre Seelen miteinander ringen, wie sie ihm widerstrebt. Um freie Liebe geht es. Er wirbt mit leidenschaftlicher Glut und lockenden, verführerischen Gründen, sie hat nicht Gründe, sie liebt ihn und widersteht doch.

Seltsam fesselnd ist die Kunst der Dichterin, uns in das innerste Seelenerlebnis zu führen und darin mitzittern zu lassen, — ehe wir noch die äußeren Umstände recht wissen, die die schwierige Konstellation bedingen. — Erst viel später erfahren wir es: er ist verheiratet. In der Ferne lebt ein Weib, mit dem er sich früh verbunden. Ihm bedeutet sie einen Irrtum; ihr aber ist er Alles.

Und aus dem Wechseln der Bilder und der traumhaften Undeutlichkeit

aller äußeren Umstände hebt sich immer klar und fest gezeichnet das tiefe Seelenproblem: Diese beiden Menschen gehören zueinander ihrer innersten Natur nach. Diese Frau würde ihm Heilung und Erfüllung sein und alles Kostbarste in ihm entfalten, was neben der einfachen, redlichen Frau, an die er sich gebunden, hungert und krankt. Jene einfache Frau ringt es sich ab, Peregrina zu lieben. Sie bittet sie, ihm zu gehören, ihm Erfüllung zu sein. Sie selber will, schwesterlich liebend, all die äußeren wirtschaftlichen Arbeiten, für die Peregrina nicht geschaffen ist, und die ihr selber Freude sind, übernehmen — schwesterlich liebend.

Freie Liebe! Mehr: eine Ehe zu Dreien? — Es widerstrebt dem direkten Ausdruck. Hier aber erkennen wir den Sinn der seltsam verhüllenden Anordnung der Dichtung: sie ermöglicht es, das Seelenproblem in einer Tiefe zu erfassen — zart und vornehm — und in einer individuellen Bestimmtheit und zugleich menschlichen Allgemeinheit zu geben, wie eine direkte Zeichnung es nie vermocht hätte.

Die hohe Kunst der Dichterin entfaltet das Seelenproblem nach allen Seiten, immer in gleicher Schönheit. Sie versteht es, unsere Sympathien, unsere Wünsche zugleich mit allen drei Beteiligten gehn zu lassen.

Es werden starke, reiche Töne angeschlagen, heiß und leidenschaftlich wird der Kampf. Peregrinas Liebe, ihre Zusammengehörigkeit mit diesem Mann ihrer innersten Natur nach, sein Flehen und sein Leiden, das Flehen seines Weibes, das ihn sonst ganz verliert, alles scheint Peregrina dahin zu drängen, einzuwilligen.

Sie aber flieht.

Ihr Leben wird ein geängstigtes Fliehen vor dem, was ihr Glück und ihre Sehnsucht ist.

Endlich kommt der Erlöser, der Tod. Als sie aber im Kampf mit ihm, da sie ihn noch nicht erkennt, da er furchtbar und drohend über ihr schattet, in Fieberangst ruft: „Willst du mich ersticken, willst du mich mit meinen schwarzen Sünden ersticken?" lächelt der Schatten: „Deine schwarzen Sünden gelten federleicht gegen deine eine weiße Sünde." Und sie gibt ihm recht: „Ich ließ ihn allein, ihn, den ich liebte." „Du ließest ihn allein, ihn, den du liebtest! Du nahmst ihm alle Rosen und allen Glauben an Freude und Größe." Da will sie ihm Rosen schicken und einen Brief, ganz rot geschrieben — und stirbt.

Und wir haben das Gefühl: ja, dies allein ist die Lösung. Für dies Problem, unter dem in unserer Zeit manche zarte und vornehme Natur zittert, ist dies allein die Lösung: Sie willigt nicht ein, aber sie empfindet es als Sünde, daß sie es nicht tut. Sie empfindet es im Tode als Sünde, und bliebe sie leben, sie täte es dennoch nicht. Das ist kein Konflikt der Menschheit, der zu restlosem Aufgehen gelöst werden kann. Es ist ein Konflikt, über den die Menschheit hinauswachsen muß: Naturen mit so stark individuellem Leben, so unerbittlich individuellem Liebesbedürfnis wie dieser Mann werden einst nicht mehr die Möglichkeit haben, sich im Irr-

tum an eine innerlich so fremde Natur zu binden. Freie Liebe hilft da nicht. Leiden, in denen die Menschheit Erfahrungen macht, erziehen.

Eine tiefe Poesie geht durch das ganze Buch. Wunderbar schön ist Peregrinas Tod, nachdem sie den Erlöser erkannt, und er die Geige nimmt und spielt.

Nie wird es recht gesagt, daß Peregrina eine Dichterin ist; aber immerfort empfinden wir es. — Das Buch ist nicht leicht zu lesen. Es ist eins von denen, die genau gekannt sein wollen, die einem freund werden wollen. Beim zweiten Lesen genießt man es noch sehr viel mehr, und jedesmal enthüllt es reichere Schönheiten.

Gertrud Prellwitz.

Maurice Maeterlinck, Der doppelte Garten. Eugen Diederichs, Leipzig 1904. Preis 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Eine Sammlung von Essays, welche Beobachtungen der Wirklichkeit und philosophische Gedanken über das Wesen der Dinge enthalten. Das Wertvollste darin gibt uns der Dichter, wenn er den Blick auf bestimmte abgegrenzte Gebiete der Wirklichkeit richtet, und uns seine Beobachtungen kund tut. Sie sind neu, treffend und außerordentlich interessant. Was er, der Verfasser der „Bienen", da über die Psychologie des Hundes, über das Leben der Feldblumen, der Chrysanthemen zu sagen weiß, ist überaus feinsinnig. Wie er seine Beobachtungen während einer Automobilfahrt schildert, ist geradezu glänzend. Wieviel neue Poesie offenbart sich ihm! Und welch ein Stil: welch eine Fülle von Farbe und Leben! Wahrlich, ein großer Dichter. Er schmückt seinen Stil mit den Farben der Mystik; er umhüllt auch das Einfache mit dem würzenden Geheimnisduft, mit dem Wunderschimmer aus den Tiefen des Unbegreiflichen. Aber freilich wirkt die Mystik oft bei ihm tatsächlich nur wie ein Schmuck der Sprache, wohl gar wie ein Kokettieren des Stils. Das kommt daher, daß er wohl die Anschauungen der Mystiker mit Sorgfalt und großem Fleiß studiert, und sein Denken und seine Ausdrucksweise daran gebildet, dadurch bereichert hat, selber aber das mystische Erleben nicht in sich trägt. Jenes Erleben, welches dem Mystiker die eigentliche Wirklichkeit ist: daß alle Dinge ihm lebendig sind — nicht etwa wie naive Menschen, Kinder und Dichter wohl menschenähnliches Leben einfach in alles hineinschauen, sondern in einer wundersam menschenfremden eigenen Weise, die von dem Geheimnis des großen Lebenszusammenhanges weiß, dem auch der Mensch, der seltsam Verirrte, der durch seine Sinne und seinen Verstand hinausläuft in die Einzelheit, im tiefsten Grunde zugehörig ist. Der Mystiker empfängt Grüße und Rufe aus einer inneren Heimat, findet den Weg dorthin, und weiß: der Urgrund der Welt ist Ordnung, Harmonie, Freude — und weiß zugleich, daß es ihm gänzlich unmöglich sein wird, das, was er schaute, im Bereich des Verstandes restlos in Begriffe zu fassen, oder in

Worten zu erschöpfen. Er kennt den Wert des Schauens im Gegensatz zum Denken. Sein Verhältnis zum Urgrund ist das der Ehrfurcht, der religiösen Hingabe. — Wenn Maeterlinck anfängt zu philosophieren, führt er uns immer sofort in eine gewisse Tiefe. „Die großen Straßen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen," tut er auf. Aber wo es darauf eigentlich interessant zu werden anhebt, biegt er ab! Da weht uns auf einmal ein kalter Pessimismus an, da kommen auf einmal materialistische Vorstellungen, da wird die Welt ganz eng und dürftig, da redet er von den „unbarmherzigen, alles gleich machenden Gesetzen des gleichgültigen Planeten, den wir alle infolge einer Art von zerstreuter Duldsamkeit jener Gesetze bewohnen"; verächtliches Verneinen wird seine Grundstimmung, das ungeheure Leben ist ihm blind und „hat den recht seltsamen Einfall gehabt, in uns eine Art von Selbstbewußtsein zu gewinnen"; da redet er abwehrend von dem „grandiosen aber unbeweisbaren" Rätsel der immanenten Gerechtigkeit, da erwartet er von den Errungenschaften des menschlichen Verstandes, von den Entdeckungen der Wissenschaft, die einen bisher dunklen Punkt nach dem andern erhellen, daß sie die moderne Menschheit entschädigen für den Verlust jeder Religion, jeder Ehrfurcht. Und das alles noch immer im mystischen Seherton, und ehrliche Menschen halten ihn daraufhin für einen echten Propheten.

Aber selbst wo es sich um reine Beobachtung handelt, stoßen wir auf eine gewisse Oberflächlichkeit. In dem trefflichen Aufsatz: Beim Tode eines jungen Hundes, nachdem er ausgeführt, wie das junge Tier sich seine Bewußtseinswelt erobert hat: „es galt für ihn also die Erde zu erforschen, die sich aufkratzen und aufwühlen läßt und bisweilen erstaunliche Dinge birgt; es galt den Himmel, der keine Bedeutung hat, weil nichts an ihm eßbar ist, mit einem einzigen Blick abzutun", nachdem wir uns durch ihn in unserem Verständnis nicht nur für den Hund, sondern für die Tierseele überhaupt bereichert glauben, findet sich plötzlich die wunderliche Wendung, daß nur der Hund sich dem Menschen verbündet habe, auf diesem „Planeten des Zufalls", alle andern Tiere seien in den undurchdringlichen Scheidewänden geblieben, die den Arten gezogen sind: und nun werden sie aufgezählt, die Arten, in ihrem Verhältnis zum Menschen. „Das scheue, ängstliche Pferd gehorcht nur dem Schmerz nnd schließt sich an nichts an." Man merkt, daß Maeterlinck nicht reitet! und so redet er auch von Rind, Huhn, Katze, Lamm in einer Weise, daß jedes Kind sich wundern müßte über solche Unkenntnis von Huhn, Katze und Lamm. Da sehen wir ein rhetorisches Bedürfnis nach starkem Gegensatz mit dem glänzenden Schriftsteller durchgehen. Aber es gibt auch Stellen, die uns fürchten lassen, daß Maeterlinck überhaupt mit seinen Gedanken nicht immer redlich umgeht, daß er sich von dem glänzenden Fluß seiner Rhetorik davontragen läßt. So in dem Aufsatz über das moderne Drama. Er zeichnet da (in dem etwas eitlen Ton der Ehrfurchtslosigkeit, in dem sonst wohl irreligiöse Menschen sprechen) eine höchst armselige Welt. Die äußere Poesie früherer

Zeiten ist dahin. Der Gottesglaube, der einst dem Drama Größe gab, ist dahin. „Freilich bleibt uns ein furchtbares Unbekanntes, aber dieses ist ja wechselnd, so launisch, so ungewiß, so willkürlich und so anfechtbar, sobald man es näher zu bestimmen sucht, daß es ebenso gefährlich ist, es zu beschwören, wie schwierig, sich seiner in ehrlicher Weise zu bedienen." Das moderne Drama hat daher den Weg der Verinnerlichung beschritten und die Beschäftigung mit psychologischen Problemen gewählt. Nun aber wird Handlung die unverbrüchlichste Forderung des Theaters bleiben. „Vor allem laßt genug geschehen," denn die menschliche Seele „besitzt unleugbar ein besonderes — freilich primitives und kaum zu vervollkommnendes — Organ zu herdenmäßigem Denken, Genießen und Sichaufregen". Der Begriff der Handlung im menschlichen Bewußtsein aber entsteht aus dem Konflikt einer Leidenschaft mit dem Moralgesetz, einer Pflicht. So lebt denn das ganze moderne Theater von der Erörterung von Moralproblemen und den mehr als überflüssigen Antworten, die man darauf gibt. Je klarer aber das Bewußtsein des Menschen wird, desto konfliktloser wird es. Hier findet man keine Vorurteile mehr, die Tränen fordern, und sieht keine Gerechtigkeit mehr, die das Unglück will. Kurz, für die Menschen wird das Leben undramatisch. Woher also sollten Dramen kommen? Das sind Erwägungen, die man wohl auch sonst hört von geistvollen Menschen, die sich nicht recht vorstellen können, wie Dramen werden. „Wo in dem Bewußtsein eines Menschen die Sonne aufging, wird nur noch eine Pflicht sichtbar sein, und diese Pflicht ist die, so wenig Böses und so viel Gutes zu tun wie man vermag, und seinen Nächsten zu lieben, wie man sich selbst liebt; und aus dieser Pflicht entstehen keine Tragödien mehr." Maeterlinck aber ist Dramatiker! Er hofft auf das neue Drama „des Friedens und des Glückes, der Schönheit ohne Tränen". Also auf das Lustspiel hofft er? Darauf hoffen wir heute alle. Aber nein! Er verkündigt im Seherton einen ganz neuen Abschnitt im Leben und auf der Bühne, — wenn der getan sein werde, dann werde das neue Drama des Friedens (wohlverstanden: mit Handlung! denn „Handlung wird die unverbrüchlichste Forderung des Theaters bleiben") geboren sein. Worin besteht dieser Abschnitt?

„Inzwischen", sagt er, „wird die große Pflicht der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit alle andern Pflichten bei den Menschen verdrängen. Und vielleicht wird aus dem Kampfe dieser Pflicht gegen unsere Selbstsucht und Unwissenheit das wirkliche Drama unseres Jahrhunderts entstehen. Ist dieser Schritt aber — im wirklichen Leben wie auf der Bühne — einmal getan, so wird es vielleicht erlaubt sein, von einem neuen Theater zu sprechen, einem Theater des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen." Diese ganze tönende Phrase ist hohl. Soll von dem Kampf zwischen Gerechtigkeit und Selbstsucht in des Helden Brust die Rede sein? Das wäre nicht neu; ja, einen Menschen mit so ärmlichen und kleinlichen Konflikten brauchen wir uns als Dramenhelden kaum noch

gefallen zu lassen. Handelt es sich aber um den Kampf der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit eines reinen Menschen, in dessen Brust sie widerstandslos herrschen und der sie hinauswirken lassen will, die Menschheit damit zu erlösen, — handelt es sich um ihren Kampf mit der Selbstsucht und Unwissenheit der andern, der niederen und kleinen — so ergäbe das in gewissem Sinne ein neues Drama. Ein Drama ohne Schuld; allein mit der Tragik der Größe, die ihrer Weltepoche vorausläuft, der schicksalvollen Tragik der Reinheit, die wie ein Licht in der Finsternis scheint, und im äußeren Unterliegen innerlich siegt, und sie alle zu sich hinanhebt. Aber wird das Schönheit ohne Tränen? Wird das Friede? Im Leben ist dieser Schritt längst getan. Vor zweitausend Jahren schon — es war die allergewaltigste Tragödie! — seither sind tausende ihrem Meister gefolgt. Hat ein Dichter heute die Kraft, solchen Konflikt auf die Bühne zu bringen, — es wird immer wieder eine Tragödie werden! Also woher das neue Theater des Kampfes der Gerechtigkeit mit der Selbstsucht, ein „Theater des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen?" Maeterlinck, den so viele suchende Menschen als ihren Führer verehren, sollte nicht Dinge sagen, die tiefsinnig klingen und nichts enthalten.

Gertrud Prellwitz.

Das Zauberpferd. Ein sibirisches Märchen in Versen von Gregor von Glasenapp. Nach dem Russischen des Peter Jerschow. Zweite Ausgabe, vermehrt durch eine Studie über die Geschichte und Wanderung dieses Märchens. E. Piersons Verlag (R. Lincke, K. K. Hofbuchhändler). Dresden 1905.

Das echte Märchen entstammt der schöpferischen Phantasie eines Volkes das deutsche Märchen ist naiv, treuherzig und sinnig, das orientalische farbenreich und phantastisch, und auch jedes andere hat etwas von dem Erdgeruch des Landes an sich, in dem es entstanden ist, ohne daß man weiß, wann und von wem. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene in denen noch ein Stückchen Kindersinn lebendig geblieben ist, freuen sich an seiner verzauberten Natur, seinen sprechenden Tieren, seinen holden Prinzessinnen, erlösten Prinzen und bestraften Stiefmüttern, und ernste Forscher, die den dichterischen Kräften nachspüren, die schon in der Urzeit eines Volkes lebendig gewesen sind und es getrieben haben, das Weben und Walten der Natur ahnungsvoll zu Göttersagen zu gestalten, aus deren Auflösung schließlich das Märchen geboren wurde, machen es zum Gegenstande ihrer Studien. Neu erfundene Märchen, wenn sie nicht an einen alten aus dem Volke stammenden Stoff anknüpfen, vermögen selten zu fesseln. Ob das sibirische Märchen „Das Zauberpferd" dazu imstande sein wird? Es ist sehr zu bezweifeln. Aus dem Vorwort des Uebersetzers erfahren wir, daß es das jugendliche und einzige Werk des Dichters ist „dessen früh erwachte Leier in den Eisfeldern Sibiriens bald nachher für

immer eingefroren ist", (im Jahre 1815 in Sibirien geboren, starb er im 54. Lebensjahre als Direktor des Gymnasiums zu Tobolsk) und daß es in Rußland von Anfang an vielen Beifall gefunden hat und bis in die neueste Zeit immer wieder gedruckt worden ist, obgleich ein namhafter russischer Kritiker aus des Dichters Zeit, Bilinski, keinen rechten Gefallen daran gefunden und gesagt hat: „Es sind wohl russische Verse, aber es ist kein russischer Geist darin." Auch der Uebersetzer gibt zu, daß es keine Elemente aus dem Märchen- und Sagenschatz der sibirisch-russischen Völkerschaften enthält, und weist mit ebenso viel Fleiß wie Scharfsinn nach, daß seine Hauptzüge teils einem Märchen des italienischen Dichters Straparola aus dem 14. Jahrhundert, teils einem andern, Giambattista Basile, aus dem 17. Jahrhundert entlehnt sind, und zwar nicht direkt, sondern indirekt, nämlich einer späteren französischen Bearbeitung derselben. Welchen Wert aber hat es unter diesen Umständen für uns Deutsche, die es doch nur interessieren könnte, wenn es uns einen Einblick in die russische Volksseele gewährte, die wir noch immer so wenig kennen? Für diesen Mangel könnte uns auch eine „liebevolle Naturschilderung und eine feine Kennzeichnung der Persönlichkeiten in konsequenter Durchführung" nicht entschädigen, wenn außer dem Uebersetzer auch noch andere sie zu finden vermöchten, was aber wohl kaum der Fall sein wird; denn dies sind Vorzüge, die ein Märchen nicht brauchte. Es folgt dem freien Flug der dichterischen Phantasie, die an keine Schranken der Realität gebunden ist, und kann auf Naturschilderung und konsequente Durchführung von Persönlichkeiten durchaus verzichten. Die Versform, die der Uebersetzer, vermutlich im Anschluß an das Original gewählt hat, ist die der vierfüßigen Trochäen, von denen 88 Seiten zu lesen auch für einen begeisterten Freund dieses Versmaßes eine harte Zumutung ist, selbst wenn ihm die ungeschickten Reime, deren sehr viele darin vorkommen, nicht auf die Nerven fallen. M. F.

Gluck in Versailles. Nanon. Zwei Novellen von Adolf Stern. Mit einer biographischen Einleitung von Friedrich Berndt. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun.

Noch immer begegnet man auch in literarisch gebildeten Kreisen der Tatsache, daß Adolf Stern zwar als feinsinniger Literaturhistoriker sehr geschätzt wird, daß aber wenige seine Romane und Novellen gelesen haben oder ihn als Lyriker kennen, dem ein Gott gegeben, seines Lebens Liebe und Leid in Versen auszuströmen, die wegen der Innigkeit ihrer Empfindung der Schönheit und Schlichtheit ihres Ausdrucks zu den Perlen deutscher Dichtung gehören. Wenn trotz der Ungunst der Zeit, die mehr Interesse für soziale und politische Fragen und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen als für Poesie hat, seine Gedichte jetzt schon mehrere Auflagen erlebt haben, auch seine Romane, besonders die „Idealisten" und „Die

letzten Humanisten" mehr und mehr bewundernde Leser finden, und eine Anzahl seiner Novellen in der Reclamschen Universal-Bibliothek gedruckt und dadurch der Menge zugänglich gemacht wird, so ist das ein tröstlicher Beweis, daß schließlich das Echte der Nachwelt doch unverloren bleibt. Goethe sagt: „Wer beim Arbeiten nicht schon seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel daran." Auch Adolf Stern wäre übel daran gewesen, wenn die Freude des Schaffens ihn nicht dafür entschädigt hätte, daß seine Schöpfungen so geringen Widerhall bei seinen Zeitgenossen weckten. Jedenfalls machte ihn die spärliche Anerkennung, die ihm zu teil wurde, niemals irre an sich selbst und erschütterte nicht seinen Glauben, daß „sein Name nicht untergehen werde im Gewühl der gottverlorenen Nichtigkeit". Die Novelle „Gluck in Versailles" lehrt uns die Zustände kennen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der französischen Gesellschaft herrschten, Nanon versetzt uns nach Nancy zur Zeit der großen Revolution. Beide erzählen keine geschichtlich beglaubigten Tatsachen, lassen uns aber die bewegenden Mächte ihrer Zeit deutlich erkennen und führen uns Gestalten und Ereignisse vor, die erfunden und doch von überzeugender Wahrheit sind. Von der Exposition bis zum Schluß geht die Handlung rasch und lebendig ihrem Ziel entgegen, die Charakterschilderung der einzelnen Personen ist klar und durchsichtig und die Sprache von wohltuender Natürlichkeit und Schlichtheit, ohne jemals trivial zu werden. Besonders anziehend sind die Heldinnen der beiden Novellen Madeleine de la Ponette und Nanon Desbrosses, die ohne alles schönfärbende Idealisieren Ideale anmutiger Weiblichkeit sind, innig und stark in Empfindung, einsichtig und tatkräftig in Stunden der Gefahr. Adolf Stern verdient einen Ehrenplatz in jeder deutschen Novellensammlung. M. F.

Max Treu. Das ewige Gericht. Geschichte eines Menschen. Umschlagszeichnung von Professor Ludwig Manzel. Kahlenberg u. Günther. Berlin-Gr.-Lichterfelde.

„Das ewige Gericht" ist ein gutgemeintes Buch mit einer sozialreformatorischen Tendenz. Es will durch die Geschichte eines Menschen die Härte und Grausamkeit bekämpfen, mit der einmal Bestrafte, wenn sie, der Freiheit zurückgegeben, rechtschaffen sein und arbeiten wollen, von den bürgerlich Gerechten zurückgewiesen werden, die dadurch das Gericht, das sie doch nur auf eine bestimmte Zeit aus der Gesellschaft ausschloß, zu einem ewigen machen und die Unglücklichen zur Verzweiflung treiben Wenn Tendenzromane immer nur durch „eine leicht angelehnte Tür von der polemischen Prosa getrennt sind," so hat der Verfasser des ewigen Gerichts diese Tür bedenklich weit durchschritten und ist tief hineingedrungen in das Gebiet der Abhandlung, ja, stellenweise sogar in das des Pasquills. Ueberall drängt sich der reformatorische Gedanke mit einer solchen Absichtlichkeit in den Vordergrund, daß von einem ästhetischen Genuß

nicht die Rede sein könnte, auch wenn der Charakter der darin auftretenden Personen psychologisch vertiefter und die Handlung, besonders zum Schluß hin, besser erfunden wäre. Man kann nur bedauern, daß der Verfasser seinen Stoff nicht lieber zu Flugblättern und Zeitungsartikeln verarbeitet hat, anstatt zu einem Lebensbilde, das doch ein Kunstprodukt sein soll.

Gustav Flaubert. Die Versuchung des heiligen Antonius. Deutsche Uebertragung von Felix Paul Greve. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westf.

Dieser Roman ist vor Jahrzehnten erschienen und sofort ins Deutsche übersetzt worden. Sein literarischer Wert steht längst fest. Französische und deutsche Kritiker haben seine Vorzüge und seine Fehler von allen Seiten beleuchtet, und jeder Gebildete, der ihn hat kennen wollen, kennt ihn; ein Buch für jedermann aus dem Volk war er nie. In Frankreich wird er nur noch von literarischen Feinschmeckern gelesen und kann eigentlich auch nur von solchen gewürdigt werden; in Deutschland, dessen Büchermarkt täglich mit neuen Büchern förmlich überflutet wird, nimmt ihn wohl kaum jemand zur Hand, der ihn nicht französisch lesen kann. Was in aller Welt kann eine neue Verdeutschung veranlaßt haben? Verleger und Uebersetzer werden es ja wissen, andere Sterbliche aber kaum ergründen. Daß es sich als eine verlorene Liebesmüh erweisen wird, ist so gut wie sicher.

Heinrich Vierordt. Ausgewählte Dichtungen. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters von Heinrich Lilienfein. Erste und zweite Auflage. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Nicht immer läßt sich auf dem Gebiete der Lyrik der wirkliche Dichter leicht von dem fein empfindenden Dilettanten unterscheiden, der ein gebildetes Sprachgefühl und eine glückliche Gestaltungskraft besitzt; aber wahre Bildung muß diese Urteilsfähigkeit haben, und es ist ein Beweis für deren geringe Verbreitung, wenn ein Dichter wie Heinrich Vierordt jahrelang fast ganz unbeachtet bleibt, während so manches Goldschnittbändchen mit Reimereien von der Liebe Lust und Leid, so mancher sogenannte Volksdichter, der mehr brave Gesinnung als dichterische Begabung hat, so manche, was noch weit schlimmer ist, Dirnenlyrik neue Auflagen erlebt und geschäftliche Triumphe feiert. Aus dem von Ludwig Fulda geschriebenen Vorwort zu den „Ausgewählten Gedichten“ erfahren wir, daß der Dichter anläßlich der Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres den Freunden seiner Art und Kunst hat einen gedrängten Ueberblick bieten wollen über seine zwar noch nicht abgeschlossene, aber doch als ein Ganzes

und Zusammenhängendes empfundene Lebensernte. Möchte nun wenigstens dieser Band einen weithin tönenden Widerhall erwecken und ihm so den Lohn einbringen, nach dem ein echter Künstler sich am meisten sehnt. Gleich das erste Gedicht „Jugendzeit" ist von solcher Lebensfreudigkeit und solchem rhythmischen Schwunge, daß es schwer zu verstehen ist, wie unsre Liederkomponisten es bisher haben übersehen können; liest man es laut. fühlt man, daß es eigentlich gesungen werden müßte. Unangekränkelt von der Sucht auf alle Fälle originell zu sein, wandelt er in denselben Bahnen, die unsre großen Lyriker gewandelt sind, bevor das hypermoderne reimlose — wohl besser ungereimte — Lallen und Stammeln unklarer und unsagbarer Empfindungen für Poesie ausgegeben wurde: er singt von der Schönheit wie von der Furchtbarkeit der Natur, von der Farbenpracht des Südens wie von der Heimlichkeit des deutschen Waldes, von Lenz und Liebe, von Treu und Heiligkeit, er vergönnt uns manchen heiteren und manchen ernsten Einblick in sein persönliches Leben und die Innigkeit seines Familienglücks, und immer weiß er den Stimmungsgehalt des Augenblicks auszuschöpfen und in eine edle Sprache zu kleiden. Auch Sage und Geschichte haben ihm den Stoff zu manchem tief empfundenen Gedichte geboten. Wer seinem Entwicklungsgange nachspüren und ihn noch intimer kennen lernen möchte, als es die beschränkte Zahl der ausgewählten Gedichte ermöglicht, der sei hingewiesen auf das in demselben Verlag erschienene Buch „Heinrich Vierordt, das Profil eines deutschen Dichters" von Heinrich Lilienfein. Die Vertiefung in Vierordts Schaffen hat ihn mit wärmstem Dank gegen den Dichter erfüllt, der es nach seiner Ansicht wie wenige versteht, „Sinne und Seele zur Schönheit zu erziehen", und er würde glauben, seine Aufgabe gelöst zu haben, wenn es ihm gelungen wäre, „dies Dankgefühl auch dem Leser mitzuteilen". Hoffen wir, daß ihm dies gelingt. M. F.

Erich Lilienthal. Peter Schüler. Eine Tragi-Groteske. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1905.

Der vorliegende Roman erzählt uns die Entwicklungsgeschichte eines Unglücklichen, der nichts wird, weil er nichts kann, und schließlich elend zu Grunde geht. Einige nennen ihn „ein großes, leuchtendes Kulturbild aus der Gegenwart, ein Stück Menschheits- und Leidensgeschichte unserer Zeit", andre „das Werk eines echten Dichters, das leben wird". Johannes Schlaf sagt, daß er zu den allerbesten naturalistischen Romanen gehört, die in Deutschland bisher geschrieben worden sind, und erklärt es für ein „großes und tiefergreifendes, mächtiges Stück Leben". Ich habe mit heißem Bemühen die Vorzüge zu entdecken gesucht, die solche Urteile rechtfertigen, aber vergeblich. Er versetzt uns in eine jener Mietskasernen im Süden oder Osten Berlins, in denen das anständige Kleinbürgertum dicht neben Liederlichkeit und Verworfenheit wohnt und führt uns Gestalten vor, deren Ge-

mütsarmut, Unbildung und Rohheit nur abstoßend wirken, da ihre Darstellung gänzlich jenes Reizes entbehrt, die eine Beleuchtung von innen heraus, ein warmer Hauch von Humanität und Humor ihnen verleihen würde. Daß man auch in Geschichten, die sich in den Häuserlabyrinthen des Proletariats abspielen, nicht in die niederdrückendste Prosa zu versinken braucht, hat Wilhelm Rabe in vielen seiner Romane — man denke nur an sein „Altes Eisen" — bewiesen, in denen er diese Klippe stets glücklich umschifft und uns außerdem nie den Glauben nimmt an eine fortschreitende Entwicklung der Menschheit, und die wir daher nie ohne die freudige Bereitwilligkeit aus der Hand legen, an diesem Fortschritt mit allen unseren Kräften mitzuwirken. — Peter Schüler ist das einzige Kind einer Witwe, die von ihrem Manne, dem Besitzer eines Begräbnisbureaus, ein ganz hübsches Vermögen geerbt hat. Sie hätte die Mittel, ihm zuweilen einen Naturgenuß durch einen Ausflug aufs Land zu verschaffen, ihm Altersgenossen einzuladen, aber sie ist nur aufs Sparen und die Aufrechterhaltung eines gewissen äußeren Anstandes bedacht; er darf nicht einmal draußen spielen, weil er dabei seinen Anzug beschmutzen oder zerreißen könnte. Sie singt ihm keine Lieder, erzählt ihm nie ein Märchen — „wozu die Kinder mit dem quatschigen Zeug vollstopfen?" —, sie zündet ihm sehr bald keinen Weihnachtsbaum mehr an, „weil er zu groß dazu ist und es die Schmutzerei nicht lohnt, wenn die Nadeln abfallen", und begnügt sich damit, ihm eine Schüssel mit Pfefferkuchen und Aepfeln und graue Trikotunterhosen zu schenken. Er ist nicht unbegabt und entschädigt sich durch phantastische Träumereien für die Entbehrungen seines freudlosen Lebens. Als er sich als Gymnasiast in den höheren Klassen von der Bevormundung seiner Mutter emanzipiert, vergiftet die unheilvolle Großstadtluft seine Phantasie und sein Gemüt, und als er später auf jeden bürgerlichen Beruf verzichtet, weil er sich für einen Dichter hält, läßt ihn das Kaffeehausleben nicht zum Arbeiten kommen und macht ihn außerdem mit lauter hypermodernen Schwächlingen bekannt, bei denen Wollen und Können in demselben Mißverhältnis steht wie bei ihm. Er will immer etwas noch nie Dagewesenes schaffen, die Welt durch eine großartige Leistung in Erstaunen setzen, und er hat nicht die Kraft dazu. An diesem Widerspruch geht er schließlich zu Grunde und verfällt dem Wahnsinn. — Es ist gewiß nicht leicht, ein solches Menschenleben und den engen Kreis, in dem es sich abspielt, so darzustellen, daß es unsrer Phantasie lebendige Bilder gibt und in unserm Herzen eine warme Teilnahme erweckt. Wer es unternimmt, darf nicht ein bloßer Anatom der menschlichen Seele sein. In den sozialen Erscheinungen, die er uns vorführt, müssen wir den Atem der Gegenwart spüren; seine Menschen müssen andre Empfindungen und Gedanken in uns auslösen als Widerwille oder Zweifel. Diesen Anforderungen entspricht der Roman nicht in dem Maße, wie er müßte, um so epochemachend zu sein, wie seine Be-

wunderer ihn hinstellen. Daß dem Verfasser die Anerkennung nicht zu versagen ist, manche Seiten des Berlinertums richtig beobachtet und in einigen seiner Typen Menschen von Fleisch und Blut mit greifbarer Deutlichkeit hingestellt zu haben, soll gern zugegeben werden; aber sollte sein Roman, den er selbst eine Tragi-Groteske nennt, nicht trotzdem mehr grotesk als tragisch sein? Jedenfalls ist er reich an grotesken Stilblüten. Daß Großstädter Stickstofffresser und Berliner als Badegäste Schmutzflecken in der Landschaft genannt werden; daß die Anwesenheit eines Mannes mit weißen Haaren den Helden hindert, sich vor einem ehemaligen Schulfreunde „bis auf die Unterhosen der Gefühle auszuziehen“; daß bei einem Hochzeitsfeste der junge Ehemann „fettig lacht und seine Tatzen um sein geliebtes Weib legt“, ist sogar wohl mehr als grotesk.

Marie Fuhrmann.

Politische Korrespondenz.

Die russische Revolution.

Der erste Versuch, in diesem Sommer die alte Zarische Autokratie mit den stürmischen Volksforderungen, dem Ruf nach Freiheit und Verfassung auszugleichen, ist von uns charakterisiert worden durch den Vergleich mit der englischen Verfassung, wie sie sich nach der Magna Charta im Mittelalter entwickelte und bis zur großen Revolution von 1640 bestand. Trotz der parlamentarischen Formen war das Königtum in dieser Zeit fast allmächtig und oft, wie namentlich unter Heinrich VIII. und seinen Töchtern Maria und Elisabeth, im furchtbarsten Sinne des Wortes despotisch. Die beiden Häuser des Parlaments dienten wesentlich als Forum, um Mißbräuche der Verwaltung zur Sprache zu bringen und dadurch Abhilfe zu schaffen. Die Einschränkung der königlichen Gewalt fand nur insofern statt, als die Könige sich genötigt sahen, auf die Stimmungen im Parlamente mehr oder weniger Rücksicht zu nehmen. Wie gering aber schließlich der Einfluß namentlich des Unterhauses war, erhellt am besten daraus, daß es nicht einmal vermochte, die fürchterlichsten Bürgerkriege zu verhindern, als in der Dynastie der Streit entstand, ob die weibliche oder die männliche Erbfolge (weiße oder rote Rose) die Vorhand habe. Von einer Bürgschaft der persönlichen Freiheit, wie wir sie heute verstehen, Religions-, Preß-, Versammlungsfreiheit, Redefreiheit war nicht die Rede. So ungefähr hätte auch das russische Verfassungsleben ausgesehen, wenn die erste zarische Verheißung, der Bulyginsche Plan durchgeführt worden wäre, mit dem einzigen Unterschied, daß die Religionsfreiheit, die schon vorher verkündigt worden war, damit verbunden sein sollte. Aber das russische Volk fand, daß diese Verfassung einen Stein biete statt des Brotes, und erhob sich in der zweiten Hälfte Oktobers dagegen in der neuen Form der Revolution, dem allgemeinen Streik. Nicht bloß die Fabriken und Werkstätten, nicht bloß die Eisenbahnen, sondern auch die Banken, die Rechtsanwälte, die Apotheken, die Schulen stellten ihre Tätigkeit ein. Der Massenstreik, den unsere Sozialdemokraten in Jena debattiert haben, und der ziemlich in der ganzen Welt bisher als eine Utopie angesehen wurde, ist in Rußland zur Tatsache geworden, und der Zar hat sich dadurch so weit einschüchtern lassen, daß er (30. Oktober) ein neues

Verfassungsversprechen verkündigt hat, in dem nunmehr die bürgerlichen Freiheiten, Unverletzlichkeit der Person, Freiheit des Wortes, der Versammlungen und der Vereinigungen fest zugesagt, der zukünftigen Duma die Mitbestimmung bei den Gesetzen und den Finanzen zugesichert und eine Erweiterung des Wahlrechts, das bisher ständisch zugeschnitten war, in der Richtung auf das allgemeine Wahlrecht in Aussicht genommen ist. Mit der Proklamation dieser neuen Verfassung zugleich wurde Graf Witte zum Ministerpräsidenten im Sinne eines konstitutionellen leitenden Staatsmannes ernannt.

Mit dieser Wendung hätten ja nun die russischen Liberalen, was die Prinzipien betrifft, zufrieden sein können und daran, daß Graf Witte ehrlich bestrebt sein würde, sie praktisch zur Ausführung zu bringen, konnte man verständigerweise nicht wohl zweifeln. Denn da er selber durch seinen Einfluß die Wendung herbeigeführt, so war die neue Epoche unlöslich mit seinem Namen verknüpft, sein persönlicher Ehrgeiz, seine historische Stellung kann gar nichts anderes verlangen und wollen, als die neue Politik glücklich zum Ziele zu führen, und auch seine Vergangenheit bürgt dafür, daß nichts in seinem Charakter oder seinen Ueberzeugungen liegt, was einer Arbeit in der neuen Richtung entgegenstünde.

Trotzdem ist keineswegs sofort eine Beruhigung eingetreten. Einmal waren in der Menge, die die revolutionäre Streikbewegung getragen hatte, viele Elemente, die mit den Zusagen nicht zufrieden waren und auch durch keinerlei Zusagen befriedigt werden können, nämlich die sozialdemokratischen, die sich mit dem Zarentum nicht ausgleichen wollen, sondern es abschaffen, die weiter und weiter kämpfen wollen, bis sie die demokratische Republik erreicht haben. Sehr stark werden diese Elemente nun schließlich in Rußland doch nicht sein, aber sie treffen mit den Konstitutionellliberalen in dem Punkt zusammen, daß diese wohl mit den sachlichen Zusagen zufrieden sind, aber Bürgschaften verlangen für die Dauer und für die Durchführung. Wer steht denn dafür, daß, wenn ruhigere Zeiten eingetreten sind, der Zar nicht die Versprechungen als unausführbar und dem wahren russischen Geist und Staatsinteresse widersprechend zurücknimmt, oder wenigstens sie so auslegt, daß sehr wenig davon übrig bleibt? Jetzt ist der Augenblick, so denkt man, wo die verfassungsmäßige Freiheit nicht nur errungen werden konnte, sondern auch gesichert werden kann: Die einzuberufende Duma muß deshalb nicht nur nach der neuen Verfassung arbeiten, sondern sie erst festsetzen: sie muß den Charakter einer konstituierenden Versammlung haben. Daß dieser Gedanke nicht so ganz unberechtigt ist, kann uns ein Blick auf unsere eigene Entwicklung lehren; auch die Verfassung des Norddeutschen Bundes und heute des Deutschen Reiches ist nicht von den Regierungen verliehen, sondern mit einem konstituierenden Reichstag vereinbart worden.

Können aber noch so sorgfältig ausgeklügelte Bestimmungen einer Verfassung überhaupt die Freiheit verbürgen? Solange der Zar Zar ist,

hat er auch die Verfügung über das Beamtentum und die Armee; die Besorgnis, daß gegenüber diesen beiden gewaltigen Machtfaktoren Verfassung und Duma, mögen sie gestaltet sein, wie sie wollen, in Rußland immer nur ein geringes Gewicht haben werden, ist doch wohl nicht so ganz abzuweisen.

So war die Aufnahme der Witteschen Verfassungs-Proklamation vom 30. Oktober in Rußland zwar nicht unfreundlich, genügte aber doch nicht, um sofort eine allgemeine Beruhigung herbeizuführen und das Volk, die öffentliche Meinung um den neuen Minister zu sammeln. Vielmehr etwas ganz anderes trat ein.

Zur sicheren Beurteilung des heutigen Zustandes in Rußland fehlt uns ein sehr wichtiges Moment, nämlich die Antwort auf die Frage: weshalb hat eigentlich Nikolaus II. der Streik-Bewegung nachgegeben und seinem Volk die moderne europäische Konstitution versprochen? Warum hat man nicht die Straßen-Bewegungen, die schließlich nicht so sehr bedeutend waren, mit Gewalt niedergeschlagen und den Streik, der sich doch endlich selbst aushungert, abtoben lassen, um dann, wenn man es denn wollte, in unerschütterter Autorität aus freien Stücken die Verfassung zu proklamieren? Es wäre für die Zukunft des Zarismus doch von sehr großer Bedeutung gewesen, wenn man nicht inmitten einer revolutionären Bewegung, offensichtlich aus bloßer Angst, das Versprechen gab, sondern ungezwungen aus freier Einsicht in die politische Notwendigkeit! Die nächste Antwort lautet natürlich: man hat die Armee nicht mehr in der Hand; man hat die Truppen auf die Probe neuer Straßenkämpfe nicht stellen wollen; die Disziplin ist gelockert, auch das Offizierkorps ist von den modernen liberalen Ideen ergriffen, und in der Mannschaft sind sehr viele Nicht-Russen und Revolutionäre. Ich hatte jüngst den Besuch eines Herrn, der direkt aus Rußland kam und dort eine Reihe der leitenden Persönlichkeiten gesprochen hatte. Mehrere hatten ihm in der Tat ihre Ueberzeugung nicht verhehlt, daß insbesondere die Artillerie nicht mehr zuverlässig sei, vielleicht nur noch ein Teil der Kavallerie. Auch Oberste hatten ihm gesagt, daß sie ihrer Mannschaft nicht mehr Herr seien. Die Meutereien in Kronstadt, wenn auch ziellos und bald unterdrückt, haben doch gezeigt, wie es in diesen Massen gärt, deren natürliche Wildheit hervorbricht.

Aber wie es nun damit auch in dem Gros der russischen Armee stehe, mag wirklich Unzuverlässigkeit der Truppen das Ausschlaggebende gewesen sein, oder mag Graf Witte und die liberale Richtung am Hofe nur den moralischen Eindruck des allgemeinen Streiks benutzt haben, um auf den Entschluß des Zaren zu wirken und ihn auf ihre Seite zu ziehen — gleich darauf hat sich gezeigt, daß noch andre Kräfte im russischen Reich vorhanden sind, sich den europäisierenden Tendenzen entgegenzuwerfen. In Odessa, Kiew und anderen Städten hat sich dasselbe Volk, das anderswo die Barrikaden besteigt und gegen die Regierung kämpft, zusammen-

gerottet und ist über die „Feinde des Zaren" hergefallen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der revolutionären russischen Bewegung von je, und auch diesmal, die Juden eine hervorragende Rolle gespielt haben. Zehnfach lastet auf ihnen der Druck, unter dem das ganze russische Volk seufzt; durch ihre Sprache und Konfession sind sie mit den europäischen Ideen in viel engerer Beziehung als die Masse der Russen, und keine nationale Empfindung hemmt die Entwicklung zum äußersten revolutionären Enthusiasmus. Von den in der Zeit vom März 1903 bis zum November 1904 für politische Verbrechen Verurteilten sind 53 Proz. Juden gewesen, von den weiblichen Verurteilten sogar 64,3 Proz. Wenn aber die Juden sich an die Spitze der Revolution stellen, sich mit ihrer Person einsetzen und sie mit ihrem Gelde unterstützen, so ist es gar leicht, dem gemeinen Russen die ganze Bewegung als eine jüdische, antinationale darzustellen, den ganzen Rassen- und sozialen Haß, der in der Menge schlummert, gegen sie zu entfachen und alle Raub- und Mord-Instinkte der Bestie im Menschen gegen sie zu entfesseln. Die Behauptung, daß vielfältig die Polizei unter Duldung oder Gutheißung der Gouverneure die Emeuten organisiert habe, hat volle innere Wahrscheinlichkeit.

Graf Witte hat nachträglich die schuldigen Gouverneure abgesetzt, aber das hindert nicht, daß diese ersten Ausbrüche der Gegenrevolution, des uns auch aus der französischen Geschichte bekannten „weißen Schreckens" eine Wendung zu seinen Gunsten herbeigeführt haben. Die Liberalen der höheren Stände sind von Entsetzen gepackt und der Ruf Wittes, daß man sich um ihn scharen möge, um Ordnung, Sicherheit und Freiheit zugleich in Rußland durchzusetzen, findet jetzt Gehör. Allenthalben hört man von Ansätzen zur Bildung einer konstitutionellen Partei, wenn auch Mißtrauen und Opposition gegen Witte noch keineswegs verschwunden oder überwunden sind. In Moskau ist eine Semstwo-Vereinigung zusammengetreten, ein „Vorparlament", um an die deutsche Bewegung von 1848 zu erinnern, und hat sich, wenn auch nicht ohne Schwanken und Widerspruch in diesem Sinne entschieden.

In Deutschland gibt man sich vielfach der Hoffnung hin, daß wenn nur der Zar und Witte ehrlich seien, und die Liberalen sich ihnen jetzt definitiv anschlössen, Rußland in die Bahnen eines geordneten Konstitutionalismus überleiten werde. Ich fürchte, das ist eine Illusion, die die russischen Zustände viel zu harmlos ansieht. Man hört wohl bei uns die Redewendung, die Russen seien um hundert oder hunderte von Jahren gegen Westeuropa zurück, und man meint, daß sie das nun einholen wollten und würden. Aber das ist eine ganz falsche Vorstellung. Rußland ist nicht gegen Westeuropa zurück, worin liegen würde, daß man sich auf derselben Bahn und in derselben Richtung bewegt, sondern Rußland ist etwas ganz anderes als Europa. Das ältere Werk des Engländers Wallace über Rußland, aus dem man viel lernen konnte, ist eben in vierter Auflage deutsch erschienen; der zweite Teil jedoch, der die Gegenwart behandelt,

ist mir noch nicht zugegangen, so daß ich nicht weiß, wie viel er bietet. Dagegen ist im höchsten Grade instruktiv und empfehlenswert, das eben erschienene Werk „Russen über Rußland", ein Sammelwerk, herausgegeben von Joseph Melnik.*) Die einzelnen Kapitel sind freilich von verschiedenem Wert (nicht genügend, obgleich voll interessanter Einzelheiten, z. B. das wichtige Kapitel „Die Finanzpolitik" von Professor Oserow), aber das ganze doch ein Lehrbuch von höchstem Rang. Meisterhaft ist die Einleitung „Betrachtungen über die russische Revolution" von Peter Struve, dem Herausgeber jener russischen Zeitschrift „Oswoboshdenje", die bisher im Auslande erscheinend in den letzten Jahren eine solche Rolle in den russischen Dingen gespielt hat und jetzt nach Petersburg verlegt ist. Alle Mitarbeiter sind erfüllt von Enthusiasmus für die Idee eines neuen Vaterlandes — der kühlere kritische Ausländer erkennt sehr bald und leicht den Punkt, wo der Flügelschlag der Hoffnung die Darsteller von dem festen Boden der Tatsachen in die Lüfte der Phantasmagorien entfernt hat.

Vielfach gestützt auf dieses Werk wollen wir einige der Momente besprechen, die für den Fortgang der Bewegung in Rußland entscheidend werden müssen.

Von den 131 Millionen Untertanen des Zaren sind gegen 40 Millionen, also nicht viel weniger als ein Drittel, Fremdvölker: Polen und Litauer 11 Millionen, Mohammedaner 14 Millionen, Deutsche 2 Millionen, Finnländer 3 Millionen, Juden 4 Millionen usw. Die Polen haben schon erklärt, daß sie nicht in einem russischen Gesamtparlament sitzen, sondern ihre eigene, nationale Regierung in Warschau haben wollen. Andrzej Niemojewski, der in dem Melnikschen Sammelwerk das Kapitel über Polen behandelt, stellt als unerläßliche Forderung seines Volkes hin, daß Rußland in einen Bundesstaat verwandelt werde, aus dem jedem zugehörigen Volke auch nach Bedürfnis auszutreten, das Recht zustehe. Der selbständige Bundesstaat Polen wird nicht nur sein eigenes Parlament, seine eigene Verwaltung in der Landessprache, sondern auch sein eigenes Heer haben.

Wie wird das zukünftige freie Rußland sich zu dieser Forderung stellen? Niemojewski „ohrfeigt", wie er sich ausdrückt, „diese Lakaien einer verbrecherischen Regierung", die an „Kompromisse" denken. Die Frage ist in jeder Beziehung höchst heikel. Denn nicht nur ist auf der russischen Seite die Frage offen, wie weit eigentlich das zukünftige, autonome Polen reichen soll, da die Polen mit „Kongreßpolen" keineswegs zufrieden sind, sondern sie wird auch wegen der preußischen und österreichischen Polen sofort ein schweres internationales Problem. Wenn nun die Bewegung irgendwo über die Grenzen springt? Wir werden unten die polnische Frage vom preußischen Gesichtspunkt noch besonders beleuchten. Graf Witte hat die Tragweite der polnischen Forderungen sofort erkannt, die „polnische Autonomie" rundweg abgelehnt und mit der Verhängung des Kriegszustandes über die „Weichselgouvernements" beantwortet.

*) Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. 670 S.



Soll denn aber die neue Freiheit in Rußland mit Kriegsgerichten beginnen? Die russischen Liberalen haben ihrerseits sofort empfunden, daß sie in einen inneren Widerspruch geraten, wenn sie eine Regierung unterstützen, die in dieser Weise die alten Mittel des Despotismus in Anwendung bringt. Die Radikalen haben einen neuen Generalstreik in Szene setzen wollen; das ist ihnen mißlungen: so leicht sind solche Streiks nicht zu arrangieren — aber man sieht, wie die nationale Frage innerhalb Rußlands die konstitutionelle Frage durchkreuzt und die Sammlung aller patriotischen, so ordnungs- wie freiheitsliebenden Elemente um die Regierung, die der Ministerpräsident so sehr herbeisehnt, wieder auseinandertreibt.

Völlig hoffnungslos aber ist, wie ich gleich hinzufügen will, die polnische Frage für Rußland doch nicht. Schon im Jahre 1899 habe ich auf Grund einer politischen Studienreise, die ich damals nach Warschau gemacht hatte, in diesen Jahrbüchern dargelegt (wieder abgedruckt in meinen „Erinnerungen, Aufsätzen und Reden"), daß sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zwischen Kongreßpolen und Rußland eine wirtschaftliche Einheit herausgebildet hat, die nicht so leicht wieder aufzulösen ist. Polen ist eins der größten und wichtigsten Industriegebiete des russischen Reiches geworden. Die Absatzmöglichkeit unter der unabsehbaren Menschenmasse des inneren Rußland, geschützt durch das russische Zollsystem, hat einen unglaublichen industriellen Aufschwung im ganzen Weichselgebiet gezeitigt. Obgleich nur mit ganz wenigen Eisenbahnen versehen und obgleich die Russen nicht einmal die Weichsel schiffbar gemacht haben, hat Polen heute eine viel dichtere Bevölkerung als das reiche Frankreich, und die Bevölkerung ist auch noch viel schneller gewachsen als sogar die deutsche. In dem Augenblick, wo dieses Industriegebiet von Rußland durch eine Zollinie getrennt würde, müßten diese Menschenmassen geradezu verhungern. Auch tief nach Rußland hinein spielt der polnische Ingenieur, Techniker, Verwalter und Geschäftsmann eine leitende Rolle. Es ist deshalb durchaus keine Heuchelei, wenn schon jetzt polnische Notable erklärt haben, daß Polen bei Rußland bleiben wolle. Die Furcht, bei einer Trennung von Rußland unter die Gewalt Deutschlands zu geraten, wird daneben auch noch eine Rolle spielen. Der generationenlang aufgesammelte glühende innere Haß, der in einem Jahrtausend ausgebildete innere Gegensatz zwischen dem katholischen und dem orthodoxen Slaventum stehen also im Widerspruch zu dem wirtschaftlich-politischen Interesse, und das kommt den Russen zugute, wird aber selbstverständlich nicht verhindern, daß, sobald die Ketten des Despotismus gelockert sind, die heftigsten Kämpfe entbrennen.

Noch viel gefährlicher als die Separations-Tendenzen der unterjochten Fremdvölker ist aber für die russische Bewegung zweifellos die Sonderstellung des russischen Bauerntums. Ueber 100 Millionen der Bevölkerung sind Bauern, zum allergrößten Teil Analphabeten, und so lange sie in ihren Dörfern sind, fast ohne jede Berührung mit der Welt; ihre politisch-wirtschaftlichen Grundbegriffe sind, daß der Zar regiert

und daß der Acker das gemeinschaftliche Eigentum seiner Bebauer ist. Der Begriff des Privateigentums an Grund und Boden existiert für den Muschik nicht. Es ist nur eine augenblickliche praktische Anordnung, daß ein so großer Teil des Ackers den Edelleuten, der Krone und der Kirche gehört. Da nun der Bauer auch von der Kunst, daß man durch Bewirtschaftung dem Acker mehr Früchte entlocken kann, nichts weiß, und die vermehrte Bevölkerung auf dem alten Boden nicht mehr die genügende Nahrung findet, so hat bereits ein Bauernkongreß in Moskau beschlossen, daß die Krons- und adligen Güter eingezogen und an die Bauern verteilt werden sollen.

In dem Sammelwerk „Russen über Rußland" schreibt Alexander Nowikow über das russische Dorf: Ueberall bleibt das Dorf zurück, aber nicht in solchem Maße wie bei uns. Noch jetzt im zwanzigsten Jahrhundert benutzt man zu Beleuchtungszwecken an manchen Orten einen Kienspan, weil Petroleum zu kostspielig ist. Es gibt Dörfer, die durchweg analphabetisch sind. Es gibt Gegenden im Zentrum Rußlands, wo ein Brief, der an einen Bauern adressiert ist, nur zufällig in dessen Hände gelangt — wenn er selbst oder ein Bekannter auf den Gedanken kommt, sich bei der Post nach ihm zu erkundigen. Endlose Strecken trennen die Dörfer von einander; auf den schlechten, ungepflasterten Wegen, die im Winter von Schnee verdeckt sind, fallen zahlreiche Menschenleben der Kälte zum Opfer. Kahl und ohne Verzierungen sind die Häuser im Dorf. Gärtchen mit Staketenzaun gibt es nur vor den Häusern der Geistlichen; Obstbäume nur im Gemüsegarten reicher Leute, Blumen — bei niemandem. Am entsetzlichsten sehen die Dörfer im Herzen Rußlands aus, in seinem fruchtbaren, schwarzerdigen Zentrum, das auch die Städte und die Hauptstädte und Europa ernährt, selbst aber hungert! Das Holz ist zu teuer, Steine gibt es nicht, — und so stehen da kleine Hüttchen aus dünnem Holz mit Strohdächern. Stroh überall, wenigstens im Herbst, wenn die Ernte eingefahren ist: Ställe, Keller, Zäune sind von Stroh, die Dächer werden repariert. Anders ist das Bild im Frühling; der Roggen ist verbraucht oder zum Markte gebracht, das Stroh ist vom Vieh aufgefressen oder verheizt, selbst von den Dächern wird es oft herabgeholt, und wie die Rippen eines Skeletts ragen die unbedeckten Dachsparren hervor. Selten ist ein Dorf zu finden, dessen elenden Anblick Bäume mitleidig verdecken, und fast nur eine Sorte ist es, die man sieht, die anspruchslose Schwarzpappel. Was aber das russische Dorf besonders kennzeichnet, ist der ungeheure Schmutz auf den Straßen im Herbst und im Frühling, der Staub im Sommer und die entsetzlichen Schneegruben im Winter. Eine gepflasterte Dorfstraße habe ich niemals in meinem Leben gesehen; der Kot in den großen Dörfern und an den Stadtgrenzen ist einfach nicht zu durchwaten. Die primitiven Bauernwagen bleiben darin bis zur Achse stecken, die Räder fallen auseinander, die unglücklichen Pferde erschöpfen ihre ganze Kraft . . . Fast unbegreif-

lich scheint es dem Fremden, wie in den aus dünnem Holz gezimmerten niedrigen, dunklen Hüttchen von 4—5 Metern im Quadrat Menschen wohnen können, und doch leben neun Zehntel der Bevölkerung im schwarzerdigen Rußland in solchen Behausungen. Den vierten Teil des Zimmers nimmt der Ofen ein. Das ist ein besonderer „russischer Ofen“. In ihm wird geheizt und das Essen gekocht; und Brot gebacken; und Wäsche gereinigt; und die Familienglieder baden darin der Reihe nach; und auf ihm ruhen die Alten aus — ein Universalofen, den nur ein Volk erfinden konnte, das sechs Monate des Jahres in Schnee lebt! Und womit wird dieser Ofen nicht geheizt! Mit Holz, und mit Stroh, und mit Dünger! Alles verschlingt er seinem armen Herrn, die Dachbalken mit eingerechnet. Aber ach! wenig wärmt er die durchfrorenen Kinder!

Es ist eine Qual, in eine Bauernhütte einzutreten, wenn der Ofen geheizt wird. Das Zimmer ist voll Rauch. Atmen kann man nicht — es ist zum Ersticken. Der Rauch beizt die Augen. Deshalb gibt es so viele Blinde in Rußland. Der echte russische Ofen hat keine Röhre; der Rauch bleibt völlig im Zimmer zurück und sucht sich einen Ausweg durch die Decke, durch das Strohdach, durch die Wandritzen, und wenn selbst der daran gewöhnte Bauer den angesammelten Rauch nicht mehr ertragen kann — durch die offene Tür.

Es ist wahr, daß immer mehr Oefen mit Röhren eingeführt werden, aber auch jetzt noch herrscht in hohem Maße das Vorurteil: „So ist's wärmer!“

Solange geheizt wird — ist's warm, aber bald darauf erkaltet das Hüttchen wieder. In den Fenstern, in den Zimmerdecken, in den Ritzen glitzert der Frost in Form von Schneekristallen, wie auch der Bauer seine Wohnung in Dünger einhüllen mag.

Hier hält sich Tag und Nacht die ganze Familie in einem Raume auf. Der alte Bauer flickt hier seine Bastschuhe, und die Weiber poltern hier mit ihren Spinnrädern; hier sitzen die Mädchen und die kleinen Kinder; hier kreischt der Säugling in der Wiege; hier am Ofen liegen auf dem Stroh auch noch ein Kälbchen, und ein Lämmchen, und ein Ferkel! Hier ist's warm, und in den Ställen aus Flechtwerk würden sie erfrieren. Nachts schlafen sie alle auf den Bänken und auf dem Boden zusammen: die Männer, die Frauen, die Alten, die Kinder, das Vieh …

Ein gewisses Bedürfnis nach Reinlichkeit existiert trotz alledem und kommt hauptsächlich in der häufigen Benutzung des Dampfbades zum Ausdruck. Jeden Sonnabend badet die Familie in demselben Ofen. Alle Glieder der Familie ziehen sich der Reihe nach aus und kriechen in den brennend heißen Ofen, in dem man in gebückter Stellung sitzen kann. Man nimmt einen Eimer Wasser und einen Badequast mit, kriecht hinein, schließt die Oeffnung durch einen Schieber und bearbeitet mit dem Badequast den ganzen Körper so lange, bis er rot wird und der Schweiß auszubrechen beginnt. Wird die Hitze unerträglich, so springt man aus dem

Ofen und zieht sich rasch wieder an. Nicht selten aber sind Fälle, daß einer den überheizten Ofen nicht rechtzeitig verläßt und man nach einiger Zeit einen Leichnam hervorholt. Seife ist ein Luxus, den man sich nicht gestatten kann, auch zum Reinigen der Wäsche wird sie nicht verwendet, statt ihrer nimmt man Asche, wenn man sie haben kann. Fortwährend herrscht Hungersnot, im Halbschlaf Tag für Tag auf dem Ofen liegend sucht man den Körper über die ungenügende Nahrung hinwegzutäuschen. Fleisch gibt es nur an hohen Feiertagen, 20—30mal im Jahre; Suppe aus Wasser mit einigen darin schwimmenden Sauerkohlblättern, ein wenig mit Milch gefärbt, auch Hirse oder Buchweizengrütze, je nach der Gegend und den Gebräuchen, saures Schwarzbrot, Kartoffeln, Gurken im Sommer und im Herbst — das ist alles — ohne jede Abwechslung und nicht immer genug zum Sattessen. — Alles wird sauer gegessen, sonst würde das Volk am Skorbut aussterben. Getränke gibt es nur zwei, Wasser und an den Feiertagen Schnaps.

Und bei einer solchen Nahrung, wenn sie nur genügend ist, ist der Russe zufrieden und findet Kräfte zum Arbeiten! Selbst Kinder und Kranke bekommen nichts besseres zu essen. Nicht alle haben eine Kuh, und wer eine hat, dem gibt sie wenig Milch. Sogar in Gegenden, wo das Milchwesen gut gedeiht, wo es viele Kühe und Weideplätze gibt, erhalten die Kinder keine Milch! Daß Krankheiten und Gebrechen aller Art bei solch elendem Leben überhandnehmen, ist nicht zu verwundern; die Sterblichkeit erreicht schreckliche Dimensionen. Heilung ist Nebensache. Wie sollen Heilmittel gegen Magenkatarrh helfen, wenn der Arzt weiß, daß der Katarrh aus Mangel an Nahrung herrührt. Wie sollen Heilmittel helfen, wenn die Bevölkerung so unkultiviert ist, daß sie alles dem Willen Gottes zuschreibt, ohne an die Ansteckungsgefahr der Krankheiten, an Hygiene und die Wirkung guter Kost zu glauben.

Wie sollen Heilmittel helfen, wenn Kranke trotz der langen Erklärungen des Arztes oder des Feldschers, Kompressen verschlucken und Tropfen einreiben; wenn sie auf einmal einnehmen, was auf eine Woche verschrieben wurde; wenn sie eine spanische Fliege, die der Arzt an den Nacken zu setzen angeordnet hat und dabei mit einer Handbewegung gezeigt, wohin, auf den Pelz kleben? . . . Die Frau, die mit ihrem Kinde zwanzig Werst und mehr zum Arzt wandert, verlangt nach einem Heilmittel, während im Munde des kranken Kindes die Ursache der Krankheit steckt — ein Lutschbeutel aus dem bekannten sauren Schwarzbrot, den die arme Mutter aus Unwissenheit nicht gewechselt hat. —

Auch das Werk, dem ich die vorstehende Schilderung entnehme, vertritt die von Rohrbach hier einst dargelegte Auffassung, daß die russische Getreideausfuhr auf der Unterernährung des Volks beruhe. Von anderer Seite werden diese Berechnungen bestritten; aber wie dem auch sei, über den sozialen und wirtschaftlichen Status des russischen Bauerntums im ganzen, und daß dieses Bauerntum die ungeheure Mehrheit des Volkes

bildet, kann kein Zweifel sein. Was werden diese Leute nun für Abgeordnete wählen? Entweder sie folgen ihren eignen Instinkten und wählen Agrarkommunisten, die mit allem Ernst und allem Gewicht, was ihnen ihre Masse gibt, die Landzuweisung fordern und durchsetzen wollen — das ist die Zerstörung der Fundamente der wirtschaftlichen Ordnung. Oder aber sie wählen unter dem Einfluß des Beamtentums als getreue Söhne des heiligen Rußland die unentwegten Anhänger der zarischen Autokratie. Unter keinen Umständen wählen sie Vertreter der Ideen des konstitutionellen Liberalismus, der europäischen Bildung, parlamentarischen Lebens, welches alles ihnen ganz fremde Begriffe sind, und für die sie sich unmöglich erwärmen können, da ihnen die Kunst des Lesens fehlt, durch die dergleichen vermittelt wird. Die kommunistischen Vorstellungen werden noch genährt und gestärkt werden durch die sozialdemokratischen Agitatoren, die aus der Stadt kommen. In diesen Kreisen bildet man sich nämlich ein, daß ja in Rußland für den idealen sozialistischen Zukunfsstaat vermöge des schon bestehenden Agrarkommunismus bessere Grundlagen gegeben seien als in Westeuropa. Praktisch aber werden die bäuerlichen Kommunisten viel mehr geneigt sein, mit den Anhängern des nationalen zarischen Absolutismus zusammenzugehen — eine Bundesgenossenschaft freilich, vor der selbst dieser sich fürchtet. Denn wenn diese Furcht vor den Bauernforderungen nicht existierte, so wäre es ganz unerklärlich, weshalb die Petersburger Regierung nicht schon längst und von Anfang an das allgemeine Stimmrecht proklamiert hat. Mit der Masse der Bauernstimmen unter der Führung der Landhauptleute ist ja ganz legal und konstitutionell jeder Liberalismus in Rußland totzudrücken, aber man hat sich eben klar gemacht, daß die Bauern, einmal um ihre Meinung gefragt, wohl für das Mütterchen Rußland und den Zaren und die heilige Kirche eintreten, gleichzeitig aber mit ihren eigenen Forderungen und Beschwerden sich melden werden, die man nicht erfüllen kann, ohne den Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern. Mit einer unglaublichen Naivität verkünden die liberalen russischen Reformer, daß freilich eine Agrarreform die nötigste aller Forderungen sei, daß aber, wenn man erst den Bauern die nötige Bildung beigebracht, die russische Landwirtschaft ganz von selbst auf eine genügend hohe Stufe kommen werde, um das Volk menschenwürdig zu ernähren. Zehn Jahre Volksschule, habe ich in einer ihrer Schriften gelesen, würden Wunder tun. Leider gehören viel mehr als zehn Jahre dazu, um die Volksschulen nur einzurichten und einen Volksschullehrerstand zu schaffen; dann gehören wieder viel mehr als zehn Jahre dazu, damit das Volk in diesen Volksschulen etwas lerne. Die Agrarreform aber muß bereits im nächsten und übernächsten Jahr in Angriff genommen werden, wenn sie die Bauern befriedigen und die Landwirtschaft verbessern soll, und sie ist um so schwerer, als sie gerade das Entgegengesetzte von dem anstreben muß, was die Bauern selber wollen. Denn diese wollen, daß der bestehende agrarische Kommunismus noch erweitert werde, die einzig mög-

liche wahre Reform aber besteht darin, daß er abgeschafft und der strenge westeuropäische Begriff des Privateigentums an Grund und Boden auch in Rußland zur Herrschaft gebracht wird.

Mir scheint, die Aussichten auf die Umwandlung Rußlands in einen liberal-konstitutionellen Rechtsstaat sind sehr gering; die schwerste und nötigste aller Reformen, die Rußland braucht, die Agrar-Reform, wird immer noch leichter durch die Autokratie als durch ein parlamentarisches Regiment ins Werk gesetzt werden können. Ein liberaler Rechtsstaat ist nur da möglich, wo er getragen wird von dem Willen des Volkes selber; die große Masse des russischen Volkes aber will ihn garnicht, sondern will ganz etwas anderes, nämlich einen so oder so gestalteten Sozialismus. Die große Masse des russischen Volkes will den liberalen Rechtsstaat umso weniger, als er mit dem russischen Nationalgedanken in Widerspruch steht. Der liberale Rechtsstaat verlangt für seine Kulturaufgaben in Schule und Wohlfahrt, Armen- und Krankenpflege ungeheure materielle Mittel, die Rußland höchstens dann aufbringen könnte, wenn es seine Zinszahlungen reduzierte und die Ausgaben für Heer und Flotte auf ein Minimum herabsetzte. Mit dieser Herabsetzung aber wäre die Großmachtstellung Rußlands in der Welt aufgegeben und der Nationalstolz verletzt.

Glaubt man, daß ein Volk, wie das russische, das jahrhundertelang seine einzige innere Befriedigung in dem nationalen Macht-Bewußtsein und der fortschreitenden Ausdehnung seines Weltreichs gefunden hat, plötzlich auf alle solche Gedanken verzichtet und ruhigen Gemütes zuschauen wird, wenn die anderen Nationen die Erde unter sich verteilen? Rußland kann unmöglich darauf verzichten, Großmacht zu sein. Die Großmacht-Politik aber duldet keine Reduzierung ihrer Mittel, am wenigsten nach einem eben verlorenen Kriege.

Es gibt in Deutschland ja noch immer Finanzmänner und Journalisten, die das deutsche Volk dahin belehren, daß die Besorgnisse wegen der Sicherheit der russischen Finanzen unbegründet seien. Ich habe die Wendung gelesen, daß doch gewiß das zukünftige konstitutionelle Rußland seine Ehre darein setzen werde, seine Verpflichtungen nicht weniger treu zu halten als bisher die Autokratie, oder daß die politischen Reformen auch die Kultur und damit den Wohlstand Rußlands heben würden; an dem Willen der Russen, ihre ausländischen Gläubiger prompt zu befriedigen, dürfe nicht gezweifelt werden. Wer die Ausführungen Rohrbachs, Martins oder meine eigenen mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, weiß, daß die Kritik niemals den guten Willen der Russen angezweifelt hat, sondern ihr Können; ihr Können, selbst wenn die Autokratie sich unerschüttert behauptet hätte, umsomehr, wenn sie konstitutionell wird, denn die wirtschaftlichen Fortschritte, die die politische Abwandlung Rußland vielleicht bringen kann, liegen noch in einer unabsehbaren Ferne, die Forderungen aber, die zu befriedigen sind, sind fällig heute und morgen.

Wird Rußland über diesen unausgleichbaren Gegensätzen völlig in Anarchie verfallen und zugrundegehen oder werden die konservativen Elemente in Kirche und Staat, Armee und Beamtentum schließlich doch wieder die Oberhand gewinnen? Sollte die Autorität der Regierung für eine Zeit lang völlig aufhören, so müssen wir uns auf die allergrauenhaftesten Erscheinungen gefaßt machen. Die Judenmetzeleien der letzten Wochen und die Kämpfe der Tataren und Armenier in Baku sind nur die Vorspiele dazu gewesen. Nicht die französische Revolution, die in den September-Morden, den Noyaden in Nantes und dem Wüten der Revolutions-Tribunale und nachher dem weißen Schrecken Entsetzliches genug hervorgebracht, wird als das Vorbild erscheinen, sondern die Taiping-Revolution in China, in der Städte mit Hunderttausenden von Einwohnern ausgemordet und ganze Provinzen menschenleer gemacht sind. Auch vom russischen Staat gilt einigermaßen jenes eherne Wort: „Er wird sein, wie er ist oder er wird nicht sein“. Rußland und Freiheit sind Begriffe, die sich nicht vereinigen lassen. Das Höchste, was ich mir praktisch in Rußland vorstellen kann, läge etwa in der Richtung jenes Bulyginschen Verfassungs-Projektes, und wenn nach Ueberwindung der jetzigen Krisis der Staat sich wieder erholt und nicht zur reinen Autokratie zurückkehrt, sondern parlamentarische Formen im Sinne Bulygins annimmt, so werden sich die Russen damit trösten müssen, daß immerhin ein gewisser Fortschritt erreicht ist.

Die russische Krisis und die preußische Polen-Politik.

Eine der allerwichtigsten Seiten der russischen Bewegung für uns ist ohne Zweifel die polnische. Wenn es, was ich freilich bezweifle, gelingen sollte, ein halb-autonomes polnisches Nationalwesen innerhalb des russischen Reiches zu schaffen, so müssen die mehr als drei Millionen Polen im deutschen Reich davon aufs stärkste erregt werden, und wir haben Veranlassung, uns von neuem die Frage vorzulegen, ob wir mit unsrer Polenpolitik auf dem richtigen Wege sind. Als das zu erstrebende Ziel unserer Polenpolitik las ich neulich von einem Vorkämpfer des Ostmarkenvereins, Generalleutnant von Müller, die Worte: „Deutsch die Schule, deutsch jede öffentliche Versammlung, deutsch jeder vom Staat besoldete Beamte, der deutsche Text in jeder polnischen Zeitung dem polnischen Texte vorgedruckt, und walt' es Gott, deutsch auch dereinst die Kanzel, so wünschte ich als alter preußischer Soldat mir das Zukunftsbild in den Ostmarken.“

Selbst angenommen, dieses Ziel würde erreicht, so ist es klar, daß damit sehr wenig gewonnen wäre, wenn die Gesinnung der Polen dieselbe bleibt wie bisher. Denn nicht, daß in den Ostmarken polnisch gesprochen wird, ist die Gefahr — das tun die Masuren auch und sind doch sehr gute Preußen — sondern daß volle zehn Prozent der Untertanen des Königs von Preußen, die in kompakten Massen an einer sehr gefährdeten Grenze

zusammensitzen, statt der Anhänglichkeit Haß im Herzen tragen gegen unsern Staat, das ist es, was uns Sorge macht.

Die bisherige Polen-Politik ist nicht imstande gewesen, diese Gefahr zu mindern; der Haß ist immer größer geworden, hat auch bereits das bisher so getreue Oberschlesien ergriffen und die polnische Bevölkerung ist dabei in unausgesetztem Vorrücken, während die deutsche zurückgeht.

Der Oberbürgermeister Witting äußerte sich bei seinem Abschied von der Stadt Posen (nach der „Posener Zeitung") folgendermaßen:

„Das Deutschtum gehe unzweifelhaft und offenkundig zurück; die Behauptung, es gehe vorwärts, sei Selbsttäuschung, es gehe zurück, sichtlich zurück.' Solle die Provinz, solle der Osten nicht für das Deutschtum in zehn bis zwanzig Jahren rettungslos verloren sein, so müßten ganz neue Organisationen geschaffen, müßten die hunderte Widerstände des modernen Verwaltungsapparates beseitigt, oder doch vermindert werden. Andernfalls würde jede noch so starke Kraft allmählich sich aufreiben."

Aehnlich äußerte sich Herr Chr. v. Tiedemann („Tag" vom 9. 4. 05). Die Polen seien auf der ganzen Linie im Avancieren begriffen: „In Bromberg z. B., das früher eine reine deutsche Stadt war, gab es vor dreißig Jahren nur etwa drei oder vier polnische Firmenschilder, heute zählen sie nach Dutzenden. In Wongrowitz ist in einem Jahrzehnt die Zahl der polnischen Kaufleute und Handwerker um rund 120 Proz. gewachsen, die Zahl der Deutschen um rund 20 Proz. zurückgegangen. In Gnesen ist die Zahl der polnischen Handwerker heute fast viermal so groß wie die der deutschen."

Ganz neuerdings ist festgestellt von Hans Wendland, in der „Deutschen Erde", daß von 21 ostmärkischen Kreisen nur 3 einen Fortschritt, dagegen 18 einen sogar recht erheblichen Rückgang der Deutschen aufweisen. Sehr viele Gemeinden, die bisher eine deutsche Majorität hatten, haben jetzt eine polnische; sogar von den Ansiedlungsgemeinden sind 49 polnisch geblieben und 4, die deutsch gewesen sind, trotz aller Ansiedlung polnisch geworden.

Der Berliner Sekretär des Ostmarkenvereins, Viktor Schoultz, hat ebenda zusammengestellt, daß dem Deutschtum in den Provinzen Posen und Westpreußen allein im Jahre 1904 29 Güter mit einer Fläche von insgesamt über 5000 Hektar verloren gegangen sind. Dazu kommen 18 Bauernwirtschaften und eine Apotheke. Außerdem sind jedoch auch in Schlesien 3 Güter von zusammen über 1500 Hektar aus deutschen in polnische Hände übergegangen. Diesen Verlusten steht auf deutscher Seite gegenüber: ein Rittergut, eine bäuerliche Besitzung, zwei Hausgrundstücke und Geschäfte. Die deutschen Verluste werden nicht einmal durch die Ankäufe der Ansiedlungskommission wettgemacht, denn von ihrer Seite wurde im Jahre 1904 nur eine Fläche von 3477 Hektar (6 Güter und 21 Grundstücke) aus polnischen Händen erworben.

Der Grundbesitz geht auf diese Weise quadratmeilenweise aus deutschen

in polnische Hände über, ebenso wie Jahr für Jahr der Hausbesitz und die Geschäfte in den Städten. Man hat die deutschen Besitzer bei der nationalen Ehre packen wollen, daß sie unter keinen Umständen an Polen verkaufen und die „Kölnische Zeitung“ hat verlangt, „Jeder Offizier, jeder Reserveoffizier, jeder direkte und indirekte Beamte wird wegen Pflichtwidrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden müssen, wenn er mit Polen paktiert“.

Wer es unbefangen überlegt, wird sich bald klarmachen, daß solches Verfahren nicht nur fruchtlos bleiben würde, sondern sogar umgekehrt das Deutschtum in den Ostmarken völlig ruinieren muß. Denn zur Erhaltung des Deutschtums gehört nicht bloß, daß nichts an Polen verkauft wird (völlig kann das ja nie verhindert werden), sondern daß auch neue Deutsche hinkommen und kaufen. Wie kann das aber, abgesehen von den Ansiedlern, denen der halbe Wert geschenkt wird, geschehen, wenn man den deutschen Besitzern solche Bedingungen auferlegt? Jeder Landwirt, dem die Idee kommt, sich in den Ostmarken anzukaufen, muß sich doch sagen, daß er oder seine Nachkommen einmal in die Lage kommen können, wieder verkaufen zu müssen; das bedeutet dann aber, da es deutsche Käufer nicht gibt und er an Polen nicht verkaufen soll, den Ruin. Darf man, auch vom entschlossensten nationalen Standpunkt aus, dem Einzelnen ein solches Opfer auferlegen, ihm zumuten, auf solche Gefahr hin in den Osten zu ziehen? Das wunderlichste ist, daß in solcher Lage nur die Familien gerettet werden, die das Unglück gehabt haben, den Vater zu verlieren und unter Vormundschaft zu stehen, denn der Vormund hat nicht das Recht, aus Gründen des Patriotismus seine Mündel zu benachteiligen: er würde wegen Untreue ins Gefängnis kommen. Die beiden letzten Fälle, wo große Besitztümer an Polen übergegangen sind, waren solche Mündelgüter, und es ist klar, daß auf diesem Wege immer wieder der polnische Besitz vermehrt werden wird. Die Ansiedlungskommission kann nicht alle Güter kaufen, deutsche Käufer sind fast nie zu finden, die Polen aber sind immer bereit zu kaufen, auch zu den höchsten Preisen. Denn der Goldstrom, den die Ansiedlungskommission ins Land geleitet hat, hat mit den Preisen auch ihre Kreditfähigkeit sehr gesteigert. Die Güter werden heute mehr als doppelt so hoch gewertet, als vor 20 Jahren. Sie verfügen infolgedessen über ein sehr reichliches Betriebskapital und mit viel Kapital kann man auch viel herauswirtschaften. Der Pole also riskiert auch den teuersten Ankauf, denn er bleibt damit in seiner Heimat und erhält seinen Kindern seine Nationalität; er muß auch schließlich kaufen, da der Staatsdienst ihm verschlossen ist und er sonst keine Möglichkeit hat, sich eine Existenz zu gründen. Der Deutsche aber, der als Landwirt oder Geschäftsmann in den Osten ziehen wollte, würde nicht nur von vornherein dort unter ungünstigeren Bedingungen arbeiten, als irgendwo anders (hoher Ankaufspreis, nationale Reibungen auf Schritt und Tritt mit Nachbarn, Arbeitern, Geschäftsbeziehungen), sondern auch

für seine Kinder die wirtschaftliche Existenz und sogar die Nationalität riskieren.

Die Hoffnung, daß, wenn unsere Polenpolitik nur fest auf dem bisherigen Wege verharre, sie schließlich doch zum Ziele kommen müsse, gleicht der Vertrauensseligkeit eines Fuhrmannes, der auf einen Berg will und meint, daß er schließlich oben anlangen werde, obgleich er sieht, daß sein Wagen fortwährend zurückgleitet. Wenn man erkennt, daß eine Politik schlechterdings ihren Zweck nicht erreicht, so darf man sich doch wohl nicht mit dem allgemeinen Satz, daß Beharrlichkeit eine Tugend sei und daß man unter allen Umständen an der einmal eingeschlagenen Methode festhalten müsse, begnügen. Mir scheint, es ist die allerhöchste Zeit, daß unsere Staatsmänner in eine neue Prüfung der Frage eintreten, ob der Hakatismus uns auf den richtigen Weg geführt hat.

Deutschland und die allgemeine Weltlage.

In der polnischen Frage wirkt die russische Bewegung auf unsere Verhältnisse am direktesten ein, aber wenn man näher zusieht, so erkennt man, daß eigentlich unser ganzes Dasein in allen seinen Gliederungen betroffen wird. Der erfolgreiche politische Massenstreik in Rußland entzündet die Phantasie in unseren Arbeitermassen. Die Möglichkeit einer russischen Zahlungs-Einstellung bedroht mit dem ganzen europäischen auch unser Wirschaftsleben. Der Wegfall der russischen Seemacht hat die Flotten-Kombinationen, die man früher machen konnte, verändert. Die drohende Ausschaltung Rußlands als Großmacht hat Deutschland eine zugleich mächtigere und bedrohtere Stellung in der internationalen Politik gegeben.

Die französische Wochenschrift „Le Courrier Européen“ hat jüngst eine internationale Enquete veranstaltet über die Frage: „Wird Deutschland Erfolg haben mit der Weltrolle, welche es beansprucht, und glauben Sie, daß die Entwicklung der deutschen Macht dem allgemeinen Fortschritt der Zivilisation günstig oder schädlich ist?“

Die Fragestellung ist von vornherein so schief, für uns Deutsche zugleich halb lächerlich, halb beleidigend, daß man kaum erwarten sollte, aus der Rundfrage könne sich für uns etwas ergeben; aber ich gestehe, daß, als ich die Antworten las, sie für mich von großem Wert gewesen sind. Man wußte ja längst, daß Deutschand in der Welt nicht beliebt sei, und daß wir von den andern Nationen ringsum mit Argwohn betrachtet werden, aber ich muß bekennen, daß diese Mißstimmung gegen uns so groß und so verbreitet sei, wie es sich aus dieser Rundfrage ergeben hat, habe ich doch nicht gewußt. Die Verständigsten sind noch, erstaunlich genug, die Franzosen, aus deren Antworten man ersieht, daß sie Deutschland wirklich studiert haben. Auch bei einigen englischen und amerikanischen Gelehrten findet sich ein sympathisches Verständnis sowohl wegen der kulturellen Kraft und

Bedeutung des deutschen Geistes, als auch wegen unserer sozialpolitischen Gesetzgebung. Bei den andern Nationen ist diese Gesinnung nur ganz vereinzelt, vorwiegend aber ein geradezu ingrimmiger Haß, ganz besonders bei den Italienern. Die wohlwollendsten sind noch die, die einen Zwiespalt bei uns annehmen, einen bösen, tyrannischen, eroberungssüchtigen, militärischen, preußischen Geist und eine bessere friedliebende deutsche Volksseele, von der sie hoffen, daß sie schließlich die Oberhand behalten wird. Durchweg herrscht der Verdacht, der ja auch schon in der Fragestellung ausgedrückt ist, daß Deutschland nach einer Weltherrschaft oder wenigstens einer Welt-hegemonie strebe.

Wenn uns bisher von dergleichen Verdächtigungen berichtet worden ist, so haben wir darüber gelacht und die Früchte der englischen Preßhetze darin gesehen, und es ist wohl kein Zweifel, daß diese Preßhetze einen wesentlichen Anteil an der internationalen Verstimmung gegen uns hat. In den Vereinigten Staaten zum Beispiel wird sie sogar den Hauptanteil daran haben. Mir wurde jüngst ein Blatt der „Chicago-Tribüne“, der größten und anständigsten Zeitung dieser Großstadt, zugeschickt, in der die drei deutschen Herzöge abgebildet sind, die der Kaiser abzusetzen beabsichtige, da er ein einheitliches Deutschland schaffen wolle. Da die Bilder gleich dabei waren, muß es doch wohl wahr sein; auch der junge, eben erst zur Regierung gekommene Herzog von Koburg muß daran glauben. In diesem Stile — schrieb mir der Einsender — werde in den englisch-amerikanischen Zeitungen tagtäglich über Deutschland berichtet, sodaß man schließlich, wenn man eine Zeitlang keine deutsche Zeitung daneben läse, ganz nervös würde. Aber so viel eine solche Preßhetze auch vermag, schließlich müssen doch auch tiefere Gründe vorhanden sein, weshalb die Völker sich ein solches Treiben gefallen lassen. Wir in Deutschland sind uns bewußt, daß weder unser Kaiser noch sonst jemand nach einer deutschen Weltherrschaft strebt oder sonst irgend welche kriegerische Gedanken hegt. Wir haben im Gegenteil die Vorstellung, daß, wenn wir nicht wären, England oder vielleicht England und die Vereinigten Staaten zusammen die ganze außereuropäische Welt englisch machen würden, daß wir es also sind, die, indem wir unsere eigene Stellung und unsere eigenen Interessen verteidigen, das Gleichgewicht in der Weltpolitik und in der Kolonialausdehnung der Völker herstellen und dadurch auch den anderen und selbst den kleinsten Nationen eine selbständige Zukunfts-Existenz verbürgen. Es ist richtig, daß unsere innere Politik damit in einem gewissen Widerspruch steht; wir haben es nicht verstanden, zu den in das Deutsche Reich eingesprengten Volkssplittern fremder Nationalität ein solches Verhältnis zu schaffen, daß sie sich bei uns wohl befinden und wir den Ruf, die Schützer des Nationalitätsgedankens zu sein, erlangt hätten. Die schlechte Meinung, die uns unsere Polen- und Dänen-Politik und auch viele Maßregeln in Elsaß-Lothringen in der Welt eingebracht haben, ist für mich immer eins der Motive gewesen, diese Politik für falsch zu halten; aber schließlich ist das doch nicht durch-

schlagend. Wir haben für die äußere Wohlfahrt, namentlich der Polen, doch auch wieder so viel getan, daß wir dadurch sogar in einen inneren Widerspruch mit uns selbst geraten sind. Das Entscheidende ist doch ohne Zweifel die Furcht, in der die andern Völker vor uns leben. Es mag auch ein tüchtiges Stück Neid auf die unerhörten Fortschritte, die wir gemacht haben, eingemischt sein, aber die Hauptsache ist doch unzweifelhaft die Furcht, die Furcht vor unserer Macht. Diese Furcht ist noch wesentlich gesteigert dadurch, daß Kaiser Wilhelm öfter Reden gehalten hat, die dem Auslande als Drohungen klangen und als die Anzeichen von Kriegsabsichten aufgefaßt wurden. Wir in Deutschland wissen, daß es durchaus nicht so gemeint war, daß sie nicht auf das Ausland, sondern nur auf das eigene Volk berechnet waren, das ja erst durch den Kaiser darauf aufmerksam gemacht und endlich dazu gebracht worden ist, einzusehen, daß es auch eine Seemacht werden und sich eine Flotte anschaffen müsse. Ohne diese persönliche Apostrophierung durch den Herrscher wären wir unzweifelhaft ja auch heute noch nicht so weit wie wir sind; das Ausland ist aber dadurch erschreckt worden und schon seit Jahren in steigender Besorgnis. Vor dem japanischen Krieg war diese Besorgnis noch gemildert durch die Vorstellung von der ungeheuren Macht Rußlands, die Deutschland niederhalte. Nun ist plötzlich die innere Schwäche Rußlands offenbar geworden — ganz natürlich, daß sich die Furcht vor Deutschland noch gesteigert hat. Man könnte fragen, weshalb sich die Völker denn nicht vor England fürchten, aber einerseits ist das englische Staatsleben liberaler und eine englische Herrschaft nicht so gefürchtet wie eine deutsche, andererseits ist England doch immer bloß Seemacht und kann den Völkern nicht so unmittelbar gefährlich werden wie Deutschland, wenn es einmal den Entschluß faßte, irgendwo zuzuschlagen. So können wir uns denn über den tatsächlichen Zustand, daß alle anderen Nationen in einer Art öffentlichem Geheimbund gegen uns vereinigt sind, keiner Täuschung hingeben. Es ist das Gesetz des Gleichgewichts, daß sich alle Schwächeren vereinigen gegen den Stärksten. In dem Bewußtsein, daß wir ja schließlich garnichts weiter wollen als das Gleichgewicht, können wir das ertragen; aber die deutsche Diplomatie darf doch keinen Augenblick vergessen, wie gefahrvoll und gespannt die Lage ist. Nicht nur würde jeder wirkliche Mißbrauch unserer Macht eine furchtbare Koalition gegen uns heraufbeschwören, sondern schon jede Drohung ist gefährlich. Immer wieder müssen nicht nur die Worte, sondern auch die Taten der deutschen Diplomatie zeigen, daß wir die Selbständigkeit auch des Kleinsten zu achten gewillt sind. Ich denke die bevorstehende Marokko-Konferenz wird auch die Franzosen überzeugen, daß Deutschland nichts ferner liegt und gelegen hat, als einen Nachbar vergewaltigen zu wollen. Wir haben es uns nicht gefallen lassen, daß England und Frankreich unter Delcassé's Führung glaubten über die Welt verfügen zu können, ohne uns dabei zu beachten; das war unser gutes Recht, und das ist auch von den

Franzosen nachträglich anerkannt worden. Der Fortgang der Verhandlungen muß nun von Punkt zu Punkt zeigen, daß wie unsre eigenen, so auch die Rechte und Interessen der Franzosen zu achten in unserm Willen liegt. Wir haben an dem Fürsten Bülow einen Reichskanzler, der für diese Aufgabe wie gemacht zu sein scheint, der mit vollem Verständnis für das deutsche Interesse die Feinheit und Vorsicht verbindet, die jede unnötige Verschärfung vermeidet. Wenn die Marokko-Frage auf diese Weise zu einem guten Ende geführt wird, so wird das nicht nur für die Franzosen, sondern auch für die andern Nationen ein Beweis für den guten Willen und die Friedensliebe Deutschlands sein, und wir werden hoffen dürfen, daß die Spannung der internationalen Politik, unter der wir jetzt leben, sich allmählich lösen wird.

25. 11. 05. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Paulsen. — Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Friedrich Paulsen. (Deutsche Bücherei, Band 31 u. 32.) Jeder Band brosch. 25 Pf., in Ganzleinen geb. 50 Pf. Berlin, H. Neelmeyer.

Plawina, Dr. Oswald. — Aus Zeit und Leben. Gedichte. M. 1. Tuntschendorf bei Neurode. W. Veith.

Plotin. — Enneaden. In Auswahl übersetzt und eingeleitet von Otto Kiefer. Zwei Bände. Brosch. à M. 7, geb. à M. 9. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Rauchberg, Dr. Heinrich. — Der nationale Besitzstand in Böhmen. 3 Bände. M. 28. Leipzig Duncker & Humblot.

Reichs-Arbeitsblatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang No. 10. 10 Pf. Berlin, Carl Heymann.

Reinsch, Paul S. — Colonial-Administration. New-York, The Machmillan Company.

v. Rohland, W. — Die Willensfreiheit und ihre Gegner. M. 4. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schaub, Dr. Franz. — Der Kampf gegen den Zinswucher, ungerechten Preis und unlautern Handel im Mittelalter. Von Karl dem Grossen bis Papst Alexander III. Eine moralhistorische Untersuchung M. 8. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Schroedter, C. — Die englische Handelsschiffahrt. England in deutscher Beleuchtung. 2. Heft. 80 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Schwebel, Oskar. — Die Sagen der Hohenzollern. III. Auflage. M. 3. In Prachtband M. 4. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.

Stavenhagen, W. — Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichten-Mittel in militärischer Beleuchtung für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. M. 6. Göttingen u. Leipzig, Hermann Peters.

Stendhal-Henry Beyle. — Bekenntnisse eines Egotisten. Selbstbildnis Beyles aus seinen Briefen, Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit Porträt. Brosch. M. 5, geb. M. 6. Jena, Eugen Diederichs.

Stölzel, Adolf. — Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin. M. 2. Berlin, Franz Vahlen.

Struve, Pierre. — Loi Fondamentale de l'Empire Russe. Prix: 2 Fr. 50. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'Edition.

Stutz, Dr. Ulrich. — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 22. Heft: System des Justinianischen Kirchenvermögensrechtes. M. 5. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Szmula. — Handbuch für die Offiziere, Sanitätsoffiziere, oberen Militärbeamten und die Offizieraspiranten des Beurlaubtenstandes über die allgemeinen Dienst- und Standespflichten. M. 1. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.

Thoreau, Henry D. — Walden oder Leben in den Wäldern. Mit Porträt. Brosch. M. 5, geb. M. 6. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

v. Wentzel, Hans. — Die Stärkere. Roman. In orgineller Ausstattung. M. 3. Berlin, Carl Freund.

Wolgast, Heinrich. — Das Elend unserer Jugendliteratur. 3. Aufl. M. 2,40. Leipzig, B. G. Teubner.

Wolkonskij, Fürst Sergei. — Bilder aus der Geschichte und Literatur Russlands. Autorisierte Uebersetzung von A. Hippius. Zweite Ausgabe. M. 5. Gotha, Friedrich Emil Perthes.

Ziegler, Leopold. — Der abendländische Rationalismus und der Eros. Brosch. M. 7, geb. M. 9. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Zimmermann, R., Johanning A., von Frankenberg, Stegemann, R. — Betrieb von Fabriken. Geh. M. 8, geb. M. 8,60. Leipzig, B. G. Teubner.

Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Werner Sombart. Max Weber und Edgar Jaffé. XXI. Band. 3. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.

v. Averina, J. — Ria Larsky. Ein russisches Frauenleben. Berlin, Hüpeden & Merzyn.

Berner, Ernst. — Kaiser Wilhelms des Grossen Briefe, Reden und Schriften. 2 Bände. M. 6, geb. M. 8. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Busch, Dr. Wilhelm. — Die Kämpfe um Reichsverfassung und Kaisertum 1870—1871. M. 8, geb. M. 3,80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Carlyle, Thomas. — Friedrich der Grosse. Gekürzte Ausgabe in einem Bande besorgt von Karl Linnebach. Geh. M. 8, geb. M. 10. Berlin, B. Behr's Verlag.
Caspari, Dr. Otto. — Die soziale Frage über die Freiheit der Ehe. Mit Berücksichtigung der Frauenbewegung vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte. 2. Auflage. M. 2,50. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
Cervantes. — Der sinnreiche Ritter Don Quijote von der Mancha. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. 4. Band, (Schluss des Werkes). M. 2,50. Strassburg i. E., Karl J. Trübner.
Classen, W. F. — Grossstadt - Heimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Grossstadtvolks. Geh. M. 3, geb. M. 4. Hamburg-Grossborstel, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze.
Dahlke, Paul. — Das Buch vom Genie. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Leipzig, M. Altmann.
Dehio, Georg. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Im Auftrage des Tages für Denkmalpflege bearbeitet. Band I. Mitteldeutschland. 360 S. Berlin, Ernst Wasmuth.
Dehn, Paul. — Wilhelm der Erste als Erzieher. In 711 Aussprüchen aus seinen Kundgebungen und Briefen planmässig zusammengestellt. In eleg. Leinenband gebund. M. 4. Halle a. S., Hermann Gesenius.
Der Tag Anderer. — Von der Verfasserin der Briefe, die ihn nicht erreichten. Zwölfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung Deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jahrg. 5, Heft 1 und 2. Abonnementspreis für das Vierteljahr M. 3. Einzelne Hefte M. 1,20. Prag, Karl Bellmann.
Diehl, Dr. Karl. — Ueber Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Zwölf Vorlesungen. M. 3, geb. M. 3,60. Jena, Gustav Fischer.
Drolsum, A. C. — Das Königreich Norwegen. M. 2. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Fliegel, Alice. — Klasse I B. Lustiges von der Schulbank. M. 1,50, geb. M. 2,50. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.
Friedrich. — Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. Dritter Band. Von der Völkerschlacht bei Leipzig bis zum Schlusse des Feldzuges. Mit 7 Plänen und 12 Skizzen in Steindruck. 487 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Friis, Aage. — Die Bernstorffs. Ein Kulturbild aus dem deutsch-dänischen Adels- und Diplomatenleben im 18. Jahrh. Erster Band, geh. M. 10, geb. M. 12. Leipzig, Wilhelm Weicher.
Gaudig, H. — Ein Fortbildungsjahr für die Schülerinnen der höheren Mädchenschule. M. 1,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Geiger, Albert. — Roman Werners Jugend und andere Erzählungen. Brosch. M. 3,50, geb. M. 5. Berlin, Karl Schnabel.
Germanen-Bibel. — Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Heftausgabe 9: Mörike, Gilm, Keller, Rosegger. Heftausgabe 10: Vorworte, Einleitung, Inhaltsverzeichnis. Berlin, Volkserzieher-Verlag.
Göhre, Paul. — Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs.
Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. Leipzig, Theodor Weicher.
Grunzel, Dr. Joseph. — System der Industriepolitik. M. 8. Leipzig, Duncker & Humblot.
v. Gumppenberg, Hanns. — Aus meinem lyrischen Tagebuch. M. 2. München, Georg D. W. Callwey.
Hamann, Joh. Georg. — Sibyllinische Blätter. (Erzieher zu Deutscher Bildung Band V.) Brosch. M. 2., geb. M. 3. Jena, Eugen Diederichs.
Harnack, Adolf. — Reden und Aufsätze. Zwei Bände. Zweite Auflage. Giessen, Alfred Töpelmann.
Heusler, Andreas. — Deutsche Verfassungsgeschichte. M. 6, geb. M. 7. Leipzig, Duncker und Humblot.
Heynen, Reinhardt. — Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien 71.) M. 3. Stuttgart, J. G. Cotta.
Hirschberg, Dr. E. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 29. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1904 (zum Teil auch 1905). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. E. Hirschberg, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin. Berlin, P. Stankiewicz.
Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, herausgegeben von Karl Muth. Vierteljährig M. 4. Einzelheft M. 1,50. München und Kempten, Jos. Kösel.
Hölder, Dr. Eduard. — Natürliche und juristische Personen. M. 8. Leipzig, Duncker & Humblot.
Hölderlin, Friedrich. — Gesammelte Werke. Erster Band, Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Böhm. — Zweiter Band, Gedichte. Herausgegeben von Paul Ernst. — Dritter Band, Dramen und Uebersetzungen. Herausgegeben von Wilhelm Böhm. Komplett. Brosch. M. 9, geb. M. 13,50. Jena, Eugen Diederichs.
Humboldt. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit. 1. und 2. Tausend. Mit den Nachbildungen zweier Briefe. 1906. M. 9, geb. M. 10. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Jacobsen, Friedrich. — Die letzten Menschen. Kart. M. 2,50 geb. M. 3. Leipzig, Georg Wigand.
Jenner, Gustav. — Johannes Brahms als Mensch, Lehrer und Künstler. Studien und Erlebnisse. Brosch. M. 1,20, geb. M. 1,50. Marburg i. H., N. G. Elwert.
Kassner, Rudolf. — Platons Jon-Lysis-Charmides ins Deutsche übertragen. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Jena, Eugen Diederichs.
Kienzl, Hermann. — Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft in Gedichten. Geh. M. 3, geb. M. 4. Breslau. Schlesische Verlags-Anstalt S. Schottlaender.
v. Köbke. — Grundzüge der Arbeiter-Versicherung (Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung) mit besonderer Berücksichtigung der preussischen Ausführungsbestimmungen. 157 S. Berlin, Otto Sallo.

König, Dr. Emil. — Das Leben, sein Ursprung und seine Entwicklung auf der Erde. M. 6. Berlin. Franz Wunder.
Kotzde, Wilhelm. — Horst und Heide. Lieder und Balladen. 75 Pf. Berlin, Verlag des Märkischen Bundes.
Kraepelin. — Naturstudien im Hause. 3. Aufl. M. 3,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Kritik der Kritik. — Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgeber A. Halbert — Leo Horwitz. 2. u. 3. Heft à 30 Pf. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.
Lampe, Dr. F. — Zur Erdkunde. M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Langewiesche, Wilhelm. — . . . und wollen des Sommers warten . . . Geb. M. 1.80, Lederband M. 3. München, C. H. Beck.
Loewe, Dr. Victor. Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. M. 2. Berlin, Johannes Räde.
Macleod, Fiona. — Das Reich der Träume. M. 4, geb. M. 5. Jena, Eugen Diederichs.
Maennel. Dr. B. — Vom Hilfsschulwesen. Sechs Vorträge. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 73. Bändchen.) Geh. M. 1, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Meisted, Henning. — Georg Dahna. Roman. Brosch. M. 4, geb. M. 5,50. Berlin, Karl Schnabel.
Meredith, George. — Rhoda Fleming. In deutscher Uebertragung von Sophie v. Harbou. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Meyr, Melchior. — Erzählungen aus dem Ries. Geb. M. 3,50. München, C. H. Beck.
Michelis, Wilh. Heinr. Eisselbitten. Roman. Berlin, Georg Eichler.
Moeller van den Bruck, Arthur. — Die Zeitgenossen. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Müller, Dr. Johannes. — Die Bergpredigt. Verdeutscht und vergegenwärtigt. Brosch. M. 3, geb. M. 4. München, C. H. Beck.
—,— Beruf und Stellung der Frau. Ein Buch für Männer, Mädchen und Mütter. Geb. M. 2, geb. M. 3, in Leder M. 4,50. München, C. H. Beck.
„Mutterschutz". — Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. (Publikationsorgan des Bundes für Mutterschutz.) Herausgegeben von Dr. phil. Helene Stöcker. Halbjährlich (6 Hefte) M. 3; Einzelheft M. 0,60. Heft 3—6. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
Newest, Th. — Einige Weltprobleme. Zweiter Teil: Gegen die Wahnvorstellung vom heissen Erdinnern. M. 1,50. Wien, Carl Konegen.
Niese, Dr. Benedictus. — Grundriss der römischen Geschichte. 3. Aufl., geh. M. 7,20, geb. M. 9. München, C. H. Beck.
Nolhac de, Pierre. — Ludwig XV. und Maria Leszczynska. Berlin und Leipzig, Hüpeden & Merzyn.
Oberwinder, Heinrich. — Die Weltkrise und die Aufgaben des Deutschen Reichs. 192 Seiten. Dresden, Wilhelm Baensch.
Obst, Georg. — Das Buch des Kaufmanns. Lieferung 8. M. 1,60. Leipzig, Poeschel & Kippenberg.
Pico, Giovanni della Mirandola. — Ausgewählte Schriften. Uebersetzt und eingeleitet von Arthur Liebert. Brosch. M. 8, geb. M. 10. Jena, Eugen Diederichs.
Pöhlmann, Dr. Robert. — Grundriss der griechischen Geschichte. 3. Aufl. Geh. M. 5,50, geb. M. 7,20. München, C. H. Beck.
Reichs-Arbeitsblatt. — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Dritter Jahrgang. No. 11. Berlin, Carl Heymann.
Rohrbach, Dr. Paul. — »Geboren von der Jungfrau«. Das Zeugnis des Neuen Testaments gegen die Lehre der übernatürlichen Geburt Jesus Christus. Fünfte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 49 S.
Roosevelt, Theodore. — Die Rauhen Reiter. Einzige berechtigte Uebersetzung von L. Landau. 312 S. München, Albert Langen.
Rupprecht Prinz von Bayern. — Reiseerinnerungen aus Ost-Asien. Geb. M. 12 in hellpergament. M. 15. München, C. H. Beck.
Schücking, Levin. — Kulturhistorische Novellen. Eines Kriegsknechts Abenteuer, Der Nachrichter. 3. Auflage. Münster i. W., E. Obertüschens Buchhandlung.
Seidel, A. — Die Aussichten des Plantagenbaus in den deutschen Schutzgebieten. 78 S. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.
Seippel, Paul. — Les deux Frances et leurs origines historiques. Fr. 7,50. Lausanne, Payot & Cie. Paris, Felix Alcan.
Spanier, Dr. M. — Zur Kunst. M. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.
Statistisches Amt der Stadt Berlin. — Die Geburten, die Aufgebote und Eheschliessungen, die Ehescheidungen, die Sterbefälle und Meldungen von ansteckenden Krankheiten, sowie die Zuzüge und Fortzüge, ferner die Neubauten und Abbrüche von Häusern im Jahre 1904 in Berlin, sowie die zu Anfang 1905 in Berlin leerstehenden Wohnungen. Berlin, P. Stankiewicz.
Stavenhagen, Fritz. — De ruge Hoff. Niederdeutsche Bauernkomödie in 5 Akten. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Hamburg-Grossborstel, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.
Tamm, Traugott. — Im Lande der Jugend. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Verwaltungsbericht der Landes-Versicherungsanstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1904.
Vesper, Will. — Die Germania des Tacitus. Geb. M. 1,20, in Ganzleder M. 3. München, C. H. Beck.
—,— Das Hohelied Salomonis. Geb. M. 1,20, in Ganzleder M. 3. München, C. H. Beck.
—,— Hartmann von Aue, Lieder, Der arme Heinrich. Geb. M. 1,60, Ganzleder M. 3. München, C. H. Beck.
—,— Luthers Dichtungen. Geb. M. 1,80, Glanzleder M. 3,50. München, C. H. Beck.
Voigt-Diederichs, Helene. Dreiviertel Stund vor Tag. Roman aus dem niedersächsischen Volksleben. Brosch. M. 4, geb. M. 5. Jena, Eugen Diederichs.
Waldschmidt, Wolfram. — Dante Gabriel Rosetti, der Maler und der Dichter. Die Anfänge der präraphaelitischen Bewegung in England. Brosch. M. 6, geb. M. 8. Jena, Eugen Diederichs.



